This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

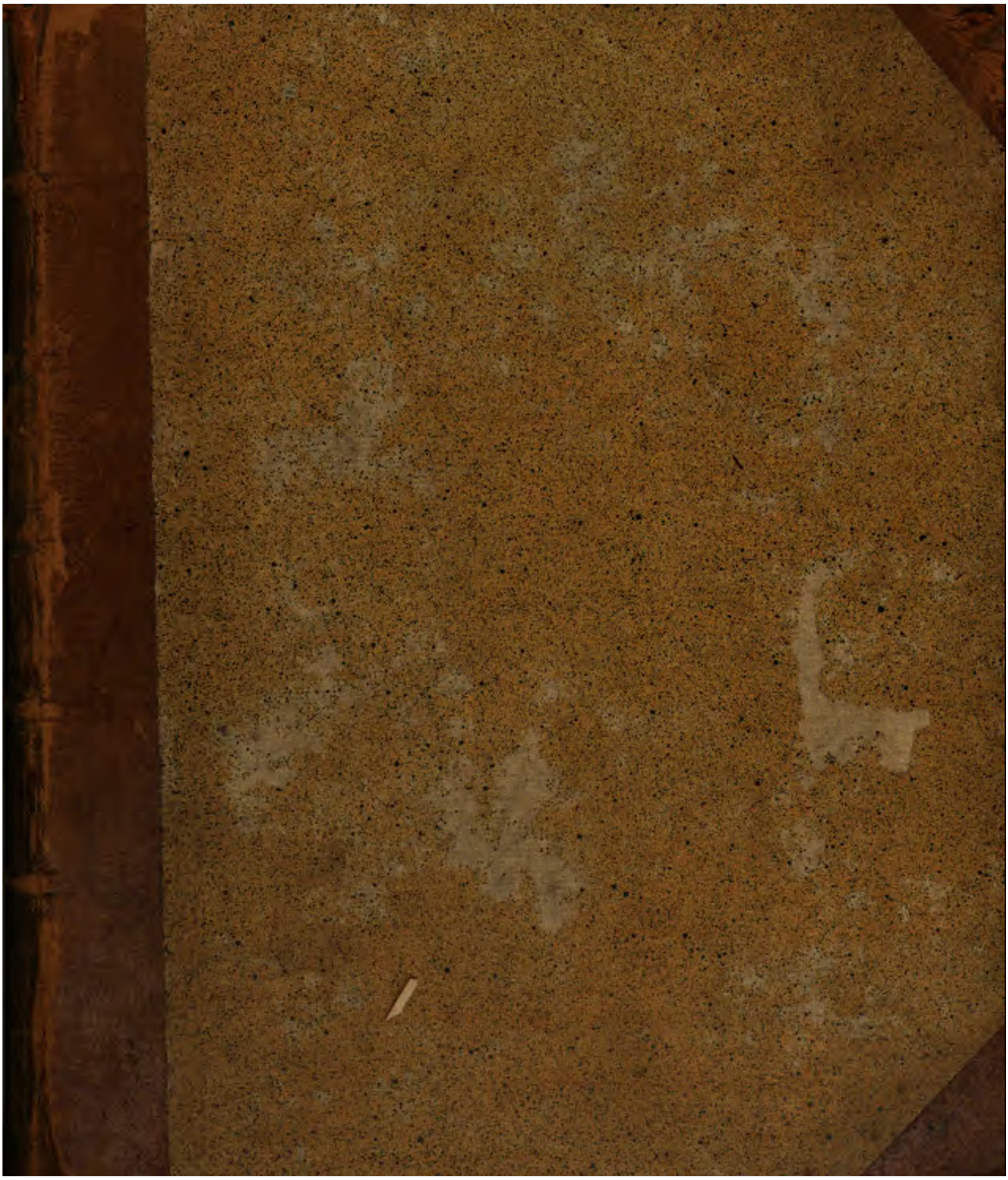
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

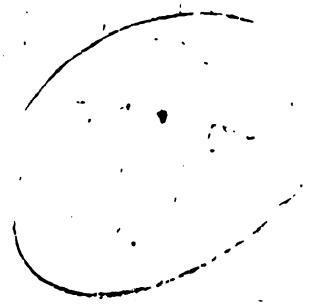
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`





Per. 3977 d. 139
1794 (3)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

VOM JAHRE

1794.

DRITTER BAND.

JULIUS, AUGUST, SEPTEMBER.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

JENA,

in der Expedition dieſer Zeitung,

und LEIPZIG,

in der churfürſtl. ſächſ. Zeitungs-Expedition.

1794

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienſtags, den 1. Julius 1794.

GOTTESGELAHRTHEIT.

SCHWEINFURT u. NÜRNBERG, a. K. d. Vf. u. in Com. d. Raw. Buchhandl. *Reformations-Geſchichte der Reichsſtadt Schweinfurt* mit XLVIII. Beylagen von *Johann Michael Sixt*, Conciacon an der Hauptkirche zu St. Johann. 1794. XIX. u. 298 S. 8.

Daſs das Ganze gewinnt, wenn die einzelnen Theile mit Fleiſs bearbeitet und richtig geordnet werden, das beweiſt die Geſchichte überhaupt und beſonders die Kirchengeſchichte. Jeder, auch kleine Beytrag, welcher dieſen oder jenen Umſtand in ein helleres Licht ſetzt, oder ſonſt eine Lücke ausfüllt, iſt daher mit Dank anzunehmen; warum nicht auch der gegenwärtige, der die Reformationsgeſchichte einer nicht unbeträchtlichen Reichsſtadt, von welcher bisher nur wenig bekannt war, zum Gegenſtand hat, und den überdieſs ein Mann liefert, der aus den Quellen ſelbſt ſchöpfen konnte, der dieſelben gehörig zu benutzen wuſste, und dem es auch an andern nöthigen Unterſtützungen nicht fehlte? Wollten auch andere den Einwurf wiederholen, den ſich der Vf. ſchon ſelbſt gemacht hat, daſs er vielleicht in Dingen, die keinen unmittelbaren Bezug auf ſeinen Gegenſtand haben, zu weitläuftig geweſen ſey: ſo wird doch dieſes den Werth ſeiner gelehrten Arbeit nicht verringern können, zumal da doch auch dergleichen Ausſchweifungen ihren guten Nutzen haben können. *Schweinfurt* nahm erſt ſpät an den Reformations-Anſtalten Theil, und ſtand noch bey der Uebergabe der Augſp. Confeſſion auf der Seite der Gegenparthey, woran vermuthlich das beſondere politiſche Verhältniſs der Stadt mit dem Biſchof zu Wirzburg vornehmlich ſchuld war. Aber endlich erfolgte doch wirklich, was vielleicht bisher bey manchen blos ſtiller Wunſch bleiben muſste. Die Geſchichte dieſer wichtigen Veränderung zerfällt, ſo wie ſie Hr. *S.* vorträgt in 3 *Abſchnitte* von denen der 1ſte von den *Veranlaſſungen* zur Reformation dieſer Stadt handelt. Unter die entfernteren zählt er den Verfall des Katholicismus, oder eigentlich das in *Schweinfurt* eben ſo, wie an andern Orten herrſchende, allgemein bekannte groſse Verderben der Kirche und der Cleriſey inſonderheit. Dieſes muſste nun freylich auch in *Schweinfurt* eine Verbeſſerung wünſchenswerth machen, zumal da noch das politiſche Intereſſe dazu kam, und man hoffen konnte, dadurch auch das ſchwere Joch, das die Biſchöffe von Wirzburg der Stadt aufgelegt hatten, von ſich abſchütteln zu können. Die nähere Veranlaſſung war nun wohl *Luthers* Reformation ſelbſt, und die vielen Beyſpiele von Kirchenverbeſſerungen in der Fränkiſchen Nachbarſchaft z. B. zu *Nürnberg*, *Windsheim*, *Kitzingen*, *Wertheim* u. ſ. w. Auch der 1532. zu *Schweinfurt* gehaltene Convent, oder Fürſtentag, wo *Spalatin*, der den ſächſiſchen Kurprinzen *Johann Friedrich* dahin begleitet hatte, 6 Wochen hindurch öfters predigte, machte die Einwohner dieſer Stadt, für die Sache der Reformation immer empfänglicher. Indeſſen ging es doch mit der wirklichen Einführung derſelben daſelbſt ungleich langſamer, als an andern Orten. Natürlicher Weiſe ſuchte der Biſchof zu Wirzburg zu deſſen Dioeces die Stadt gehörte, alles anzuwenden, ſie im Schooſse der katholiſchen Kirche zu erhalten. Der Rath ſelbſt wollte, eben dieſes Verhältniſſes wegen, in welchem die Stadt mit dem anſehnlichen Bisthum *Wirzburg* ſtand, keine übereilten Vorſchritte thun; auch die Einwohner mochten zum Theil vielleicht nicht gar zu ernſtlich darauf dringen, weil doch noch immer viele der alten Lehre getreu blieben. Endlich erſchien der für *Schweinfurt* ſo glückliche Zeitpunkt. Der daſige Rath, der nun nichts mehr von dem Kayſer zu befürchten hatte, fieng mit dem Anfange des Jahres 1542 die Reformation wirklich an, und da gerade um dieſe Zeit ein neuer Schutzherr der Stadt gewählt werden muſste, nachdem Graf *Wilhelm von Henneberg* kurz zuvor abgegangen war, ſo fiel die Wahl abſichtlich auf den Landgrafen *Philipp von Heſſen*. Es wurden in dieſer Abſicht Geſandte an denſelben geſchickt, die ihm zugleich den Wunſch des Raths und der Bürgerſchaft, einen proteſtantiſchen Lehrer zu erhalten eröfnen müſsten. Dieſer Wunſch würde erfüllt. Sie erhielten durch des Landgrafen Vermittelung einen würdigen Mann an M. *Johann Sutellius*, der bisher 12 Jahre Prediger zu *Göttingen* geweſen war. Dieſer wurde bald nach ſeiner Ankunft, in der Kirche zu unſer lieben Frauen, jetzt zu St. Salvator, der Gemeine vorgeſtellt und ordentlich eingeführt, Indeſſen *Sutellius* in der erſtgedachten Kirche lehrte, taufte und das Abendmal unter beiderley Geſtalt austheilte, trieben die katholiſchen Geiſtlichen ihr Weſen an der Hauptkirche fort. Um nicht tumultuariſch zu verfahren, und um den Biſchof zu Wirzburg nicht zu reitzen, wollte man abwarten, ob ſie ſich nicht ſelbſt entſchlieſsen würden, freywillig abzutreten. Das erfolgte nun auch wirklich, da ihr Tempel nicht mehr oder nur von wenig Perſonen beſucht wurde, und Gaben und Opfer beynahe ganz aufhörten. Nun wurde *Sutellius* nebſt ſeinem ihm zugeordneten Caplan in die eigentliche Pfarrkirche eingeführt, der neue Gottesdienſt förmlich eingerichtet, und eine Kirchenordnung entworfen, die zu *Nürnberg* 1543. bey *Johann Petreius* gedruckt wurde, ſo wie dieſelbe auch gröſstentheils mit der *Nürnbergiſchen* übereinſtimmte. Diejenigen, die bisher der alten Parthey getreu geblieben waren, vereinigten ſich mit dem gröſsern Hau-

fen, und ſelbſt die Carmeliter verlieſsen ihr Kloſter, und der letzte trat zur proteſtantiſchen Religion über, und wurde nachher der erſte Pfarrer zu *Zell*. Wie der Biſchof zu Wirzburg ſein Miſsfallen über dieſe Veränderung an den Tag gelegt, die Zwiſtigkeiten die in der Folge zwiſchen den Lehrern an der Hauptkirche entſtanden, die Annahme der Concordienformel u. d. gl. müſſen wir, um nicht zu weitläuftig zu werden übergehen. Die am Ende beygefügten, nicht unwichtigen Beylagen ſind bis auf die erſte und letzte aus dem Archiv der Stadt *Schweinfurt* mitgetheilt worden. Sie erſcheinen hier ſämtlich das erſtemal im Druck.

JENA, b. Cuno's E. *Philologiſcher Clavis über das Alte Teſtament* für *Schulen u. Akademien. Jeſaias.* von *Heinr. Eberh. Gottlob Paulus*, der Theologie und der orientaliſchen Sprachen Profeſſor, 1793. S. XX. 430. nebſt Regiſter. 8.

Schon der Name des Vf. läſst erwarten, daſs es an neuen und ſcharfſinnigen Aufſchlüſſen zur Erklärung des Jeſaias nicht fehlen werde. Damit aber niemand durch den Titel verführt werde, zu glauben, daſs das Buch bloſs für Anfänger in der hebräiſchen Literatur geſchrieben ſey: ſo müſſen wir ſogleich erinnern, daſs ſchwerlich der dickleibigſte Commentar ſo viele herrliche Winke zur beſſern Bearbeitung des Propheten, und ſo vortrefliche Erläuterungen aus der Sprache, Geſchichte, morgenländiſcher Dichtung und Denkungsart und andern Hülfsmitteln der Interpretation enthalte, als dieſes unter dem beſcheidenen Titel *Clavis* herausgegebene Buch. Die Einrichtung iſt dieſelbe, die der Vf. bey ſeinem Clavis über die Pſalmen befolgt hat, und die wir noch von ihm bey vielen andern bibliſchen Büchern ausgeführt zu ſehen wünſchen. Eine leſenswürdige Vorrede gibt von den Regeln, die er ſich zur Richtſchnur gemacht hat, Nachricht. Sehr richtig bemerkt er, daſs das Vorherſagen für den Wirkungskreis eines Propheten zu eingeſchränkt ſey, daſs ſein Weiſſagen ſo viel ſey, als Etwas Weiſes ſagen, und daſs das meiſte von prophetiſchen Reden nur in Auszügen und Fragmenten auf unſre Zeit gekommen ſey. Der Vf. theilt die Orakelſammlung in 2 Bücher; das erſte bis zu Ende des 39. Cap. das 2te von dem 40ten Cap. bis zu Ende. Beide Bücher werden in Abſchnitte zerlegt, und, ſo geringfügig dies an ſich zu ſeyn ſcheint, daſs er mit dem 40. Cap. eine neue Reihe von Abſchnitten beginnt: ſo conſequent handelt er doch darin nach der von ihm, zwar nicht zuerſt behaupteten, aber doch mit neuen Gründen unterſtützten Meynung, daſs das 2te Buch nicht von Jeſaias geſchrieben ſey. Der Inhalt der Abſchnitte und der noch mehr detaillirte der zu jedem Abſchnitte gehörigen Abtheilungen und Capitel, entwickelt die Gedankenreihe des Propheten. Ihn wird vorzüglich der geübte Leſer ſtudieren. Er findet aber auch unter den zunächſt für Lehrlinge ausgeſtreueten Saamen manches Korn, das auf ſeinen Acker getragen, genährt, und zur Reife gebracht zu werden verdient. Wir müſſen unſerm Vf. das Zeugniſs geben, daſs wir keinen Erklärer kennen, der mehr bey dem Jeſaias gedacht, oder mit einer gröſsern Fülle von Kenntniſſen ausgerüſtet geweſen iſt, als er. Hier ſind einige Proben. 7, 8. hält er שׁשׁים וחמשׁ für eine Interpolation, und verbindet den V. 8. und 9. ſo ראשׁ מעמן *Damaskus wird bloſs Hauptſtadt von Aram bleiben, der König von Aram wird nicht mehr als König von Aram werden, und ehe ein Jahr vergeht, wird ſogar Ephraim von ihm abgeriſſen ſeyn, aber auch* (V. 9.) *er ſelbſt bloſs auf ſeine Gränzen und Beſitzungen eingeſchränkt bleiben.* V. 14. das ה in הערמה überſetzt der Vf. *dieſe* oder *jene. Wenn jetzt irgend eine, welche ſchwanger werden kann, wirklich ſchwanger wird, ſo wird dieſe um die Zeit, wann ſie gebiert, Urſache haben ihrem Kinde den bedeutſamen Namen Gott mit uns zu geben.* v. 16. קוץ *zerſtört erklären* vergl. Jer. 1, 1c, מלכיה *die gerne Könige im Lande ſeyn möchten.* — 10, 9. wird כרכמיש gewöhnlich für *Cercuſium* gehalten; der Vf. theilt ab כרכ מיש überſetzt כרכ aus dem Syriſchen *Burg* und מ ש ware alsdann der Name der Stadt vielleicht *Meſene.* Das 13te Cap. kann dem Jeſaias nicht zugeſchrieben werden, und iſt in eine fremde Stelle eingeſchoben, weil der Zuſammenhang zwiſchen den vorhergehenden und nachfolgenden, die beide in die Zeit Hiskias gehören, zu ſehr dadurch unterbrochen wird. Der Sammler rückt dieſes Lied über Babel, nicht als ein Lied Jeſaiä ein, ſondern als ein Orakel, das ein Land betrift, auf welches Jeſaias prophetiſch hingeſehen hat. — Das 21. 22, 1 — 14. 23 Cap. wird auch dem Jeſaias abgeſprochen. Wie wenig Michaelis Urſache hatte, ſich über die Uebereinſtimmung der Geſchichte mit der Weiſſagung 21, 14 zu verwundern, wird von dem Vf. auf eine überzeugende, und für alle Exegeten lehrreiche Art dargethan. In dem 22. Cap. vergegenwärtigt ſich ein unbekannter Dichter nicht Jeruſalem, ſondern die von den Chaldäern belagerte Stadt Babylon. Das *Sehethal* iſt die flache Gegend, wo man eine gewiſſe Ausſicht hat, die babyloniſche Landſchaft. Aber wie konnte der Dichter die Ebene um Babylon ein *Thal*, das iſt, eine in Bergen eingeſchloſſene Gegend, nennen? — Die hiſtoriſchen Capitel 36 — 39 im Jeſaias werden als die urſprünglichen und vermuthlich von Jeſaias ſelbſt geſchriebenen, von denen die im Buche der Könige abhängig ſind, angeſehen. 38, 7. 8, ſey keine Spur einer Sonnenuhr, ſondern der Prophet habe auf eine von Ahas erbaute Treppe von mehr als 10 Stufen hingedeutet, auf welche eine Zeitlang ein Schatten, nun aber wieder Sonnenſtrahlen geworfen waren; ein Bild, das die Krankheit und Wiedergeneſung des Königes vorſtellen ſollte. 38, 16 wird abgetheilt עליהם *durch mich leben jene,* d. i. von meinem Leben hängt das Leben vieler Menſchen im Staate ab. *Mein Leben gehört allen an, welche hier* בהן *im Lande ſind.* Unter den Gründen, für das ſpätere Alter der vom 40ſten folgenden Capitel verdient der viele Aufmerkſamkeit, daſs der Prophet den Befreyer der Judäer, Cyrus, mit Namen zu nennen weiſs, aber, was darüber hinausgeht, nicht mit hiſtoriſcher Klarheit ſich vorgeſtellt, ſondern von dem Wohlſtande der neuen Colonie ſich Hofnungen gemacht hat, die die Folgezeit nicht beſtätigte. 45, 14. 60. 6 — 10. Dieſes zweyte Buch enthält prophetiſche Aufforderungen,

gen, die von Cyrus kurz vorher ertheilte Erlaubnifs zur Rückkehr nach Palästina zu benutzen, und es kann als ein Pendant zu Ezras und Nehemias, Zacharias und Malachias angesehen werden. Zu dem, wodurch es sich von dem ersten Buche auszeichnet, gehört auch dieſs, dafs der beſsere Theil des Jüdischen Volkes durchgängig der *Knecht Gottes* C. 48. 49. 50. 53. genannt wird, welcher andern Nationen die mosaische Verfaſſung und Gottesverehrung annehmlich machen soll, von innern und äuſsern Feinden gedruckt, aber sich hoch erheben wird, Der Vf. bleibt hierin seiner schon im 3. Th. der Memorabilien vorgetragenen Erklärung getreu. — Das 60. Cap. bezeugt, dafs nach der Erlaubnifs des Cyrus zur Wiederherſtellung des hebr. Staates die Religiosen im Volke sich die höheſten Erwartungen gemacht haben, ein allgemeines Zuströmen der Nation, eine religiöſe Denkungsart, ein allgemeines Aufsehen unter den fremden Nationen sich gedacht, und in poetischer Begeiſterung beschrieben haben. Der Erfolg hat diesen Vorſtellungen nicht entsprochen. Das 63. Cap. sieht der Vf. nicht als Siegeslied über die Edomiter an. *Edom* und *Bozra* seyn nicht nomina propria, sondern appellativa, jenes bedeute *rothgefarbt*, dieſses *Weinleſe*, das Ganze gehe auf die zu Cyri Zeit über andere Völker verhängte Unglücksfälle.

NATURGESCHICHTE.

Nürnberg, in der Raspischen Buchh. *Linneiſches Pflanzenſyſtem im Auszuge.* Ein Lehrbuch zu Vorlesungen, und zum Gebrauch für Liebhaber der Oekonomie, der Fabriken und der Handelswiſſenschaft. I. Theil 471. S. mit 4 Kpft. II. Theil 556. S. mit 4 Kpft. III. Theil. 488 S. mit 3 Kf. IV. Theil 458 S. mit 4 Kf. Th. I-III. 1792. Th. IV. 1793. 8.

Dieſer Auszug des gröſsern Pflanzenwerkes, welches in 15 Bänden unter dem Namen des vollſtändigen Linneiſchen Pflanzenſyſtems zu Nürnberg herauskam, iſt in so weit verdienſtlich, da er das weſentlichſte und allgemeiner brauchbare enthalten soll. Zu Vorlesungen kann er sich auf keine Weise schicken; man müſste denn mehrjährige Pflanzendemonſtrationen darunter verſtehen, wie sie zur öffentlichen Bildung allerdings sehr erwünscht wären, zu denen aber nirgends eine hinlängliche Einrichtung da iſt, und die mit den gegenwärtig möglichen akademiſchen Vorlesungen keine Vergleichung leiden. Das Allgemeine, oder eine Einleitung in die Pflanzenkenntnifs iſt in dieſer groſsen Menge von Bogen kaum zu bemerken, und faſt alles beſteht aus einer Aufzählung von Gattungen und Arten, wovon aber bey weitem die wenigſten mit Beſtimmungen verſehen sind, sondern in dem gröſsern Werke, und in den Generibus Plantarum sollen nachgesehen werden. Der vorzügliche Nutze dieſes Auszuges würde sich also wohl bloſs auf die Anführung der nutzbaren, oder sonſt sehr merkwürdigen Arten einschränken. Aber selbſt in dieſer Rückſicht hätte man anders verfahren müſſen. Weitläufige, vielzeilige Beschreibungen von Gewächsen, die bloſs den vergleichenden Botaniker intereſſiren können, wie von der Grewia asiatica, und weitläufig gedruckte lange Reihen von, höchſtens mit Citaten versehenen, Namen, z. B. aus der Gattung Varronia, Liparia, Othonna hätten ganz wegfallen sollen. Dadurch würde sehr viel Raum erspart, und die Abſicht beſser erreicht worden seyn. Auch einzelne Arten, welche allein eine Gattung ausmachen, hätten keine Erwähnung verdient, wie z. B. „die 675te Gattung Sauvage„ſia. Linn. Gen. Plant. No. 286. Edit. 8. No. 401. Die„ſe Gattung hat ebenfalls (Roridula ging vorher) nur ei„ne einzige Art, die in Amerika zu Hauſe iſt. Linne „Pflanzenſyſt. V. Theil. pag. 708.“ Sehr ungleich iſt es, wenn die Gattung Celoſia eben so kurz abgefertigt, und bey dieſer Pflanzengattung ihrer verſchiedenen herrlichen Zierblumen, die sie in Arten und Varietäten liefert, nicht gedacht wird, indeſs manche, die kein Auge in Europa so bald sehen wird, mit pünktlicher Genauigkeit angezeigt werden.

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. *Altona: Hiſtoriſch - moraliſche Schilderung des Einfluſſes der Hofhaltungen auf das Verderben der Staaten*, von *August Hennings*, königl dänischen Kammerherrn, Oberkommerz- und Handels-Intendant und Oberbeamter in den Aemtern Plön und Ahrensböck. Aus dem Schleswigſchen Journale beſonders abgedrukt, 1792. 93 S. 8. Das Gemählde, welches der Vf. dieſer unterhaltenden Schrift von Höfen aufſtellt, iſt zwar hie und da mit etwas grellen Farben aufgetragen, es vereinigt aber doch im Ganzen viele sehr richtige und treffende Züge, deren Originale man in unſerm lieben deutschen Vaterlande nicht ſo gar mühſam zu ſuchen braucht. Wir zeichnen die erheblichſten derſelben aus, um die Aufmerkſamkeit der Leſer zu reizen.

I. Abſchnitt: *Von Höfen überhaupt.* Der Hof iſt, im eigentlichen Sinn, die Haushaltung des Fürſten; deſſen, nicht des Staats, perſönliche Dienerſchaft. Edles iſt in den eigentlichen Dienſtleiſtungen nichts; wenn die Hofleute dem Fürſten auch perſönliche Dienſte leiſten, so halten sie solche mehr für Repräſentation als für eigentlichen Dienſt. Im Grunde sind also die eigentlichen Hofleute Menſchen ohne Beſtimmung; Müſſiggänger. Das Hauptſtudium des Hofmanns iſt der herſchende Ton, und die eigentliche erſte Quelle des Hoftons iſt die Neigung des Regenten. Iſt der Regent wirklich tugendhaft, so läuft er am meiſten Gefahr, betrogen zu werden (wohl nur, wenn seine Tugend in Schwäche ausartet; denn an ſich leidet Fürſtentugend, ob gleich ihr Charakter in manchen Stücken von Privattugend verſchieden iſt, doch nicht durch die letztere). Der beſte Hofton taugt nichts, deſſen Wahrheit und Charakteriſtik der Menſchheit haben keinen allgemeinen Ton, sondern erſcheinen für ſich, wie sie sind. (Wir würden lieber sagen, der Hofton sey tadelnswerth, ſobald er von dem geſitteten geſelligen Ton überhaupt abweicht, und dieſen entweder verſchraubt oder überſpannt. Das den Hofleuten ſo furchtbare Lächerliche iſt nichts weiter als eine Verfehlung des Tons. Der Höfling muſs aus ſeinem eigenen Standpunkte zugleich die Verhältniſſe genau

kennen, worinn alle, die zum Hofe gehören, unter einander ſtehen. Unſtreitig iſt der vollkommenſte in der Hofkunſt, der die Abgeſchliffenheit der Sitten bis zum gröſsten Grade der Unbedeutendheit treibt. Wenige erreichen den Ruhm, den ſich hierin ein Graf *Maurepas* in Frankreich erwarb. Graf *Oſtermann* ſchlug nie die Augen auf, um ſein Innerſtes auch durch keinen Blick zu verrathen.

II. Abſchnitt: *Standpunkt des Fürſten in dem Hofe.* „*Et ne „m'eſt jamais tombé en fantaiſie*“ ſagt Vater *Montaigne*, „*que ce „fut quelque notable commodité à la vie d'un homme d'entendement „d'avoir une vingtaine de controlleurs à ſa chaiſe percée, ni que le „ſervice d'un homme, qui a dix mille livres de rente, ou qui a „pris Caſal, ou defendu Siene, lui ſoient plus commodes et acceptables que d'un bon valet et bien experimenté.*“ Im Genuſſe des häuslichen Lebens lernt ein Fürſt ein glücklicher und fröhlicher Menſch zu ſeyn; am Hofe iſt er in ſeinen erſten Bedürfniſſen ein Sklave ſeiner vornehmen Hof-Officianten. Er kann nicht mehr befehlen; er muſs intriguiren. Die ſchädlichſte Folge des Hofweſens zeigt ſich bey der Erziehung der Fürſtenkinder, wo der Keim aller guten und wahren Naturempfindung, von der erſten Kindheit an, ganz zerknikt, weder ein Menſch, noch ein Regent, ſondern ein unglückliches Weſen, der künftige Sklave ſeiner Leidenſchaften, ſeiner Unwiſſenheit, ſeiner verſchobenen Eindrücke, gebildet wird. Die Etikette iſt für den europäiſchen Regenten, was das Serail für den Deſpoten Aſiens iſt; ſie ſchlieſst ihn in ſeiner Burg ein, miſst die Schritte ab, die er gegen das Volk, und die das Volk gegen ihn thun kann, benimmt dem Menſchen alles Eigenthümliche, und ſetzt ein gemachtes Weſen an ſeine Stelle. Vergebens nehmen Fürſten zur Popularität ihre Zuflucht und verſtatten Jedermann einen freyen Zutritt. Wer Fürſten aufſucht, hat Wünſche für ſich ſelbſt, und wird ſich daher ſehr hüten, etwas zu äuſſern, das den herrſchenden Ton gegen ihn aufbringen kann. Für Privatwohl mag es ſehr heilſam ſeyn, wenn der Zugang zum Fürſten keinem verſchloſſen iſt: aber in der Regierungskunde verwirrt es mehr, als es fördert, und für den Regenten iſt es immer von geringem Nutzen, bisweilen zum Schaden. Ein durchaus falſcher, und in der That gefährlicher Satz. Wie oft auch ein ſolcher Zutritt zu dem Fürſten gemiſsbraucht, oder vielmehr nicht gehörig genutzt werden mag, ſo iſt es doch unbezweifelt richtig, daſs die heilſamen Folgen deſſelben unendlich überwiegend ſind. Dadurch werden Regent und Volk feſter, als durch irgend ein anderes Mittel, an einander geknüpft. Nicht bloſs der ſuchende Candidat, auch der unterdrückte Bürger, nahet ſich dem Thron. Zugegeben, daſs jener es vermeide den Hofton zu beleidigen, ſo wird dieſer gewiſs nichts unverſucht laſſen ſein wahres oder vermeyntliches Recht an den Tag zu bringen. Schon die Furcht vor ſolchen ungelegenen Aufwartungen hält ſicherlich manchen kleinen Hoftyrannen oder Amtsdeſpoten in Collegien und Provinzen einigermaaſsen im Zaum; ſchon ſie wehrt manchem Uebel ab. Man glaube ja nicht, daſs die Höflinge *immer* Mittel finden, ſolche ungeſchliffene Leute abzuhalten, oder ihre Vorſtellungen zu vereiteln. Oft lehrt die Erfahrung das Gegentheil, wenn nämlich der Fürſt in der That jedermann ſieht, ohne daſs der Hofmarſchall Einlaſsbillette giebt. Wer weiſs nicht, daſs gerade durch dieſe Popularität *Friedrichs des Einzigen* Andenken in einem Grade geſegnet iſt, der es nicht den Preuſsen nur, ſondern auch ganz Europa auf immer unvergeſslich machen wird? Und was für einen Spiegel hat wohl der Fürſt mitten an ſeinem Hofe, andere Menſchen als Hofgeſchöpfe auch nur nach dem äuſſern kennen zu lernen, als eben dieſes? Benimmt man es ihm: ſo iſt er völlig nur an ſeinem Hofe heimiſch und in ſeinem Lande fremd. Selbſt unſer Vf. geſteht, dieſer Zutritt möge für Privatwohl ſehr heilſam ſeyn; wie wäre es denn möglich, daſs er nicht auch in der Regierung fromme? meynt etwa der Vf.; Privatwohl und Regierung wären einander fremd oder vielleicht gar entgegenſetzt? Zwar bezieht er ſich, um den Schaden zu beweiſen, auf den Fall, wenn Fürſten Luſt zu Klatſchereyen (beyläufig geſagt, ein Wort der gemeineren, nicht der Schriftſprache) und Uebertragen haben, und ſich zu Zeitungsträgern gewöhnen; allein jeder ſieht: ohne unſer Erinnern, daſs dies Beyſpiel eben ſo übel gewählt, als die Anwendung unrichtig iſt.)

III. Abſchnitt: *Schickſal des Staats.* Mannichfaltig iſt das Verderben, das ſich vom Hofe auf den Staat verbreitet; indeſſen ſcheint es doch ſämtlich aus der gedoppelten Quelle zu flieſsen, daſs die angeſehenſten Geſchäftsmänner aus der Klaſſe der Hofleute genommen werden, oder wenigſtens durch den Hof zu anſehnlichen Bedienungen gelangen, und daſs alle wichtige Geſchäfte durch den Hof gehen. Hieraus entſtehen die beiden fürchterlichſten Uebel der Staatsverwaltung: *Ariſtokratism in der Regierungsform*, unerachtet wahre Monarchie demokratiſch iſt, und *Anarchie in den Geſchäften.* Daher die Wirkſamkeit der Mittel zur Befriedigung des Ehrgeizes; des angebornen Adels und der perſönlichen Titel. In Deutſchland herrſcht der Adel; im Norden Rang und Titel. Daher die Tyranney der Hofmeynung die unſichtbarer wird, als bey dem Wechſel der Meynungen und Grundſätze. Schon die Menge der Hofbeamten, die mit einander um den Einfluſs auf den Fürſten und den Staat wetteifern, macht es jenem unmöglich, dem Strom zu widerſtehen. Nach einer gedruckten Anzeige ſtanden vor einigen Jahren am Hofe zu München unter dem Oberhofmeiſter 1103 Seelen; unter dem Oberkämmerer 234, dem Oberhofmarſchall 692, dem Oberſtallmeiſter 1107, dem Oberjägermeiſter 514, dem Theaterintendanten 450, zuſammen 4100 Seelen. Sehr ſelten ſtehen die Hofausgaben im Verhältniſs zu den Einkünften des Landes; man gewöhnt die Fürſten zu der verderblichen Meynung, die Staatskaſſe als ihre Privatkaſſe anzuſehen. Von Geſchäften erhalten Regenten ganz falſche Begriffe. Sie beruhigen ſich bey dem methodiſchen Behandeln der Departementer. Aber Departementer werden nie Finanzen und Induſtrie in Aufnahme bringen (dieſs dürfte doch, wenn die Departementer gehörig beſetzt ſind, nicht allerdings richtig ſeyn). England hat kein eigentliches Commerzcollegium (bey einem *Unterhauſe* bedarf es deſſen nicht) und *Friedrich der Einzige* hatte bloſs Rechnungskammern. (Keineswegs; die Kameralverfaſſung iſt im Preuſsiſchen Staate mit den Oekonomie- und Commerzweſen auf das genaueſte verbunden, und durch dieſe Vereinigung konnte der groſse König manche treffliche Plane zur Vermehrung des inneren Wohlſtandes ausführen. Kannte der Vf. das *Generaldirectorium* auch nicht dem Namen nach; ſo muſste er nicht Beyſpiele aus dem Preuſſiſchen Staate hernehmen). Von den gefährlichſten Folgen iſt der Einfluſs der Hofgunſt und Hofintrigue auf Beſetzung und Entziehung der Aemter. Das Labyrinth von Nebenbegriffen und Schonungen, das die Geſchäfte von Höfen betreibt, ſchadet durchaus der Erkenntniſs der Wahrheit, wovon S. 72 ein ſehr lehrreiches Beyſpiel einer Landfabrick angeführt wird, die der Hof aus lauter Patriotismus beynahe vernichtet hätte, indem er ſie heben wollte.

IV. Abſchnitt: *Wiederlegung einiger Scheingründe für die Hofhaltungen*, daſs ſie nemlich zum äuſſern Glanz und Anſehen der Regenten nothwendig wären und zur feineren Kultur beytrügen. (Hier hat uns der Vf., zumal in dem erſten Stücke, eben weil er übertreibt, nicht befriedigt.)

Es wundert uns ſehr, daſs er von dem Einfluſs der Hofſitten auf die Moralität des Volks, inſonderheit von dem weitgreiffenden Verderben, das gewiſſe Hoflaſter verbreiten, nichts geſagt hat. Wahrlich es wäre noch eine reiche Nachleſe übrig.

Der Vortrag iſt im Ganzen genommen lebhaft und angemeſſen; nur liebt der Vf. Declamation, Wiederholungen und das Impoſante etwas zu ſehr.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 2. Julius 1794.

GESCHICHTE.

Pest, Buda und Kaschau, b. dem Edlen von Strohmayer: *Georgii Pray Historia Controversiarum de Ritibus Sinicis, ab earum origine ad finem compendio deducta. Praecedente Epistola ad Benedictum Cetto* (am). 1789. XXXII und 252 S. gr. 8.

Man weiss aus der neuern Kirchengeschichte und insbesondere aus den Verhandlungen der Römisch-Katholischen Missionen, dass die von den Mitgliedern der Gesellschaft Jesu bey dem Missionswerk in Schina durchgängig beobachtete Praxis, in Absicht auf die an den Neubekehrten tolerirte Beobachtung und Ausübung der in diesem Reiche ursprünglich eingeführten und gesetzmässigen Gebrauche, namentlich in Betref des Andenkens und der *politischen* (!) Verehrung der Verstorbenen, nicht allein zu langwierigen und zum Theil mit vieler Erbitterung geführten Streitigkeiten zwischen den die Missionsgeschäfte führenden Orden Veranlassung gegeben, sondern auch den Vätern der Gesellschaft Jesu den harten und schlechterdings unerweislichen Vorwurf einer absichtlichen und wohl gar aus mercantilischen Rücksichten betriebenen Begünstigung eines abgöttischen und mit dem Christenthum unverträglichen Kultus zugezogen hat. Ob nun gleich diese Irrungen schon 1742 durch die Bulle Benedict des XIV. „*Ex quo singulari*" beygelegt sind; so hört doch die Kenntniss davon nicht auf, für den Geschichtforscher und gelehrten Theologen in mehr als einer Rücksicht belehrend zu seyn. Wie sehr aber die Mitglieder jener Gesellschaft nicht nur den Umständen, in aller Betrachtung gemäss, sondern sogar dem *praescripto* der *Congregation de propaganda* völlig conform gehandelt, das mag der klare Buchstabe der von den apostolischen Vicarien allen Missionären ohne Unterschied gegebenen Instruction bey *le Tellier* beweisen, wo es ausdrücklich lautet: „*Nullaque ratione suadete illis populis ut ritus „suos, consuetudines et mores mutent, modo „ne sint apertissime religioni*(!!) *et bonis mo„ribus contraria.*"

Der gelehrte und durch seine vortreflichen historisch-kritischen Recherchen in der Hungarischen Geschichte berühmte Abt *Pray*, der über den von ihm behaupteten Schinesischen Ursprung der Hunnen von mehrern, und insbesondere von dem Piaristen *Cetto* in Anspruch genommen war, hatte bey dieser sehr natürlichen Veranlassung auch über jene Streitigkeiten genauere Untersuchungen angestellt, und darüber, wie er S. 246 dieser Schrift versichert, ein eigenes grosses Werk entworfen, woraus er hier nur das Wesentlichste und wichtigste im Auszuge mittheilt.

Da gewöhnlich, auch von gerühmten und auf Unpartheylichkeit *Anspruch machenden* protestantischen Schriftstellern, diese selbst zur Kenntniss von Schina und der dort eingeführten Verfassung nicht unmerkwürdige Controvers, äusserst einseitig, partheyisch und leidenschaftlich, von einigen sogar ausschliessender Weise nur nach den Schriften *einer* Parthey beurtheilt und beschrieben worden ist: so hat der Vf. mit grosser historischer Kenntniss und Belesenheit, mit kritisch vergleichendem und prüfendem Fleisse, mit Freymüthigkeit und gröstentheils mit Unparteylichkeit die Behauptung der Aussagen der Zeugen gegen einander abgewogen, das Wahre und Falsche derselben ins Licht gesetzt, und insbesondere seinen Gegner, den freylich *mit schwachen Kräften ausgerüsteten*, aber desto *unbescheidenern Cetto*, sehr in die Enge getrieben. Da die Quellen, woraus die ganze Streitsache zu erörtern ist, ungemein rar und gewiss nur wenigen zugänglich seyn möchten; so findet man nun hier aus den *Actis de ritibus sinicis;* aus der *Histoire générale de la Chine* des *de Maillan;* aus der *Narratio de initio et progressu missionis Sinicae;* aus des Hrn. v. *Leibnitz Novissima Sinica;* aus den *Acten* der *Congregation de propaganda* etc.; aus *Christoph. Schorer, le Faure, Philippucci;* aus *Couplet, Intorcetta, Gabrani;* aus *Florian Bahr, Brancati* und andern *de cultu Sinensium;* vorzüglich aber aus den merkwürdigen Aufsätzen des *Gregorius Lopez* und *Leonissa* den ganzen Vorgang von der ersten Veranlassung an bis auf die neuesten Zeiten auseinander gesetzt. Nur dann sind wir nicht ganz auf des verdienstvollen Mannes Seite, wenn er dem Zeugniss verbotener, durch Machtsprüche unterdrückter oder noch schimpflicher behandelten Bücher und Schriften beynahe unbedingterweise alle Beweiskraft abspricht, gerade das auf die entehrendste Art behandelte Buch ist oft ein um so viel geduldiger und ruhiger anzuhörender Zeuge, je mehr man durch gewaltsame Massregeln seine Aussage zu ersticken oder wenigstens verdächtig zu machen suchte. Dem bekannten *Hyacinthus Serry* wird an häufigen Stellen, und, wie es uns vorkömmt, nicht mit Ungrund, sein *unzuverlässiges, partheyisches*, ja selbst der *Verfälschung überwiesenes* Verfahren in dieser Geschichte und wider dem Orden überhaupt vorgeworfen. Z. B. S. 32 — 34 u. f. w. Leibnitzens Urtheile und Aussprüche sind oft gebilligt und ihm mit gebührender Achtung begegnet. Aber *la Croze*, dem sonst viele unbedingt Glauben beymaassen, und *Mosheim*, der sich so sehr den Anschein von Unparteylichkeit in dieser Sache zu geben verstand, werden eben so oft der Verdrehung, der leidigen Witzeley

oder der offenbarſten Unkunde überwieſen. Wider den ſonſt verdienten la Croze bedient ſich der Vf. zuweilen allzuharter Ausdrücke. In Abſicht auf die von dem Orden der Dominikaner gemachten Vorwürfe ſagt der Vf. S. 36 wohl mit Wahrheit: "*Liquet quosdam ex familia S. Dominici magis de honore ſui Ordinis, quam de inquirenda veritate, in cauſa ſinica ſolicitus fuiſſe; quaſi vero honor re ipſa ſit, qui veritate non nititur.*" Vortreflich; aber möchte wohl der *hier* nach ſo richtigen Grundſätzen urtheilende Vf. die Gewährleiſtung übernehmen, daſs keinem ſeiner Parthie dieſelbe, wenn nur nicht zuweilen eine noch ärgere Schwachheit beſchliechen.

Dem Gegner übrigens hat Hr. P. ſeine Lectionen in 8 ſogenannten *Collegiis privatiſſimis* oder Vorleſungen zu ertheilen vor gut befunden, was manchmal drolligt genug mit anzuhören iſt. Daher muſs auch der controllirte Piariſt, damit er doch nicht ganz ein *κωφὸν πρόσωπον* vorſtellt, die beygebrachten Beweisſtellen *ableſen*; wo er denn, nach einer vorgängigen Ermahnung, ſeine Stimme gehörig zu erheben mitunter: "*Fideliter praelegiſti, itaque reſpira*" wieder in den *habitum audientis* verſetzt wird. Auch das Lob, ſich zeitig eingeſtellt zu haben, trägt er §. LII. mit davon; doch überhebt ihm der gutmüthige *Docent* nach vollendeten *Curſus* §. LXVII. des *Examens*, daſs er *ſuo jure* mit dem *Auditor* hätte anſtellen können.

Da wir Auszüge aus dem Ganzen nicht geben können, deſſen Lectüre, wenn man das nothwendige Detail mehrerer partieller Beſtreitungen und Diſcuſſionen abrechnet, den Liebhaber gewiſs nicht unbelohnt laſſen wird; (zur Probe empfehlen wir doch §. XL. u. XLI. von S 101 — 110; oder §. L. u. LI. von S. 164 — 179; daſs der Kardinal *Tournon* keineswegs von Jeſuiten zu Macao gefangen gehalten, oder von ihnen mit Gifte aus dem Wege geräumt ſey) ſo wollen wir nur noch S. 17 und 250 ſo viel bemerken, daſs vom J. 1581, oder von der Wirkung des Ordens in Schina an bis 1712, 249 Mitglieder des Ordens der Geſellſchaft Jeſu an der Ausbreitung der chriſtlichen Religion in dieſem Reiche arbeiteten, 127 aber auf dem Wege dahin mit Tode abgegangen ſind. Auſſer dieſen ſind noch, zu gleichem Endzwecke 48 Dominikaner, 56 Franciſcaner, 17 Auguſtiner und 30 *Clerici regulares* und andere Geiſtliche thätig geweſen. Von 1581 an bis zum Jahr 1773 ſind nicht mehr denn *acht* Mitglieder des Jeſuitenordens mit dem Charakter eines Mandarins belegt worden.

Der lateiniſche Vortrag des Vf. iſt gar nicht ſchlecht; oft angenehm und munter; zuweilen aber, wie es bey einem ſo ſuffiſanten, ungezogenen und doch ſchlecht unterrichteten Gegner wohl nicht anders ſeyn konnte, hart und bitter. Manches unlateiniſche Wort entſchuldigt ſchon die Natur des Gegenſtandes; manches, was dem und jenem Ohre anſtöſsig ſeyn möchten, läſst ſich aus dem *Plautus* und ähnlichen Schriftſtellern rechtfertigen.

SCHÖNE KÜNSTE.

NÜRNBERG, in der Frauenholz. Kunſth. *Principales Figures de la Mythologie executees en taille douce, d'après les pierres gravées qui appartenoient autrefois au Baron de Stoſch, et qui ſont aujourd'hui dans le Cabinet du Roi de Pruſſe. Premiere Livraiſon.* Rojal folio. XII Kupfertafeln, nebſt einem in Kupfer geſtochenen Zueignungskupfer an den König v. Preuſsen. 35 S. Text. 1793. (5 Thlr.)

Ebendaſelbſt. *Abbildungen Aegyptiſcher, Griechiſcher und Römiſcher Gottheiten* mit mythologiſchen und artiſtiſchen Erläuterungen. *Erſte Lieferung.* 1793. XII. Kupfertafeln und 64 S. Text. gr. 4. (2 Thlr.)

Der ſchon durch mehrere uneigennützige Unternehmungen zur Beförderung der Kunſt rühmlich bekannte Kunſthändler, Hr. *Frauenholz* in Nürnberg, hatte vor mehrern Jahren die ſämmtlichen Schweikartſchen Schwefelabgüſſe der Stoſchiſchen Gemmenſammlung käuflich an ſich gebracht. Mit dieſen hatte er zugleich auch ein 1765 angefangenes, aber wegen Mangel an Unterſtützung bald im Anfang unterbrochenes Kupferwerk erkauft, worin der 17 jährige Freund und Hausgenoſſe des Baron v. *Stoſch*, der geſchickte Nürnbergiſche Kupferſtecher *Johann Adam Schweikart* die ganze Stoſchiſche Sammlung, ſo wie ſie *Winckelmann* in ſeinem Catalog beſchrieben hatte, nur ein wenig vergröſſert in Kupfer geſtochen und mit der Winckelmanniſchen Beſchreibung zur Seite herausgeben wollte. Es waren aber davon nur 6 Platten, auf denen im ganzen 36 Steine abgebildet ſind, fertig geworden. Als ſie nebſt den Schwefelabgüſſen ſelbſt in des jetzigen Beſitzers Hände kamen, hatte dieſer zuerſt die Abſicht, dieſes Schweikartſche Kupferwerk durch geſchickte Künſtler fortſetzen zu laſſen, fand aber ſehr bald, daſs dieſes Unternehmen, ſo lieb es auch dem Alterthumsforſcher und wahren Kunſtkenner ſeyn müſſe, doch bey der gröſsern Zahl der Dilettanten wenig Aufmunterung finden würde: weil ſchon die erſte Claſſe der Aegyptiſchen und Perſiſchen Hieroglyphen durch ihre geſchmackloſen Vorſtellungen eher zurückſchrecken, als einladen müſſe. Er machte daher den Plan, aus jeder Claſſe des Cabinets nur einige der ſchönſten Gemmen zu wählen, die noch fehlenden Zeichnungen durch Hr. *Caſanova* in Dresden nach den Originalen verfertigen, dieſe Zeichnungen von den vorzüglichſten Meiſtern ſtechen, und durch einen ſachkundigen Gelehrten mit antiquariſchen und artiſtiſchen Erläuterungen begleiten zu laſſen. Er ſcheute bey der Ausführung dieſes Plans weder Koſten noch Mühe, und ſo erhalten wir nun die erſte Lieferung in doppelter, der Form und Sprache nach, verſchiedener Geſtalt, da die übrigen Lieferungen in ununterbrochener Reihe ſchnell nachfolgen ſollen.

Dieſes Werk nun, ſo wie es ſich hier in dieſer erſten Lieferung ankündigt, gehört unſtreitig zu den wenigen, die durch die artiſtiſche und literariſche Ausführung dem deutſchen Kunſtgeſchmack ſelbſt im Auslande Ehre machen, und durch ſeine verhältniſsmäſsige Wohlfeilheit auch den Kräften des gröſsern deutſchen Publikums angemeſſen ſind. Beide Ausgaben, ſowohl die franzöſiſche in Folio, als die deutſche in Quart, haben ihre eigenen Vorzüge. Die franzöſiſche Prachtausgabe

hat

hat aufser dem von *Casanova* gezeichneten, und von *Klauber* gestochenen an den König von Preufsen, als den Besitzer der Stoschischen Gemmensammlung, gerichteten Dedicationskupfer, welches im Deutschen ganz fehlt, die 12 vortreflichen Originalplatten, wovon 10 von *Casanova* und *Preisler* gezeichnet, und von dem königl. Kupferstecher *Klauber* in Paris gestochen, 2 aber vermuthlich nach schon vorhandenen Zeichnungen von *Guerin* in Strasburg verfertiget sind. Zeichnung und Ausführung durch den Grabstichel lassen in diesen 12 Kupfern dem Kenner der Antike so wohl, als dem schwer zu befriedigenden Kunstliebhaber fast nichts zu wünschen übrig. Es sind nach dem Ausspruche mehrerer urtheilsfähigen Kenner fast vollendete Meisterstücke, die in diesem Fache vielleicht nur durch die Sammlung aus dem Pallaste *Pitti* übertroffen werden, übrigens aber die berühmtesten Gemmenwerke, z. B. das *Cabinet du Duc d'Orleans* weit hinter sich lassen. Die gefährlichste Klippe, bey der Vergröfserung nach eigenen Ideen zu ergänzen und, so der Himmel will, auch zu verschönern, ist hier wo nicht überall — denn selbst in den Erläuterungen werden die Künstler einigemal zu rechte gewiesen — doch weit mehr, als in andern Werken der Art vermieden. Die deutsche Quart-Ausgabe entbehrt freylich dieser Originalkupfer, die hier durch Nachstiche von *Schrazenstaller, Dietrich* und andere bey weitem nicht ganz ersetzt sind, sehr ungern, hat aber dagegen den Vorzug, dafs hier der deutsche Originaltext beygedruckt wurde, wovon der Text in der grofsen französischen Ausgabe nur eine Uebersetzung ist, die bey aller darauf gewandten Sorgfalt und unverkennbaren Mühe den Sinn des Vf doch nicht überall erreicht, und sich manche Ausdrücke und Wendungen erlaubt, die dem vertrauten Kenner der Sprache *anstöfsig* seyn könnten. Indefs sind auch jene Nachstiche, die sich auch noch bey einem zweyten Werke im Frauenholzischen Verlage, bey *Vogels Versuch über die Religion der alten Aegypter* befinden, immer noch ein sehr angenehmes Geschenk für solche, die den höchsten Grad der Vollendung nicht einmal zu beurtheilen im Stande sind. Der geübten Kenner sind gewifs nur wenige, und für diese würde die Verlagshandlung leicht eine befriedigende Auskunft zu treffen, bewogen werden.

Diese *erste Lieferung* ist ganz allein der Aegyptischen Mythologie gewidmet, und gibt in 12 Tafeln die Abbildungen folgender Gottheiten I) Isis bis auf die Brust. II) Isis auf einem Throne sitzend, und den Orus säugend. III) Isis mit dem Sistrum und der situla, Serapis mit dem Scepter auf einer Gemme neben einander. IV) Apis mit zwey pueris dadophoris auf beiden Seiten. V) Osiris doppelt mit dem Habichts- und Menschenkopf auf zwey verschiedenen Gemmen. VI) Harpocrates, bis auf die Brust. VII) Harpocrates, auf einem Papyrkahne fahrend, umringt mit Sonne, Mond und Stern. VIII) Ein stehender Harpocrates mit dem Füllhorne zwischen einem Isis- und Serapiskopfe. IX. X) Anubis doppelt. XI) Anubis mit der Isis. XII) Ein Canopus. Schon die blofse Angabe der hier vorkommenden Vorstellungen sagt dem Kenner, dafs er hier keine ganz alten Aegyptischen Gemmen, sondern nur Kunstwerke der Alexandrinischen und Römischen Periode zu suchen habe. Der in der Einleitung ausdrücklich angedeutete Zweck dieser Sammlung ist, das schönste in jeder Classe zu geben. Man mfus Hrn. *Casanova* die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, dafs er zu diesem Zweck vortreflich gewählt hat. Etwas ganz anderes wäre es freylich gewesen, wenn man das *seltenste* und *merkwürdigste* der Stoschischen Sammlung hätte geben wollen. Dann dürfte die Wahl ganz anders ausgefallen, und manches in seiner Art weit köstlicheres und belehrenderes Stück, z. B. *Winckelm. Catal.* N. 24. auch in *Taffie's Catalogue* Tab. III. N. 169., nicht übergangen worden seyn. Nach diesem Hauptzweck der ganzen Sammlung müfsen nun auch die beygefügten Erläuterungen beurtheilt werden. Sie sollen keineswegs den Alterthumsforscher und Kunstkenner von Profession durch tiefeindringende Forschungen und neue Resultate überraschen, sondern einem weitern Kreis von Dilettanten und Liebhabern aller Art eine angenehme und belehrende Unterhaltung gewähren, und bey jeder Vorstellung eine kurze und doch befriedigende Uebersicht der neuesten Untersuchungen und Bemerkungen in diesem Fache aufstellen. Wer den Witz und Aberwitz kennt, mit dem bis auf die neuesten Zeiten das Religionssystem der Aegypter gedacht worden ist, wird die Schwierigkeiten nicht zu gering anschlagen, mit denen der Vf. *solcher* Erläuterungen zu kämpfen hatte, und sich freuen, dafs Hr. Prof. *Schlichtegroll* in Gotha, dem diese Arbeit aufgetragen wurde, sich ihrer mit so vieler Kenntnifs und feinen Beurtheilung entledigte. Vorausgeschickt ist eine Einleitung, in welcher über den Nutzen des Gemmenstudiums sowohl für die ausübende Kunst, als für die Alterthumskunde mehrere feine Bemerkungen gemacht, und dann die Schicksale der Stoschischen und Schweikartschen Sammlungen sehr unterrichtend erzählt sind, wobey uns vorzüglich die Winke über die immer mehr zunehmende Unsicherheit dieses Studiums durch die Vervielfaltigung und Verfalschung der Pasten in den *Wedgewod*schen und *Taffie*schen Modefabriken sehr fruchtbar geschienen haben. Bey den darauf folgenden einzelnen Erläuterungen verräth der Vf. überall eine genaue Bekanntschaft mit den ältern und neuern Forschungen eines *Caylus, Jablonski, Gatterer*, und besonders des gelehrten *Zoëga*; bringt, wo es die Sache foderte, eine zweckmäfsige Gelehrsamkeit an, und weifs dem Trockenen seiner Materie durch einen angenehmen, doch nicht zu bilderreichen Vortrage, Leben und Interesse zu geben. Ueberall ist, so weit man es von einem Gelehrten, der nicht selbst Künstler ist erwarten kann, Rücksicht auf die *artistische* Behandlung des Sujets genommen, und wo sich die Gelegenheit ungesucht darbot, manche scharfsinnige archaeologische Bemerkung z. B. S. 44. über den Harpocrates als Symbol des Nils, S. 48. über die Verwandschaft der Keule des Harpocrates mit der des Hercules, S. 55. die Erklärung des Monuments eines Isiacus beym Montfaucon u. s. w. eingewebt, auch auf die ganz verschiedenen Epochen des Aegyptischen Religionssystems unverwandte Aufmerksamkeit gerichtet worden. Natürlich

lich ist bey einer so vieldeutigen Materie nicht durchaus Uebereinstimmung zu hoffen. Ueber manches hat vielleicht der Vf. selbst schon jetzt seine Meynung geändert. Wir wollen hier nur einiges anzeichnen, wo wir seiner Erklärung nicht ganz beypflichten können. Die S. 43 aus Winkelmanns Catalog entlehnte Bemerkung, dafs selbst die Apotheose der Kaiser durch eine Wasserfarth auf einer Barke vorgestellt sey, sollte nicht, wie es hier geschen ist, auf den Nil bezogen worden seyn. Diese Vorstellung war rein griechisch und bezog sich auf die Inseln der Seeligen und das Elysium im Westocean, weswegen auch auf den Reliefs der Sarcophagen so oft Nereiden und Processionen der Seegötter vorkommen. S. *Gori* ad *Columbarium Liviae* p. 36. Hr. *Sch.* verwirft mit Recht S. 43. wo das Brustbild eines Harpocrates mit einer in einem Riemennetze um den Hals hängenden *bulla* vorkömmt, die Erklärung Winckelmanns, die auch Raspe zu *Tassie's Catalogue* p. 34. nachgeschrieben hat, von einer Kugel, aus der zwey Schlangen hervorgehn. Allein die allegorische Deutung von einer Pfirsich (?), die Hr. *S.* an dessen Stelle setzt, ist eben so wenig befriedigend. Einmal ist so wohl aus diesem Steine, als aus einigen ähnlichen Denkmalen beym Pocock und Caylus ausgemacht, dafs sich Harpocratesfiguren mit einer *bulla* finden, wie sie die Römischen Knaben bis zum *dies tirocinii* zu tragen pflegten. Eben so gewifs ist es, dafs mehrere Isisbilder nur Portraitfiguren römischer Frauen sind, die zu der Zeit, wo es zum guten Ton in Rom gehörte, eine Isisdienerin zu seyn, sich nur allzugern die Attribute dieser Gottheit ertheilen liefsen. Sollten wir nun hierdurch nicht zu dem analogischen Schlufs berechtigt seyn, in solchen Harpokratesfiguren mit der römischen bulla auch römische Knaben zu finden? Eine dem Isisdienst ergebene Römerin suchte den Schmerz über ihren frühverstorbenen Sohn durch die Verähnlichung ihres Lieblings mit dem Harpocrates auf einem geschnittenen Stein zu lindern. Die bulla behielt man darum bey, um das Alter und den Stand des Knaben dadurch zu bezeichnen. So würde wohl auch aus der mystischen Schlange am Arme ein blofses zierlichgewundenes Armband, und so wäre dieſs ein neuer Beweis, wie sorgfältig man in der Beurtheilung und Erklärung alter Figuren, auf diese im Alterthume so gewöhnliche Umkleidung individueller Persönlichkeit in bekannte Göttergestalten, Acht haben müsse. S. 36. hätte das Alter der Osirisgemme mit dem Geyerkopfe und Geyerstabe, dadurch vielleicht noch genauer bestimmt werden können, dafs sich ein ähnlicher Stab bey einer Isisstatue in der *Villa Adriani* zu *Tivoli* fand, der nun im Capitolinischen Museum gezeigt wird. S. *Mus. Capit.* T. III. tab. 80. — S. 27 hätten wir einige Belege zu den Satz gewünscht, dafs die Siegesgöttin *oft auf dem Haupte* Jupiters abgebildet gewesen sey, und zu S. 63. ist zu bemerken, dafs sich die durch *Schlägers* Abhandlung berühmt gewordene *Gemma Isiaca*, die man im Leibe einer Mumie fand, nicht im Herzogl. Museum zu Braunschweig befindet, wie dort gesagt wird. Dort ist nur ihr Compagnon, der *numus plumbeus* anzutreffen. Die Gemme besitzt der Leibarzt *Brückmann* in seiner mit Recht berühmten Sammlung von Edelsteinen. Im Allgemeinen, dünkt uns, hätte der Verf. wohl noch mehr Rücksicht auf den Fetischismus der ältesten Aegypter nehmen, und besonders beym Apis und Anubis einige Winke darüber ertheilen sollen. Hierdurch würde er mancher Bemerkung, z. B. S. 56. über die aus Thier und Mensch zusammengesetzten Zwittergestalten, mehr Haltung und Bestimmtheit gegeben haben. Schade, dafs ihm wie auf der letzten Seite bemerkt wird, *Vogels Versuch über die Religion der alten Aegypter*, etwas zu spät in die Hände kam. Denn so wenig wir auch mit der ganzen Art, mit der Vogel das Religionssystem dieses Volks zu enträthseln gesucht hat, zufrieden seyn können, so wahr scheint uns doch der dort als Hauptsatz aufgestellte Fetischendienst der frühesten Bewohner Aegyptens.

Wir sehen mit Verlangen der schnellen Fortsetzung eines Werkes entgegen, das zugleich ein Probierstein für die Ausführbarkeit solcher Unternehmungen in Deutschland seyn, und uns zeigen wird, ob das deutsche Publikum geschmackvolle und solide Unternehmungen von Sudeleyen und oberflächlichen Compilationen unterscheiden, und einen uneigennützigen, mit Enthusiasmus für die Kunst durchdrungenen Unternehmer für sein gutes Zutrauen hinlänglich belohnen kann.

KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. *Stettin*, b. Effenbarts E.: *Ausführliche Nachricht von der neuen Einrichtung des grofsen Raths-Lyceums* (zu Stettin). Eine Einladungsschrift zu einer öffentlichen Redeübung, von *Friedrich Koch*, Konrector des grofsen Raths-Lyceums. 1793. 64 S. 4. Ein lesenswürdiger Bericht von einer verbesserten Schulanstalt, welcher ganz das Gepräge der Aufrichtigkeit an sich trägt. Der Vf. verkennt keineswegs das Mangelhafte, welches noch bemerkbar, und der Zeit und glücklichern Umständen zur Verbesserung überlassen ist. Indessen ist es in Zeiten, wo über Verbesserung des Schul- und Erziehungswesens so unendlich viel mehr *geschrieben*, als dafür *gethan* wird, doch herzerhebend, und für Männer in ähnlicher Lage keine geringe Ermunterung, Beyspiele zu sehen, wie viel rechtschaffene Lehrer blofs durch Eifer und Thätigkeit unter gewissen Umständen doch möglich machen und bewirken können, ohne von ihren Obern einen gröfsern Geldaufwand zu verlangen, wodurch mehrentheils allein die schönsten Verbesserungspläne rückgängig werden. Sehr richtig äufsert sich der Verf. hierüber so: „Gewifs würde noch manche Schul- und Erziehungsanstalt unsers deutschen Vaterlandes ihrem Zwecke gemäfser eingerichtet seyn können, wenn man sich überall bemühen wollte, zum Besten dieser Anstalten nur das bewerkstelligen zu wollen, was ohne Geld ausführbar ist. Es besitzt jede Schulanstalt einen gewissen Grad der innern Kraft. Wird diese recht benutzt, werden alle Anstalten getroffen, wodurch sie das zu leisten im Stande ist, was unter den dermaligen Umständen geleistet werden kann: so wird sie eben dadurch zu einer gründlichern Verbesserung vorbereitet." Aber freylich müssen dann auch die Obern so aufgeklärt und von der Wichtigkeit der Sache so überzeugt seyn, dafs sie den wohlgemeynten und uneigennützigen Vorschlägen der Lehrer keine Hindernisse in den Weg legen, oder sie nicht, wie man Beyspiele davon haben will, auf eine niederschlagende Weise, ohne weitern Bescheid *ad Acta* legen lassen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 2. Julius 1794.

LITERARGESCHICHTE.

Rom, b. Fulgoni: *De prima typographiae hiſpanicae aetate.* Specimen *Auctore Raymundo Diosdato Caballero.* 1793. XXXVI und 134 S. gr. 4.

Aus verſchiedenen, leicht zu errathenden Urſachen, war es dem Litérator bisher ſchwer, ja beynahe unmöglich, den eigentlichen Zeitpunct der Einführung der Buchdruckerkunſt in Spanien mit Gewiſsheit zu beſtimmen, und von der Ausbreitung derſelben in dieſem Reiche, bis zu Ende des 15. Jahrhunderts, befriedigende Nachrichten zu geben. Bey Spanien treffen alle diejenigen ungünſtigen Umſtände zuſammen, die Urſache ſind, daſs wir ſelbſt von Städten und Ländern, die uns näher liegen, als dieſes Reich, nicht immer mit voller Zuverſicht von dem Anfange dieſer Kunſt Rechenſchaft geben können; da es auch da, wie überall an gleichzeitigen Schriftſtellern fehlt, die ein ſo merkwürdiges Ereigniſs, nach allen Umſtänden, rein und lauter, auf die Nachwelt zu bringen ſuchten. Man ſchien ſich auch in ſpätern Zeiten, da man an andern Orten nähere Unterſuchungen über eine, von ſo wohlthätigen Folgen begleitete, Erſcheinung anzuſtellen anfieng, in Spanien wenig darum zu bekümmern; und geſetzt dieſer Gegenſtand ſollte auch von einem ſpaniſchen Gelehrten bearbeitet worden ſeyn, wie Rec. z. B. des *Michael de Cabrera Diſcurſo legal, hiſtorico y politico en praeba del origen, progreſſos, utilidad, Nobleza y Excellencias del arte de la Imprenta. Madrid.* 1675. *f.* aber leider, nur dem Namen nach kennt, ſo iſt es ja bekannt genug, daſs beſonders der deutſche Gelehrte, immer der letzte iſt, der davon etwas erfahrt. Das meiſte, was wir, zumal von der ältern ſpaniſchen Literatur wiſſen, haben wir vorzüglich der *Biblioth. hiſpanica* des *Nicol. Antonio* zu danken. Aber auch dieſes Werk iſt nicht nur ſehr theuer, ſondern auch ſelten; doch iſt es in Rückſicht der ältern Literatur von *Maittaire*, und in der Folge auch von andern benutzt worden. War alſo etwas vollſtändigeres und zuverläſsigeres zu erwarten: ſo muſste es von einem Spanier ſelbſt herkommen, welcher aus Quellen, wozu Auswärtigen der Zutritt, auch nur bloſs der weiten Entfernung wegen, ſehr erſchwert werden würde, ſelbſt ſchöpfen, und von andern, nach eben dieſem Ziel ſtrebenden Gelehrten unterſtützt, ein helleres Licht über dieſe Sache verbreiten könnte. Dieſes ſchien bisher freylich immer nur ein wohlgemeynter Wunſch zu ſeyn, der in Spanien um ſo weniger würde erfüllet werden, da man ſelbſt in andern Ländern, wo die Literatur zu Hauſe ſeyn könnte und ſollte, gegen dieſen Zweig derſelben, noch immer kaltſinnig genug iſt. Und doch iſt derſelbe endlich, wider Vermuthen, in dem vor uns liegenden Werke, wo nicht ganz, doch ſo realiſirt worden, daſs man dem Vf. allen Dank ſchuldig iſt. Was derſelbe ſey, ein Geiſtlicher, oder ein, ſonſt in einem andern Amte ſtehender Gelehrter, kann Rec. nicht ſagen, indem er in dem Werke ſelbſt, nur dieſes einzige von ſich meldet, daſs er ſeit mehrern Jahren ſeinen Aufenthält in *Rom* gehabt habe, und von ſeinem Vaterlande entfernet geweſen ſey. Freylich ein Umſtand, der ſeinem Werke nicht gar zu günſtig zu ſeyn ſcheint, zumal da er ſelbſt eingeſteht, daſs er ſich bey der Ausarbeitung deſſelben hauptſächlich an ſeine Vorgänger habe halten müſſen. Indeſſen iſt doch nun einmal der Anfang gemacht worden, die ältere ſpaniſche Literatur, beſonders in Rückſicht auf die Schickſale, welche die Buchdruckerkunſt in dieſem Reiche gehabt hat, zu bearbeiten. Vielleicht werden dadurch andere Gelehrte in Spanien aufgemuntert, dieſen Gegenſtand ins Reine zu bringen, woran um ſo weniger zu zweifeln iſt, da der Vf. bereits zu dieſem ſeinen *Specimen* Beyträge aus Spanien erhalten hat, und zwar aus einem Werke, das ein Gelehrter zu *Sevilla*, Namens *Didaco Alexandro de Galvez*, unter dem Titel: *Apuntaciones, que podran ſervir para indicar el origen y eſtablecimiento de imprentas en Eſpanna* herausgeben wird. Nun, eine kurze Nachricht von dem Werke ſelbſt. Den Anfang machen 9. kurze Abſchnitte, in welchen der Vf. erſt überhaupt von der, den Deutſchen nicht abzuſprechenden Erfindung der Buchdruckerkunſt, und ſodann insbeſondere von Spaniens Verdienſten um dieſelbe handelt. Dieſe beſtehen nicht nur darin, daſs dieſelbe ſchon im 15. Jahrhundert in verſchiedenen Städten dieſes Reiches eine ehrenvolle Aufnahme erhielt, und auch in der Folge von den Regenten und andern Gelehrten, (worunter vorzüglich der Cardinal *Ximenes* deſſen Polyglotte ſeinen Namen unſterblich gemacht hat, zu rechnen iſt), unterſtützet, ſondern auch durch Spanier in die entfernteſten Welttheile von *Amerika* und *Aſien* gebracht wurde. Den Beſchluſs macht eine Vertheidigung der Inquiſition, die nicht ſowohl der Ausbreitung dieſer Kunſt im Wege geſtanden, als vielmehr dazu gedienet haben ſoll, ſchädliche, dem Staat und der Religion nachtheilige Schriften zu unterdrücken; freylich eine Aeuſſerung, die kaum noch *einem Spanier* zu verzeihen iſt. — Nach dieſen Abſchnitten folgt nun das, nach den Jahren geordnete Verzeichniſs der im 15ten Jahrhundert in Spanien gedruckten Bücher ſelbſt, die ſich auf 310. Nummern belaufen. Die vorzüglichſten Städte die noch in dieſem Jahrhundert Druckereyen

reyen hatten, sind: *Barcelona* (*Barchinone*, *Barcino*) *Burgi oder Burgos*, *Salamanca*, *Saragoſſa*, (*Caeſaraugusta*) *Sevilla*, (*Hiſpalis*) *Toledo*, *Toloſa* und *Valencia*. Welcher unter diesen Städten die Ehre gebühre, die Druckerkunst am ersten aufgenommen zu haben, läfst sich bisher noch nicht mit voller Gewifsheit bestimmen. Nach unserm Vf. wäre es *Valencia*. Daselbst wurden 1474. *Obres, o Trobes les quales tracten de la Hors de la ſacratiſſima Verge Maria, ſermone Provinciali* gedruckt. Im folgenden Jahr erschien daselbst, welches besonders merkwürdig ist, eine Ausgabe vom *Salluſt*, — ohne Drucker. Die Drucker werden zwar nicht genannt; wahrscheinlich aber waren es — nach den, dem Vf. von dem obengedachten Gelehrten *de Galvez* mitgetheilten Zusätzen, wurde schon 1475. zu *Sevilla* ein sogenanntes *Sacramentale* gedruckt — *Anton Martinez*, *Bartholomäus Segura* und *Alphonſus de Portu*, die 1477. das erstgedachte *Sacramentale* wieder auflegten. Schon 1475. soll der bekannte *Manipulus Curatorum* zu *Saragoſſa* gedruckt worden seyn. Im J. 1480. folgten *Barcellona*, *Toloſa* und *Burgos* nach; 1485. wurde zu *Salamanca* und 1486. zu *Toledo* gedruckt. Die übrigen Orte, von denen meistens bisher nur ein einziges Product bekannt worden ist, übergehen wir, doch können wir nicht unbemerkt lassen, dafs sich auch ein Paar *spanische Klöſter* um die Ausbreitung der Druckerkunst verdient gemacht haben. Das eine ist das *Coenobium Sancti Cucufatis del Vallcs bey Barcellona*; und das andere das Kloster *Montis Serrati* ebenfalls bey *Barcellona*, wovon 1499. an bis 1524. fleifsig gedruckt wurde. Dafs der Deutsche Fleifs in Spanien geschäftig gewesen sey, und wo nicht alles, doch gewifs das meiste zur Einführung und Ausbreitung derselben beygetragen haben, das mögen folgende Namen der vorzüglichsten deutschen Drucker in verschiedenen spanischen Städten beweisen. Sie heifsen: *Friedrich von Baſel*, *Paulus von Cöln*, *Petrus Hagembach*, *Paulus Hurus von Conſtanz*, *Johann Luſchner*, der die Druckerey in dem Kloster St. *Cucufatis* einrichtete, *Valentin von Mähren*, *Johannes von Nürnberg*, oder *Johannes Pegnicer*, *Johannes Roſembach*, *Nicolaus von Sachſen*, *Nicolaus Spindaler*, *Meinardus Ungut* u. s. w. Den Beschlufs machen, nach den vorhin schon gedachten Zusätzen, der, zu *Sevilla* gedruckten Bücher, 3 Register über die Städte, wo gedruckt wurde, über die Drucker, und über die in dem Werke vorkommenden Namen und Sachen. Einige wenige Zusätze zu den angezeigten Drucken, die Rec. machen könnte, würden hier wohl nicht am rechten Orte stehen, zumal da dieses Werk in Deutschland wenig in Umlauf kommen wird. Doch mufs er eine einzige Anmerkung wiederholen, die der Vf. bey Gelegenheit der 1489. zu *Toloſa* gedruckten spanischen Chronik der *Diego de Valera* gemacht hat. Diese betrift nicht nur den — auch erst neuerlich von einem deutschen Gelehrten wiederholten Fehler, dafs der mit der Präposition *En* combinirte Artikel *el* – ahl *Enel* (*Enèl anno de naſcimient*) für den Namen des Druckers gehalten, und ein *Henricus Enel*, statt des wahren Druckers, der *Heinrich Mayer* hiefs und ein Deutscher war, eingeführt worden ist, sondern auch das in Ansehung des Namens des Verfassers zu rügende Versehen, da man das vorangehende *Moſſen*, welches eigentlich so viel als *Don*, *Dominus* sagen will, für einen Zunamen des Vf. gehalten, und denselben *Moſes Diego* getauft hat. Ein Beweis, dafs dem Literator auch Sprachkenntnifs gar nützlich seyn kann.

NÜRNBERG, b. d. Verleger: *Sammlung von Bildniſſen gelehrter Männer und Künſtler*, nebst kurzen Biographien derselben, herausgegeben von *Chriſtoph Wilhelm Bock und Johann Philipp Maſer*. Neuntes bis zwölftes Heft. 1793. und 1794. 7 Bogen Text. gr. 8.

Mit Vergnügen zeigt Rec. nicht nur die Fortsetzung dieses schätzbaren Werks, sondern auch zu gleicher Zeit die Vollendung des *ersten Bandes* desselben an. Wie Hr. *Bock*, dessen Kunstfleifs auch an den, in den vorliegenden 4 *Heften* befindlichen Bildnissen sichtbar ist, nichts unterlassen hat, demselben einen immer höhern Werth zu geben: so hat auch der gegenwärtige Herausgeber und Verleger sein Versprechen, die Bildnisse und Biographien auswärtiger Gelehrten in gröfserer Anzahl, als bisher geschehen konnte, zu liefern, zu erfüllen gesucht; und dafs dieses auch in der Folge geschehen werde, dafür bürgt uns der Eifer des Verlegers, dieses Werk immer in einen gröfsern Umlauf zu bringen. Der Erfolg wird seinen Wünschen auch sicher entsprechen, indem das nützliche sowohl als angenehme dieses Instituts sichtbar ist, und gewifs mehrere Gelehrte zur Theilnahme an demselben auffodern mufs. Wie oft wünschet man nicht einen würdigen Gelehrten näher kennen zu lernen, und wie lang mufs man nicht manchmal warten, bis ein solcher Wunsch erfüllt wird? Oft bleibt derselbe ganz unerfüllt, wenigstens enthält man nicht immer sichere Nachrichten. Hier, wo jeder noch lebende Gelehrte, gleichsam im vertrauten Zirkel selber redet, und die nähern, oft sehr merkwürdigen Umstände seines gelehrten nicht nur, sondern auch seines häuslichen Lebens erzählt, wer wird da nicht gerne einen aufmerksamen Zuhörer abgeben, zumal da man sich den Mann, den man achtet, vermittelst seines meistens ganz ähnlichen Bildnisses gleichsam vergegenwärtigen kann? Nicht selten kann dadurch auch manches Unrichtige verbessert werden, wie solches der Fall im 9ten Heft bey der Biographie Herrn *Schmutzers*, des so berühmten Wiener Künstlers ist, aus welcher auch der Artikel *Schmutzer*, in der neuen Ausgabe von *Füefslins Künſtlerlexicon* berichtiget werden kann. Ganz vorzüglich wird aber in diesen Heften die Biographie eines Mannes die Aufmerksamkeit des Lesers rege machen, der zwar durch seine Schriften fast allgemein bekannt war, von dessen Lebensumständen und Schicksalen man aber bisher wenig befriedigendes erfahren konnte. Es ist dieses der Verfasser der *Chronologen* und andrer Zeitschriften, die ihrer Eigenheiten wegen stark gelesen wurden. — *Wekherlin*. Sein Bildnifs ist von einem nürnbergischen Künstler nach dem Leben, ausdrücklich für diese

Samm-

Sammlung gezeichnet worden, und *Wekherlin* verſprach ſein eigener Biograph zu werden. Allein da er bald darauf ſtarb, ſo wurde die hier abgedruckte kurze Skizze ſeines Lebens, aus ganz ſichern Nachrichten eines ſeiner Freunde entworfen, aus welcher ein noch kürzerer Auszug für diejenigen, die von dieſem Werke nicht Gebrauch machen können, hier nicht ganz am unrechten Orte ſtehen möchte. *Wilhelm Friederich Wekherlin* iſt 1739. zu *Ober Eſslingen*, einem Dorfe im *Würtenbergiſchen* gebohren worden, wo ſein Vater Prediger war, von dem er auch den erſten und hauptſächlichſten Unterricht im wiſſenſchaftlichen erhielt. Er beſuchte ſodann ein paar Jahre die Schulen zu *Stuttgart*, worauf er nach *Tübingen* geſchickt wurde, um daſelbſt die Rechte zu ſtudieren. Allein er hielt daſelbſt nicht lange aus, gieng als Hofmeiſter nach *Straſsburg* und von da nach *Paris*, wo er etliche Jahre verweilte, und ſich zu jedem Dienſt und Broderwerb erhob und herabliefs. Hier empfieng ſein Geiſt jenen Hang zum *Voltairiſiren*, *Linguetiſiren* und zur *Perſiflage*. Vermuthlich war es Mangel am nöthigen Unterhalte, der ihn nach *Wien* trieb, wo er ſich mit der Schriftſtellerey nach ſeiner Art zu ernähren ſuchte. Er machte auch daſelbſt eine Zeitlang ſein Glück, welches er aber durch die berüchtigten *Denkwürdigkeiten von Wien*, muthwilliger Weiſe wieder verſcherzte — er kam in Arreſt und wurde ſodann verwieſen. Nun gieng ſeine Wallfahrt nach *Regenſpurg* und von da nach *Augſpurg*. Auch hier fand er Beyfall; allein ein Pasquill auf eine Perſon, der er die gröſsten Verbindlichkeiten hatte, nöthigte ihn, dieſe Stadt zu verlaſſen, und ſich nach *Nördlingen* zu begeben, wo er ſeinen Groll gegen Augſpurg in ſeinem *Anſelmus Rabiosus* ausſprudelte. Hier fieng er an, eine Zeitung zu ſchreiben — bekam Händel mit ſeinem Verleger und ſelbſt mit dem *Magiſtrat*, liefs demſelben ſeine Geiſel fühlen — und ſo hatte dann auch ſein Weſen in *Nördlingen* ein Ende. Er wurde fortgeſchaft und ſchlug zu *Baldingen*, einem bey Nördlingen gelegenen Dorfe ſeine Wohnung auf, wo er lange Zeit in der Stille lebte. Hier fieng er ſeine *Chronologen* zu ſchreiben an, welches Journal er, mit ungleichen Erfolge, unter dem Titel des *grauen Ungeheuers*, der *Hyperboraiſchen Briefe* und der *Paragraphen* einige Jahre lang fortſetzte. Eine Invective wider den Magiſtrat zu *Nördlingen*, die er 1788. drucken liefs, war Urſache, daſs ihn der Fürſt von Wallerſtein nach *Hochhaus* bringen liefs, wo er aber nicht als Gefangener ſondern mehr als Gaſt behandelt wurde. Nach einem vierjährigen Aufenthalt daſelbſt, faſste er den unglückſeligen Gedanken, ſich in *Anſpach* zu ſetzen, und — eine *politiſche Zeitung* zu ſchreiben; ſchrieb ſie auch unter dem Titel: *Anſpachiſche Blätter* — aber nicht viel länger als ein Vierteljahr — muſste die Feder wieder niederlegen, und *ſtarb* dann den 24. Nov. 1792. — *aus Verdruſs*, den ihm ſein Arreſt und dieſe leidige Zeitung zugezogen. Er wurde auf Kosten des Miniſters von *Hardenberg* in aller Stille begraben. So viel von dieſem abentheuerlichen Manne. Noch muſs Rec. die Namen der in diesen vier Heften abgebildeten Gelehrten anzeigen. Es ſind aber dieſelben folgende: *Johann Heinrich Abicht, Jeremias Nicolaus Eyring, Georg Franz Hoffmann, Jacob Matthäus Schmutzer, Friedrich David Gräter, Andreas Meyer, Raſmus Nyerup, Heinrich Eberhard Gottlob Paulus, Johann Martin Miller, Ernſt Ludwig Poſſelt, Ludwig Schubart, Wilhelm Ludwig Wekherlin, Johann Lorenz Bökmann, Carl Friedrich Gerſtlacher, Albrecht Chriſtoph Kayſer, Georg Ernſt Waldau.*

Leipzig, b. Reinicke: *Ueber Rouſſeaus Verbindung mit Weibern*, nebſt einigen verwandten Abhandlungen. Zwey Bände. 1792. 436 S. 8.

Es war gewifs kein unglücklicher Gedanke, einem ſo wichtigen Puncte in Rouſſeaus Leben und Charakter, wie ſeine Herzensverbindungen waren, eine beſondere Betrachtung zu widmen. Zwar ſind dieſe Verbindungen ſeine glänzende Seite eben nicht: mehrere ſeiner erklärteſten Freunde finden ihn hier entweder zu ſchwach, oder lächerlich, oder doch ſehr gewöhnlich. Ohne Zweifel würde er das letztere geworden ſeyn, wenn ſeine Leibesbeſchaffenheit ihm den ſinnlichen Genuſs leichter oder ſchmackhafter gemacht, und wenn nicht ſeine kränkliche Phantaſie mehr nach Bildern, als nach Wirklichkeiten, gehaſcht hätte. R's. Hang zu Weibern war aus Begierlichkeit, Eitelkeit und ſeiner Empfindſamkeit gemiſcht, und da ihm das Schickſal beynahe auf jedem Schritte Weiber in den Weg führte: ſo blieb er faſt in einem beſtändigen Taumel, und die Seltſamkeit, welche in ſeinem ganzen Charakter herrſchte (gleichviel, ob ſie Werk der äuſſern Verhältniſſe, oder Studium, oder Affectation war) erzeugte auch hier eine Menge auffallender und ſonderbarer Lagen und Handlungen, deren Betrachtung für jeden Menſchenforſcher lehrreich und unterhaltend ſeyn muſs. Der Vf. hat alles unter 4 Abſchnitte gebracht: der erſte begreift R's. Jugendjahre, der 2te ſeine Verbindung mit Frau von Warens, der 3te ſeine Trennung von dieſer bis zu ſeiner Vereinigung mit Thereſe le Vaſſeur, und der 4te den Zeitraum dieſer Vereinigung bis zu ſeinem Tode. Der vornehmſte Leitfaden dabey ſind natürlich R's. Selbſtbekenntniſſe; aber auch andere Nachrichten und Anekdoten hat der Vf. nicht überſehen, und häufig (wir wünſchten, noch öfterer) controllirt er R's. Aeuſserungen in andern ſeiner Werke. Man ſieht es dem Vf. an, daſs er R's. Schriften und Charakter ſtudiert hat; ſeine eingewebten Bemerkungen zeugen von Menſchenkenntniſs, und der Vortrag iſt leicht und angenehm. Wir glauben daher, daſs Niemand dieſe Schrift unbefriedigt aus der Hand legen werde, wenn gleich der beſcheidene Vf. ſelbſt nicht leugnen dürfte, daſs ſich Manches noch tiefer hätte ergründen, mancher unnütze Excurſus abſchneiden, Manches beſtimmter aburtheln laſſen.

Die vorangeſchickte Abhandlung über den Geiſt und die Geſchichte der R. Bekenntniſſe iſt eine gutgeſchriebene und gründliche Einleitung in die Lectüre dieſes intereſſanten Werks, und zugleich ein Beytrag zur Charakteriſtik ſeines Verfaſſers. In der erſten Beylage

lage ist alles zusammengestellt, was die berüchtigte Anekdote von der Aussetzung der Rousseauischen Kinder angeht, und in der zweyten über R's. Todesart macht es der Vf. wahrscheinlich, dass R. selbst den Faden seines ihm lästig gewordenen Lebens abriss. Die ganze Schrift ist ein würdiger Pendant zu den Reflexionen eines Wieland, Herder, Ramdohr u. a. über diesen merkwürdigen Mann, der sich freylich betrüben musste, zu sehen, wie wenig er durch seine Bekenntnisse das Urtheil der Nachwelt bestochen hat; wenn anders nicht sein Geist, in den Wohnungen einer gereinigtern Weisheit, hocherhaben über die kleinen Eitelkeiten der Erde, es längst bereut hat, mit der Gefahr so vieler schwachen Seelen seiner Eitelkeit dieß Opfer gebracht zu haben.

FREYMAUREREY.

BERLIN, b. Felisch: *Die grosse Loge, oder der Freymaurer mit Waage und Senkbley.* Von dem Verfasser der *Beyträge zur Philosophie des Lebens.* 1793. 278 S. 8. (20 gr.)

Da dieser gesuchte Titel den eigentlichen Inhalt des Buchs unbestimmt lässt, so müssen wir unsere Leser benachrichtigen, dass sie hier weiter nichts als eine Sammlung von Reden und andern prosaischen und poetischen Aufsätzen über freymaurerische und moralische Gegenstände finden, die der Vf. in Logen vorgetragen zu haben scheint. Aufklärungen über Zweck, und Geschichte des Ordens dürfen sie nicht erwarten. Lebhafte Einbildungskraft, Interesse für Tugend und Wahrheit, und Empfänglichkeit für das Erhabne und Schöne kann man den Vf. nicht absprechen: aber man vermisst eindringenden Blick in die Natur der abgehandelten Gegenstände, deutliche Begriffe, Ordnung und Zusammenhang im Denken. Offenbar hat er seine Aufmerksamkeit mehr auf die Einkleidung als auf die Sachen selbst gerichtet und so aphoristisch und sententiös seine Sätze auch auf den ersten Blick aussehen: so findet man doch bey näherer Betrachtung derselben, dass sie mehrentheils Schalen ohne Kern, Phrasen ohne realen Inhalt sind. Gleich der erste Aufsatz: *die Feier der Geburt des Lichts* ist wenig einladend für das Uebrige. Er hebt so an: „So wie die Alten an ihren Geburtstägen (Geburtstagen) ihrem *Genius* opferten und in ihm den bessern unsterblichen Theil ihres Wesens verehrten: *so* wollen wir auch heute *die Entstehung des Schönen und Edlen, das unsere heiligsten Bande knüpft*, und von der Vorwelt in ihrer ältesten Sprache durch Zeichen uns überliefert ist, die unsere Gedanken auf das Wesen der Dinge heften und uns lehren sollen, die Täuschung von der Wahrheit, den Schein von der Wirklichkeit zu unterscheiden." — Wo ist hier ein bestimmter verständlicher Sinn und Zusammenhang? S. 26. „Ein mit Zweck und Absicht uneigennützig thätiger Mensch, der bey seinen Unternehmungen so wenig wie möglich eingeschränkt ist, ist ein *Freymaurer*. (Da hier auf die Beschaffenheit des Zwecks keine Rücksicht genommen ist: so würde auch der heil. *Crispin* auf den Namen eines Fr. M. Anspruch haben machen können.) S. 30. Wer sich von der gewöhnlichen Classe der Menschen durch ein höheres Freyheitsgefühl unterscheiden will, muss nothwendig gelernt haben, *jedes Gut des Lebens zu besitzen, ohne sich zu fürchten, es zu verlieren.*" (Schale ohne Kern! und in anderer Rücksicht ein ganz falscher Satz.) Der Aufsatz mit der doppelten Ueberschrift: *Leben und Wirksamkeit* und *Bestimmung der Thatkraft*, ist ein Centō von unbestimmten Maximen und Sentiments, ohne Zweck und Einheit. S. 56. 57. heisst es darinn: „Darum erhieltest du ein *Uebermaas* von Kräften, damit Leben und Wirksamkeit befördert werden, indem das Stärkere auf das Schwächere drückt, bis beide wieder im Gleichgewicht sind. Wie das Wasser strebt *in seine Fläche*, und die Luft, in ihr Gleichgewicht zu kommen, so wirken die moralischen Kräfte auf einander, und alles geräth in Bewegung und Thätigkeit. Stürme brausen, Ströme stürzen sich von Felsen, durchbrechen Dämme, überschwemmen Städte, und wälzen sich dann ruhig wieder in ihren angewiesenen Ufern hier. (*fiat applicatio!*) Nur der ist unglücklich, der noch nicht in seinem Gleise ist; es sey nun das gewöhnliche oder *eccentrische*. (Die Gedanken des Vf. scheinen sich immer im letzteren zu bewegen.) Immerwährender *Sturm* ist in der Seele dessen, dem die *erstickte Flamme* im Busen *lodert*. (*Sturm* und *Flamme*, *erstickte* und dennoch *lodernde* Flammen!) Von gleichem Gehalte ist der folgende Aufsatz. S. 59. unter der Rubrik: *Festigkeit*, auf welche auch nicht eine Sylbe in demselben Bezug hat. Wir setzen ihn ganz her.

„Ein fortdauernder wehmüthiger Zustand ziemt einem Manne nicht, nur die Anstrengung, womit er selbst seine Wehmuth zu unterdrücken sucht; erregt unser Mitleid. Eben das ist auch der Fall mit der Freude: man fühlt sich nie ruhig, bis man sich durch einen Gedanken an die Ungewissheit und Vergänglichkeit aller menschlichen Dinge, erst in das ordentliche gewöhnliche Gleis des Lebens wieder zurückgebracht hat. Alsdann ist man auch erst wieder fahig, ausser sich zu wirken, und mit Klugheit dabey zu Werke zu gehen. Wer mit der meisten Resignation auf den Erfolg arbeitet, der arbeitet sicher am besten. Unruhe und Sorgen plagen den, der sich über seine angewandte Mühe ärgern wollte, wenn sie unglücklicher Weise vergeblich seyn sollte. Nur der arbeitet sicher und ruhig bey dem grössten Plane, der das *Magna voluisse juvabit* mit völliger Resignation von sich sagen kann."

In philosophischen Phantasieen, wobey es weniger auf bündigen Zusammenhang, Einheit, durchaus bestimmte Begriffe, Ausführlichkeit und Gründlichkeit ankömmt, ist der Vf. glücklicher, und man kann ihm hier die Kunst darzustellen und ein Interesse zu erregen nicht absprechen. Unter mehrern dergleichen Stücken, führen wir nur den *Trost des Zweiflers* S. 40. und *das Edelste in der Natur* S. 74. an.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 3. Julius 1794.

LITERARGESCHICHTE.

NÜRNBERG u. ALTDORF, b. Monath u. Kuſsler: *Neue Beyträge zur Literatur* beſonders des ſechszehnten Jahrhunderts. Freunden der Kirchen- Gelehrten- und Büchergeſchichte gewidmet von *Georg Theodor Strobel*, Paſtor zu Wöhrd. V. Bandes 1. u. 2. Stück. 1794. 404 S. 8.

Es wäre wohl überflüſſig, bey der Anzeige des gegenwärtigen *fünften* Bandes der ſo ſchätzbaren und reichhaltigen Beyträge zur Literatur des Hr. Paſt. *Strobels*, etwas zum Lobe des würdigen Mannes zu ſagen, da deſſen Verdienſte, vorzüglich um denjenigen Theil der Kirchen- und Gelehrtengeſchichte, den er ſeit mehrern Jahren mit unabläſſigen Fleiſse bearbeitet hat, allgemein anerkannt ſind. Das erſte Stück enthält bloſs eine ſehr ausführliche, aus den beſten Quellen geſchopfte *Nachricht von Melanchthons Ruf nach Frankreich*, die auch bey den Verlegern, unter dem Titel: *Von Melanchthons Ruf nach Frankreich und ſeinem dahin geſchickten Religionsbedenken vom Jahr 1535. ein Beytrag zu der Geſchichte der Schickſale der Evangeliſchen in Frankreich*, beſonders zu haben iſt. Merkwürdig, und wir müſſen ſagen, höchſt ſonderbar iſt dieſe Ereigniſs ſchon deswegen, wenn man die damaligen Geſinnungen der herrſchenden Religionspartey in Frankreich bedenket; noch mehr aber deswegen, weil ſie gerade zu einer Zeit erfolgte, da diejenigen, welche die verbeſſerte Lehre auch in dieſem Reiche angenommen hatten, kurz vorher die ſchrecklichſte Verfolgung erdulden muſsten; ja, daſs es dieſe blutdürſtige Verfolgung ſelbſt war, die eine ſo merkwürdige Scene eröfnete, als die an *Melanchthon* ergangene Aufforderung, ſelbſt nach Frankreich zu reiſen, und beide Partheyen zu vereinigen, unleugbar war. Verſchiedene Spottſchriften, welche die Proteſtanten, unbeſonnener Weiſe i. J. 1534. (welches deswegen *l'année des Placars* genennet wird) wider die Catholiken ausſtreueten, und ſogar an die Thore des königlichen Pallaſtes anſchlagen lieſsen, beſonders eine Schrift wider die Meſſe (die Hr. *Str. in extenſo* geliefert, und die Rec. auch in der ungemein ſeltenen *Hiſtoire des Martyrs (Geneve)* 1582 *Fol.* angetroffen hat) machten groſse Senſation. Verſchiedene Perſonen, die der Ketzerey wegen verdächtig waren, wurden eingezogen, und bald zu Anfang des J. 1535 nach einer ſolennen Proceſſion, wobey der König ſelbſt mit ſeinen Prinzen zugegen war, dem Feuer übergeben. Der Henker band dieſe Unglücklichen an eine Maſchine, zog ſie in die Höhe, lieſs ſie langſam in das Feuer herunter, zog ſie dann wieder hinauf; endlich, wenn ſie dieſe Marter zu wiederholtenmalen ausgeſtanden hatten, ſchnitt er den Strick ab, lieſs ſie in das Feuer fallen, worinn ſie jämmerlich verbrennen muſsten. Ein ſo grauſames Verfahren gegen die Proteſtanten machte beſonders in Deutſchland groſses Aufſehen; und dieſes konnte dem König, der die deutſchen Fürſten damals nicht zu Feinden haben wollte, nicht gleichgültig ſeyn. Er lieſs daher ein weitläuftiges Entſchuldigungsſchreiben an ſie abgehen. Ja es ſchien, als ob er ſeine Geſinnungen in Abſicht der Strenge gegen die evangeliſch geſinnten geändert hätte, wozu die beiden Brüder *Johann* und *Wilhelm du Bellay*, jener Biſchof zu Paris, und dieſer königlicher Miniſter, nebſt andern Gelehrten, die gereinigtere Religionsgrundſätze hatten, das ihrige beytrugen. Unter dieſen letztern war *Johann Sturm* nachmaliger Rector in *Straſsburg*, der damals in *Paris* die ſchönen Wiſſenſchaften mit groſsen Beyfall lehrte, einer der vorzüglichſten. Und dieſe Männer waren es denn nun auch vermuthlich, die den *Melanchthon* zuerſt in Vorſchlag brachten, ſich ſelbſt an ihn wendeten, und ihn zu bewegen ſuchten, nach Frankreich zu kommen, und die Kirchenverbeſſerung, wozu der König ſo geneigt war, befördern, vornehmlich aber die Streitigkeiten beyder Partheyen beylegen zu helfen. Endlich erhielt *Melanchthon* durch den königlichen Geſandten *Voraeus* ein Schreiben von dem Könige ſelbſt, das vom 28. Junius 1535. datirt war. Ein Umſtand, den freylich die katholiſchen Schriftſteller niemals zugegeben haben, der aber wohl nicht bezweifelt werden kann, weil ſonſt nicht einzuſehen wäre, wie es *Melanchthon* hätte wagen dürfen, bey dem Churfürſten *Johann Friedrich* die Erlaubniſs zu einer Reiſe nach Frankreich zu ſuchen. Dieſes geſchah in einem an denſelben gerichteten Schreiben, das Hr. *Str.* abdrucken laſſen. Indeſſen, obgleich auch *Luther* ein Fürbittſchreiben beygelegt hatte, ſtimmte der Erfolg nicht mit *Melanchthons* Wünſchen überein. Er erhielt eine abſchlägliche Antwort, und dieſes noch dazu in Ausdrücken, die ihn ſehr kränkten. Ohne Zweifel glaubte man, *Melanchthon* möchte zu viel nachgeben. — Vielleicht merkte man doch auch, daſs man ſich nicht ſo ganz gewiſs auf die Redlichkeit der Franzoſen verlaſſen könne. Kurz, *Melanchthon* muſste ſichs gefallen laſſen, zu Hauſe zu bleiben, wovon er dem König ſelbſt, und dem Miniſter *du Bellay* Nachricht gibt. Sehr ausführlich und gründlich handelt nun Hr. *Str.* von den, dem *Wilhelm du Bellay* überſchickten *Melanchthoniſchen* Religionsbedenken, welches hier ſowohl *deutſch*, mit Luthers Vorrede, als *lateiniſch*, aus einem äuſſerſt ſeltenen *Prager* Druck (wenn dieſes Product *Prag* anders

jemals gesehen hat) mit lehrreichen Anmerkungen, und mit der von der Sorbonne darauf gegebenen Antwort geliefert wird. Den Beschluss macht endlich eine Nachricht von des Königs Unterhandlungen mit den protestantischen Fürsten durch seinen Gesandten, den erstgedachten *Wilhelm du Bellay* auf den 1535. zu *Schmalkalden* gehaltenen Convent. Hr. *Str.* beweist sehr gründlich, dass diese Unterhandlung, die *Blaimburg* für eine Erdichtung *Sleidans* auszugeben suchte, allerdings Wahrheit sey. Auch *Schmid* in der *Geschichte der Deutschen* Th. V. S. 327. bestättigt diesen Umstand, und bemerkt dabey, dass Karl V. durch nichts so sehr wider *Franzen* aufgebracht worden sey, als durch die Absendung des *Wilhelm du Bellay* nach Schmalkalden. Das 2te Stück dieses Bandes enthält 1) *eine Nachricht von Francisco Dryander und zwey seltenen Schriften.* Eine zusammenhängende Geschichte von diesem merkwürdigen Manne, von dem man bisher weiter nicht viel mehr wusste, als dass er wegen seiner 1543. zu *Antwerpen* herausgegebenen spanischen Uebersetzung des N. Test. zu Brüssel in die Gefangenschaft gerathen sey, zu liefern, wär wohl beynahe etwas unmögliches. Mit Dank hat man es also zu erkennen, dass Hr. *Str.* alles dasjenige mit sichtbaren Fleiss gesammelt hat, was er in den Briefen Melanchthons und anderer Gelehrten von ihm finden konnte. Er war aus *Burgos* in *Spanien* gebürtig, hiess spanisch *Enzinas* (*del Enzina*) griechisch *Dryander*, deutsch *Eichmann* (französisch *du Chesne*). Er hielt sich in den spanischen Niederlanden auf, und äusserte schon 1541. in einem Brief an den *Johann von Lasco* seinen Vorsatz dieselben zu verlassen und *Wittenberg*, vornemlich *Melanchthons* wegen zu besuchen. Er führte auch diesen Vorsatz aus, und errichtete mit *Luthern* und *Melanchthon* zu *Wittenberg*, und zu *Leipzig* mit *Alesio* und *Camerario* die vertrauteste Freundschaft. Zu Ende d. J. 1543. kam er zu Brüssel ins Gefängniss, worin er 15. Monathe verharren musste. Dies gab ihm Gelegenheit, *Historiam propriae incarcerationis et liberationis* zuschreiben, die 1545. zu Antwerpen im Druck erschienen seyn soll. Vermuthlich ist dies die nemliche Schrift, die in *Rabus* bekannten Werke (im 7ten Band der Quartausgabe S. 176. u. f.) deutsch gelesen wird, wenigstens sagt *Rabus*, dass er diese Geschichte, so wie auch die von dem Martyrertod etlicher Niederländer aus dem lateinischen übersetzt habe. Nach seiner Befreyung begab sich *Dryander* wieder nach *Wittenberg*, wo er *Melanchthons* Haus- und Tischgenosse war. 1546. machte er eine Reise nach *Nürnberg*; wo ihn Melanchthon an *Veit Dietrich* und *Baumgärtnern* empfahl. Von da aus zog er in die *Schweitz*, und zwar nach *Basel*, wo er vermuthlich Corrector in der Oporinischen Druckerey war. Da er auch in der Schweitz nicht ganz sicher zu seyn glaubte, suchte ihm Melanchthon eine Unterkunft in England zu verschaffen. Er reisete auch wirklich dahin, doch war sein Aufenthalt in diesem Reiche von kurzer Dauer. Schon im J. 1550. war er wieder in Deutschland und zwar in *Strassburg*, woselbst er auch den 21. Dec. 1552. starb, und eine Frau und Tochter hinterliess, welche, nach dem bald darauf erfolgten Tode der Mutter in Strassburg versorgt wurden. Zum Beschluss dieses Artikels gibt Hr. *Str.* von 2 sehr seltenen und bitteren Schriften Nachricht. Die erste: *Acta Concilii Tridentini Anno M.D.XLVI. celebrati*, auch 1546. 8. gedruckt, wurde sonst dem *Vergerius* zugeschrieben, der aber in diesem Jahre noch in Italien war. Hr. *Str.* aber eignet sie mit allem Rechte dem *Dryander* zu, dem sie auch in den *Actis Synodicis* vom Interim Witteb. 1559. 4. ausdrücklich zugeschrieben wird. Dem Exemplar das Rec. von dieser Seltenheit besitzet, ist von einer, sicher gleichzeitigen Hand beygeschrieben worden: *Francisco N. hispano authore.* Die *zweyte* Schrift hat den Titel: *Epistola de morte Pauli Tertii Pont. max. Placentiae* 1549. 8. Nach Hrn. *Str.* Vermuthung ist *Vergerius* Verfasser dieser äusserst bittern Epistel. II. *Recension einiger seltener Schriften zur Zeit der Reformation. — Triumphus veritatis. Sick der warheit — der Clockerthurn. — Ain schöner Dialogus Cuntz vnnd der Fritz. — 15. Dyalogus. 24. vom Bruder Götzer* — insgesammt voll bittrer Galle. — III. *Verschiedenes zur Geschichte der Cölnischen Reformation vom Jahr* 1543. Bekanntermassen zog der Kurfürst *Herrmann* bey seiner unternommenen Reformation, ausser *Bucern*, auch den *Melanchthon* zu Rathe der deswegen im April des obgedachten Jahrs nach *Bonn* reisete. Hier liefert nun Hr. *Str.* aus des letztern Briefen, alles, was zur Erläuterung dieser so wichtigen Sache, um welcher willen der Churfürst endlich, und zwar freywillig abdankte, dienen kann. Auch sind die vornehmsten hieher gehörigen Schriften ausführlich angezeigt worden. Vor der, von Hrn. *Str.* recensirten Ausgabe, *Bonn* 1543. Fol. soll schon eine zu *Bushoven*, ohne Bemerkung der Zeit des Druckes erschienen, auch eine dritte von 1544. vorhanden seyn. Die vierte die Hr. *Str.* ebenfalls bemerket, ist die lateinische von 1545. Fol. Die Nachricht von des Erzbischoffs letzten Lebensstunden, die man in den *Ansch. Nachr.* aus *Rabus* Martyrerbuch findet, oder eigentlich *Johann Alstorffens, Verkündigers des Worts Gottes zu Wied, warhafter und bestendiger Bericht u. s. w.* wurde 1553. zu *Leipzig* besonders gedruckt. IV. *Melanchthons erster Entwurf seiner Locorum.* Hr. *Str.* der diesen Entwurf, aus einer kleinen seltenen Schrift, die zu Hamburg 1752. unter dem Titel: *Gesammelter Briefwechsel etc. über die erste Ausgabe der Locor. Melanchth.* herauskam, und die er erst neuerlich, nach langen Suchen, erhielte, hier abdrucken lässet, beweiset unwidersprechlich, dass der besagte Entwurf nie im Druck erschienen, sondern nur handschriftlich herumgegangen sey. Die äusserst seltene Ausgabe der gedachten *Locor.* von 1521. 4. hat also gesieget. Dass von dieser eben genannten Quartausgabe aufs höchste nur 3. Exemplare mit Gewissheit angegeben werden können, von denen ausser Herrn *Strobel* Rec. selbst eines besitzet, ist doch wohl sonderbar. Doch wir müssen schliessen, und können nur noch die Rubriken der beyden übrigen Abschnitte anzeigen. V. *Ungedruckte Briefe.* VI. *Historisch-literarische Miscellen*, die man mit Vergnügen lesen wird.

VOLKS-

VOLKSSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Vofs u. Leo: *Unterricht für Landleute beiderley Geſchlechts, wie ſie froh leben und wohlhabend werden können.* In Beyſpielen ertheilt von G. G. 1793. 270 S. 8. (7. gr.)

An zahlreichen Verſuchen, die Landleute in den Pflichten ihres Berufs und deſſen mancherley Zweigen zu unterrichten, haben es unſere Volksſchriftſteller bisher nicht ermangeln laſſen. Es wäre nur zu wünſchen, daſs man auch erführe, ob und was ſie wirklich gefruchtet haben, in welchem Dorfe, und in welcher Familie, durch Anwendung der ertheilten Lehren, Eintracht unter der Gemeinde und den Verwandten, treue Erfüllung menſchlicher, geſellſchaftlicher und bürgerlicher Pflichten, vernünftige Kinderzucht, Ordnung und Reinlichkeit in der Haushaltung, Verbeſſerung des Ackerbaues und der Viehzucht, Verbreitung richtiger Erkenntniſſe in Anſehung ſittlicher und landwirthſchaftlicher Gegenſtände und Entwöhnung von ererbten Vorurtheilen und abergläubiſchen Meynungen befördert worden ſind. Von dergleichen Wirkungen iſt bis jetzt wenig oder gar nichts bekannt geworden, ſo leicht es auch aufmerkſamen, mit dem Umfange ihrer Pflichten vertrauten, Landgeiſtlichen geweſen wäre, hierüber unter ihren Gemeinden Erfahrungen einzuziehen und in öffentlichen, periodiſchen, dem Unterricht des gemeinen Mannes gewidmeten, Schriften als Beyſpiele zur Nachahmung bekannt zu machen. Wenn das Sprüchwort: *viel hilft viel, cum grano ſalis* verſtanden, wahr iſt: ſo wird auch dieſer Beytrag Nutzen ſtiften und ſeinen Wirkungskreis finden, da der Preis des Buchs nach Verhältniſs ſeiner Stärke gering iſt. Die Gegenſtände deſſelben ſind, auſſer den Vorſchriften einer guten Erziehung und eines pflichtmäſsigen Verhaltens für Kinder, Hirten, Knechte und Hausväter, Mägde und Hausfrauen, ſolche, die inſonderheit die Viehzucht, den Ackerbau und die übrigen Theile der Landwirthſchaft betreffen. Alles iſt in eine einfache Geſchichte gekleidet, in welcher erzählt wird, wie ein Landmann aus einem guten Knaben, Hirten und Knecht ein braver und wohlhabender Hauswirth, ſo wie ſeine Frau aus einem guten Mädchen und aus einer tüchtigen Magd eine rechtſchaffene Hausfrau geworden iſt. Da ſich aber, wie der Vf. ſagt, eine Sache immer beſſer lernen läſst, wenn man ein Beyſpiel vom Gegentheil daneben hat, wo man die Fehler ſieht, die man vermeiden ſoll: ſo hat der Vf. auch Perſonen aufgeführt, die gerade das Gegentheil von jenen ſind. Der Vortrag iſt abwechſelnd, bald erzählend, bald dialogiſch, und, ohne ins Niedrige herab zu ſinken, der Faſſungskraft der Landleute angemeſſen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Philologie. *Leipzig*, b. Schwickert: *Georgii Gemiſthi (Gemiſti) Plethonis et Michaelis Apoſtolii Orationes funebres duae, in quibus de immortalitate animae exponitur.* Nunc primum e Manuſcriptis edidit *Georgius Guſtavus Fulleborn*, Profeſſor antiquarum literarum in gymnaſio Eliſabethano Vratislavienſi. 1793. 82 S. gr. 8. — Vom *Georgius Gemiſtus*, genannt *Pletho*, einem denkenden Kopfe des 15 Jahrhunderts, der aber die Heerſtraſse der Platoniſchen und Ariſtoteliſchen Philoſophie, vielleicht zu ſeinem Schaden, etwas zu ſklaviſch befolgte, enthalten die zahlreichen Handſchriftenſammlungen der Bibliotheken noch manches Anekdoton, unter denen die Bekanntmachung des Werks: περὶ νόμων, welches dem Vf. den Vorwurf des begünſtigten Naturalismus bey ſeinen Zeitgenoſſen, und insbeſondere den ketzermacheriſchen Haſs des Georgius Trapezuntius zuzog, vor allen andern zu wünſchen wäre.

Hr. F. ertheilt uns hier aus einem von Antonius Damila, Michael Apoſtolius und Georgius Pluſiadimus geſchriebenen *codex chartaceus* der Rhedigerſchen Bibliothek zu Breslau, in welchen, auſſer 13 anderen Stücken von ältern und neuern griechiſchen Schriftſtellern, auch die auf dem Titel genannten Reden enthalten ſind, eine gar nicht zu verachtende Rede des Gemiſtus, die dieſer auf den Tod der Kaiſerin *Kleope*, Gemahlin des Theodorus Porphyrogenneta des Jüngern, ums Jahr 1433. gehalten hat. Dieſer iſt eine andere jener von Seiten des Vortrags und der Gedanken zwar nachſtehende, aber ohngefähr auf gleiche Veranlaſſung, auf den Tod des berühmten Kardinals Beſſarion von Michael Apoſtolius ums Jahr 1472. gehaltne Parentation beygefügt. Die Beweisgründe für die Unſterblichkeit der Seele führen zwar beyde Redner; vermuthlich nach dem Geſchmack und den Ueberzeugungen ihrer Zeitgenoſſen, in dem andern Theil ihrer Rede; dieſs iſt aber gerade nicht das, was beyden Aufſätzen einen beſondern Werth gibt; und wenn insbeſondere Rec. den Aufſatz des Apoſtolius nur allenfalls als ein Geſellſchaftsſtück gelten läſst, ſo gefällt ihm dagegen im erſtern vorzüglich der elegante Nachahmer des Plato. Das: „*Dabimus mox graviora*“ am Schluſſe der Vorrede aber erlaubt uns nicht, durch ein verächtliches Urtheil über die Unnöthigkeit des jetzt bekanntgemachten den Vf. von ſeinem aufmunterungswerthen Vorſatze abzuſchrecken; vielmehr möchten wir ihm offenherzig ſagen, *wie* uns ein oder mehrere Bändchen *Anecdota graeca* aus dieſem Bücherſchatze vorzüglich gefallen würden.

Die lateiniſche Ueberſetzung iſt weggelaſſen; und dieſs billigen wir; aber bey ſchwierigen, oder durch die Conſtruction verwickelten Stellen wünſchen wir eine gedrängte, in gutem Latein abgefaſste Erklärung. Dieſe halten wir für ein zweckmäſsigeres Verdienſt, als ein anderes, das Hr. F. dieſsmal ſich hat geben wollen, wir meynen die Beſtreitung der Meynungen und Lehrſätze der Verfaſſer nach Grundſätzen der kantiſchen Philoſophie, welches hier niemand ſucht. Denn, andre Gründe zu geſchweigen, ſo muſste Hr. F. namentlich hier, z. B. §. 34. der Rede des Pletho bedenken, daſs in einer *Rede* der Beweis *ex teſtimonio* oder κατ' ἄνθρωπον gerade der ſchicklichſte iſt; dazu kommt noch, daſs §. 37. der gar nicht ſtumpfe Pletho ſeine Behauptung nach ſeiner Art gar nicht übel *limitirt* hat.

Dann muſste Hr. F. den Text ſeiner Handſchriften entweder beſſer zu leſen verſtehen, oder wo dieſer vielleicht verdorben iſt, ihn die erfoderliche Richtigkeit zu ertheilen wiſſen. Bey der jetzt gegebenen Probe ſind wir auf Stellen geſtoſſen, wo Hr. F. bey ſeinem Autor unmöglich etwas beſtimmtes gedacht haben kann, und auch nicht gewollt haben muſs, daſs die Leſer bey dieſen Stellen etwas beſtimmtes denken ſollten: denn er ſagt in den Anmerkungen, wo er doch zu weilen entweder ganz triviale Dinge aus dem Viger und Zeſcher berührt,

oder ritus ohne Noth erläutert, von den gar nicht zu verkennenden Corruptelen auch nicht ein Wort. §. 13. zählt Pletho die Tugenden der Kaiserin, Kleope auf, und fährt dann §. 14. folgendermaasen fort: „τούτων δὲ τεκμήρια ἑκάστου παρεξόμεθα, „διὰ βραχέων μὲν, ἀλλ' ἱκανά· ὡς μὴ τῷ δόξαι ΛΟΓΟΝ ΤΙΝΑ ΛΩΣ εἶναι τὰ λεγόμενα." Das erste ist vollkommen deutlich. „Alles dieses werden wir einzeln, zwar nur kurz, aber doch hinreichend beweisen" — aber die grofs gedruckten Worte, die den ganzen Nachsatz verdunkeln, kann Hr. F. in seinem Codex unmöglich richtig gelesen haben, oder der Codex ist hier verdorben. Ohne die Handschrift einsehen zu können, — denn wir schreiben dieſs 30 Meilen von Breslau — und ohne aus den Schriftzügen der verdorbenen Stelle auf eine sichere Vermuthung geführt zu seyn, muthmaſsen wir, ὡς μὴ τῷ δόξαι λέγοντι ἄλλως εἶναι τὰ λεγόμενα, ἄλλως λέγειν heifst beym Plato, dem Pletho überall nachahmt, ohne Beweis sprechen; ὁ δόξας λέγων wäre der Redner, der blos nach Gutdünken lobt, der blos sagt, was und wie es ihm vorkömmt, und der Sinn nunmehr, damit ich nicht lediglich nach Gutdünken und ohne Beweis gelobt zu haben scheine. Liegt ein näherer Sinn in obigen Worten, so wollen wir unsere Unwissenheit gern gestehen. Gleich im 1. §. sagt Pletho nach dem bekannten Spruche des Solon, der Ausgang müsse erst: τῶν ἀνθρωπίνων τύχαις τε καὶ πράξεσι das Siegel aufdrucken (ob sie gut und zu loben seyn). Das: πράξεσιν hat einen Sinn; wir finden aber dieſses Wort hier, in der Verbindung mit τύχαις nicht ganz schicklich nnd vermutheten gleich beym ersten Lesen πράξεσιν, allen menschlichen Dingen und Handlungen. Diese Vermuthung würden wir doch nicht viel geachtet haben, wenn nicht nachher im 7. §. Pletho selbst sagte: Die Rede auf einen Verstorbenen könne um so zuverlässiger urtheilen, weil sie: ἐπὶ βεβαίοις τε ἤδη πράξεσι καὶ πολλῇ τισι τὴν ἀσφάλειαν εἰληφόσιν gehalten werde. §. 39. sagt Pletho in seinem Argument für die Unsterblichkeit, nur vernünftige Wesen wären des Begriffs der Ursache und der Unendlichkeit oder unendlichen Fortdauer fähig, und nun fährt er fort: ἧς καὶ ὁ ἄνθρωπος, ἅτε λογικῆς ψυχῆς — τετυχηκώς, τοῦ τε Θείου συνίησι καὶ ἀϊδιότητος συνίησί τε ἅμα καὶ ἐφίεται. Da aber das: ης nothwendig auf das unmittelbar vorhergehende: γνῶσις αἰλίας und γνῶσις ἀπειρίας sich bezieht, so mufs gewifs gelesen werden ῆ, nehmlich γνωσει, qua, cujus ope divinae naturae pariter atque aeternitatis notionem et habet iisque potiri optat. Ξυνελόν τι τε φάναι und: ἐλέγων §. 7. und 11. der Rede des Apostolius, statt: ξυνελόντι τε φάναι (Plutarch de educat. pueror. c. VIII.) und ἐλέγων halten wir vor bloſse Druckfehler. Andere Stellen dieſser Art übergehen wir. Nur bey den dunkeln, die doch vielleicht nicht jedem, auch geübten Leſer, sogleich ganz einleuchten werden, hätten wir kurze Erinnerungen gewünscht, dahin rechnen wir z. B. in der Rede des Pletho die gut gedachte und schön geschriebene Stelle §. 4. 5. die uns nur erst dann deutlich geworden ist, nachdem wir vor den Worten: τὴν δὲ τοῦ βίου τελευτὴν etc. den Begriff, der in den vorhergehenden Worten: ὑπ' ἀγνοίας πω ausgedrückt wird, in Gedanken wiederholt hatten. Einer Erläuterung, wo nicht auch Berichtigung hätte gewifs auch §. 40. 41. 42. verdient, u. s. w.

Einigemal hat Hr. F., wie es uns dünkt, von seiner Hand etwas im Text supplirt und dieſses durch eine Parentheſse von den Worten der Verfaſſer unterscheiden wollen. In der Rede des Pletho §. 3. geschieht es in folgender Stelle. Solon (nach *Stobaeus Serm. I. Theognis*) hatte gesagt, nie lafst uns den Reichthum gegen die *Tugend* eintauschen; Pletho setzt hinzu, hier sey die vollkommene Tugend die: ἀρετὴ μετ' ἐπιστήμης gemeint. Und fährt dann fort: ἐπιστήμην γὰρ παραγενομένην ἀναγκη ἁπάντων κρατεῖν τε καὶ ἄγειν ἀσφαλῶς, ἡ ἂν αὐλὴ ὑφηγῆται πρὸς τὸ ἀεὶ βέλτιστον. Hr. F. supplirt vor: παραγενομενην (ἀνθρωπῳ). Wir nicht; weil es ein ganz unrichtiges Subject hier anführen würde. Vielmehr verstehen wir aus dem zunächst Vorhergehenden: ἀλλὰ ταῦτα μεν περὶ τῆς τελείας — ἀρετῆς εἰη ἂν εἰρημένα zu παραγενομένη, τῇ ἀρετῇ und ändern dann statt: ἥ, ᾗ im folgenden Verstande: Denn Einsicht (mit Tugend verbunden) unterwirft sich Alles und verfehlt ihres Endzweckes nie (mit Rückſicht auf das Solonsche: τὸ τῆς βίου τέρμα); nur sie allein leitet uns auf das, was für uns immer das beſste ist.

Nächst dieſsen wäre auch auf eine richtige und einleuchtende Interpunction mehr Sorgfalt zu verwenden. So steht z. B. gleich hier im 5. §. in der dem Sinne nach *zusammen* gehörenden Partikel ὃν μὴν ἀλλὰ καὶ nach μὴν unrecht ein Komma. §. 28. 29. ist die sehr schöne, und wenigstens nach unserm Gefühl überaus humane Stelle, die von dem Abschied aus dieſser Welt eine erfreulichere Vorstellung empfiehlt, gar nicht bequem interpungirt. Vielleicht sollte sie so abgetheilt seyn: Λογισεῖον δ' ἂν εἴη περὶ τοῦ θανάτου καθάπερ ἂν ἐς περὶ ἀποδημίας μακρᾶς καὶ ταύτης ἐπὶ πολυ ἀμείνοσιν ἢ ἐλπίσι γιγνομένης· οἱ γὰρ πολλοὶ καὶ δακρύουσιν ἀποδημοῦντων τῶν φιλουμένων, ἐννοοῦντες δή πω τὴν ἐν τῷ ποσὶ τοῦτι ἀλλήλων διάστασιν· ὅμως μέντοι λογιζόμενοι ἐφ' οἷσπερ ἐκεῖνοι εὐέλπιδες ἐλπίσι, καὶ συγχαίρουσιν, ὡς δῆλοι γίγνονται τῷ συλλαμβάνειν ἕστιν ὅτε αὐτοῖς περὶ συχνὰ τῶν πρὸς ἀποδημίαν φερόντων. Man vergiefst, sagt Pletho, freylich beym Abschiede geliebter Freunde Thränen, so wie man nur die gegenwartige Trennung denkt: überlegt man aber, mit welchen Hofnungen man sie entläfst, so freuet man sich wohl gar und legt diese Freude durch die geleistete Hülfe und Handreichung bey ihren Reisegeräthe an den Tag. Bey andern Stellen gibt es vielleicht noch mehr in Ansehung der Interpunction zu berichtigen.

Sonst hat Hr. F. in Ansehung der von den Verff. angeführten Stellen in den Anmerkungen auf die gedruckten Ausgaben verwiesen, auch wohl aus diesen die unrichtigen Lesarten seiner Handschrift verbessert. §. 18. scheint uns Apostolius Plutarch *de educat. pueror. cap. VIII.* in Gedanken gehabt zu haben. Für den Pletho hätten sich manche Stellen aus Plato nachweisen lassen.

In Ansehung der Sachen ist wenigstens des Pletho Rede doch nicht völlig leer. So hatten wir z. B. §. 16. auf den noch damals immer grofsen und unerträglichen Byzantinischen Stolz aufmerksam gemacht, wo Pletho sogar von der aus Italien herstammenden Kaiserin in Gegenwart ihres Gemahls sagen durfte, dafs sie die: „ἄνεσιν und ἐκστώμην ἰταλικὴν" völlig abgelegt, sich nach dem „κατεσκλιμενον" (gesetzten) und „κόσμιον τρόπον" der Byzantinischen Griechen gebildet; ähnliche Herabwürdigungen anderer und Erhebungen seiner werthen Person würde Hr. F. in den Scriptoribus Italicis des *Muratori* gefunden haben.

In der Vorrede handelt Hr. F. von Plethos und Apostolius Lebensumständen, meist nach *Allatius in Fabricii Bibl. gr.* Vom Pletho hätte er noch den Umstand beruhren können, dafs er, bey seiner Anwesenheit zu Florenz, während des bekannten *Concilii Florentini*, den damaligen Herzog *Lorenzo de' Medici*, durch seine Empfehlung der Platonischen Philosophie auf den Gedanken, die, in der Philosophischen Geschichte Epoche machende *Academia Platonica* zu stiften, gebracht, von der nachher *Marsilius Ficinus*, *Picus Mirandulanus*, *Christoph Landinus etc.* Mitglieder waren. Sie nahm, nachdem *Jacopo di Diacceto* und *Luigi di Tommaso Alamanni* sich den Tyranneyen des Kardinals *Giulio de' Medici herzhaft* widersetzt, ein schnelles Ende. Der Schluſs der deklamatorischen Rede des Apostolius hatte sich noch aus dem 1779. in 4. zu Rom erschienenen: *Commentarius de Vita et rebus gestis Bessarionis* erläutern lassen. Ein richtiger Pentameter in dem Epigramm auf *Bessarion* kann der wohl auch nicht seyn: Ῥεῖα βιωσομένη (ψυχη) χώρω ἐν εὐ ἀεί; vielleicht: Ῥεῖα βιωσομένη χώρω ἐν εὐαγεῖ. Den Gelehrten macht Hr. F. die angenehme Hoffnung, dafs der Hr. Pr. *Scheibel* die Handschriften der Rhedigerschen Bibliothek beschreiben werde.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 4. Julius 1794.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Dyck: *Nachträge zu Sulzers allgemeiner Theorie der ſchönen Künſte*, oder *Charaktere der vornehmſten Dichter aller Nationen*, nebſt kritiſchen und hiſtoriſchen Abhandlungen über die ſch. Wiſſenſch. von einer Geſellſchaft von Gelehrten. II Bandes 2 Stück. 1793. von 229—462 S. 8.

Auch dieſs Stück iſt an Gehalt und vielſeitigem Intereſſe den frühern, in dieſen Blättern (A. L. Z. 1793. N. 239.) mit gebührendem Lobe angezeigten Stücken vollkommen gleich. Die Wichtigkeit der darin befindlichen Aufſätze fodert wieder eine ausführlichere Anzeige. Wir beziehen uns aber, was die Claſſen anbetrift, in welche die hier vorkommenden Abhandlungen abgetheilt werden müſſen, auf die Anzeige der vorigen Stücke.

Zur erſten Claſſe, den Nachträgen und Ergänzungen zu *Sulzers Theorie*, gehören in dieſem Stücke N. II. *Ueber die Verbindung der Architektur mit der Gartenkunſt* S. 278—302. Dieſer Aufſatz ertheilt ſelbſt nach dem, was nach *Hirſchfelds* noch immer ſehr unvollendeter Theorie, ein v. *Racknitz*, v. *Ramdohr* und *Heydenreich* bey verſchiedenen Veranlaſſungen neuerlich über *dieſen* Gegenſtand bemerkt haben, intereſſante Winke, die nur ein Kenner, der ſelbſt viel neuere Gärtenanlagen geſehn und verglichen hat, niederſchreiben konnte. Es werden hier beſonders zwey Misbräuche getadelt, die in unſern angliſirten Gartenanlagen häufig vorkommen. *Einmal*, daſs man bey Gebäuden und architektoniſchen Verzierungen in Gärten zu wenig Rückſicht auf den Charakter der ſie zunächſt umſchlieſsenden Gegenden nimmt, wobey einige lehrreiche und durch Beyſpiele erläuterte Regeln zur Vermeidung dieſer Disharmonie gegeben werden. (Ueberhaupt hätte hierbey wohl noch bemerkt werden können, daſs die Vervielfältigung ſehr verſchiedenartiger, aus fernen Zeitaltern und Gegenden zuſammengedrängter Gebäude in einem auch im weiteſten Parke noch immer ſehr beſchränkten Raume in den meiſten unſerer Gartenanlagen eine Haupthinderniſs ſey, warum man die Gebäude mit den ſie umgebenden Gegenden nicht immer in die richtigſte Harmonie bringen könne. Dieſer Vorwurf trift ſelbſt die berühmteſten engliſchen Landſitze, die noch zu *Browns* Zeiten angelegt ſind, z. B. *Stowe*, wo ſich die Zahl der Gebäude und Pyramiden auf 36 beläuft. S. *Küttners Beyträge zur Kenntniſs von England* 6 St. S. 87.) *Zweytens*, der ſelbſt in unſern geſchmackvolleſten Anlagen ſo oft beliebte Contraſt der innern Beſtimmung eines Gartengebäudes mit ſeinem äuſseren Anſehn, wenn man z. B. in einer Bauernhütte alle Künſteleien des modiſchen Luxus, in einer gothiſchen Kapelle einen hellen Eſsſaal, in einer Einſiedeley ein wollüſtiges Badezimmer findet. Nur ſehr ſelten ſind die Fälle, wo die hierdurch beabſichtigte Ueberraſchung nicht in ein kindiſches Spielwerk ausartet. In einer Anmerkung S. 295 bekommen die abſcheulichen Golgathaſcenen in Kloſtergärten ihre verdiente Abfertigung. Der Vorſchlag eines Druckwerks im Leibe des Gekreuzigten, um eine kleine Blutcaſcade hervorzubringen, iſt nicht neu. Ohne Zweifel iſt es ein bloſser Druckfehler, daſs zweymal in dieſer Abhandlung S. 285 und 301. *Momus* geſetzt iſt, wo *Morpheus* ſtehen ſollte — N. III. Zuſatz zum Sulzerſchen Artikel: *Beleuchtung* S. 303—326. Nach einigen gut angewandten Heiſcheſätzen aus der Optik folgt hier eine Angabe der von unſern gewöhnlichen Malern und Kupferſtechern in dieſem ſchwierigen Theile der Kunſt begangenen Fehler. Empfehlung des Zeichnens aus einer dunkeln Kammer oder nach einen kleinen Convexſpiegel (?). Sehr wahr iſt es, wenn es S. 320 heiſst: „Man trägt „den jungen Zeichnern die Lehre von Licht und Schatten ſo vor, daſs man ihnen zeigt, wie jeder ſichtbare „Gegenſtand bey einer einfachen Beleuchtung auf der „einen Seite Licht, auf der andern Schatten haben müſſe, ohne ſie weder auf die verſchiedenen Wirkungen „des nähern und fernern Lichts, noch weniger aber auf „die Modificationen der Localfarben aufmerkſam zu machen. Daher kommt es denn, daſs die Männerchen „in unſern Taſchenalmanachen alle ohne Unterſchied „halb weiſs, halb ſchwarz ausſehen, daſs Bäume, Häuſer, Erdmaſſen, der Himmel alle gleich ſtarkes Licht „haben u. ſ. w.“ Die Sache lieſse ſich durch Beyſpiele aus nahmhaften Zeichenſchulen und Malerakademien belegen, wenn es frommte. Am Schluſſe der Abhandlung wird eine Stelle aus *Gilpin's Reiſebemerkungen über maleriſche Naturſchönheiten* angeführt. Der Name dieſes feinen Beobachters hätte genannt, und ſein Buch allen Schulen der Kunſt nachdrücklich empfohlen werden ſollen — N. IV. Zuſatz zum Artikel: *Schraffirung* S. 327—340. Da in *Sulzers* Theorie der mechaniſche Theil dieſer Hauptfertigkeit eines guten Kupferſtechers faſt ganz übergangen iſt: ſo wird dieſe Lücke hier ergänzt, und mit Warnungen gegen die gewöhnlichen Irrthümer der Künſtler hierbey begleitet. N. V. Zuſatz zum Artikel: *Accent*, von Hn. Prof. *Maaſs* in Halle. Eigentlich eine Beantwortung der Frage: durch welche Mittel in der Muſik der oratoriſche und pathetiſche Accent ausgedrückt werden könne?

Zur zweyten Claſſe, die allgemeine Ueberſichten enthält, gehört gleich der erſte Aufſatz in dieſem Stücke: *Ueber einige Verſchiedenheiten des griechiſchen und deutſchen Trauerſpiels* S. 289—277. Nach einigen allgemeinen

meinen Bemerkungen über die mit ſolchen Parallelen verbundenen Schwierigkeiten, wobey wir das S. 221. über *Hottingers Preisſchrift* gefällte Urtheil ganz unterſchreiben, zeigt Hr. Prof. *Manſo*, wie ſich das griechiſche Trauerſpiell theils in den Anlagen und der Behandlung der Fabel, theils in der Darſtellung und im Ausdrucke der Leidenſchaften, theils auch in den Charakteren und Sitten der Perſonen von den deutſchen Trauerſpiele unterſcheide. Schön wird hier aus der Nationalſtimmung des griechiſchen Zuſchauers gezeigt, warum dort der Plan der Fabel ſo einfach und oft unzuſammenhängend, ja ſogar durch ganz unvorbereitete Göttererſcheinungen gewaltſam gelöſt ſeyn konnte, ohne dem Intereſſe des Stücks dadurch zu ſchaden. Auch konnte vor den über die Frauenliebe ſo ganz anders urtheilenden Athenern die Leidenſchaft der Liebe, um die ſich faſt alle unſere Trauerſpiele herumdrehen, faſt gar nicht benutzt werden. (Hier hätte der Vf. wohl noch etwas tiefer eindringen, und die Gründe entwickeln können, warum die gr. Tragiker ihrem Zeitalter in der Herabwürdigung weiblicher Charaktere ſo ſehr nachgeben muſsten. Die Art, wie Ariſtophanes in den Thesmophoriazuſen den Myſogyn Euripides für ſeine abſichtliche Verhäſslichung ſeiner Theaterheldinnen büſsen läſst, beweiſst doch offenbar, daſs die Athener ſelbſt das Uebertriebene hierin fühlten, und wohl wuſsten, daſs die Frauen im *heroiſchen Zeitalter* und beym Homer eine weit ehrwürdigere Rolle ſpielen, als ihnen die Tragiker in ihren heroiſchen Süjets zutheilten. Dieſs iſt in der That die ſchwache Seite des griechiſchen Trauerſpiels, die Hr. *Manſo* zu ſanft entſchuldigt.) Ueberhaupt konnte die griechiſche Tragödie nur Leidenſchaften von ſtarkem Ausdruck aufſtellen. Feine Schattirungen, Intriguen und Entfaltungen, wie ſie unſere guten Dramatiker aus philoſophiſcher Beobachtung des menſchlichen Herzens einzuweben verſtehen, waren damals noch nicht denkbar. Deſto mehr liebte der Grieche die Rhetoricationen und gerichtlichen Debatten ſelbſt auf die Bühne verpflanzt; ein Geſchmack, dem die Tragiker, ſelbſt auf Unkoſten der Wahrſcheinlichkeit faſt in allen ihren Stücken ein Opfer bringen. (Man vergleiche die äuſserſt komiſche Parodie beym Ariſtophanes in den *Weſpen* 995. ff.) Wir lieben dagegen mehr die feinen Reflexionen und Schattirungen der Empfindung. Endlich ſind auch die Sitten unſerer Tragödie würdiger und menſchlicher. Dieſs alles wird zuletzt an dem Beyſpiele der *Göthiſchen* Iphigenia gezeigt, von welcher überhaupt der Vf., wie er ſelbſt geſteht, bey dieſer ganzen Abhandlung ausgegangen iſt. Aber unſer Theater hat doch auch auſser den *Leſſingiſchen* und *Göthiſchen* zum Theil nicht einmal aufführbaren Stücken noch einige gute Trauerſpiele. Auf dieſe iſt hier durchaus zu wenig Rückſicht genommen, ſo daſs dieſer Vergleichung eigentlich nur die Ueberſchrift gebührt: über die Verſchiedenheit der griechiſchen Trauerſpiele und *einiger* deutſchen. Möchte es doch übrigens dem ſcharfſinnigen Vf. gefallen, uns bald auch eine Abhandlung über die in den *Froſchen* des Ariſtophanes befindliche Muſterung des Aeſchylus und Euripides mitzutheilen, die man, trotz aller beygemiſchten Scurrilitäten, immer für eine der wichtigſten Kritiken des griechiſchen Trauerſpiels anzuſehen hat.

Zur dritten und vorzüglichſten Claſſe, in der die Charaktere älterer und neuerer Dichter aufgeſtellt werden, finden ſich in dieſem Stücke zwey Aufſätze. N. VI. *Beſchluſs der* im 1 Stück des zweyten Bandes angefangenen *Auszüge der Araucana des Alonſo de Ercilla*. Hr. *Schatz* liefert hier aus den noch übrigen 21 Geſangen dieſer merkwürdigen ſpaniſchen Epopee einzelne mit vielem Geſchmack ausgehobene Auszüge mit untergeſetzten Original und einer fortlaufenden Inhaltsanzeige. So iſt hier z. B. die rührende Epiſode von der über ihren getödteten Gatten untröſtlichen Tegualda, (Ercilla hat uns hier, ohne die Xenophontiſche Cyropaedie geleſen zu haben, eine Araucaniſche *Panthea* gegeben), und die von Voltaire beſpöttelte, von Hayley aber (*Plays and Poems* T. IV. p. 91.) mit groſser Einſicht entſchuldigte Vertheidigung der Dido weitläuftiger angeführt. Das Ganze beſchlieſst eine gerechte Würdigung der Vorzüge und Fehler dieſes Gedichts mit Anführung einiger frappanten Gleichniſſe, in denen der Dichter zuweilen auſserordentlich neu und glücklich iſt. Am Ende auch noch ein Wort über Ercilla's Fortſetzer *Oſorio*. Gewiſs muſs jeder Literaturfreund und Kenner des Schönen dem Vf. für die Verpflanzung dieſer exotiſchen Sprösslinge auf deutſchem Boden um ſo mehr Dank wiſſen, je ſeltner ſich Sprachkenntniſſe, aeſthetiſches Gefühl und aushaltende Geduld, alles ganz unerläſslige Bedingungen bey ſolchen Auszügen in einem Unternehmen ſo beyſammen finden, als bey dem Vf. dieſer Auszüge. Wir wagen die Bitte an ihn, uns nun auf ähnliche Weiſe auch mit einigen Epopeen der Italiener, die *Meinhard* überging, und andere Anthologieen, wie z. B. die *Jagemanniſche* nur in zerriſſenen Bruchſtücken geben, als den Adone von *Marino*, Morgante von *Pulci*, Orlandino von *Folengo* und beſonders die in ihrer Art einzige, vielbelobte und ſelten geleſene *Secchia rapita* von *Taſſoni*, von da uns die Waltherſche Buchhandlung in Dresden ſo eben einen guten Abdruck geliefert hat, nach und nach mitzutheilen. — VII. *Aeſchylus* S. 391 — 461. von Hn. Prof *Jacobs*. Eine ausführliche, mit tief eindringender Sach- und Sprachkenntniſs gearbeitete Beurtheilung dieſes Vaters des griechiſchen Trauerſpiels mit eingeſtreuten Belegen in einer metriſchen Ueberſetzung. Nach einigen allgemeinen Betrachtungen über die ſtufenweiſe Entwicklung des griechiſchen Trauerſpiels, wobey auch die feine Bemerkung des *Caſaubonus* ihre Stelle findet, durch die allein manche Dunkelheit in dieſer verwickelten Streitfrage aufgehellet wird, daſs das Wort τραγῳδία urſprünglich der komiſchen Darſtellung ſo gut, als der ernſthaften zugehöre, unterſucht der Vf. zuerſt, welche Spuren der alten, rohern Geſtalt des Trauerſpiels ſich noch in den Stücken des Aeſchylus auffinden laſſen. Er rechnet hieher a) die äuſserſte Simplicität der Handlung, die faſt ohne alle Vorbereitung und Entwicklung nur einige Schritte vor der Vollendung beginnt, oder die Vollendung gar ſchon vorausgeſetzt, wie in den *Perſern*, die Hr. Jacobs lieber zur Cantate nach Hn. v. Blankenburgs Definition, als zum Trauerſpiele rechnen möchte. b) die

groſse

groſse Sparſamkeit im Gebrauche handelnder Perſonen, wobey gelegentlich der Dichter wegen zwey vorgeblicher Auswüchſe in den *Danaiden* und *Sieben von Theben* ſehr gut vertheidigt wird. c) Die Länge und Umſtändlichkeit der Erzählungen, dem man es anſieht, daſs der Dichter nur *epiſche* Vorgänger hatte, z. B. im *Prometheus*. d) Die wichtige Rolle, die der Chor noch überall zu ſpielen hat. Dieſer lyriſche Theil iſt in den Stücken des Aeſchylus immer der hervorſtechendſte und von dem Dichter ſelbſt mit entſchiedener Vorliebe bearbeitet. Er macht bey ihm durch ſeine genaue Verkettung mit der Fabel des Stückes das wahre Intereſſe des Ganzen, da hingegen die Chöre des Sophocles und Euripides oft ohne alle Beziehung auf das Stück ſelbſt iſolirt da ſtehen, und auch vor ſich als lyriſche Poeſieen geleſen werden können. (Darum konnte *Koeppen* in ſeiner nur zu früh vergeſſenen *Blumenleſe* auch nur aus den zwey letzten Tragikern mehrere Chöre excerpiren). — Nun werden die übrigen Eigenthümlichkeiten des Dichters einzeln durchgegangen. Er liebt den Pomp, und erſchüttert durch Prunk- und Schreckſcenen auf dem Theater; erhebt durch die überall eingewebte Wirkſamkeit des alles bändigenden Schickſals ſeine Fabeln über den Rang gewöhnlicher Mordgeſchichten, wobey der einzig richtige Geſichtspunkt angegeben wird, aus welchem Prometheus Läſterungen gegen den Jupiter angeſehn werden müſſen; verbindet die übernatürlichen Motiven z. B. Orakelſprüche, mit den natürlichen mit vieler Kunſt, und weis ſeinen Stücken durch Beziehungen aufs Lokal, z. B. in den *Perſern* und *Eumeniden*, wo die Gründung des Areopagus vorkommt, ein eigenes Nationalintereſſe zu geben. Zum Schluſs etwas über das rieſenmäſsige und hochtrabende in den Charakteren des Dichters. Schon aus dieſer trocknen Anzeige wird ein jeder auf die Reichhaltigkeit dieſes Aufſatzes ſchlieſsen können. Um ſich noch mehr von ſeinen Verdienſten zu überzeugen, darf man z. B. nur des neuen Herausgebers des *Brumoi*, *Rocheforts* Bemerkungen im erſten und zweyten Theile des *Theatre des Grecs* damit verglichen. Ueberall ſpricht der Kenner und vieljährige Vertraute der griechiſchen Tragiker. Nur bey der Rechtfertigung der Stelle in den *Choephoren*, wo Electra aus der Haarlocke auf dem Grabe, des Vaters ihren Bruder erkennt, lieſse ſich vielleicht aus der ſpottenden Parodie des Ariſtophanes in den *Wolken* 536 noch ein richtigerer Geſichtspunkt auffaſſen.

KINDERSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Cruſius: *Der Mädchenfreund*, erſtes Bändchen. 144 S. Zweytes Bändchen. 132 S. 8. 1789. 1791.

Der Vf. ſchreibt nicht für Erzieherinnen des weiblichen Geſchlechts, ſondern für Mädchen ſelbſt, denen er durch ſeine Blätter die Kunſt, glücklich und froh zu leben, lehren will. Er befleiſsigt ſich daher eines populären Tons, erläutert ſchwerere Ausdrücke in Anmerkungen, und ſucht durch einen gefälligen Vortrag zu vergnügen. In der That kann er nicht allein, ſondern verdient auch von Mädchen, die ſich bilden wollen, geleſen zu werden. Weil er ſein Werk zu einer Art von Familienbuch beſtimmte, ſo band er ſich in der Beſtimmung ſeiner Blätter an kein gewiſſes Alter, ſondern ſchrieb bald für achtjährige Kinder, bald für herangewachſene Mädchen; jede Klaſſe junger Leſerinnen kann alſo in ſeinem Buche etwas finden, das ihr dienlich iſt. Nicht geringfügige, unnütze oder gar unwürdige Gegenſtände machen den Inhalt dieſer Blätter aus, ſondern ſolche Materien, die zum Unterricht der jüngern, zur Belehrung der erwachſenen Leſerinnen, und zur Verbeſſerung der Sittlichkeit von beiden dienen können. Erzählungen, (unter denen die Beſchreibungen von Geburtstagsfeyern und andern Feſten ein wenig zu häufig vorkommen) und Abhandlungen, Lieder (theils eigene, theils entlehnte) und muſikaliſche Compoſitionen wechſeln ab. Die Abhandlungen betreffen theils die Moral (z. B. die Thätigkeit, die Neugierde) theils die Bildung des Körpers (z. B. die phyſikaliſche Erziehung, die Reinlichkeit, das Tragen des Leibes) theils endlich ökonomiſche Gegenſtände (z. B. das Bleichen) und ſind eben ſo gründlich, als unterhaltend.

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. *Ohne Druckort: Geſchichts-Erzählung von der Regierungs- und Vermögens-Entſetzung des Fürſten von Neuwied*, woraus mehrere hochwichtige Gravamina communia Statuum Imperii dargethan werden, zugleich Recurſus ad comitia ergriffen wird. *Von ihm ſelbſt verfaſſet.* 1793. fol.

2) *Commiſſuriſcher Bericht, die Verſtandeskräfte und Regierungsfähigkeit des Hrn. Fürſten Friedrich Carl zu Neuwied betreffend.* (1793.)

3) *Beantwortung und Widerlegung des geheimen Commiſſ. Berichts des Naſſau-Oraniſchen Subdelegati v. Schenk, von 17 Aug.* 1792. als Nachtrag zu dem am 13 März (1793) übergebenen Reſtitutions-Libell, in Sachen der mehreſten Kirchſpiele der niedern Grafſchaft Wied, wider weil. Hrn. Friedrich Wilhelm Grafen, modo Hrn. Friedrich Alexander Fürſten zu Neuwied.

4) *Nachtrag zur weiteren Belehrung des Publicums, Haus-Vertrags und Reverswidrige Vergleiche mit den Unterthanen, auch die Verſtandeskräfte und Regierungsfähigkeit des Hrn. Fürſten Friedrich Carl zu Neuwied betreffend.* 1793. Es iſt eine ſo merkwürdige als äuſserſt ſeltene Ereigniſs, einen deutſchen Reichsſtand, wegen angeſchuldigter Gemüthskrankheit, in Unterſuchung gezogen, und die Frage: ob eine Curatel ſtatt finde? in einem förmlichen Proceſs durch Urtheile entſchieden zu ſehen. Daſs die höchſten Rs. Gerichte wahnſinnigen Rs. Ständen Vormünder beſtellt haben, — davon fehlt es an Beyſpielen nicht: es geſchah aber immer, als ein *actus voluntariae jurisdictionis*, auf Anſuchen der nächſten Anverwandten. Zu einem

nem Widerſpruch kam es (ſo viel Rec. weiſs) nur in 2 älteren Fällen, welche Moſer im Perſönl. St. R. S. 441. u. 612. anführt: *Erſtlich* i. J. 1698, da das Rs. Kam. Gericht den Grafen zu Sayn-Witgen- und Hohenſtein, wegen beygemeſſenen Blödſinns bevormundete. Der Hauptanlaſs hierzu war die Veräuſserung der Grafſchaft Hohenſtein an Kurbrandenburg, worüber ſich die Agnaten beſchwert hatten. Auf lebhaften Widerſpruch von ſeiner und Kurbrandenb. Seite ward jedoch das Vormundſchaftsdecret noch in eben dem Jahre aufgehoben. *Zweytens* i. J. 1744. da der Fürſt Carl zu Löwenſtein-Wertheim von ſeinen Brüdern der Gemüthsſchwäche und Regierungsunfähigkeit beſchuldiget, auch darauf von dem Rs. Hofrath eine Unterſuchungscommiſſion auf Kurmainz und Würzburg erkannt ward, welche aber wegen der dagegen von dem Fürſten beym Reichstag angebrachten Klage, keinen Erfolg hatte. Daſs es aber zu einer förmlichen gerichtlichen Verhandlung und zu wiederholten Urtheilen über die Statthaftigkeit einer ſolchen Curatel gekommen, — davon iſt dieſs das erſte Beyſpiel, ſeit der Errichtung des Rs. Kammergerichts. Das in jenen Druckſchriften enthaltene Factum iſt kürzlich folgendes: Der jetzige Fürſt zu Neuwied hatte als Erbprinz verſchiedene Eigenheiten und Sonderbarkeiten an ſich, war auch eine Zeitlang von Religionsſcrupeln geplagt geweſen. Sein Vater war, wegen ſeines abgeſonderten Lebenswandels, wegen verſchiedener moraliſchen Unordnungen, und hauptſächlich wegen der Uneinigkeit die zwiſchen ihm und ſeiner Gemahlin ausgebrochen war, — ſehr unzufrieden, und machte am 20 April 1788 ein Teſtament, worin er ſeinen einzigen Sohn enterbte, und den zweyten Enkel zum Nachfolger ernennte. Dieſs Teſtament nahm der Vater jedoch ſchon am 19 May deſſelben Jahres zurück, und lieſs ſich bloſs von ſeinem Sohn einen eidlichen Revers ausſtellen: „daſs er „auf keine Eheſcheidung dringen, ſeiner Gemahlin anſtändig „begegnen, bey der Erziehung der Kinder den ſchiedsrichterli„chen Ausſpruch der Mutter anerkennen; keine Schulden ma„chen, und die Waldungen forſtmäſsig behandeln wolle.“ Die Garantie des Reverſes übernahmen die damaligen Grafen (jetzige Fürſten) zu Wied-Runkel und Witgenſtein-Berlenburg. Nach dem am 7 Aug. 1791 erfolgten Ableben des Vaters, trat der Sohn die Regierung an; und ſein erſtes Geſchäft war, einen alten Proceſs mit den Unterthanen, über die Waldungen, Frohndienſte und Landesſteuern, welchen ſein Vater durch ein Kammergerichtl. Urthel vom 28 Jenner 1791. zum Theil ſchon verloren hatte, durch einen Vergleich zu beendigen. Hierbey ging er etwas raſch zu Werke und befragte ſeine ihm verdächtig gewordene Räthe nicht, ſondern tractirte ganz allein mit dem Anwald der Unterthanen. Der Vergleich kam daher bald zu Stande. Als aber derſelbe bey dem Rs. Kam. Gericht zur Beſtätigung eingereicht wurde; ſo traten die beiden erwähnten Garants dagegen auf, behaupteten, daſs darin unveräuſserliche Sachen und Rechte den Unterthanen überlaſſen worden, welches beſonders der Fürſt zu Runkel, als nächſter Agnat, nicht zugeben könne. Sie brachten hiernächſt die Beſchuldigung vor, daſs der Fürſt von Neuwied blödſinnig, und daher einer Curatel bedürftig ſey; und ſuchten ſolches aus verſchiedenen von ihm herrührenden wunderbaren Aufſätzen und Verordnungen, und aus jenem väterlichen Teſtament darzuthun. Das Rs. Kam. Gericht erkannte hierauf eine Commiſſion auf Naſſau-Oranien zu Unterſuchung des Vergleichs, und gab dem ſubdelegirten Commiſſario zugleich den geheimen Auftrag, über die angebliche Verſtandesſchwäche und Regierungsunfähigkeit des Fürſten Erkundigung einzuziehen. Der gedruckte commiſſariſche Bericht iſt das Reſultat dieſer geheimen Erkundigung, worauf am 29 Nov. 1792 ein fernerer Urthel erfolgte, in welchem jene beide Garants dem Fürſtem in allen Regierungsgeſchäften, als Mitvotanten, zur Seite geſetzt wurden. Die Manutenenz derſelben und die Vollziehung des Urthels ward darauf Ihro Kön. Maj. in Preuſsen, als Herzog zu Cleve übertragen. Dieſes Urthel bezog ſich bloſs auf den Revers, in einem ferneren Erkenntniſs vom 22 Febr. 1793. ward es aber dem Fürſten ganz deutlich geſagt, daſs er wegen Gemüthskrankheit zur Alleinregierung unfähig ſey und ſo lange bleiben werde, bis er Beweiſe der Wiederherſtellung beybringen könne. Zugleich ward der bis dahin verſchloſſene Commiſſionsbericht eröfnet, und der Gegentheil ſäumte nicht, ſolchen durch den Druck bekannt zu machen. Der Fürſt ſuchte dagegen Reſtitution, wendete ſich jedoch, ohne die Entſcheidung darüber zu erwarten, in der Eingangs bemerkten Schrift, an die Reichsverſammlung, und machte es zur gemeinen Beſchwerde ſämmtlicher Stände, daſs das Rs. Kammergericht, ihn, auf einen einſeitigen geheimen Bericht, einer Curatel unterworfen habe, wozu daſſelbe weder an ſich berechtiget ſey, noch die erfoderlichen Beweiſe gehabt habe. Er perhorreſcirte den II Senat deſſelben in ſehr beleidigenden Ausdrücken, und beſchuldigte beſonders einige Beyſitzer der gröſsten Partheylichkeit. Die Schrift iſt, (wie er darin wiederholt verſichert) von ihm ſelbſt verfaſst, und zu verſchiedenen Zeiten, in einer bald äuſserſt erbitterten, bald ſatyriſchen Laune, ohne gehörige Ordnung geſchrieben. Das Ganze ſieht einer Schmähſchrift viel ähnlicher, als einer Recurs Schrift. Man ſieht deutlich, daſs er ſolche in einem hohen Grad von Leidenſchaft aufſetzte, und dabey keinen Rechtsgelehrten zu Rathe zog. Sie iſt theils aus Marienboom bey Nimwegen, theils aus Bonn datirt, wohin er ſich aus Verdruſs über die Executionscommiſſion, begeben hatte. Wir enthalten uns billig, über die Rechtmäſsigkeit der Unterſuchung und die Reichsgerichtl. Competenz in dieſer Sache ein Urtheil zu fällen, da ſolches unſer Beruf nicht iſt, und der Streit ohne Kenntniſs der ganzen Acten ſich nicht zuverläſsig beurtheilen läſst. Die Sache ſcheint allerdings ſehr zweifelhaft zu ſeyn, weil es damit auf die genaue Beſtimmung des *Curatelmäſsige Blödſinns*, theils auf den *Beweis deſſelben* ankommt. Der Hr. Fürſt hat verſchiedene mediciniſche Zeugniſſe, und vornemlich ein Gutachten der mediciniſchen Facultät zu Bonn beygebracht, welches ihn für völlig geſund erklärt. Er hat auch aufserdem die in dem Commiſſionsbericht enthaltene data ausführlich zu widerlegen geſucht. Sein Reſtitutionsgeſuch iſt ihm aber am 1 März d. H. von dem Rs. Kam. Ger. abgeſchlagen, und ihm bloſs vorbehalten worden, zu jeder Zeit ſeine Wiederherſtellung, beſſer als geſchehen, zu beweiſen, und desfalls eine Commiſſion nachzuſuchen, wenn er ſich der damit verbundenen genauen Aufſicht und mediciniſchen Prüfung unterwerfen wollen. Er hat indeſs ſein Geſuch bey der Reichs-Verſammlung betrieben, und jene Recursſchrift iſt bereits am 5 Febr., jedoch in einer beſſern und abgekürzten Form, zur Dictatur gekommen. Es ſteht dahin, ob die Klage als eine gemeinſchaftliche Ständiſche Beſchwerde werde betrachtet werden. Der Gegenſtand iſt äuſserſt intereſſant: es fehlt an einer beſtimmten Vorſchrift über dieſe Gattung von Curatel: ſelbſt das Röm. Recht, welches man, in Ermangelung vaterländiſcher Geſetze zu Hülfe nimmt, beſtimmt ſo wenig über den eigentlichen *Grad von Gemüthskrankheit*, welcher eine ſolche Curatel nothwendig machen ſoll, daſs man gewöhnlich dem Gerichtsbrauch und den Meynungen der Rechtslehrer dabey folgt, welches aber auch ein ziemlich unſicherer Leitfaden iſt. Bey einem Regenten kommt noch überdieſs die Regierungsfähigkeit mit in Anſchlag; und dieſs war beſonders hier, nach den commiſſariſchen Bericht der Fall, wo die vernommenen Anzeigen und das eigene Gutachten des Commiſſarii dahin gingen: daſs der Fürſt zu Neuwied, zwar *nicht förmlich blödſinnig*, aber doch *nicht fähig* ſey, *Land und Leute zu regieren*. — Sollte vielleicht eine ſo delicate Frage, wobey es an einem juriſtiſchen Maafsſtab fehlt, nach altdeutſcher Sitte, am beſten von ſolchen Richtern entſchieden werden können, die ſelbſt Land und Leute zu regieren haben?

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 5. Julius 1794.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

KOPENHAGEN, b. Proft: *Denkwürdigkeiten der französischen Revolution in vorzüglicher Rücksicht auf Staatsrecht und Politik*, von *Christian Ulrich Detlev von Eggers*, d. R. D. zu Kopenhagen. Erster Band. 1794. XXVIII. u. 480 S. 8.

Wenn der vielumfassende Plan dieses Werks die Aufmerksamkeit des gesammten mit der französischen Revolution beschäftigten Publikums erregen muss, so wird die Gründlichkeit, mit welcher der erste Band ausgearbeitet ist, und die Art und Weise, wie sich der Vf. in der Vorrede über seine Denkungsart und über seine Zwecke auslässt, sicherlich denjenigen Theil dieses Publikums für ihn gewinnen, dessen Gunst und Beyfall ihn und alle seines Gleichen am besten oder eigentlich allein belohnen kann.

Wenn man so viele Liebe zur Wahrheit, so viel Wärme für die Wohlfarth und für die Veredlung der Menschheit, einen so lautern und unermüdeten Forschungsgeist, und eine so gerechte und gleichförmige Aufmerksamkeit auf alle Seiten seines Gegenstandes, mit einem so hohen Grade rühmlicher Bescheidenheit verbindet, als Hr. v. E. in der Vorrede und in den ersten Abschnitten seines Buchs an den Tag legt; so wird die Frage, zu welcher politischen Partey der Schriftsteller gehöre, ganz überflüssig; alles Mistrauen, in sofern es seinen *Willen*, die Wahrheit zu sagen, treffen könnte, muss verschwinden, und die Kritik hat es nun mit nichts weiter zu thun, als mit der Untersuchung der Quellen und Mittel, deren er sich bedient, und der Art und Weise, wie er dieselben benutzt hat.

Es versteht sich von selbst, und der Vf. wird gewiss damit zufrieden seyn, dass Rec. sich für jetzt noch enthält; über den Werth eines Ganzen, wovon der Inhalt dieses ersten Bandes nur einen überaus kleinen Theil ausmacht, ein vollständiges Urtheil zu fällen. Die Periode, die der Vf. hier geschildert hat, ist in jeder nur denkbaren Rücksicht von den folgenden so sehr verschieden, dass sich von dem Erfolg, mit welchem er jene bearbeitete, zwar mit einem ansehnlichen Grade von Wahrscheinlichkeit, aber doch nicht mit völliger Gewissheit auf das, was wir in der Zukunft noch zu erwarten haben, schliessen lässt. Rec. behält sich also vor, über alles, was zum Ganzen gehört, also auch über Methode, Oekonomie, Vortrag und Resultate dieses Werks erst dann, wenn einige Bände erschienen seyn werden, seine Meynung zu sagen, und bleibt jetzt dabey stehen, den allgemeinen Entwurf und die Ausführung desselben im ersten Bande, zu charakterisiren und in aller Kürze zu beurtheilen.

Nach dem Vorsatz des Vf. soll sein Werk zuvörderst, eine Entwickelung der *Anlagen* zur Revolution, hiernächst eine Darstellung der *Literatur* derselben in Frankreich, England und Deutschland, vorzüglich in Ansehung des Einflusses dieser Begebenheit auf Schriftsteller und durch sie aufs Publikum, alsdann die *Geschichte* und *Kritik* der Revolution von Eröfnung der Versammlung der Stände an bis auf die neuesten Zeiten, und zwar zuerst ein *allgemeines Gemählde* jeder Hauptperiode und hierauf die *nähere Beschreibung* der erheblichsten *einzelnen* Begebenheiten und Veranstaltungen unter gewissen Rubriken, als z. B. *constitutionelle Verfügungen*, *Kampf gegen die vollstreckende Gewalt*, *Finanzen*, *kirchliche Verfassung* u. s. f. — und nun ausser diesem allen noch die *wichtigsten Aktenstücke in extenso* enthalten. Wahrlich ein Schriftsteller muss *aes triplex circa pectus* haben, um vor einem solchen Plane nicht einigermasen zurückzubeben, und da man bey der grosen und allenthalben sichtbaren Entfernung des Hn. *v. E.* von aller literärischen Arroganz und Scharlatanerie ganz sicher voraussetzen darf, dass er das Gewicht und die Schwierigkeiten seiner Unternehmung fühlte; so gereicht es ihm wirklich zur Ehre, dass er sich eines Eifers und einer Thätigkeit bewusst seyn konnte, die es ihm erlaubten, eine Laufbahn von unabsehlicher Länge zu betreten.

Damit aber ein so brauchbares Werk, als das gegenwärtige allem Anschein nach seyn wird, nicht vor der Vollendung die Kräfte des Vf. übersteige, oder aus Mangel an Unterstützung abgebrochen werden müsse, ist Einschränkung des Plans, in sofern sie den Hauptzweck nicht stört, durchaus erfoderlich. Wenn z. B. der Vf. mit dem Abdrucken der Aktenstücke in eben der Art fortfahren wollte, wie es im ersten Bande geschehen, so lässt sich leicht überschlagen, was aus einem Buche werden muss, davon dieser erste Band noch nicht weiter, als bis auf die *dritte Session der Notabeln vom Februar* 1787 geht. Die Anzahl der Bände würde so überhand nehmen, dass der rüstigste Käufer zaghaft werden müstse. Das Publikum wird daher gewiss auf die Anfrage, die der Hr. Vf. dieserhalb gethan hat, antworten, dass in der eigentlichen Geschichte der Revolution nichts als die *wichtigsten* Aktenstücke, und zwar entweder blos im Original, oder blos in einer diplomatisch-treuen Uebersetzung zu liefern seyn würden. Es bedarf keiner Erwähnung, dass in solchen Fällen, wo Quellen, die bisher noch wenig oder gar nicht bekannt waren, gebraucht wurden, eine grösere Ausführ-

lichkeit bey Mittheilung derſelben willkommen ſeyn wird: ſo wie es denn auch ein beträchtlicher Theil des Publikums gewiſs ſehr gern ſieht, daſs der Vf. die zur *Vorgeſchichte* der Revolution gehörende Memoiren recht vollſtändig abdrucken lieſs, weil über dieſen Theil der Geſchichte bisher faſt alle gründliche Nachrichten und Urkunden, in Deutſchland wenigſtens, gänzlich mangeln. Nur von der Eröfnung der Ständeverſammlung an haben zahlloſe Journale und Zeitſchriften jeder Art für die Bekanntmachung aller wichtigen Belege zu den öffentlichen Verhandlungen geſorgt.

Die ſechs erſten Abſchnitte dieſes Bandes ſind bloſs vorbereitend. Ueber die vier erſten, die mehr philoſophirend als hiſtoriſch ſind, nehmlich 1. *Erforderniſſe, um über die Revolution zu urtheilen*, 2. *Charakteriſtik der Revolut.* 3. *Einfluſs der Schriftſteller auf die Rev.* 4. *Sittliche Unterſuchung der Rev.* — ſuſpendirt Rec. aus vorhin angezeigten Gründen ſein Urtheil. Sie ſind ohnehin mit ſo viel Mäſsigung und Unpartheylichkeit geſchrieben, daſs die vernünftigdenkenden von allen Syſtemen im Ganzen damit zufrieden ſeyn werden, ob ſich gleich gegen verſchiedene einzelne Punkte manches erinnern laſſen wird. In dem zweyten Abſchnitt theilt der Vf. vorläufig die Geſchichte der Rev. in fünf Zeiträume, davon der *erſte*, der mit der Zuſammenberufung der Stände anfängt, bey der gewaltſamen Hinführung des Königs nach Paris am 6. October 1789, der *zweyte* bey der Flucht deſſelben, der *dritte* bey der Trennung der conſtituirenden Verſammlung, der *vierte* bey dem 10. Auguſt 1792. der *fünfte* bey dem 31. Mai 1793 ſchlieſst. Rec. macht nur die einzige Bemerkung bey dieſer Eintheilung, daſs der erſte von dieſen Zeiträumen wohl füglicher in zwey zerfallen möchte, zwiſchen welchen die *Entlaſſung des Herrn Necker*, am 11. July 17.9, als die Veranlaſſung zum Ausbruch der allgemeinen Volksbewegung die Scheidewand ausmachen würde. — Im *vierten* Abſchnitt, worin ſehr viel wahres und treffendes über die Lage des unglücklichen Königes geſagt wird, kömmt unter andern die überaus richtige Bemerkung vor, daſs es ein Hauptmoment in dem traurigen Schickſal dieſes Monarchen war, in einem Zeitalter zu regieren, "wo man ihn ſchärfer beurtheilte, als je ſeine Vorfahren beurtheilt worden waren."

Der *fünfte* Abſchnitt handelt von den *Fehlern der Regierung*, welche die Rev. vorbereiteten. Der Grund dazu wurde lange vor Ludwig dem XVI. gelegt: ihm mangelte es hauptſächlich an der Kraft, den Wirkungen dieſer frühern Urſachen entgegen zu arbeiten. Die Fehler, die er ſelbſt beging oder zuliefs, waren vornehmlich: *die Zurückberufung der alten Parlamenter*, die nur ſelten recht zweckmäſsige *Beſetzung der Miniſterſtellen*, (bey dieſer Gelegenheit eine kurze, ſehr brauchbare Erzählung von allen Miniſterial-Veränderungen unter Ludwig dem XVI.) der übermäſsige *Einfluſs eines verderbten Hofes*, die Einmiſchung in den *Amerikaniſchen Krieg*, ſo wie in die *Holländiſchen Unruhen* u. ſ. f.

Sechster Abſchnitt. Wirkung des Finanz-Zuſtandes auf die Rev. Eine Schilderung des Geiſtes der erſten *Neckerſchen* Adminiſtration, und der, durch welche *Calonne* die nähere Veranlaſſung zur Rev. gab.

Siebenter Abſchnitt. Geſchichte der (erſten) *Notabeln bis zu der dritten Sitzung.* So ausführlich, gründlich und belehrend iſt dieſer Theil der Revolutionsgeſchichte noch nirgends abgehandelt. Bedauren muſs man, daſs der Umfang des Bandes nicht erlaubte; wenigſtens dieſes Stück vollſtändig zu liefern. Er bricht bey der dritten Sitzung der Notabeln ab, und den ganzen noch übrigen Raum, d. h. mehr als die Hälfte, nehmen die Beylagen zu jenen erſten Sitzungen der Notabeln, die hier zugleich franzöſiſch und deutſch erſcheinen, ein. Rec. hat ſich bereits über die nach ſeiner unmaſsgeblichen Meynung mit dieſen Beylagen künftig zu beobachtende Oekonomie erklärt: die in dem erſten Bande enthaltnen ſind indeſſen ſämmtlich von ſolcher Wichtigkeit, daſs man keine einzige davon gern vermiſſen würde.

Nach allem, was hier über dieſs vielverſprechende Werk geſagt worden iſt, möchte es wohl überflüſsig ſeyn, hinzuzuſetzen, daſs man der baldigen Fortſetzung deſſelben mit Verlangen entgegen ſieht.

MATHEMATIK.

PARIS, b. Vf. u. b. Dezauche: *Abrégé de Navigation* hiſtorique, théoretique et pratique, ou l'on trouve *les principes de la Manoeuvre*, et *ceux du Pilotage*, les methodes les plus ſimples pour ſe conduire ſur mer par longitudes et latitudes, avec des Tables Horaires, pour connoitre le tems vrai par la hauteur du Soleil et des étoiles, dans tous les tems de l'année et à toutes les latitudes juſqu' à 61°. Par *Jérome La Lande*. 1793. 378. S. 4. m. 1. K.

Der wichtigſte Theil dieſes, auf Koſten der franzöſiſchen Nation gedruckten Werks, ſind die *Stundentafeln*, welche beſtimmt ſind, aus beobachteten Sonnenhöhen zu jeder Jahrszeit und in jeder Gegend des Erdbodens die wahre Zeit unmittelbar ohne trigonometriſche Rechnung zu finden. Der Nutzen einer ſolchen Arbeit, beſonders zur See, iſt ſehr beträchtlich: längſt haben es daher mehrere unternommen, wenigſtens für einzelne Oerter oder Gegenden etwas ähnliches zu liefern. So haben in Deutſchland *Eiſenhardt* und *Bode* für Berlin (S. Berliner aſtronom. Jahrbücher für 1778. 1780. und I. Supplem. Band), und in einem noch gröſsern Umfang kürzlich Hr. *Müller*, für ganz Deutſchland und die angrenzenden Länder, ſolche Hülfstafeln geliefert. In Frankreich ſelbſt hatte man dergleichen Tafeln, welche die Rechnung wenigſtens erleichtern, ſchon von *Leveſque*, Prof. in Nantes, und andere Stundentafeln von *Pingre* und *de la Caille*, wie auch von *Caſſini* und *Wallot*, (einem zu Paris, vermuthlich weil er ein Deutſcher iſt, im May d. J. arretirten Aſtronomen) berechnet. Stundentafeln von der Allgemeinheit und groſsen Ausdehnung, wie die gegenwärtigen ſind, hatte zwar der Herausgeber, Hr. *La Lande*, bereits 1771. in der zwoten Ausgabe ſeiner Aſtronomie angekündigt: aber vollendet wurden ſie, nachdem

nachdem mehrere sich dazu hatten auffordern lassen, erst 20 Jahre später, und zwar von einem jungen Frauenzimmer, von *Mad. Le Français*, der Gattin eines Neffen von Hn. La Lande, deren astronomische Thätigkeit auch schon aus dessen *Ephémerides*, *Tome* IX. rühmlich bekannt ist. Diese unternahm mit dem Muth eines Mannes, und mit der Geduld eines Astronomen die gegenwärtige eben so mühsame als verdienstvolle Arbeit, welche der Marine einen schon lange entbehrten höchst wichtigen Vortheil verschafft, indess auch zu Lande von nicht weniger nützlichem Gebrauch ist. Diese Tafeln enthalten auf 300 Seiten die *Polhöhen* bis auf 60°; von 40° an findet man einzelne Grade, zwischen 0 und 40° aber sind sie nur von 2 zu 2 Graden angegeben. Die *Höhen* der Sonne laufen ebenfalls von 2 zu 2 Graden fort, anfänglich bey kleineren Polhöhen bis zur Höhe 40 – 50°, für die gröstten Polhöhen aber nur bis zur Höhe 30°. Die *Abweichungen* der Sonne, sowohl südliche als nördliche laufen von 0 bis 24° durch einzelne Grade fort; weiter wars nicht nöthig, da die Abweichung der Sonne nie ganz diese Gröfse erreicht. Nun mufsten auch noch Mittel angegeben werden, die Aenderung dessen, was unmittelbar in den Tafeln steht, für den Fall zu finden, wenn jene drey Stücke nicht genau die in der Tafel ausgedrückten sind; daher findet man überall Unterschiede der in den Tafeln beygesetzten Zeiten für den Unterschied von 1° Abweichung, von 2° Sonnenhöhe, und von 2° (oder auch von 1°) Polhöhe. Diefs verkürzt den Gebrauch der Tafeln, welche eine Genauigkeit von 10. Sec. in Zeit geben sollen, so viel möglich, und die trigonometrische Berechnung erfordert bey einem so häufig, besonders zur See, vorkommenden Probleme, ohne viel genauer zu seyn, einen beträchtlich gröfsern Zeitaufwand. Auch auf südliche Breiten sind diese Tafeln ohne Mühe anwendbar. Die Zeit für jede in den Tafeln *stehende* Sonnenhöhe ist auf Secunden angegeben. Die *Müllerschen* Tafeln geben, ihrer eingeschränktern Absicht gemäfs, nur auf einige Minuten Genauigkeit, haben aber selbst vor diesem, mit mehr Aufwand veranstalteten Werke, z. B. das voraus, dafs sie ungleich mehrere Höhen enthalten. — Aufser dem Gebrauche der Stundentafeln, zu dessen Behuf noch Tafeln der logistischen Logarithmen angehängt sind, lehrt Hr. *La Lande* in dem vorausgeschickten Abrifs der Schiffarthskunde das nöthigste und neueste dieser Wissenschaft. Zwar konnte er den Seefahrer nur meistentheils mit den Resultaten mancher hieher gehörigen Theorien bekannt machen, ohne die Beweise davon zu entwickeln; indess ist doch alles, was für die Ausübung von einiger Wichtigkeit ist, z. B. die Lehren von der Abmessung, Beladung, Leitung, Bestimmung des zurückgelegten Wegs der Schiffe u. s. w. mit Deutlichkeit auseinander gesetzt; zur Visirung der Schiffe ist eine eigene Tafel beygefügt; ausführlich sind auch die Methoden abgehandelt, aus gemessenen Höhen die Breite zu finden, samt den neuesten Mitteln, die Länge zu bestimmen und dem Gebrauche der Spiegelsextanten. Die Einleitung enthält einige Beyträge zur Kenntnifs der französischen Marine, und zur Geschichte der Schiffarthskunde überhaupt, auch Vergleichung des Pariser Fufses mit auswärtigen, nebst Nachrichten vom neubestimmten Französischen Maafse. Zur Vermeidung einseitiger Beurtheilungen des letztern mufs bemerkt werden, dafs als dessen *Hauptabsicht* nicht die absolute Richtigkeit irgend einer zur Basis angenommenen Grofse, wie etwa z. B. des Sekundenpendels oder eines bestimmten Theils der Erdkreisfläche, sondern blofs Allgemeinheit und Schicklichkeit anzusehen ist; für die schicklichste Einheit des Maafses aber hielt man einen gewissen Theil des die ganze Oberfläche umfassenden Erdmeridians, den man daher so genau als möglich zu bestimmen suchte; denn hiebey, glaubte man, fallen alle die nationalen und lokalen Rücksichten gröfstentheils hinweg, welche bey der Toise oder einem andern, nur bey gewissen Völkern üblichen Fufsmafse, noch Statt fänden. Diese Hauptabsicht bey der Wahl des neuen Maafses ist aus den ersten Verhandlungen hierüber in der Nat. Vers. unverkennbar. (S. Intell. Bl. der A. L. Z. 1791. No. 76.)

KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGELAHRTHEIT. Unter der Aufschrift *Germanien. Antijosephinus oder Kritik über eines ungenannten schriftmäfsigen Beweis, dafs Joseph der wahre Vater Christi sey, von E. F. C. Oertel, der Theol. Candidaten in Oberurzenn.* 1792. 112 S. gr. 8. Der frohe und belebende Gedanke, dafs der *moralische* Geist der christlichen Religion doch endlich einmal in Mittagshelle leuchten und die übersinnliche Speculation, die auf die menschlichen Handlungsweisen keinen Einfluss hat, in ihren heiligem Dunkel sich selbst überlassen bleiben werde, hat so vielen Reiz für den Kenner des Zwecks der Religion überhaupt, dafs er ihn bey allen Erscheinungen in der Theologie, die eher dawider als dafür sind, dennoch nie verlassen kann, wenn er sich auch an der jetzigen Generation noch nicht realisiren sollte. Eingewiegt in diesen Gedanken, darf man daher auch nicht ermüden, unserm Zeitalter ohne Aufhören zuzurufen, dafs das Princip aller wahren Religionen und nicht minder ihr Zweck *moralisch* seyn müsse, und dafs sich daher eine Religion nicht so wohl durch ihre übersinnlichen Dogmen und Facten, die aufser dem Kreise des sichern Erkennens liegen, als die wahre legitimiren könne, sondern vielmehr an ihrem *Princip* und *Zweck* als eine solche entweder allgemein anerkannt, oder als eine Unwahre allgemein verworfen werde. Das Princip der christlichen Religion ist moralischer Art, und geht von einer moralischen Gottheit aus, so wie ihr Zweck, der höchste aller Religion, *Humanität* und *Sittlichkeit* ist. Mit diesem lebendigen Zweck vor Augen soll der Christ seiner Bestimmung entgegenstreben und in einer stufenweisen Annäherung zum Ideal der Humanität und Sittlichkeit in der Erscheinung, nähmlich Christus, bis zum Ideal der übersinnlichen moralischen Gottheit selbst, seine sittliche Vollkommenheit und Würde erringen. Daher bedarf es nun nicht des ängstlichen Kampfes um ein übersinnliches Princip für dieses Ideal in der Erscheinung selbst; denn es scheint dadurch das lebendige Muster einer Menschen möglichen moralischen Vollkommenheit wieder geschwächt, und das Streben zur Nachahmung bey den Menschen eher wieder gelähmt, als verstärkt zu werden.

Wäre der Vf. der vorliegenden Schrift von diesen Reflexionen ausgegangen: so würde er eine so delikate Sache, als der Gegenstand derselben ist, wovon wir doch nie ganz gewifs werden können, auf sich haben beruhen lassen. Allein es kommt

freylich bey solchen dogmatischen Untersuchungen sehr darauf an, aus welcher Schule man gegangen ist, und welche vorgefaßte Ideen nun einmal Wurzel geschlagen haben. Er streitet also, wie schon der Titel angibt, für die übernatürliche Geburt Jesu, und zwar nach seiner Ueberzeugung, wobey wir nichts zu erinnern haben; allein es verdient eine scharfe Rüge, daß er sich hiebey ein moralisches Vergehen zu Schulden kommen läßt. Auf dem Titel steht, wie billig: „*über den Beweiß eines Ungenannten*" denn es hatte sich kein Vf. genannt; allein in der Schrift selbst wird ein Mann namhaft gemacht, und zwar in einer sonderbaren Verbindung mit andern berüchtigten Schriftstellern, welches uns äusserst aufgefallen ist. Nur der Vf. einer Schrift hat das Recht, sich öffentlich zu nennen, oder nicht zu nennen; allein kein Anderer ohne dessen Erlaubniß. Man kann seine Ursachen haben, im Incognito bleiben zu wollen, welches Hr. *O.* bey einer nur geringen Umsicht hätte einsehen müssen. Hat er also keine besondere Erlaubniß zur Nambarmachung des Schriftstellers gehabt; so hat er sich zum mindesten eine unverzeihliche Uebereilung zu Schulden kommen lassen; hat er aber noch irgend eine Nebenabsicht dabey verfolgt; so hat er seinen moralischen Charakter sehr übel compromittirt.

In der Schrift selbst verfolgt Hr. *O.* die Hauptgründe des ungenannten Vf. einzeln, und sucht sie zu widerlegen. Dabey werden alle die bekannten biblischen Gründe für eine übernatürliche Zeugung Jesu recht gut zusammengestellt. Es leidet keinen Zweifel, daß sie in der Erzählung des Matthäus und Lukas zu finden ist, sobald man die ersten beiden Kapitel des Matthäus für ächt, und die Erzählung des Lucas für authentisch genug hält; ferner beyde aller Zeitvorstellung entbindet und ihre Ideen von Gott selbst ausfließen läßt. Daher wird denn auch wiederum hier die Aechtheit und Glaubwürdigkeit des Einen wie des Andern mit den gewöhnlichen Beweisen vertheidigt, und so die biblische Erzählung sicher gestellt. Dagegen bleibt aber die alte Idee von der Inspiration ausgeschlossen, weil der Vf. sie nicht annimmt. Philosophie ist fast gar nicht angewandt; so daß der Vf. mehr ein bloß biblischer als philosophisch-biblischer Theolog zu seyn scheint. Auf alle einzelne Gründe kann sich Rec. des Raums halber hier nicht einlassen. Es wird also hinreichen, einige Bemerkungen im Allgemeinen anzugeben, die beweisen können, daß die Widerlegung der streitigen Schrift noch nicht vollendet sey. I) Die Aechtheit der beiden ersten Kapitel des Matthäus ist auch hier noch nicht zur Ueberzeugung Aller bewiesen, und wird auch nie so bewiesen werden können; noch weniger die volle Glaubwürdigkeit des Lukas. Doch wollen wir beides zugeben; so folgt doch noch nichts weiter daraus, als daß beide eine Zeiterzählung aufnehmen, von deren Richtigkeit *sie* überzeugt waren, und welche sie daher nicht verwarfen, wie andre dergleichen wunderbare Erzählungen. Nimmt man nun bey dieser Ueberzeugung keine Inspiration im alten Sinne zu Hülfe, wodurch sie untrüglich wird; so bleibt die Wahrhaftigkeit des Inhalts der Erzählung noch immer grosen Zweifeln unterworfen, gerade deswegen, weil er so wunderbar ist. Denn worauf sollte die volle Glaubwürdigkeit nun noch beruhen, da hier keine Ueberzeugung durch sinnliche Wahrnehmung bewirkt statt gefunden haben könne, die doch für die Glaubwürdigkeit eines Wunders unerläßliche Bedingung ist. Augenzeugen konnten so wenig Matthäus als Lukas von diesem Factum seyn, und keiner von beiden sagt eine Silbe davon, daß er von der Maria oder Jesu selbst eine Versicherung hierüber habe, welche uns doch allein sicher stellen könnte, daß die Eine oder der Andere würklich davon überzeugt gewesen sey. Vielmehr berührt Jesus diesen Punkt niemals selbst, und Maria nennt Joseph seinen Vater Luc. 2, 48. II) Außerdem ist die Erzählung darum bedenklich, weil der Engel Gabriel mit im Spiele ist, dessen Existenz auf einer abergläubischen Idee beruhet, welche die Juden aus dem Babylonischen Exil mitbrachten. Da wir nun aus der Jugendgeschichte Jesu so gut wie gar nichts wissen, und der Punkt seiner sichern Geschichte erst von der Taufe Johannis ausgeht, womit auch die meisten seiner frühesten Biographien angefangen haben mögen; so ist es gar nicht unglaublich, daß die Erzählungen von seiner Geburt, erst nach seinem Scheiden von der Erde, entstanden sind. Man war nun durch sein thatenvolles Leben, wenn es gleich nur einige Jahre dauerte, von seiner Göttlichkeit und Messiaswürde überzeugt, und suchte daher auch die Periode seiner Kindheit, wozu seine Erzeugung mit gehört, so wundervoll als möglich zu machen, wie die Apocryphen z. B. das *Evangelium infantiae*, zeugen. Vor diesem Unsinne hat uns die Redlichkeit der Evangelisten bewahrt; aber aus eben der Bewunderung suchten sie sich doch auch das Göttliche, welches in Jesu war, zu erklären. Die anständigste Volkserzählung, die im Umlauf war, und die Sache schon erklärte, wurde vom Matthäus und Lukas aufgenommen; Johannes aber ging der jüdischen Philosophie nach, und ließ die personificirte Weisheit Gottes (λογος θεϊκ) sich auf Jesus herabsenken, wodurch er eben dieses göttliche Princip gewann. III) Wenn also Hr. *O.* S. 23 — 27. eine physische Verbindung eines höhern Princips mit Jesus, und eben deswegen eine übernatürliche Zeugung für nothwendig hält, damit nicht mehr als eine Menschenseele heraus komme; so beweist dieß nur einen Mangel an Philosophie. Eine physische Verbindung mit einem übersinnlichen Princip läßt sich schwerlich begreifen, denn was physisch ist, kann nicht übersinnlich seyn; und das Letzte in keine physische Verbindung gebracht werden. Warum soll ferner der λογος gerade eine Seele seyn, welche die Menschenseele bey Christus vertreten habe? Also hätte er gar keine Menschenseele gehabt, und wäre doch ein Mensch wie andere gewesen? Auch läßt es sich aus Joh. 1, 14. nicht beweisen, ob sich Johannes eine physische oder moralische Verbindung gedacht habe, wenn gleich Hr. *O.* das Erste daraus beweisen will. Die Stelle kann auch heißen: „die göttliche Weisheit oder das göttliche Wort (praktische Vernunft) ward an einem Menschen (Jesus) sichtbar, der unter uns wandelte." Hr. *O.* sagt zwar S. 24. „das Wort ward Fleisch, kann nach der Sprache *wahrhaftig* nicht heißen: der Sohn Gottes vereinigte sich mit einem aparten Menschen Jesus; sondern — der Sohn Gottes, der schon im Anfange der Zeit bey, außer und neben Gott existirte, nahm Menschennatur im Menschenkörper an." Allein er wird doch zugeben, daß von Jesus die Rede sey, und daß Johannes unter σαρξ (i. q. ανθρωπος) nichts anders verstanden habe als Jesum. So wie er ihn bisher noch nicht namentlich genannt hat, so thut ers auch hier nicht, sondern spricht noch immer im *Pronomine* fort bis V. 17. Was ferner die Zuversicht jener Erklärung betrift; so glaubt Rec., daß sie *wahrhaftig* nicht die richtige ist, denn vom *Sohn Gottes* ist bis jetzt noch gar nicht die Rede gewesen, sondern Johannes nennt erst nach der Verbindung des Logos mit dem Menschen das Subject den Sohn Gottes. Also ist vorher nichts weiter da, als der λογος und der Mensch (σαρξ), und erst nachdem beide verbunden sind, heißt das so verbundene Subject, das unter den Menschen gewandelt hat, der eingebohrne Sohn vom Vater. Auf diese Weise wird die Einsicht in einen Irrthum erleichtert seyn, und Rec. bittet theils dieses wohl zu beherzigen, theils auch noch jenes, daß Johannes dieß Kapitel in *polemischer* Absicht schrieb, um die höhere Würde Jesu zu retten.

Uebrigens entdeckt sich bey recht viel guter biblischen Kenntniß hie und da bald Selbstgefälligkeit, bald falsche Bescheidenheit, die dem Leser unangenehm auffällt. Zur ersten gehört, daß Hr. *O.* allzuhäufig seine *Christologie* anführt. Und falsche Bescheidenheit ist es doch wohl, daß S. 100 bey der Aufführung seiner polemischen Literatur über die beiden Kapitel des Matthäus auch schon diese Schrift steht mit den Worten „*und mein geringer Antijosephinus*!! Denn wie könnte ein Autor im Ernst so schlecht von seinem Buche denken, daß er den Leser, der es in Händen hat, noch erst an seine Existenz erinnern zu müssen glauben könnte!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 5. Julius 1794.

LITERARGESCHICHTE.

ALTENBURG, in der Richter. Buchh.: *Verſuch einer vollſtändigen Literatur der deutſchen Ueberſetzungen der Römer*, von *Johann Friedrich Degen*, Director, Profeſſor und Inſpektor der Königl. Preuſſiſchen Fürſtenſchule zu Neuſtadt an der Aiſch. *Erſte Abtheilung A – J.* 1794. XXX. u. 274. S 8.

Um das unverkennbare Verdienſt, das ſich Hr. *Degen*, um die Literatur überhaupt und beſonders um die Deutſche, durch das vorliegende ſchätzbare Werk zu erwerben gewuſst hat, gehörig würdigen zu können, muſs man vor allen Dingen die reichhaltige Vorrede leſen. Vorausgeſetzt, daſs man der Erfindung der Buchdruckerkunſt auch dieſen, für wahre Gelehrſamkeit unausſprechlich wichtigen Vortheil zu danken hat, daſs durch dieſelbe die claſſiſchen Schriftſteller der Römer und Griechen, nach und nach in einen gröſsern Umlauf und alſo auch in mehrere Hände gekommen ſind, als es vorher, und ſo lange dieſelben bloſs handſchriftlich vorhanden waren, geſchehen konnte, und daſs folglich dadurch auch die Begierde aller cultivirten Nationen rege gemacht worden ſey, dieſelben in ihrer Mutterſprache leſen zu können, bemerkt der Vf., daſs eine kritiſche und vollſtändige Ueberſetzungsgeſchichte der gedachten Claſſiker, zugleich auch ein wichtiger Beytrag zur Culturgeſchichte eines Volkes ſeyn würde. Wäre es alſo ſchon aus dieſem Grunde der Mühe werth, dieſe Ueberſetzungen aus den ältern und neuern Zeiten zuſammenzuſtellen, um dadurch das Urtheil über den Geſchmack der verſchiedenen gebildeten Nationen, beſonders der Italiäner, Franzoſen, Engländer und der Deutſchen zu erleichtern, ſo würde man zugleich auch zeigen können, wie dieſe Nationen, auch in dieſem Stücke mit einander wetteiferten, nicht zu gedenken, daſs auch dem Sprachforſcher dadurch ein weſentlicher Dienſt könnte geleiſtet werden, indem derſelbe dadurch auf die ſicherſten Quellen, aus denen die Kenntniſs der Sprachen in ihrer erſten Rohheit ſowohl, als in ihrer nachmaligen ſtuffenweiſen Ausbildung geſchöpfet werden muſs, hingewieſen würde: Urſachen genug, warum man es, beſonders in den neuern Zeiten für ein verdienſtliches Werk hielt, nicht nur auf einige von dieſen Ueberſetzungen aufmerkſam zu machen, ſondern ſogar möglichſt vollſtändige Geſchichten derſelben zu liefern; der Ueberſetzungen der Bibel in die Deutſche und andere Sprachen hier nicht zu gedenken. So hat z. B. *Paitoni* von 1775. an, in 5. kleinen Bändchen eine italiäniſche Ueberſetzungsbibliothek herausgegeben; und der *Abbé Goujet* hat in dieſer Rückſicht, in ſeiner bekannten *Bibliotheque françoiſe*, ſeinen Landsleuten, den Franzoſen, die ſich um die Ueberſetzung der Claſſiker verdient machten, ein Denkmal zu ſtiften geſucht. Aber auch hier ſind die fleiſsigen Deutſchen nicht zurück geblieben, vielmehr haben ſie eher, als ihre Nachbaren an eine eigene Ueberſetzungsbibliothek gedacht. Der Anfang dazu wurde ſchon *in den Beyträgen zur kritiſchen Hiſtorie der deutſchen Sprache*, *in den kritiſchen Verſuchen zur Aufnahme der deutſchen Sprache*, und *in den Schriften der Altdorfiſchen deutſchen Geſellſchaft* gemacht. Dann erſchien 1774. Hrn. *Schummels Ueberſetzerbibliothek*, und 10. Jahre darnach Hrn. *Schlüters vollſtändige Sammlung aller Ueberſetzungen der Griechen und Römer bis* 1784. Nachträge zu beiden lieferte Hr. *Grillo* in dem *Canzler* und *Meiſsneriſchen Journal: für ältere Literatur* und *neuere Lectüre*. 1785. Auch findet man alles, was der Fleiſs der Deutſchen vom Anfang der Druckerkunſt bis 1520. in dieſem Fache geliefert hat, in den *Panzeriſchen Annalen der ältern deutſchen Literatur* angezeigt und genau beſchrieben. Und nun tritt ein Gelehrter, der ſelbſt glücklicher und geſchmackvoller Ueberſetzer iſt, welcher dasjenige, was er in den erſt angeführten Schriften vorgearbeitet fand, nicht nur ſorgfältig benutzte, ſondern auch mit kritiſchem Fleiſse berichtigte und mühſam erweiterte, die Ueberſetzungsgeſchichte ſelbſt aber bis auf die neueſten Zeiten fortſetzte, und dadurch ſeinem Werke den möglichſten Grad der Vollſtändigkeit und zugleich einen ſichtbaren Vorzug vor den Arbeiten ſeiner Vorgänger in dieſem Felde zu verſchaffen ſuchte. Die beygefügten Urtheile, die theils von dem Vf. ſelbſt herrühren, theils aber aus gründlichen Recenſionen beſonders neuerer Ueberſetzungen entlehnt ſind, ferner die zur Probe angeführten Stellen und Vergleichungen, geben demſelben einen ganz vorzüglichen Werth, und verdienen den Dank eines jeden, der nicht ſelbſt Gelegenheit hat, Unterſuchungen dieſer Art anzuſtellen. Die Wahl der alphabetiſchen Ordnung wird gewiſs überall Beyfall finden, zumal dadurch für die Bequemlichkeit derer, die dieſes Werk benutzen wollen, geſorgt iſt, das ſich ja ohnedieſs nicht über alle Schriftſteller der Römer und Griechen ausbreiten kann und ſoll. Wir müſſen nun diejenigen Schriftſteller, von denen deutſche Ueberſetzungen vorhanden ſind, nach der Ordnung, wie ſie der Vf. auf einander folgen läſst, kürzlich anführen. Den Anfang macht *Ammian Marcellin*, welcher bis 1792. auf einen deutſchen Ueberſetzer warten muſste, den er endlich zu ſeinem Vortheil an Herrn *Wagner* fand. *Apuleius*. Von ihm wird die erſte, äuſserſt ſeltene

Ausgabe der *Siederischen* Ueberſetzung von 1538. in Fol. mit K. angeführt, und ausführlich beſchrieben. Die Vorgänger des Vf. konnten von derſelben nicht einmal das Format richtig anführen. In den neuern Zeiten (1783.) hat Hr. *Rode* eine geſchmackvolle Ueberſetzung dieſes Schriftſtellers geliefert. *Sextus Aurelius Victor* bekam erſt 1784. ein deutſches Gewand — ohne Noth. Vom *Auſonius* ſind nur einige wenige Sinngedichte überſetzt worden. *Boethius* war einer von den erſten ältern Schriftſtellern, an die ſich der deutſche Ueberſetzungsfleiſs wagte. Die *Nürnbergiſche* Ausgabe mit dem lateiniſchen Text *de conſolatione philoſophiae* iſt von 1473. In der Folge wurde dieſes Werk öfters, und noch 1753. von *Joh. Gottfr. Richter* überſetzt. *Caius Julius Caeſar*; Der erſte Dolmetſcher deſſelben für die Deutſchen war *Philefius*, oder *Ringmann* ein Elſaſſer. Die beiden erſten Ausgaben dieſer Ueberſetzung ſind 1507. und 1508. zu *Straſsburg* erſchienen. Die neueſte, von Hrn. *Haus* kam 1785 - 1788. heraus. *Celſus* fand ſchon 1531. einen Ueberſetzer, an einem gewiſſen *Käfner*. Ein neuerer Verſuch einer deutſchen Uebertragung deſſelben von 1768. fand wenig Beyfall. *Cicero*. Ehrenvoll, wie für den groſsen Mann, ſo für unſere deutſchen Landsleute iſt das hier gelieferte von S. 38 — 130 laufende Verzeichniſs der Ueberſetzungen faſt aller ſeiner Schriften. Wir würden die uns geſetzten Schranken weit überſchreiten müſſen, wenn wir ſie alle nennen wollten. Doch glauben wir, auf eine der älteſten aufmerkſam machen zu müſſen, die man dem bekannten *Freyherrn von Schwarzenberg*, der auch den erſten Entwurf zur nachmaligen *Carolina* machte, zu danken hat, wiewohl ſie nicht ſeine eigene, ſondern ſeines Caplans *Neuber* Arbeit war. Der Anfang wurde mit der Ueberſetzung der *drey Bücher de officiis* gemacht, wovon die erſte Ausgabe 1531. zu *Augſpurg* erſchien. — Bey dieſer Gelegenheit müſſen wir bemerken, daſs das, was *Schummel* S. 307. u. f. von der in Holz geſchnittenen Arche Noae, und von den darunter ſtehenden deutſchen Verſen ſagt, nicht in der Ausgabe der deutſchen Officiorum von 1533. ſondern in *Schwarzenbergs Memorial der Tugend* S. C. a. und alſo in ſeinem zweyten Werk, das unter dem Titel: *der deutſche Cicero* herauskam, zu ſuchen ſey. Hr. *Schummel* hat ſich nur etwas unbequem ausgedrückt und daher dieſes kleine Miſsverſtändniſs veranlaſſet. Eben dieſer *deutſche Cicero* enthält eine Ueberſetzung von verſchiedenen andern Schriften deſſelben, von dem *Alter*, von den *Tuſculaniſchen Fragen* und von der *Freundſchaft*. Zu dieſem ſo reichhaltigen Artikel kann Rec. nur einen ganz kleinen Beytrag liefern — nemlich: *M. T. Cicero von dem hohen Alter, durch Hieron. Baiern. Augsburg* 1626. 8. *Eutropius* kam, ſo viel Rec. weiſs, 1715. zu Halle in 12. *lateiniſch* mit *deutſchen* Noten, und 1724. eben daſelbſt, *deutſch* mit *lateiniſchen phraſibus* heraus. Die neueſte Ueberſetzung hat 1790. Hr. *Haus* herausgegeben. *Florus*. Hier wird *Heinrich von Eppendorfs* Dolmetſchung, die 1536. zu Straſsburg im Druck erſchien, und die bisher faſt unbekannt geblieben war, genau beſchrieben. Die neueſten Ueberſetzer ſind *Sella* und *Kretſchmann*. Die angeſtellte Vergleichung zwiſchen den Arbeiten dieſer beiden Männer fällt ſehr zum Vortheil des letztern aus. Vom *Frontin* iſt ſchon eine Ueberſetzung von 1532. vorhanden, deren Verfaſſer unbekannt iſt. Eine zweyte verfertigte *Marcus Tacius* (kayſerlicher Poet) die ungleich beſſer iſt, als die vorhergehende. Sie wurde 1542. zu *Ingolſtadt* gedruckt. Man findet ſie auch im dritten Theil von *Leonhard Fronſpergers Kriegsbuch*. Bey dieſer Gelegenheit muſs Rec. bemerken, daſs dieſer *Leonhard Fronſperger*, der ſich *Bürger zu Ulm und Röm. Key. May. Proviſioner* nennt, auch ſelbſt etliche Feldzüge gemacht hat, nicht mit dem berühmten kayſerlichen General *Georg von Fronſperg*, oder *Frundsberg*, der ſchon 1528. geſtorben iſt, zu vermengen ſey. Als Zuſatz zu dieſem Artikel kann folgender Titel dienen, den Rec. von ungefähr gefunden hat: *Die vier Bücher Sexti Julii Frontini von den guten Reden vnd Ritterlichen anſchlegen der guten Hauptleut auff das kürzt in Deudſch Reim gefaſst durch Georgen Motſchidler. Wittemb.* 1540. 8. Die neueſte Ueberſetzung iſt von 1792. *Kornelius Gallus*. Eine Ueberſetzung erſchien 1786. zu Leipzig. Vom *Aulus Gellius* erhielten wir erſt 1785. eine Dolmetſchung von *A. H. W. von Walterſtein* — getreu, deutlich und flieſsend. *Luſtoria Auguſta*. Der erſte Band der Ueberſetzung derſelben, von Hrn. *Oſtertag* kam 1790. zum Vorſchein. *Horaz*. Die Nachricht von der groſsen Menge der Ueberſetzungen dieſes Dichters fängt S. 158. an, und ſchlieſst erſt S. 245. Rec. hat, wie überhaupt, als beſonders bey dieſem Artikel die Aufmerkſamkeit und den unermüdeten Fleiſs des Vf. bewundert, und glaubt nicht, daſs etwas von Erheblichkeit übergangen ſey. Erſt ſpäte in dem vorigen Jahrhundert wagte ſich ein Deutſcher an eine Ueberſetzung dieſes Dichters; und erſt um die Mitte des gegenwärtigen fieng man an denſelben, theils proſaiſch, theils auch metriſch zu überſetzen — mit welchem Glücke? — das zeigt Hr. D. überall mit guter Beurtheilung. Von *Juſtinians* Inſtitutionen iſt die *Murneriſche* Ueberſetzung, die ſchon 1519. gedruckt wurde, beſonders merkwürdig. Die neueſte iſt von 1765. Auch hat man die ſammtlichen Pandecten im vorigen Decennio mit einem deutſchen Gewand verſehen. Schon 1531. wurde zu Augſpurg *Juſtinus*, nach der *Boneriſchen* Ueberſetzung gedruckt. *Schummel* und *Schlüter* kannten nur die von 1532. Die neueſten Ueberſetzungen von den Hrn. *Oſtertag* und *Schmidt* ſind bekannt. *Findeiſen*, *Bahrdt* und *Abel*, ſind die neueſten, aber auch einzigen Ueberſetzer von *Juvenals* ſämmtlichen Satyren. Von einer ältern *Johnſoniſchen* metriſchen Verdeutſchung, deren *Hennin* gedenkt, läſst ſich nichts beſtimmtes ſagen. Zudem iſt es noch zweifelhaft, ob nicht eine engliſche darunter zu verſtehen ſeyn möchte; wenigſtens lautet der Name *Johnſon* mehr engliſch, als deutſch. Wir ſchlieſsen dieſe Anzeige mit dem Wunſch, daſs der würdige Vf. ſein Verſprechen, die zweyte Abtheilung nächſtens nachfolgen zu laſſen, und ſodann die griechiſchen Claſſiker auf die nemliche Art zu bearbeiten, bald möglichſt erfüllen möge. Noch müſſen wir bemerken, daſs Hr. D. in-

in einer 1794. zu *Erlangen* gedruckten *Einladungsschrift* zu dem Frühlingsexamen, welches in diesem Jahre auf der Fürstenschule zu Neustadt an der Aisch gehalten wurde, *von der Geschichte der Uebersetzungen der alten klassischen Schriftsteller* im Allgemeinen gehandelt, und zugleich eine Probe seines, so eben von uns angezeigten Versuches einer neuen vollständigen Uebersetzungsliteratur mitgetheilt habe.

HAMBURG, b. Hoffmann: *Ueber den Gang meines Geistes und meiner Thätigkeit*, von *Joh. George Büsch*, Prof. in Hamburg. 1794. XX. S. Vorb. u. 400 S. 8.

Auch unter dem Titel:

Erfahrungen von *Büsch* etc. 4. Band.

Schon dem Titel dieser Schrift nach, hat man hier keinesweges eine eigentliche Lebensbeschreibung, noch weniger eine vollständige Charakterschilderung des Vf. zu erwarten. Vielmehr ist seine Absicht allein dahin gegangen, die mannichfaltigen Richtungen zu schildern, welche seine *Geistesthätigkeit* in den verschiedenen Perioden seines Lebens genommen hat, und dieselben psychologisch aus ihren Gründen zu entwickeln. Er bestimmt dieses Werk zunächst solchen *Jünglingen*, deren Lage derjenigen ähnlich ist, in welcher er seine Jugend verlebte. Mit Recht aber hofft er, dass es auch für andere, und auch für solche *Männer*, die kein Alter zu spät achten, um an ihrer inneren Veredlung zu arbeiten, nicht ohne Nutzen seyn werde. Seiner eigentlichen Absicht, nur den Gang seiner *intellectuellen* Kräfte zu schildern, bleibt der Vf. streng getreu, und selbst ganz heterogen scheinende Begebenheiten, wie z. B. die Geschichte seiner Verheirathung (S. 221.), flicht er nur in so fern ein, als sie auf jenen Gang einigen Einfluss ausübten. Hiedurch gewinnt nicht nur das Ganze an Einheit, sondern der Nutzen dieser in jeder Betrachtung gewiss sehr empfehlungswürdigen Schrift wird dadurch auch gar sehr erhöht. Zwar liefern allerdings selbstverfasste *vollständige Charakterschilderungen* einen reicheren, allenfalls auch noch interessanteren, Stoff. Allein theils stelgt da, wo es auf die Empfindungs- und Handlungsweise ankommt, die Selbstbeobachtung (indem sie gerade in eben den Momenten am thätigsten seyn musste, in welchen die mangelnde Ruhe des Gemüthes sie am wenigsten erlaubt) zu einer, nah an Unmöglichkeit gränzenden, Schwierigkeit, theils aber ist auch die Anwendung, bey der grösseren Verschiedenheit der Individuen in diesen Stücken, minder ausgebreitet. Diese beiden Unbequemlichkeiten hingegen fallen hinweg, wo sich die eigne Schilderung blos auf die Entwicklung der *geistigen* Kräfte beschränkt, und wie ausgebreitet der Nutzen auch noch hier ist, wird niemand läugnen, dem es auch nur Einmal an sich oder Anderen auffallend geworden ist, wieviel Zeit und Kräfte oft eine, mit nicht gehöriger Selbstkenntniss gewahlte, Beschäftigung, oder eine unrichtige Methode vergebens raubt. In beiden Rücksichten wird gewiss schwerlich Ein Leser die gegenwärtige Schrift ohne Nutzen aus der Hand legen. Denn ausserdem, dass hier viele scharfsinnige Bemerkungen über diese Gegenstände gesammelt sind, fand auch der Vf. bis nicht lange vor seiner akademischen Laufbahn nur so wenig Anleitung und Hülfsmittel, dass er nothwendig in der Wahl der Gegenstände und der Methode seines Studierens viele Missgriffe thun musste. Wird aber diese Jugendgeschichte auf der einen Seite durch die Fehler belehrend, welche die Lage unvermeidlich machte, so wird sie es noch bey weitem mehr auf der anderen durch die unermüdete Thätigkeit des Geistes, und den eisernen Fleiss, dem es endlich gelang, alle diese Schwierigkeiten glücklich aus dem Wege zu räumen. Denn — um hier nur zu zeigen, welche Art der Entwicklung geistiger Kräfte der Leser zu erwarten hat — diese immer auf eine nützliche Wirksamkeit gerichtete Lebhaftigkeit des Geistes, bald eingeschränkt, bald begünstigt durch die äussere Lage, ist der hervorstechendste Charakterzug in der ganzen Schilderung. Diese Lebhaftigkeit flösste dem Vf. eine sehr frühzeitige Liebe zur Lectüre ein, die, so wie der Trieb sich zu unterrichten, auch nachher immer in ihm herrschend blieb. Rührend ist es, zu sehen, wie dieser Trieb in den Kinder- und zum Theil noch in den Jünglingsjahren des Vf. statt Leitung und Aufmunterung zu empfangen, fast unaufhörlich mit Mangel an Hülfsmitteln, und Kränkungen und Demüthigungen zu kämpfen hatte; aber erfreuend zugleich der Anblick, wie nichts ihn zu unterdrücken im Stande war. Die Ursachen dieser Kränkungen und des sonderbaren Phaenomens, dass der Vf., trotz seines Fleisses, die Liebe keines seiner früheren Lehrer zu gewinnen vermochte, werden hier mit Feinheit und Scharfsinn untersucht, so wie die nothwendigen Folgen dieser Begegnung auf den Charakter entwickelt. Aus diesem Zurückscheuchen der lebhaften Kraft in sich selbst und dem Mangel an Hülfsmitteln musste nothwendig eine in vieler Rücksicht nützliche, aber auch in anderer nachtheilige Autodidaxie entstehen, welche erst mit dem Eintritt des Vf. ins Gymnasium in seinem 19ten Jahre aufhörte, wo er Reimarus Unterricht und Umgang das Meiste zu verdanken bekennt. Seine äussere Lage hatte den Vf. zum Theologen bestimmt, und die Entschlüsse zu einer anderen Wahl konnten nicht durchdringen. Seine Lieblingsneigung war von seiner ersten Kindheit an auf die Geschichte gerichtet. Von der Mathematik schreckte ihn, als Kind, die Unbesonnenheit eines seiner Lehrer auf eine psychologisch- merkwürdige Art (S. 28. 29.) und im 13ten Jahre die Meynung ab, dass die zu diesem Studium vorzüglich nöthige Urtheilskraft noch nicht genug in ihm gestärkt sey. Allein um eben diese Zeit entstand (vielleicht vornemlich durch den Contrast seiner damaligen eingeschränkten Lage) der, nachher lange Zeit in ihm fixe und herrschende Gedanke, junge Leute als Hofmeister auf Reisen zu begleiten, und dieser führte ihn, da er in dieser Absicht mathematische Kenntnisse nothwendig glaubte, zur Mathematik zurück, die er nun mehreremale, obgleich noch ohne entscheidende Fortschritte, wieder aufnahm. In Göt-

tingen, wo er ſtudierte, erwähnt er vorzüglich, als ſeiner Lehrer, Mosheims und Segners. Das Meiſte aber dankte er auch hier ſeinem, vorzüglich auf Geſchichte gerichteten, Privatfleiſse, und der Benutzung der Bibliothek. Von Göttingen ging er nach Hamburg zurück, und hatte daſelbſt, als Candidat, mit den mühſeligſten Schwierigkeiten zu kämpfen, bis er endlich auf eine unerwartete Weiſe die mathematiſche Profeſſur am Gymnaſium erhielt, die er noch bekleidet. In dieſer Zeit verlieſs er, da die Stunden des Unterrichts, den er gab, ſich zu ſehr häuften, die Geſchichte gänzlich, und wandte ſich allein zur Mathematik, ſo dafs die erſtere 10 Jahre lang ruhte. Die Errichtung einer Handlungsakademie in Hamburg führte ihn erſt wieder ernſthafter auf dieſelbe zurück, und veranlaſste die wichtigſte und letzte Epoche, gleichſam in der wiſſenſchaftlichen Laufbahn des Vf., — den Uebergang zu den Handlungs- und Staatswiſſenſchaften, einen Uebergang, welchem beide Fächer nicht blofs überhaupt einen ſo beträchtlichen Gewinn, ſondern in einzelnen Theilen auch eine völlige Umſchaffung verdanken. Auch mufsten dieſe Wiſſenſchaften vorzüglich fähig ſeyn, durch den Reichthum ihrer Gegenſtände einen Geiſt, wie der des Vf von ſeiner Kindheit an geſchildert iſt, zu befriedigen. Dieſer ganze, hier abſichtlich, ohne alle Einmiſchung der Begebenheiten, aus der Schrift ausgezogene Gang der vorzüglich wiſſenſchaftlichen Thätigkeit des Vf. iſt durchaus mit grofsem Scharfſinn entwickelt, und mit anſpruchloſer Offenheit dargeſtellt. Nur hie und da, z. B. bey der Entſtehung des Gedankens zu einer groſſen und langen Reiſe, und dem ſich darauf gründenden Uebergange zur Mathematik hat Rec. ein genaueres Eingehen in die tiefer liegenden Gründe vermiſst. Vorzüglich wäre über den letzteren Punkt Erläuterung zu wünſchen geweſen, da es auch in pſychologiſcher Hinſicht eine merkwürdige nicht ſehr gewöhnliche Erſcheinung iſt, in dem Vf. ein ſo entſchiedenes Talent zu ſolchen Wiſſenſchaften, welche eine vorzügliche Lebhaftigkeit und Gewandtheit des Geiſtes, und ein Verbreiten auf mehrere Gegenſtände zugleich erfodern, mit ſo tiefem mathematiſchem Genie verbunden zu ſehen. Die Erzählung ſelbſt iſt mit Bemerkungen über mannichfaltige, vorzüglich in die Pädagogik einſchlagende, Gegenſtände durchwebt, welche den Werth des Werks ſehr beträchtlich erhöhen. Rec. zeichnet der Kürze wegen hier nur die vorzüglichſten aus: S. 15 — 22. über den Nutzen des ſorgfältigen Buchſtabirens; S. 83 — 98. die Wichtigkeit der gründlichen Erlernung der älteren Sprachen, vorzüglich der Lateiniſchen; S. 199 — 208. einige Erinnerungen für angehende Prediger; S. 258 — 263. über die Schädlichkeit des Ueberſetzens ums Brod; S. 302 — 306. über den Einfluſs des mathematiſchen Studiums auf die Bildung des Kopfs u. ſ. w. Von tiefer Kenntniſs des Menſchen, und einer ſehr edlen, auf das wahre Menſchenwohl gerichteten Geſinnung zeugt die Betrachtung über den Vorzug der Hofmeiſterſtellen, vornemlich auf dem Lande, vor den Lehrſtellen in Penſionsanſtalten und dem Unterrichtgeben in Städten (S. 168 — 170.) in Abſicht auf die eigne Charakterbildung des Lehrers. — Ueberaus ſcharfſinnig und witzig iſt auch S. 231 — 237. die Apologie der Commerzſpiele in Geſellſchaften, obgleich wohl nicht zu wünſchen iſt, dafs dieſelbe zur gröſseren Verbreitung des doch immer in vieler Rückſicht ſchädlichen Spiels beytragen möchte. — Wenn aber der Vf. S. 46 — 51. behauptet, dafs, weil *ihm*, auch als Kind, das Verſtehen der im gewöhnlichen Religionsunterricht vorkommenden Begriffe nicht ſchwer wurde, dieſe Schwierigkeit *überhaupt* nicht groſs, und nicht, auch *allein*, eine Reform in dieſem Unterricht vorzunehmen, hinreichend ſey; ſo kann ihm Rec. hierin nicht beyſtimmen. Bey Ausdrücken, wie der Vf. S. 47. anführt, z. B. göttliche Strafgerechtigkeit, Genugthuung, Erbſünde, etc. läſst ſich, ſchon ihrer Natur nach, und ohne erſt den Ausſpruch der Erfahrung abzuwarten, das richtige Verſtehen bey *Kindern* nicht vorausſetzen. — Gegen das Ende der Schrift S. 315 — 353. hat Hr. B. ein Verzeichniſs ſeiner ſämmtlichen Schriften, verbunden mit ſeinem eignen Urtheil über dieſelben, geliefert, und damit gewiſs allen Kennern der verſchiedenen, von ihm bearbeiteten, Fächer ein angenehmes Geſchenk gemacht.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. *Erlangen*: Das Weihnachtprogr. 1793. und das Oſterprogr. 1794. Von Herrn D. *Chriſtoph. Fr. Ammon*, Ord. Th. h. t. Decanus enthält den Anfang und die Fortſetzung einer *brevis argumentationum pro ſummi numinis exiſtentia recognitio*. 16 S. und 11 S 4. — Der Vf. zeigt mit vieler Deutlichkeit das Unzureichende der ontologiſchen, kosmologiſchen und phyſikotheologiſchen Argumentation, in dem er ſie ſelbſt in möglichſter Bündigkeit darſtellt, auf neue Ausſchmückungen und Lobpreiſungen derſelben Rückſicht nimmt und unpartheyiſch den Nutzen zeigt welchen ſie dennoch haben, wenn ſie gleich ihren Zweck, *Beweiſe* zu ſeyn, nicht erreichen. Mehrmalen wird Platnern gezeigt, wie unbillig die Vorwürfe ſind, welche er bey Darlegung dieſer und der moraliſchteleologiſchen Argumentation in der neueſten Ausgabe der Aphorismen gegen Kant eingeſtreut hat. Auch findet es Rec. ſehr richtig, wenn Hr. *A.* (wahrſcheinlich in Beziehung auf §. XXXI. in den Henkeſchen *lineamentis Inſtitution. fidei chriſt.*) dem Apoſtel Paulus den Pantheismus nicht aufſchreiben läſst. Die entgegengeſetzte Behauptung hat in Act. XVII, 27 — 29. keinen exegetiſchen Grund, ſobald man, wie ſonſt immer, den Apoſtel aus dem hebräiſchgriechiſchen Dialekt erklärt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 7. Julius. 1794.

LITERARGESCHICHTE.

HAMBURG, b. Bohn: *Joannis Alberti Fabricii*, Theolog. D. et Prof. publ. Hamburg., *Bibliotheca Graeca*, *sive notitia scriptorum veterum graecorum*, quoruncumque monumenta integra aut fragmenta edita exstant; tum plerorumque e MSS. ac deperditis, ab auctore *tertium* recognita et plurimis locis aucta. *Editio quarta*, variorum curis emendatior atque auctior, curante *Gottlieb Christophoro Harles*, Consiliario aulico et Prof. publ. ord. in Universitate Literaria Erlangensi. Accedunt B. *Joan. Alb. Fabricii* et *Christoph. Augusti Heumanni* supplementa inedita. *Volumen I.* XXVIII und 888 S. 1790. 4. maj.

Der fleifsige, gründliche und befcheidene Fabricius legte diefes, fein vorzüglichftes, Werk den Gelehrten feiner Zeit mit der gerechten Zuverficht vor, *eine Quelle* zur *vollftändigern* und *genauern* Kenntnifs der griechifchen Literatur hiemit geöffnet zu haben (*Venam aperuiffe me confido ad pleniorem et accuratiorem notitiam auctorum ling. gr.*): an die unerweislichen Folgen und Revolutionen, die der Erfcheinung diefes Werks mit *kindifcher Gaukeley* angedichtet werden, war der *vernünftige* und *verdienftvolle* Mann gewifs weit entfernt zu denken; von dem ungemeinen Fleifse und der faft übermenfchlichen Arbeit aber, die es ihn gekoftet haben mufs, mag man fich vorzüglich aus dem Artikel: *Photius* im IX. Bande S. 369—569. einen Begriff machen! Der erftaunlich weit ausholende und nicht felten gewifs fehr über die Gebühr ausgedehnte Plan (man fehe z. B. im XXIX bis XXXIII. Kap. des erften Buchs die, freylich dem Gefchmack feines Zeitalters gemäfs angeftellten, oft undankbaren, Unterfuchungen über die Sibyllifchen Gedichte) und die ausgebreitete Gelehrfamkeit und Beleferiheit des Vfs. erweiterten das Ganze durch ein faft gränzenlofes Detail dergeftalt, dafs bey der immer fortfchreitenden Bearbeitung aller Theile der Literatur und Gelehrfamkeit, fchon um des viel befaffenden Entwurfs willen, Nachträge und Supplemente in kurzem nothwendig wurden. Zu einem Bande derfelben hatte Fabrizens Eldam, *Hermann Samuel Reimarus* (dem *Commentar. de vita et fcriptis Fabricii*, praef. p. XII u. p. 120. zufolge) im J. 1736. kurz nach des Vfs. Tode hinreichenden Vorrath gefammelt; ja *Fabricius* felbft dachte fchon früher, im J. 1731, (ebendaf. S. 262.), an die Ausführung einer folchen Arbeit. Die wiederholten Auflagen der erften XII Bände des Werks bey und nach den Lebzeiten des Vfs. hatten, den einzigen erften Band ausgenommen (f. *Reimarus*, S. 121.), keine Zufätze erhalten, die nun in die Länge immer nothwendiger fchienen. Nachdem nun Hr. *von Villoifon*, welches wir doch, da Hr. Harles davon fchweigt, noch erinnern wollen, auf feine, Tom. II. p. 265. der *Anecdota graeca* verfprochene: „*Additamenta ad Fabricii Bibl. Gr.*“ etc. feit 1781 vergeblich hatte warten laffen: fo kam endlich die Reihe an den nur genannten deutfchen Gelehrten, der auch fein und feiner Mitarbeiter Vorhaben 1785, in einer lateinifchen, von S. XV — XX. hier vorgedruckten Ankündigung öffentlich bekannt machte und gelehrte Männer um Beyträge bat.

Wofern nun nicht die Seltenheit der Exemplare, aufser den Supplementen, auch eine wiederholte Auflage des Ganzen nothwendig gemacht hat: fo wäre es allerdings für die Befitzer der alten Auflage, vielleicht auch in andern Rückfichten beffer und rathfamer gewefen, die fämmtlichen gut geordneten und zweckmäfsig verarbeiteten Supplemente, etwa nach Art der *Differtazioni Voffiane* des Apoftolo Zeno, ohne das ganze Werk von neuem abzudrucken, in 3 oder 4 Quartbänden mit den nöthigen Nachweifungen zufammen zu faffen. Jetzt nehmen wir mit Vergnügen und Dank die Arbeit, wie man für gut gefunden hat, fie zu geben.

Wir billigen es recht fehr, dafs der Plan der alten Ausgabe, bey allen Befchwerlichkeiten und Mängeln, *überhaupt genommen*, auch in dem neuen Abdrucke beybehalten worden ift. Man ift an die alte, wenn auch nicht untadelhafte, Einrichtung gewöhnt, und findet fich darin, wie in einem Gebäude, wo zwar vieles wider die Regeln der Baukunft, aber doch dem damit vertrauten Befitzer bequem, gelegen und faft blindlings zu finden ift. Es wäre ohnehin über einen beffern Plan erft manche Unterfuchung ins Reine zu bringen.

Eben fo richtig und überdacht ift es, dafs, da wir jetzt, was Fabricius bey der fucceffiven Bearbeitung einzelner Bände noch nicht vermochte, das ganze Detail überfehen, bey dem Wiederabdrucke wenigftens *da* und in Anfehung *foloher* Stücke eine zweckmäfsigere Anordnung beobachtet wird, wo und wobey der erfte Vf., wenn er alles und jedes bey dem urfprünglichen Entwurfe vor fich und fich zu Gebote ftehend gehabt hätte, nicht anders zu Werke gegangen wäre. Die vielen nützlichen, und zum Theil nicht wohl entbehrlichen, *Indices* demnach über Autoren, über Scholiaften der Autoren, und die auf mehrere Ausgaben gegründeten Concordanzen werden daher, und diefes ift ein Vorzug der neuen Ausgabe, den fich mancher fleifsige Befitzer der alten mit der Feder verfchaffen mufste, gerade da eingefchaltet, wo man fie beym erften Anlaufe fucht. So

ist z. B. der *Berglerſche Index* über den Scholiaſten der Leipziger Handſchrift des Homer, der im XII. B. S. 241. unter andern Supplementen vergraben war, jetzt da, wo er hingehört, I, 453. aufgeſtellt worden, vermuthlich auch die *Indices* über den *Theophraſt*, über den aſtronomiſchen Schriftſteller *Geminus*, über den *Nemeſius de Nat. Hominis* aus Vol. XIII. incl. und Vol. X. nach der Vorrede ausgehoben, und Lib. III. cap. IX. p. 257, Lib. III. cap. V. §. 20. p. 99. und Lib. V. cap XIV. §. 6. p. 551. eingerückt worden. Dieſes Verfahren iſt auch mit andern auf den frühern Fabriciusſchen Text Bezug habenden Zuſätzen in den ſpätern Bänden beobachtet, z. B. Lib. I. cap. X. §. IV. p. 77, mit einem Nachtrag zu der Literatur der Hermetiſchen Bücher aus dem XII. Bande, in dem Verzeichniſs der Pythagoreer, mit einer die Sententias des Pythagoreers Sextus betreffenden Kritik aus dem XIII. Bande, u. ſ. w. Wo es dem flüchtigen Recenſenten ſcheinen könnte, daſs eine *unter* dem Text der alten Ausgabe befindliche Anmerkung durchgefallen ſey, da wird ſie der mit ſeinem Fabricius vertraute und aufmerkſame Leſer an ſchicklicher Stelle *in* dem Text finden, vergl. B. XIII. p. 646. d. a. A. mit S. 872. der neuen über die ſeltene Edition der *Sententiae Sexti* durch Hilleſſemius, u. ſ. w.

Der ſchön und leſerlich gedruckte Text, der oben, auf der innern Kolumne, zu groſser Bequemlichkeit die Seitenzahlen der alten Ausg. hat, iſt, *überhaupt genommen*, richtig und correct; auch in Anſehung der beſſern Interpunction dem alten Texte vorzuziehen; offenbare Druckfehler der letztern ſind häufig getilgt; beſonders ſind die häufig unrichtigen Zahlen bey den Jahren der Ausgaben u. ſ. w. fleiſsig berichtigt, auch unnöthige und überflüſsige Worte zuweilen weggelaſſen. Letzteres hätte auch mit ſolchen geſchehen ſollen, die zu Fabricius Zeiten wahr waren, aber es jetzt nicht mehr ſind, z. B. S. 135. von Gyraldi Operibus: „*in supera luculenta edit. Jenſiana*," oder, wenn Fabricius häufig den: *Chriſtianus Kortholtus* ὁ μακαρίτης, den „*Vinc. Placcius* ὁ μακαρίτης nennt, hätte Hr. H. dieſe Seligſprechung, ohne ihnen den Himmel abzuſprechen, immer wegſtreichen mögen. Zuweilen hat er ſich doch Verſetzungen der Worte erlaubt, wo wir die Fabriciſche Stellung, und wäre es auch nur ein: *videtur feciſſe* ſtatt *feciſſe videtur* u. dgl., beſſer finden. Falſche Namen der alten Ausg. ſind wohl nur wenige ſtehen geblieben. So haben wir gefunden S. 833.: *Heidenreich* aus p. 498. d. a. A. ſtatt Hendreich, und S. 180. Note tt) iſt der: „*Chriſtophorus Clacius ad Sphaeram* (*Joannis*) *de Sacro Boſco*" glücklich aus der a. A. p. 135. mit herübergeſegelt, da doch ſchon *das beſtimmte Citat* an den berühmten Mathematiker *Clavius* (den Fabricius wohl nach der Ausgabe Venet. 1601. 4. citirt haben muſs) erinnern muſste. Wo der Text, *ohne Einſchiebſel aus ſpätern Banden*, dergleichen wir oben bemerkt, wie in der alten Ausg. fortlauft, da ſind uns Auslaſſungen von einzelnen Worten oder ganzen Zeilen u. dgl. *nicht* vorgekommen, und ſonach hätten hier *Setzer* und *Corrector* ihre Pflicht gethan; wo aber Hr. H. dergleichen Einſchaltungen zu geben bewogen worden, da haben wir zuweilen aus Uebereilung und Flüchtigkeit falſch geleſene und falſch abgeſchriebene Worte, ja wohl gar mehrere Zeilen überſehen gefunden, welche Bemerkung wir um ſo mehr mit ein paar Beyſpielen belegen wollen, da den Käufern eines ſo koſtbaren Werks immer durch die Berichtigung ſolcher, wenn auch, bey der übrigens beobachteten Genauigkeit, ſehr verzeihlichen Fehler, ein Gefallen geſchieht. S. 77. in der aus Vol. XII. p. 708. 709. d. a. A. abgeſchriebenen Stelle des Borrichius heiſst es bey Fabricius klar und deutlich: „*filios praeteritorum philoſophorum;*" Hr. H. aber ſchreibt ſtatt deſſen ab: „*ſilios praeteritorum ſiliorum*," was wir, bloſs weil *wir nichts dabey denken* konnten, nachzuſchlagen bewogen wurden, und ſo den Fehler fanden. S. 873. Z. 11. v. 10. nach den Worten: „*ſimile Deo*" ſind in der, aus Vol. XIII. p. 645. abgeſchriebenen Stelle die Z. 6. v. u. befindlichen ſämmtlichen Worte: „*quis vero praeſtet, ſententiam 242 vel de baptiſmo intelligendam, vel non additam a Rufino: fidelem te eſſe profeſſus, ſpondiſti pariter non peccare Deo,*" von Hn. H. durch ein von Kritikern ſo oft an Kloſterabſchreibern bemerktes Verſehen der irreführenden Endſylben, unabgeſchrieben geblieben. Wo übrigens durch dergleichen längre Einſchiebſel der Fabriciſche Text unterbrochen, und daher manchmal unverſtändlich und der ſonſt gut zuſammenhängende Vortrag zerriſſen wird, da hatte Hr. H. durch einen kleinen Zuſatz, durch ein Verbindungswörtchen u. dgl. dieſem Uebel abhelfen ſollen. Z. B. gleich Lib. I. cap. X. §. V. p. 78. wo man nun nicht gleich, ohne bis §. IV. S. 76. zurückzuleſen, gewahr wird, daſs: „*Kriegsmannus tranſlatam eſſe contendit*" auf die *Tabulam Smaragdinam* zu ziehen ſey, da das lange Einſchiebſel von dem *Commentarius Gerardi Dornei* und von dem *Hermes primus*, *Jecundus* und *tertius* das entferntere Subject aus den Augen und Gedanken gerückt hat. Noch ſind die unmittelbar im Text gemachten Zuſätze durch Häkchen oder Beyſetzung des Namens von Fabricius Worten unterſchieden; bisweilen aber auch nicht, wie S. 102., wo man, ohne Zuratheziehung der a. A., nicht wahrnimmt, wo Fabricius Worte über die Ausgaben des Horapollo aufhören, und Hr. H. anfängt, obgleich nach: „*Baſil.* 1544." ein Strich geſetzt iſt. Zuweilen wird man durch die Materie ſelbſt an eine neuere Hand erinnert. Wo Häkchen gebraucht ſind, da ſcheint uns der Zuſatz: *Harl.*, wie S. 116. 118. 121. eine unnöthige Sache. Neue Druckfehler in den Noten ſind uns wenige aufgeſtoſsen: S. 6. Not. c) ſoll wohl *Burette* ſtatt *Purette*, id. S. 51. Not. f) *Jameſon* ſtatt *Tameſon* gedruckt ſeyn. Da wo Hr. H. auf die Folge des Werks verweiſt, ſollte er ſich der Citirung *der Bände* enthalten, weil er nie ganz gewiſs zu beſtimmen vermag, was in einen Band kommen wird; ſo z. B. S. 683. §. XVI. ult., wo wegen der Epiſteln des Plato, auf Vol. II. verwieſen iſt, das aber nur von der alten Ausgabe gelten kann, indem Plato erſt in den dritten Band der neuen gekommen iſt. Es iſt alſo beſſer *Lib. Cap.* und *Paragraph*, die *bleibend* ſind, zu citiren. Eben ſo iſt, vieler andern Stellen zu geſchweigen, die S. 215. Note d) vorkommende Nachweiſung auf

Vol.

Vol. II. p. 724. wegen Piſander, nur von der alten Ausgabe zu verſtehen, welches leicht irre führen kann. Man vergleiche S. 557. §. VII. das: *Reliqua inferius, p. 715.* was ja niemand in *dieſem Bande* ſuche!

Dieſer erſte Band enthält nun das alphabetiſchgeordnete Verzeichniſs, welches in 36. Kapiteln des 1. Buchs die vermeintlichen 76 Vorhomeriſchen Schriftſteller abhandelt; eine *res majoris operae quam pretii*, wie der wackere Fabricius geſteht, wo man ſich durch Magier, Zauberer, Propheten, Goldköche, Undinge und ſehr wenige Kluge durcharbeiten, und um vollſtändig zu ſeyn oder zu heiſsen, viel literariſchen und gelehrten Plunder zur Schau ſtellen muſs. Die übrigen zwey Drittel des Bandes füllen die 13 erſten Kapitel des II. Buchs bis S. 530. der alten Ausgabe, über die Dichter Homer, Heſiod, Aeſop, Theognis, Phocylides; über die Philoſophen Pythagoras, Empedokles u. ſ. w.; wo denn die Materien an Intereſſe, Unterricht und Behandlung, wie leicht zu erachten, von Seite zu Seite gewinnen. Recht preiswürdig findet man es ſogleich beym Gebrauche des Werks, daſs in ſehr vielen, beſonders claſſiſchen Stellen des Fabricius vage und unbeſtimmte Allegationen, als: „*Plato in Charmide, Plutarch. de audiendis poetis*“ u. ſ. w. in den neueſten und beſten oder doch bekannten Ausgaben nachgeſchlagen, und die beſtimmte Anführung nach Buch, Kapitel, Paragraph und Seitenzahl in Häkchen beygeſetzt iſt, wie S. 2. §. II., S. 7. §. I, S. 11. §. VII, S. 12. §. IX. u. ſ. w. Indeſſen ſind wir doch auch durch die Randanmerkungen und Correctionen unſers Handexemplars auf ſehr viele Stellen aufmerkſam gemacht worden, wo dieſes hätte geſchehen ſollen, und nicht geſchehen iſt. So iſt z. B. Lib. I. cap. XXXV. §. VIII. p. 303. bey dem ſehr merkwürdigen Zeugniſs des Diodorus Siculus über den Thymoetes (Θυμοίτης), den Zeitverwandten des Orpheus und Verfaſſer einer uralten hiſtoriſchen Poeſie, bloſs das alte Citat beybehalten; die Stelle iſt aber III, 66. p. 237. To. I. der Weſſelingſchen Ausgabe zu ſuchen. Uebrigens iſt dieſer §ph. ohne allen Zuſatz geblieben, den wir doch ſo ſehr gewünſcht hätten, da dasjenige, was Heyne in der 2 Commentation de fontibus hiſt. Diodori (Comment. Gotting. VII, 96.) über dieſe Stelle geſagt, der Mühe des Anführens nicht werth iſt. Hätte Hr. H. ſich entſchlieſsen können, dieſe Genauigkeit in Beſtimmung der Citaten, wenigſtens *bey Beweisſtellen* und *wo die Sachen von Wichtigkeit ſind*, überall anzuwenden: ſo würde ihn noch überdem dies prüfende Nachſchlagen zu mancherley nothwendigen Berichtigungen in dem Fabriciſchen Texte veranlaſst haben, die jetzt unterblieben ſind. Lib. I. cap. V. §. I. S. 21. wird ein Lib. II eines „*Ptolemaeus Hephaeſtionis*“ erwähnt, und daraus eine griechiſche ἔκφρασις citirt, in welcher Antipater Acanthius des Phrygiſchen Dares, als eines *Vorhomeriſchen Scribenten* gedenkt. Wir fürchten, daſs auch nicht ganz unwiſſende Leſer nicht ſogleich wiſſen möchten, wo ſie dieſen Ptolemaeus hinthun, oder wo ſie ſeinen *librum I.* ſuchen ſollen. Hr. H. hätte alſo billig ſagen mögen, daſs dies in den Excerpten des Photius unter dem CXC. Codex geſchehen müſſe. Eine ähnliche Unbequemlichkeit entſteht zuweilen für den Leſer, wenn ein vom Fabricius geführter Beweis zwar auf die Seitenzahl eines Buchs, aber nach keiner beſtimmten Ausgabe verweiſt; Hr. H. aber dieſe Seitenzahl *verändert*, und doch *keine andre Beſtimmung der Ausgabe* beygeſetzt hat. Vol. XIII. pag. 645. beruft ſich Fabricius auf des „*Origenes Lib. VIII. pag. 397. contra Celſum*,“ um darzuthun, daſs unter den erſten Chriſten die Sententiae des Pythagoräers Sextus mit Beyfall geleſen worden. Hr. H., der dieſe ganze Kritik des Fabricius S. 872. aufgenommen, ſetzt uns dagegen Lib. VIII. p. 497. ohne zu ſagen, *welcher* Ausgabe *er* gefolgt ſey. Da er keine anführt, ſo halten wir es für einen bloſsen Schreibfehler. Wir hatten uns aber die Beweisſtelle nach der Hoſchelſchen Ausgabe beygeſchrieben, in welcher ſie Lib. VIII. pag. 408. unten befindlich iſt. Die Richtigkeit *aller* Anführungen kann freylich ein einzelner Mann heut zu Tage nicht mehr ſo verbürgen, wie es Johann Friedrich Gronov beym Edmund Albertinus de S. Coena konnte; aber wir haben uns doch noch bey andern überzeugt, daſs einiges Nachſuchen *mehr Genauigkeit in den Fabriciſchen Behauptungen* würde gebracht haben. Und davon nur noch ein Beyſpiel. Lib. II cap. XL §. III. p. 721. wird *Georg. Calixtus* unter denenjenigen aufgeführt, die, in Anſehung der Unächtheit des dem alten Phocylides beygelegten, noch vorhandenen, nuthetiſchen Gedichts dem Joſeph Scaliger beytreten und darüber des erſtern Schrift: „*de reſurrectione carnis* §. 6.,“ wie auch pag. 443. der alten Ausg. ſteht, nachgewieſen Wenn aber der Herausg. *Calixti Librum de Immortalitate animae*, cap. IV. §. 6 und 7. pag. 26. aufgeſchlagen hätte: ſo würde er gefunden haben, *was dem Abortus einen gelehrten, ſcharfſehenden Gegner mehr zuzieht*, daſs Calixtus, *unabhängig vom Scaliger* auf dieſes Urtheil gerieth, und noch hinzuſetzt: „*hominem Chriſtianum, ut paganis acceptiores has ſententias faceret, Phocylidae ſuppoſuiſſe.*“ Weiter läſst ſich hier mit Berichtigungen *dieſer Art* nicht gehen. Freylich fallen *dergleichen* Verdienſte bey einer neuen Auflage nicht glänzend in die *Augen*, für welche jetzt, leider, bey manchem mehr als für Verſtand und Herz geſorgt wird; deſto mehr aber erhöhen und *vergewiſſern* ſie die *innere* Brauchbarkeit eines Werks! S. 685. Not. aa) iſt des nicht unmerkwürdigen Allegats gedacht, nach welchen *Angelus Politianus* eine dem *Heraclit* zugeſchriebene *Epiſtel ad Hermodorum* ſchon *griechiſch* gehabt haben müſste; ſo wie aber Hr. H. mit dem unſchicklichen Namen in Gruters Theſauro (der nicht einmal genannt iſt) citirt: „*Politianus Obſſ. et emendatt.*“ konnten wir uns ſelbſt nicht gleich zu Rechte finden; es iſt aber die *Centuria Miſcellaneorum* gemeynt, die zu ihrer Zeit ſo erſtaunliche Senſation machte und die jetzt mancher Humaniſt ſchon um des guten Ausdrucks willen nicht *unſtudiert* laſſen ſollte. Daſs übrigens Politian aus einer Madriter Handſchrift geſchöpft, möchte, obgleich viel Florentiniſche Handſchriften nach Madrit gekommen, ſchwer zu beweiſen ſeyn. Vielleicht gibt Bandini Catal. Codd. Medic. einige Auskunft.

Wir kommen auf die *Zusätze* und *Erweiterungen*, die das neue Werk theils von dem Herausg., theils von seinen gelehrten Gehülfen erhalten. Bey weitem der gröfste Theil rührt vom Hn. H. selbst her, Andre, besonders bey den Kapiteln über die Sibyllischen Bücher, über Sanchoniathon u. s. w. sind vom Hn. Prof. *Jäger* in Altdorf und bey den Homerischen Ausg. von Hn. Hfr. *Adelung*; öfters haben wir auch welche vom Hn. *Beck*, ein oder ein paarmal den Namen *Keil* gefunden; die mit *Krohn* unterzeichneten, vorne hinein, haben keinen sonderlichen Werth. Zu den von Hn. H. gesammelten gehören die, gar *oft* sehr unbedeutenden Noten von *Heumann*, aus einem Exemplar, das Hr. Prof. *Reuss* in Göttingen herlieh, und die ihnen an Werth und *Zweckmässigkeit* vorgehenden *Fabricischen*, aus Fabricius, jetzt in Kopenhagen befindlichem Handexemplar. Hr. H. wünscht noch die Anmerkungen, welche *Schreiber* in Pforta und der Dr. *Ernesti* ihren Exemplaren beygeschrieben (S. IX. Vorr.); noch mehr wünschen wir dem Hn. H. den Beystand einiger Männer, *qui in his literis regnant*, der, wenn sie gehörig darum ersucht würden, wohl zu gewinnen wäre; und mehr als alles wünschen wir ihm den Gebrauch des, noch in Handschriften vorhandenen *Eponymologici inediti* des unvergleichlichen und wackern *Reinesius*. Wer diesen Mann aus seinen Schriften kennt, wird seine noch von niemand übertroffene Stärke und Superiorität *in dieser Art kritisch-literarischer Untersuchungen* zu schätzen wissen; und was Rec. von jenem Werke namentlich gesehen, ist, wenn es vollständig anzutreffen wäre, über allen Vergleich genau, belehrend und vortrefflich. Das Fabricische Exemplar hat brauchbare und nothwendige Berichtigungen in literarisch-bibliographischer Hinsicht gegeben: man vergleiche z. B. den Artikel über die Separatausgaben von Julians Briefen Lib. II. cap. X. p. 415. in der alten, und pag. 680. in der neuen Ausgabe; wiewohl dies auch ganz bequem für Vol. VII. pag. 82. hätte aufbehalten werden mögen. Bey dem allen empfehlen wir dem Herausg. dennoch den *nasum*, wowider er immer so viel einzuwenden hat, in Ansehung der *hier* aufzunehmenden handschriftlichen Zusätze, damit er nicht jedes hingeworfene Federwerk für baares Geld annehme und hier gedruckt zu lesen gebe. Einen Beweis! Lib. II. cap. X. §. XXV. hatte Fabricius bey den *griechischen Epistein des Alciphron*, wer kann sagen warum — in seinem Exemplar beygeschrieben: „*Alciphron „or the minute Philosopher, (ita Epicureos vocat Cicero „lib. I. de divinat. cap. 30.) Londini 1732. 8. 2 Voll, „dialogis VII. (auctore Berkeley, vid. Hamburg. Nach-„richten etc.). D. Mandevilles Letter to Dion contra au-„ctorem Alciphronis, vid. bibliotheque raisonnée*" etc.). Dies alles gibt uns nun hier Hr. H., mit übergrofser Gewissenhaftigkeit, S. 688. 89. als *Beytrag zur Literatur der griechischen Epistein des Alciphron!* Gerade wie in den literarischen Nachträgen zu Sulzers Theorie, unter den satyrischen Schriftstellern, des ehrlichen *Franck von Franckenau Satyrae* (Medicae), als ein Product der Satyre, aufgeführt sind. Hr. H. wird aber ja wohl wissen, dass jene Schrift des Berkeley eine geistreiche und scharfsinnige Widerlegung, im Geschmack der *Lettres provinciales*, weder des D. *Mandeville Fable of the Bees*, und gar kein mit dem Sophisten Alciphron in Bezug stehendes Werk ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Königsberg*, b. Hartung: *Ueber den Geist der Revolutionen*, eine Rede am Stiftungstage der Preussischen Königswürde, im akademischen Hörsaale gehalten von *K. E. Mangelsdorf*, der Gesch., Beredsamk. u. Dichtk. ord. Prof. 1790, 28 S. 8. — So wenig sich auch erwarten läfst, eine so vielumfassende Materie, als der Geist der Revolutionen ist, in einer kurzen Gelegenheitsrede auf eine neue und erschöpfende Art behandelt zu sehen, und so gut der Vf. auch gethan haben würde, ein Thema von beschränkterem Umfange zu wählen: so ist doch die oben angezeigte Rede ganz und gar nicht leer an feineren und interessanteren Bemerkungen, zu welchen wir vorzüglich die Vergleichung der vom Souverain und der vom Volk bewirkten Revolutionen rechnen. Weniger aber durfte der geschmackvolle und gebildete Leser mit dem, was eigentlich Werk der Beredsamkeit seyn sollte, mit der Darstellung und dem Stile zufrieden seyn. Denn es fehlt nicht nur zu sehr an jener ruhigen, edlen Beredsamkeit, welche ihr Feuer allein von dem Gedanken entlehnt, welche, die männliche Kraft und Würde mit jugendlichem Aufbrausen verwechselt, und nie vergifst, dass die einzige Gestalt, unter der sie Eingang zu finden hoffen darf, die Gestalt der Schönheit und Grazie ist; man vermifst nicht nur zu oft den so nothwendigen Wohlklang und oratorischen Numerus im Periodenbau; sondern man stöfst auch nicht selten auf rauhe und holprichte Stellen, und wird vorzüglich manchmal auf eine unangenehme Weise von sehr pathetischen Phrasen zu den alltäglichsten des gemeinen Lebens herabgezogen. Aufser diesen Mängeln des Ganzen, hätten wir noch einzelne Ausdrücke und Redensarten weggewünscht, die eine irgend genaue Kritik theils nicht als richtig, theils nicht als geschmackvoll anerkennen kann. So S. 2. „der Geist dringt nicht in die *bücklosen (!) Tiefen* ihrer (der Revolutionen) tausendfachen *Verkettung*." S. 10. Häuptlinge. Ebendas. in Eins weg. S. 16. „Revolutionen *von oben*, oder *von unten*, d. h. vom Fürsten oder vom Volke her." S. 17. „wenn Gustav III. seinen Zepter auf dem Paradeplatz suchte."

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 8. Julius 1794.

LITERARGESCHICHTE.

HAMBURG, b. Bohn: *Joannis Alberti Fabricii*, Theolog. D. et Prof. publ. Hamburg., *Bibliotheca graeca* etc.

(*Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochnen Recension.*)

Die mit unermüdetem und grosem Fleiss gesammelten, nur aber nicht mit genug strenger Wahl, oft mit unverhältnissmässiger und unzweckmässiger Weitschweifigkeit, und, wenigstens *so weit sie von Hn. H. Feder sind*, leider immer noch in einem gedehnten, mit unnützen Worten überladenen, und grosentheils herzlich schlecht lateinischen Vortrag abgefassten, und nur *zu selten* genug belehrendes *Interesse für den Kenner* gewährenden Zusätze nun sind theils in den obenstehenden Text, theils in die untergesetzten zahlreichen, oft sehr langen Anmerkungen, theils endlich in die noch längern, am Ende der Kapitel oder zwischen den Paragraphen stehenden Anhänge und Epimetra eingebracht. Das itzt überhaupt darüber gefällte Urtheil müssen wir nun *mit der redlichen Unpartheylichkeit*, die die *aera* von den *lupinis* zu unterscheiden geformt hat, beweisen; wobey wir jeden, dem nicht zunftmässige Anhänglichkeit und sklavische Nachbeterey die Augen blenden, von der Rechtschaffenheit unserer Absicht für die Vervollkommnung eines, *auch von uns im Ganzen geschätzten Instituts* zu überzeugen hoffen.

So viel wir, nach einem sehr fleissigen Gebrauch der *ersten beiden Bände* des neuen Werks, und nach sorgfältiger Vergleichung desselben mit unsern eigenen, über einzelne Theile der alten Ausgabe angestellten Untersuchungen haben bemerken können, so wird das Hauptverdienst dieser neuen Zusätze — wir nehmen *ausdrücklich* und *laut* den im 2ten Bande befindlichen Artikel: *Hippokrates* aus, den Hr. Dr. *Ackermann* in Altdorf in *kennerhafter* Manier und mit *tiefe*indringendem Fleisse so vortreflich bearbeitet hat, dass nichts zu wünschen übrig bleibt — sonderlich darin bestehen, dass eine *im Ganzen* mehr nomenclatorische, als raisonnirende Notiz desjenigen, was von Aeltern und Neuern über griechische Literatur gedacht und geschrieben ist, so weit es zur Kenntnis des Herausgebers und seiner Mitarbeiter gelangte, im Geiste und Geschmack eines jeden theilhabenden Individuums, schlechter oder besser verarbeitet, hier zusammen erhalten wird. *Weniger* wird dagegen der, dass wir so sagen, *esoterische* Freund und Kenner der Alten, der fruchtbare, mit philosophischem Geist und Scharfsinn aus den vortreflichsten Urkunden menschlicher Kenntnisse abgeleitete Resultate aller literarischen Polypragmonie weit vorzieht, hier seine Rechnung finden, ob er gleich manchen, vielleicht ohne selbsteigene Ahndung des Gebers ertheilten und verstellten Fingerzeig mit Dank und Erkenntlichkeit nützen wird. Welch ein Ganzes müsste aber hervorgegangen seyn, wenn mehrere vortrefliche und gelehrte itzt lebende Männer, *Ruhnkenius* den *Plato*; *Wyttenbach* den *Plutarch*, *Synesius*, *Julian*, *Themistius*, *Theophrast*; *Luzac*, *Beck* und *Jacobs* den *Euripides*; *Heyne*, *Voss* den *Homer*; jener und *Beck* den *Pindar*; *Schütz* den *Aeschylus*, *Schneider* einige Naturforscher und Aerzte; andere andre Stücke hätten übernehmen, und Hn. H. die Redaction der Theile überlassen wollen, und welche Früchte müsste eine solche wünschenswerthe und *edel ämulirende* Harmonie, gewis besser als die herrschende kleinliche und geheime Verkleinerung und Anfeindung, getragen haben! Die *Charakteristik* der Schriftsteller wenigstens müsste dabey unendlich gewonnen haben! Nicht weniger würde der *richtige sichere Blick auf den Fortgang und die Ausbildung des frühesten*, uns bekannten *menschlichen Wissens*, wodurch sich erst jede literarische Untersuchung *eigentlich belohnte*, durch die mit ihrem Gegenstande *ganz*, und mit verwandten doch *in hohem Grade* vertrauten Untersucher steter geleitet, und thätiger erhalten worden seyn! Niemand, am wenigsten Hr. H., der S. 317. Not. a) bey dem ganzen Institut sich selbst nur das: „*munus bibliothecarii*" beymisst, und an das: „*secum habitare*" so oft erinnert, wird uns diesen frommen Wunsch verdrehen oder übel deuten. Jetzt müssen wir gestehen, dass wir, in nur erwähnter Rücksicht, gerade da die wenigste Befriedigung fanden, wo wir die meiste gehofft hatten. Wir wissen daher z. B. gar nicht, *aus welchen Gründen* Hr. H., Lib. I. cap. XXXV., wo Fabricius gelegentlich von dem *Miletischen Thales* handelt, in der, *omnia alia*, nur gerade nicht was sie *hauptsächlich* sollte, enthaltenden Note f), S. 298 ff., diesem sehr merkwürdigen Manne das Verdienst der Emporbringung und Begründung *raisonnirter mathematischer* und *astronomischer Kenntnisse*, wofür doch so *sichere* und *unzweifelhafte* Beweise vorhanden sind, mit einigen Neuern abzusprechen wagt. Recht gerne hätte man hier Hn. H. die, S. 299. auf 2 Columnen, aus 4 seiner Prolusionen ausgezogene Erklärung der bekannten Stelle des Cicero, (*de Nat. Deor.* I, 10.,) die noch dazu der Vf. der *kritischen Briefe über Gegenstande der alten Literatur* (S. 153 bis 158.) viel besser und genauer entwickelt hat, erlassen; recht gern ihm die Zurechtweisung des Gale, dass Thales aus hebräischen Quellen geschöpft, recht gern manch andres *müssiges* Allegat ihm geschenkt: wenn er uns nur *hier* vors erste mit der höchstmerkwürdigen,

vielleicht aus des Rhodiers Eudemus verlornen Geschichte der Geometrie gezogenen Stelle des *Proclus* über den *Euclides* (pag. 19. edit. Basil. 1533.) bekannt gemacht, wo Thales ausdrücklich als der Mann aufgestellt wird, der in der Mathematik und mathematischen Physik vieles auf einfachere Grundsätze zurückzuführen, andres mehr zu versinnlichen versuchte, (wofern wir nemlich in dem: „τοῖς μὲν καθολικώτερον ἐπιβάλλων, τοῖς δὲ αἰσθητικώτερον" das letztere nicht misverstehen;) und wenn er, vors zweyte, die, gleicher Aufmerksamkeit werthen, den Thales betreffenden, Vermuthungen des Königsbergischen Philosophen in der Vorrede zur Vernunftkritik an die sehr ehrenvolle Aeusserung des Proklus: „ὅτι πολλὰ μὲν αὐτὸς εὗρε, πολλῶν δὲ τὰς ἀρχὰς τοῖς μετ' αὐτὸν ὑφηγήσατο" hätte anschliessen wollen! Aehnliche Winke wird Hr. H. in einer kleinen, aber merkwürdigen Schrift des Hn. *Stapfers* (*die fruchtbarste Entwickelungsmethode der Anlagen des Menschen* etc.) S. 5—9. nicht ohne Zufriedenheit wahrnehmen. So sehr nun aber hier und bey ähnlichen Veranlassungen Hr. H. trocknen Fusses vorübergegangen ist: so wenig kleidet es einen, sonst fleissigen und verdienten, *Literator*, wenn er bey Entscheidungen, wo es auf gründliche Kenntniss der ursprünglichen Lehren des Alterthums, auf richtige Auslegung der Sätze streitiger Schulen, auf die Einsicht in den Zusammenhang ihrer Systeme, überhaupt auf historische und philosophische Kritik ganz besonders ankommt, sich ein halb bescheidenes, halb anmaafsendes *Dazwischentreten* erlaubt, wie z. B. S. 857. bey Gelegenheit des Ocellus Lucanus gar nicht unbemerklich ist. Dagegen wäre es dem Hn. H. gar nicht unbenommen gewesen, aus dem Schatze eigener oder fremder Belesenheit uns mit *gut extrahirten Materialien* zur philosophischen Geschichte, in die er öfters ausschweift, an solchen Stellen zu versehen, wo Fabriz gänzlich stille schwieg. So sahen wir z. B. im XVIII. Kap. des I Buchs einem *Catalogo Orphicorum*, nach Art ähnlicher Verzeichnisse über die Pythagoreer, Platoniker etc. entgegen, dergleichen Fabricius zu geben hier nicht veranlasst worden ist. Diesen hofften wir aber nicht blofs aus Stanley's, Bayle's, Bruckers und anderer Vorräthen, sondern nur mit Verweisung auf jene, ursprünglich aus den Scholiasten des Euripides, Apollonius Rhod. u. s. w. aus Pollux, Suidas u. a., wo zum Theil die wahren Namen mit kritischer Sagacität herausgefunden sey müssen, endlich aus Hemsterhuys hie und da ertheilten vortreflichen Anleitungen angelegt zu sehen. Es würde eine grosse Ausschweifung seyn, wenn wir *hier* Proben dieser Art, die man uns *nach den gemachten Bemerkungen* wohl zutrauen wird, vorlegen wollten; obgleich wir versichern dürfen, dass uns im XIVten Registerbande der Bibl. gr. nicht einmal die Anzeige der Namen der von uns gesammelten Orphiker vorgekommen, die eben so wenig von Eschenbach in dem bekannten *Epigenes* occupirt sind. Selbst in Dingen, *quae ante pedes erant*, finden wir nicht immer die erwartete Accurateste von dem Herausg. beobachtet. Eben in dem XIX. Cap. über die: „*Deperdita Orphei*" nahm es uns Wunder, dass Hr. H. in der Note p) S. 165. dem *Iriarte*, der freylich kein sonderlicher Held ist, das vorgeblich handschriftliche Fragment aus des Orpheus Ἡμέραις, oder den sogenannten *libris γεωργικῶν*:

„Εἰ δὲ γεωπονίας" etc. etc.

ohne die geringste Erinnerung über die wahre Beschaffenheit der Sache nachcitirt hat; da er doch, in dem, im VIII Bande der B. Gr. befindlichen, übrigens an sich schätzbaren, Gedicht des Maximus περὶ κατ-αρχῶν die von Iriarte angeführte vorgeblich Orphische Zeile S. 440. als den 456sten Vers gefunden haben würde. Ja selbst eine Anmerkung von Tyrwhitt zum Orpheus de lapidd. praef. pag. X., den Hr. H. doch anderwärts gebraucht hat, würde ihn auf die Spur, die wir ihm hier angeben, und ohne Tyrwhitt fanden, von selbst gebracht haben. Der ebendaselbst von Hn. H. nach Iriarte angeführte Vers:

„Πάντ' ἐδώης" etc. etc.

scheint uns nicht zu den Ἡμέραις, sondern zu dem verlornen Werke der τελετῶν gehört zu haben; eine Vermuthung, in Ansehung welcher wir uns auf eine nur zu kurze Notiz des Hn. v. Villoison in den Anecdotis gr. T. II. p. 244. gründen, die anderwärts, S. 171. Not. ee), dem Hn. H. nicht entgangen ist, wovon er aber *für diese Stelle* keinen Gebrauch, der ihm so nahe lag, zu machen bewogen worden.

Ausser den überall reichlich beygebrachten Zusätzen, von denen wir nur auf die über den *Epimenides* S. 30—32.; über des *Hanno* Periplus S. 36 bis 39.; über den *Hermes Trismegistus* S. 46—49.; über den *Musaeus* S. 123—125.; über den *Orpheus* S. 140—147.; über den *Palaephatus* S. 182, 183.; über die Erfinder und die Erfindung der Buchstabenschrift S. 198—204.; verglichen S. 219 ff.; über den *Sanchoniathon* S. 224, 225; als kürzere *einzelne* Proben verweisen wollen; ausser diesen also hat *Homer*, der in der neuen Ausgabe 31 grosse Quartbogen füllt, da er in der alten 17½ kleinere einnahm, unstreitig den meisten Zuwachs erhalten; zum Beweis, dass Hr. H., im Eingang des II Buchs, die Musen nicht vergeblich zu seinem Beystand angerufen hat! Alles hat *hier*, so wie *überall*, die nöthigen Nachweisungen und Berichtigungen über den gesammten Ertrag, den die Literatur der neuern und neuesten Zeiten abgeworfen hat, vorerst an Ort und Stelle erhalten: Ausgaben, Uebersetzungen, Erläuterungsbücher sind kaum zählbar. Ueberaus schätzbar, anderer Vermuthungen zu geschweigen, ist die S. 637—643. über die Ausgaben des Aesop. Ausser diesem unermesslichen, sehr oft mit brauchbaren Urtheilen begleiteten Vorrath hat Hr. H. doch noch eine, wie es uns dünkt, beyfallswerthe Erweiterung des Plans vorgenommen, wir meynen die, meistens in besondern Paragraphen nachgewiesenen vornehmsten Handschriften, besonders die Madriter, Pariser, Venediger, Florentiner, Wiener, Leidner nach Iriarte; dem Catalog. Bibl. Reg.; nach Zanetti; Bandini; nach Lambecius, Nessel und Kollar; nach dem Catalog. Bibl. Leid. und vielen andern Bibliothekverzeichnissen. Die Nachweisung der Vaticanischen nach Sylburg ist freylich, wie auch Hr. H. irgendwo richtig bemerkt, eine itzt ungewisse Sache. Da er

die

die Madriter nach Iriarte überall sehr fleifsig bezeichnet, so wundern wir uns, die Handschrift von den merkwürdigen Prolegominis des Proclus Diadochus des Hesiodus Theogonie, die Iriarte Vol. I. pag. 25. erwähnt, Lib. II. cap. VIII. §. XVI. Not. 55. S. 589. nicht genannt zu finden; dagegen ist Ruhnkens aus einem Cod. Reg. Paris abgeschriebene, und I, 26. über den Vellejus angeführte Probe billig bemerkt. Wenn Fabriz Lib. I. cap. IX. §. X. einer Pariser *griechischen* Handschrift der, dem Freunde der alten Naturkunde so merkwürdigen *Kyranidum* nach dem du Fresne erwähnt, so hätte Hr. H. dabey nicht unerinnert lassen sollen, dafs es etwas ganz Verschiedenes war, was Villoison für Hn. Prof. Schneider vorfand. Hr. Schneider sagt dies deutlich S. 94 – 96. des Anhangs zu seinem Plutarch; Hr. H. hat aber S. 72. dem Leser nicht bestimmt hierüber unterrichtet. So hat der *bibliographische* Theil *im Ganzen* am meisten gewonnen.

Da aber die Bibl. Gr. wohl immer nur ein Werk für Männer seyn und bleiben wird, so haben wir das Herz, Hn. H. zu bitten, alle sogenannte *pure curiosa*, wir *dürfen* wohl auch sagen *puerilia*, ja wir *müssen* sogar sagen, *absurda literaria* für die Zukunft in seine Zusätze nicht aufzunehmen: *Puerilia;* wie S. 183., wo er uns des Palaephatus Fabelbuch: „*ad formandum polien-dumque tironum ingenium*" in 20 Zeilen anempfiehlt; *pure curiosa*, wie S. 232. Note bb) über die Namensverdrehungen, oder S. 240, 241. Note D) über eine elende Spielerey und Akrostichis in 50 Zeilen, über welche schon Fabriz Lib. I. cap. XXXII. §. X. pag. 272. genug Raum verschwendet, und wo Hr. H. abermals 6 unnöthige Zeilen dazu gibt; *absurda literaria*, wie S. 621. in der Note, die abgeschmackte Erzählung des Schuppius, dafs die Aesopische Fabel dem Salomoh und Assaph ihren Ursprung verdanke, in 13 Zeilen.

In *Ansehung* der Ausdehnung seiner Zusätze müssen wir ihn eben so angelegentlich im Namen aller *laufenden* Leser bitten, diesen Zusätzen, was schon itzt in unzähligen Fällen statt gefunden hätte, überall mehr Kürze und Gedrungenheit, weniger unnöthige Weitschweifigkeit, und keine unnütze Wiederholung einer und derselben Sache zu geben. Kein Mensch, und Hr. H. selbst kann in Abrede seyn, dafs z. B. die lange Note über das streitige Alter des Epimenides S. 30 – 32., oder die Note m) und n) über den Hanno S. 36 – 39. um vieles kürzer seyn, und doch alles darin Gesagte enthalten könnten; dafs deutsche Aufsätze für den Ausländer genauer charakterisirt und ausgezogen werden, wie hier mit Hagers Abhandlung über den Hanno geschehen, billigen wir recht sehr; aber wenn sich der Deutsche um des Ausländers Willen etwas gefallen läfst, so mufs, wenn dies anders die wahre Veranlassung der Ausführlichkeit ist, der Ausländer dem Deutschen nicht zu viel Raum wegnehmen. Ganz unverkennbare Wiederholungen wird man S. 620. in den Anmerkungen h) und i) bemerken. Wir enthalten uns, *viele andre* zu rügen. Noch weiter hat dies Hr. H. theils anderwärts, theils insbesondere S. 752 und 770. mit den Auszügen aus Meiners über den Pythagoras getrieben; am letzten Orte sehen sie beynahe einer ausführlichen Recension ähnlich. Am allerunverzeihlichsten aber ist gewifs diese Weitschweifigkeit *alsdann*, wenn durch die mitgetheilten Zusätze gerade so viel für die Literatur des vorliegenden Gegenstandes gelernt wird, als Rabener aus dem Buche des Maimonides in den Noten ohne Text beybringt. Man wird diese Beschuldigung kaum glaublich finden; hier ist der gefoderte Beweis! S. 136. not. g) wird einer Vermuthung des la Croze über den griechischen Dichter oder vielmehr Musiker Olympus gedacht. Darüber theilt uns Hr. H. die ganze Frage des la Croze an Wolf aus dem Thesaurus epistolicus des ersten mit: „*qua autem aetate vixerit, quis „eruet, nisi praestantissimus Fabricius, qui omnes omnium „aetatum autores in numero habet?*" Nicht genug; auch Wolfens belehrende Antwort müssen wir *hier* lesen: „*quae de Olympo poeta ingenii sollertia assecutus es, te „digna sunt: ejus aetatem vel potius conditionem ignorare se hucdum fatetur Fabricius, amplius cogitatu-„rus.*" *Hart.* — So viel Worte brauchte es, um uns zu sagen, dafs man das Zeitalter des Dichters nicht bestimmen könne? Aengstlich aufgesucht sollen wir diese Stelle haben? Hier ist eine andere, die, wie es in der Natur Superfötationen gibt, noch dazu eine Supercitation enthält. Es soll gesagt werden: *Eustathii episc. Commentarius in Pindarum et orationes mss., quae in Bibl. Basil. exstitisse ex Schelhornia Amoenitt. hist. eccl. II, 982. constat, perierunt.* Hier ist die Art, wie Hr. H. S. 391. Note l) diese *höchstens 3 Zeilen erfodernde* Notiz gesagt hat: „*Cel. Villoison in Anecdotis graecis tom. II. p. 262 sqq. not., postquam multa deperditorum librorum „exempla protulit, pag. 264 fin. ita pergit: „Gisbertus Cu-„perus in Epistola XXV. ad Jo. Jacobum Scheuchzer „pag. 982. tom. II. Amoenitat. historic. eccles. et litterar. „Jo. Georgii Schelhornii, scribit. an. 1710. se certio-„rem factum esse, in Bibliotheca Basileensi manuscri-„ptas servari Orationes Eustathii, episcopi Thessaloni-„censis, et Homeri commentatoris; nec non ejusdem com-„mentarios in Pindarum; ab eoque petit horumce Pin-„daricorum scholiorum vel praefationem, vel desiqua ali-„quod. Cui quum respondisset Scheuchzer, haec Eusta-„thii opera non amplius in Basileensi Bibliotheca com-„parere, Cuperus rescripsit ibid. ep. 27. pag. 940.: Do-„leo vehementer, Eustathii orationes manuscriptas, ejus-„demque Commentarium in Pindarum non exstare am-„plius in Bibliotheca Basileensi; quum autem, inquit, „vir egregiae et spectatae doctrinae me certiorem fece-„rit, se eos ibi manibus tractasse non modo, verum etiam „incepisse describere; sed propositum perficere non po-„tuisse, (:) non dubito, quin in Museo illo fuerint.*"" Schade, dafs es nicht noch ein Dutzend Thesauros epist. La Crozianos gab, Hr. H. wäre im Stande, alle Fragen und Antworten *so, in extenso*, herauszuschreiben, und als Zusätze zum Fabriz anzuwenden? Bey einem Werke, das ohnehin *unter seiner Last erliegt, solche Zusätze* zu machen, da – da legt die Kritik die Hand auf den Mund! Nur so viel sagt sie noch, dies thut ein Mann, der in der Vorrede S. XX. verspricht: „*se non omnia anxie corrasurum esse, quae „obscura foret diligentia.* Es ist nicht einmal zu

billigen, dafs Hr. H. aus Bächern, die gewifs jeder Besitzer der Bibl. gr. selbst hat, an sich brauchbare und gelehrte Anmerkungen hier *in extenso* und *wörtlich* wieder einrücken läfst, z. B. aus *Hadr. Valesii Emend. c. not. Burm.* S. 292. Not. g) die lange Anmerkung vom Terpander; S. 195. Not. i) die langen Noten des Valesius und Burmanns vom Heraclides Ponticus; S. 379. die Stelle aus einem Excursus von Hn. Heyne u. s. w. Höchstens mufste das *Wesentliche* derselben *auf wenige Worte* reducirt seyn.

Dafs unter einer solchen Wörterfluth ein Raisonnement unmöglich gedeihen könne, das wird nun jeder leicht errathen, der es aus andern Schriften des Hn. H. weifs, wie selten ihm überhaupt allgemeine Urtheile und Schilderungen gelingen, in welchem der Geist ganzer Zeitalter, die Charakteristik der Sitten, Denkart und Meynungen, und das progressive Wachsthum der Wissenschaften und Künste mit warmen, aber festen Pinselstrichen darzustellen sind. Wir verweisen, statt aller andern Proben, auf die lange, geschwätzige Diatribe S. 534 und 535., wo er, auf zwey ganzen Quartseiten wider Ernesti's allerdings unerweisliche Vermuthung, dafs Homer hebräische Urkunden gekannt, sich herausläfst. Wenn man nun zu dieser Stelle das hinzunimmt, was Hr. H. S. 338. Note bb) bey einer andern Veranlassung behauptet, so nimmt man noch dazu die auffallendsten Widersprüche wahr. S. 333. bewies er, zu den Zeiten Homers sey in Asien und Jonien *bey aller Simplicität*: „ingenium humanum *usu et disciplina cultum* gewesen: hier, S. 535., thut er dar: „homines *illius* aevi *nondum excultos vitae literarumque elegantia* „fuisse;" S. 333. bewies er: „ingenium humanum" sey „*non ita multo post*" (Homerum) „*subtilitate philosophandi* majore *imbutum* pluriumque literarum copia „ornatum et obrutum" (!!) gewesen: hier beweist er, für Leser, die ein schlechtes Gedächtnifs haben, „*multo* „*post Homerum philosophari demum coepisse Graecos*," (die dort offenbar das ingenium humanum waren.) S. 49. bedient sich Hr. H. in der Stelle von Hermes eines Beweises aus Carli, den er, in dem Augenblick, wo er *ihn geltend macht*, höchst unwahrscheinlich und unzureichend findet!! Wir schonen Hn. H. und die Leser, wenn wir nicht mehrere dergleichen wenig zusammenhängende, und nicht genug durchdachte Raisonnements ausheben.

(Die Fortsetzung folgt).

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Venedig*, b. Zarta: *Del Celibato.* Satira latina del Dottore *Ubaldo Bregolini.* Recata in versi Italiani dall'Abate *Angelo Dalmistro.* P. A. 48 S. gr. 8. — Des *Cölibats* wird in dieser Satire nur im Eingange gedacht. Der gröfste Theil derselben ist eine Beschreibung der herrschenden Sitten, besonders unter dem weiblichen Geschlecht. Diese wären die Ursache der verminderten Zahl der Heirathen und der Abnahme der Volksmenge, nicht aber das Cölibat. Wenn der Uebersetzer von der lateinischen Urschrift, welche hier zum erstenmal gedruckt erscheint, versichert, *dafs sie selbst einem Juvenal Ehre machen würde*: so ist dieses eigentlich wohl nur von den ganzen und halben Versen des *Juvenal* und *Persius* zu verstehn, welche der Vf. seinem Werk in grofser Anzahl eingefugt hat. Wir wollen einige Proben geben, in denen wir die entlehnten Ausdrücke auszeichnen. Der Dichter klagt über den unter den Weibern eingerissenen Hang zur philosophischen Lectüre. Vorgebliche Philosophen tragen ihnen die Ketzereyen eines *Bayle* vor, und

quae damnosa Volterius arte
condivit postea petulanti splene cachinno,
discinctos inter juvenes nunc audeat atque
Discipularum molles cantare cathedras?
quippe etiam à teneris modo philosophia puellis
Excolitur. Jecore haec exit caprificus ab omni
Jam mala doctrinae, manibusque teruntur earum
non Heloisa dolens, aut mollis Julia tantum:
aerum dum Psecas aedificat compagibus altum
docta caput, nutantesque aptat vertice cristas,
pinguia dum victo Poppaeana illinit ori,
perlegit Aemilium, Mirabellumve etc.

Sie hören die gelehrten Disputationen über theologische Streitigkeiten an

dum cornicatur inepte
dum tendens jecur Asidius subsellia rumpit,
Hippia torrentem audit semihiante labello
nunc premit in rugas, aperit nunc scita flabellum
dicta probans nutu.

Diese gelehrten Weiber höhnen Tugend und Sittlichkeit. Sie ergeben sich den Ausschweifungen, und ihre Männer begünstigen sie.

Scis, Galba, videsque
tu tamen interea spectare assuesce lacunar
assuesce ad calicem vigilanti stertere naso.

Diese Proben werden hinreichend seyn, das Verdienst des Satirikers zu würdigen. Er zeigt weder Phantasie noch Witz, sondern nur ein gutes Gedächtnifs. Man geniefst nicht einmal das Vergnügen, neue Sitten in römischem Stil und Geist beschrieben zu sehn. An eben der Stelle, wo er von Mönchen und Nonnen spricht, redet er von den Altären der Juno, an denen die Ehen geschlossen werden sollen. Den Adel bezeichnet er mit den Juvenalschen Versen *quid prosunt veteres fumosa per atria cerae aut avi et proavi stantes in curribus altis.* — Die Uebersetzung ist in reimfreyen Jamben, und nicht ohne eine gewisse Laune. Hin und wieder dient sie dem Original zum Commentar, obschon die Erklärung nicht immer ganz richtig ausfällt; z. B. in einer der angeführten Stellen:

In mentre riarla
Inettamente, in mentre Asidio, teso
L'elastico polmon, rompe le panche
col picchiar crebro delle palme, ascolta.
Ippia placidamente il furibondo. —

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 9. Julius 1794.

LITERÄRGESCHICHTE.

HAMBURG, b. Bohn: *Joannis Alberti Fabricii*, Theolog. D. et Prof. publ. Hamburg., *Bibliotheca graeca* etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension

Nichts aber geht über Hn. H. über die Maafsen schlechte Schreibart und den manchmal ganz unverständlichen lateinischen Ausdruck. Wir haben uns aber fest vorgenommen, (und wir hoffen, dafs uns niemand von diesem Vorsatz abbringen wird) aus einer *unzähligen* Menge mit dem Obelus bezeichneter Stellen *keine* zu geben. Hr. H. kann sich, wenn er Fleifs und Sorgfalt anwendet, noch dankenswerthe Verdienste um dieses Werk machen, und es ist uns daran gelegen, eine so erfreuliche Aussicht nicht durch ein unzeitiges Ridicule, *das sich Hr. H. selbst am besten ersparen kann*, zu stürzen. Indefs wird und *mufs* jeder eingestehen, dafs der Mann, der *ein solches Hauptbuch* für *uns* und die *Nachwelt* zu bearbeiten unternimmt, zu den übrigen guten Eigenschaften des Fleifses, der Treue, der guten und richtigen Auswahl, der zweckmäfsigen Bereicherung u. s. w. auch das Verdienst der bestimmten, richtigen, adäquaten Schreibart, der Präcision im Ausdrucke, mit einem Wort, des gebildeten, reinen, lateinischen Stils hinzuthun müsse, wodurch sich *Fabricius* so sehr zu seinem Vortheil auszeichnet.

Was die Anordnung und Einpassung der Zusätze betrifft, wollen wir noch dieses anmerken. Bisweilen sind kleine Anmerkungen entweder durch ein verzeihliches Versehen des Hn. H., oder durch eine Unachtsamkeit des Setzers an unrechte Stellen gekommen, wo sie Misverständnisse verursachen. So gehören z. B. S. 439. §. XXIX. die Worte: „*additus quoque Politi Eustathio*" nicht zu dem Index des Ascanius Persius; sondern zu dem Index des Wolfg. Seber. Uebrigens kann hier noch erinnert werden, was Hr. H. nicht gesagt hat, dafs der Abdruck des Seberschen Index in der Ausgabe des Politus oft vitiös abgedruckt ist, und besonders die Bezeichnungen der Bücher durch die griechischen Buchstaben bisweilen ausgelassen sind, welches das Aufschlagen erschwert. Man vergleiche den Artikel: *κυανοπρῴρου* in der Ausgabe des Politus. Alles und jedes immer zur rechten Zeit und am rechten Orte zu sagen, ist freylich eine nicht absolut zu erfüllende Foderung. S. 414. mm) ist das Homerische Exemplar in der Bibl. zu Paris, das Guil. Budaeus mit seinen kritischen Noten bereichert, die Florentina 1488; folglich ist hier und S. 390. Note k) *einerley* Sache *zweymal*, und zwar S. 390. *so* gesagt, dafs der Leser in Versuchung kömmt, die Zusätze der in der letzten Stelle bemerkten Ausgabe vor Alemanni Arbeit (§. VII.) zu halten. Man sehe die deutsche Ueberf. der Abh. der Akademie der Wiss. Band III S. 457. — Die S. 387. Note c) befindliche Anmerkung hätte ihren Platz besser S. 419. im Text bey der Barnesischen Ausg. gefunden. Manchmal hat auch Fabricius durch einen nicht ganz am rechten Orte gemachten Zusatz Hn. H. verleitet ein gleiches zu thun; so scheint uns S. 194. Note f) die Nachricht von der griechischen Schrift: „*de Ulyssis erroribus*" eigentlich auch S. 406. Note ee) zu gehören, wo daher eine unnöthige Wiederholung gemacht worden ist. Dagegen hat aber auch Hr. H. Zusätze und Anmerkungen, die Fabricius an unrechten Orten angebracht, schicklicher eingereiht, wie z. B., vieler andern zu geschweigen, Lib. II. cap. X. §. XLVII. p. 701. Note zz) vom Nilus Asceta; wo wir doch der Meynung sind, dafs, *was seine Sententias betrifft*, in Lib. II. cap. XI. §. VIII. *unter den Gnomikern* hätte gelassen werden sollen. Statt: „*Hic revocabo*" wird es wohl geheifsen haben *Huc* r.?

Neue Vermehrungen, die Hr. H. so sehr zu wünschen scheint, kleine Berichtigungen, Anmerkungen und Zweifel über einzelne Stellen könnten wir nun freylich, ungeachtet des fast alles erschöpfenden Fleifses des Herausgebers, noch eine schöne Summe beybringen. Wir schränken uns aber, mit Ausschliefsung aller derer, die zu ausführlichen Disquisitionen erwachsen würden, *hier* nur auf kurze literarische, bibliographische und philologische Data ein, die sich mit zwey Worten sagen lassen und doch Hn. H. und andern nicht unwillkommen seyn dürften.

Lib. I. cap. II. §. VIII. p. 12. Note cc) vom Abaris, hätte noch Zapfens nicht zu verachtende *Diss. de Abaride*, Lipsi. 1706 angeführt werden können.

Lib. I. cap. VII. §. IV. p. 55. mufs die französische Uebersetzung des *Poemander*: „*Le Pimandre*" etc. Bordeaux 1579 den Beysatz fol. haben. Wir finden sie auch in den Bibliographieen mit der Jahrzahl 1574; halten aber dieses Datum für irrig. Mit der italienischen Uebersetzung von Benci, 1548 hat es ihre Richtigkeit: Rec. hat sie selbst vor sich.

Lib. I. cap. XXI. S. 183. Note c) ist die Meynung des *Phasianinus* über die Ursache des Verlusts der wahren Bücher des *Palaephatus* etwas undeutlich und unbestimmt vorgetragen, man habe sie unterdrückt, um den griechischen Cultus nicht lächerlich, und die Geheimnisse desselben nicht zu bekannt werden zu lassen.

Lib. I. cap. XXII. §. II. p. 193. Note b). Eine Stelle in dieses Heraclides oder Heraclitus Homerischen Allegorieen, wo der Vers Odyss. V, 121. oder der sogenannte *Raptus Aurorae*, allegorisch gedeutet ist, erläutert *Wernsdorfs*

dorfs Commentatio: *Allegoria Homerica, Raptus Aurorae, explicata* etc. in *Stoſchens Muſeo critico* Vol. I. faſc. 3. p. 286 — 358.

Lib. I. cap. XXV. §. VI. p. 212. Note i). Will Rec. anmerken, daſs *drey* Exemplare von des *Rigaltii* Ἱεραχοσόφιον, die er vor ſich hat, insgeſammt das Druckjahr: 1612 haben; daher Hr. H. Fabricius Angabe: 1619 nicht mit Unrecht zu bezweifeln ſcheint. Des *Rivinus* Κυνοσόφιον aber (Lipſ. 1654.) kennen wir nur in der Quartform.

Lib. I. cap. XXIX. §. II. p. 229. wo diejenigen vom *Fabricius* widerlegt ſind, die *im Homer* (!) Spuren der Nachahmung der Sibylliſchen Verſe gefunden haben wollten, hätte noch füglich auf folgende, gerade das Gegentheil erhärtende Schrift verwieſen ſeyn können: *Joannis Floderi Diſſ. indicans veſtigia poeſeos Homericae et Heſiodeae in oraculis Sibyllinis*, wie ſie in *Stoſchens* ſchon angeführtem *Muſeo* Vol. I. faſc. I. pag. 16 — 47. vorliegt. Ob gleich dieſer Floder die Sache nicht erſchöpft hat.

Lib. I. cap. XXXVI. §. VIII. p. 311. Zu den Ausgaben und Ueberſetzungen des Pſeudo-Zoroaſter, die ſowohl Hr. H. als Hr. Prof. Jäger bemerkt haben, kann Rec. noch eine der ungekannteſten und ſeltenſten hinzuthun, von dem zu ſeiner Zeit berühmten franzöſiſchen Poeten aus der Gelehrtenfamilie *Habert: Les divins Oracles de Zoroaſtre, ancien philoſophe, interprétés en rime françoiſe par François Habert*, nebſt andern kleinen dichteriſchen Aufſätzen des Vfs. *Paris*, bey *Philipp Dänfrie*, 1558 in 8.

Lib. I. cap. XXXVI. §. IX. p. 313. hätte bey den griechiſchen Oraculis Zoroaſtri noch bemerkt werden können, daſs, unter andern, *Stanley* in dem *Commentario zum Aeſchylus* ſie theils erläutert, theils auch den Text verbeſſert habe. —

Lib. II. cap. I. §. I. p. 318. iſt der vollſtändige Titel von *Lami's* angeführtem Buche: *Saggio delle Delizie dei Dotti e degli Eruditi. Opera poſtuma del Dottor Giovanni Lami, viſguardante le vite e gli ſcritti dei due primi grandi Uomini dell' antichità, Eſiodo ed Omero: publicato, aumentato e corredato di Annotazioni da Giuſeppe Ricci.* Fiorenza, 1775. Num. I. 96 S. in 4.

Ibid. p. 332. oben. Ob man die, bey und von den Alten mit ſo vieler Zuverſichtlichkeit vorgetragene Nachricht von den durch den Geſetzgeber Lycurg erhaltenen Homeriſchen Büchern *ſchlechthin*, wie hier Hr. H. thut; *vagam famam* nennen, und ihr alle Glaubwürdigkeit abſprechen können, möchten wir doch noch zweifeln. Auch *Heraclides Ponticus*, auf den ſich Hr. H. nicht bezogen hat, in den Fragmenten *de Politiis*, pag. 11. edit. Oragii 4t. verſichert vom Lycurg: ὅτι τὴν Ὁμήρου ποίησιν παρὰ τῶν ἀπογόνων Κρεωφύλου λαβὼν, πρῶτος διεκόμισεν εἰς Πελοπόννησον Und im Plutarch wird, denken wir, gar geſagt: Ὁμήρῳ κατ' ὄψιν ἐντυχεῖν. Doch dieſs wird alles beſſer Hr. Heyne oder Hr. Wolf ausmachen.

Lib. II. cap. II. §. XXIV. Num. 6. p. 374. bey der Ἐιρεσιώνη, wird nun Hr. H. das fleiſsige und gründliche Scriptum des Hn. *Ilgen* nicht überſehen.

Ibid. S. 380. 81. iſt das Verzeichniſs der Namen cycliſcher und heroiſcher Dichter auſser Homer ſehr dankenswerth; wir zweifeln jedoch, daſs alle hier namhaft gemachten συναγωγαι u. ſ. w. *wirkliche Gedichte* geweſen.

Ibid. S. 382. Zu den Nachweiſungen über die: Κύπρια ἔπη kann noch Perizon. ad Aelian. V. H. IX, 15. hinzugefügt werden.

Lib. II. cap. III. §. XVIII. p. 427 ſqq. Unter den metriſchen Ueberſetzungen, Metaphraſen, Nachahmungen Homeriſcher Bücher, die übrigens mit ungemeinem Fleiſse geſammelt ſind, geben wir noch folgender, unſtreitig der ungekannteſten aller, eine Stelle: *Coriolani Martirani, Coſentini, Epiſc. Sancti Marci, Tragoediae VIII* etc. *Comoediae II.* etc. *Odyſſeae Libri XII. Batrachomyomachia et Argonauticon. Curis Martii Martirani. Neapoli, apud Janum Mariam Simonettam, Cremonenſem*, 1556. 8.

Ibid. p. 428. *Angeli Politiani* Ueberſ. des Homer erſtreckte ſich, einem guten Gewährsmanne, dem *Jacobo Philip Bergamenſi in Supplemento Supplementi Chronicarum* p. 435. zufolge, nur auf die 6 erſten Bücher der Iliade, Politian erwarb ſich damit die Ehre, der *adoleſcentulus Homericus* bey den gelehrten Italienern zu heiſsen. Politian. der Mann, nannte es aber doch nur ein: „*auſum temerarium!* Daſs *Franc. Heſſelius* dieſe Arbeit in der Handſchrift beſeſſen, iſt ein unverbürgtes Gerücht.

Ibid. §. XXVII. p. 439. oben iſt noch des *Jan Kochanowski*, des Vaters der polniſchen Dichter, *Monomachia Pariſowa z Menelauſem* (Zweykampf des Paris und Menelaus) hinzuzuthun, von welchem Verſuch die *Liſty i rożne Piſma* (Briefe und vermiſchte Schriften) des Fürſtbiſchofs von Ermeland, Kraſicki, S. 78 ff. nachzuſehen ſind. Den Anfang zu einer neuen Ueberſetzung des Hn. Prof. Dmochowski haben wir A. L. Z. 1792. N. 173. angezeigt; noch iſt keine Fortſetzung davon erſchienen.

Lib. II. cap. X. §. XLVII. p. 701. Note zz). Von den *Sententiis* des *Nilus* können wir noch eine ältere metriſche Ueberſetzung, als die vom Fabricius namhaft gemachte durch Anton Meier, Cameraci 1561, 4. angeben. Sie iſt von dem gelehrten Graubündtner Arzte, *Michael Toxites* und ihr voller Titel folgender: *Sententiae Nili, Epiſcopi et Martyris, carmine expreſſae per Micaelum Toxiten, Rhoeticum*, Anno M. D. XLIII, und am Ende: *Argentorati, apud Cratonem Myſium*, Anno M. D. XLIII, menſe Auguſto, 8.

Ibid. §. XLIX. p. 702. Bey den griechiſchen *Epiſtolis Theophylacti*, obgleich Hr. H. die vollſtändigere Nachricht davon für Lib. V. cap. 5. verſpart, wollen wir doch bemerken, daſs eine, aus einen *Codice Leidenſi* des Iſaac Voſſius von Peter Bondam abgeſchriebene, kritiſche Collection in Stoſchens *Muſeo Critico* Vol. I. faſc. I. von S. 8 - 15. aufbehalten iſt, die eine Anzeige verdient.

Lib. II. cap. XI. §. XIII. p. 748. Sollte von *Radulph Winterton's Poetis graecis minoribus*, wirklich eine Ausgabe vom J. 1628, wie hier aufgeführt iſt, vorhanden ſeyn?

Ibid. p. 749. Zwiſchen §. XIII und XIV. hätte noch eine andere, in England veranſtaltete, Sammlung der Gnomiker beſonders erwähnt werden können, die mit

der.

der Wintertonischen *ächten* einerley Titel, aber nicht einerley Werth, Inhalt noch Einrichtung hat. Wir bemerken dieſs um ſo viel lieber, da auch Hr. H., der ſie S. 604. beym *Heſiodus* anführt, ſie vor einem vollſtändigen Abdruck der *ächten* Wintertoniſchen Sammlung, von der ſie eigentlich zu reden, nur die erſte Abtheilung enthält, gehalten zu haben ſcheint: *Poetae Minores Graeci, et emendati: Scilicet Heſiodus, Theocritus, Moſchus, Bion, Muſaeus, Theognis, Phocylides, Pythagoras, cum vocum difficilior. explicatione grammatica — in uſum Scholarum.* Londini, M.DCC.XXXIX. Von Radulph Wintertons *Obſervationibus in Heſiodum* iſt aber keine Spur in ihr!

Lib. II. cap. XIII. p. 886. hätte, etwa bey Note uu), noch der von Paul Ernſt Jablonski, mit einer Königsberger Handſchrift angeſtellten kritiſchen Collation der Διαλέξεων ἀνωνύμων in den Opuſculis des Gale gedacht werden können, die gleichfalls Stoſch a. a. O. Vol. I. faſc. I. S. 1 — 7. aufgenommen hat. —

So weit waren wir in der Anzeige dieſes wichtigen und jedem gründlichen Humaniſten unentbehrlichen Werks gekommen, als wir den *dritten Band* deſſelben vom J. 1793 noch nicht über den Liber III. fortgerückt ſahen. Da nun eines Theils der erſtaunliche Vorrath bis zum *Stobaeus*, *Tzetzes*, *Euthymius Zigabenus*, Gemiſthus Pletho und Glycas herab; die mannichfaltigen, und auf eine geſchickte Hand des Sammlers wartenden vortrefflichen, gelehrten und brauchbaren Bemerkungen eines Bentley, Hemſterhuys, Valckenaer, Ruhnken, Wyttenbach, Brunk, Schweighäuſer, Koen etc., eines Heyne, Reiz, Wolf, Schneider, Voſs, Matthäi, Schütz, Villoiſon, de Roſſi, Burgheſs, Beck, Heeren, eines Buhle, Jacobs, Mitſcherlich, Tychſen, Zeune, Bauer, Irmiſch, Fiſcher, Alter u. ſ. w.; die Auffammlung des ungeheuer groſsen bibliographiſchen und handſchriftlichen Vorraths; die vielen noch übrigen biographiſchen, hiſtoriſchen und literariſchen Diſcuſſionen; die vielen aus den kritiſchen Obſervationsbüchern und Erläuterungsſchriften anzuzeigenden, und, wenn auch in gedrängten Anmerkungen, vorzutragenden Nachträge, Berichtigungen und Zuſätze; da dieſer ganze reichhaltige Stoff, wenn man auch nicht den *in bibliographiſcher Hinſicht von dem Herausg. beträchtlich erweiterten Plan* mit in Anſchlag nimmt, den die jetzt ſo ſtark und faſt zu ſtark betriebene Bibliographie noch ſehr erweitern dürfte, ein noch ſo mächtig groſses Stück Arbeit voraus berechnen läſst; andern Theils aber auch ein menſchliches Lebensziel nicht aus der Acht zu laſſen, und bey dem allen eine zu groſse Uebereilung bey der Ausarbeitung des Ganzen doch eben ſo wenig zu wünſchen iſt: ſo ſcheint freylich bey mehrern eine nicht ungerechte Beſorgniſs wegen der zu groſsen Ausdehnung, oder der Vollendung dieſes Werks entſtanden zu ſeyn. In Anſehung des erſtern vermindert ſich jedoch derſelbe um vieles ſchon dadurch, daſs eine groſse Menge gelehrter Allotria, z. B. die: „*Indices Conciliorum et Epiſcopor. Orbis Chriſtiani*," die: „*Mantiſſa de recentibus Hiſt. eccl. Scriptoribus*," der „*Catalogus* von 442 *Scriptoribus pro veritate relig. chriſt.*" im VII. B., vielleicht auch die erſtaunlich weitläuftigen Excerpte aus den: *Tomis Conciliorum* im XI. Bande, ſogar Ankündigungen, wie die von Pfaffs deutſcher Concilienſammlung p. 129 — 159, die ja jeder, wer ſie braucht, in der alten Ausgabe unverloren hat, für den neuen Abdruck wegfallen werden. Ein gleiches wird denn auch mit mehrern *Ineditis graecis*, die es *jetzt* nicht mehr ſind, geſchehen, als den 4 Libaniſchen Reden im VII. B., woher die vom Fabricius ihnen untergelegten Anmerkungen ſchon in dem I. Bande des neuen Werks gehörigen Orts, wie S. 623. o) eingebracht ſind, oder der weitläuftigen: „*Notitia Caerimonialis Conſtantinop.*" im VI. B. u. ſ. w. Wahrſcheinlich fallen auch mehrere, vom Fabricius um der Seltenheit, nicht immer um der Güte willen aufgenommene, Tractate weg. Doch wünſchen wir dieſes nicht von allen. *Renaudots Tractat* z. B. aus Vol. XII, 246. *de barbaricis Ariſtotelis librorum verſionibus*, wünſchen wir beybehalten. Für die Weglaſſung der brauchbaren und ſeltenen Obſſ. des *Allatius* geben wir unſere Stimme auch nicht. Was wirkliche Anecdota, oder auch nur *ſehr ſelten zu habende griechiſche* Abdrücke ſind, ſollte beybehalten werden. Nicht ganz recht ſcheint uns daher Hr. H. im I. B. S. 16. des *Marcellus Sidetes* Gedicht *de piſcibus* aufgegeben zu haben, obgleich Hr. Schneider beſſer und correcter edirt. Liefert Hr. H., wie er Hoffnung macht, dieſes und andre Anecdota noch in einem Anhangbande, ſo wird er, auſser der Vol. XIII. p. 317. befindlichen poetiſchen Ueberſetzung des M. Sidetes durch Morellus noch auf die ſchätzbaren Erläuterungen Rückſicht nehmen, die Hr. Pr. Schneider jenem, für Freunde der Naturkunde der Alten nicht unmerkwürdigen, Ueberbleibſel in ſeinem erläuterten *Artedi* (*Synonymia piſcium gr. et lat.*) an mehrern Orten hat angedeihen laſſen. In dieſem Anhangsbande verdiente auch z. B. das in den Fabriciſchen *Delectu argumentorum* S. 1 — 22. edirte *Prooemium Euſebii* vor der *Demonſtratio Evangelica*, die *Epiſtolae Juliani* in der *Lux Salutaris Evangelii* p. 316 ſqq., und vielleicht noch andere Anecdota eine Stelle. Beynahe möchten wir auch ſolche Schriften, wie *Carpzovii Specimen Eunapii edendi*, *Hebenſtreit Specimen Arelaei*, *Gaſperii Animadv. in Xenophontis Epheſiaca* u. dgl. wenn ſie gut und nicht zu haben ſind, dahin rechnen.

(Der Beſchluſs folgt.)

PAEDAGOGIK.

WEISSENFELS u. LEIPZIG, b. Severin: *Archiv der Erziehungskunde für Deutſchland.* III. Bändchen. 1793. 232 S. 8.

Die Vff. dieſer intereſſanten Zeitſchrift zeichnen ſich durch den philoſophiſchen Geiſt aus, mit welchem ſie ſich ihres Gegenſtandes bemächtigt haben, und durch die bisher noch nicht im Ganzen verſuchte Bearbeitung der Erziehungskunde nach Principien der kritiſchen Philoſophie. Wenn ſie dieſes einerſeits aus der Claſſe der empiriſchen Pädagogiker heraushebt: ſo ſieht man doch andrerſeits aus ihren praktiſchen Aufſätzen, daſs ſie bereits

reits einen Stoff zu pädagogiſchen Erfahrungen geſammelt haben, dem nur hie und da noch die Reife und die Läuterung der Jahre zu fehlen ſcheint. Daher erklären wir uns den raſchen, eingreifenden, ſchneidenden Ton; daher die zuweilen wohl übertriebne Härte gegen die alte Erziehungsweiſe; daher die Freygebigkeit an Reformations- oder gar pädagogiſchen Revolutionsvorſchlägen; daher endlich die ſanguiniſchen Hoffnungen, welche ſich die Vff. bey den Gedanken, daſs ihre Plane durchgeſetzt werden möchten, erlauben. Der Moderantismus, den wir den Vf. wünſchen, wird ſich aber gewiſs einſtellen, wenn ſie fortfahren, mit unbefangnem und von ſelbſtiſchen Abſichten freyem Geiſte ihren Gegenſtand hiſtoriſch und philoſophiſch zu betrachten und in der Laufbahn praktiſcher Erzieher und Schullehrer bleiben.

Sehr friedliebende Geſinnungen äuſsert der Vf. des I. Aufſatzes: *Wie kann Deutſchland für (vor) Rebellion bewahret werden*? Das Hauptmittel, von dem ſich der Vf. ſo viel verſpricht, ſetzen wir hieher, um an Einem Beyſpiele das im Eingange gefällte Urtheil zu rechtfertigen: „Regenten! laſſet das Volk ſeine bürgerlichen Verhältniſſe kennen lernen, damit es ſolche verehre und euch als Schutzengel der bürgerlichen Ordnung und Glückſeligkeit aus deutlicher Einſicht verehren lerne. Errichtet ein Collegium der Volkserziehung, oder verwandelt vielmehr in dieſes die Conſiſtorien. Beſetzt es mit Männern, welche die Kunſt der Menſchenerziehung verſtehen, und euer Volk zu jener Einſicht leiten, die willigen und vernünftigen Gehorſam der Geſetze erzeugt. Die herrſchende Vernunft (wenn das nur nicht eine privilegirte wird, wie die herrſchende Religion!) wird alsdann Euern Thron befeſtigen, und Eure Staaten in die glücklichſten verwandeln. Euer Hof wird dann bald nicht mehr der Kampfplatz des Eigennutzes und der Eitelkeit ſeyn. Er wird ſich verwandeln in das Bild der edelſten Familie im Lande. Ihr werdet von den Ketten der Etiquette erlöſet werden, in welchen der Eigennutz eines Standes euch gefangen hält. Die Politik, welche bis jetzt Gott im Himmel ein Greuel war, wird mit der Tugend ſich ausſöhnen. Eure treueſte Garde wird ſeyn die Liebe des Volkes, und Euer Gefolge die Segenswünſche zufriedener Unterthanen. So können die Fluthen der Rebellion nie Eure Staaten verwüſten!“ — Nr. 2. Beſchreibung der jetzigen Verfaſſung des königl. Pädagogiums zu Glaucha vor Halle. Eine ziemlich, doch noch nicht bis zur völligen Befriedigung, ins Einzelne gehende Schilderung dieſes Inſtituts, um welches die Verdienſte des jetzigen Vorſtehers gebührend geprieſen werden. Die Bemerkung des unter den Zöglingen herrſchenden Geiſtes, welcher freylich häufigem Wechſel unterworfen iſt, und deſſen, was wirklich geſchieht, nicht bloſs der Vorſchrift und Theorie nach geſchehen ſoll, gibt das treueſte Gemälde von der Beſchaffenheit einer ſolchen Anſtalt. — Nr. 3. Reviſion des geſammten Unterrichts für Schulen und Erziehungsanſtalten. Der in dieſem Bande enthaltene Abſchnitt dieſer trefflich angelegten theoretiſchen Abhandlung begreift die intellectuelle Erziehung, und handelt daher 1) von der formalen, 2) materiellen Verſtandesbildung, 3) der Pathologie des Verſtandes. — Nr. 4 u. 5. Plan zur Nationalerziehung in Frankreich und Prüfung derſelben. — Nr. 6. Aphorismen zur zweckmäſsigen Verbeſſerung der Univerſitäten, mit dem bedeutenden Motto: *Acheronta movebo!* Zur zweckmäſsigern Einrichtung des Studienweſens werden Seminarien, zur Beförderung der Sittlichkeit moraliſche Orden, zur Verbeſſerung der akademiſchen Polizey die Verwaltung derſelben durch einen Rechtskundigen moraliſchen Mann, dem die Aelteſten jeder Landsmannſchaft als Beyſitzer zugegeben werden, vorgeſchlagen. (Gegen die beiden letztern Vorſchläge finden Einwendungen ſtatt, die uns aber hier zu weit führen würden.) — Nr. 7. Prüfung eines Plans zur Feſtſetzung des Elementarunterrichts in combinirten Bürger- und Gelehrtenſchulen. — Nr. 8. Beyträge zur pädagogiſchen Erfahrungskunde. a) Die Geſchichte der erſten körperlichen Erziehung von Salzmanns Enkelin iſt der Aufmerkſamkeit der Pädagogen und Aerzte gleich würdig. Ein Hufeland, der ſo viel Belehrendes über die erſte phyſiſche Behandlung der Kinder geſagt und noch neulich ſich gegen den Gebrauch des *kalten Bades* für kleine Kinder erklärt hat, möge den Ausſpruch über dieſe heroiſche Erziehungsart thun! Das Urtheil des Herausg. des Archivs über die Leibesſtärke des Kindes kann Rec. aus eigner Anſicht beſtätigen. b) An Gott gerichtete Bekenntniſſe eines Jünglings, welcher über häufige nächtliche Ergieſsungen, die mit wollüſtigen Träumen verbunden waren, und bey welchen ſeine Hand unwillkührlich geſchäftig ſeyn mochte, in Melancholie verfiel und ſich für einen Onaniſten hielt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Eiſenach*, b. Wittekindt: *Der Sekretair, oder, das wird ſich finden*, ein dramatiſcher Verſuch in drey Aufzügen. 1789. 92 S. 8. — Die Kabalen eines Spielerklubs, den Sohn eines angeſehenen und reichen Mannes nicht allein auszuplündern, ſondern auch mit einer Abentheurerin zuſammen zu kuppeln, und ſeine Schweſter für einen aus dem Klub wegzufiſchen, machen eine, ganz gut geleitete, Intrigue in dieſem Stück aus, die noch mehr gefallen würde, wenn zur Entwicklung derſelben nicht ein ſo armſeliges Hülfsmittel, wie das Horchen, gebraucht worden wäre. Die Belohnung der edlen Geſinnungen des bürgerlichen Secretärs mit der Hand des Fräuleins, die er liebt, und ſeine vollkommne Rechtfertigung gegen alle, zum Theil ſcheinbare, Verläumdungen würde den Ausgang des Schauſpiels noch intereſſanter machen, wenn ſie nicht auch zugleich dadurch mit befördert würde, daſs es ſich am Ende entdeckt, ſein Vater ſey General und Edelmann. In den Rollen des Liebenden iſt viel Zärtlichkeit; in den übrigen iſt der Dialog oft nur zu flüchtig bearbeitet.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 9. Julius 1794.

LITERARGESCHICHTE.

HAMBURG, b. Bohn: *Joannis Alberti Fabricii*, Theolog. D. et Prof. publ. Hamburg., *Bibliotheca Graeca* etc.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

In Absicht des für *nützliche* und *nöthige* Dinge zu gewinnenden Raums also thun wir zum Schlusse noch folgende, leicht ausführbare, Vorschläge. 1) Nichts, was schon gehörigen Orts gesagt ist, darf an einem andern noch einmal gesagt werden; S. 718. hat Hr. H. von Brunks Ἠθικὴ Ποίησις, in 20 Zeilen, *quantum satis*, gehandelt, und gleichwohl wiederholt er S. 749 in einem und demselben Kapitel fast mit gleichen Worten, in eben so viel Zeilen *dasselbe* S. 137. die Literarnotiz von den Σιβυλλιχοὶ χρησμοὶ gehört nicht hieher, sondern muss auf S. 259., wo Freytag also unnöthig wiederholt ist. 2) Was schon ein Mitarbeiter bestimmter und gut gesagt hat, oder wovon vorauszusetzen ist, dass er es bestimmter sagen wird, braucht nicht zweymal gesagt zu seyn. So S. 303. Note r) von der Themis, da *Richter* zu II, 14. ausführlicher davon sprechen musste; 3) die genauere Beschreibung der Ausgaben, besonders der kritisch-wichtigen, *Originale* und seltenen Ausgaben ist beyzubehalten, lässt sich aber, ohne Nachtheil der Sachen, viel kürzer fassen. Man vergleiche S. 188 — 191. über die Ausgabe des Paläphatus, S. 258. das *hier* unnütze Glaubensbekenntniss des Betulejus bey seiner Ausgabe der Carminum Sibyll., S. 130, 131. beym Musaeus, S. 606 u. 608. bey Hesiodus Robinsoni und Wolfii u. s. w.; 4) Bibliographische Anzeigen von Ausgaben, die der Bibl. Gr. *nichts* angehen, fallen ganz weg; so z. B. S. 23. das Verzeichniss seltener Originaldrucke vom Dares, S. 429. vom Pindarus Thebanus, die in eine Bibl. Latinam gehören; 5) Viele nichtsbedeutende Anmerkungen von Heumann können ungedruckt bleiben, wenn für die Literatur kein Gewinn davon zu erwarten, dergleichen hier z. B. S. 3. Note k), S. 65. l), S. 82. d), S. 99. m), S. 175. f) vergl. S. 171. oben, wo die Sache schon gesagt war; S. 262. i) und gewiss noch anderwärts viele andere vorkommen. Ueberhaupt hätte dieser Heumann, um seiner höchst unbedeutenden Beyträge willen, gar keine so ausgezeichnete Distinction auf dem Titel, und vielmehr die schätzbaren Mitarbeiter, statt sie unter dem: „*Variorum*" zu verstecken, hätten dergleichen verdient; 6) Alle unnütze, nicht zur Sache gehörige, sonst leicht zu habende, blos compilatorisch gesammelte Zusätze fallen weg. Dergleichen wären hier S. 91. Note f) die Nachweisung über die *Scriptores de horologiis*; S. 93. §. XII. die Nachweisung derer, die *de alea* geschrieben; S. 95. b) kann jeder in Vellejus selbst nachlesen; S. 98. k) die Verweisung auf *Rothens Diss. de Osiride*; da sie, Hn. H. zufolge: „*tenuis*" (unbedeutend?) ist, wozu steht das Citat hier? S. 109. in der Note l) von den Worten: „*At enim antiquitatem — Harl.*; S. 111. in der Note vom Linus sind viele unnöthige Dinge; S. 135. d) das Citat von Vollborths *Diss. de Olympo*. S. 138 p) gehört in einen Potter, aber nicht hieher; so auch die ganze lange Note r) enthält triviale, nicht hieher gehörige, Dinge; des Baldi schlechte, übrigens auch lateinisch vorhandene, Schrift war keiner Anführung werth. S. 153 bis 155. in der langen Note von den orphischen Mysterien konnte vieles gar weg, alles aber kürzer gefasst seyn, da es mehr in eine Archäologie gehört. S. 197. Note p) ist ganz zweckwidrig hieher gestellt, gehört in eine Bibliotheca historica. — Hieraus schon lässt sich zur Genüge ersehen, *welcherley* Zusätze jeder Zweckmässigkeit und Kürze liebende Leser gewiss mit uns in der Folge wegwünscht; 7) In Ansehung der historischen, chronologischen Erörterungen über das Leben und Zeitalter der Vff. kann vieles kürzer und überschaulicher gefasst seyn; 8) Auf Bücher, die jeder ohnehin über dergleichen Gegenstände zu Rathe zieht, werde nur im Fall ganz besonderer Erläuterungen und eigener Meynungen verwiesen, so auf Saxe, Hamberger etc.; Alle, der Länge nach und wörtlich, aus Büchern, die gewiss jedem Besitzer der Bibl. gr. zugänglich sind, abgeschriebene Stellen bleiben weg; wozu dient z. B. die S. 9. fast 36 Zeilen einnehmende Note aus Corsini, die Hr. Krohn abgeschrieben? Die unbedeutende Sache, die Corsini darin vorträgt, konnte in 3, 4 Zeilen gesagt seyn. 10) Man weiss, dass die Editt. principes oft mehrere Schriftsteller in einem Bande befassen, und auf den Titeln alle namhaft machen; diese weitschweifigen Titel nun bey jedem individuellen Schriftsteller, wo die Editio princeps angeführt wird, ganz, oder auch nur dem grösern Theile nach, abzuschreiben, ist Verschwendung des Raums. Die *Aldina* des *Aesopus* enthielt auch den *Phurnutus*, *Palaephatus*, *Heraclides Ponticus*, *Horus* u. s. w.; da ihr weitläuftiger Titel S. 641. bey Aesop, *wie billig*, in extenso angeführt wird: so konnte er S. 188 bey Paläphatus, S. 101. bey Horus kürzer gefasst seyn; bey den alten deutschen Uebersetzungen der Klassiker ist derselbe Fall. Vergl. S. 104., welchen Titel wir beym Diodor Sic. nun nicht

nicht mehr nach der Breite nöthig haben; 11) Alle Büchertitel, bey deren Abkürzungen man nicht irren kann, vertragen noch gröfsere Abkürzung, als hier beobachtet ist; z. B. *Banier* (Erläuterung der) *Götterlehre* (von Fabeln); *Heyne* ad Apollod. ſtatt: *Heyne ad Apollodori Bibliothec. Bayle V.* Da und da, ſtatt: „*Vid. Clariſſi. Baylii Dictionarium Hiſtorico-critic.*," *Gatterer Weltgeſchichte* (in ihrem ganzen Umfange) und ſo in unzähligen Stellen, wo Worte, wie die eingeſchloſſenen, füglich weg ſeyn können? 12) Citationen, wie: „Bailly Geſchichte der alten Sternkunde" (NB. deutſch citirt, und doch hinzugeſetzt:) „*Verſionis germanicae*," Blackwall, über Homers Leben und Schriften *ex interpretatione Voſſii theotiſca*, Caylus Sammlung von ägytiſchen etc. Alterthümern, *verſionis theotiſcae* ſind ohne Noth weitſchweifig. 13) Auch unbekanntere Büchertitel laſſen ſich, ohne undeutlich zu werden, kürzer faſſen, als z. B. *Cf. Pontederae Antiq. gr. et lat. epiſt.* 30 p. 283., nicht wie z. B. S. 91.: „Denique conferantur *Julii Pontederae Antiqitt. latinarum graecarumque enarrationes atque emendationes, praecipue ad veteris anni ratiocem attinentes, epiſtolis LXVIII comprehenſae*, Patavii, 1740, in primis epiſt. XXX. pag. 283." Solche Titel gehören in die *Bibliographien*, nicht in ein wiſſenſchaftliches Werk, wo man ſich der Citate als Beweiſe bedient; 14) Bey Büchern, von denen nur eine Auflage exiſtirt, iſt Nennung des Jahrs und Druckorts u. ſ. w. unnöthig. Alſo Schurzfleiſch Notit. biblioth. Vinar., nicht: „*Notitia bibliothecae Vinar., Jenae*, 1715. 4. 15) Die Beſtimmungen der Ausgaben, nach welchen man citirt, können kürzer ſeyn, als folgende: „*Plato, ſecundum editionem Bipontinam*, Vol. IV. p. 223." (Plato IV. 223. ed. Bip.); 16) Vornamen, wo keine Verwechſelung der Perſonen ſtatt hat, als *Eduardus* Corſinus, *Leonardus* Cozzandus, *Laurentius* Craſſus fallen weg; 17) Unnöthige Amts- und Ehrennamen, als Majus, *Profeſſor quondam Gieſſenſis*, Matthaei, *quondam Profeſſor humanarum literarum* in Univerſitate Moſquenſi, p. t. profeſſor linguae graecae in Univerſitate Wittenbergenſi, wie S. 399. zu leſen iſt, ob es gleich ſchon S. 345. gemeldet war; desgleichen; 18) Nicht weniger alle unnöthige Courtoiſieen, formulae honoris u. ſ. w., als: „ſcripſit *doctam acutamque* Commentationem, Jablonski *in libro alioqui doctiſſimo*, vide, quae *doctiſſime, curate, elegantiſſimeque ſcripſit* Ruhnkenius, denn wie kann *der* anders ſchreiben! 19) Das ewige, und immerwiederkehrende: „*Noſter*, poeta *noſter*, auctor noſter, ſogar carmen *noſtrum*, hymnum *noſtrum* u. ſ. w. 20) Alle unnütze Beſtreitungen, die man hier nicht ſucht, wie S. 97. Note e) wider Hn. Wolf von den Winden; endlich 21) alle weitausgeholte Formeln aller und jeder Art, z. B.: „*Reliqua ipſe, cui volupe erit, leget feretque judicium.* oder bey Dunkelheiten: „*At quis in tantis tenebris veram (!) lucem poteſt cernere, Tyrwhitt ſtatim ab initio de aetate, qua probabiliter vixerit Babrius, acute diſſerit, colligit igitur Babrium bonorum aetate ſcriptorum floruiſſe* (S. 629.), wo von „*ſtatim*" bis: „*diſſerit*" lauter überflüſſige Worte ſtehen, oder S. 91. Note f): „*In novem capitibus* probatum ivit etc. etc., und 7 Zeilen darauf: „quae omnia *capp. novem abſolvit, docteque et acute explanavit*," wo wieder 10 durchaus überflüſſige Worte ſind. Durch Wegſchneidung ſolcher und ähnlicher Waſſerzweige, die jeder Leſer nach Belieben *in ſehr groſser Menge* hier entdecken wird, könnte der Gärtner *beſſern Zweigen* überall Luft verſchaffen.

So hätte denn Rec. bey der Anzeige dieſes Werks ſeine Pflicht als ein *ehrlicher*, aber *unpartheyiſcher*, und durchaus keinen pflichtwidrigen *reſpectum perſonarum* kennender Mann gethan. Die ſchlechte Begegnung aber, womit Hr. H., in der Vorrede zum II Bande, die gleich freymüthige und gleich partheyloſe Kritik eines ſeiner frühern eilfertigen Producte erwiedert, und die fürwahr weder dem Verſtande, noch dem Herzen des Hn. H. Ehre bringt, auf die Abfaſſung des *hier* abgeſchriebenen Urtheils aber *ſchlechterdings* nicht den mindeſten Einfluſs gehabt hat, achtet er, der gar nicht *verborgen ſeyn* oder *agiren* will, keiner Beantwortung werth. Nur ſo viel erklärt er zum Beſchluſſe, daſs er ſeinem alten Grundſatze, dem: „*Propria ſtudia verecunde, aliena caliide*, trotz aller Verläumdung und hämiſchen Anfeindung, ſo lange Wiſſenſchaften und Wahrheit ihm theuer ſeyn werden, als ein Mann von biederer Denkungsart treu verbleiben wird.

GESCHICHTE.

STRASBURG, in d. akad. Buchh.: *Privatleben des Marſchalls von Richelieu*, das ſeine Liebſchaften und Ränke, und alles dasjenige enthält, was auf die verſchiedenen Rollen, die dieſer berühmte Mann innerhalb mehr als achtzig Jahren ſpielte, ſich bezieht. Aus dem Franzöſiſchen nach der *zweyten* Ausgabe überſetzt, mit anſehnlichen Verbeſſerungen und Vermehrungen, auch Anmerkungen des Ueberſetzers. 1793. I B. XXXII. und 374 S.; II B. 440 S.; III B. 367 S. gr. 8. (4 Rthlr. 16 gr.)

Es iſt irgendwo geſagt worden, daſs es literariſche Producte gebe, welchen das Schickſal eben ſo hold ſey, wie den ſogenannten Sonntagskindern. Vielleicht iſt auch dieſe *Vie privée* des Marſchalls von Richelieu unter jene Günſtlinge des Glücks zu rechnen, und daher das Phänomen zu erklären, daſs in einem Zeitraume von etwa 3 Jahren nicht nur zwey Ausgaben des Originals, ſondern auch 3 deutſche Ueberſetzungen davon erſchienen ſind. Eine *zweyte* Ausgabe des Originals machte ja noch keine *dritte* Verdeutſchung nöthig; ſelbſt in *dem* Falle nicht, wenn auch jene 2te Ausgabe wirklich die *anſehnlichen* Verbeſſerungen und Vermehrungen enthielte, die man auf dem Titel angekündigt findet. Es war ja ſo leicht, dieſe Verbeſſerungen und Vermehrungen, wenn ſie erheblich befunden wurden, in irgend eine unſerer zahlreichen Zeitſchriften, zum künftigen Gebrauche, niederzulegen; muſste aber deswegen das Ganze noch einmal überſetzt werden? Sollte jedes ausländiſche Werk, zumal von mehrern Bänden, das wir ſchon in unſerer Sprache beſitzen, blos einiger Anek-

doten

doten wegen, die eine 2te Ausgabe des Originals liefert, von neuem übersetzt werden, welche kostbare, und dennoch zwecklose, *multiplicatio entium!* Höchstens bleibe eine solche doppelte, oder gar dreyfache Verdeutschung, als ein Vorrecht, für solche Geisteswerke aufgespart, die unläugbar einen Gewinn für unsre Literatur oder den Schatz des menschlichen Wissens, überhaupt abwerfen, oder sich durch schöne Form und Zusammensetzung des Ganzen auszeichnen. In diese Klasse aber wird selbst der eifrigste Lobpreiser der *Vie privee* des Marschalls *v. R.* sie nicht erheben.

Doch ohne weiter zu untersuchen, *ob* die vorliegende Uebersetzung hätte geliefert werden *sollen*, nur noch ein Wort darüber, *wie* sie geliefert worden *ist!* Ohne unbillig zu seyn, kann man *viel* verlangen, da schon vorher *nicht wenig* geleistet worden war: und doch läßt gleicher Titel schon vermuthen, dass man von dieser Foderung etwas werde nachlassen müssen. *Ränke*, statt Intriguen, ist schwerlich der Ausdruck, der *hieher* paßt. Ränke sind Intriguen, aber nicht alle Intriguen sind Ränke; und das ist *hier* der Fall. Lieber behalte man den ausländischen Ausdruck, den schwerlich ein deutscher völlig angemessen ersetzt, unverändert bey, als dass man sich, der Reinigkeit der Sprache zu gefallen, eines andern Ausdrucks, der nach dem Sprachgebrauch etwas Gehässiges andeutet, bedienen will, und sich dadurch einer Ungerechtigkeit schuldig macht. Die beiden Beziehungswörter *das* und *die*, so nahe auf einander, verursachen wenigstens einen Uebelklang, wenn man auch davon absieht, dass vielleicht, einmal wenigstens, *welches* dafür stehen sollte. — Weiterhin, im *zweyten* Bande, findet man *Glücke* und *Unglücke*, wie man schon längst zu schreiben aufgehört hat; und III. S. 228.: „ich „habe nun Zeit — Ihnen zu sagen, dass ich *bezaubert* „bin, dass Sie nichts *davon trugen*," — wo der Ausdruck theils französisch, theils nicht gewählt genug zu seyn scheint. — Die beiden letzten Erinnerungen gelten eigentlich dem Uebersetzer des *zweyten* und *dritten* Bandes, der die Fehler seines Vorgängers, von welchem blos die der *ersten* herrührt, laut eines der Vorrede beygefügten Verzeichnisses, nicht nur gerügt, sondern auch zu verbessern gesucht hat. Auch hier bestätigt sich also die Richtigkeit der Sprache: *„wir fehlen, insgesammt, „nur jeder fehlet anders."*

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRHEIT. *Erfurt*: *Joan. Frider. Weistenbornii*, Med. Prof. p. o. Rei obstetriciae in Provincia Erfordensi et Nosocomii Obstetricii Praefecti etc., *Observationes duae de Partu Caesareo et quaestiones de praecipuis hujus operationis momentis.* 1792. 56 S. 4. — Hr. *W.* hat in einem Zeitraum von 14 Jahren zweymal todte Kinder durch den Kaiserschnitt aus der Mutter, das einemal von einer noch lebenden, das andremal von einer unentbunden verstorbenen Person, genommen. Ob nun gleich die erstere nach der Operation starb, und beidemal also der sonst beym Kaiserschnitt beabsichtigte Zweck nicht erreicht wurde: so verdient doch die Bekanntmachung dieser Fälle Dank, da es zur richtigen Bestimmung des Werths dieser Operation nothwendig ist, so viel Fälle als möglich mit einander zu vergleichen, und zu erwägen, unter welchen Umständen die Operation für Mutter oder Kind, oder für beide zugleich, glücklich oder unglücklich ablief. Ganz richtig behauptet der Vf., dass der glückliche Ausgang eines an einer lebenden Gebährerin verrichteten Kaiserschnitts unter die zufällig glücklichen Begebenheiten gehöre, die kein bescheidener Geburtshelfer seiner Geschicklichkeit allein beymessen werde. Gelang doch diese Operation, wie die Geschichte lehrt, auch plumpen Händen und unwissenden Menschen; gelang doch der Schnitt nach der Länge, in die Schräge und nach der Queer. Indessen bleibt es doch immer weit wahrscheinlicher, dass demjenigen der Schnitt gelingen werde, der alle chirurgischen und medicinischen Vorsichtsregeln dabey zu beobachten weiss, als dem, welcher von dem einen oder von dem andern wenig oder nichts versteht. Weil aber so viel vom Zufall als von der Geschicklichkeit bey der Operation und Cur abhängt: so wird sich hoffentlich kein Geburtshelfer nach dem Kaiserschnit sehnen, doch auch nicht davor erzittern, wenn er nöthig ist.

Die erste Geschichte ist folgende: Eine 23 Jahr alte, kaum 4 Fuss grosse, Italiänerin, wurde im 6ten Monat ihrer Schwangerschaft, während der sie vom Druck der Gebährmutter gegen die ungewöhnlich nahe Brusthöle viel zu leiden hatte, in das Entbindungshaus zu Erfurt aufgenommen. Obgleich ihre Statur nichts Gutes für die Niederkunft erwarten liess, so wurde sie doch erst den 24sten Märtz 1788 beym Anfang der Wehen untersucht, und die Conjugata der oberen Beckenöffnung mittelst eines Fingers, (auf welche Art ist nicht angezeigt,) auf 2½ Zoll geschätzt. Weder hier noch bey den in der Folge angegebenen Messungen ist der Maasstab bestimmt, und nirgends ist eines Beckenmessers erwähnt. Den folgenden Tag, am 25sten März, fühlte die Kreissende, bey fortdaurenden Wehen, unter viel Angst und Unruhe, das Leben des Kindes schon nicht mehr. Den 26sten flossen die Wasser ab; der vorliegende Kopf trat aber nicht ins Becken. Hr. W. schlug den Kaiserschnitt vor, die Gebährerin aber verweigerte ihn. Daher dachte Hr. W. am 27sten März an Kopfbohren und Zerstücken des Kindes; er fand aber Scheide und Beckenhöle für seine Hand zu eng. Schmerzen und Unruhe hielten unaufhörlich an. Opium wurde nicht gegeben. Durch die immer heftigeren Schmerzen und Qualen wurde die Kreissende endlich zur Einwilligung in den Kaiserschnitt gebracht. Hr. Dr. *Planer*, der zu Rath gezogen wurde, hielt den Kaiserschnitt auch für höchst nothwendig und gut, ohne genaue Bestimmung der Beckenweite mit einem Beckenmesser, und ohne Rücksicht, dass die Wasser schon 2 Tage abgelaufen waren, und die Mutter das Leben des Kindes schon 3 Tage nicht mehr gefühlt hatte. Hr. W. machte den 28sten März Nachmittags den Schnitt auf der linken Seite des Bauchs, und bediente sich dabey eines geraden, auf der Schneide convexen, und in dem Heft unbiegsamen, wahrscheinlich also des *Levretischen* Messers, 3 Zoll über und 1½ Zoll neben dem Nabel machte er einen ungefähr neun Zoll langen (wenigstens also um 2 Zoll zu langen) Schnitt durch Haut und Fett gegen das linke Schambein herab. Hier wurde er auf einmal durch hoch hervorspringende Lymphe erschreckt.

Er glaubte im erſten Augenblick, es ſey Kindswaſſer, vermuthete aber nachher, daſs es aus einem Lymphatiſchen Gefäſs, (oder vielleicht aus einer Hydatis,) gekommen ſey. Bauchmuſkeln und Darmfell durchſchnitt er beſonders, indem er erſt einen kleinen Schnitt durch dieſelben machte, und ihn mit einem vorn ſtumpfen Meſſer nach oben und unten ohne bedeutenden Blutfluſs erweiterte. Aber auf den erſten Einſchnitt in die Gebärmutter ſprang das Blut ſtromweiſe hervor. Der Schnitt gieng in den Mutterkuchen; dieſen zerſchnitt Hr. W. vollends, nahm das todte Kind heraus, und dann die Nachgeburt. Die Operirte hatte in 2 Minuten über 10 Pfund Blut verloren. Nun wurde die blutige Nath mit 3 Heften gemacht. Bis auf den 3ten Tag befand ſich die Entbundene erträglich, dann ſtellte ſich Erbrechen ein. Bier, das ſie noch am beſten bey ſich behalten konnte, bekam ſie reichlich. Den 31ſten März wurde der Bauch ſehr aufgetrieben; die Wunde eiterte nicht, ſondern ergoſs häufig eine abſcheulich ſtinkende Jauche; die Kranke hatte noch immer Erbrechen, kleinen geſchwinden Puls und Verſtopfung. Sie bekam Weinſtein und Klyſtiere mit Glauberſalz und mit Brechweinſtein, und ſtarb den 1ſten April. Bey der Section fand man die Wunde lebhaft roth, und ohne Eiter. Das Netz war an einigen Stellen brandig, und in dem Magen waren über 8 Pfund eines grünlichen ſtinkenden Liquors und ein todter Spuhlwurm. Der groſse Durchmeſſer der obern Beckenöffnung war 3 Zoll 8 Linien, der kleine 3 Zoll 2 Linien. Das Kind war 20 Zoll lang, wog 9 Pfund 2 Unzen, und ſein groſser Kopfdurchmeſſer hielt 5, der kleine 4 Zoll. Die andere Geſchichte iſt dieſe: Eine nur 3 Fuſs hohe, ſh der Jugend rachitiſche, zum erſtenmale ſchwangere, Frau, lieſs Hn. W. den 13 May 1783 zu ſich rufen, da ſie ſchon 2 Tage in Kindesnöthen war. Das Kind lag mit dem Hintern vor. Kaum konnte Hr. W. ſeine Hand ins Becken bringen, und nur mit der gröſsesten Mühe einen Fuſs, den andern aber gar nicht, herabziehen. Jetzt wollte er den Kaiſerſchnitt machen, die Frau willigte aber nicht ein, und ſtarb den folgenden Tag, nach dem einige Stunden zuvor ein Krachen in ihrem Leibe gehört worden war. Bey der Section, (die man unter dieſen Umſtänden doch keinen Kaiſerſchnitt nennen kann, weil der Zweck auch zur Rettung des Kindes fehlte,) fand man die Gebärmutter im Grunde zerriſſen, den rechten Arm bis an die Schulter vorgefallen, und die Bauchhöle voll Blut. Das Kind war der Fäulniſs nahe, hatte einen inneren Waſſerkopf, und dieſer einen groſsen Durchmeſſer von 6 Zoll 4 Linien. Merkwürdig iſt, daſs auf der linken Seite der Gebärmutter der Eyerſtok, die Trompete und das breite und runde Mutterband gänzlich mangelten. Der kleine Durchmeſſer der oberen Beckenöffnung war 2 Zoll 8 Linien, der groſse 3 Zoll 10 Linien. Der Schamknorpel war in dem verunſtalteten Becken auf 1 Zoll breit auf die Seite gerückt. Beleuchtung der wichtigſten Umſtände dieſer Operation. Der Vf. ſucht die Urſache des Todes der erſten Operirten in der groſsen Menge fauler Flüſſigkeit, die im Magen gefunden wurde. An der Wunde ſey es nicht gelegen geweſen, weil dieſe noch hochroth geſehen habe. Aber ſchwarz muſste die Wunde nicht gerade ſehen; verrieth doch der erſtaunliche Geſtank der Jauche die Fäulniſs, und nach einem Verluſt von mehr als 10 Pfund Blut war weder ſtarke Entzündung, noch Eiterung, noch heiſser Brand in gewöhnlichen Grade zu erwarten. Die brandigen Netzſtellen ſollen keine Urſache des Todes haben abgeben können. Von jener gefundenen Flüſſigkeit im Magen ſoll der Reiz zum Erbrechen, Ekel und Verſtopfung hergekommen ſeyn. Aber die Kranke trank doch viel Bier. Und was geſchah denn, ihre Kräfte zu heben, gute Eiterung zu erregen, faule Säfte zu verbeſſern, die Wunde zu reinigen? Sie bekam Weinſtein, etwas Wein, und Klyſtire von Camillenaufguſs mit Glauberſalz und Brechweinſtein. Wir hätten geglaubt, Fieberrinde innerlich und äuſserlich wäre hier nicht geſpart worden. Beyſpiele, wo der Blutfluſs bey der Operation mäſsig, und andere, wo er ſtark war. Andere Urſachen auſser dem Blutfluſs, welche den Kaiſerſchnitt gefährlich machen. Von dem verſchiedenen Erfolg dieſer Operation. Es werden Fälle, wo der Kaiſerſchnitt in der letzten Hälfte dieſes Jahrhunderts mit glücklichem oder unglücklichem Erfolg gemacht worden iſt, kurz angeführt. Ob es erlaubt ſey, eine Kreiſsende zum Kaiſerſchnitt zu zwingen? Der Vf. verneint die Frage, und meynt, Wohlthaten können niemand aufgedrungen, noch viel weniger könne jemand wider ſeinen Willen zu Schmerzen gezwungen werden. Sollte man aber ſolche Perſonen, die lieber unentbunden ſterben, ſich und ihre Frucht alſo tödten, und keiner vernünftigen Vorſtellung Gehör geben wollen, nicht wie eigenſinnige Kinder betrachten dürfen, die auch zuweilen zu Operationen gezwungen werden müſſen, wenn ihnen das Leben gerettet werden ſoll? Freylich müſste aber zuvor hinlänglich erwieſen werden können, daſs bey dem Individuo das Kind zum wenigſten gewiſs gerettet, im Unterlaſſungsfall aber Mutter und Kind ohne Rettung ſterben würde. Die vorzüglichſten Urſachen, welche den Kaiſerſchnitt an einer lebenden Schwangern nothwendig machen, ſeyen ein allzuenges Becken, und unverbeſſerliche Fehler in der Scheide und am Muttermunde. Unter allzuengem Becken verſteht der Vf. ein ſolches, durch welches ein Geburtshelfer ſeine Hand nicht bis in die Gebärmutter führen kann. Dies iſt *Levrets* unſichere Beſtimmung. In allen andern Fällen, wo die Hand noch in die Gebärmutter kommen, und das Kind zerſtücken können, *dürfe und ſolle man das Kind in Zeiten vorſetzlich tödten und zerſtücken*, um die Mutter zu retten; denn der Fall ſey doch ſelten, wo die Mutter durch den Kaiſerſchnitt gerettet werde. Und doch führt Hr. W. ſelbſt beynah eben ſo viel glückliche Beyſpiele an, als unglückliche. Die Gründe des Vf. zu Gunſten dieſes grauſamen und die *Artem Salutarem* entehrenden Raths laufen dahin aus, daſs ja an dem Leben eines einzigen menſchlichen Geſchöpfes ſo viel nicht gelegen ſey, da Natur und Zufall jährlich ſo viele tauſend Menſchen umkommen laſſen. Allein iſt ja nicht eben deswegen der Zweck unſrer Kunſt und Wiſſenſchaft *Rettung des Menſchenlebens?* Und wo in aller Welt iſt es denn unter cultivirten Nationen erlaubt, daſs ein Bürger einen oder gar zwey (im Zwillingsfall) unſchuldige Menſchen umbringen darf, damit ein Dritter gerettet wird? Wenn wir auch nur halb ſo viel Beyſpiele aufweiſen könnten, als man wirklich aufweiſen kann, daſs Mutter und Kind durch den Kaiſerſchnitt gerettet wurden: ſo könnte das uns kein Sachverſtändiger gut heiſsen, wenn wir ſtatt des Kaiſerſchnitts das Zerſtücken eines *lebendigen* Kindes wählten, da doch, der Erfahrung zu Folge, dieſes Zerſtücken für das Leben der Mutter um nichts weniger gefährlich iſt, als der Kaiſerſchnitt. Was von den verſchiedenen Arten des Schnitts und von der blutigen Nath zu halten ſey? Der Vf. verwirft den Schnitt in der Bauchlinie, und räth die Nath an, aber mit unzureichenden Gründen. Des *Lauverjatſchen* Queerſchnitts iſt gar nicht erwähnt. Beleuchtung des 2ten Falles. Der Vf. glaubt, daſs vielleicht mit Perforation und Haken zurecht gekommen geweſen wäre, wenn der Kopf vorgelegen hätte. Warum ſollte aber das Zerſtücken, da einmal ein Fuſs da war, von hinten weniger möglich geweſen ſeyn, als von vorn? Die Wendung müſſe durchaus wegen zu befahrenden Mutterriſs ſo viel möglich vermieden, oder mit gröſsester Vorſicht (das verſteht ſich wohl von jeder Operation,) verrichtet werden. Von den Zeichen des Mutterriſſes. Von der beſondern Abweichung des Schamknorpels von ſeiner gewöhnlichen Stelle. Allerdings von denen wohl zu erwägen, welche noch dem Schamknorpelſchnitt ohne groſse Einſchränkung das Wort reden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 10. Julius. 1794.

GESCHICHTE.

HAMBURG, b. Hoffmann: *Geheime Staatspapiere* im Königlichen Pallaſt der Thuillerien gefunden. Aus dem Franzöſiſchen. 1793. I. B. VIII u. 451 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Neugier oder auch wahre Theilnehmung an allem, was für das Wohl der Staaten wichtig ſeyn kann, bringen zuweilen gewiſſe literariſche Neuigkeiten früher und ſchneller in Umlauf, als einer angemeſſenen Darlegung ihres Inhalts in einer kritiſchen Zeitſchrift möglich iſt. Indeſſen kann in einem ſolchen Falle die unwillkührlich verſpätete Anzeige doch den Wenigen gelten, welchen dieſe Phänomene vielleicht noch unbekannt geblieben ſind.

Man weiſs, daſs Ludwig XV., beſonders zu der Zeit der erſten Theilung von Polen, eine geheime Correſpondenz mit einigen ſeiner Geſandten und andern Geſchaftsführern unterhalten lieſs, deren Inhalt, wie ihre Mittelsperſonen, den Miniſtern ſelbſt lange Zeit ein Geheimniſs blieb. Nach dem Tode des Monarchen verbrannte ſein Nachfolger den gröſsern Theil derſelben; der übrige, und zum Glück der lehrreichſte, Theil aber fand ſich noch, bey der Beſtürmung der Thuillerien am 10. Auguſt 1792, im Cabinet des Königs, und wurde, nebſt deſſen eigenem Briefwechſel, zugleich herausgegeben.

Der *erſte* Band dieſer Sammlung, deſſen Ueberſetzung hier geliefert wird, zerfällt in 2 ungleiche Hälften. Die kleinere bezieht ſich auf die Anlage, Abſicht, Geſchichte und das Perſonale der geheimen Correſpondenz; die gröſsere füllt eine ſehr wichtige Abhandlung, mit der Aufſchrift: *Betrachtungen über die gegenwärtige Lage Frankreichs im politiſchen Syſteme von Europa, und umgekehrt über die reſpective Lage von Europa in Anſehung Frankreichs; endlich über die neuen Combinationen, die aus dieſen verſchiedenen Beziehungen ebenfalls im politiſchen Syſteme von Europa erfolgen können und müſſen.* Ein kenntniſsvoller und hellſehender Geſchäftsmann, *Favier*, muſste dieſen Aufſatz für den Monarchen aus den Berichten der Geſandten und Geſchäftsführer zuſammenſetzen. Im *erſten* Abſchnitte handelt er von Frankreichs damaliger Lage in der doppelten Rückſicht auf die militäriſche und auf die föderative Macht; im *zweyten* aber von der reſpectiven Lage der europäiſchen Staaten gegen Frankreich, ſo daſs die beſondern Verhältniſſe von Schweden, Dännemark, Preuſsen, Polen, Rusland, der Pforte, dem Wiener Hofe und dem deutſchen Reiche, bey letzterem aber die ganz ſpeciellen Verhältniſſe von Sachſen, Bayern, Pfalz, Braunſchweig, Heſſen und Wirtemberg, auseinandergeſetzt werden. (Ein *dritter* Abſchnitt, der gewiſſermaſsen die Anwendung der vorhergehenden Theorie auf die Gründung eines beſſern Syſtems liefern ſollte, wurde nicht ausgearbeitet, weil Ludwig XV. inzwiſchen mit Tode abgegangen war.) In beiden Abſchnitten entwickelt Hr. *F.* ſehr umſtändlich die vielfältigen Nachtheile jener fehlerhaften Politik, die das ältere Syſtem aus Nebenrückſichten verlaſſen und es gegen ein anderes Syſtem vertauſcht habe, durch welches Frankreich zu einem Staate vom vierten Rang herabgeſunken, die Theilung Polens befördert, und jeder künftige Verſuch, die theilenden Mächte an willkührlicher Lenkung des Schickſals der übrigen europäiſchen Staaten zu verhindern, beynahe unmöglich gemacht worden ſey. Ausgebreitete Sachkenntniſs, tief eindringender Scharfſinn und lichtvolle Ordnung zeichnen die ganze Ausführung ſehr vortheilhaft aus; und Hr. von *Archenholz* ſagt bey Gelegenheit eines Bruchſtücks das er daraus lieferte, ſehr richtig, daſs dieſe Arbeit das *Handbuch* eines Jeden zu werden verdiene, der das ſo verwickelte Ding, *Staatskunſt* genannt, kennen lernen will. Freylich ſpricht *F.* nicht ſelten mit dem Unmuth eines Franzoſen, der die Würde ſeiner Nation und ihre Erniedrigung innig fühlt; wenn er die Mittel, wie ſie aus dieſer zu jener wieder emporſteigen könnte, wenigſtens vorläufig andeutet, bleibt er nicht unbefangener Weltbürger genug; als franzöſiſcher Patriot macht er andern Nationen, beſonders den Deutſchen, die Zumuthung, gerade einer ſolchen Vormundſchaft, die ſeine Nation nicht länger dulden ſoll, ſich geduldig zu unterwerfen. Allein wo iſt der Beobachter aus irgend einem Volke des Erdbodens, der in einem *ſolchen* Falle des *ſeinigen* ſo ganz vergeſſen könnte, daſs er nicht unvermerkt, ſich kaum bewuſst, zum Vortheil ſeiner Brüder ſpräche, und für dieſe in Anſpruch nähme, was er Andern nicht zugeſtehen, oder aufdringen will? Ohne die Foderungen, die *F.* für ſein Vaterland macht, in ihrer Ueberſpannung als gültig anzuerkennen, kann und wird man ihm dennoch in andern Rückſichten volle Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, und ihm dabey vielfältige Belehrung zu verdanken haben. Auch da, wo er vielleicht die Grenzen der Vertheidigung überſchreitet, vergiſst er nie den Anſtand und die Würde, die nur das Bewuſstſeyn, daſs man ſich auf Gründe ſtütze, begleiten können. Schon deswegen dürfte man ihm ſein Zutrauen nicht verſagen, wenn man auch nicht aus eigener Vergleichung der Umſtände und Zeiten ſich ohne Mühe überzeugen könnte, wie treffend manche ſeiner Behauptungen, Beſorgniſſe, Ahndungen und Ankündigungen, die *damals* eben ſo viele Paradoxen zu ſeyn ſcheinen muſsten, durch den *Erfolg* theils *bewährt* worden *ſind*, theils noch *jetzt* unter unſern Augen *in Wirklichkeit übergehen.*

Von einem ſolchen Führer geleitet, darf man wohl in die Vergangenheit zurückſehen, die Gegenwart um ſich her, damit vergleichen, und vielleicht — ohne Beſorgniſs des Lächerlichen der politiſchen Seherey — verſtohlne Blicke in die — drohende oder freundliche? — Zukunft wagen.

Der ungenannte Ueberſetzer hat uns dieſes treffliche Kunſtwerk ſo geliefert, daſs Rec. wenigſtens nur ein Paar kleine Erinnerungen dagegen zu machen weiſs. *Archipel* — wie man in dieſer Verdeutſchung mehrmal findet — iſt nicht ſowohl Abkürzung oder Beugung nach der Eigenheit unſerer Sprache, als vielmehr eine Verſtümmelung, für welche das Beyſpiel des franzöſiſchen Gebrauchs keine Autorität abgeben kann. — — *Geheime Staatspolitik* auf dem Titel iſt unbeſtimmt; *Politique de tous les cabinets de l'Europe* u. ſ. w. ſagt gleich, was man in dieſem erſten Bande der Sammlung zu erwarten habe: warum nicht die beſtimmtere Aufſchrift wenigſtens beygefügt?

Meissen, b. Erbſtein: *Gemählde* (warum nicht lieber Schilderungen?) *der Könige von Frankreich* (,) von *Mercier*. Nach der zweyten Originalausgabe (Ausgabe des Originals) zum erſtenmal überſetzt. II. B. 1794. 532 S. 8.

Das ſoll wohl heiſsen: es ſey dem Ueberſetzer gelungen, ein Buch zu finden, deſſen erſte Ausgabe noch nicht überſetzt war und dabey einem oder mehr andern in der Verdeutſchung den Vorſprung abzugewinnen? Beſſer wäre es wohl geweſen, wenn der Ueberſetzer auf *dieſen* Vorzug keinen Anſpruch gemacht hätte. Vielleicht fände man alsdann nicht mangelhafte, unvollendete Perioden, die man, um noch gelind zu urtheilen, nur als Folgen unachtſamer Eilfertigkeit, entſchuldigen kann. S. 6. „Ueberhäuft mit Segenswünſchen von den „Mönchen, geliebt von den Groſsen, mit denen er ei„nen feſten Contract geſchloſſen, beynah angebetet, da „er auf ſeinen Schultern das Käſtchen mit Reliquien trug, „ſo daſs alle Stimmen und Zurufungen der Menge nur „eine für ihn war.“ — S. 9. „Hugo fühllos, wie wich„tig es war, gerade in dieſem Zeitpunkt des gefährlich„ſten Gleichgewichts, nicht lange mit dem Siege zu zau„dern.“ In beiden Stellen fehlt, wie man ſieht, der Nachſatz: nur iſt dabey *der* Unterſchied, daſs in der erſten noch etwas nachfolgt: „er ward geſalbt“ — welcher durch ein: *ſo* ward er u. ſ. w. den Nachſatz hätte machen ſollen; in der zweyten Stelle aber das Nachfolgende gar nichts enthält, was ſich an das Vorhergehende anknüpfen lieſse. Mehr bedarf er wohl nicht, um den Werth dieſer *erſten* Ueberſetzung kenntlich zu machen. Vielleicht fällt die *zweyte* oder *dritte* (denn bey der jetzigen Ueberſetzerwuth iſt man davor nicht ſicher, ſo leicht auch unſre Literatur, Producte, wie das gegenwärtige, entbehren könnte) beſſer aus.

Der Druck iſt äuſserſt fehlerhaft, ſo, daſs man hier und da den Sinn errathen muſs. Für unachtſame Leſer mag inſonderheit angemerkt ſeyn, daſs S. 403. Z. 1. der König von Navarra, nicht der König von Frankreich gemeynt iſt. Ungewiſs bleibt es jedoch, ob manches, z. B. *Triumphinat*, weil es jedesmal ſo vorkömmt, unter die Druckfehler zu rechnen ſey.

Berlin, in d. K. Preuſs. Akad. Kunſt- u. Buchh.: *Die intereſſanteſten Züge und Anekdoten aus der Geſchichte alter und neuer Zeiten. Ein Leſebuch für die Jugend zum Vergnügen und Unterricht.* Nach dem Franzöſiſchen des Herrn *Fillaſſier*, Mitglieds der K. Akademieen zu Arras, Toulouſe u. ſ. w. Mit *Anmerkungen* und *Zuſätzen* des *Herausgebers*. 1792. *Fünftes Bändchen*. 292 S. 8.

Dieſen fünften Band hat der Ueberſetzer der vorhergehenden, Hn. Prof. *Brunn*, da er ſich hier von Fillaſſier verlaſſen ſah, ganz neu ausgearbeitet. Er liefert darin, aus den beſten Geſchichtsbüchern geſchöpfte Charakterſchilderungen der vornehmſten Regenten von England, Dännemark, Schweden, Polen, Rufsland, Ungarn, Spanien und Portugal. Die Auswahl der Begebenheiten, Charakterzüge und Anekdoten, die hier dem jungen Leſer vorgelegt werden, verräth prüfende Ueberlegung; und zweckmäſsig zu richtiger Beurtheilung und Schätzung der menſchlichen Dinge ſind die ſparſam eingemiſchten Betrachtungen oder hingeworfenen Winke. Dabey erzählt der Vf. ſehr gut: die Genauigkeit des Geſchichtſchreibers verknüpft ſich bey ihm mit der Anmuth des Romans, ſo daſs man ſich ungern am Schluſſe ſieht, wenn man noch recht viel von ihm leſen möchte. Seine Arbeit iſt nicht nur ihrer eigentlichen Beſtimmung für die Belehrung und das Vergnügen der Jugend, zumal unter Anleitung eines geſchickten Lehrers, vollkommen angemeſſen, ſondern ſie kann auch mehr unterrichteten und mehr gebildeten Leſern gefallen, indem ſie ihnen ſo manchen intereſſanten Menſchen, ſo manche intereſſante Scene von neuem vorführt.

Die beygefügten Erläuterungen über die vorkommenden Namen von *Hauptſtädten* und *Ländern* möchten wohl entbehrlich ſeyn; denn dieſe Kenntniſſe laſſen ſich gewiſs bey jungen Leſern vorausſetzen, welchen man ſchon *Charakterſchilderungen* in die Hände gibt, *Staatsveränderungen* zergliedert, und ſogar das ſchwere *Problem* von der *Nutzbarkeit* einer *freywilligen Souveränitätsübertragung* vorlegt. Man halte dieſe Erinnerung eben ſo wenig für gleichgültig, als die Bemerkung, daſs vielleicht auf dem Titel, anſtatt *die intereſſanteſten* Züge und Anekdoten, aus der Geſch. a. u. n. Zeiten, nur *intereſſante* angekündigt ſeyn ſollten.

Leipzig, in der Weidmann. Buchh.: *Heinrich Catharina Davila's Geſchichte der bürgerlichen Kriege von Frankreich.* Aus dem Italiäniſchen überſetzt, (und) mit einer Geſchichte der königlichen Macht und der Staatsveränderungen in Frankreich bis zur Ligue und mit andern nöthigen Erläuterungen und Zuſätzen begleitet von *Bernh. Reith*. I. B. 1792. CXX S. d. Vorr. u. Einl. u. 396 S. II. B. 1793. 531 S. gr. 8. (3 Rthlr. 2 gr.)

Da die Betrachtung der neueſten Begebenheiten in Frankreich auf jenen Zeitraum ähnlicher Ereigniſſe zu

rück

rückführt, und unter den Quellen der Geſchichte deſſelben auch *Davila* eine ehrenvolle Stelle behauptet: ſo kann es einer Verdeutſchung dieſes ſchätzbaren Werkes gewiſs nicht an Intereſſe und Nutzbarkeit fehlen. Schwer und mühſam iſt freylich die Verdeutſchung eines ſolchen Werks, wenn ſie der Urſchrift treu bleiben, und doch nicht durch einen ähnlichen ſchwerfälligen, verwickelten Periodenbau die Aufmerkſamkeit zerſtreuen und die Gedult ermüden ſoll. Ueber dieſe Schwierigkeit hat ſich der Urheber der vorliegenden Ueberſetzung nicht erheben wollen, oder nicht erheben können. Sorgfältig, oder ängſtlich vielmehr, folgt er jenem Gange ſeines Vorgängers nach; macht aber dadurch ſeine mühſelige Arbeit zu einer Lectüre, die man faſt bey jedem Blatte mit Unmuth aus der Hand legen möchte. Einige Beyſpiele mögen zur Erläuterung und Rechtfertigung dieſer Urtheile dienen.

I. S. 125. „Der Admiral, welcher mehr als jemals auf „ſeine Anſchläge erpicht, und auf den Gedanken gefallen „war, daſs man durch die der Königin und den Herrn von „Guiſen noch mehr eingejagte Furcht viel leichter und in „einem weiterem Umfange jene Reform erhalten müſste, „welche im Werke war; er faſste alſo den Entſchluſs“ etc. — S. 159. „Die Königin, welche dem Anſchein nach die „Neutralität zu behaupten gewuſst, fühlte keine ſo dringende Nothwendigkeit, einem ſo übereilten Entſchluſs beyzuſtimmen, und in Erwägung zog, daſs ſich unter ihren unmündigen Söhnen die Geſtalt der Sachen gänzlich verändern würde, und die überwiegende Macht der Herren von „Guiſe nicht weniger zu fürchten ſey, wenn ſie kein Gegengewicht und keinen Widerſtand fänden, als die Unternehmungen der Prinzen von Geblüt. Dieſem zufolge breitete „ſie öfters“ etc. — S. 250. „Da aber das Volk von Paris, „welches immer, ſo wie auch in dem ganzen Laufe des bürgerlichen Kriegs, die katholiſche Religion verehrt hat, inſtändig bat, daſs man den Hugonotten in derſelben keine „Zuſammenkünfte geſtatten möchte, um Unruhen und gefährliche Auftritte aus der Hauptſtadt zu entfernen, auf „welche ſich die Macht der katholiſchen Parthey gründe; „auch gezieme es ſich nicht, daſs man in dem Reſidenzorte „des Königs die Ausübung einer von den Seinigen verſchiedenen Religion dulde. Dieſen Beweggründen zufolge wurde beſchloſſen“ etc. — S. 267. „Alle Vergleichsunterhandlungen waren nun abgebrochen, welche die Königin-Mutter viele Monate lang immer unterhalten, die des ganzen „Streites aber auf die liſtigſte Art hingehalten hatte.“ (Wer verſteht das?) — S. 366. „Der katholiſche König und der „Herzog von Savoyen, führten bey dem Pabſte die nemliche „Sprache, welche über die Nachbarſchaft der Hugonotten „und die Verbreitung ihrer Lehre Argwohn und Beſorgniſs „hegten“ etc. — S. 392. Der Kardinal von Lothringen, deſſen ſich der König in den wichtigſten Angelegenheiten bediente, und der Marſchall von Montmorency blieben am „Hofe, welchen letzteren die Königin-Mutter auf eine geſchickte Art die Gouverneursſtelle von Paris abzunehmen „beſchloſſen hatte; damit nicht ein Mann, welcher nur auf „Veränderungen ſänne, an der Spitze eines ſo mächtigen „Volkes ſtehe, und die ſtärkſte Stütze des königlichen Anſehens in der jetzigen Revolution ſich in den Händen eines ſolchen befände, welcher gänzlich von dem Könige „abhinge.“

Doch Beweiſe genug, wie ſklaviſch unſer Ueberſetzer an ſeinem Originale hängt! ja, wie er ſogar dieſem nicht einmal zu folgen vermag, ſondern den Faden der Conſtruction mehr als einmal fallen läſst. Auch darf das gar nicht befremden; denn auch da, wo Hr. R. keine italieniſche Feſſeln trägt, in *ſeiner Einleitung*, findet man, was noch kein Deutſcher vor ihm geſagt hat, daſs er S. XI. *von einem ſich partheyenden Volke*“ ſpricht. Sogar die Grammatik könnte ihm darüber, daſs er *gegen*, *während* und *wegen* mit dem Dativ conſtruirt, und wegen vieler ähnlichen Verſtöſse gegründete Erinnerungen machen.

Beyfall verdient es übrigens, daſs Hr. R. den Gebrauch des weitſchweifigen Werks durch Abtheilung der Bücher in Kapitel mit vorgeſetzten Summarien zu erleichtern geſucht, und, für gewiſſe Leſer nicht nur Erläuterungen und Berichtungen, ſondern auch eine kurze Biographie des Vf., nach *Mallet*, am Schluſs der Vorrede, beygefügt hat. Vorzüglich aber war es ein guter Gedanke, daſs er durch die vorausgeſchickte Abhandlung den überſetzten Werke eine brauchbare und zweckmäſsige Einleitung zu geben ſich entſchloſs. Sie iſt aus den in der Vorrede angegebenen Quellen und Hülfsmitteln mit Einſicht geſchöpft; und auch in Abſicht auf die Schreibart ſticht ſie gegen die Ueberſetzung ſo vortheilhaft ab, daſs man beide kaum einem gemeinſchaftlichen Urheber zuſchreiben möchte. Wer der wichtigen Gegenſtände, die ihren Inhalt ausmachen, noch nicht, oder doch unvollkommen kundig iſt, wird ſie mit Belehrung, wer aber ſchon Kenntniſs davon beſitzt, mit Vergnügen leſen.

Leipzig, b. Gräff: *Die Conſtitutionen*, oder *Frankreich* und *England* in *Parallele*. Ein hiſtoriſches Fragment. 1792. 110 S. 8. (7 gr.)

Unter dieſer ziemlich unbeſtimmten Aufſchrift erhalten wir eine Ueberſicht der engländiſchen Staatsveränderungen ſeit der normänniſchen Eroberung bis zum Schluſs der Regierung Heinrichs III, verglichen mit den Begebenheiten in Frankreich von 1789 an bis zur Annahme der Conſtitution im September 1791. Bey jener Ueberſicht folgte der Vf. — der ſich Beruh. *Roll* unterzeichnet — den Schriften von Rapin Thoyras und Hume: die Vergleichung gehört ihm allein. Schade nur, daſs dieſe Parallele, wobey dem *Geiſte des Zeitalters* nur „*ein paar Worte*“ anhangsweiſe gewidmet und die *Eigenthümlichkeiten* der beiden Nationen gar nicht berührt werden, ſich auf die leichte Entdeckung einiger *Aehnlichkeiten* beſchränkt! Freylich treten nunmehr die *Verſchiedenheiten* zwiſchen den beiden Staaten in den angezeigten Zeiträumen um deſto auffallender hervor: allein man bekömmt noch kein fruchtbares, befriedigendes Reſultat, ſondern muſs ſich mit ſchneidenden Contraſten oder lieblichen Verſchönerungen begnügen. Mit der Ausführung ſelbſt hat man eben ſo wenig Urſache, durchgängig zufrieden zu ſeyn. Wenn auch Hr. R., wie er in der Vorrede erinnert, nicht für Gelehrte ſchrieb: ſo durfte er doch nicht ſolche Dinge weitläuftig erzählen, die zu ſeiner Abſicht ſchlechterdings nichts beytragen. Was ſoll, in einer Parallele zwiſchen England und Frankreich in Abſicht auf ihre Conſtitutionen, was ſoll hier eine umſtändliche Beſchreibung der Wirkungen der päbſtlichen Interdicte, die noch dazu dieſem Falle nicht einmal

mal eigen waren? Was soll *hier* mit der Umständlichkeit einer Chronik, die Geschichte der letzten Krankheit, des Absterbens und der Beerdigung des unbedeutenden Königs Johann ohne Land? In der Schreibart, die gröfstentheils ungezwungen, fliessend und dem Ernste des Gegenstandes angemessen ist, mifsfallen doch Parentheſen, die sehr leicht vermieden werden konnten, und häufige Einmischungen von Partikeln, die eher den Stil hemmen, als dafs sie ihn, wie die Absicht zu seyn scheint, fester zusammenfügen sollten.

Frankfurt u. Leipzig: *Schilderungen und Anekdoten von Paris, oder Beyträge zu den französischen Revolutionsbegebenheiten.* 1792. 174 S. 8. (12 gr.)

Nach der eigenen Erklärung des ungenannten Herausg. sind diese Blätter zunächst für blofse Unterhaltung bestimmt; aber sie sollen doch auch zur Belehrung dienen, und aufserdem noch einen dritten Endzweck befördern helfen. „Immer," heifst es in einem Vorberichte. „werden die neuen Auftritte in Frankreich höchst „lehrreich für das Wesen der bürgerlichen Glückseligkeit „bleiben, wenn man nur den rechten Gesichtspunkt nicht „verfehlt, und das Urtheil nicht übereilt. Auch in „Deutschland ist über jene merkwürdigen Vorfälle schon „sehr viel geschrieben worden. Meines Erachtens aber „legten die meisten Schriftsteller es darauf an, ihre Le„ser in Affect zu setzen, um sie entweder für oder wi„der das neue System einzunehmen. — — Vielleicht „tragen diese Blätter etwas dazu bey, eine ruhigere „Stimmung hervorzubringen." — — Besonders in dieser letztern Absicht scheint der Ungenannte die vorliegende Sammlung geliefert zu haben. Den Vorbericht dazu schrieb er *im November* 1791; also zu einer Zeit, da er sich noch Hoffnung machen konnte, seine gute Absicht nicht ganz unerfüllt zu sehen. Seitdem hat sich die Lage der Dinge so sehr geändert, dafs von einer solchen Sammlung auf die Umwandelung der gegenwärtigen Stimmung der Gemüther in eine ruhigere Stimmung wenig oder nichts zu erwarten steht.

Da die Sammlung den Reiz der Neuheit verloren hat, und es also, um doch eine Probe davon zu geben, nur darauf ankömmt, das Andenken an irgend etwas Interessantes wieder aufzufrischen: so ist die Wahl eines solchen Bruchstücks ziemlich gleichgültig, und eben so gut hätten wir auch etwas anders auszeichnen können, als das *Urtheil eines Engländers über die Revolution*, XVI. 25. „Als man in einen Engländer drang, dafs er seine „Meynung über die Partheyen sagen möchte, in welche „Frankreich getheilt war, und die durch die Benennun„gen der *Weifsen*, *Schwarzen* und *Grauen* unterschie„den wurden, antwortete er: die Weifsen (Demokra„ten) wissen nicht was sie thun; die Schwarzen (Mal„contenten oder auch Aristokraten) wissen nicht was sie „wollen; und die Grauen (Neutralen) wissen nicht was sie sagen sollen."

Franefurt u. Leipzig: *Etwas für die biedern Deutschen.* 1792. 176 S.

Sicher vermuthet man unter diesem ziemlich unbestimmten Titel eine Schrift über irgend eine wichtige Nationalangelegenheit; und die Ueberschrift der Dedication: *„ein paar Worte an meine deutschen Leser,"* — macht diese Vermuthung noch wahrscheinlicher. Desto unangenehmer sieht man sich getäuscht, wenn man, statt einer Abhandlung von allgemeinem Interesse, weiter nichts findet, als einige sehr unbedeutende *Erzählungen*, die eben so gut für *jede* andere Nation, als für die Deutschen, bestimmt seyn *könnten*, wenn sie dieser Bestimmung nur einigermafsen würdig wären. — *Strenge Philipps II., eine spanische Geschichte; Tyrsa und Agnese, ein vaterländisches Drama des achtzehnten Jahrhunderts; Said, König von Fez, und Mahomed, Chef von Dubudu, eine afrikanische Novelle; Bretissa, Prinz von Böhmen; Galrades Standhaftigkeit; Gustav und Sophie; Adolphs Leiden, halb Dialog, halb Erzählung* — so heifsen die sehr heterogenen Bestandtheile dieses *Etwas*, das *für die biedern Deutschen* bestimmt seyn soll. Dafs die Mischung so bunt ausgefallen ist, darf nicht befremden; denn *„die Quellen"* — sagt der Vf. in seiner empfindsamen Vorrede — *sind theils aus dem Französischen, „theils aus andern Fragmenten geschöpft."* — Wie die Auswahl der Sujets — wenigstens in Rücksicht auf die Bestimmung der Schrift — so auch die Bearbeitung! oder vielmehr noch unter aller Vergleichung stümperhaft. — — S. 7. „Donna Maria merkte seine Ver„wirrung, und zog ihn (ihren blöden Liebhaber) un„vermerkt in einen Winkel, dafs sie sich desto unge„hinderter hier ausgiefsen könnten." (Das Etwas für die biedern Deutschen ist einer *Dame* dedicirt.) — S. 14. sagt Don Juan zu seiner Donna: „Ihre Ehre wird „nur zu oft auf das Spiel gesetzt, wird *der Ball eines je„den Ideenganges* werden." Die Ehre einer jungen Dame der Ball eines jeden Ideenganges! *Carmina non prius audita!* — — S. 85. „Schön ist, wenn die Sterne „am blauen Runde in lichter Majestät um das flammen„de Sonnenmeer gleiten. Schön, wenn eine muntere „Quelle blumigte Ufer durchküsset, und in ihrer Silber„helle die Sonne stolz sich begrüfset, noch schöner aber „ist der, der sich selbsten besieget." — — Braucht es mehr, als diese, mit diplomatischer Genauigkeit und nicht ohne Mühe, abgeschriebenen Stellen, um den Werth dieses Productes kenntlich zu machen? Uebrigens sind die ausgewählten Stücke noch wohl nicht das schlimmste im Buche.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 11. Julius 1794.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Heinsius d. j.: *Carl Caspar Creve*, d. A. und Wundarzn. Doktor etc. *Vom Baue des weiblichen Beckens.* 1794. 2 Bogen Titel, Zueignung. Vorrede und Ueberſicht der Abſchnitte, und 96 S. Text in 4. nebſt IX Kupfertafeln in Querfolio.

Die Wichtigkeit der Lehre vom Baue des weiblichen Beckens für den Geburtshelfer iſt längſt entſchieden. Die meiſten in dieſem Jahrhundert erſchienenen Lehrbücher über die Geburtshülfe fangen daher mit der Lehre vom Becken an; und die gröſsten Geburtshelfer haben ſich in der letzten Hälfte dieſes Jahrhunderts bemühet, ein gewiſſes Mittelmaſs für das natürlich gute Becken, ſowohl in dem Verhältniſs ſeiner Theile unter ſich, als in Rückſicht des übrigen Körpers und der weichen Geburtstheile, und der vollkommen zeitigen menſchlichen Frucht feſtzuſetzen, und alſo zu beſtimmen, wie ein natürlich gutes Becken beſchaffen ſeyn, oder welche Form, Richtung, Weite und Tiefe es haben müſſe? Jeder Anatomiker oder Geburtshelfer, der nun zu einer noch genaueren Kenntniſs des Beckens als die man bisher in den Schriften der Meiſter dieſer Wiſſenſchaften antraf, etwas beyträgt, oder der einen bisher für wahr angenommenen Lehrſatz in Betreff des Beckens durch hinreichende Gründe umzuſtoſsen im Stande iſt, verdient allerdings den Dank jedes Geburtshelfers. Ob dieſs nun der Fall bey dem Vf. der vor uns liegenden Schrift ſey, wollen wir ſehen. Nach den erſten Worten der Vorrede legt der Vf. ſeine Schrift „theoretiſchen, erfahrnen Zergliederern und Geburtshelfern" zur näheren Prüfung dar; und fodert von dieſen, daſs ſie dem Werk nur ihren *gerechten* Beyfall ertheilen und ihm *durch Thatſachen* und *Gründe*, nicht durch Machtſprüche, das Fehlerhafte zeigen, und ſo mit ſeinen Wunſch erfüllen ſollen. Rec., der ſich ſchmeichelt, die Auffoderung gehe auch ihn an, wird mit aller Unparteylichkeit, aber mit Eifer für die Wiſſenſchaft und Wahrheit, nur einen Theil von dem angeben, was er nach ſeiner Einſicht und aus beygefügten Gründen Tadelhaftes und Falſches in der Schrift fand. Das vermeynte oder wirklich Neue, was den Vf. bewog, von dem Geſetze mancher Gelehrten, ihre Schriften erſt nach langen Jahren und nach reifer Ueberlegung dem Druck zu übergeben, abzugehen, glauben wir unter folgenden drey Punkten begreifen zu können: (1) S. 54. Der Vf. bemerkte eine ſehnige Ausbreitung an einem weiblichen Becken, die ſich theils von der Seite des letzten Lendenwirbels, theils vom Kreuzbein am Rande der oberen Beckenöfnung nach vorn gegen den Queraſt des Schambeins zog, ſich in die Beinhaut verlohr, und von anſehnlichen Löchern durchbrochen war. In der Folge bemerkte er dieſe ſehnige Ausbreitung bey einigen Becken anſehnlich ſtark, bey andern unbedeutend ſchwach, bey andern gar nicht. Er vermuthet, daſs ſie den Muskeln, die über die innere Fläche des Darmſtücks kommen, zu feſterer und beſtimmterer Lage dienen. 2) Der einfache *ſteiniſche* Beckenmeſſer iſt nach dem Urtheil des Vf. ein ſehr mangelhaftes und unerträgliche Schmerzen erregendes Werkzeug. Der Vf. aber hat ihm nach S. 62. *den höchſten Grad von Vollkommenheit* gegeben, indem er nach der im Werke enthaltenen Beſchreibung und Abbildung einen ſtabförmigen Beckenmeſſer mit einem Faden angegeben hat. Allein demungeachtet ſey ſein Gebrauch immer etwas unſicher. Man könne aber aller Beckenmeſſer bey der Ausübung der Geburtshülfe entbehren. Ein Finger bleibe das beſte Inſtrument hiezu, man brauche ſich nur genau von der Länge ſeines Fingers zu verſichern, oder *auf demſelben* im Nothfall *Grade oder Zolle zu zeichnen.* 3) Faſt jeder Geburtshelfer nimmt eine Achſe des Beckens an. *Roederer, Levret, Stein, Camper, Sommer, Baudelocque* u. a. nehmen und geben Achſen in ihren Schriften an, und einige unter ihnen machten die Kenntniſs der Beckenachſe ſo nothwendig, daſs ſie behaupteten, ohne dieſelbe könne auch nicht die kleinſte Verrichtung in der Anwendung der Geburtshülfe gehörig und mit Nutzen vorgenommen werden. Der Vf. hat es ſich nun zur Pflicht gemacht, die Sache näher zu unterſuchen, und die Beckenachſe ſowohl geometriſch, als nach der Natur des Beckens zu prüfen, und das Reſultat dieſer Prüfung war: — „Geometriſch wäre es nun erwieſen, daſs eine Achſe des Beckens ein *Unding* iſt. Alle Berechnungen alſo, die wir von der Achſe des Beckens haben, ſind daher *unvollkommen*, weil die vorderen Sätze unrichtig ſind, von denen man (Roederer, Levret, Stein, Camper, Sommer) ausging. Die Achſe des Beckens war bloſs ein Gedanke eines mathematiſchen Geburtshelfers (Roederer?), der ſich das Becken unter einer mathematiſch regelmäſsigen Figur vorſtellte und nun dazu eine Achſe erſann. Klüger würde derſelbe gehandelt haben, wenn er uns ein allgemeines Bild von der Form und Richtung der Beckenhöle vorgetragen hätte, ſtatt daſs er eine Achſe des Beckens, die nicht exiſtirte, berechnete. Billig iſt es daher, daſs man dieſen Namen „Achſe des Beckens" aus der Lehre der Geburtshülfe verbanne. Will man ſich aber die Richtung und Figur der Beckenhöle unter einer Linie vorſtellen, ſo ſollte man eine ſolche Linie *Directionslinie* nennen. Dieſe iſt dem Geburtshelfer zu wiſſen nothwendig, und ihr Nutzen bey Anwendung der Geburtshülfe von ſehr groſsem Werthe, wenn man nicht empiriſch zu Werke

gehen will. Dieſs wären nun die 3 Entdeckungen, worüber der Vf. das „*Nonum prematur in annum*“ aus den Augen zu ſetzen ſich berechtiget glaubte, und die er unter einer ſehr weitſchweifigen und um vieler ſchwankenden Ausdrücke willen der Feile noch ſehr bedürftigen, Paraphraſe der *Sömmeringſchen* und *Weitbrechtiſchen* anatomiſchen Beſchreibung der Beckenknochen und Bänder vorträget. Der Werth der Entdeckung eines unbeſtändigen ſehnigen Bandes an dem Becken läſst ſich vor jetzt nicht beſtimmen, da erſt gewiſs ausgemacht werden muſs, welchen Nutzen dieſe ſehnige Ausbreitung habe. Diejenigen Behauptungen aber, welche in den 2 letzteren Puncten vorgetragen werden, verdienen die ſtrengſte Prüfung, da in ihnen von Lehrſätzen und Werkzeugen groſser Meiſter ihrer Kunſt ein höchſt ſtrenges Urtheil gefällt wird. Der Vf. verſteht aber weder was ein Beckenmeſſer, noch was die Achſe eines Beckens iſt. Er hat weder alle Schriften, die darüber geſchrieben ſind geleſen, noch viel weniger eine einzige verſtanden und ſtudiert; Er hat, indem er über Lehrſätze, Inſtrumente und Männer urtheilte, deren Lehrſätze und Inſtrumenten er nicht verſtand, und wovon er die erſteren verwarf und die letzteren eines Unſinns beſchuldigte, ſelbſt baaren Unſinn behauptet. (Steins *Cephalometer* ſchlägt er S. 67. zum Meſſen des *nicht gebohrnen* Kindskopfes vor. Hiezu dient ja der Labimeter. Wer wird denn ein Zirkelmaaſs an den ungebohrnen Kopf anſetzen können?) Die Gründe für dieſes Urtheil müſſen wir etwas umſtändlicher anführen.

Erſtlich in Betreff der *Beckenmeſſer*. S. 59 ſchreibt der Vf.: „Einige Geburtshelfer, die noch nicht mit den Krankheiten des Beckens und dem Zuſtande des Kindes im Reinen (?) waren, glaubten, wenn man eine *geballte Hand* in die Beckenhöle brächte, ſo ſey es hinlänglich weit.“ Welches ſind denn die Einige? Ohne Zweifel ſoll das Obige von *Levret* geſagt ſeyn. *Levret* ſagt aber nur: wenn man die gänzliche Unmöglichkeit der Geburt eines lebendigen Kindes beſtimmen wolle, ſo müſſe die *Hand* (nicht die geballte Hand; denn welcher Geburtshelfer wird mit der Fauſt in die Beckenhöle einer lebendigen Frauensperſon gehen?) nicht durch die Beckenhöle in die Gebärmutter gebracht werden, oder er müſſe ſie nicht zurückführen können, wenn er einen Fuſs ergriffen habe. S. 60. „*Coutoully*, ein Franzoſe, und *Stein*, ein Deutſcher, beſchäftigten ſich vorzüglich mit der Entdeckung der Beckenmeſſer.“ Warum beobachtet der Vf. nicht das *Suum Cuique*? Weiſs er nicht, daſs *Stein* der Erfinder des erſten Beckenmeſſers iſt? Er weiſs dieſs nicht; denn ſonſt würde er nicht auf ebenderſelben Seite ſchreiben: „Endlich verfiel *Stein* auf einen weit ſicherern Maaſsſtab; dieſer beſtehet aus einem Stäbchen.“ Der einfache Beckenmeſſer war ja der allererſte unter allen erfundenen und bekannt gemachten Beckenmeſſern. Man ſehe *Steins* Programme hierüber, die alſo der Vf. nicht geleſen haben kann. Aber noch weniger hat er ſie nicht ſtudiert, ſonſt würde er nicht ſchreiben: „Beide erfundene Beckenmeſſer (welche?) ſind nicht nur unzuverläſsige Maaſsſtäbe, ſondern ihre Anwendung iſt unbequem, ſchmerzhaft und oft ſchädlich, ſo daſs ich es für überflüſsig achte, bey dieſer Gelegenheit dieſes umſtändlich zu zeigen.“ Aber der Vf. iſt ſchuldig es zu zeigen; verlangt er doch, daſs man über ſeine Schrift ohne Gründe keine Machtſprüche thun ſoll. Die Unzuverläſſigkeit bleibt alſo dem Vf. noch zu erweiſen, und die Urſache des Schmerzhaften und Schädlichen liegt nicht im Inſtrument, ſondern in der ungeſchickten Anwendung. Er würde, wenn er verſtände, was ein Beckenmeſſer iſt und wie er beſchaffen ſeyn und gebraucht werden muſs, nicht ſchreiben: „Indeſſen kann dieſer Beckenmeſſer (der einfache *Steiniſche*) noch ſehr verbeſſert werden; denn er hat noch ſo manches Mangelhafte.“ Dieſes Mangelhafte ſoll darinn beſtehen, daſs das Inſtrument vorn rundlich iſt, und einen Schieber mit einem Indice oder Zeiger hat. Beides das runde Knöpfchen und der Schieber ſollen einen ſehr läſtigen, ſehr empfindlichen und unerträglichen Schmerz verurſachen. *Weidmann* ſoll dieſe Fehler eingeſehen und den Vorſchlag gethan haben, ſtatt des rundlichen Endes des Stäbchens ein grubenförmiges zu machen, und er ſoll gezeigt haben, daſs der Schieber mit dem Zeiger (*nicht* der *Stift*, wie der Vf. immer ſchreibt; denn die Stifte ſind in das Stäbchen eingeſchlagen, und bezeichnen die Eintheilung) unnütz ſey, weil man mit dem Finger ſehr leicht das bezeichnen könne, wozu der Zeiger beſtimmt ſey. Man leſe dagegen, was *Stein* in ſ. Progr. vom einfachen Beckenmeſſer. Caſſel 1782. S. 6. und 7 ſchreibt: „Anfangs war der Beckenmeſſer, ein in 8 Zoll abgetheiltes Stäbchen von Ebenholz ohne Schieber und Index. Bey der Anwendung beſtand die ganze Ungemächlichkeit darinnen, daſs die gekrümmte Nagelſpitze des Zeigfingers das unter dem Schosbein gefundene Maaſs angeben muſste, und daſſelbe beym Herausnehmen des Inſtruments aus den Theilen nicht, wie leicht geſchahe, verlieren durfte.“ Dieſer Unvollkommenheit half *Stein* mit dem Index und der Stellſchraube ab. Was nun der Erfinder des Inſtruments aus Erfahrung für eine Ungemächlichkeit und Unvollkommenheit hielt, das ſoll *Weidmann* für eine dabey anzubringende Verbeſſerung halten. An den Schmerzen, die von der Anwendung des Beckenmeſſers entſtehen, hat *Stein* keine Schuld, ſondern *Weidmann* und *Creve*; denn nirgendwo lehrt *Stein*, daſs man den Beckenmeſſer, wie *Weidmann* S. 61. *ſtark* gegen den Schambogen, oder wie *Creve*, *ſtark genug* gegen den Vorberg andrücken ſolle. Vielmehr ſagt *Stein* a. a. O. S. 12. daſs man das Stäbchen *ſanft* in die Theile einlaſſen und ſanft wieder herausnehmen ſolle. Iſt es alſo nicht klar, daſs, wenn der Vf. Schmerzen bey Anwendung des einfachen Beckenmeſſers verurſachte, es von der ungeſchickten Anwendung aus Mangel an Kenntniſs, wie man es gebrauchen ſoll, herrührte. Noch klarer erweiſt aber folgende Stelle, daſs der Vf. die Anwendung des einfachen Steiniſchen Beckenmeſſers nicht verſtehe: S. 61. „Bey der Anwendung bringe ich, *wie gewöhnlich*, das Ende des Stäbchens auf den *Vorberg*; iſt nun das Stäbchen feſt genug gegen den Vorberg angedrückt.“ etc. *Stein* hingegen lehrt: S. 12. a. a. O. „maaſsen es hauptſächlich darauf ankömmt, daſs der Sondenmäſsige Knopf des Inſtruments in beiden Fällen das Kreuzbein da berühre, *wo das 2te und 3te falſche Wirbelbein deſſelben* zuſam-

zusammenkommen.“ — Und mit aller dieser Unkunde von Beckenmessern und dem Gebrauch des einfachen Steinischen getraut sich der Vf. sich zu einem Verbesserer dieses Beckenmessers aufzuwerfen, und nach der Angabe seiner vermeynten Verbesserung mit einem Faden, zu sagen, das einfache Stäbchen habe dadurch den höchsten Grad von Vollkommenheit erreicht; und den baaren Unsinn hinzuzusetzen, allein auch dieses höchst vollkommene Instrument könne man entbehren man dürfe nur *auf seinen Finger Grade und Zolle zeichnen.* Ist es nicht als ob er einem Krämer sagte, er habe kein hölzernes oder metallenes Ellenmaass nothwendig, er dürfe nur auf seinen Rockärmel ein Ellenmaass hinzeichnen lassen, so könne er die Ellenwaaren an seinem Arm ausmessen? Unter die Fehler des Stein. einfachen Beckenmessers rechnet der Vf. auch noch das, dass der Schieber samt dem Weiser das Instrument theuer mache. Der Stein. einfache Beckenmesser aber kostet mit silbernen Schieber bey Breithaupt in Cassel 1 Rthl. 12 gr., und des Vf. Beckenmesser mit einem Faden kostete nach S. 61 zwey Gulden rheinisch. Welcher Unterschied! Endlich haben wir noch den 3ten Punct, die *Beckenachse* betreffend, zu untersuchen. Zu einer geometrischen Prüfung, wie der Vf. nach S. V. und S. 83. mit der Beckenachse anstellen wollte, sollte man denken, gehören doch wenigstens die allererstен Begriffe der Elementargeometrie. Auch ist es wohl nicht unbillig, von einem, der über die Achse schreiben, sogar kritisch schreiben will, zu verlangen, dass er vorerst wisse, was man in der Geometrie eine Achse heisst. Allein bald werden die Leser sehen, dass der Vf. weder das eine, noch das andere weiss. Er stellt nämlich S. V. gegen alle ganz gemeinbekannte Begriffe der Geometrie einen *geraden Cylinder* unter die *vollkommen mathematisch regulären Körper*, und den gekrümmten unter die irregulären, und der gekrümmte Cylinder muss unschuldiger Weise seine Achse verlieren; allein der Vf. steckt den Geometern ein neues Licht auf, indem er die Achse des gekrümmten Cylinders *ausser* dem Cylinder herausgehen lässt, um seine Directionslinie hineingehen zu lassen. Die Achse eines gekrümmten Cylinders ausser dem Cylinder aber ist ein mathematisches Sideroxylon, und eine Directionslinie in einem Cylinder ein Unding, man mag nun diesen Cylinder nach der neuen Geometrie des Vf. zu den vollkommen regulären Körpern zählen oder nicht. Hat ja doch schon *Stein* in sr. theor. Anleit. z. Gebhlfe. sehr deutlich und *mit der freylich alten Geometrie übereinstimmend* gesagt: „dass die Achse des Beckens eine Bogenlinie beschreibe, indem die beiden Achsen der 2 zusammengesetzten Cylinder in einen Circulschnitt übergehen.“ S. 89 findet der Vf. die Ungleichheit der Becken und die dadurch entstehende grose und wesentliche Veränderungen der Achse des Beckens als ein Hinderniss der praktischen Anwendung der Achse für Geburtshelfer.“ Eine Einwendung, die sich von selbst löst, sobald der Vf. sich die Mühe nehmen wird, die nur 2 Bogen starke, aber sehr gründliche, Schrift von *Sommer* über die Beckenachse zu studiren, oder sich zu überzeugen, dass ein Winkelhaken seinen rechten Winkel behält, die Directionslinie (um uns auch dem Vf. verständlich zu machen, sey es uns erlaubt, seine ungeometrische Benennung beyzubehalten) mag gegen Süden oder Norden weisen. Nicht die Achse des Beckens, sondern das ganze System wird verändert. Auch scheint der Vf. vergessen zu haben, dass die Berechnung der Grade dieser Linie, wie er sich S. 89. ausdrückt (wird wohl heisen müssen: Grade des Winkels einer Linie mit einer andern?) nicht aus einer einzigen Messung, sondern aus mehreren gemacht ist, dass also schon bey der Normalbestimmung der Achse des weiblichen Beckens die verschiedenen Formen, die verschiedenen Messungen in Anschlag gekommen sind, dass folglich sich der Vf. mit der gar bösen Mathematik entzweyt, wenn er es für eine einzig berechnete Achse hält. S. 90. Die Theilung der Körper in Schichten in die Definition der Achse zu bringen, ist ungeometrisch. Eben so ungeometrisch die Folgerung, dass eine *imaginaire* Linie dem Geburtshelfer nichts nütze, da es doch selbst dem Vf. etwas nütze ist, zu seiner Definition eine mit der Grundfläche des Körpers parallele imaginaire Fläche anzunehmen. Der §. 106. ist vollends gar ein Meisterstück von Geometrie, da werden allen Körpern, deren Schichtenumfänge *nicht Kreise* sind, geradezu die *Achsen abgesprochen.* Rec. hat mit wahrer Wehmuth diesen unersetzlichen Verlust der Mathematik betraurt, da durch diese unerhörte neue Geometrie des Vf. so viele schöne Denkmale des menschlichen Geistes eines *Clairaut's*, *D'Alemberts*, *Newtons* und *Eulers* vernichtet werden, die alle in ihrer Unwissenheit über Achsen geschrieben haben, die dem obengenannten Geometer des 106. §. leider: keine Achsen sind. Geometrisch hat also der Vf. nun auch bewiesen (man vergleiche §. 109), dass die Achsen des Hn. *Clairaut* etc. ein Unding sind; Alle Berechnungen also, die wir von den Achsen der Körper durch diese grosen Männer erhalten haben, sind unvollkommen, weil der Tod jenen Männern die Vordersätze, von denen Hr. *Creve* ausging, geraubt hat. Und wie würde sich der selige *Röderer* wundern, wenn er aus §. 110. vernehmen würde, dass man nach gerade jetzt am Rhein unter anderem auch anfienge, ein Dreyeck für eine Directionslinie anzusehen, oder ein Δ für kein Δ zu halten, weil der Sinus eines Winkels sehr unansehnlich wäre, und ein anderer Winkel das Unglück hätte, sehr spitz auszufallen. Um endlich aus der Ungewissheit herauszukommen, in welche die Geometrie den Vf. versetzt hat, schlägt er vor, Figur und Richtung der Beckenhöle unter einer Linie vorzustellen und dieses nicht Achse, sondern *Directionslinie*, zu nennen. Gerade wie jener Prediger, der seinen Zuhörern erklärte, der Kürbis, in dessen Schatten Jonas gesessen habe, sey kein Kürbis, sondern ein Kikaion gewesen; was aber ein Kikaion war, das wusste weder der Prediger noch die Gemeinde.

So wenig Sachkenntniss aber der Vf. von der Beckenachse selbst bewiesen hat, eben so wenig historische Kenntniss von ihr verräth seine Schrift, ob es ihm gleich S. 83 äusserst wichtig schien, eine kleine Geschichte der Beckenachse zu entwerfen. Von *Deventer* sagt er, er habe nicht an eine Achse des Beckens gedacht. Was konnte denn *Deventer* anders verstehen, als die Längenachse, oder Centrallinie, oder Schwerlinie des Beckens

und des Körpers (nicht Directionslinie, wie der Vf. auch die Schwerlinie des Körpers zu benennen beliebt), wenn er schreibt: „*Cavitas pelvis longitudine sua non secundum longitudinem spinae dorsi tendit, sed ab imo oblique anticam versus ascendendo progreditur* etc.“ Frage doch der Vf. jeden Geometer, ob er unter *longitudo cavitatis pelvis* und *longitudo spinae dorsi* in dieser Verbindung etwas anders verstehen könne, als die Längenachse des Beckens und des menschlichen Leibes? S. 84. heifst es: „*Röderer* vermuthete sogar durch die Bestimmung der Achse des Beckens sehr viele Aufklärung unter den Geburtshelfern zu verbreiten.“ Zweifelt denn der Vf. noch, ob Röderer wirklich Aufklärung damit verbreitet habe? Wer gab denn Veranlassung, dafs *Stein*, *Sömmer*, *Baudelocque*, *Camper* etc. die Achse näher prüften, und in ihren Schriften den Nutzen derselben nicht nur bestätigten; sondern mit grofsem Vortheil auf Werkzeuge und Operationen anwendeten. Als *Röderer* von der Achse des Beckens schrieb, so war es nicht eitle Ruhmsucht, die ihn verleitete, eine neue Lehre aufzustellen und ein Unding einzuführen. Er sah ein, dafs, wenn man von dem natürlichen oder widernatürlichen Durchgang des Kopfs durchs Becken, von der Richtung des Muttermundes, der Instrumente, Finger und Hände nach Erfordernifs natürlicher oder widernatürlicher Zufälle in der Schwangerschaft, Geburt und bey Fehlern der Gebärmutter bestimmt schreiben, und *wissenschaftlichen* Köpfen recht *deutlich* und durchaus verständlich werden wolle, man eine gewisse Reihe von Mittelpuncten in der Beckenhöle annehmen müsse. Diese Reihe von Mittelpuncten, so wie sie der Länge nach durch das Becken führt, nannte er *Achse des Beckens*; und da er sahe, was er schon bey *Deventer* gelesen hatte, dafs diese Achse auf eine gewisse Entfernung von der Achse des Körpers abweiche, so bestimmte er diese Abweichung durch Grade des Winkels, den diese beiden Achsen mit einander machen, und setzte nach mehreren Messungen und Berechnungen eine Normalachse fest. Er sah ferner, dafs die Linie von Mittelpuncten der Mutterscheide mit der Achse des Körpers in einem andern Verhältnifs stehe, als die Achse des Beckens, und nahm daher auch eine eigne Scheidenachse an. Aus eben diesen Gründen nahm er auch 2 Achsen der Gebärmutter an, und bestimmte darnach das Natürliche oder Widernatürliche in Absicht der Lage und Richtung der mütterlichen Theile und des Kindes. Von der Zeit an ward eine bestimmtere Sprache unter Geburtshelfern in Absicht des Durchgangs der Kindestheile und der Nachgeburt durch Gebährmutter und Becken, der guten und üblen Lage der Gebährmutter, des Kindes und der Kreifsenden zur Geburt, bestimmtere Form und Richtung der Werkzeuge für diese Theile in und auffer der Geburtshülfe und d. m. eingeführt, und das ganze Entbindungsgeschäft bekam unter der mathematischen Behandlung eines *Röderers*, *Levrets*, *Steins* etc. und anderer, welche Achsen annahmen, ein bestimmteres, sichereres und richtigeres Verfahren. Man hat sich daher wohl vorzusehen, dafs uns nicht die ungeometrischen und unwissenschaftlichen Geburtshelfer wieder unvermerkt in die Finsternifs und Grausamkeit der vorigen Jahrhunderte in Absicht der Geburtshülfe zurückführen, wozu es in unsern Tagen von manchen Orten her das Ansehen gewinnen will. S. 85. schreibt der Vf. mit Verwunderung: *Levret* nimmt gar drey Achsen an. Davon aber scheint er nichts zu wissen, dafs *Camerer* in einer gut geschriebenen Dissertation auf eine andere Weise, als *Levret*, drey Achsen angenommen habe. Wundern mufs man sich aber, dafs der Vf. die Einwürfe, die *Meckel* in einer weitläuftgen Note zu *Baudelocques* Anleit. z. E. gegen die Beckenachse macht, nicht mit einer Sylbe berührt, da er doch das Buch selbst citirt. Will er etwa, der Leser solle glauben, er, der Vf., habe zu allererst den grofsen Gedanken gehabt, dafs die Beckenachse unnütz sey? Will er uns glauben machen, er habe die Note gar nicht gelesen? Gelesen wohl, aber nicht verstanden. Denn *Meckel* gibt doch zu, dafs einiges Nützliche aus der Lehre der Beckenachse für den Mechanismus der Geburt und für das Praktische in der Geburtshülfe folge. Aber endlich einen so seichten Grund, als der Vf. S. 88. anführt, warum es unnütz sey, die Lehre von der Beckenachse zu wissen, hätten wir nimmermehr erwartet. Nemlich, weil die Hebammen in dem Entbindungshause in Mainz die innere Untersuchung an Schwangern mit der gröfsten Vorsicht und gehörig genau sollen gemacht haben, die nichts weniger als die Achse gekannt, obwohl einen deutlichen (?) Begriff von der Figur und Richtung der Höle und den Oeffnungen des kleinen Beckens gehabt haben sollen. Der Vf. wird ohne Zweifel auch schon von sogenannten Augendoctoren, Brüche- und Steinschneidern gehört haben, die ohne mathematische, anatomische und physiologische Kenntnisse zuweilen glücklich Staare, Brüche und Blasensteine operiren. Allein er wird doch nicht in Abrede seyn, dafs, wenn ein Augenarzt etc. nicht auf gut Glück, operiren und mit diesem in eine Classe versetzt werden will, es schlechterdings nothwendig sey, sich wissenschaftliche Kenntnisse vom Auge etc. zu erwerben, und dabey auch zu wissen, was *Seheachse* ist?

Die dem Werk beygefügte Abbildungen, welche ein ganzes Becken, einzelne Knochenstücke und Bänder desselben und den sogenannten verbesserten Beckenmesser des Vf. vorstellen, sind im Ganzen so fehlerhaft, als das Werk selbst, sowohl in Absicht der Zeichnung, als besonders der Schattirung. Wir wollen bey der ersten Tafel stehen bleiben, welche ein Muster eines natürlich guten Beckens seyn soll. Das Kreuzbein läuft ohne alle Aushölung mit dem Steifsbein schnurgerade herab, und der Schambogen ist ein ausgezackter stumpfer Winkel; Am linken Horizontalast des Schaambeins ist ein starkes *Tuberculum spinosum* tief abwärts gebogen, am linken ist kaum eine Spur davon. etc. Die IX. Tafel ist unter aller Kritik. Und diese Abbildungen sollte ein *Sömmerring* durchgesehen haben? — Nimmermehr!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 12. Julius 1794.

PHILOLOGIE.

HALLE, b. Gebauer: *Inſtitutio philologi hebraei. Tironibus ſcripſit Guil. Fr. Hezel*, Philoſ. D. Smo Haſſiae Landgr. a conſiliis regiminis int., LL. OO. Prof. P. O. Sacr. Caeſ. Palatii Comes, et acad. Ludov. h. t. Rector. 1793. 118 S. 8.

Ebendaſelbſt: *Wilh. Fr. Hezels — Kritiſches Wörterbuch der hebr. Sprache.* 1793. 204 S. 8.

Ueber die Mittel, die ausgeſtorbene hebräiſche Sprache wieder herzuſtellen, gebietet noch ein Geiſt der Anarchie, unter welchem dieſs ganze philologiſche Reich und was davon abhängt, nicht wenig leidet. Wo nicht geprüfte Grundſätze als Geſetze anerkannt ſind und in der Ausübung gelten, da droht Anarchie; wo ſogar dieſs als Grundſatz aufgeſtellt wird, daſs man oft nicht nach allgemein gültigen Geſetzen, ſondern nach individuellem Gutdünken entſcheiden dürfe und ſolle, da *herrſcht* dieſe Tochter des Zufalls, der dunklen Gefühle und der Leidenſchaften! In dieſem Zuſtand iſt bis jetzt die grammatikaliſche Provinz der hebräiſchen Wortforſchung. Ihre Grundgeſetze ſchwanken, weil man ſie indeſs immer nach Convenienz und dem Ziel der Nutzbarkeit gemäſs, nicht aber nach ſtrengem Recht und mit conſequenter Feſtigkeit aufgeſtellt und angewendet, weil oft ein eilfertiges Streben nach einer Nothhülfe, oft der ſpielende Witz ſie regulirt hat. Was aber werden wohl die unpartheyiſchen und gerechten Bürger dieſes bloſs durch Sprachphiloſophie zu conſtituirenden Staats gegen einen Mitbürger entſcheiden, welcher — ſo loyal er in allen ſeinen übrigen Verhältniſſen ohne Zweifel iſt — in dieſem philologiſchen Reiche unter dem Schein des Geſetzes eine noch weit ungebundenere Willkär, als die bisherige war, aufs neue geſetzlich auf den Thron erheben will. Doch, er thut es öffentlich, ohne Rückhalt; ohne viele Erregung der Leidenſchaften, durch Darſtellung der Gründe ſeiner jetzigen Ueberzeugung. Dieſs hebt alle Schuld auf. Alle ſeine Mitbürger haben Recht und Gelegenheit, ſeine Gründe zu prüfen, Gegengründe darzulegen und zu hören. Am Ende gewinnt alſo auch hierinn durch Freymüthigkeit das, was wahrhaft die gute Sache iſt, gewiſs, und er ſelbſt freut ſich unfehlbar, wenn die Verfaſſung dieſes philologiſchen Reichs durch ihn, er ſey nun gelegentliche oder bewirkende Urſache, von allem verderblichen Einfluſs der Geſetzloſigkeit und Willkühr immer mehr gereinigt wird. Auch hat er, wenn gleich ſein Hauptmittel, die hebräiſche Sprachforſchung zu befördern, zur Willkür hin und alſo vom Zweck der Beſtimmtheit abführt, doch nebenbey ſo manchen wahrſcheinlichen und empfehlenswehrten Beytrag zur Aufklärung einzelner Wörter hier ſelbſt wieder geliefert, daſs beſonders die zweite Schrift auf alle Fälle Aufmerkſamkeit verdient und erhalten wird.

Bekanntlich gründet ſich der Beweis einer Wortbedeutung im hebräiſchen Dialekt (auſser der Rückſicht auf den Context, einen gar oft unbeſtimmt ſprechende und deswegen trüglichen Zeugen) auf die Ausſage welche Bedeutung einem Wort in dem Ganzen der ſemitiſchen Sprache, alſo in den übrigen Dialecten derſelben, gewiſs zugehöre. Das eigenthümliche und unterſcheidende dieſer Dialekte abgeſondert, hatte der hebräiſche Dialekt in ſeinen Wortbedeutungen nach höchſter, auf Sprachanalogie gegründeter Wahrſcheinlichkeit, das gemeinſchaftliche der ſemitiſchen Dialekte ſo gut und noch ausgezeicneter, als jede Familie ihre Familienphyſiognomie. Aber eigenthümliche Bedeutungen der Worte im hebräiſchen Dialekt, welche ihn gerade zu einen beſondern Dialekt machen helfen, ſind aus jenem gemeinſchaftlichen natürlich unerklärbar, wenn nicht der Zuſammenhang oder eine andere ſichere Tradition ſie mit Zuverläſsigkeit deuten lehrt. Dieſs geſchieht wirklich noch in manchen Fällen. Wo aber dieſs Glück nicht zutrifft, da tritt nun die Frage ein: ob man lieber über ſolche unerklärbare Reſte die jetzige unvermeidliche, völlige oder bedingte, Unwiſſenheit erkennen und bekennen? oder ob man ein anderes Deutungsmittel einführen wolle, wodurch allerdings für alles und alles Deutungen zu finden ſind; aber was das ſchlimmſte iſt — Deutungen im Plural, und niemals eine nach feſten Sprachgeſetzen beſtimmbare, von Willkür unabhängige, als einzig erweiſsliche!

Hr. *H.* ſetzt in der erſten Schrift die ſichern Geſetze der hebr. Wortforſchung allerdings zuerſt in *L. III. de rite* (recte) *conferendis vocibus hebraicis cum iisdem arabicis et aramaeis*, und Rec. vermiſst dabey nichts bedeutendes, als daſs nicht auch zur Vergleichung des Aethiopiſchen und Samaritaniſchen die nöthigen Geſetze und Behutſamkeisregeln angezeigt ſind. Den Unterſchied und die Verwandſchaft von Schin, Sin, Samech und ס hat der Vf. beſſer als gewöhnlich angegeben. Sehr richtig iſt auch, was im *L. IV. de permutatione literarum extraordinaria*, meiſt nach dem *Clavis Dialectorum* von Alb. Schultens, angeführt wird; nur aber richtig, inſofern es Beobachtung über bekannte Significate iſt, nicht inſofern darauf *Geſetze zur ſichern Entdeckung von unbekannten Wortbedeutungen* gegründet werden ſollen. Die Sache verhält ſich ſo. So lang eine Sprache geſprochen wird, ſpricht man nicht ſelten

ein Wort ſo aus, daſs man nicht gewiſs ſagen könnte, ob darinn ein d oder t, ein b oder p, kurz: welcher von den ähnlichklingenden Lauten, genau genommen, zu ſchreiben ſeyn würde. Fängt man an, die Sprache durch Schrift zu fixiren, ſo iſt es denn wohl möglich, daſs der Eine *d*, der Andere *t* ſchreibt und daſs alſo in den ältern orthographiſch unregelmäſsigen Schriftreſten *dailen* z. B. und *theilen* einerlei bedeutet. Aus dieſer richtigen Beobachtung darf aber nicht als Regel gefolgert werden: daſs überhaupt in den Dialekten eines gewiſſen Sprachſtamms *dai* ſo viel als *thei* ſey und man alſo z. B. die unbekannte oder unerwieſene Wortbedeutung von *dail — entdeckt habe*, wenn man die Bedeutung von *Theil* erweislich kennt. Vielmehr kann nur dieſs folgen: *wenn* dail und theil nach ſonſtigen Sprachbeweiſen einerley bedeuten; ſo iſt hier eine gewiſſe Unbeſtimmtheit und Nachläſsigkeit in der Orthographie Gewohnheit, dahingegen in vielen andern die eine Art, durch einen ähnlichklingenden Buchſtaben ſie zu ſchreiben, von der andern durch den Gebrauch bereits verdrängt iſt. Ja, bey manchen Worten, beſonders bey nachgebildeten Lauten (*Onomatopoeticis*) iſt oft nicht einmal Unbeſtimmtheit in den Schreiberegeln die Urſache, daſs ähnlich klingende Töne einerley bedeuten. Der eine hat den Schall Einer Sache ſo, der Andere mit einiger Verſchiedenheit nachgeahmt, und ſo kann z. B. *alal*, *jalal*, *helil*, *valal*, *halal*, *vail* — alles dieſs kann *heulen* bedeuten, ohne daſs eines dieſer Wörter aus dem andern entſtanden, alſo daraus ein "*Verwechſeln*" von a, h, v, und j, mit Recht gefolgert und daher weiter geſchloſsen werden darf, daſs wir ein andermal die Bedeutung von *Jaſchab entdekt* haben, wenn wir die Bedeutung von *aſchab* oder *haſchab* gewiſs wiſſen.

Sehr richtig nach dieſem allem, doch nichts weniger als neu, ſind die Beobachtungen des Vf. daſs 1) manchmalen auch im Hebräiſchen einerley Wort mit ähnlich klingenden Buchſtaben geſchrieben ſey, z. B. בטר בתר und daſs 2) Worte, welche nur wenig verſchieden klingen, oft einerley bedeuten, z. B. אֲלַל und חִוֵּל und ولول. Aber daſs er nun die Erweislichkeit einer *Entdeckung* von unbekannten Wortbedeutungen hierauf gründet, ſie mit groſser Vielredenheit ankündigt und darauf eine ganze *Reform* der hebr. Wörterbücher bauen will, dieſs iſt niemals durch irgend eine Sprachtheorie zu rechtfertigen und wird in der That durch des Vf. Praxis, d. h. durch ſeine unbegränzt willkührliche Anwendung, noch weniger empfohlen.

Weil die Sprachentheorie zeigt, daſs zuweilen, aus Mangel an Beſtimmtheit in der Rechtſchreibung, das nämliche Wor b mit dem inen, bald mit dem Andern der ähnlichklingenden Buchſtaben geſchrieben worden ſey; ſo kann der theoretiſch genaue Philolog, wenn er z. B. die Bedeutung von בטר wüſste die von בתר aber ſonſther nicht entdecken könnte, aufs höchſte mit Schüchternheit die Vermuthung wagen, ob vielleicht gerade hier eine Ungenauigkeit in der Rechtſchreibung ſtatt finde und alſo בתר eben das bedeuten möchte, was בטר bekanntlich bedeute. Und auf dieſe behutſame Weiſe haben indeſs orientaliſche Philologen dieſe bisher beſchriebene Beobachtung, als ein entferntes und oft trügliches Mittel der Wortforſchung, nicht vernachläſsigt; nur etwas gewiſſes entdeckt zu haben, beredeten ſie weder ſich noch Andere, weder mit ernſter noch mit jovialiſch ſatyriſcher Mine. Wie aber dagegen Hr. *Hezel*? — Wir nehmen ein Beyſpiel, wo ſich ſeine Theorie und Praxis in ihrer ganzen Fülle zeigen. „אֶפֶר, אֶפוֹד, אֶפְרָה, אֶפְתָן S. 135 ff. Dieſen Wörtern „aus den Orient. Dialekten Licht zu geben, iſt — *eine „der ſchwerſten philologiſchen Aufgaben!* Man mag nun „in den Dialecten אפר oder ופר oder הפר: oder ארף „oder ורף oder הרף: אפס, אפת; אסף, ארק oder „eben ſo mit ך oder ת (ſtatt א) vergleichen, kurz an „*alle denkbare* Buchſtabenzerwechslung denken. — Die „Dialekte laſſen die Mühe des Forſchers unbelohnt!" — Ungeachtet dieſer Verſicherung, daſs, wenn man auch an *alle denkbare* Buchſtabenverwechslung gedacht habe, doch die Mühe unbelohnt bleibe, läſst der Vf. den Muth doch nicht ſinken und erklärt es vielmehr für "heilige Pflicht des hebräiſchen Sprachforſchers, „zumal bey ſchweren Wörtern, *alle und jede* Arten von „Verwechslung und Verſetzung der Stammbuchſtaben „vor Augen zu haben. Denn nur eine einzige vergeſſen, kann uns gerade um den ganzen Vortheil bringen, den uns die verwandten Dialekte noch gewähren „können." — Und wer ſollte nun auch auf dieſem nach allen Seiten ins Unendliche führenden Wege nicht endlich etwas finden, das, wenn irgend etwas geſagt werden *muſs*, wenigſtens ſo gut als zehn andere ungegründete Vermuthungen einmal geſagt werden kann. Hr. *H.* vergiſst alſo nicht, "daſs die Ordnung der Buchſtaben von אפר in irgend einem Dialekte *wohl ganz „umgekehrt ſeyn könnte!* רפא arab. نفو und نفي" Und nun — iſt geholfen. نفي רפא iſt *wärmen*, folglich auch אפר!! אֵפוֹד alſo (ungeachtet es bloſs ein *kurzer*, auf Schultern und Bruſt herabhängender Obermantel, eine Art von Scapulier war) wird ein *Erwärmungsmittel*, ein *Schulterkleid*, επωμις u. ſ. w. Hat nun der Vf. eine Entdeckung dieſer Art gemacht, ſo wird ſie ſogleich das nächſtemal als ein entſcheidendes Beyſpiel angeführt, das zu Fortſetzung eines ſolchen willkührlichen Verfahrens berechtige. Z. B. S. 156. "אֶפֶק wor„aus *unſtreitig* durch umgekehrte Ordnung der Buch„ſtaben (wie نفو aus אפר ſ. dieſs Stammwort) das Ver„bum קפא *coagulatum fuit, ſpiſſum fuit* - geworden „iſt" etc. So wird חֵשֶׁב kurzweg *Band*, *Gürtel*. Denn was iſt es anders, als חֶבֶשׁ *ligatura*? Auch beobachtet man leicht, daſs der Vf., je weiter er in ſeinem kritiſchen

ſchen (!) Wörterbuche fortſchreitet, auf ſeinem Wege mit jedem Schritt entſchloſſener wird. Bis er ins Tau käme — denn hier haben wir erſt Beyträge zum Aleph würde er über ſeine Schüchternheit in Bearbeitung der erſten Buchſtaben ſelbſt erſtaunen und wieder etwas tüchtiges umzuarbeiten finden; damit doch unſere hebräiſche Philologie, welche "auch nach Michaelis „Supplementen noch in den Kinderſchuhen ſteht" endlich — — auf Stelzen gehen lerne!?

Und dieſs wäre alſo die Methode oder vielmehr die Manier, durch welche Hr. *H.* den hebr. Sprachforſcher nicht in ein *wüſtes* oder *peträiſches* (wie, verſteht ſich, andere allzubehutſame Kenner der Wege und Spuren) ſondern in ein *glückliches Arabien* nach S. 105. führen will. Ihm ſind es furchtſame und ungeübte Sprachforſcher, die über die Vergleichung des hebräiſchen Zeitworts אנן mit חנן, חנה, (אנה, הנא) حنّ und أنّي die Achſel zucken ſollten. Denn "kaum hält Einer ſtrenger über die Geſetze und Regeln der Vergleichung, als *Er*. Aber *Er* kennt auch — die Ausnahmen von dieſen Regeln." Was wären aber dieſe Ausnahmen anders, als daſs Hr. *H.*, wenn er nach den wirklichen Geſetzen und Regeln der Vergleichung über die Bedeutung eines Worts nichts entdeckt, die Willkür ſich zum Geſetz macht und nach allen, auch den *entfernteſten* Aehnlichkeiten herumſieht, bis ihm Eine vor den Andern (noch dunklen Gefühlen) hier gefällt, für welche er ſelbſt und jeder Andere, der Buchſtaben verſetzen und vertauſchen kann, im nächſten Augenblick eine gleich gut gegründete andere Deutung, ja zehn ſtatt einer, aufbringen könnte? Von dieſer Möglichkeit iſt S. 57 ff. in der Würklichkeit ein ſonderbares Beyſpiel. Nachdem der Vf. אור aus dem Samaritaniſchen zu erläutern verſucht hat, fällt ihm plötzlich eine andere Deutung bey. Dieſe geht von den Worten: ja, ich glaube nunmehr — bis S. 59. zu den Worten. zwiſchen b. und c. Hierauf aber blieb dennoch ein Lob des Samaritaniſchen als einer Erklärungsquelle noch ſtehen, welches zu der S. 57. vorher gegebenen Erläuterung gehörte, das aber der Vf. doch auch nach dieſer langen epanorthotiſchen Unterbrechung nicht umſonſt geſchrieben haben wollte. Wenn ja das Unbekannte durch ſolche Mittel entdeckt werden müſste, durch welche alles Gewiſſe ſchwankend gemacht, vom Ungewiſſen aber nie etwas ſicheres entdeckt werden kann, ſo würden wir lieber, mit Michaelis ſagen: *malim haec, ut alia multa, ignorare*, als auf dem Wege des Vf. 111. ausrufen: *non ignorare praeſtat*. Da aber ſonſt Hr. *H.* zur hebräiſchen Sprachforſchung mit Sprachkenntniſs und Witz hinreichend ausgeſtattet iſt und deswegen ſchon ſo manche Stelle glücklich erläutert hat: ſo glaubt Rec. einer von ihm empfohlenen philologiſchen Anarchie um ſo beſtimmter widerſprechen zu müſsen, damit uns nicht künftig jedes Gute des Vf. zugleich an die chaotiſche Maſſe, welche der Witz aus der vom Zufall gegebenen Materie bloſs dem Scheine nach ordnet, verloren gehen möchte. Noch ſchlimmer wäre es, wenn Hr. *H.* ſein *Molimen* eines kleineren hebr. Handlexikons durch Befolgung dieſer Manier faſt ganz unbrauchbar machen würde.

Uebrigens begreifen wir am allerwenigſten, wie Hr. *H.* dieſe, einſt durch Joh. Förſter und Burkhard Rümmelin ſeel. Andenkens cultivirte, Manier überall als eine tief ausgedachte, mühſame Arbeit beſchreibt, und dagegen über diejenige zu lachen ſich anſtrengt, welche, wie Michaelis, zu einem hebr. Wort im Arabiſchen oder Syriſchen nur ein mit den ähnlichen Conſonanten geſchriebenes aufzuſuchen wiſſen. Es gehört doch wahrhaftig weder Kunſt, noch Mühe, noch Tiefſinn dazu, alle Buchſtaben eines Worts, ſo oft es geht, untereinander zu werfen und alsdann etwa רפא ſtatt אפר nachzublättern; nicht einmal Mühe aber iſt es, ſich ein *t* ſtatt *d* geſchrieben zu denken. Und der Vf. weiſs es ſich noch leichter zu machen. Selbſt dort, wo ihm Beyſpiele vermeyntlicher Verwechslungen der Buchſtaben nicht beyfallen, weiſs er ſich zu helfen. „Wie oft werden Nun und Jod, ſchreibt er S. 83. als *erſte* Stammbuchſtaben verwechſelt! *Warum nicht auch als Zweite?*" Und, unerachtet er hiezu weder ſeine ausführliche Sprachlehre, noch ſeine Formellehre, noch ſeine *Inſtitutio philologi hebraei*, noch ſein — erſt, ſo Gott will, nach andern Grundſätzen, zu ſchreibendes, hier aber zuweilen ſchon citirtes — hebr. Lexikon zum Beleg citiren kann, wird es ihm doch eben ſo leicht אֵישׁ aus אֱנֹשׁ als אֱנֹשׁ aus אֵישׁ zu deduciren. Da er S. 146. gegen Clericus ausruft: "Was würde doch ein Heyne „ſprechen, wenn er ſeine (?) lateiniſchen und griechiſchen Philologen ſo philologiſiren hörte" dachte er wohl nicht an die Probe, den Virgil nach der bisher beſchriebenen (wir ſagen nicht gerne: Hezelſchen) Manier zu interpretiren, welche der in dieſem ſo ſehr mislungenen Verſuch eines Wörterbuchs ſo oft mit ſtolzem Mitleiden behandelte — J. D. Michaelis in ſeiner Beurtheilung der Mittel, die hebr. Sprache wieder herzuſtellen, S. 68. bereits 1757. zum warnenden Beyſpiel entworfen hatte. In eben dieſer — vergeſſenen? — Schrift war ſchon die Theorie über verwechſelte oder verſetzte Buchſtaben faſt ganz (S. 70 ff.) entwickelt und beſtimmt, ausdrücklich aber dieſs gezeigt, *daſs darinn kein Erfindungsmittel der uns unbekannten Bedeutungen zu entdecken ſey!*

1) Wirzburg, b. Rienner: *Chreſtomathia Quinctiliana.* Quam claſſibus humanioribus accommodavit, notis variorum et ſuis, adjecta in ſermone patrio appendice auxit et dilucidavit Laur. *Blass* in Acad. Jul. Wirceb. Litt. hum. Profeſſor. 1793. 381 S. gr. 8.

2) Ebendaſ. *Anhang zur Erläuterung und Ergänzung der in Quinctilians Chreſtomathie aufgeſtellten Grundſätze* zum Gebrauche der rhetoriſchen Claſſen. 1792. XXII. und 203 S. gr. 8.

3) Berlin b. Maurer: *Ueber die Bildung des Gefühls für das Schöne auf öffentlichen Schulen.* Eine Abh. in der pädagog. Versammlung des königl. Seminariums f. gelehrte Schulen vorgelesen von Friedr. *Rambach*, Subrector des Friedrichswerderschen Gymnasiums. 1794. 160 S. 8. (10 Ggr.)

Wenn gleich die Rhetorik für uns nicht mehr den grosen Werth hat, den sie für die Römer haben muste; so bleibt uns dennoch die Obliegenheit, die schönen Rednerkünste in Schulen als Mittel zur Bildung des Verstandes und Geschmacks und zu andern bürgerlichen Zwecken nicht zu vernachläsigen. Die Vorschriften der Rhetorik werden aber am lautersten aus den Quellen des Cicero und Quinctilian geschöpft, und daher ist diese reichhaltige Quinctilianische Chrestomathie, welche noch durch die hinzugefügten Parallelstellen des Cicero ergänzt und erweitert worden, für die höhern Classen gelehrter Schulen sehr zweckmäsig. Aber eine Unbilligkeit scheint es uns zu seyn, dass der erste Herausgeber und Erläuterer dieser nun von *Blass* neu aufgelegten und verbesserten Chrestomathie, Bonav. *Andres*, Wirzb. 1782. gar nicht genannt ist. Der neue Bearbeiter hat Einiges in der Chrestomathie selbst geändert und weggelassen, was für den Zweck und überall für unsre Zeiten weniger Interesse hatte, und hat auch eigne Anmerkungen, vornehmlich Erläuterungen aus den neuern Theoristen, beygefügt, die aber nirgends von den Anmerkungen seines Vorgängers durch irgend ein Zeichen unterschieden werden. Bey dem literärischen Abschnitt des 10. Buchs hat er sich angelegen seyn lassen, die besten Ausgaben der Classiker beyzufügen; allein er ist dabey etwas flüchtig zu Werke gegangen. Wir vermisten z. B. *Schützens* Aeschylus, *Ernesti's* Callimachus, *Brunck's* Aristophanes und Sophokles, *Becks* Euripides, *Burmanns* Properz u. s. w. Von Cicero's Werken ist blos Ernesti's kritische Ausgabe angeführt. Von *Jani's* Horaz nur der erste Theil. Von *Heynens* Virgil u. Tibull blos die ersten Ausgaben. Der deutsche *Anhang* ist als ein erläuternder und erweiternder Commentar über die wichtigsten Abschnitte des Quinctilian anzusehen und enthält sehr brauchbare Materialien aus den classischen Schriftstellern dieses Fachs mit des Vf. eignen Gedanken und Zusätzen. Lobenswerth ist es auch, dass der Vf. zur Erweiterung literarischer Kenntnisse bey Jünglingen der Charakteristik der gr. u. röm. Schriftsteller im Quinctilian eine kurze Charakteristik der besten deutschen Schriftsteller in den Gattungen der Dichtkunst, Geschichte, Redekunst und Philosophie gegenüber stellte. Allein wir können nicht bergen, dass die Liste der hier angegebenen deutschen vorzüglichen Autoren doch gar zu mangelhaft und unvollständig ist. Denn obgleich der Vf. sich schon gegen einen solchen Einwurf verwahrt, indem er sagt: "es sey nicht seine Absicht, alle, sondern nur die zur Nachahmung für junge Leute brauchbarsten und die unschädlichen zu charakterisiren, auch nicht immer ganze Schriftsteller, sondern öfters nur, vorzüglich bey den Dichtern, ihre besten Stücke anzuzeigen," so lässt sich doch seine Unvollständigkeit mit diesen Entschuldigungen, die man ihm immer zugeben kann, nicht rechtfertigen. Um nur bey der Dichtkunst stehen zu bleiben, führt er von neuern deutschen Dichtern nur an: Bodmer, Haller, Hagedorn, Rabner, Gellert, Kleist, Ramler, Zachariä, Denis, Lessing, Gesner, Klopstock, Stollberg. Gellert und Lessing werden nur als Fabeldichter genannt. Dem Schauspiel scheint der Vf. nicht gewogen zu seyn. Es wird dessen gar nicht gedacht. Sind denn die in ihrer Art grosen Dichter, Göthe, Wieland, Gleim, Jacobi, Utz, Engel, Göckingk, Weisse, Bürger, Vos, Schiller etc. nicht auch, wenigstens Theilweise, für Jünglinge brauchbar und unschädlich?

N. 3. enthält sehr lesenswerthe Betrachtungen über das Studium der schönen Künste und Wissenschaften auf höheren Schulen. Die Ausbildung des Geschmacks soll uneigennütziges Wohlgefallen am Schönen hervorbringen, sie soll aber zugleich als Mittel zu höhern Zwecken, als Vorbereitung zu einer moralischen Denkungsart und zu den geselligen Tugenden der Freundschaft, der Liebe, des Mitgefühls dienen. Zwar gehört für die gemeinschaftlichen oder gelehrten Schulen nicht die Bildung des eigentlichen Künstlers, welcher in Kunstschulen erzogen wird; doch sollen in ihnen 1) in Rücksicht auf die bildenden Künste richtige Grundsätze zur Beurtheilung der Werke der bildenden Kunst verbreitet, aber 2) in Rücksicht der schönen Redekünste solche Anweisungen ertheilt werden, wodurch die Jugend nicht nur in den Stand gesetzt wird, solche Werke zu beurtheilen, sondern auch eigne Werke hervorzubringen und zu kritisiren. Die Phantasie mus in Thätigkeit gesetzt werden, nicht nur in die geniesende und beurtheilende, sonden auch in die schaffende. Beides geschieht durch Aufsätze von mancherley Art, wozu der Lehrer den Stoff gibt, und bey deren Beurtheilung er die Regeln der Kunst einwebt und entwickelt; es geschieht ferner durch Entwicklung vollendeter Muster des Schönen, die der Lehrer vor seinen Schülern anstellt, und alsdann von ihnen wiederholen läst. Auch schriftliche Kritiken werden als eine nützliche Uebung für Schüler empfohlen. Nach vielen solchen einzelnen Uebungen lassen sich die zerstreuten Bemerkungen in ein Ganzes von Regeln bringen. Der Vf. streut viele feine praktische Bemerkungen ein, die einen aufmerksamen und nachdenkenden Schulmann verrathen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 12. Julius 1794.

OEKONOMIE.

Leipzig, b. Kummer: *Kupferzell durch die Landwirthſchaft im beſten Wohlſtand*; v. Pfarrer *Mayer*. 1793. 391 S. 8.

Ein leſenswürdiges Buch. Es theilet ſich in V Abſchnitte. I. *Was Kupferzell ehemals war.* Hohenloh ſoll eines von den erſten Ländern ſeyn, die bevölkert worden; ſeine Bewohner müſſen früh dem Herumſchweifen oder der nomadiſchen Lebensart entſagt und ſich da fixirt haben, weil die Alten die Salzquellen zu Schwäbiſch Hall vorgefunden. Indeſſen aber können dieſe auch ſpät entdeckt worden ſeyn. II. *Was Kupferzell jetzt iſt.* Bey der freyen offenen und ebenen Lage, den durchgängig angebauten Fluren, den ausgetrockneten und in Wieſen verwandelten Teichen, wenigen Waldungen, geſundem Waſſer und andern die geſunde Luft befördernden Umſtänden muſs allerdings die Sterblichkeit geringer ſeyn, als in mehrern andern Gegenden; doch iſt die Bemerkung des Vf. ſelten, daſs er in 46 Jahren ſeines Pfarramtes in Kupferzell keine 12 Kinder beerdigt habe, die an den Blattern ſtarben. Er ſagt ferner: daſs gar ſelten eine epidemiſche Krankheit ſich da einfinde; daſs niemals ein hitziges Fieber daſſelbſt graſſiret, nur einmal das faule Fieber, wobey aber von 50 Kranken kaum 10 geſtorben ſeyn; daſs die Auszehrung eine ſeltene Krankheit ſey: daſs, als einsmals eine Soldatenfrau die ungariſche Krankheit, die an die Peſt gränzte, aus dem Feldlager dahin gebracht, 7 Perſonen in einem Hauſe daran auf einmal lagen, niemand weiter, als der Chirurgus angeſteckt worden, und dieſer nebſt 3 von den 7 Kranken daran geſtorben ſey. — Er bemerkt ſeit 50 Jahren her eine ziemliche Abnahme der körperlichen Gröſse der Einwohner, die jedoch ſtark und robuſt ſeyn, und ſchreibt ſolches dem frühen Anhalten der Kinder zur Arbeit zu, welche wohl den Stillſtand verurſachen, aber feſtere Sehnen und Nerven ſchaffen mag, indem ſie ſolche verkürzt. In einem Zeitraum von 420 Jahren berechnet er aus den Kirchenbüchern im Durchſchnitt, von 36 Lebenden jährlich 1 Verſtorbenen, und die Vermehrung der Gemeine beſtehet vom Jahr 1750 her in 1516 Perſonen. — Der Rindvieh- und Hammelhandel trägt der Gegend von 12 bis 15 Stunden Länge und 6 Stunden Breite jährlich über 2½ Millionen Gulden ein. III. *Durch welche Mittel Kupferzell das wurde, was es jetzt iſt.* Dazu rechnet er 1) die *Religion*, (ein Inbegriff aller Regeln, die zeitlich und ewig beglücken:) der erſte Grund alles Wohlſtandes. Je reiner ſie ein Staat beſitze und ausübe, deſto glücklicher ſey er. Dieſen Punkt führt der Vf. gut aus, zeigt, wie beſſere Schulen, Selbſtdenkenlernen des Landmanns, Verſcheuchung des Aberglaubens u. ſ. w. einen groſsen Einfluſs in das Wohl eines Staats habe. Näher und ſehr paſſend erklärt er ſich darüber in dem IV Abſchnitte. — 2) Das *Eigenthumsrecht* beym Güterbeſitz. 3) *Vertheilung der Gemeingüter.* 4) *Vertheilung der groſsen Höfe in kleinere.* 5) *Abtheilung der Wohnplätze*, um den entfernten Gütern nahe zu liegen. 6) Abſchaffung der Weidgänge und *Einführung der Stallfütterung.* 7) Die *Ochſenmaſt*, die nicht nur ſtarken Geldgewinn, ſondern auch vielen Dung, die Aecker in höchſten Ertrag zu bringen verſchaffe. 1. Morgen (groſses Maas zu 256 Quadrat Ruthen, die Ruthe 16 Nürnberger Fuſs) erträgt 8 Schober (Fuder, Schock, ſind 60 Gebund) Getraide. — Ein ſehr ſtarker Ertrag. 8) *Das Beführen der Aecker mit Mergel.* — Eine für den Feldbau intereſſante Erzählung der Naturgeſchichte der daſigen Fruchtfelder. 9) *Die Tüchtigkeit des Bodens* zum Anbau faſt aller gewöhnlichen Producte. 10) *Der Bau der Wicken*, welche dort geſchroten, die Hauptſache der Mäſtung ausmachen, und dann die *Gerſte*, die eben ſo gefüttert wird. 11) *Heu und Grummet* von fetten Wieſen, und *Klee* zu grünem Futter für Melk- und Arbeitsvieh. 12) *Der Gyps*, (um welche Dungart ſich der Vf. längſt ſehr verdient gemacht hat.) 13) Der *Verkauf der Cameralgüter an die Bauern.* 14) *Verkauf der Schäfereyen zu die Unterthanen.* 15) Der *Kartoffelbau.* 16 u. 17) *Ein nicht übertriebener, moraliſch guter Luxus* u. ſ. w. — Frohndfreyheit; Chauſſeen; ebene geſunde Lage. u. ſ. w. IV. *Kupferzell nutzt alles zu ſeinem Wohlſtand freywillig und ohne Zwang.* — Hier werden ſämmtliche Punkte der vorigen Abtheilung nach derſelben Ordnung der Numern weiter ausgeführt. V. *Was Kupferzell noch zu mangeln und abzugehen ſcheint, ſeinen Wohlſtand ganz zu vollenden.* — Dazu rechnet er in allgemeiner Anwendung und überhaupt in den Staaten 1) *beſſere Religionslehrer in Schulen und der Kirche*: bey jenen, daſs ſie nicht bloſs den Katechismus herbeten könnten, ſondern auch etwas von Naturlehre, Naturhiſtorie, Feldmeſskunſt, von den Gründen der Landwirthſchaft oder der Künſtenlehre, und den dem Land- und Hauswirth, dem Bauren und Bürger nöthigen Wiſſenſchaften überhaupt verſtehen ſollten. Bey den Kirchenlehrern tadelt er, daſs ſie allermeiſt zur Abſicht der Religion nur die Glückſeligkeit der Zukunft nach dem Tode annehmen, und die Religion nicht als einen Inbegriff aller Regeln anſehen, durch deren Beobachtung die ganze Glückſeligkeit der Menſchen befördert werden ſoll: daſs kaum 10 von 100 die Glückſeligkeit dieſes Lebens als den einen Haupttheil der Seligkeit anſehen, worauf ſie unterrichten ſollten: 2) beſſe-

beſſere Beamten, die ſich als Väter der Unterthanen ihres Fürſten bezeigen, ihre ganze Lage kennen, und ihr Gewerb von Grund aus verſtehen: 3) *Die Wegſchaffung der Vampiren, der Juden*, und die Beſchränkung anderer, nemlich der vorzüglich Reichen einer Gemeine, die den Mittelmann und Aermern drücken: 4) Was er hier von den *Abgaben* an die Herrſchaft ſagt, iſt local: 5) *Beſſere Polizey im Kirchenweſen*, Abſchaffung der Feyertäge u. ſ. w. der koſtſpieligen Pathengeſchenke, Todtenkränze u. ſ. w. in *der bürgerlichen Polizey*, Abſtellung koſtſpieliger Hochzeit, Tauf- und Todtenſchmäuſe, des liederlichen Bettelns durch Arbeits- und Zuchthäuſer: Errichtung der Brandaſſecurationen. — Das Uebrige von der Viehzucht iſt local. — Beherzigung verdient, was er von Verführung unbemittelter Mädchen ſagt. — Die *Feldpolizey* vergiſst der Vf. ganz. Dieſs hätte um ſo weniger geſchehen ſollen, da von ihr öfters die Aufnahme der Landwirthſchaft abhängt, und man in vielen Gegenden auf dem Felde nichts ſicher haben kann, auch in dem Anbau der Producte ſelbſt, manche Geſetze und beſſere Aufſicht nöthig wäre. — Uebrigens hat der Vf. die Seitenhiebe auf Hn. *Stumpf* in der Vorrede abgerechnet, viel Belehrendes und Schönes für das Geſammte der Landwirthſchaft und Oekonomie geſagt.

STRALSUND, b. Struks Witwe: *Anweiſung über den Blumengarten nach den bisher bekanntgewordenen beſten Behandlungsarten.* 1793. 774 S. 8. (1 Rthlr. 20 Gr.)

Dieſes reichhaltige Werk, eine Fortſetzung der Abhandlung über den Küchengarten, kann ein brauchbares Handbuch für die Garten- und Blumenfreunde ſeyn. Es enthält 3 Abtheilungen, nebſt einem Monatskalender, oder die monatliche Anweiſung zur Wartung des Blumengartens. In dem 1 Abſchnitt wird theils überhaupt von Anlegung und Zubereitung des Blumengartens, der Beete und deren Beſetzung u. ſ. w., von Blumentöpfen und Geſchirren: vom Begieſsen, Durchwintern der Blumen und Gewächſe im Freyen und im Hauſe, theils insbeſondere von Behandlung der Blumen, die in alphabetiſcher Ordnung aufgeſtellt ſind, geredet. Die 2 Abth. enthält Bemerkungen und Regeln für diejenigen Gartenfreunde, welche mit dem Blumengarten zugleich den Anbau von Küchengewächs und Obſt verbinden, wobey die für die Haushaltung nützlichen Gewächſe auch nach alphabetiſcher Ordnung angeführt ſind, und von ihrer Durchwinterung in lüftigen Kellern; der Samenerziehung; den Mitteln gegen einiges Gartenungeziefer u. ſ. w. abgehandelt wird. Die 3 Abtheilung zeigt die Anzucht der Sommergewächſe und einjährigen Blumen, theils im Allgemeinen, theils insbeſondere wieder in alphabetiſcher Ordnung. Dann folgt der Blumengartenkalender.

Warum der Vf. in der er 1 Abth. das bisweilen gebräuchliche Belegen der Blumentöpfe mit Schnee, bey den im Hauſe zu überwinternden Blumen, als durchaus untauglich verwirft, davon gibt er keine überzeugenden Gründe an. Rec. findet es in der Erfahrung beſſer, (es ſey bey einem kalten oder warmen Winter), als das öftere Begieſsen, das entweder die Pflanzenwurzel bey warmer Winterluft leicht in Trieb, oder bey kalter in Verderbniſs bringen kann. — Das Garteninſtrument des Blumenhebers oder Gurken- und Melonenbohrers, ſo wie auch des Blumenbegieſsers in Form eines Zuckerhuts iſt nicht hinreichend deutlich beſchrieben, um den Blumenfreund in Stand zu ſetzen, ſie darnach verfertigen laſſen zu können. Eine Zeichnung wäre hier gar dienlich geweſen, im Fall ſie von vorzüglichen Nutzen ſind. — Die untrügliche Methode des Einſchlämmens der zu verſetzenden Pflanzen und Gewächſe iſt ſehr gut gezeigt, ſo wie auch die Anlegung der Miſtbeete. Die Behandlung der Nelken iſt ſehr vollſtändig gelehrt, ſo, wie es auch dieſe beliebte Blume verdient und erfodert; jedoch iſt vergeſſen, bey dem Ablegerbereiten, und der Anweiſung, wie die *Nelkenſtecklinge* zu machen, die Zeit zu beſtimmen, *wenn* ſolches geſchehen ſoll. Wenn gleich vorauszuſetzen iſt, daſs ſie eben die ſey, in welcher die Ableger durch Einſchnitte gemacht werden: ſo will doch der Laye, der noch nichts davon weiſs, in ſolchen Hauptpunkten deutlich verſtändiget ſeyn. — Die Rubrik von der *Reſeda odorata* ſollte etwas vollſtändiger ausgeführt ſeyn; auch gleicht ihr treflicher Geruch mehr der aromatiſchen Traubenblüthe als der Märzviole. — In der 2 Abth. iſt die Melonenpflanzung vorzüglich gut beſchrieben. — Die Mittel wider die Ameiſen und Erdflöhe ſind unzureichend, und den Ohrwurm mit einer Schale Waſſer vom Nelkentopf abhalten zu wollen, wäre ganz vergeblich: die Urſache wird der Vf. einſehen, wenn er einem Ohrwurm die halben Flügeldecken mit einer Nadel lüftet und die künſtlich zuſammengefalteten groſsen runden Flügel hervorziehet. — Sein Raupen- und Schmetterlingsfang wird eben ſo wenig fruchten, als die Beſchützung der Weintrauben mit Spinneweben. — Die Judenkirſche, *Phiſalis Alkekengi*, ſcheint er nicht vollkommen zu kennen. — Das Eberhahniſche Obſtverzeichniſs iſt ſo erbärmlich abgedruckt, daſs faſt kein franzöſiſches Wort richtig, manches gar nicht zu entziffern iſt; beſſer das Herrnhauſiſche. Die 3 Abth. lehrt leichtere oder geringere Arten von Miſtbeten; und die Anpflanzung der Sommergewächſe, in deren alphabetiſchen Verzeichniſs viele in dem vorhergehenden Abtheilungen vorkommen. — Der Stechapfel (*Datura*) der ſelbſt am Geruch giftig iſt, hätte hier wegbleiben können. — Bey dem Gartenkalender wären die wenigen Rubriken von Küchengewächſen füglicher beſonders und nach den Blumen geſetzt worden; überhaupt aber hätte dem Titel getreu die Vergroſserung des Buchs durch das hin und wieder eingeſchaltete vom Küchengarten, das doch unvollſtändig iſt, und im Ganzen nichts ſagen will, ganz wegbleiben können, wie auch die häufigen Sprachfehler und veraltete Orthographie, z. B. mit *die* (den) Anemonen: die Erde, welche für *ihnen* (ſie) gehöret: wo an *denen* (den) Ranunkeln u. ſ. w. blühen *im Junii* (im Junius:) es fehlet an *ein* (einem) *richtiges* (richtigem) Verzeichniſs derſelben: bis *zu die* 4 *Fuſs* (bis auf 4 Fuſs) abgekürzt: aus *die* (den) Kernen erzogen u. ſ. w. Das Regiſter iſt brauchbar und war unumgänglich nöthig.

VER-

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, b. Nicolai: *Gotthold Ephraim Leſſings ſämmtliche Schriften.* Sieben und zwanzigſter Theil. — Auch unter dem beſondern Titel:

G. E. Leſſings Briefwechſel mit Karl Wilhelm Ramler, Joh. Joach. Eſchenburg und Friedr. Nicolai. Nebſt einigen Anmerkungen über *Leſſings* Briefwechſel mit *Moſes Mendelsſohn.* 1794. XVIII u. 520 S. 8. (1 Rthlr. 16 Gr.)

Der würdige Hr. *Nicolai* hat in der letzten Meſſe das Publicum mit einem ſchätzbaren Werke *ſeines* Geiſtes und auſserdem noch mit dieſer Brieffammlung, an welcher auch ſein Verdienſt nicht gering iſt, beſchenkt. Die Sorgfalt, mit welcher man Leſſings Nachlaſs aufſucht, ſammelt und commentirt, die Achtung des Publicums gegen dieſe Reliquien, das Intereſſe, womit man alles, was ſich auf Leſſing bezieht, aufnimmt, dieſs alles beweiſst auf eine unzweydeutigere Art, dafs unſre Landleute vaterländiſches Verdienſt zu ſchätzen wiſſen, als es durch ſteinerne Denkmäler geſchehen könnte.

Hr. *N.* hat dieſe Brieffammlung nicht ohne alle Läuterung und Mitgabe in die Welt hinausgeſtoſsen. Es verſteht ſich, dafs er als ein Mann, der Achtung für das Publicum hat, dasjenige, was nicht für das Publicum gehörte oder dieſem nicht wichtig genug ſcheinen möchte, wegliefs. Doch hat er mit Recht auch viele ganz particuläre Stellen ſtehen laſſen, die zunächſt nur den Empfänger der Briefe intereſſirten, die aber doch durch ihre Form und Einkleidung, durch die witzige und feine Art, wie Leſſing kleine Aufträge gab, ökonomiſche Beſtellungen machte, ſich bey häuslichen und Privatvorfallen benahm u. ſ. w., ein allgemeineres Intereſſe erhalten und ein ſprechendes anziehendes Bild von Leſſings Individualität geben. Allein, da ein Briefwechſel zwiſchen vertrauten Freunden eine Menge Stellen, Anſpielungen, Anekdoten und Winke enthalten muſs, welche nur dieſen Freunden ſelbſt oder höchſtens den Zeitgenoſſen oder denen, welche in denſelben Verhältniſſen ſtanden, bekannt ſeyn können: ſo würden viele Stellen einer ſolchen ins Publicum geſchickten Brieffammlung dem Leſer unverſtändlich ſeyn und verloren gehen, wenn ſie nicht von einem unterrichteten Herausgeber mit Erläuterungen verſehen würden. Solche nöthige Erläuterungen hat denn Hr. *N.* auch dieſen Briefen beygefügt, die keinen ſachkundigern Commentator hätten erhalten können. In einem Supplement kommen auch noch eine Anzahl Anmerkungen zu *Moſes Mendelsſohns* im J. 1789 gedruckten Briefwechſel mit Leſſing hinzu.

Ramler und *Eſchenburg* theilten dem Herausg. *Leſſings* Briefe an ſie mit. Der Letzte verfaſs die an ihn gerichteten Briefe ſelbſt mit den nöthigen Anmerkungen; ſo wie er auch die Briefe an *Ramler* mit einigen kleinen Anmerkungen begleitete. Der Briefe an *Ramler*, von 1755 bis 1779 iſt zwar nur eine kleine Zahl, aber ſie haben viel Anziehendes durch den herzlichen, freundſchaftlichen Ton, der in ihnen herrſcht, durch viel Laune und Witz und durch feine Urtheile und Charakterzüge. Die Achtung, die Leſſing überall für *R's.* poetiſche Talente an den Tag legt, iſt muſterhaft. Er ſchickte ihm gewöhnlich ſeine poetiſchen Producte in der Handſchrift zu, und lieſs ſie von ihm kritiſiren und verbeſſern. So machte er es noch mit ſeinem letzten Werke: Nathan der Weiſe. Als Leſſing ſeine Sinngedichte in Berlin drucken lieſs, ſchickte er das Mſcr. an *R.*, bat ihn auszuſtreichen, was gar zu mittelmäſsig ſey, und wo ein Epigramm ſich in der Geſchwindigkeit noch ein wenig mehr aufſtutzen laſſe, ihm dieſe Verbeſſerung zu geben. Die Handſchrift wurde nun, ohne dafs ſie Leſſing ſich wieder zurückſchicken lieſs, nach Ramlers Abänderungen gedruckt; denn Leſſing äuſsert an einer Stelle, dafs er Ramlers Verbeſſerungen blindlings annehme.

Die Briefe von *Eſchenburg* von 1772 bis 1780 ſind auch nicht zahlreich. Der Beſitzer erklärt, dafs er einen wenigſtens noch dreymal ſo groſsen Vorrath derſelben habe, deren Inhalt aber theils fürs Publicum nicht intereſſant ſey, theils in anderer Rückſicht keine öffentliche Bekanntmachung vertrage. Die hier abgedruckten beziehen ſich faſt alle auf Literatur. Aber unter den jüngſten ſind einige ſo charakteriſtiſche, dafs wir uns nicht enthalten können, einiges Merkwürdige aus ihnen auszuheben. Gleich nach dem Tode ſeines neugebornen Sohnes, als die Mutter hofnungslos darnieder lag, ſchrieb *L.* an *E.* 3 Jan. 1778: „Ich ergreife den Augenblick, da meine Frau ganz ohne Beſonnenheit liegt, um Ihnen für Ihren gütigen Antheil zu danken. Meine Freude war nur kurz. Und ich verlor ihn ſo ungern, dieſen Sohn! Denn er hatte ſo viel Verſtand! ſo viel Verſtand! — Glauben Sie nicht, dafs die wenigen Stunden meiner Vaterſchaft mich ſchon zu ſo einem Affen von Vater gemacht haben? Ich weifs was ich ſage. — War es nicht Verſtand, dafs man ihn mit eiſernen Zangen auf die Welt ziehen muſste? dafs er ſo bald Unrath merkte? — War es nicht Verſtand, dafs er die erſte Gelegenheit ergriff, ſich wieder davon zu machen? — Freylich zerrt mir der kleine Ruſchelkopf auch die Mutter mit fort! — Denn noch iſt wenig Hofnung, dafs ich ſie behalten werde. — Ich wollte es auch einmal ſo gut haben, wie andere Menſchen. Aber es iſt mir ſchlecht bekommen.“ Da *E.* die ſonderbaren Aeuſserungen dieſes Briefs für die Sprache der Verzweiflung gehalten hatte: ſo entgegnete ihm *L.* d. 7 Jan. „Nicht Verzweiflung, ſondern vielmehr Leichtſinn iſt mein Fehler, der ſich manchmal nur ein wenig bitter und menſchenfeindlich ausdrückt.“ Den 10 Jan. „Meine Frau iſt todt; und dieſe Erfahrung habe ich nun auch gemacht. Ich freue mich, dafs mir viele dergleichen Erfahrungen nicht mehr übrig ſeyn können zu machen; und bin ganz leicht.“ 14 Jan. „Geſtern Morgen iſt mir der Reſt von meiner Frau vollends aus dem Geſichte gekommen. — Wenn ich noch mit der einen Halfte meiner übrigen Tage das Glück erkaufen könnte, die andre Hälfte in Geſellſchaft dieſer Frau zu verleben; wie gern wollte ich es thun! Aber das geht nicht; und ich muſs nur wieder anfangen, meinen Weg allein ſo fort zu duſeln. Ein guter Vorrath von Lauda-

num literariſcher und theologiſcher Zerſtreuungen wird mir einen Tag nach dem andern ſchon ganz leidlich überſtehen helfen."

Leſſings Briefwechſel mit *Nicolai* iſt hier nicht einſeitig abgedruckt, ſondern es ſind auch Nicolai's Antworten, ſo viele ſich noch unter den Leſſingſchen Papieren gefunden haben, beygefügt. Dieſs giebt eine vollſtändigere Ueberſicht des Ideentauſches dieſer Männer, macht das Ganze weit verſtändlicher und auch für den Leſer, der bey Briefen ohne Antworten immer nur Fragmente zu leſen meynt, weit genieſsbarer. Dieſer der Anzahl und dem Gehalt nach reiche Briefwechſel von 1756 — 1777 kann als ein wichtiger Beytrag zur deutſchen Cultur- und Literaturgeſchichte dieſer Periode angeſehen werden. *L.* und *N.* ſtanden mit einander in freundſchaftlichen, literariſchen und kaufmänniſchen Verhältniſſen, welches ihren ſchriftlichen Unterhaltungen eine groſse Abwechslung und Mannichfaltigkeit gibt. Man findet nicht nur einen beſtändigen Austauſch von Neuigkeiten, Berichten, Literarnotizen, ſondern auch eine vorzüglich in den frühern Jahren ſehr lebhaft unterhaltne Auswechslung eigner Ideen, die ſich groſsentheils auf die Philoſophie der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften, vornehmlich der dramatiſchen Poeſie, bezieht. Man hört ein paar vertraute Freunde ſprechen, die ſich einander ganz zeigen, wie ſie ſind, die ſich ihre wechſelſeitigen Meynungen, Hofnungen, Wünſche, Plane ohne Rückhalt mittheilen, mit edler Offenheit einander tadeln und widerſprechen, ſich oft über einander luſtig machen, und die über alles mit Witz und Laune ſprechen! In den von *N.* beygefügten Erläuterungen findet man die intereſſanteſten Bemerkungen über die wechſelſeitige Thätigkeit, die Unternehmungen, Schickſale und Verhältniſſe des Leſſingiſchen Cirkels und über alle die Gegenſtände, welche *N.* und *L.* in den Kreis ihres Briefwechſels hineingezogen haben. Auch die Liebhaber von Anekdoten werden hier ſehr gut unterhalten. Die edle und eines geraden Mannes ſo würdige Freymüthigkeit, mit welcher *N.* ſo manche damals ganz unſchuldige, in der gegenwärtigen inquiſitoriſchen Decade aber leicht verdächtig zu machende, Aeuſserung aus ſeinen ältern Briefen hat abdrucken laſſen, müſſen wir zu ſeiner Ehre erwähnen. In das einzelne bey dieſer Anzeige zugehen, halten wir für unnöthig, da ein Werk wie dieſes ohnehin ganz geleſen werden muſs und wird.

KLEINE SCHRIFTEN.

LITERARGESCHICHTE. *Jena*, b. Göpferdt: *Diſſertatio inauguralis med. de Aſclepiade Bithyno — auctore Chr. Gottl. Gumpert.* 1794. 39 S. 8. Bey dem jetzt aufs neue belebten und mit dem glücklichſten Erfolg betriebenen Studium der Geſchichte der Medicin verdiente Aſklepiades, der ſich zu einem Vereinigungspunkt der empiriſchen und methodiſchen Schule zu machen wuſste, und durch die Epikuriſche Philoſophie geleitet zu den einfachen Naturwegen aufs neue zurückkehrte, gewiſs eine neue Unterſuchung. Zwar haben ſchon früher zwey gelehrte italieniſche Aerzte, *Bianchini* und *Cocchi*, ihr Heil an ihm verſucht, und Hr. Prof. *Ackermann* hat ganz neuerlich in dem nur zu früh abgebrochenen *Witwerſchen* Archive in den *Beyträgen zur Geſchichte der Empiriker* ſehr intereſſante Bemerkungen über ihn mitgetheilt. Allein noch immer blieb der Wunſch übrig, daſs die beym Sextus Empirikus, Galen, Aretaeus und andern zerſtreuten Fragmente dieſes ſcharfſinnigen Arztes mit kritiſcher Genauigkeit geſammelt, und aus ihrer Zuſammenſtellung ſeine *κυριαι δοξαι* rein vorgetragen würden. Dieſen Wunſch gedenkt Hr. D. *G.* in einem eigenen Werke zu erfüllen, wozu er hier in dieſer akademiſchen Probeſchrift gleichſam nur die Prolegomena liefert, die in vier Capiteln von andern Aerzten, die auch den Namen Aſklepiades führten, von den Lebensumſtänden des Bithyniſchen Aſklepiades, von ſeinen Schriften, und der literariſchen Aufklärung der Römer im Zeitalter des Aſklepiades handeln. Ueberall zeigt der Vf. eine vertraute Bekanntſchaft mit den beſte Quellen, und eine weitläuftige Beleſenheit, die uns zu vielen Erwartungen auf das Hauptwerk ſelbſt berechtiget, und in dem Vf. einen neuen Bearbeiter der mediciniſchen Philologie erkennen läſst. Wenn der Vf. S. 39. gegen die Bemerkung *Sprengels* in der Geſch. der Arzneykunde: „daſs Aſklepiades das Epikuriſche Syſtem auch darum gewählt habe, weil er es der damals herrſchenden Stimmung in Rom angemeſſen fand," erinnert, daſs es damals noch wenig Epikuräerin Rom gegeben habe, ſo würde wohl ſelbſt aus dem Gedichte Lucrez und aus ſo vielen deutlichen Stellen beym Cicero z. B. de Fin. I, 7. das Gegentheil leicht bewieſen werden können. Die unter den Adrian und ſeinen nächſten Nachfolgern ſo häufig vorkommenden Aſklepiaden hätten gleich im erſten Abſchnitte wohl auch noch eine tiefergehende hiſtoriſche Unterſuchung verdient. Das mit Schwärmerey und Wunderglauben aller Art erfüllte Zeitalter glaubte aufs neue an die Tempel- und Wunderkuren der Aeſkulapiuspriester, die zu Pergamus und andern kleinaſiatiſchen Städten ungewöhnlichen Zulauf hatten. Daher auf einmal die Vervielfältigung des Namens Aſklepiades.

Das zu dieſer Diſputation geſchriebene Einladungsprogramm des geh. Hk. *Gruner* behandelt auch einen literariſchen Gegenſtand unter den Titel: *Catalogus bibliothecae Graecae* 16 S. 8. Man findet hier einen Theil eines griechiſch geſchriebenen Verzeichniſſes der Bibliothek des Cardinal Beſſarion aus der Mitte des 15 Jahrhundert das Hr. G. bey ſeinem ehemaligen Aufenthalte in Breslau in der dortigen Bibliothek beym Eliſabethanum abzuſchreiben Gelegenheit fand. Da hier nur der Theil des Verzeichniſſes vorzüglich geliefert wird, der die griechiſchen Aerzte angeht: ſo wäre ſehr zu wünſchen, daſs es dem jetzigen gelehrten Vorſteher dieſer Bibliotkek, dem Hn. Rector *Scheibel* gefallen möchte, uns dies ganze Verzeichniſs unverkürzt mitzutheilen. Vielleicht iſt dieſer Wunſch auch ſchon in der von ihm angekündigten Beſchreibung dieſer an literariſchen Alterthümern ſo reichen Bücherſammlung wirklich erfüllt worden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 14. Julius 1794.

ERDBESCHREIBUNG.

KIEL, in d. Schulbuchh.: *Ueber die wahre Lage des alten Oſtgrönlandes*, durch *H. P. von Eggers*. Mit zwey Karten. 1794. 116 S. 8.

Allerdings verdiente dieſe kleine Schrift aus dem vierten Bande der Preisſchriften der däniſchen ſtaatswirthſchaftlichen Geſellſchaft überſetzt zu werden, weil ſie über einige bisher dunkle oder ganz verſtellte Punkte der alten nordiſchen Geographie ein ſo helles Licht verbreitet. Ihr Vf. zeigt darin, daſs man die alten nordiſchen Colonien in Grönland, nicht wie bisher geſchehen, auf der von Eisfeldern verſchloſſenen *öſtlichen*, ſondern auf der jetzt hinlänglich bekannten weſtlichen, Küſte ſuchen müſſe. Er erläutert ferner darin des venetianiſchen Ritter Zeno um 1380 angeſtellte Fahrt nach den Nordländern, wodurch die Namen Friesland, Eſthland Eſtetiland etc. eine geraume Zeit in unſre Erdbeſchreibungen verpflanzt wurden. Grönland fällt vom äuſserſten Norden ſüdweſtlicher ab, als man bisher geglaubt hat; dies wird aus isländiſchen Annalen und neuern däniſchen Unterſuchungen von 1786 und 89 bewieſen. Wir ſchreiben abſichtlich des Vf. Beweisſtellen nicht ab, weil ſie jeder Leſer in der Urſprache und überſetzt in der Schrift ſelber prüfen kann. Uns haben ſie wenigſtens überzeugt, um ſo mehr, da der Vf. Zeit und Umſtände angibt, wie es gekommen, daſs man jene weſtlichen Colonien nach der Oſtſeite verſetzte, der Isländer Erichs, der zuerſt Grönland bekannt machte, ſegelte um Kap Farwel, und lieſs ſich auf der weſtlichen Küſte nieder. Hvarf, das er umſegelte, liegt nicht, wie Egedes Karte (in ſeinen Nachrichten von Grönland, Kopenh. 1790.) angibt, auf der öſtlichen Küſte unter 66 Gr. nördlicher Br.; ſondern er fand unter dieſem Namen die Inſelgruppe Kitſikſut in der Nachbarſchaft der ſüdweſtlichen Küſte. Egedes Karte iſt bey Prüfung der hier mitgetheilten Nachrichten gar nicht zu brauchen; daher hat der Vf., um die von den Normännern angebaute Küſte deſto beſſer zu überſehen, des Aſſiſtenten Arctanders Karte dieſer Gegend nachſtechen laſſen, der 1777 von der grönländiſchen Handelsdirection ausgeſandt wurde, den Diſtrict Julianenshart zu unterſuchen. Dieſe Karte ſtellt die weſtliche Küſte von Grönland vom 59 bis 62ſten Gr. vor, und um die Ueberſicht zu erleichtern, iſt ſie hier zweymal geſtochen, einmal mit den Namen, welche die alten Normänner ihren Wohnplätzen gaben, und hernach mit den heutigen grönländiſchen und däniſchen Benennungen eben dieſer Gegend.

Altisländiſche Zeugniſſe ergeben, daſs das Eis, welches gegenwärtig die öſtliche Küſte unzugänglich macht, damals ſchon dieſelbe verſchloſs, und den Schiffenden gefährlich war. Neuere Unterſuchungen der weſtlichen Küſte haben dort eine Menge Ruinen, lange Mauern, Steinpflaſter etc. entdeckt, die von cultivirten Bewohnern zeugen, und gerade enthält die Nachbarſchaft dieſer Ruinen die beſten Holzungen und Weideplätze, welche die alten Landesbeſchreibungen angeben. Ueberhaupt ſtimmt die heutige Lage der Inſeln, Buchten und Vorgebirge des ſüdweſtlichen Grönlands mit den alten Nachrichten aufs vollkommenſte überein. Arngrim Jonſon, der 1643 in ſeinem *Specimine Islandiae* Grönland und deſſen Entdeckung beſchrieb, verſetzte die nordlichen Colonien zuerſt nach der Oſtküſte. Ihm folgte hernach Torfaeus, wie ſeine vierte Karte beweiſt, die hernach von allen Geographen copirt wurde, ob er gleich auf der erſten dieſe Volkpflanzungen auf der ſüdlichſten Küſte annimmt.

Weil die nordiſchen Coloniſten mit dem Anfange des 15ten Jahrhunderts gewiſſermaſsen verſchwanden, oder von ihren heidniſchen Nachbarn beraubt, erſchlagen, und der Ueberreſt weggeführt wurden, ſo glaubt Hr. v. E., dieſe Feinde könnten wohl Zichmis Heere geweſen ſeyn, der, nach Zeno's Bericht, Friesland und Grönland bezwang. Dieſer Meynung können wir aber unmöglich beypflichten, da weder in der isländiſchen noch ſchottiſchen Geſchichte um dieſe Zeit ein Eroberer ähnlichen Namens, oder ein dieſem ähnlicher Seeheld erſcheint. Dieſe Hypotheſe indeſs gibt dem Vf. Gelegenheit, ſich über Zeno's unerklärte Seereiſe zu verbreiten, und ſehr viele von ſeinen fabelhaften Ländern, die Hr. *Forſter* in ſeiner *Geſchichte des Nordens* zu beſtimmen ebenfalls verſuchte, mit ſeltenen Scharfſinn zu erklären. Ihm half dabey vorzüglich eine Zeichnung von Zeno's Karte, die er vom Abt *Morelli* aus der Marcusbibliothek in Venedig erhielt, die hier nach verjüngtem Maaſsſtabe mitgetheilt iſt. Zeno's Namen der däniſchen Inſeln und der norwegiſchen Ortſchaften laſſen ſich, nach unſers Vf. Erklärung, nun ſehr gut herausfinden, weil manche falſch gehört oder bloſs verſchrieben waren. Auch die meiſten benachbarten Inſeln hat Hr. *v. E.* glücklich errathen. Lo Papia nordwärts von Schottland bezeichnet die Papainſeln. Unter Ehſtland verſtand Zeno die Shetlandinſeln, wie verſchiedene noch vorhandene Namen auf derſelben beweiſen, ungeachtet er ſie für feſtes Land hielt. Friesland iſt aus Färisland, Färoer, corrumpirt. Podelida wiſſen wir nicht zu erklären. Daſs Zeno unter dieſem Namen eine von den Färoern verſtanden haben ſoll, will uns nicht einleuchten. Noch weniger, daſs bey ihm *Icaria* Neufundland bedeuten könne. *Icaria* liegt den Färoern zu nahe, und Neufundland ward

von den erſten Entdeckern des 16ten Jahrhunderts noch für einen Theil des feſten Landes von Amerika gehalten. Dies zeigt unter andern Diego Riberos Weltkarte von 1525, welche er nach der bekannten Demarcation von 1494 verfertigte. Hier iſt Neufundland eine Art von Halbinſel, deren öſtliche Küſte verſchiedene Namen führen, und wo unter 50 Grad die Isla Bacalloes erſcheint. Bey Island lehrt der Augenſchein, daſs die 7 von Zeno dazu gerechneten Inſeln nichts anders ſind, als der *Auſtfirdingafiordungr* oder das Viertel der öſtlichen Buſen. Zeno's Grislanda ſind die Weſtmanneyer. Er kennt auch die beiden biſchöflichen Sitze Holum (Olenſis) und Skalholt (Scalodin). Grönland hat Hr. *v. E.* zu erläutern nicht für nöthig erachtet. Es erſcheint hier wie ein wenigſtens 5 Grad nordwärts Island mit Norwegen zuſammenhängendes Land, wie es mehrere alte Karten, ſelbſt die dritte bey *Torfaeus Gronlandia antiqua* zeigen. Uns ſind dabey die vielen Namen der Flüſſe und Vorgebirge ganz unbegreiflich, die Zeno dort auf der öſtlichen und weſtlichen Küſte weit über die Grenzen unſerer heutigen Kenntniſs angibt. Zeno's hier copirte Karte, die man auch in Ruſcellis Ueberſetzung des Ptolemäus von 1561 und 1574, (falls ſie nicht ausgeſchnitten iſt,) noch ſehen, und daraus vielleicht manche verdorbene Leſearten verbeſſern kann, führt hier den Titel: *Carta da navegar de Nicolo et Antonio Zeni. Furono in Tramontana l'Anno MCCCLXXX.*

PARIS, b. Briant: *Voyage philoſophique, politique et litteraire fait en Ruſſie pendant les annees* 1788 et 1789, traduits du Hollandois, par *Chantreau.* 1794. T. I. 384 S. T. II. 381 S. 8. (3 Rthlr. 12 gr.)

Ob das holländiſche Original, das Hr. *Ch.* hier überſetzt, und, nach ſeiner Verſicherung, beträchtlich vermehrt, in wirklichem Druck erſchienen, wiſſen wir nicht. Aus der kurzen Vorrede zu ſchlieſſen, hat er es bloſs im Manuſcript umgearbeitet. Da ein groſser Theil der darin enthaltenen Bemerkungen entweder aus Schriften über Ruſsland, oder aus *le Clercs* groſsen Geſchichte von Ruſsland entlehnt iſt: ſo iſt dieſe Reiſe für deutſche Leſer ſehr entbehrlich, und eine Ueberſetzung derſelben halten wir bey allen Berichtigungen des Herausgebers für ein gewagtes und höchſt überflüſſiges Unternehmen.

Der ungenannte Vf. durchreiſte nur einen kleinen Theil des ruſſiſchen Reichs. Er kam über Wiburg nach Petersburg, und ging über Nowogrod und Twer nach Moſcow, und endlich über Riasma, Smolensk etc. wieder nach Polen. Bey jedem Ort bemerkt er die vorzüglichſten Merkwürdigkeiten, Sitten und Lebensart der Einwohner. Von dieſen nimmt Petersburgs Beſchreibung den gröſsten Raum ein, am meiſten weil darin die neuere ruſſiſche Geſchichte ſeit Peter dem Groſsen, die Schickſale der merkwürdigſten Perſonen dieſes Zeitraums, und die ganze ruſſiſche Statiſtik verwebt ſind. In der eigentlichen Geſchichtserzählung iſt er ſehr anekdotenreich, wir möchten aber die wenigſten verbürgen, wie S. 13. Th. 2. die Art, wie Menzikof ſich 1713 mit dem Zaar wegen Uebergabe von Stettin ausſöhnte, eine andre über Menzikofs Lebensart in Siberien, über des bekannten Skawronski Einführung am ruſſiſchen Hofe, über die verſchiedenen Betrüger, die nach dem Tode Peters III ſich für dieſen Kaiſer ausgaben etc. Da, wo unſer Vf., Manſtein u. a. glaubwürdigen Quellen nachſchreibt, kann man ſich freylich mehr auf ſeinen Bericht verlaſſen, aber die Facta ſind zu ſehr aus einander geriſſen, er ſucht mehr zu amüſiren, als zu unterrichten, und wirft ſeine Nachrichten oft ſehr verſtellt dem Leſer hin, daſs dieſer oft ungewiſs ſeyn muſs, ob er einen Roman oder wahre Geſchichte vor ſich hat.

Weil die im erſten Theil eingeſchaltete ruſſiſche Staatskunde nicht aus den neueſten Nachrichten entlehnt iſt, und der Vf. freylich Büſching und andre deutſche Schriftſteller über Ruſsland kennt, aber die Namen Herman, Hupel und andre nicht gehört zu haben ſcheint: ſo ſchildert er Ruſsland, ſo wie man auswärts vor 10 oder 20 Jahren von dieſem Reiche dachte. Für Neufranken, deren Grundſätze er nicht immer verläugnet, mögen ſeine Nachrichten einigen Werth haben, nur im Norden von Europa nicht, wo man von einem Schriftſteller über Ruſsland genauere Angaben verlangt, als der Vf. nach ſeinen frühern, wozu bey dieſen Abſchnitten vorzüglich le Clerc gehört, geben konnte. So bringt er nach einer Zählung von 1788 nur etwa 21 Mill. Einwohner für Ruſsland heraus. Die Beſchreibung der 3 Capitaliſtengilden S. 128. iſt ganz der Wahrheit zuwider. Nach S. 131. können die ruſſiſchen Kaufleute nicht buchhalten, und ſehr wenige leſen und ſchreiben. Die ruſſiſchen Leibeigenen werden mit Weib und Kind öffentlich verkauft, jeder mit einem Zettel vor der Stirn, worauf der Preis und ſeine Geſchicklichkeit verzeichnet iſt. Die geſammten Einkünfte von Ruſsland betragen noch nicht 35 Mill. Thaler. Darunter wird die Kopfſteuer nur zu 3 bis 30 Kopeken berechnet. Doch wir wollen Zeit und Raum nicht mit Anzeigung ähnlicher Schnitzer, oder ihrer Verbeſſerung verderben. Sonſt hat ſich der Vf. bey der ruſſiſchen Literatur ziemlich ausführlich über die auf Befehl der jetzt regierenden Kaiſerin unternommenen Reiſen der Petersburger Akademiker verbreitet, auch am Ende des ganzen Werks einige Nachrichten von den vornehmſten Bewohnern des ruſſiſchen Aſiens gegeben. Letztere beſtehen aus einigen zuſammengerafften, wahren, halbwahren, und ganz falſchen Zügen, die jedem Leſer von Pallas mogoliſchen Völkerſchaften, oder Georgis ruſſiſcher Nationen bald Lächeln über die *Suffiſance* des Vf. abzwingen, bald Verdruſs über deſſen Unkunde erregen. Die beygefügte Karte zeigt nur einen Theil des europäiſchen Ruſslands, und die übrigen auf dem Titel bemerkten Kupfer beſtehen nur in der Bildſäule Peters des Groſsen, und einer Scene von Menzikofs Aufenthalt in Siberien.

FRANKFURT u. LEIPZIG, b. Pfähler: *Oſtindien, ein hiſtoriſch-geographiſches Leſebuch.* Aus den beſten und neueſten Reiſebeſchreibungen und andern geographiſchen Schriften geſammelt. 1794. LXIV u. 884 S. 8.

Wenn man ſtatt *geſammelt, ausgeſchrieben* lieſt: ſo iſt das Buch groſsentheils recenſirt, nur daſs der Herausgeber

geber Ehrlichkeit genug hat, (und darin weicht er zu seinem Ruhme von vielen unsrer geographischen Schriftstellern ab,) die Bücher, aus denen er seine Aufsätze entlehnt hat, anzuzeigen. Die als Einleitung vorangeschickte allgemeine historisch-geographische Uebersicht von Ostindien geht nicht sehr ins Detail, und verweiset auf die in dem Buche enthaltenen ausführlichen Beschreibungen. Diese sind aus Hennings, Makintosch, Sonnerat, Sprengel, Sullivan, Langstedt, Le Gentil, Grose u. a. genommen. Wer die Werke der angeführten Schriftsteller nicht besitzt, wird vielleicht dem Vf. Dank wissen, dass er interessante auf Ostindien, das heisst, die beiden Halbinseln diesseits und jenseits des Ganges sich beziehenden Abhandlungen, unter welchen übrigens keine systematische Verbindung ist, hat zusammendrucken lassen. Wir zweifeln aber daran, dass die, welche die zum Theil sehr gangbaren excerpirten Bücher haben, oder die Herausgeber und Verleger dieser Schriften des Vf., Ostindien für etwas anders, als einen Nachdruck, ansehen werden, wenn sie ihm auch zugeben, dass die Einleitung zu Anfang und die letzten vier Aufsätze aus seiner Feder geflossen sind.

Hamburg, b. Hofmann: *Wilhelm Hodges Reisen durch Ostindien* während der Jahre 1780, 1781, 1782 und 1783. Aus dem Englischen. Mit Kupfern. 1793. 176 S. 8.

Sie werden auch als des 6 Bd. 1 Abtheilung von der *Neuern Geschichte der See- und Landreisen* ausgegeben, und sind zu dem Ende mit einem besondern Titel versehen. Der berühmte Mahler, der aus den Cookischen Reisen schon bekannt ist, sah Indien mit ganz andern Augen an, als seine meisten Vorganger, die entweder blos nach den Schätzen Indiens griffen, oder auf die Religion und Staatsverfassung ihre vorzüglichste Aufmerksamkeit richteten. Ihm war es um die Ansicht der schönen Natur und Kunst, und um getreue Darstellung derselben in Zeichnungen und Gemälden zu thun. Dass er aber auch seine Beobachtungen und Empfindungen durch die Feder mitzutheilen verstand, und also einer von den wenigen Künstlern ist, die Pinsel und Feder mit gleicher Geschicklichkeit zu führen wissen, das zeigt diese Beschreibung. Er reiste nach Madras und Calcutta, und von da zweymal in die westlichen Provinzen bis Agra. Das auffallende in den Naturscenen, das Charakteristische in den Gebäuden, und das Besondere in dem häuslichen Leben wird sehr unterhaltend geschildert. Weil die Jahre, die der Vf. in Indien zubrachte, für die Kriegsgeschichte wichtig sind: so wird mancher dahin gehörige Umstand berührt. Hn. Hastings lernet man auch als einen Gönner des Vf. und Beförderer der Künste kennen. Die Uebersetzung ist von einem geschickten Manne verfertigt, dem selten solche undeutsche Ausdrücke, als S. 57. *eine Schlacht schlachten* entfallen. Der Corrector hätte mehr Fleiss anwenden sollen. Die Kupfer stellen eine Pagode, das Innere eines Sanansah oder Harems, eine Säule aus dem Tempel zu Benares mit griechischen Verzierungen und hindostanischen Personen vor.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Kopenhagen, b. Holm: *Politisk og physisk Magazin, mest of udenlandsk Läsning.* (Politisches und physikalisches Magazin, gröstentheils aus ausländischer Lectüre.) 1793. 1. Band. 384 und 379 S. II. B. 766 S. 8.

Die Aufsätze, welche in dieser Monathsschrift übersetzt mitgetheilt werden, sind meistens aus deutschen Journalen oder fliegenden Blättern entlehnt. Im Ganzen genommen ist die Wahl derselben beyfallswerth, zumal da eine anständige Freymüthigkeit bey Beurtheilung der neuesten Zeitläufte vorzüglich zu herrschen scheint. Als etwas Charakteristisches müssen wir bemerken, dass im 2ten Stücke unter dem Titel: *Fragmente gesunder deutscher Vernunft* verschiedene Stellen aus der bekannten Schrift *Doctor Martin Luther* u. s. w. übersetzt sind, worauf unter dem Titel: *ungesunde danische Vernunft*, einige, freylich etwas grell contrastirende, Stellen aus einer Predigt des Hn. Professor und Capellan *Lars Smith* über Freyheit und Gleichheit folgen. Diese Parallele hat, wie man aus einem der folgenden Stücke sieht, Hr. *S.* so hoch empfunden, dass er den Herausg. in der berüchtigten Kritik und Antikritik durch die Erinnerung an die Stärke der Matrosen eines bessern zu belehren sucht, welchen gerade Hr. *S.* die Grundsätze der sanften Religion Jesu vorzutragen berufen ist. Unter den originalen Aufsätzen sind die meisten aus der Naturgeschichte und der populären Medicin. Wir haben manches Gute darin gefunden; doch scheint uns nicht alles reif genug zu seyn. Auch wünschten wir, dass die Herausg. in Zukunft die Quellen anführen möchten, welches nur zuweilen geschehen ist; denn man darf doch nicht vermuthen, dass alle Leser sich selbst davon Rechenschaft zu geben im Stande sind. In dem 4ten Hefte des 2ten Bandes findet man eine recht gute Uebersetzung der neuesten französischen Constitution mit dem derselben vorangeschickten Bericht von Herault Sechelles im Namen des Constitutionsausschusses.

Christiania, b. Berg: *Topographisk Journal for Norge.* I. Hefte. 1792. 117 S. II. Hefte. 1793. 127 S. III. Hefte. 1793. 136 S. gr. 8.

Die norwegische topographische Gesellschaft, welche ihre Existenz hauptsächlich dem patriotischen Eifer des Stiftsamtmanns *Moltke* verdankt, hat schon in den beiden ersten, seit der Einladung vom 4ten Aug. 1791, verflossenen Jahren, einen so guten Fortgang gehabt, dass man sich von den Arbeiten derselben die günstigsten Hoffnungen für die Erweiterung der ökonomischen und physikalischen Beschreibung von Norwegen machen kann. Dadurch wird dann auch die Naturgeschichte und physikalische Geographie überhaupt desto mehr gewinnen, je reicher dieses Land an Eigenthümlichkeiten der Natur ist, welche bisher theils gar nicht, theils sehr unvollkommen beobachtet und beschrieben sind; selbst in den einzelnen Topographien wird sich manches

finden, das in dieſer Rückſicht auch auſserhalb Norwegen intereſſirt. Das *erſte* Heft enthält 1) Einladung zu einer correſpondirenden topographiſchen Geſellſchaft für Norwegen; 2) Phyſikaliſche und ökonomiſche Beſchreibung des Eiſenwerks *Edsvold*, nebſt einer geographiſchen Karte, (die aber, mit den übrigen Karten erſt am Ende des Jahrs, zuſammen geliefert werden ſoll.) Rath und Warnung für diejenigen, welche Gefahr laufen, bey dem Kohlenbrennen umzukommen, von Dr. *Möller*; 4) die Ausſicht von Eyebierg bey Chriſtiania, von *A. Bull*. Das *zweyte* Heft: 1) Topographiſche Beſchreibung des Kirchſpiels *Edsberg*, vom Profeſſor und Mag. *W. N. Wilſe*; 2) über einige Denkmäler des Alterthums, und 3) über die Pfarrhöfe im ſüdlichen Norwegen, vom Prof. *Ström*; 4) Nachricht von einigen unglücklichen und tödtlichen gewordenen Hauskuren und einigen einheimiſchen giftigen Pflanzen, von Dr. *Möller*. Das *dritte* Heft: 1) Phyſikaliſche und ökonomiſche Beſchreibung des Alaunwerks zu Opſlo, vom Mag. *Jac. Roſted*; 2) über die Handwerker zu Chriſtiania, von *A. Bull*; 3) Auszug aus des Prof. *Hans Dahl* Chorographie von Weſtfinmarken, von dem Kirchſpiel *Kautokeino*, (einem bergigten Diſtrict, der ehemals gewiſſermaſsen gemeinſchaftlich zu Norwegen und Schweden, jetzt aber zu jenem allein gehört, und 20 Meilen lang, aber nur zwiſchen 12 und 6 Meilen breit iſt, und bloſs an zwey Orten beſtändige Wohnungen von 3 und 10 Quenuefamilien, ſonſt aber, nach der Angabe v. J. 1756, gegen 90 Bergfinnen- oder Lapländerfamilien enthält, die im Winter auf den Bergen wohnen, im Sommer aber bey der See oder in Weſtfinmarken ſich aufhalten.); 4) Anzeige von 21 zum Theil ſehr intereſſanten zum Druck fertig liegenden, und von 28 andern zu erwartenden Abhandlungen der Geſellſchaft, nebſt einer genauen Rechnung über Einnahme und Ausgabe der Geſellſchaft.

HALBERSTADT: *Neue gemeinnützige Blätter.* Eine Wochenſchrift. Herausgegeben von der literariſchen Geſellſchaft zu Halberſtadt. I. Jahrgang. 1791. II. Jahrg. 1792. III. Jahrg. 1793. 8. (Jed. Jahrg. 26 Bog. 1 Rrthl.)

Von dieſem angenehmen und unterhaltenden Wochenblatt, welches 1785 anfing, und von einer edeldenkenden Geſellſchaft zum Beſten der Armen unternommen wurde, führten die 3 erſten Jahrgänge vom May 1785 bis 1788 den Titel: *Halberſtädtiſche gemeinnützige Blätter;* von 1788—91: *gemeinnützige Blätter;* von 1791 bis 93: *neue gemeinnützige Blätter.* Dieſen Namen führen ſie in der That. Sie enthalten faſt lauter ſchöne und intereſſante Stücke aus der natürlichen und politiſchen Geſchichte, ſtatiſtiſche Abhandlungen etc., artige Gedichte in reiner Poeſie, launichte Lieder und eine Mannichfaltigkeit von unterhaltenden Sachen, die einen groſsen Leſezirkel intereſſiren können. Nur vermiſſen wir eine gröſsere Anzahl gemeinnütziger ökonomiſcher und landwirthſchaftlicher Abhandlungen, davon bloſs im I. Jahrgang Nr. 31. von den Angoriſchen Kaninchen, (Seidenhaſen;) im II. Jahrgang Nr. 7. von Bereitung des Ahornzuckers; Nr. 12. vom Spelz (Dinkel) bau; Nr. 20. von Bereitung eines ſtarken Kalkmörtels; und III. Jahrg. Nr. 50. vom Anbau und Nutzen der Seidenpflanze (*Aſclepias ſyriaca Linn.*) vorkommt. — Es gereicht den Vff. zum Ruhm, daſs ſie von dem Ueberſchuſs des gelöſeten Geldes aus dieſer Wochenſchrift die Armuth unterſtützen, den Waiſen als Lehrling forthelfen; die Spinnerey unterhalten, wodurch manche dürftige Familie nützliche Beſchäftigung und Brod erhält, wovon bey jedem Jahresſchluſs in dem letzten Stück deſſelben eine Berechnung dargelegt iſt. — In beider Rückſicht, ſowohl der angenehmen und unterhaltenden Lectüre, als auch des guten Endzwecks, muſs nicht nur der halberſtädtiſche, ſo wie überhaupt der brandenburgiſche Patriot, ſondern auch entferntere und ausländiſche Menſchenfreunde mit Vergnügen Theil nehmen, und dieſe gute Wochenſchrift leſen. Jeder Band iſt mit einem brauchbaren Regiſter verſehen, und hat gutes Papier und guten Druck.

KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGELAHRTHEIT. *Cambridge: The Authenticity of the five books of Moſes conſidered*, being the ſubſtance of a diſcurſe lately delivered before the Univerſity. By *Hebert Marſh*, B. D. Fellow of St. John's College. 1792. 16 S. 4. — Eine kurze zweckmäſsige Zuſammenſtellung der Gründe, welche man *für* die auf dem Titel angegebene Behauptung bisher aufgefunden hat. Unterſcheidet man genau, wie viel ein jeder dieſer Gründe einzeln darthut, ſo zeigt, nach unſerer Anſicht der Sache, gerade eine ſolche Ueberſicht, daſs die Behauptung ſelbſt in der Ausdehnung, in welcher hier die Frage aufgeſtellt iſt, nicht erweislich ſey. Das Alter Moſaiſcher *Geſetze*, die auch durch Tradition lange fortgepflanzt werden, und ſelbſt einige Formeln in den Pſalmen etc. gangbar machen konnten, ohne geſchrieben zu ſeyn, beweiſt das *höchſte* Alter jener *Bücher* bey weitem noch nicht. Daſs aber die Sprache des Pentateuchs älter als das Davidiſche Zeitalter ſey, läſst ſich, bey dem Mangel aller anderer Urkunden, nie darthun.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 15. Julius 1794.

GESCHICHTE.

In das Verzeichniſs der zahlreichen Bibliothek, die von Schriften über die franzöſiſche Revolution bereits entſtanden iſt und ſich noch täglich vermehrt, gehören auch, wenigſtens der Vollſtändigkeit des Catalogs wegen, die folgenden 4 Producte, die freylich von ſehr ungleichem Werthe ſind.

1) Gera, b. Rothe: *Rechtfertigungsſchrift für Ludwig XVI, vormahligen König der Franzoſen.* Als Antwort auf die, ihm im Nationalconvente, Dienſtags den 11. December 1792 vorgeleſene Anklage, von *A. J. Dugour.* Nach der zweyten verbeſſerten und vermehrten Ausgabe überſetzt von *Chriſt. Andr. Behr*, Reg. u. Conſiſt. Regiſtr. zu Gera. 1794. XVIII. u. 268 S. 8.

2) Bayreuth, im Verl. d. Zeitungsdruck. u. in Comm. in d. Grauiſ. Buchh. zu Hof: *Das Leben und das Märterthum Ludwigs d. S.* Königs von Fr. u. Navarra, der am 21. Jänner 1793 aufgeopfert ward. Nebſt einer *Prüfung des Königsmörder-Dekretes.* Vom Herrn *von Limon.* Ueberſetzt von *Meno Valett.* 1793. 133 S. 8. (8 gr.)

3) Wien, b. Friſter: *Zwey Schreiben eines Pariſer Bürgers an ſeinen Freund in Wien*, in Betreff des über den K. Ludwig d. S. verhängten Todesurtheils und deſſen Vollziehung, nebſt der *Antwort auf dieſelben.* Aus dem Franzöſiſchen überſetzt. 1793. 72 S. 8. (5 gr.)

4) Halle, b. Dreyſsig, Berlin, b. Schropp u. Comp., Magdeburg, b. Scheidhauer, u. Naumburg, b. Tochtermann: *Leben, Charakter und Enthauptung* Ludwigs des 16ten etc. Mit zwey Kupfern und Anhängen. Zweyte Auflage. (m. abgeſetzten Seitenzahlen.) 32. 16 u. 30 S. 8. (8 gr.)

Was der eigentliche Vertheidiger des unglücklichen Ludwigs aufgefodert und von Amts wegen verſuchte, das unternahm der Vf. von Nr. 1) freywillig, als Franzos und Weltbürger. Er eilte mit ſeiner Schrift, weil er ſich einige Hoffnung machte, ſie würde vielleicht zur Rettung des Angeklagten etwas beytragen können. Der gute Mann! Wie wenig kannte er doch dieſen Angeklagten ſelbſt; die Menſchen um ihn her; die Stimmung der Nation; die wahre Lage der Dinge, nicht nur in der Nähe des Dulders, ſondern auch in der Entfernung! Auf dieſe Lage fällt ſein Blick gar nicht; die Stimmung der Nation beurtheilt er nach ſeinen Empfindungen und Wünſchen; in einem noch engern Kreiſe ſieht er auf der einen Seite nichts als Abſcheulichkeit, auf der andern nichts als Adel und Gröſse der Seele, nichts als *Wohlthaten* des *beſten* Königs. Konnte wohl von einer Rechtfertigung in einem *ſolchen* Ton, mit *ſolchen* Uebertreibungen, die ſelbſt, unter ganz andern Umſtänden, in einer förmlichen Lobrede, dem unbefangenen Zuhörer auffallen müſsten, einige Wirkſamkeit erwartet werden? — Die Ueberſetzung dieſer Schrift iſt, im Ganzen genommen, mit Sorgfalt gearbeitet, und läſst ſich, bis auf einige Stellen, wo die Interpunction nicht richtig iſt, ohne Anſtoſs leſen.

Nr. 2) iſt gröſstentheils warmer Herzenserguſs eines weichmüthigen, frommen, dem Verurtheilten und der königlichen Familie mit ganzer Seele ergebenen Mannes. S. 27. „*Ihm einen Miſsbrauch anzeigen, war immer eben „ſo viel, als ihn abſchaffen.*“ — S. 48. „*Ein Gott, hätte „(man) ſagen können, gäbe ſeine Ausſprüche,*“ (die Rede iſt von dem letzten Auftritt der erlöſchenden Königsgröſse in der berühmten *Séance Royale*, die hier ganz dichteriſch beſchrieben wird), „*und man würde ſich nicht „geirret haben; ja der Himmel belebte deinen Geiſt und „Herz.*“ — S. 54. „*Der Graf von Artois, dem einer „ſeiner treueſten Diener den Wink gibt, ein erhabenes „Haupt den Dolchen der Verſchwornen zu entreiſsen, ent„fernt ſich, und nimmt die Liebe, die Hoffnung Frank„reichs und den Degen Heinrichs IV, das einzige Gut, „ſo ihm von der Erbſchaft ſeiner Vorfahren übrig bleibt, „mit ſich.*“ — Solche und ähnliche Declamationen hält man nur perſönlichen Verhältniſſen zu gut; ſo wie einer andächtigen Stimmung die ganz unerwartete Lobrede auf den jetztregierenden Pabſt, die der Vf. in den Panegyricus auf Ludwig XVI. verwebt. — Ungleich beſſer als dieſes Martyrologium iſt die *Prüfung* des *Decrets* vom 16. Januar 1793; denn der Inhalt iſt reicher an Gründen, und der Ton gemäſsigter. Auch in Abſicht auf die Form unterſcheidet ſie ſich dadurch, daſs die zwey Fälle: der N. C. habe Ludwig entweder als König oder als Bürger richten wollen, feſtgeſetzt werden, in beiden Fällen aber eine groſse Menge von Uebertretungen der neueſten geſetzlichen Anordnungen in Frankreich aus dem Verfahren gegen den Verurtheilten abgeleitet wird. — Für die Verdeutſchung erweckt ſchon der Titel (wo *Märterthum* anſtatt Märtyrerthum vorkömmt) eben nicht die günſtigſte Meynung; und wirklich kann man ſie nicht mehr als mittelmäſsig nennen. S. 19. eine allgemeine Unruhe, *unglücklicher Vorläufer* etc. — S. 23. „Die unſterbliche Catharine, *der gröſste Staatsmann, ſo je lebte* etc. — S. 27. in ſeinen *Gebieten*, anſtatt: in ſeinen Domainen. — S. 39. Er *lieh* dreymal, anſtatt: er borgte. — S. 81. *Erweislichkeit*, für

Evidenz. — S. 76. — welch ein Jammergeschrey — „*will schier* mein Herz zerreissen?“ — S. 36. „Das ist „der Monarch, den die Künste, der Handel, der Acker„bau, die Marine verloren und *vielleicht verlästert ha„ben.*“ — — Diese und ähnliche Stellen mögen zum Beweise dienen, dass es vielleicht noch zu gelind geurtheilt war, wenn diese Uebersetzung mittelmässig genennt wurde. Wem es darum zu thun ist, auf einen etwas höhern Standort geleitet zu werden, aus welchen er die neuesten Begebenheiten in Frankreich, ohne in einen Strudel aufgeregter Leidenschaften geworfen zu werden, mit mehr Geistesruhe überblicken kann — den würde vielleicht Nr. 3) zum Leitfaden seines Nachdenkens gewählt, nicht ganz unbefriedigt lassen. Wenigstens sind die beiden *Briefe*, zum Theil auf starke Gründe gestützt, mit ungleich mehr Mässigung geschrieben, als so manches andere Product eines weichlichen Gefühls, oder einer aufgeschreckten Phantasie, wodurch unsere Zeitgenossen dem kälteren Ausspruche der Nachwelt vorgreifen. Dieses gibt ihnen einen Vorzug, der um so mehr geschätzt zu werden verdient, da sie unmittelbar nach der Hinrichtung des bedauernswürdigen Monarchen geschrieben sind, und der Vf. (S. 38.) selbst gesteht: „*dass „er immer ein treuer Anhänger des Königs*“ gewesen sey. Auch die *Antwort* stimmt vollkommen zu dem Ton, der in den Briefen herrscht; ja, sie übertrifft jene noch durch einen Grad von deutscher Freymüthigkeit, der, in Rücksicht auf Zeit, Ort und Umstände, wirklich überrascht. Wenn auf der einen Seite (S. 26.) gesagt wird: „*dass jede Lehre, welche gut ist, sich durch eigene „Güte, nicht durch Feuer und Schwerd, verbreitet:*“ — so findet man auf der andern (S. 67.) die Erinnerung: „*es gibt auch edle Leute in Frankreich; und warum soll„ten wir der Bösen wegen unsern Hass zugleich mit auf „einen Guten werfen?*“ — Gewiss ist diese Erinnerung sehr treffend für das Bedürfniss unserer Zeit, in welchen jeder Wink, der auf eine Warnung vor Verwilderung der Gefühle abzielt, mit jedem Tage bedeutender, nothwendiger und dringender wird.

Nr. 4) soll, besage der Zueignung an alle Freunde des Vf, bestimmt seyn, die Neugier gewisser unruhigen Leute in Deutschland rege zu machen. „Diese, „sagt Hr. *Dreyssig*, werden die Greuel der Freyheit se„hen, erstaunen, und am Ende sicher mit am (an den) „Altar treten, und um Wilhelms Waffenglück beten.“ — In dieses Gebet soll nun die *Broschüre selbst* mit einstimmen. So unglaublich so etwas auch scheinen mag, so wahr ist es doch; denn es folgt wirklich eine höchst pathetische Apostrophe an die „kleine Skizze,“ welche folgendermassen schliesst: „bitte mit mir um das Wohl „des Königs Friedrich Wilhelms, seiner Familie, seiner „Generale und unserer Landesleute an fernen Gestaden „befindlich.“ — Also lauten die Worte, die eigenen Worte des Herrn, der sich durch die Unterzeichnung mit 30 sehr sinnreich zugleich verhüllt und entdeckt. Datirt ist diese, gewiss einzige, Dedication vom 4. Februar 1793; ein Umstand, der nichts weniger als gleichgültig ist. Man sieht daraus, wie viel Zeit der Vf. dieser Schrift darauf gewendet hat; auch versteht man ihn um desto besser, wenn er sagt: „dass er gewissermassen „von der rechten Zeit lebe.“ — Sehr unerwartet ist es doch, dass diese sogenannte Skizze die nicht mehr als 8 — 9 S. einnimmt — mit 2 Zügen anfängt, die mit dem übrigen Lobredeton gar nicht verträglich sind. Der eine Zug besteht darin, dass Ludwig XVI. vor der Revolution beständig über Langeweile geklagt haben soll: „*je m'ennuye!* hat er mehr als tausendmal gesagt.“ Ein *guter* König, der *Langeweile* hat! Noch weit auffallender ist der zweyte Zug, zum Theil durch Schwabacher Druck herausgehoben: „*er liebte den Trunk! Nur „zu oft haben ihn seine Höflinge im Rausche etwas unter„schreiben lassen, den er bey dem vollen Gebrauche seiner „Sinne nie würde unterschrieben haben.*“ — Ein *guter* König, der den Trunk liebt! der im Rausche unterschreibt, was er nüchtern nie unterschrieben hätte! Oder ist diese Beschuldigung, welcher besonders *Dugour* laut und nachdrücklich widerspricht, ist sie nicht gegründet, ist sie auch nur zweifelhaft — dann sollte diese Verläumdung nicht als *gewisse Thatsache* dastehen. — Auf die Skizze folgen *vier* Beylagen: 1) eine Beschreibung verschiedener Greuelscenen während der Revolution; 2) eine Erzählung von der Hinrichtung des Königs; 3) sein Testament; 4) eine Anekdote vom Herzog von Orleans; alles bekannt. Alsdann liefert der *erste* Anhang: *Abbildungen der Guillotine, der Piquen, der Freyheitsmützen und der Freyheitsmünzen*; der *zweyte* Anhang aber eine Schilderung der *Jacobiner* und einer *Jacobiner Sitzung*; sämmtlich aus dem Revolutionsalmanach abgeschrieben. Alles dieses ist mit Nachstichen begleitet, die sogar einer solchen Compilation noch Schande machen.

Mit dem Obigen verbinden wir noch eine kurze Anzeige von folgender kleinen Sammlung:

Hamburg, ohne Angabe des Verlegers: *Drey wichtige Actenstücke des Processes Ludwigs XVI.* Aus dem Französischen übersetzt von *Albr. Wittenberg*, Lt. 1793. 128 S, 8. (9 gr.)

Man findet hier in einer brauchbaren Uebersetzung: I. Lindet's *Bericht* über die Ludwig dem XVI. Schuld gegebenen Verbrechen; II. Ludwigs *Verhör*, in der möglichsten Vollständigkeit; und III. Ludwigs *Vertheidigung* von *Deseze*. Anhangsweise ist noch IV. das bekannte *Schreiben* des Ritters *d'Ocariz*, spanischen Geschäftsträgers in Frankreich, an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten, beygefügt.

Berlin, b. Schöne: *Anekdoten und Charakterzüge aus dem Leben Ludwigs XVI.* Nach dem Französischen. *Drittes* Heft. 1793. 179 — 280. *Viertes* Heft, 82 S, mit dem besondern Titel: *Geschichte der Königin von Frankreich Marie Antoinette*, oder *Fortsetzung* der *Anekdoten Ludwigs des XVI. Zweyter* Band. 1794. *Fünftes* Heft. 1793. 281 — 399 S. 8. (1 Rthlr.)

Dieses *angeblich fünfte* Heft schliesst mit Inhalt und Seitenzahl an das *dritte* an, und sollte eigentlich das *vierte* heissen; so dass man eine Verwechselung der Umschläge vermuthen muss. Die vorliegenden Hefte geben dem

dem Vf. der kurzen Anzeige von den beiden vorhergehenden in der A. L. Z. Nr. 274. v. J. so wenig Veranlassung seine damalige Meynung zurück zu nehmen, dafs sie ihn vielmehr darin nur zu sehr bestärken. Der gröfsere Theil des *dritten* Heftes enthält, aufser einigen Bruchstücken aus *Defoze*, nach des Redacteurs eigener Anmerkung, S. 209. beynahe wörtliche Uebersetzung der Schilderungen eines französischen Schriftstellers, der kein anderer ist, als — der wohl bekannte *Limon*. Es ist ein sonderbarer Contrast, dafs er einem *solchen* Gewährsmanne das Meiste abborgt, und besonders folgende Apostrophe: „Ihr sprecht von Freyheit, und eure Gefängnisse sind vollgepfropft; ihr rühmt die Unabhängigkeit, „und Intriguen setzen alle Augenblicke euer Leben in „Gefahr. Ihr habt weder Sitten, noch Moral und Religion. Die Fremden verlassen eure Städte, weil sie „euch fürchten, weil sie euch verachten; ja, weil ihr „die Verachtung der ganzen Welt und ein Schandfleck „der Natur geworden seyd" — treulich nachschreibt, und dann ihm (in einer Note S. 242.) folgendes Geständnifs entfällt: „*Auch hier mufs ich meinen Lesern bekennen, mich bisweilen etwas zu stark ausgedrückt zu haben. Doch ein jeder weifs ja, dafs wir unsere Empfindungen nicht immer in unserer Gewalt haben; dafs unser Herz nur gar zu leicht mit unserm Kopfe davon geht. Was kann es aber schaden, etwas zu hyperbolisiren? Es ist ein sehr gewöhnlicher Fehler aller Schriftsteller und besonders aller Biographen, welche für ihren Helden gern das gröfste Interesse des Lesers zu gewinnen suchen. Dies* (dieses) *offenherzige Geständnifs gilt nicht blofs von der vorstehenden Stelle, sondern von mehrern andern vorhergehenden und vielleicht auch noch nachfolgenden.*" In der Einleitung zu der Geschichte der Königin (H. IV. oder vielmehr V. S. 5.) erklärt es der Redacteur „*für überflüssig*" seinen Lesern zu sagen, aus welchen Quellen er das hier Mitgetheilte geschöpft; es genügt ihm, blofs zu versichern, dafs er nichts als nach sorgfältiger Prüfung niedergeschrieben habe. Allein nicht sowohl überflüssig, als vielmehr *bedenklich* scheint ihm *hier* die Angabe seiner Quellen vorgekommen zu seyn; denn nennte er diese Quellen (die man wohl errathen kann), so war es sehr wahrscheinlich, dafs mancher Leser ein Aergernifs daran nahm. So schwierig der Vf. oder Redacteur selbst sein Unternehmen fand, so rüstig setzte er sich doch über die mannichfaltigen und grofsen Schwierigkeiten hinweg, weil er — seinen eigenen Geständnissen nach — die *Neugier befriedigen* und *gefallen* wollte. Uebrigens *glaubt* er um so mehr durchaus unpartheyisch zu Werke zu gehen, weil er von der Monarchin so wenig etwas fürchte, als hoffe. „*Ueberdies,*" setzt er hinzu, „*sind ja auch die Zeiten vorüber, wo man den Grofsen der Erde wegen ihrer Fehler blofs schmeicheln (!) und die Wahrheit vor ihnen zu bekennen, sich schuen mufste.*" Dabey erklärt er es für unschädlich etwas *zu hyperbolisiren*. Man urtheile nun selbst über seine Glaubwürdigkeit.

PHILOLOGIE.

STUTTGART, b. Erhard u. Löflund: *Lateinische Grammatik* in logisch-praktischen *Regeln und Beyspielen* von M. *K. F. Gerstner*, Präzeptor in Alpirspach. 1793. 189 S. gr. 8.

Wieder eine lateinische Sprachlehre, welche vorzüglich von denen bemerkt zu werden verdient, welche die Anfangsgründe der Sprache durch blofse Uebung gefafst wissen, und erst später eine Grammatik, d. h. philosophische Darstellung der Sprachgesetze beym Unterricht gebrauchen wollen. Denn der Vf. schrieb für solche junge Leute, welche schon im Lateinischen durch Uebung Fertigkeit erhalten haben, und fähig sind, abstracte Regeln mit ihren Gründen zu fassen. Er sah dabey mehr aufs Lateinlesen und aufs Uebersetzen in die Mutterspräche, um welcher Zwecke willen doch heut zu Tage vorzüglich Lateinisch gelernt wird, als umgekehrt auf das Lateinschreiben und Uebersetzen aus dem Deutschen. Er hat sich einer natürlichen logischen Ordnung beflissen, welche ohne Zweifel die Einsicht in die Natur der Sprache für die, welche sie in einem wissenschaftlichen Zusammenhang zu studieren anfangen, sehr befördert. Wir wundern uns daher, dafs der Vf. nicht will, dafs sich der Lehrer in den grammatischen Classen an eine strenge Ordnung binde. „Das allzuängstliche Beobachten, sagt er, eines stufenweisen Fortschreitens ist nichts werth." Wir dächten doch, dafs sowohl beym ersten praktischen als beym grammatischen Unterricht das Studium der Sprache und die Einsicht in die Oekonomie derselben ungemein dadurch erleichtert würde. „Der Schüler, fährt er fort, mufs in Verbindung lernen, und öftere Wiederholung, unermüdete Uebung mufs alles thun." Wenn wir diese Stelle recht verstehen, so will der Vf. sagen: der Schüler mufs in Verbindung mit seiner Lectüre der lateinischen Schriftsteller, oder seiner Uebungen im Uebersetzen, die Sprachregeln beyläufig, nicht ex professo und in einem zusammenhängenden grammatischen Unterricht lernen. Wir glauben auch, dafs bis zu einem reifern Alter das streng systematische Studium der Grammatik ausgesetzt werden soll; dennoch kann der Zweck zum Theil schon früher erreicht werden, wenn die lateinischen und deutschen Elementarbücher so eingerichtet sind, dafs zugleich mit dem Lesen und Uebersetzen derselben die Sprachregeln in einer gewissen lichtvollen Ordnung nach und nach beygebracht werden.

Der Vf. hat den Grammatikern nicht blofs nachgeschrieben, sondern hat im Plan, in der Einkleidung und in einzelnen Ideen Manches, was ihm gehört. Die Prosodie ist weggelassen. Da der Vf. nicht für Anfänger, auch nicht einmal für *etwas* weiter gekommne schrieb: so hätte er wohl seinem System etwas mehr Vollständigkeit und Ausdehnung geben können. Verschiedne Punkte sind äufserst kurz behandelt. Als grammatische Heterodoxien, gegen die wir nichts einzuwenden haben, gibt er selbst an, dafs er das Particip zu keinem besondern Redetheil, hingegen das Adjectiv dazu mache; dafs er mehrere Nomina nicht unter Indeclinabilia rechne und eine neue Classe, Immutabilia, mache; dafs er dem Zeitwort nur 3 Tempora (wie viel Tempora geben denn die andern Sprachlehrer dem Zeitwort?), dem Infinitiv Act. kein Futurum gebe, Adverbia zu Conjunctionen und neue Classen von Conjunctionen mache, die Pronomina vermehre u. s. w.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Nürnberg*, b. Raw: *N. Müllers*, Wirzburgischen Amtsschuldheisen zu Markt Wipfeld, *Belehrung über die leichteste und sicherste Art, aus Kartoffeln einen recht guten Brandewein zu gewinnen.* 1792. 32 S. 8. m. 2 K. — In diesen 2 Bogen gibt der Vf. einen gegründeten guten Unterricht. Er hat den Tadel nicht zu befürchten, dafs er die Sache zu umständlich abhandle; für den Laien in diesem Industriezweig fafst er sich nur allzu kurz. Vorzüglich würde es bey der Beschreibung und Zeichnung seiner Kartoffelmühle einem Handwerksmann schwer seyn, sie darnach zu verfertigen. Allein diese Kosten lassen sich ersparen, da ein Stofstrog zu abgequellten Kartoffeln hinreichend ist. — Bey Beschreibung des Brennkessels, der übrigens gut eingerichtet und gesetzt ist, gedenkt er nichts vom Helm oder Brennhut; auch hat er noch, wie aus der Zeichnung zu ersehen, die alte flache Art. Viel vorzüglicher ist aber die Form der Engländer mit einem halben Zirkel, der inwendig gegen die Röhre mit einer abhängigen Rinne versehen ist, so, dafs der einmal aufgestiegene Geist nicht wieder zurückfallen kann, sondern vermittelst dieser Rinne der Röhre zugeführt wird. Diese Art Helm ist sehr gut und dienet auch mit zur Kühlung. — Uebrigens ist der berechnete Nutzen ganz local. Wo die Kartoffeln (deren Werth sich meist nach dem Preis des Brodes richtet,) können verkauft werden, und wo das Holz theuer ist, da ist der reine Profit gering. Aber in des Vf. Gegend, und bey Oekonomieen, wo die Kartoffeln blofs zum Mästen angewendet werden, und das Holz in leidlichem Preis stehet, ist dieses Wurzelgewächs ein sehr dienliches Surrogat zum Brandeweinbrennen, statt des Getreides bey hohem Preis. Bey Achtsamkeit und genauer Befolgung der Vorschrift geben sie auch einen guten Branntewein, nur ist er nicht leicht bey aller Güte zum Perlenwerfen zu bringen, das zwar nichts Wesentliches ist, jedoch ihn verkäuflicher macht. — Bey der Fütterung des Spülichs, wenn es nicht blofs für Mastvieh angewendet wird, mufs bey Melkvieh sehr vorsichtig und wenig gegeben werden, weil es davon erhitzt wird, Zittern an Füssen bekommt und in Gefahr geräth.

Kinderschriften. *Berlin*, b. Franke: *Physikalisch-naturhistorisches Spiel- und Lesebuch für Kinder.* Herausgegeben von *Erduin Julius Koch*, Prediger an der Marienkirche zu Berlin. *Mit 72 dazu gehörigen Charten.* 72 S. ohne die Charten. 1793. 8. (Auch ohne Karten unter dem Titel: *Elementarunterricht in der Naturlehre und Naturgeschichte für Schulen.*) Rec. ist ein inniger Verehrer der Natur, so wie jedes zweckmäfsigen Versuches, ihre Kenntnifs auszubreiten, und, wie eine zweyte Religion, aus den Schätzen ihrer Priester allen Menschenaltern und Ständen zum Troste und zur Freude mitzutheilen. Dafs er aber für die Naturspiele der neuen Pädagogen eben so wenig Achtung hat, als für die der ältern Sammler, und ihres theuern Archaeus, dafs hat er freymüthig bey der Recension des physicalischen Kartenspiels, Quedlinburg 1792, in diesen Blättern gezeigt. Dafür mag ihm und seines gleichen auch von Hn. *Koch* eine besondre Ehre wiederfahren, und eine ganz unerwartete Titulatur zugekommen seyn. Dieser sagt nämlich in seiner Vorrede. „Es ist hier der Ort nicht, um nur den *mindesten* Aufwand der *unbedeutendsten* Kraft in Wiederlegung der *Eisköpfe* zu verschwenden, welche nur dann *lau* und höchstens *warm* werden, wenn sie gegen literarische Jugendspiele declamiren können. Diese Herren verstehen sich eben so wenig auf *Wissenschaften* als auf *Menschenleben*, und auf dieses beides eben so wenig als auf Spiel und Jugend." So ganz bestimmt Rec. alles, was hier in genere gesagt wird, auch in Specie auf sich anwenden mufs, so macht ihm doch der Eiskopf sehr wenig Sorge, indem es damit, so wie mit dem Ereifern und alleinigen Warmwerden um Hn. K. wissen, nicht viel zu sagen hat, und dieses, aufs gelindeste gesagt, gar nicht zutrifft. Aber so viele Complimente, wie noch in einem Athem nachfolgen, sollten billig den strengsten Recensenten bekehren, und ihn, mit einer tiefen Verbeugung gegen den Vf. seine Schwäche fühlen lassen. Die Recensenten sind indefs ein abgehärtetes Volk, und erholen sich bald wieder von ihrem Schrecken, was um gewisser ebenfalls abgehärteter Autoren willen, ein sehr glücklicher Umstand ist. Im Ernste also, was Hr. K. über die Abschaffung von Ziererеyen, und edler Simplicität beym Naturunterricht sagt, ist sehr gut, aber schwerlich von ihm ganz überlegt und gefühlt. Sonst würde er ein förmliches *Markenspiel* nicht zum Vehikel dieser achtungswerthen Simplicität brauchen wollen, oder sichs nicht vollends gar einfallen lassen, das ganze Menschenleben, als ein blofses Spiel, mit seinem Naturspiele zu vergleichen. Wenn auch die übrige Ausführung untadelhaft wäre: so wird ein Spiel mit Marken nie bey Kindern die Wirkung begünstigen, die der Naturunterricht hervorbringen soll. Die Kinder werden, wie billig, auf die Marken sehen, und nicht auf die Natur. Dafs trockne Kenntnisse, die mechanisch erlernt werden müssen, ehe man in weiter Entfernung zu ihrer fruchtbaren und geistvollen Anwendung kommen kann, dafs diese durch ähnliche Spiele erleichtert und eingeprägt werden, dawider dürfte wenig zu erinnern seyn. Aber dafs man eine Kenntnifs, zu der die nächsten äufsern Verhältnisse sehr wenig, aber um so mehr die innern edeln Bedürfnisse des Geistes, und der moralischen Vervollkommnung hintreiben, dafs man eine Kenntnifs, die ganz dazu bestimmt scheint, in früher Jugend das Gefühl für Wahrheit, Ordnung, Zusammenhang, Gröfse und Schönheit zu erwecken, mit sammt dem Kinde in die Wickelpuppe eines steifen Markenspieles einzwängt, das hält Rec., so viel er sich auf Wissenschaften, Menschenleben und Natur versteht, nur unter solchen Bedingungen für verzeihlich, die für die Urheber dieser Spiele nicht schmeichelhaft sind. Und was ist damit gewonnen, wenn die Kinder, um der Marken willen, folgende Sätze auswendig lernen. „*Unter der „Natur versteht man alle wirkende Kräfte aller körperlichen Dinge „in der Welt, zusammen als eins betrachtet. — Die Trägheit ist die „Eigenschaft der Körper, vermöge welcher sie sich in jedem Zu„stande zu erhalten suchen, in welchen sie versetzt worden?*" Hier ist für ein Kind nichts erbauliches, und man sieht offenbar, dafs es aus einem Unterrichte genommen ist, den Hr. *K.* als gothisch verwarf. Sätze wie diese: „*Die Gebirge gehen als Reifen um die Erdkugel herum, und halten sie im Gleichgewichte.*" „*Es gibt wahrscheinlich eine besondre electrische Materie, welche eine Art von Brennbarem seyn mufs. Durch das Reiben werden die Theile des electrisirten Körpers erschuttert, durch diese Erschütterung wird die electrische Materie herausgestofsen, und diese verursacht eine Atmosphäre um den electrischen Körper, die elastisch und flüssig ist, und sich also in einen engen Raum bringen und wieder ausdehnen läfst,*" sind theils falsch, theils dunkel, und für Kinder ganz unnütz. Selbst in wenigen Zeilen hätte der Vf. mehr charakteristisches von seinen Gegenständen sagen können, wenn er, genugsam mit dem Geiste derselben bekannt, das Wesentlichste auszuheben gewufst hätte. So sagt er bey dem Pferde: „*das Pferdegeschlecht begreift das Pferd, den Esel, den Maulesel, der aus der Vermischung des Pferdes und Esels entsteht, und das schön gestreifte Zebra, das dem Pferde gleicht, aber Schwanz und Ohren wie der Esel hat.*"

Der Text dieser Schrift soll, wie Hr. K. in den Vorreden versichert, nicht von ihm, sondern von einem bejahrten Schulmanne herkommen, der aus Bescheidenheit anonym bleiben wollte; Hr. K. habe nur den Stil verbessert.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 16. Julius 1794.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

DRESDEN, b. Hilscher: *Unterricht in der Festungsbaukunst* nach Hn. *Johann Christoph Glasers*, weiland Churf. Sächs. Kriegsraths, Professors der Mathematik, und Directors der Militärwissenschaften, bey dem adelichen Cadettencorps zu Dresden, *erwiesenen Grundsätzen der Kriegskunst, Natur und Grössenlehre*; aus dessen hinterlassenen Papieren zu praktischer Anwendung mitgetheilt von *Friedrich Ludwig After*, Obersten im Churf. Sächs. Ingenieur-Corps. 4tes Heft. 1792. 25 S. 4. 6 Kupf. 5tes und letztes Heft. 1793. 135 S. 12 K. nebst Tabellen. (3 Rthlr.)

Hr. Oberst *After* hat dem 5ten Heft eine Beleuchtung einiger Sätze in der Recension der A. L. Z. über das 2te Heft, und eine Beantwortung einiger Einwürfe in der Allg. Deutschen Bibliothek beygefügt. Die erstere wollen wir hier, so viel es die Kürze erlaubt, beantworten, um uns dadurch den Weg zur Recension der vorliegenden Hefte zu bahnen. „Ob auf dem vom „Rec. vorgeschlagenen zweyten Wege, weniger Festungswerke in ihrer völligen Stärke aufgeführt, eben „die Dienste thun können, als viele von blosser Erde? „lässt sich nicht eher beurtheilen, als bis man diese wenigen Festungswerke, nach ihrem Profil, nach ihrer „Lage und Vertheidigung untereinander, gesehen und „untersucht hat.“ Wir wollen dem Hn. Obersten nur das entgegensetzen, was die neuern französischen Ingenieurs bey ähnlichen Fällen behaupten: Wenn der Belagerer ein Sechseck mit seinem Angriff umringen könne: so sey die Garnison kaum im Stande, die Vertheidigung der Ravelins mit Reduits zu bestreiten; weitere Werke hinzuzufügen, sey nur ein Mittel um die Garnison zu verhindern, das, was schon da sey, zu benutzen, und daher ein wahrer Schade. Bey einem Achteck könne man zur Noth Contregarden vor die Bastions legen. Wenn dasselbe aber einige unangreifliche Seiten habe: so könne man, statt der Contregarden, die von schlechter Wirkung seyn, auf den angreiflichen Seiten einige Lunetten anbringen. Doch dürfte die Anzahl derselben kaum auf 5 bis 6 steigen, weil die Besatzung eines Achtecks täglich nicht mehr als 1000 bis 1200 Mann auf die Wache geben könne, und 6 Lunetten schon gegen 600 Mann davon wegnähmen. Hieraus erhält, dass man noch auf andere Dinge Rücksicht zu nehmen habe, als Werke auf Werke zu häufen, die sich gut vertheidigen besonders wenn davon die Rede ist, ob man wenige Werke mit Mauerbekleidung oder viele Erdwerke mit grossen Böschungen bauen soll. Glasers nach seiner Meynung stärkstes Achteck bestehet: 1) aus einem Hauptwall. 2) Aus einer weitläuftigen Faussebraye. 3) Aus einem Ravelin mit einem Reduit und einer Faussebraye, die für eine Contregarde gelten kann. 4) Aus einer Contregarde vor den Facen der Bollwerke. 5) Aus einem Mantel. 6) Aus einem bedeckten Weg mit Reduits. Das ist beym letzten Bau zu viel. „Liegt nicht in des Rec. „Aeusserung selbst ein Widerspruch, wenn er hier den „Umfang eines Orts mit wenig Werken sicher zu stellen „vermeynt, und gleichwohl im Verfolg seiner Recension „die Defenslinien nur auf den Ertrag der heut zu Tag „üblichen Flinten gesetzt wissen will? Verlangen bey „einerley Umfang des Platzes so kurze Defenslinien nicht „mehrere Werke, als längere Defenslinien?“ Rec. sprach von der Menge, Mannichfaltigkeit und Weitläuftigkeit der Aussenwerke, welche den Dienst der Besatzung erschweren; hier aber bleibt ja der Umfang der nemliche; und dann ist ein grosser Unterschied unter dem Nothwendigen und Ueberflüssigen. „Warum bey Befestigung „eines wichtigen Orts, ein Fürst nicht auch von verschiedenen Sachverständigen, Entwürfe hierzu, nach „Art der Preisschriften sollte können oder dürfen sich „einreichen lassen, wünschte wohl die Gründe zu vernehmen, um derentwillen der Rec. diesen Vorschlag „für ungeprüft hingeworfen, erklärt.“ Es ist nur Schade, dass man aus einer Rec. nicht gleich eine Abhandlung machen darf, sonst könnte man seine Gründe nach der Länge und Breite hinlegen. Also von mehreren Schwierigkeiten hier nur eine: Es fragt sich: Sollen nur die Ingenieurs und Sachverständige, welche in des Fürsten Diensten sind, um den Preis kämpfen, oder auch die von andern Mächten? Auf alle Fälle müssten doch die ersten Ingenieurs jenes Fürsten die Richter der Preisschriften seyn. Im ersten Fall hätten also die Subalternen mit ihren Vorgesetzten zu kämpfen, und würden daher entweder vom Kampfplatz bleiben, oder keinen Preis davon tragen. Im andern Fall kann weder der Fürst noch seine Ingenieurs es verstatten, dass ihm der Ingenieur einer fremden Macht seine Festungen baut, und der Fürst, in dessen Diensten der letztere steht, würde es eben so wenig zugeben. „Dass keineswegs beym Maasse der Defenslinie der Meister sich verstossen habe, „sollte der Rec. aus .... vernommen haben.“ Nun da sagt Glaser: „Mit unsern jetzt gebräuchlichen Flinten „würden wir etwan nur auf 30 Ruthen mit Wirkung „schiessen; wollte man nach diesem Ertrag die Defens„linie einrichten, so fiele sie allzukurz aus, dass daher „unzählige andere Nachtheile für die Festung, wie hin„gegen für den Belagerer allerley Vortheile erwachsen „würden.“ Ist nun dies eine Stelle, worauf man sich als auf einen Beweis berufen kann? Sind die Vortheile

und Nachtheile aufgezählt und bewiesen? Der Kernschuss von unsern Flinten beträgt nicht nur 30, sondern 40 Ruthen. Man muss die Sache nicht schlimmer machen, als sie ist. Weiterhin sagt Glaser: „Um deswillen sind alle „Kriegsbaumeister bey diesem Maass von 60 Ruthen je„derzeit verblieben.“ Werden sie aber immer dabey verbleiben? Bereits wanken die französischen Ingenieurs in dieser Sache, trotz der unbegränzten Hochachtung für ihren Chef Vauban. Einmüthig ziehen sie die Flanken der Bollwerke nicht mehr zurück, und verlängern die Facen um 8 bis 10 Klaftern, was nur möglich ist, um die alten Defenslinien zu verkürzen; und bey den Aussenwerken haben sie auch bereits festgesetzt, dass die Defenslinie den Ertrag einer gewöhnlichen Flinte nicht übersteigen solle. Rec. wusste damals noch nicht, dass ihm die französischen Ingenieurs bereits so nahe gekommen. Dass Glaser seine Reduits in der IIIten Tafel zu einem wichtigen Zweck, wie Hr. *A.* sagt, gebauet habe, mag seyn; dass er aber diesen Zweck nicht erreichen wird, ist auch gewiss; denn sie sind den Batterien auf den Contregarden ausgesetzt, und zusammengeschossen, ehe man über den Graben gehet. Daher hat man nicht Ursach, weder das Ravelin noch Reduit wegzunehmen, wenn man über den Hauptgraben gehen will. „Möch„te es dem Rec. gefällig seyn, die Gründe anzuzeigen, „warum das Reduit vor der Spitze des Ravelins mehr „schaden als nützen solle.“ Sehr gerne: die Brustwehr liegt von innen und aussen auf gleichem Boden. Sie dient also Freund und Feind; dieser darf nur Schiessscharten einschneiden, um eine Batterie zu haben, auf der er noch sicherer, als auf dem Glacis stehet, weil er auf jener das Glacis hinter sich hat, die ihn gegen die Rückschüsse von der Contregarde deckt, wenn er anders von dieser etwas zu befürchten hätte. Ueberdiess muss man sich auf den rückwärts liegenden Werken gar sehr in Acht nehmen, dass man, besonders bey nächtlichen Stürmen, nicht die eigene Besatzung von diesem Werke beschädiget. „Rec. sagt zwar: dass eine nur wenig „erhöhete Batterie auf dem Glacis diese Flanke des Haupt„walls von Grund aus demontiren würde, ohne dass man „einen Stein vom Wallgang der Contregarde wegschaf„fen dürfte.“ Ganz richtig! Der Wallgang der Contregarde ist 16 Fuss über den Grund des trocknen Grabens erhoben; seine Entfernung von der Flanke beträgt ungefähr 76 Ruthen; bis an das Glacis sind es 88; demnach darf das Rohr der Kanone nur um $18\frac{1}{19}$ Fuss über den Grund des Grabens erhoben seyn, um den untersten Stein der Flanke, über den Wallgang der Contregarde weg, beschiessen zu können; die Spitze des Glacis aber, wohin diese Batterie erbaut werden soll, ist 19 Fuss über den Grund des Grabens erhoben; die Kanonen dürfen also eigentlich gar nicht erhöht, sondern eingeschnitten, kurz, beynahe so gebauet werden, als man sie bauen würde, wenn die Contregarde nicht da wäre. Eine massive Mauer von 30 Fuss Dicke und 25 in der Höhe ausser dem Erdreich, die nach Glasers Angabe angelegt ist, um die Flanke zu decken, und die ihrem Zweck so wenig entspricht, hat doch wohl ihre Stelle nicht mit grosser Ueberlegung erhalten. Die steinerne Brustwehr muss man freylich herunter schiessen, welches nichts schweres ist, da eine auf dem Glacis dagegen anzulegende Batterie beynahe nirgend her etwas zu befürchten hat.

Der 4te Heft enthält ein nach Glaserschen Grundsätzen befestigtes Viereck. Die Defenslinie von der hohen Flanke beträgt 70 Ruthen. Die Graben sind nicht nach der heutigen Art, nach der man sie jetzt lieber schmäler und tiefer als sonst macht, um das Mauerwerk den feindlichen Batterien zu entziehen, sondern breiter und seichter als gewöhnlich. Ueberhaupt war Glaser noch im Profiliren zurück; trotz seines Rühmens von dem Werth der Profile lernt man aus seinem Werk weiter nichts, als dass er seine Profile für vortreflich gehalten habe. Das Reduit im Ravelin ist noch übler dran, als im oben angeführten Fall, weil man es hier vom Glacis zusammenschiessen kann. Beym Reduit vor der Ravelinsspitze ist der oben gedachte Fehler verbessert, indem es hier vom bedeckten Weg abgesondert, und von Stein gebaut worden, wodurch es auf der andern Seite einen weit über seinen Werth erhöhten Aufwand verursacht. Die übrigen Kupfer enthalten einen Grundriss des Mauerwerks vom Sechs- und Achteck, einen Vorschlag zu einem Cavalier und eine steinerne Caponiere, woraus erhellt, dass Glaser auch die Minengallerien nicht geschickt anzubringen gewusst habe; denn wenn sie, so wie hier, unmittelbar an der Bekleidungsmauer hinlaufen: so darf man nur ein paar Löcher in diese schiessen, um dem Minier sein Handwerk zu legen.

Der 5te Heft enthält nach vorausgeschickten Grundsätzen, die öfters noch aus der alten Welt sind, Regeln, wie ungeschickte Figurseiten zu behandeln, und endlich die wichtige Auflösung des Problems 1) sowohl von aussen herein, als von innen hinaus, 2) auf einer jeden zu befestigen geschickten Figurseite, 3) bey allen zur Fortification taugenden Figurwinkeln, 4) ein Hauptwerk ohne, oder auch mit Faussebraye zu construiren; dass a) die parallele Entfernung der äussern von der innern Figurseite allenthalben gleich gross sey; b) die Bollwerksflanken bey allen Figurseiten gleich lang, und zwar mit Inbegriff des Orillons von 15 rheinl. Ruthen werden, und c) auf der rasirenden Defenslinie perpendiculär stehen, endlich d) die Defenslinie α) bey einem Hauptwerk ohne Faussebraye in den Flankenwinkel einlaufe; hingegen β) bey einem Hauptwerke mit Faussebraye auf der Hauptkurtine eine sogenannte Secondflanke abschneide, deren Stärke oder Perpendicularmaass $7\frac{1}{2}$ rheinl. Ruthen, das ist: so breit wie die Faussebraye sey. Die Auflösung ist sodann auf einige wirkliche Plätze angewandt. Von den Citadellen sind nur allgemeine Regeln beygebracht. Zum Beschluss erzählt der Herausg. *Glasers* Bemühung um sein allgemeines Problem. Wir gestehen nun mit Vergnügen, dass *Glaser* alles, was zu dem Problem, einen unregelmässigen Platz so regelmässig als möglich zu befestigen, gehört, wohl gefasst, gründlich aufgelöst, und darin alle bisher bekannte Schriftsteller weit übertroffen habe. Die Befestigungskunst hätte keinen gemeinen Verlust erlitten, wenn diese artige Auflösung, welche Glasern noch den grössten Ruhm bringt, zu Grunde gegangen wäre; die vielen Bemühungen des Hn. Ober-

Oberſten *After* um dieſelbe verdienen daher den vollſten Dank aller Liebhaber der Befeſtigungskunſt.

Hannover, b. Helwing: *Neues Militäriſches Journal.* X. Stück. 1791. 330 S. m. 1 K. XI. St. 1792. 188 S. m. 1 K. XII. St. 1792. 195 S. 8.

X. *Beurtheilung der Lindenauſchen Taktik*, zweyter Theil. Der Vf. dieſes Aufſatzes iſt ſehr nachgiebig gegen ſeinen Autor. In Anſehung der Schädlichkeit des Ab- und Zurückmarſches von beiden Flügeln, ſtimmt er mit *Lindenau* überein; nur glaubt er, daſs dieſer nichts Neues darüber geſagt habe. Andere aber finden viel Unrichtiges darin, und dieſes könnte doch neu ſeyn. Beym Aufmarſch einer Colonne aus ihrer Flanke beruft ſich der Vf. auf einen Artikel, den er in die neue militäriſche Zeitung über das Deployiren geliefert hat; wir zweifeln aber, daſs er dadurch das Deployiren aus der offenen Colonne verbeſſert habe. Er formirt dabey die Linie von hinten, und da ſich dieſe beſtändig vergröſsert; ſo nimmt die Geſchwindigkeit ab, und ſein Deployement wird dadurch ſchwerfällig. Seine zweyte Methode läſst ſich nur mit ein paar Bataillonen ausführen, mit den übrigen muſs man den Adjutantenaufmarſch machen. Hingegen halten wir das für eine wirkliche Verbeſſerung des Lindenauſchen Manoeuvres, wenn der Vf. die 3 letzten Bataillons von der Colonne des rechten Flügels ohne Rückmarſch deployiren läſst; doch reicht auch dieſes Manoeuvre nicht überall zu. *Die Relation der Bataille bey Hochſtädt* von dem hannöveriſchen *Feldmarſchall von Bülow* an den Kurfürſten von Hannover, nachmaligen König von England, enthält einiges Detail, das man in den bekannten Erzählungen nicht findet. Bey der *Relation der Schlacht bey Roſsbach* ſind die Anmerkungen des Grafen *von St. Germain* das intereſſanteſte. Wenn in der Relation geſagt wird: der König machte mit dem übrigen Theil der Cavallerie einen übereilten Marſch, um ſich ſchräg auf ſeinen linken Flügel zu ſetzen; ſo antwortet *St. Germain*: der König von Preuſsen macht keinen übereilten Marſch, alle ſeine Bewegungen ſind wohl bedächtlich, und werden gut ausgeführt. Am Ende wird geſagt: Hr. von *St. Germain* führte die Arriergarde mit vieler Ordnung und Klugheit. Antwort: Niemals war gröſsere Unordnung und weniger guter Wille. Die *Belagerung* oder vielmehr Vertheidigung *von Ziegenhayn* i. J. 1761, vermuthlich von einem Artillerieofficier geſchrieben, iſt zwar von keiner groſsen Bedeutung, aber doch nicht unintereſſant zu leſen. Die *Relation von der Schlacht von Liſſa vom König von Preuſsen* an den König in England, ſo wie auch eine andere von einem preuſsiſchen Ingenieurofficier ſind hier mit Anmerkungen verſehen, welche die beiden Relationen ſowohl unter ſich als auch mit andern vergleichen, und die Unterſchiede bemerkbar machen. Das *Gefecht bey Meer* von einem Officier, der demſelben beywohnte, enthält ſowohl im Plan, als auch in der Beſchreibung einiges, das man nicht im Bauerſchen Plan findet; nebſt Einwendungen gegen die Urtheile des Hn. von Tempelhof, vermuthlich vom Herausgeber. Hierauf folgen *Recenſionen*. Ferner eine *Inſtruction für die Inſpecteure der Infanterie von Friedrich dem Groſsen*, worin dieſer beweiſt, wie nothwendig es ſey, daſs ſich die Subalternen bey Zeiten in die höhern Chargen einſtudieren, weil man im Krieg oft ſehr bald dahin gelangen, und folglich in Verlegenheit kommen könne, wenn man alsdann Dinge ausführen ſolle, die man nicht vorher durchdacht habe.

XI. St. *I. Defenſivlager der preuſsiſchen Armee unter Prinz Heinrich im Oct. 1762.* Angriff dieſes Lagers und Rückzug aus demſelben. Aus dem ungedruckten Tagebuch eines Officiers, der bey der Armee diente. II. *Relation der Schlacht bey Freyberg*, zwiſchen der preuſsiſchen Armee unter dem Prinz Heinrich und der öſterreichiſchen und Reichsarmee unter dem Prinzen von Stollberg. Aus der mündlichen Erzählung des verſtorbenen Hauptmanns *Tielke*. III. *Relation von einem preuſsiſchen Officier*, der bey derſelben gegenwärtig geweſen. Da dieſe Schlacht unter allen Schlachten des 7jährigen Krieges noch am wenigſten bearbeitet war; ſo werden dieſe ausführlichen Nachrichten dem Publicum ſehr willkommen ſeyn. IV. *Erklärung der Wirkung des Pulvers*, aus den in neuern Zeiten entdeckten Luftarten. Ein Aufſatz, der den Artilleriſten Stoff zum weitern Nachdenken gibt. V. *Einige Nachrichten von den Militärorden*, und einige Betrachtungen über dieſelben. VI. *Unterricht in dem Brückenbau mit Pontons* für diejenigen, welche nicht Pontoniers ſind, und doch einige allgemeine Kenntniſſe dieſes Gegenſtandes ſich erwerben wollen, von einem kön. preuſsiſchen Artillerieofficier. Dem Vf. ſcheint unbekannt geweſen zu ſeyn, daſs es auch hölzerne Pontons gibt, welchen Hr. *Hoyer* beynahe den Vorzug gibt. VIII. *Von den Unterhaltungskoſten eines Cavalleriepferds*, insbeſondere in der preuſsiſchen Armee. IX. *Recenſionen.* X. *Nachricht von dem Diſtanzmeſſer des Lieut. Neander.* XI. *Woraus kann man den Fortgang, den eine Armee in dieſem oder jenem Zweige der Kriegskunſt macht, am ſicherſten beurtheilen?* Antwort: aus den Schriften, die aus derſelben hervorkommen.

XII. St. I. *Unmaſsgebliches Bedenken, wie etwa bevorſtehende Campagne gegen Frankreich einzurichten.* Von dem hannöveriſchen General *Podewils* 1689 an den Herzog von Hannover abgeſtattet. II. *Ein Mittel, wodurch man die Officiere zu militäriſchen Arbeiten aufmuntern, und ihre weitere Ausbildung bewirken kann.* Der Vf. ſchlägt eine Societät der militäriſchen Wiſſenſchaften vor. Es dürfte aber wohl noch zu dieſer Zeit einige Schwierigkeiten haben, ſie aufzubringen. III. *Manoeuvre bey dem Entenfang, unweit Potsdam*, den 12ten Oct. 1764. IV. *Manoeuvres, welche von einem preuſsiſchen Corps unter der Ordre des Hn. General-Major und Inſpecteur der weſtphäliſchen Regimenter von Romberg ſind ausgeführt worden.* V. *Ein Beytrag zur Geſchichte der Taktik.* Auszug aus einem braunſchweig-lüneburgiſchen Infanteriereglement von 1666 bis 1674. VI. *Ueber die Vor- und Nachtheile der ſtehenden Armeen.* Gegen einen Aufſatz im 65ſten Heft der Schlözeriſchen Staatsanzeigen. VII. *Von der Richtung einer Linie Cavallerie, wie ſie en Front mit Intervallen avancirt.* Sie

iſt auf die Grundſätze gebaut, welche man in v. Millers reiner Taktik findet. VIII. *Nachricht von der Einführung reitender Artillerie.* Aus dem Intelligenzblatt der allgem. Lit. Zeit. Hr. *Scharnhorſt* bemerkt im Nachtrag, daſs man aus andern Nachrichten wiſſe, daſs die Ruſſen im 7jährigen Kriege ſchon reitende Artillerie gehabt hätten. Den Rec. hingegen verſichert ein Officier, der nach dem 7jährigen Kriege in Petersburg war, daſs man noch damals nichts von einer reitenden Artillerie daſelbſt gewuſst habe. IX. fehlt. X. *Neue Einrichtung des Regiments- oder Bataillons-Geſchützes*, von dem *verſtorbenen regierenden Grafen von Schaumburg-Lippe*, königl. portugieſiſchen Generalfeldmarſchall. Betrifft den Gebrauch einer einpfündigen Kanone mit einer beſondern Art von Lavette. XI. *Vom jetzigen franzöſiſchen Militär.* XII. *Ein Vorſchlag, beym Angriff eines Blockhauſes und einer Schanze geſchwind auf die Bruſtwehr zu kommen.* Dieſer aus den ältern Zeiten entlehnte Vorſchlag kann durch 1 oder 2 Reihen ſchlechter Wolfsgruben unbrauchbar gemacht werden. XIII. *Wachehäuſer in Cantonirungs- und Winterpoſtirungen.* Es iſt freylich nur ein hingeworfener Gedanke, zur Ausführung gehört noch mehr. Die Zahlen beym Maaſsſtab ſind unrichtig; er enthält nicht nur 3, ſondern 15 Fuſse. Die Palliſaden ſind nicht nur 20, ſondern 23 Fuſs lang. Sollen die Schieſslöcher 6 Fuſs über den Boden kommen: ſo müſste noch eine Bank über die im Plan gezeichnete kommen. Einrammen könnte man die Palliſaden nicht wohl, und zum Eingraben möchten die Spitzen unnöthig ſeyn. Auch müſsten noch andere Mittel angewendet werden, um das Gebäude gegen den Einſturz zu ſichern. In der 3ten Figur ſtehen die Palliſaden nicht viel feſter, als wenn man ſie auf den bloſsen Boden hingeſetzt hätte. XIV. *Recenſionen.* XV. *Ueber die Vor- und Nachtheile der ſtehenden Armeen.* Eine Fortſetzung des oben angefangenen gründlichen und intereſſanten Aufſatzes, worin auch auf das berüchtigte im Braunſchweigiſchen Journal erſchienene *Teſtament politique de l'Empereur Joſeph II* Rückſicht genommen wird.

Breslau, b. Gutſch: *Theoretiſches-praktiſches Handbuch der Feldbefeſtigungswiſſenſchaft durch eigene ganz neue Erfindungen umgearbeitet und vervollkommet zum Selbſtunterricht*, mit 10 Kupfertafeln, von M. *Franz Chriſtoph Jetze*, erſten und älteſten Profeſſor bey der königl. preuſsiſchen Ritterakademie zu Liegnitz, bey eben derſelben Lehrer der Mathematik und Phyſik, Beyſitzer der königl. gelehrten Geſ. der W. u. K. zu Frankfurt a. d. O. 1793. 319 S. 8.

Der Vf. iſt ein ſehr geſprächiger Gelehrter; der geringſte Umſtand gibt ihm Gelegenheit, etwas herbey zu ziehen, das man hier nicht ſuchte. Seine neue Erfindung iſt nun zum drittenmal gedruckt; 1781 erſchien ſie im Unterhalter für Krieger, und 1789 in der neuen militäriſchen Zeitung. Nach 10 Jahren iſt ſie jedoch für das Publicum noch eben ſo neu, als bey ihrer erſten Erſcheinung, da ihr das Publicum bisher keine Aufmerkſamkeit ſchenkte. Dieſe neue Erfindung beſtehet nun in folgendem: Ich nehme, ſagt der Vf., ihr (der Ingenieurs) eigenes Principium, oder ihren Grundſatz an, in welchem ſie alle übereinſtimmig ſind, nemlich: daſs 25 militäriſche Schritte die rechte Länge der einen Seite der viereckigten Schanze für 200 Mann ſey, daſs dieſe nicht zu viel und auch nicht zu wenig Flächenraum, nach militäriſchen Abſichten habe, und ziehe daraus richtige Schlüſſe. Schon der Vorderſatz iſt nicht ganz gegründet: Nicht alle Ingenieurs geben dem Mann an der Bruſtwehr 2 Decimalfuſs, viele nur zwey Duodecimalfuſs, andere auch nur 21 Zoll; und dann iſt es ſehr unmathematiſch, einen Satz ſo ganz ohne Beweis auf Treu und Glauben anzunehmen, und viele Seiten hindurch darauf los zu rechnen. Der Vf. unterſucht in dieſer Rückſicht zuerſt, wie viel Quadratſchritte in der obgedachten Redoute auf den Mann kommen, und beſtimmt die Gröſse der übrigen Schanzen ſo, daſs immer jeder Mann den nemlichen Flächenraum erhält. Hier hätten ihm ſogleich ein paar Zweifel einfallen ſollen: 1) iſt es auch wahr, daſs ſo viele Zehe in dieſer Redoute nach Abzug deſſen, was zur Stellung und Bewegung der Truppen nöthig iſt, Raum haben, als die Beſatzung erfodert? 2) hätte er bedenken ſollen, daſs allenfalls nur der Raum zum Lagern im quadratiſchen Verhältniſs ſtehe, aber nicht der Raum, den die Bänke einnehmen, und den die Beſatzung nöthig hat, um ſich am Fuſs der Bank zu rangiren. Seine Schlüſſe wären alſo auch nicht ſogar richtig. 3) fragt ſichs, ob das Lagern oder das Fechten die Haupterfodernis einer Redoute ſey? Aber es war dem Vf. bloſs ums Rechnen zu thun. Uebrigens iſt das Buch nicht ganz unbrauchbar für den Anfänger; der Vf. weiſs ſeinen Vortrag oft intereſſant und deutlich zu machen. Neues findet man auſser dem angeführten nichts. Statt anderer Weitläuftigkeiten hätte noch manches angebracht werden können, was man zu einem vollſtändigen und gründlichen Unterricht vermiſst.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Erlangen, b. Palm: *Materialien zu Kanzelvorträgen, oder Predigtentwürfe der beſten Kanzelredner, nach dem Bedürfniſs unſerer Zeit für deutſche Volkslehrer geſammelt und bearbeitet.* Des dritten Bandes erſte Abtheilung. 1794. 252 S. 8.

Dieſe Abtheilung enthält 29 ziemlich ausführliche Grundriſſe *Zollikoferiſcher* Predigten vermiſchten Inhalts. Wer die Predigten dieſes vortrefflichen Mannes nicht ſelbſt beſitzt, oder kaufen kann, dem werden dieſe Auszüge wohl zu ſtatten kommen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 16. Julius 1794.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Böhme: D. *Ernſt Gottfr. Schmidts*, Prof. der Rechte und Hofger. Adv. zu Jena, *theoretiſch practiſcher Commentar über ſeines Vaters, D. Joh. Lud. Schmidts practiſches Lehrbuch von gerichtlichen Klagen und Einreden.* Erſter Band. 1792. 340. S. Zweyter Band 1793. 360 S. 8.

Die anerkannten Vorzüge des bekannten *Schmidt'ſchen* Lehrbuchs beſtimmten den Vf., einen Commentar darüber drucken zu laſſen. Dieſer ſoll aber bloſs eine kurze theoretiſch-practiſche Erläuterung der weſentlichen Lehrſätze mit hinzugefügten Beyſpielen enthalten, und der Vorläufer eines gröſsern Werks ſeyn, worin der Vf. die einzelnen Klagen und Einreden vollſtändig abhandeln will. Da dieſs gröſsere Werk, der Natur der Sache nach, groſsentheils aus dem Inhalt des Lehrbuchs und dieſes Commentars beſtehen wird: ſo hätte der Vf. vielleicht beſſer gethan, wenn er, ſtatt einen Theil ſeiner Vorleſungen über das Lehrbuch beſonders abdrucken zu laſſen, entweder dieſes mit erläuternden Anmerkungen und Zuſätzen bereichert, herausgegeben, oder durch das gröſsere Werk den Druck des Commentars ganz überflüſſig gemacht hätte. Bey der gegenwärtigen Einrichtung war es beynahe unvermeidlich, *daſs nicht* ein groſser Theil des Lehrbuchs ſich in den Commentar einſchleichen, und, da Kürze und Einſchränkung aufs Weſentliche in dem Plane des Vf. lag, manche nützliche Erläuterung verdrängen muſste. Der *erſte Theil* umfaſst die Lehre von gerichtlichen Klagen und Einreden überhaupt, und von den Poſſeſſorienklagen. Die Erläuterungen beſtehen gröſstentheils aus richtigen Bemerkungen; nur ſind ſie nicht immer in gehöriger Proportion angebracht, auch hie und da ſolche, die den nämlichen Gegenſtand betreffen, in mehreren Stellen zerſtreut. Z. B. was über die Geſchichtserzählung und über das Geſuch in einem Klaglibell geſagt wird, iſt theils §. 13. § 22. u. f. theils §. 95. und §. 101. zu ſuchen. Ueberhaupt haben wir die Erläuterungen über die einzelnen Klagen noch befriedigender und beſſer gefunden, als diejenigen, welche die Klagen und Einreden im Allgemeinen betreffen. S. 31 wo einer rechtlichen Folge der Weigerung, auf die Klage ſich einzulaſſen, Erwähnung geſchieht, hat ſich Sächſiſches Recht da eingeſchlichen, wo man gemeines erwartet. S. 63 wird die Eigenthumsklage, unſers Erachtens nicht mit hinlänglichem Grunde, den *actionibus arbitrariis* beygezählt. S. 91 und 159 behauptet der Vf. daſs Cumulation der Klagen allemal eine Concurrenz derſelben vorausſetze. Nun kann z. B. Cajus gegen den Titius Klagen aus einem Anlehen-Pacht und Kaufcontract ohne Anſtand cumuliren. Und doch nimmt der Vf. S. 91 an, daſs mehrere Klagen, die nicht einerley Sache betreffen, ſondern aus verſchiedenen Geſchäften herrühren, keinen *concurſum* derſelben ausmachen. Ob der Kläger, indem er die Replik in die Klage aufnimmt, damit als Aggreſſor angeſehen werde, und die Gunſt des Beklagten verliere, wie der Vf. S. 148 behauptete, zweifeln wir ſehr. Doch iſt's freylich in den meiſten Fällen räthlicher, die Exceptionsſchrift abzuwarten. Was der Vf. S. 228 von dem ächten Beſitze (*b. f. poſſeſſio*) und den Vortheilen deſſelben ſagt, möchte wohl nur von dem ſogenannten bürgerlichen Beſitze zu verſtehen ſeyn. Gibt es doch adliche Beſitzer, die jene Vortheile nicht genieſsen! Der *zweyte Theil* enthält die Präjudicialklagen und die damit verwandten Rechtsmittel, und von den dinglichen diejenige, die das Eigenthum, die Dienſtbarkeiten und das Pfandrecht betreffen, auch einen Theil der auf das Erbrecht ſich beziehenden Klagen. Wir wollen einige Zweifel und Bemerkungen herſetzen, die ſich uns beym Durchleſen dieſes Theils aufgedrungen haben. Nach S. 28 läſst der Vf. in Anſehung freygelaſſener Negerſklaven die römiſchen Grundſätze vom Patronatrechte, und ebendeſswegen die *actiones de libertinitate* und *de ingenuitate* deshalb eintreten, weil die Negerſklaven völlig nach dem römiſchen Rechte zu beurtheilen ſeyen. Dieſs möchte wohl in Deutſchland nicht ſo ganz der Fall ſeyn. Wenn gleich der Vf. nach S. 106 f. die *exceptio non num. dot.* und den evidenteſten Beweis derſelben nach dem Ablauf von 10 Jahren nicht mehr ſtatt finden läſst, ſo wird er dieſs doch nicht auch von den Gläubigern des Ehemanns verſtehen wollen? Ueberhaupt erwartet man eine kurze Aufzählung der Fälle, in denen jene Einrede wegfällt z. B. Errichtung der Ehepacten nach geſchloſſener Ehe. S. 139 hätte den Einreden auch das Zurückbehaltungsrecht wegen eines beträchlichen und dabey nothwendigen Aufwands und das Compenſationsrecht nützlicher Koſten beygefügt zu werden verdient. Was der Vf. S. 144 von der *actio don. pr. nupt. repet.* ſagt, könnte leicht miſsverſtanden werden. Das ſtillſchweigende Pfandrecht der Ehefrau macht nur in ſo fern jene Klage ſeltener, als es die römiſchen Gegenvermächtniſſe ungewöhnlicher macht. Wo aber ein römiſches Gegenvermächtniſs vorhanden iſt, da kann auch dieſe Klage eintreten. Wenn es gleich in der Theorie richtig iſt, S. 160 daſs der Vater das unehliche Kind ſeines Sohns nicht verpflegen dürfe, ſo ſcheint doch die Praxis der gegenſeitigen Meynung günſtiger zu ſeyn. S. 195 gibt der Vf. der Ehefrau die *rei vindicatio utilis* in Anſehung der Sache, welche der Mann mit ihrem Gelde gekauft hat. Allein da dieſe

Sache keine Dotalſache wird: ſo hat die Ehefrau kein Vindicationsrecht, ſondern, wenn es ihr Nutzen erheiſcht, eine *Condiction*. S. 202 vermiſst man eine genaue Beſtimmung des Beweisſatzes bey der Reivindication, und wohl auch eine Bemerkung des Vortheils, den die Anführung eines Titels in dem Libell bey dieſer Klage gewährt. Mit der Vereinigung der Meynungen über die Frage: kann der Eigenthümer, der den Werth der Sache erlangt hat, dieſe dennoch von dem Beſitzer vindiciren? S. 203 f. möchten wohl die Anhänger der bejahenden nicht zufrieden ſeyn. Denn unter der *litis äſtimation*, die der erdichtete Beſitzer zu leiſten hat, iſt auch der Werth der Sache begriffen. S. 212 bemerkt der Vf., daſs der Gegenſtand der *Reivindication*, wenn in *foro rei ſitae* geklagt werde, nur eine bewegliche (unbewegliche) Sache ſeyn ſollte, und beruft ſich dabey auf *Wernher*. Allein dieſer ſagt an der angeführten Stelle nur, daſs einige dem *foro rei ſitae* bey beweglichen Sachen, zumal alsdann nicht Statt geben wollen, wenn dieſe Sachen nicht an einem Orte bleiben, ſondern weiter gebracht werden ſollen, erinnert aber dabey ganz richtig, daſs dieſe Meynung ungegründet ſey. S. 252 wird angenommen, daſs die perſönliche, die Klage, die auf Errichtung einer Dienſtbarkeit gerichtet iſt, in 10 und 20 Jahren verjährt werde, eine Meynung, die wohl in keinem der angeführten Geſetze gegründet iſt. Bey der Frage: ob durch den bloſsen Nichtgebrauch ein Dienſtbarkeitsrecht verloren gehe, halten wir die Diſtinction zwiſchen *ſervitutibus urbanis* und *ruſticis* nicht für das, wofür der Vf. S. 259 dieſelbe erklärt, für unnütz. S. 268 tritt der Vf. der Meynung derjenigen bey, die bey der Negatorien-Klage der Vermuthung, die aus der Quaſipoſſeſſion entſpringt, den Werth einer interimiſtiſchen Wahrheit nicht beylegen, ſondern dem Beſitzer der Dienſtbarkeit den Beweis auflegen. Die 112te Novelle handelt unſers Erachtens von dem beſondern Falle eines von dem Pfandgläubiger bereits gerichtlich in Anſpruch genommenen, und von dem Schuldner nachher veräuſſerten Unterpfandes, und begünſtigt keineswegs die S. 300 folg. angenommene Meynung, daſs der Beſitzer einer Specialhypothek ſich gegen die *actio hypothecaria* durch die *exceptio excuſſionis* nicht ſchützen könne.

STRASBURG, in der akad. Buchh. *Geſetzbuch für die Friedensgerichte* (;) von A. C. *Guichard*, homme de Loi, Aus dem Franzöſiſchen überſetzt durch Franz Joh. *Krauſs*, b. R. Licent. 1792. VII. Heft (in fortlaufender Seitenzahl) S. 131 — 353; VIII u. letzter Heft, S. 354 — 498.

Den Beſchluſs dieſes Werks, deſſen erſtere Hefte N. 22. des vor. Jahrg. angezeigt worden, machen *verſchiedene Dekrete, welche die Friedensrichter betreffen und in dem erſten Bande des Geſetzbuches für die Friedensgerichte nicht enthalten ſind*, ſämtlich von 1791. Eine Inhalts-Anzeige und ein alphabetiſches Sachen-Regiſter erleichtern den Gebrauch auch dieſes Bandes.

Mit dieſen beiden Heften ſchlieſst ſich alſo ein Werk, dem der philoſophiſche Rechtsgelehrte, auch ohne Rückſicht auf die bisherigen oder künftigen Schickſale der Inſtitute der Friedensgerichte in Frankreich, ſeine Aufmerkſamkeit nicht verſagen darf.

PHILOLOGIE.

1) BERLIN, in d. akad. Kunſt- u. Buchh.: *M. Tullii Ciceronis Epiſtolarum ſelectarum Libri IV.* Nach der Zeitfolge geordnet, und mit kurzen Einleitungen, erklärenden Anmerkungen und einem zweckmäſsigen Sachregiſter verſehen. Zum Gebrauche der Schulen. 1790. 200 S. 8. (8 Ggr.)

2) LEIPZIG, b. Schwickert: *Ueberſetzung der kleinern Briefe des Cicero* mit erklärenden Anmerkungen begleitet. Zwey Bändchen. 1792. 270 S. 8.

3) HALLE, b. Gebauer: *M. T. Cicero von der Freundſchaft*, überſetzt und erläutert. 1793. VI. u. 102. S. 8. (6 Ggr.)

4) MÜNCHEN, b. Lentner: *Kornel Nepos, teutſch* mit einer Abh. über ſeine Perſon, Sprache, Moral etc. vorzüglich die Art, ihn mit dem Jünglinge zu leſen, herausgegeben von Alb. Xav. *Weinzierl*. Mit 10 Kupfertafeln. 1792. LXXXIV. u. 229 S. 8. (16 Ggr.)

Der Herausg. von N. 1., welcher ſich keiner zweckmäſsig eingerichteten Ausgabe oder Auswahl der Ciceroniſchen Briefe für Schulen erinnert, ſcheint nicht an die Strothiſche, nach der Zeitfolge geſtellte, Sammlung gedacht zu haben. Die Auswahl unſers Sammlers iſt gut und zweckmäſsig. Die in chronologiſcher Ordnung geſtellten Briefe umfaſſen den Zeitraum von 691 — 710. und ſind an ſolche Perſonen gerichtet und von ſolchen Perſonen geſchrieben, die eine merkwürdige Rolle in der Geſchichte jener Zeit geſpielt haben. Jeder Brief iſt mit einer deutſchen Inhaltsanzeige und mit einigen Sach- und Spracherläuterungen zur Nothdurft verſehen. Auch iſt ein Sachregiſter beygefügt.

Die Ueberſetzungen N. 2. 3. 4. ſind, im Allgemeinen zu urtheilen, nicht ſchlecht. N. 2 enthält eine Ueberſetzung der ehmals und noch hie und da auf Schulen gebräuchlichen Sammlung der kleinern Ciceroniſchen Briefe, unter welchen aber auch ſehr groſse ſind, welche ohne alle Zeit- und Sachordnung durch einander laufen. Der Zweck des Ueberſ. war, wie er ſagt, *der Zweck aller (?) Ueberſetzer*; Erleichterung zum Präpariren und Aufmunterung zur Nachahmung und angeſtellten Selbſtübung. Der Ueberſetzung ſind Anmerkungen untergelegt. Die Inhaltsanzeigen ſind zum Theil ſehr ausführlich; vorzüglich intereſſant iſt die Einleitung in dem Brief des Sulpicius (4, 5), worin er den Cicero über den Tod der Tullia tröſtet, und in Cicero's Brief an den Luccejus (5, 12), worin dieſer aufgefodert wird, Cicero's Geſchichtſchreiber zu werden. Ein Theil der Briefe iſt ſehr flieſsend und befriedigend überſetzt. Man ſtöſst aber auf mehrere andre, die theilweiſe undeutſche Wendungen, Härten und Steifheiten haben. Ueber das nach dem Vorgange neuerer Ueberſetzer beybehaltne *Sie* in der Anrede lieſs ſich wohl Allerley erinnern.

Warum

Warum den Römern, welche die einzige Form der Anrede *Du* kannten, eine Form unterschieben, welche, nach Gedike, knechtische Demuth der Niedern gegen die Hohen erst in diesem Jahrh. in Deutschland erzeugt hat? Wenigstens sehen wir nicht ab, warum Cicero auch seine Terentia mit dem vornehmen *Sie* beehren soll, wie in dieser Uebers. geschieht. Die Formel des römischen vertrauten Briefstyls: *Si vales* etc. klingt doch im Deutschen gar zu steif, wenn wir, wie hier, immer übersetzen: Ich freue mich, wenn Sie sich wohl befinden; ich befinde mich noch wohl. Dürften wir uns darin nicht einige Abwechslung erlauben? oder diese doch nur den Römern eigne Anfangsformel gar weglassen, so wie man dem Lateiner nicht zumuthen würde, bey Uebersetzung eines Kanzleyschreibens aus dem Deutschen, auch das *Unsre freundliche Dienste zuvor* auszudrücken. Mehrern Stellen sieht man zu ängstliche Anhänglichkeit an den Buchstaben des Originals an, wie denn des Vf. in der Vorrede dargelegte Ideen über Uebersetzungen überhaupt noch sehr schwankend sind. Cic. ad div. 14, 8. an die Terentia, heisst es in der Uebersetzung: Ich bekomme schriftliche und mündliche Nachrichten, *dass Sie plötzlich in ein Fieber gerathen sind*, *te in febrim subito incidisse*. — Lassen Sie mir doch auf die Art fernerhin es zu wissen thun, wenn es nöthig seyn möchte, oder wenn Neuigkeiten vorfallen sollten. *Item posthac, si quid opus erit, si quid acciderit novi, facies ut sciam.* 14, 21 *Was nöthig seyn sollte, da treffen Sie doch solche Vorkehrungen und Anordnungen, wie es Zeit und Umstände erfordern.* Wir dächten, es wäre doch wohl deutscher so zu übersetzen: Ich bitte dich, die nöthigen (*quod opus erit*) Vorkehrungen nach Befinden der Zeit und der Umstände zu treffen. 7, 15. Dass Sie in die Freundschaft des so artigen und gelehrten Matius gekommen sind, kann ich Ihnen nicht sagen, welche Freude mir das ist. — Der Uebersetzer hatte gute Vorgänger an Borheck und Reichard. In wie fern die Tugenden oder Fehler seiner Uebersetzung in jenen ihren Grund haben, können wir, da wir jene nicht bey der Hand haben, nicht beurtheilen. Was er indessen Gutes aus jenen entlehnt hat, kommt natürlich auf ihre Rechnung: wenn er fehlerhafte Stellen in seine Uebersetzung herübergenommen hat, so fällt der Tadel einzig auf den neuen Uebersetzer zurück.

N. 3. ist eine wohlgerathne Arbeit, die sich, auch ohne Hülfe des Originals (welches man leider bey den mehresten Uebersetzungen als Commentar zu Rathe ziehen muss), ganz angenehm liest. Aber dennoch bedarf sie einer noch fleissigern Ueberarbeitung und Reinigung von manchen Flecken, um auf den Namen einer *vorzüglich* guten Uebersetzung Anspruch zu haben. Zur Probe geben wir einen Theil des 19ten Cap. mit einigen Erinnerungen: *Bey dieser Erörterung entsteht eine ziemlich schwere Untersuchung: ob man neue Freunde, die unserer Freundschaft würdig sind, alten vorziehen kann* (darf, *so pflegt man jungen Pferden einen Vorzug vor den alten einzuräumen* (besser: wie man jungen Pferden — einzuräumen pflegt). *Ein unwürdiges Bedenken von der Menschheit.* (Ein Bedenken, welches den Menschen entehrt). *Denn bey Freundschaften darf nicht, wie bey andern Dingen, sattseyn* (Sättigung, Ueberdruss) *erfolgen. Das älteste muss uns hier am behaglichsten seyn, so wie ein Wein, der seine Jahre gelegen hat* (die Freundschaft muss, wie der Wein, je alter, desto angenehmer seyn). — *Solche Neulinge aber, wenn sie Hofnung versprechen* (geben), — *so wie an unbetrüglichen Pflanzen die Frucht hervorkeimt — hat man nicht von sich zu weisen, indess muss man das Alter gehöriger massen in Ehren halten. Denn die Macht des Alters und der Gewohnheit ist hier unendlich gross.* (Neue Freundschaften aber, wenn sie, wie eine hofnungsvolle Saat, gute Frucht versprechen, muss man nicht verschmähen: aber die alten Freundschaften muss man ihnen nicht nachsetzen: denn ein alter, gewohnter Umgang behält immer für uns den grösten Reiz). *Selbst in Rücksicht eines Pferdes wird niemand in der Welt seyn, wenn anders ein Umstand es nicht hinderlich macht, der nicht lieber ein Pferd gebrauchen wollte, an welches er sich einmal gewöhnt hat, als ein unberittenes und ganz neues.* (Selbst in Ansehung der Pferde wird Jedermann lieber das Pferd, welches er gewohnt ist, reiten, als, ohne Noth, ein unberittenes und neues wählen) u. s. w. Wir haben gefliessentlich ein Capitel ausgesucht, in welchem der Uebers. viel Stoff zum Tadel gegeben hat, um ihn durch die Bemerkung des Fehlerhaften zum Bessermachen zu reizen. Erinnerungen über manche andre Stelle halten wir zurück, um nicht als eigensinnige Krittler zu erscheinen, und berühren nur noch ein paar Stellen c. 25 *blandus amicus*, ein *schmeichelhafter* (schmeichelnder) Freund — *popularis*, ein populärer Mann oder, der um die Volksgunst buhlt, ein *Schleicher*! c. 27 Zwey Metaphern, die nicht zusammen passen: die Tugend *kettet* Freundschaften und *versiegelt* sie. Cicero sagt: die Tugend stiftet und erhält Freundschaften.

In der Einleitung zu N. 4. herrscht ein treuherziger, gerader, etwas derber Ton, der, so weit er auch von Feinheit entfernt seyn mag, doch einem alten Lehrer, der es recht gut mit seinen Schülern zu meinen scheint, sehr wohl ansteht. Der Vf. ist ein warmer, fast zu partheyischer Vertheidiger seines Nepos gegen *Scheller* und gegen alle, welche den Nepos in irgend einer Beziehung herabsetzten. Die Uebersetzung verräth einen beider Sprachen mächtigen mit seinem Schriftsteller vertrauten Mann, der dem Nepos keine Schande macht. Nur müsste der Vf. bey einer künftigen Ausfeilung sich der einfachen und reinen Sprache des Nepos noch mehr durch Vermeidung mancher sonderbaren Ausdrücke, Zusammensetzungen und Provinzialismen nähern, als da sind: *beyläufig* f. *circiter*, *fere*, ungefähr; *Staatskösten*; *bevorthun*; *wenigst*; *thatengeprüft* f. *cognitus*; *der Athenergesandte* etc. Attic. 1. *incitabat omnes studio suo*, er trieb alle durch seinen Fleiss *auf*. c. 2 *facultas pro dignitate vivendi* ist nicht: Musse nach Würde. — c. 3 *honores* sind wohl nicht Würden, sondern Ehrenbezeugungen.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Prefsburg*, b. Weber: Zum Beften der Armen: *Abhandlung über die herrfchenden Gifte in den Küchen, nebft den Gegengiften* von D. *Paul Kolbani*. 1792. 75 S. 8. (6 gl.) Die Frage, ob man, in Rückficht auf die Gefundheit, ohne Nachtheil zinnerne, oder mit Zinne überzogene kupferne und meffingene, oder mit Bleyglätte glafurte töpferne Gefäffe in den Küchen zur Bereitung der Speifen, in den Apotheken, Brandteweinbrennereyen und andern Werkftätten zur Verfertigung verfchiedener Arzneyen, Liqueure u. f. w. anwenden könne, ift fchon von mehrern medicinifchen Schriftftellern fo gründlich beantwortet worden, dafs eine neue Erörterung derfelben beynahe überflüffig zu feyn fcheint. Da indeffen die Gründe, deren fich diefe Schriftfteller und andere Aerzte bedient haben, um die Nachtheile des zumal unvorfichtigen Gebrauchs folcher Gefchirre zu erweifen, noch nicht vermögend gewefen find, jene in mehr als einem Betrachte fchädlichen Metalle oder metallifchen Dinge aus unfern Küchen, Apotheken u. f. w. zu verdrängen, oder wenigftens die Köchinnen, Brandteweinbrenner, Apotheker u. f. w. zu vorfichtigerm Gebrauche derfelben zu veranlaffen, fo kann eine neue Abhandlung über jene Aufgabe wohl nicht für ganz unnütz gehalten werden, zumal wenn der Vf. derfelben feinen Gegenftand aus richtigen Gefichtspunkten betrachtet, ihn mit der gehörigen Einficht beurtheilt, und feine Meinungen mit Deutlichkeit und in einer guten Ordnung vorträgt und fie mit überzeugenden Beweifen unterftützt. Wir können alfo den Vorfatz des Hn. *K.*, feine Lefer von dem Schaden zu unterrichten, den der Gebrauch des Kupfers, des mit Bley verfetzten Zinnes u. f. w. in den Küchen und Apotheken nach fich zieht, eben nicht mifsbilligen, aber mit der Art, wie er diefen in der That wichtigen Gegenftand behandelt hat, können wir nicht recht zufrieden feyn. Zwar hat er die übeln Folgen, die nur allzu oft eins oder das andere von jenen Metallen zur Urfache haben, mit ziemlicher Sorgfalt angegeben, auch feine Behauptungen mit hinlänglichen Erfahrungen, aus den Schriften der Herren *Scheuchzer*, *Huber*, *Navier*, *Brambilla* und anderer Aerzte unterftützt, die Einwendungen gegen einige derfelben von *Eller*, *Zimmermann* und andern entkräftet, und zugleich die Hülfsmittel gegen die nachtheiligen Wirkungen jener metallifchen Gifte genannt; allein wider die Ordnung, in welcher er diefe Materialien verarbeitet hat, laffen fich manche Erinnerungen machen, fo ift im erften Abfchnitte, worin eigentlich die Rede vom Kupfer ift, manches von den fchädlichen Wirkungen des Bleyes und Zinnes, welche Metalle doch ihre befondern Abfchnitte erhalten haben, eingemifcht, und an andern nicht recht fchicklichen Orten, z. B. S. 29, 43, 48 u. f. w. von den Bleyftiften, von der Zahl der Bergleute, die in den kornwallifchen Zinngruben arbeiten, von der Porzellanglafur, vom Gebrauche des Marienglafes zum Schminken, und von andern Dingen, die hierher gar nicht gehören, gehandelt, und dann hat auch der Vf. zur Beftätigung feiner Behauptungen nicht immer die beften Gewährsmänner angeführt, (fo hat er, um das Dafeyn von arfenikalifchen Theilen im Zinne zu beweifen, fich auf *Margraf's* Erfahrungen berufen, die bekanntlich durch neuere Beobachtungen, und befonders durch *Bayen's* und *Charlard's* Verfuche, die unfer Vf. gar nicht kennt, fehr berichtigt worden find,) ferner manche irrige Meynungen (z. B. dafs die wirtenbergifche Probeflüffigkeit ein untrügliches Mittel zur Entdeckung des Bleygehalts der Weine, Speifen u. f. w. fey, dafs die mit Zinke überzogenen eifernen Gefchirre ohne allen Nachtheil in den Küchen gebraucht werden können, u. f. w.) als Wahrheiten vertheidigt, manche mit feinem Hauptgegenftande in gar keiner Verbindung ftehende Dinge (z. B. S. 6, 7, 23, 40 u. f. w.) eingefchaltet und überdiefs Wiederholungen (z. B. S. 24 u. f. w.) und Widerfprüche (z. B. S. 25 vergl. mit S. 72. u. f. w.) nicht forgfältig genug zu vermeiden gefucht, fo dafs folglich feine Schrift auf eine uneingefchränkte Empfehlung keinen Anfpruch machen kann. Indeffen find die Abfichten des Vfs. durch dieffelbe feine Lefer nicht nur vor manchen Schaden zu warnen, fondern auch den Armen eine Unterftützung zu verfchaffen, allerdings zu loben.

PHILOLOGIE. *Weimar*: Carl Aug. *Böttiger de originibus tirocinii apud Romanos*. 1794. 16 S. 4. *Tiro* hiefs eigentlich in der alten Osciftchen oder Etrusciftchen Sprache ein Jüngling, welcher fich durch allerhand Leibesübungen zum Kriegsdienfte vorbereitete S. 6. Anm. Die neuen Tironen mufsten fich in Rom noch eine Zeitlang von öffentlichen Gefchäften enthalten und nur ftumme Zuhörer auf dem Forum feyn. Diefes Schweigen hiefs *tirocinium*. Mit der erften gerichtlichen Rede, welche der Tiro hielt, hörte es auf; *tirocinium ponebat* S. 5. Anm. Der Vf. braucht das Wort auf dem Titel in weiterer Bedeutung für die Aufnahme der Knaben unter die Tirones überhaupt, und erzählt die mit diefer Aufnahme verbundenen Feyerlichkeiten in gedrungener Kürze. Den gröfsern Theil der Abhandlung nimmt die Unterfuchung über die Gefchichte und Entftehung diefes Inftituts ein, welches der Vf. aufsteigend bis zu feiner erften Quelle verfolgt. Die Römer erhielten es wahrfcheinlich mit fo manchen andern bürgerlichen und religiöfen Einrichtungen fchon unter den Königen aus Etrurien. (Da das Tirocinium urfprünglich eine militärifche Einrichtung war, fo könnte es wohl Luckmo mit der ihm zugefchriebenen Einführung des Prätorium Prop. 4. 1, 29 nach Rom gebracht haben). Nach Etrurien war es aus Unter-Italien, vorzüglich aus Campanien, gekommen. Dort mufs man es fehr früh gehabt haben, weil es auf den uralten Campanifchen Gefäfsen häufig und zwar zugleich mit Bacchanalien vorgeftellt wird, aus welchem Umftande der Vf. mit andern Gelehrten fchliefst, dafs dort die Jünglinge zugleich mit dem tirocinium in die Bacchifchen Myfterien eingeweiht worden. (Ein furchtfamerer Hiftoriker würde vielleicht nur fo viel vorausfetzen, dafs die Tirones am Tage der *togae datio* dem Bacchus als der vorzüglichften Landgottheit, fo wie den Laren, Opfer bringen mufsten). Aus diefer urfprünglichen Einrichtung läfst fich zugleich der Grund einfehen, den Ovid in den Faftis felbft nicht mehr wufste, warum die Jünglinge in Rom am Feffe der Liberalia die toga libera erhielten (Den Namen *toga libera* leitet der Vf. von dem Namen des Bachus *Liber* ab. Es wäre alfo wohl der urfprünglichen Abficht nach ein Opferkleid gewefen, wohin auch der Ausdruck *toga pura* und bey den Athenern die ἱερὰ χλαμὺς der Ephebi bezogen werden könnte). In Unteritalien war die Einrichtung des tirocinii eben fo wenig einheimifch, fondern durch Pflanzftädte aus Griechenland herübergebracht. Vornehmlich findet fich in Athen das Gegenftück dazu. Die 17jährigen Jünglinge wurden dort feyerlich unter die Ephebos aufgenommen und erhielten die Chlamys, unter welcher fie ein Jahr lang die Hände verfteckt trugen, wie die R. Tirones unter der Toga. (*Excedere ex ephebis* in Athen wäre ähnlich mit dem, was in Rom *tirocinium ponere* hiefs). Diefs ift der trocken angegebene Inhalt einer Abhandlung, die an neuen und feinen Bemerkungen, auch an intereffanten Nebenerörterungen, fehr fruchtbar ift.

Herford: Einige Bemerkungen über das XXIV Theokritifche Gedicht. 1794. 10 S. 8. Diefe Bemerkungen des Hn. Prof. *Wachler* in Herford zur Vertheidigung des Theokritifchen Herculiscus find dem Tadel des Hn. Prof. Schneider in der Schrift über Pindars Leben S. 75. ff. entgegengefetzt, und rechtfertigen Plan und Ausführung diefes fchätzbaren Gedichts. Zur Widerlegung des höchft unverdienten Vorwurfs, dafs nicht viel mehr als matte und langweilige Profa darin fey, hätte wohl etwas mehr gefagt werden follen. Wer aber widerlegt, mufs fich felbft vor Uebertreibung hüten. Die Vorftellung, dafs Alcmene ihre Söhne auf ein Schild (die gewöhnliche Wiege jener Zeit) legt, foll eine Menge fchöner Bilder von künftiger Gröfse und kriegerifchem Geifte der Knaben in fich fchliefsen!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 17. Julius. 1794.

GOTTESGELAHRTHEIT.

LEMGO, im d. Meyer. Buchh.: *Die heiligen Schriften des neuen Bundes, überſetzet, und mit kurzen erläuternden Anmerkungen verſehen*, von *Georg Wilhelm Rullmann*, der Philoſophie und Theologie Doctor und Profeſſor zu Rinteln. *Dritter Theil. Die Briefe an die Korinther, die kleinen Briefe Pauli, der Brief an die Hebräer, und die Briefe der Apoſtel Jakobus, Petrus, Judas und Johannes.* 1791. 278 S. 8.

Der Vf. führt in der Vorrede die Urſachen an, warum er die Offenbarung Johannis dieſsmal noch nicht überſetzt habe, verſpricht aber, ſie künftig noch überſetzt und erklärt herauszugeben, und in der Vorrede die Verbeſſerungen ſeiner Ueberſetzung und ſeiner Anmerkungen, die ihm bey dem täglich fortgeſetzten Studium der heiligen Schriften des N. Bundes beyfallen werden, beyzubringen. Er verſichert auch, bey dem Verzuge des Drucks, einige apoſtoliſche Briefe, die in dieſem dritten Theil enthalten ſind, nochmals durchgegangen, und ſeine Arbeit an manchen Orten verbeſſert zu haben. Vielleicht wäre es gut geweſen, wenn er ſeine Arbeit noch etwas länger zurückbehalten, und ſie erſt nach oft wiederholter Durchſicht und ſtrenger Prüfung herausgegeben hätte. Er würde gewiſs noch viel zu verbeſſern gefunden haben. Der Sinn des Originals iſt in manchen Stellen, die eben nicht unter die ſchweren gehören, entweder ganz verfehlt, oder ſchief und matt ausgedrückt. Wir wollen zur Probe einige leichte Stellen aus dem erſten Brief an die Korinthier, und aus dem erſten Brief Johannis ausheben, und das Urtheil einſichtsvollen Leſern ſelbſt überlaſſen. Die Stelle 1. Kor. 2, 1 – 8. iſt ſo überſetzt: *Da ich zu euch kam, meine Brüder, da ſuchte ich kein Lob der Beredſamkeit, oder der Gelehrſamkeit zu erlangen, wenn ich euch die göttliche Lehre verkündigte. Ich that nicht, als wenn ich etwas wüſste, auſser daſs Jeſus Chriſtus iſt gekreuziget worden.* (Der griechiſche Text ſagt hier etwas ganz anderes.) *Ich zeigte mich bey euch in Schwachheit, Furcht und Angſt.* (Viel zu ſtark ausgedrückt!) *Meine Reden und meine Lehrart beſtanden nicht in einem überredenden Vortrage menſchlicher Weisheit, waren aber von Wundergaben und Wundern begleitet,* (Rec. kann ſich nicht überzeugen, daſs ἀποδειξις πνευματος και δυναμεως auf Wunder und Wundergaben zu deuten ſey.) *Damit ihr die Religion nicht wegen der menſchlichen Weisheit, ſondern wegen der Kraft Gottes annehmen möchtet. Doch trage ich bey den Vollkommenen (bey Chriſten von reifern Einſichten) auch Lehren voller Weisheit vor, aber keine Weisheit, wie ſie die Welt liebet; ich rede auch nicht von dem Untergange der Groſsen in der Welt.* (Im gr. λαλουμεν σοφιαν) των ἀρχοντων του αἰωνος τουτου των καταργουμενων. In einer Anmerkung zu dieſer Ueberſetzung heiſst es: Die Griechen hörten ſehr gern von politiſchen Angelegenheiten ſprechen; von Staatsrevolutionen u. dgl. Die ἀρχοντες ſind daher hier die Kaiſer, Könige, Statthalter in den Provinzen. Aber gleich darauf v. 8. ſollen die ἀρχοντες του αἰωνος τουτου nach Anmerk. p) die Vornehmſten unter den Juden ſeyn.) *Ich lehre vielmehr eine göttliche Weisheit, die bisher ein Geheimniſs war, die aber Gott ſchon vor der Schöpfung der Welt zu unſerer gröſsten Ehre zu offenbaren ſich vorgenommen hatte, die aber keiner der Groſsen erkannt hat. Denn hätten ſie ſie erkannt; ſo hätten ſie nicht den erhabenen Herrn gekreuziget.* Die Stelle 1. Kor. 4, 10 — 13. lautet in Hn. R. Ueberſetzung ſo: „Ich werde um Chriſti willen für thöricht gehalten, ihr haltet euch aber für kluge Chriſten; ich bin ſchwach und ihr ſeyd ſtark; ihr ſeyd geehret und ich verachtet. Bis jetzt muſs ich noch immer Hunger, Durſt, Blöſse und Mishandlungen erdulden, ich muſs immer flüchtig ſeyn, mühſelige Arbeiten, ja ſogar Handarbeiten verrichten. Ich werde beſchimpfet, und wünſche andern Gutes, und ertrage geduldig alle Verfolgungen. Werde ich geläſtert, ſo wünſche ich Gutes. Für Unrath werde ich in der Welt gehalten, für den ſchändlichſten unter allen Menſchen.“ In dieſer Ueberſetzung gehet der feine ironiſche Ton, in welchem Paulus hier ſchreibt, beynahe gänzlich verloren. Der Ausdruck iſt matt, und kommt der Energie der lutheriſchen Ueberſetzung bey weitem nicht bey. — 1. Kor. 15, 36 fg. heiſst es: „denket ihr denn thörichter Weiſe nicht nach, daſs das, was ihr ſäet, nicht lebendig gemacht wird, wenn es nicht vorher ſtirbt? Man ſäet auch nicht den Körper, der daraus werden ſoll, ſondern ein bloſses Korn, es mag daraus Weizen oder ſonſt etwas werden. Gott gibt ihm einen Körper wie er will, und einem jeden Saamen ſeinen beſondern Körper. — Es gibt himmliſche und irdiſche Körper. Aber einen andern Glanz haben die himmliſchen, einen andern (Glanz?) die irdiſchen.“ Nur noch eine Stelle aus dem erſten Brief Johannis wollen wir zur Probe anführen. Wir wählen hiezu gleich den Anfang, welcher ſo überſetzt wird: „Ich trage euch alles ſo vor, wie es ſich von Anfang zugetragen hat, und wie ich es ſelbſt gehöret und mit meinen Augen geſehen, wie ich mich durch das Gefühl meiner Hände, was die Perſon des Stifters unſers beglückenden Religionsunterrichts betrifft, von demſelben überzeugt habe, daſs er auf Erden gelebt habe. Ihn kannte ich von Perſon, und mache euch mit ihm, dem Urheber des ewigen Glückes, bekannt; der (von Ewigkeit) bey dem Vater war, und ſich uns als Menſch zeigte;

Ich ſage euch alſo nur das, was ich ſelbſt geſehen und gehört habe, damit ihr euch mit uns davon überzeugen möchtet, ſo wie wir in einer ſeligen Verbindung mit dem Vater und mit ſeinem Sohne Jeſu Chriſto ſtehen.“ — Ob der Sinn des Apoſtels deutlich und richtig ausgedrückt iſt, mögen Kenner beurtheilen, Hn. R. Arbeit würde vielleicht beſſer gerathen ſeyn, wenn er mehrere Ueberſetzungen mit der ſeinigen verglichen, und das Beſte daraus benutzt hätte. Die erläuternden Anmerkungen unter dem Texte ſind zwar kurz; es ſind aber manche darunter zweckmäſsig, und für gemeine Leſer brauchbar.

Wien, b. Seizer: *Anleitung zur gründlichen Erkenntniſs der chriſtlichen Religion, zum Gebrauch in den Schulen der Augsburgiſchen Confeſſionsverwandten in den Kaiſerl. Königl. Erblanden.* Nach höherem Auftrage verfaſst von *Johann Georg Fock*, Super. Conſiſtorialr. und erſtem Prediger der Kirchengemeine Augsburgiſcher Confeſſion in Wien. 1794. 262 S. 8.

Der Vf. dieſes Lehrbuchs der chriſtlichen Religion verſichert in der Vorrede: er habe ſich bemüht, die Lehre Jeſu ohne willkührliche Zuſatze und Nebenbeſtimmungen, in ihrer natürlichen Einfalt und Lauterkeit ſo darzuſtellen, wie ſie ſich dem Verſtande und Herzen als die wohlthätigſte Anweiſung zur Tugend und Glückſeligkeit empfehlen muſs. — Dieſe Bemühung iſt ihm, ſo viel Rec. urtheilen kann, ſehr gut gelungen. Um aus vielen Beyſpielen nur Eines anzuführen, ſo iſt die kirchliche Lehre von der Dreyeinigkeit ganz weggeblieben. Von Jeſu Perſon heiſst es: Er war zwar ein Menſch, wie alle andere Menſchen, aber durch ſeine innigſte Vereinigung mit der Gottheit über alle Geſchöpfe erhaben; daher wird er auch der eingeborne Sohn Gottes in einem Sinne wie kein anderer genannt. — Vom h. Geiſt: Gott iſt Urheber alles Guten. Auch unſere Beſſerung iſt ſeine Wohlthat, die er uns durch ſeinen Geiſt ertheilen will. Die Einſetzungsworte der Taufe werden erklärt: Taufet ſie — zu der Religion des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes, das iſt, zu der Religion, die uns Gott als den Vater aller Menſchen kennen lehrt, uns durch Jeſum den Sohn Gottes bekannt gemacht, und durch den heiligen Geiſt beſtätiget und ausgebreitet worden iſt. Mit Recht hat der Vf. ſtatt der Fragen und Antworten einen zuſammenhängenden Vortrag in fortlaufenden Sätzen gewählt, weil dieſe letztere Methode vor der erſtern in einem Lehrbuche, das zur Grundlage der Religionsgeſpräche dienen ſoll, entſchiedene Vorzüge hat. Auf die Auswahl der Schriftſtellen iſt viele Sorgfalt gewendet, und der Sinn derſelben, wo er nicht gleich einleuchtet, durch kurze eingeſchobene Erklärungen deutlich gemacht worden. Ueberhaupt hat dieſes Lehrbuch vor dem ſo ſehr geprieſenen hannöveriſchen Katechismus, nach des Rec. völliger Ueberzeugung, groſse Vorzüge, und iſt auch wegen der gebrauchten aphoriſtiſchen Methode ſehr zu empfehlen. — Man wird beym Durchleſen bald merken, daſs der würdige Vf. das Roſenmülleriſche Lehrbuch, und des Hn. D. *Schmid* katechetiſches Handbuch fleiſsig benutzt hat. Des letzteren hätte in der Vorrede erwähnt werden ſollen.

Zürich, b. Orell u. C.: *Geſchichte der Römiſchkatholiſchen Kirche unter der Regierung Pius des Sechsten.* Von *Peter Philipp Wolf.* *Erſter Band.* 1793. 1 Alph. 8 B. 8. ohne Vorrede und Inhaltsanzeige.

Freylich kann beym Anblick dieſes Buchs der Zweifel rege werden: ob ſich die Regierungsgeſchichte *Pius VI.* ſchon beſchreiben laſſe? Hr. *Wolf* gibt ſelbſt (Vorr. S. VI.) zu, daſs dieſer Gegenſtand noch nicht ganz zur hiſtoriſchen Bearbeitung reif ſey. Unterdeſſen wenn ein Schriftſteller mit der Geſchichte ſeines Zeitalters wohl bekannt iſt, und ſie ſelbſt in ächten Urkunden ſtudiert hat: ſo kann man ihm den Beruf nicht abſprechen, Beyträge zu derſelben für die Nachwelt aufzuzeichnen; geſetzt auch, daſs dieſe erſt im Stande ſeyn ſolke, das vollendete Syſtem von Begebenheiten ganz zu überſchauen; ſeine geheimern Triebfedern aufzudecken, und den Grad von Freymüthigkeit, aber auch unpartheyiſcher Mäſsigung zu erreichen, den der Zeitgenoſſe meiſtentheils verfehlt. Dazu kömmt, daſs für eine Geſchichte, welche ſo groſse Folgen erwarten läſst, als die neueſte päbſtliche, nicht zeitig genug durch zuverläſsig geſammleten Stoff geſorgt werden kann. „Die Veränderungen, ſagt Hr. *W.*, die ſeit den letzten 20 Jahren in der röm. kathol. Kirche geſchahen; die Verſuche, die zuerſt von der Staatspolitik, und am Ende von der Philoſophie gewagt wurden, das römiſche Hoffyſtem in ſeinen Grundfeſten zu erſchüttern, und das gegenſeitige Beſtreben, womit heut zu Tage der Curialismus ſich vor ſeinem unvermeidlichen Falle zu retten, und die durch keine gewaltſame Hemmung mehr aufhaltbare Einſichtserweiterung der Völker denſelben zu beſchleunigen ſucht, machen die Regierung *Pius VI.* zu einer der merkwürdigſten Geſchichtsepochen unſers Jahrhunderts. Kaum war ſelbſt das Zeitalter *Leo X.* und ſeiner Nachfolger im 16ten Jahrhunderte für die Menſchheit ſo wichtig, als das gegenwärtige? Nachdem der Vf. hierauf einige richtige Anmerkungen über die Klage der bejochenden (unterdrückenden) Parthey, daſs ihre Gegner, die *Aufklärer und Philoſophen*, zur Abſicht hätten, alle Religion aus den Herzen der Menſchen zu reiſsen; und daſs ſie an allen Greuelthaten Schuld wären, welche unſer Jahrhundert entehren, gemacht hat; unter andern auch dieſe: daſs ſich vielleicht keine beſſere Schutzſchrift für Philoſophen und Aufklärer ſchreiben laſſe, als eine Geſchichte der *römiſchen Hofkirche*, um zu ſehen, was dieſe zur Unterdrückung, und jene zum Beſten der Menſchheit gethan haben; ſetzt er andere nicht weniger treffende über die jetzigen Maaſsregeln des röm. Hofs hinzu. „Es iſt nicht zu leugnen, ſagt er, daſs derſelbe ſich dem Punkte, auf welchem ihm nur noch die Wahl zwiſchen ſeinem völligen Untergange oder dem Entſchluſſe übrig bleibt, als weltlicher Fürſt auf die politiſche Beglückung der Römer zu denken, weit (bey weitem) ſo nahe nicht glaubt, als er es wirklich iſt. Denn wie könnte er im entgegengeſetzten Falle ſich gerade immer der nemlichen Mittel, das Fanatismus und der Ignoranz, zur Handhabung ſeiner chimäriſchen Gewalt

walt bedienen? Und wie wäre es möglich, dafs er nicht einsehen sollte, wie eben diese Mittel heut zu Tage weit eher seinen Fall befördern, als verhindern müfsten? So grofs auch das Heer der *Obscuranten* seyn mag, das in seinem Solde steht; so sind demselben doch unstreitig die von ihm mit so vieler Verachtung behandelten Aufklärer weit an Muth und an Kenntnifs überlegen. — Dem römischen Hof begegnet hierin, was allen Staatsregierungen begegnete, welche aus lauter Begierde, stets politisch zu handeln, sich unendlich weit von der Politik entfernten. Nur besorgt, unter sich nie von den angenommenen Meynungen und Grundsätzen abzuweichen, scheinen sie sich wenig um die Meynungen und Grundsätze zu bekümmern, die durch mancherley Zufälle unter den beherrschten Völkern in Umlauf gebracht werden können. — Der röm. Hof, der weit mehr als eine andere Regierung, seine Sicherheit von der öffentlichen Meynung abhängig gemacht hat, entschliefst sich ungern, einer Veränderung in der Denkungsart der Menschen, die nicht mehr zu vermeiden ist, ihren natürlichen Gang zu lassen, und findet daher gerade darin, wo er seine Erhaltung suchen sollte, seinen Untergang. Er bemüht sich zwar, die öffentliche Meynung zu corrumpiren; aber er veranstaltet diese Corruption auf eine Art und durch Mittel, mit denen sich so wenig, als mit Kanonen und Bajonetten, (durch welche manche Regierungen den Strom der Meynungen aufzuhalten oder anders zu leiten versuchen,) der beabsichtete Zweck erreichen läfst. Das Benehmen der Curialisten macht den Curialismus nur stets lächerlicher: und die Streitsucht der päbstlichen Lohntruppen verschafft ihren Gegnern Gelegenheit, durch beständige Uebung ihrer Kräfte sich jeden Sieg zu erleichtern. Die Geschichte beweiset es augenscheinlich, dafs es nicht von dem Glauben an die Oberherrschaft eines Pabstes, oder an ein gewisses Symbolum abhange, ein Volk lasterhaft oder tugendhaft zu machen, und dafs dessen Wohlstand blofs auf weise Gesetze ankomme."

Eben weil die Geschichte des Christenthums dieses am sichersten zeigt, insonderheit lehrt, wie diese höchstweise Anstalt zur sichersten Vervollkommnung der Menschheit, die einen natürlichen Damm gegen alle despotische Unterdrückung abgeben sollte, durch die verwegenste Arglist zur Unterjochung der Völker gemifsbraucht worden ist: so hat der Vf. in einer Einleitung von vier Büchern, einen *Grundrifs der christlichen Kirche und Religionsgeschichte* (bis S. 247.) vorangeschickt; zumal da er sich auch römisch-katholische Leser versprach, welche gewöhnlich diese Geschichte nur nach vorgeschriebenen Begriffen kennen. In diesem Grundrisse bemerkt er zuerst, dafs die Moral, welche *Christus* predigte, die Hauptsache seiner Religion gewesen, und die Dogmatik nur für ein Hülfsmittel zu halten sey, dessen er sich bediente, um jener das Ansehen und die Würde eines göttlichen Instituts zu geben; dafs er, eigentlich ein Volkslehrer, nicht den geringsten Plan zur Gründung eines oberherrlichen und unabhängigen Kirchenstaats habe blicken lassen; dafs auch seine Apostel sich nie Stellvertreter und Statthalter Gottes genannt haben, und die disciplinarische Haushaltung der ersten Christen eben so einfach gewesen; dafs die Dogmatik die nächste Veranlassung geworden, das aristokratische System in der Regierung der ersten Kirche auszubilden; dafs aber erst unter den christlichen Kaisern das Subordinationssystem und die Hierarchie zum Theil durch ihre Fehler, emporgekommen sey. Und nun geht der Vf. dem Lauf und Wachsthum dieser neuen kirchlichen Regierungsform bis zu ihrer vollkommenen Reife unter *Gregor VII.* ihren Schicksalen und Einschränkungen bis auf den jetzigen Pabst, dergestalt nach, dafs er nicht allein ihre Stützen und Hülfsmittel beschreibt; sondern auch ihren Zusammenhang mit Glaubenslehre, Sitten und Wissenschaften entwickelt. Wenn es gleich eigentlich alte historische Wahrheiten sind, die der Vf. hier bündig zusammengestellt hat; so würden sie doch für viele, die noch nicht tief in dieselben eingedrungen sind, einen gewissen Reiz der Neuheit haben, zumal da sie auch stark gesagt und lebhaft dargestellt sind. Bisweilen sind die Farben etwas zu stark aufgetragen; oder es ist auch manches zu flüchtig geschildert, ohne auf die Genauigkeit in einzelnen Umständen Rücksicht genommen zu haben. So ist es falsch, dafs man seit des ältern *Constantins* Regierung *kein Heyde bleiben durfte*, wenn man nicht *mit dem Tode gestraft* werden wollte (S. 11.). Die vornehmsten Familien zu Rom waren ja bis zum J. 389. heidnisch: und wie viele Gesetze sind nicht lange nachher zur Verminderung des Heidenthums gegeben worden? Eben so unrichtig ist es, dafs *Bonifacius* mit *bewaffneten Schaaren* in die Länder gezogen sey, welche er bekehren wollte. (S. 49.) Eine Hauptbeschäftigung der ersten Mönche bestand wohl nicht im *Religionsunterrichte*. (S. 33.) Die *viehische Wollust* der letztern *Merovinger* (S. 54.) ist nur eine Phrasis, den Annalisten des *Karolingischen* Hauses abgeborgt. Von der *Schenkungsurkunde Pipins* spricht der Vf. S. 55. dergestalt, als wenn sie noch vorhanden wäre. Er läfst (S. 57.) *Karln* das *Exarchat* den Longobarden entreifsen; was schon sein Vater gethan hatte. Dafs der *falsche Isidor* nach S. 64. *zu Ende des 9ten Jahrhunderts* gelebt haben soll, ist wohl nur ein Schreibfehler. Unerweislich ist es, dafs *Mathildis Gregors VII. Maitresse* gewesen sey. (S. 88.) Wir übergehen einige andere solche Stellen, um noch den Vorschlag des Vf. (S. 258 fg.) anzuführen, dafs der Pabst von einer allgemeinen Kirchenversammlung gewählt werden sollte; wovon wir uns aber keine grofsen Früchte versprechen.

Dieser Vorschlag steht im Anfange der Regierungsgeschichte *Pius VI.* deren erste beide Jahre hier vorkommen. Durch welche eigene und fremde Ränke er Pabst geworden sey, wird in der Geschichte seines Conclave ausführlich erzählt. Die katholischen Höfe wurden dabey getäuscht, so gut sie auch ihre Maafsregeln genommen zu haben glaubten. Aber auch die *Zelanten*, oder die Jesuitische Parthey, die ihn auf den Thron setzte, hinterging *Pius*, indem die ihnen versprochene Loslassung aller gefangenen Jesuiten, sich nicht bis auf den General des ehemaligen Ordens erstreckte, und die auch erwartete Wiederherstellung des Ordens noch weniger

erfolgte; oder nur von ihm verſucht werden durfte. Er kam überhaupt zu einer Zeit auf den Thron, wo entweder ein *Hildebrand* oder ein *Ganganelli* auf demſelben hätte ſitzen ſollen, um ſeine Würde zu retten. Er iſt aber keines von beiden, und weiſs ſich auch in ſein Zeitalter wenig zu ſchicken. Der Zuſtand der katholiſchen Staaten, und der Denkungsart in denſelben, iſt S. 351 fg. gut geſchildert. Aus demſelben zieht der Vf. S. 357. die Folge, daſs wenn je ein Pabſt Gelegenheit gehabt habe, ſich die Achtung der beſſern Menſchen und der Monarchen zu erwerben, es *Pius* geweſen ſey. Er hätte nur, wozu ihm alle Umſtände auffoderten, mit den Begriffen der Völker, mit den Geſinnungen der Regenten, und mit den Bedürfniſſen des Zeitalters vorſchreiten dürfen. Wie vieles hätte er nicht gewonnen, wenn er auch nur geringe Vortheile mit gutem Willen und ungezwungen aufgeopfert hätte! Allein er beurtheilte alle katholiſche Reiche nach italiäniſchem Maaſsſtabe, und war nicht ſowohl aus Staatsgrundſätzen, als aus Schwäche, ein *Zelante*. — Die mancherley kränkenden Unternehmungen der katholiſchen Höfe gegen die Immunität, (worunter die des Groſsherzogs von Toſcana die empfindlichſten heiſsen konnten,) waren gleich beym Anfange ſeiner Regierung auffallend. Die Väter des Oratorium zu Rom verfolgte er als vermeynte Janſeniſten; aber der ſpaniſche Hof nahm ſie in Schutz. Er wollte die Geiſtlichkeit reformiren, und beſetzte ſeinen Hof mit den ausſchweifendſten jungen Geiſtlichen. Wider *Gaſsnern* muſste er ſich erklären; obgleich derſelbe von der Jeſuitiſchen Parthey gebraucht wurde. Seine Prachtliebe und ſein ungewöhnlicher Haarputz, die unnöthige Verſchwendung im Bau einer neuen Sakriſtey der Peterskirche, und ſein Nepotismus, von dem er im Anfange gar nichts wiſſen wollte, ſind lauter charakteriſtiſche Züge.

Einige Beurtheilungen könnten wohl glimpflicher, manche Gemeinplätze und Betrachtungen kürzer ſeyn; das Rühmliche an *Pius VI.* wünſchen wir auch nicht vergeſſen zu ſehen. Das italiäniſche Manuſcript, aus welchem der Vf. öfters, mit deſſen angeführten Worte, ſchöpft, ſcheint keine ſchlechte Quelle zu ſeyn. Ueberhaupt ſtimmt ſeine Erzählung mit allen bisher bekanntgewordenen Nachrichten wohl überein; ihre Fortſetzung wird alſo auch willkommen ſeyn.

PHILOLOGIE.

BERLIN, b. Mylius: *Deutſche Sprachlehre zum Gebrauch der Schulen*; von M. *Johann Friedrich Heynatz*, Rector zu Frankfurt an der Oder. Vierte vermehrte und verbeſſerte Auflage. 1790. 304 S. 8.

Aus den 3 vorhergehenden Auflagen, deren erſte ſchon i. J. 1770 erſchien, iſt dieſe Sprachlehre, und ihr gewiſs nicht unbeträchtlicher Werth, ſchon zur Gnüge bekannt. In dem Vorberichte zu der gegenwärtigen erzählt der Vf. die Geſchichte ſeines Buchs, das ſeine erſte Entſtehung theils dem mit Lachen untermiſchten Unwillen, womit er die Gottſchediſche Sprachkunſt las, theils ſeiner ehemaligen Anſtellung als Lehrer beym grauen Kloſter in Berlin, zu danken hatte. Bald nach einander wurden 2 neue Auflagen dieſer Sprachlehre nöthig, und der Vf. ſchickte ſich an, das von ihm verſprochene gröſsere Werk auszuarbeiten, als Hn. *Adelung's* Sprachlehre zum Gebrauch der Schulen in den königl. preuſsiſchen Landen, der Auszug daraus, und ſein umſtändliches Lehrgebäude der deutſchen Sprache ſchnell nach einander erſchienen. „Es mögen, ſagt er, der Köpfe genug ſeyn, die über dieſe 3 Adelungiſche Werke geſchüttelt wurden; aber ſchwerlich wird Jemand den ſeinigen ſo viel darüber geſchüttelt haben, als ich, vorzüglich über das Lehrgebäude, welches von meinem Ideal einer gröſsern deutſchen Sprachlehre ſo himmelweit abwich.“ — Bey aller ſeiner Verehrung gegen Hn. *A.* fand er zwiſchen ihm und dem ſo weit unter ihm ſtehenden *Gottſched* eine dreyfache Aehnlichkeit: 1) daſs er den Schein annahm, als wenn vor ihm keine dieſen Namen verdienende deutſche Sprachlehre geſchrieben ſey; 2) daſs er viele Sachen, bey denen es auf den Gebrauch der beſten Schriftſteller einzig und allein ankommt, durch bloſses wenig befriedigendes philoſophiſches — faſt möcht er ſagen, philoſophiſch ſeyn ſollendes — Räſonnement ausmachen wollte; und 3) daſs er Dinge an einem andern Orte lehrt, als wo man ſie eigentlich zu erwarten berechtigt war. Und doch behauptet der Vf. in Anſehung der erſten dieſer Beſchuldigungen, daſs ſeine Sprachlehre aufgeſchlagen auf Hn. *A.* Tiſch gelegen habe, als er die ſeinige ſchrieb; (ſo, wie die Märkiſche lateiniſche Grammatik auf Hn. *Schellers* Tiſch lag;) weil er ſonſt unmöglich gerade von Niemand, als von Hn. *H.* angeführte Beyſpiele, theils mit, theils ohne Veränderung, in ſeine 3 Werke hätte übertragen können. In Anſehung des 2ten und 3ten Punkts beruft er ſich auf das, was im Lehrgebäude, B. II, S. 275. vom *Syntax* geſagt wird, und was Niemand dort, ſondern in der Lehre von der Bildung und dem Geſchlechte der Nennwörter würde erwartet haben. Unter dieſen Umſtänden bedauert der Vf. daſs er die Hand von ſeiner gröſsern Sprachlehre abzog, die er nun aber wieder an die Verbeſſerung der gegenwärtigen Arbeit gelegt hat, auf die auch, wenn ſie gut aufgenommen wird, in ein paar Jahren jenes gröſsere Werk folgen ſoll, worin er, wie es ſich eignet und gebührt, zwar das Philoſophiren über grammatiſche Gegenſtände nicht unterlaſſen, aber doch ſein vorzüglichſtes Augenmerk darauf richten wird, durch Stellen der beſten Schriftſteller zu beweiſen, daſs die von ihm gelehrte Art des grammatiſchen Ausdrucks dem Sprachgebrauche gemäſs, und folglich die richtigere ſey.

Ueber die gegenwärtige neue Auflage der Heynatziſchen Sprachlehre wollen wir uns hier in keine umſtändliche Beurtheilung einlaſſen; denn dieſe würde, bey allem Detail, doch nur einige einzelne Aeuſſerungen und Regeln betreffen können. Der Vf. hat darin manches weggeſtrichen, das künftig in dem gröſsern Werke ſeinen Platz finden ſoll, und den dadurch erſparten Raum zu andern Bemerkungen angewandt, von welchen er hofft, daſs man ſie ihrer Stelle würdig finden werde.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 18. Julius 1794.

PHYSIK.

BERLIN, b. Rottmann: *Karl Wilhelm Scheele's*, Apothekers zu Köping in Schweden, der Akademie der Wiſſenſchaften zu Stockholm, und anderer gelehrten Geſellſchaften Mitglieds, *Sämmtliche phyſiſche und chemiſche Werke*, nach dem Tode des Verfaſſers geſammlet, und in deutſcher Sprache herausgegeben von D. *Sigismund Friedrich Hermbſtädt*, Profeſſor der Chemie und Pharmacie bey dem königl. Collegio Medico-Chirurgico zu Berlin u. ſ. w. *Erſter* und *zweyter Band*. Berlin. 1793. 8. zuſammen 742 S. 1 Kupfert. (2 Rthlr. 8 Gr.)

Die Verdienſte, die ſich der Vf. der hier aufs neue abgedruckten Schriften um die Chemie und Phyſik erworben hat, ſind, ſo wie ſeine Schriften ſelbſt, den deutſchen ſowohl, als den ausländiſchen Naturforſchern zu bekannt, als daſs ſie einer neuen Anpreiſung bedürften. Wir halten es daher, bey der Anzeige des vor uns liegenden Werkes, nicht für nöthig, den Inhalt deſſelben weitläuftig abzuſchreiben, oder etwas zum Lobe des Vf. hinzuzuſetzen. Wir merken nur an, daſs dieſe Ausgabe alle kleinere und gröſsere phyſiſch-chemiſche Aufſätze des ſel. *Scheele* enthält, und daſs ſie überdem nicht nur mit den Anmerkungen, die die Herren *Leonhardi*, *Dietrich*, *Crell* und *Kirwan* den frühern Ausgaben und Ueberſetzungen einiger dieſer Schriften beygefügt haben, ſondern auch mit der von *Crell* abgefaſsten (und aus den chemiſchen Annalen bekannten) Lebensbeſchreibung des Vf., und mit einer Vorrede und einigen Zuſätzen des Herausgeb. vermehrt iſt. Hr. *H.* hat in dieſen *letztern* vorzüglich die Grundſätze des ſeel. *Scheele* mit den Grundſätzen der heutigen Chemiſten (ſollte eigentlich heiſsen: der *Antiphlogiſtiker*; denn bekanntlich haben bey weitem noch nicht alle heutige Chemiſten dem Syſteme des *Lavoiſier* uneingeſchränkten Beyfall gegeben,) verglichen, die Phänomene, die ſich dem Vf. (der, nach dem Urtheile des Herausgeb., der erſte Schöpfer der antiphlogiſtiſchen Chemie genannt zu werden verdient,) bey ſeinen Verſuchen darboten, mit den Erſcheinungen, die das neue lavoiſierſche Syſtem dargelegt hat, zuſammenſtellt, und zugleich verſchiedene Beobachtungen, die zur Beſtätigung oder Berichtigung einiger Behauptungen des Vf. dienen, eingeſchaltet. Dieſe Ausgabe empfiehlt ſich alſo durch ihre Vollſtändigkeit und überdieſs auch durch einen correcten und geſchmackvollen Druck, und die Liebhaber der Naturwiſſenſchaft, die weder alle frühern Abdrücke dieſer Schriften, noch die lateiniſche in unſerer Zeitung des J. 1789. N. 364. S. 484. angezeigte) Ausgabe derſelben (die auſser der Biographie und einer von *Gadolin* abgefaſsten und aus dem Almanache für Scheidekünſtler entlehnten kurzen Abhandlung, alle hier abgedruckte Aufſätze enthält,) beſitzen, werden es dem Herausgeber Dank wiſſen, daſs er dieſe Sammlung veranſtaltet und ſo die in vielem Betrachte immer noch höchſt leſenswürdigen Schriften des verdienſtvollen *Scheele* gemeinnützliger gemacht hat.

SCHÖNE KÜNSTE.

GÖTTINGEN, b. Dietrich: *G. C. Lichtenbergs ausführliche Erläuterung der Hogarthiſchen Kupferſtiche, mit verkleinerten, aber vollſtändigen Copien derſelben von E. Riepenhauſen.* Erſte Lieferung. XXVIII. und 270 S. in kl. 8. und 6 Kupfertafeln in fol. 1794.

Hogarth wurde von ſeinen Freunden oft erſucht, und verſprach es ihnen auch oft, ſelbſt einen Kommentar über ſeine Werke zu ſchreiben. Er hätte aber, wie Hr. *L.* S. 66. bemerkt, ſicherlich dabey verloren. Um etwas für *recht tief* zu halten, muſs man *nie* erfahren, *wie* tief es iſt. Ein Theil des Vergnügens, das die Betrachtung der unſterblichen Werke dieſes Künſtlers gewährt, hängt, ſo wie bey der von den Werken der Natur, mit von der Uebung eigner Kraft ab, die dabey ſtatt findet. Vielleicht alſo war es gerade dieſer dem Künſtler ſo vortheilhafte Reiz, den das leicht Verkennbare und das wirklich Verkannte, mehr als das ganz Unverkennbare für den Forſcher und Beobachter hat, der ihn von der Erfüllung jenes Wunſches und Verſprechens zurückhielt.

Man weiſs indeſs, daſs ſich ſchon mehrere forſchende Beobachter an der Erläuterung der Hogarthiſchen Kupferſtiche verſucht haben. Der erſte war wohl *Roucquet*, ein franzöſiſcher Schmelzmahler in London, der ſchon 1746. ohne ſich zu nennen, franzöſiſche Briefe an einen ſeiner Freunde (den Marſchall *Belleisle*) herausgab, welche dieſe Erklärung zur Abſicht hatten, aber nur 4 Werke dieſes Künſtlers betreffen. Dieſe Briefe verdienen indeſs alle Aufmerkſamkeit, weil *Hogarth*, deſſen Nachbar der Verfaſſer war, vermuthlich darum wuſste. Dann verſuchte ein engliſcher Geiſtlicher, *Trusler*, über die ſehr verkleinerten Blätter zu *moraliſiren*; mit unter gab er jedoch manche gute Notizen. *Gilpin* gab in ſeiner von Hn. D. *Volkmann* ins Deutſche überſetzten Abhandlung von Kupferſtichen eine Erklärung von dem Leben eines Liederlichen. *Walpole* machte in ſeinen Anecdotes of Painting in England über H. und ſeine Werke einige kurze, aber ſchätzbare Bemerkungen; umſtändlichere, beſonders hiſtoriſche, lieferte der Buchdrucker und Buchhändler *Nichols* in

der Lebensbeschreibung *Hogarth's*. Dann gab auch ein Ungenannter zu London 1784 die Erklärung einiger Blätter heraus. Und endlich schrieb *Ireland* zu der verkleinerten, aber ergänzten, Truslerischen Sammlung seinen Hogarth Illustrated in 2 Bänden, von dem wir zu seiner Zeit umständlichere Nachricht gegeben haben.

Schon damals erkannten wir, gewiss mit völliger Beystimmung aller Leser von Geschmack und Kunstsinn, den grossen Vorzug an, welchen die *Lichtenbergischen* Erläuterungen dieser Kupferstiche, die seit mehrern Jahren nach und nach in den *Göttingischen Taschenkalender* befindlich waren, und mit abgekürzten, aber sehr treffenden Copien der vornehmsten Figuren begleitet wurden, vor allen von den Engländern, vor und nach ihnen, versuchten Auslegungen behaupten. Zugleich äusserten wir den, einer gleich allgemeinen Beystimmung gewissen Wunsch, dass sich Hr. Hofr. *Lichtenberg* entschliessen möchte, die ganzen Blätter von eben dem dazu vorzüglich geschickten Künstler *ganz* copiren zu lassen, und dann zugleich seinen so meisterhaften Commentar in Einer Folge zu liefern. Mit dem lebhaftesten Vergnügen sehen wir hier nun diesen Wunsch erfüllt, und den Werth der Arbeit selbst durch den neu darauf verwandten Fleiss des Künstlers sowohl als Auslegers sehr erhöht. Der Letztere hat jetzt seiner Erklärung so viel Vollständigkeit zu geben gesucht, als ihm nach seiner *jetzigen* Bekanntschaft mit diesen ächten Producten des Genies möglich war. Sie enthält nicht allein alles, was er in den besten bisherigen Auslegern Bemerkungswerthes fand, sondern auch noch die Bemerkungen einiger seiner Freunde in London sowohl als in Deutschland, und seine eignen. Unmöglich kann jener ungetheilte Beyfall, den schon die einzelnen und minder vollständigen Lieferungen fanden, dem gegenwärtigen grössern und ausgeführterm Werke entstehen; und wir würden in der That die fast zu ängstlichen Besorgnisse, welche Hr. *L.* in der Vorrede hierüber äussert, kaum begreifen, wenn nicht Bescheidenheit allemal treue Begleiterin des wahren Verdienstes wäre. Die Veränderung der Umstände, unter welchen ehedem die einzelnen Proben erschienen, und unter denen jetzt das Ganze hervortritt, müssen diesem letztern eher vortheilhaft, als nachtheilig werden. „Der „majestätische Audienzsaal des deutschen Publikums, „sagt Hr. *L.* vor dessen Thron ich jetzt meine Bemer„kungen niederlege, kam mir damals gar nicht in den „Sinn; ich dachte blos an die Stühle, Fensterbänke „und Theetische der Nebenzimmer, oder höchstens der „Antichambre, auf denen mein heil. Christ herumfah„ren würde. Ich schrieb also mit der Unbefangenheit „und Sorglosigkeit, die zwar manchen Versehen Raum „gibt, aber dem Vortrage bey *solchen* Dingen ganz „vorzüglich günstig ist.“ u. s. f. Aber eben diese Entstehungsart, und selbst die Spuren jener Unbefangenheit, die vielleicht hie und da noch in der neuen Bearbeitung geblieben sind, machen diese gewiss um so viel schätzbarer. Auch that unser Ausleger gewiss sehr wohl, dass er den Weg nicht wieder verliess, den er einmal zur Erklärung seines Künstlers eingeschlagen hatte; den *poetischen* nämlich, der nicht blos mit kurzen und dürren Worten deutet, sondern der dies in einer Sprache und in einem Vortrage thut, den überall eine gewisse Laune belebt, die mit der des Künstlers so viel Aehnlichkeit hat, als möglich, und immer mit ihr gleichen Gang hält. Man lese, was der Vf. in der Vorrede weiter über diese Erläuterungsmethode sagt; und man wird bey Lesung des Commentars selbst sich durchgehends überzeugt fühlen, dass er seinem Ideal davon nicht nur nahe gekommen sey, sondern es vollkommen, und in einem Grade erreicht habe, indem es schwerlich irgend ein Andrer hätte erreichen können, und der auch von Keinem so leicht dürfte übertroffen werden. Auf diese Weise erläutert, wird *Hogarth* nicht blos Jedem verständlich, sondern der Geist eines Jeden wird schon durch den Vortrag der Erläuterung, selbst wider seinen Willen, zu *der* Stimmung gebracht, in welcher allein man des grossen geistigen Genusses fähig ist, den diese Blätter gewähren können. Eben wegen der Ueberzeugung, dass dies alles sichtbarer und hervorstechender Charakter der einzelnen Proben war, eben wegen des Vollgenusses, den ihre Zusammenhaltung schon mit den kleinen Copien, und noch mehr mit den Originalblättern, gewährte, drangen des Vf. Freunde so oft in ihn, die Hand von der Arbeit nicht abzuziehen, sie zu vollenden, und in ein Ganzes zu vereinen; und sollte ihnen das Publikum diese Ermunterung und ihren Erfolg nicht Dank wissen, welches doch gewiss der Fall nicht seyn kann: so stünden sie doch wenigstens vor dem höhern Tribunal des Witzes und Geschmacks, an welches sie sich dann wenden müssen, völlig losgesprochen und gerechtfertigt.

Der einzige scheinbare Vorwurf, den man dem Vf. zuweilen gemacht hat, ist der, dass er zuweilen in *Hogarth's* Werken Absichten gefunden zu haben scheint, an die der Künstler selbst nie gedacht haben mag. Er gibt dies zu; aber er hat völlig Recht, sich über das zu beruhigen, was er etwa hinzugedacht hat, wenn er nur nichts weggedacht oder wegerklärt hat. Offenbar gab er auch nicht alles für Erklärung, was so aussieht. Nur halte man auch nicht gleich jede Bemerkung für unnatürlich oder falsch, weil sie beym ersten Anblick *gesucht* scheint. Man mache sich erst mit dem Geiste dieses sonderbaren Genies aus dem Ganzen bekannt; so wird man sie oft sehr *natürlich* finden.

Mit Hn. *Riepenhausens* Arbeit wird hoffentlich jeder Kenner schon für sich, und noch mehr zufrieden seyn, wenn er sie mit den Originalen zusammenhält. Dass sie diese Vergleichung, in aller ihr möglichen Strenge, aushält, ist unstreitig das grösste Lob, was man ihr ertheilen kann, und was sie in vollem Maasse zu verdienen scheint. Die Blätter sind etwas verkleinert, aber nicht verkritzelt, nicht in dem Grade verkleinert, dass der freye Spielraum für Ausdruck und Charakter, worauf hier alles ankommt, verloren gegangen wäre, wie das bey den meisten englischen Verkleinerungen, besonders bey den Truslerischen, der Fall war. Es ist auch kein Gesichtszug verloren gegangen; und für die Zukunft steht von seinem immer tiefern Eindrange in *Hogarth's* volle Manier desto mehr

zu

zu hoffen, da schon in den hier gelieferten Blättern, von denen er *Nacht* und *Mittag* zuletzt vollendete, die Fortschritte so sichtbar sind. Dafs die englischen Unterschriften der Blätter beybehalten wurden, geschah vermuthlich, um dadurch ihren Vertrieb in England zu erleichtern; und diesmal hoffen wir nicht, dafs sich *Klopstocks*:

Wir sind gerecht: das sind sie nicht!

bestätigen werde. Nur möchten wir ihnen auch den Genufs des herrlichen Lichtenbergischen Commentars — *der hebt uns über sie* — wünschen, und diesem daher eine, seiner würdige, Uebersetzung ins Englische. Freylich würde diese grofse Schwierigkeiten haben; es sind zwar der Stellen so gar viele nicht, deren Witz und Laune blofs für den deutschen Horizont berechnet wären, wohl aber mehrere, wo mit dem deutschen Ausdrucke manches an Kraft und Schönheit leicht verloren gehen möchte. Der Uebersetzer müsse wenigstens selbst kein gemeiner Humorist seyn, und, wo möglich, unter des Vf. Leitung und Aufsicht arbeiten. Dann aber brächte auch diese Arbeit, die schon wegen der grofsen Popularität ihres Gegenstandes auf gröfsere Verbreitung, als irgend eine ähnliche, rechnen dürfte, dem Witz und Scharfsinn unserer Nation wahrlich keine geringe Ehre.

Der Vf. war anfangs Willens, dem Werke eine Einleitung in das Ganze, nebst einem Leben des Künstlers, und einer Schilderung seines Künstlercharakters u. s. w. vorauszuschicken. Aus Mangel an Zeit aber versparte er dieses auf das Künftige für einen besondern Band. Er bittet übrigens die Leser, ihm ihre Ideen über die Hogarthischen Blätter mitzutheilen. „Mit den „Werken des Witzes, sagt er, hat es überhaupt die „traurige Beschaffenheit: sie besitzen meist ein *Verwesliches* und ein *Unverwesliches*, von deren innigster Verbindung jedoch eigentlich ihr ganzes Leben, und die „ganze Fülle ihrer Wirkung unumgänglich abhängt. „Lafst uns daher von Werken des Genies, bey denen „es noch in unserer Macht steht, das *Verwesliche* mit „möglichster Sorgfalt vor der Verwesung schützen, und „für die Nachwelt zum Gebrauch aufbewahren, die „den andern Theil, ohne unser Zuthun, von der Natur umsonst erhält." Hier aber wird es wohl gewifs der Fall werden, dafs *diefs* Verwesliche, durch Hülfe solch eines Commentars, anziehen wird das Unverwesliche.

Ueberflüssig wär' es, wenn wir nun noch den Werth und Charakter der Lichtenbergischen Erläuterungen näher zergliedern wollten, da beide schon aus den bisherigen einzelnen Lieferungen des Taschenkalenders so allgemein bekannt sind. Und Proben davon auszuheben, wäre eben so überflüssig. Man kennt den reichen, unerschöpflichen, und höchst originalen Witz des Vf.; der Schlag auf Schlag wirkt, und weifs, dafs er in dieser geistigen *Elektricität* nicht minder erfahren und selbsterfinderisch ist, als in der physischen. Zu dem bisherigen, so lehrreichen als unterhaltenden, Erscheinungen auf diesem *Elektrophor* sind, bey dieser neuen Exhibition, manche noch hinzugekommen, die nicht minder beluftigen und belehren. Hievon nur ein paar zur Probe. Bey dem Affen auf dem ersten Blatte, der, dem englischen Pöbel zur Gemüthsergötzung, und der *Bourbonschen* Linie zu Ehren, mit dem französischen Haarbeutel und dem spanischen Mäntelchen ausstaffirt ist, und der den Helm Alexanders zu einem häuslichen Zweck nützt, der leichter erkannt als genennt wird, bemerkt er folgendes: „Für einen Affen „ist die Handlung wirklich philosophisch und grofs; es „liegt so was *modernes* darin, das leichter empfunden „als erklärt wird. Wer hätte, möchte man sich fragen, „unter dem *altfränkischen* Haarbeutel so viel *neufränki*„*sche* Grundsätze gesucht?" — Von dem phlegmatischen Tobaksraucher in der *Punschgesellschaft*, den *Ireland* im Texte für einen Justitiarius hielt, sagte dieser Ausleger hernach in einer angehängten Note: man glaube, es sey das Porträt von *Hogarth's* Buchbinder, Namens *Chandler*, einem stocktauben Manne, dem dieser Kopf frappant gleichen soll. „Das schadet nicht, „sagt Hr. *L.* Ich sehe nicht ab, warum ein Buchbin„der und ein Justitiarius nicht sollte aussehen können, „wie ein spekulirender Kaufmann." (Dafür hielt ihn Hr. *L.*) „Der erste *handelt* neben seinem Hauptgeschäf„te her wirklich, und der andere kann sogar aus sei„nem Hauptgeschäfte einen Handel machen. Und dann „ist es ja bekannt, dafs die Schale nur zu oft mehr ver„spricht, als der Kern leistet; ein Sätzchen, von dessen „Wahrheit und Nutzen sich tagtäglich zu überzeugen, „nicht leicht jemand in der Welt mehr Gelegenheit hat, „als die — *Buchbinder*." — Bey dem Bierschilde auf dem Blatte, *der Abend*, welches das Bildnifs des *Sir. Hugh Middleton* enthält, sagt Hr. *L.* S. 237. „Man hat „bisher viel von einem deutschen *Pantheon* gesprochen. „Ich sollte denken, auf diesem Wege müsste es zu „Stande kommen können; und wenn *Deutsch* seit jeher „so viel hiefs, als *gut* und *wohlfeil*, so wäre ein Pan„theon auf Gastschildern ein wahrhaft *deutsches Pan*„*theon*. Man lächelt vielleicht; ich selbst fürwahr „nicht. Was kann ehrenvoller seyn, als Jahrhunderte „hindurch von dem Schilde eines Wirthshauses auf die „unten aus und ein steigende Nachwelt herabzublicken, „oder von ihr herauf angeblickt zu werden? Ich sehe „freylich voraus, dafs der Gedanke wird bespöttelt „werden, aber eben weil er grofs ist. Es gibt wenig „Menschen, die ein gescheidtes Gesicht machen können, „wenn sie in die Sonne sehen. Würde sich etwa schlech„ter im *Herrn von Leibnitz* logiren, als im *Könige von* „*Preufsen*? Oder wäre jener etwa da oben über der „Einfahrt oder an der Stange selbst schlechter logirt, „als dieser? Das sage mir einmal Jemand laut, wenn „er das Herz hat. Und ich möchte wohl den Gelehrten „sehen, der sich schämen wollte, die Stelle einzuneh„men, die bisher selbst die *Kaiser* und *Könige* der Er„de mit ihren *Kronprinzen* und *Kronen*; die die *gold*„*nen Engel*; die die *Sonne*, der *Mond*, und die *Sterne*; „die die Könige der Thiere und der Flur, der *Adler* „mit einfachem und doppeltem Haupt, der *Löwe* mit „einfachem und doppeltem Schwanz, und das *Rofs* oft „mit gar keinem; die die *Rose* und die *Lilie*, die auf „dem Felde sowohl, als die *französische* in aller ihrer

„Herrlichkeit, nicht verschmäht haben. Hat man nicht „ganze Städte, *London*, *Paris* und *Konstantinopel*, mit „allen ihren Bewohnern zu ehren, so aufgehängt? Man „mufs hier nicht einwerfen: Es gäbe auf Schildern auch „*Bären*, *Ochsen*, *Böcke*, und *Mohren*, die offenbar zu den „Affen gehörten; *Schlangen* und *Drachen* und *Gänse*, „die, ob sie gleich von Gold wären, doch immer Gän„se blieben. Das ist kein Einwurf. Denn so ist es von „jeher mit allen Ehrenbezeigungen in der Welt gegan„gen, mit marmornen *Denkmälern* und *Ordensbändern*, „mit *Adelsbriefen* und *Doktordiplomen*, mit *Titeln* und „*Schmutztiteln*, und wird ferner so gehen, bis an das „Ende der Welt, die unser aller Mutter ist. Trug nicht „der Teufel selbst in Gestalt des letztern Herzogs von „*Orleans* den Orden des *heiligen Geistes*? — Vielleicht „würden auf diesem Wege endlich die deutschen Wirths„häuser auch etwas gebessert. Da sieht es noch hier „und da betrübt aus. Es fehlt uns überhaupt noch an „einen deutschen *Howard*, der das für die Wirthshäu„ser thäte, was dieser für die Gefängnisse that.“

Halle, b. Franke: *Erzählungen nach der Mode*, theils mit, theils ohne Moral, nebst einem Anhang für gutherzige Leser. 1788. 296 S. 8.

Was an diesen zehn kleinen Romanen (den *Anhang* für gutherzige Leser fand Rec. bey seinem Exemplar nicht) nach der Mode seyn soll, möchte schwerlich zu errathen seyn, wenn der Vf. damit nicht die unselige *Mittelmäfsigkeit* meynt, welche leider unter den deutschen Romanenschreibern herrschende *Mode* ist. Zwey oder drey Erzählungen ausgenommen, die aus fremden Sprachen leidlich übersetzt werden, ist bey den übrigen die Erfindung oft noch weniger, als mittelmäfsig. Der Hauptton soll der satirische seyn; da der Vf. zu den Schriftstellern gehört, die sich selbst kitzeln müssen, um zu lachen, und dabey eine grofse Redseligkeit besitzt: so wird seine Satire mehr Langeweile, als Unterhaltung bewirken. In der zweyten und dritten Erzählung will er durch Scenen der Wollust unterhalten, die aber durch seine fade Darstellung doppelt widrig ausgefallen sind.

KLEINE SCHRIFTEN.

Freymaurerey. *Ohne Druckort*: *Manifest der unbekannten Ordens-Obern an die Glieder geheimer Grade und Systeme. Im Jahre* 1793. 24 S. 8. Ueber dem sogenannten Manifest selbst steht dieser Titel noch einmal, nur mit dem Unterschiede, dafs die Worte: *Unbekannte Ordens-Obere* blofs mit ihren Anfangsbuchstaben U. O. O. angedeutet sind, mit dem Zusatze: *nach einer französischen Handschrift*. Zu jenen 3 Buchstaben wird in einer Note bemerkt, dafs sich dieser Chiffre in der *Urschrift* befinde und *Unbekannte Ordens-Obere* bedeute. Eines von beiden mufs aber eine Unwahrheit seyn. Entweder ist dieses Manifest nicht aus dem Französ. übersetzt, oder jene Buchstaben bedeuten im Original etwas anderes; da keine Wörter von dieser Bedeutung mit diesen Anfangsbuchstaben im Franz. vorhanden sind. Dem sey indessen wie ihm wolle, so geben diese Unbekannten durch dieses wortreiche und in einem pathetischen Styl abgefafste Manifest der Welt von der hohen Weisheit, die sie von sich selbst rühmen, eine sehr schlechte Idee. Von ihnen, sagen sie, als dem Mittelpunkte, wären alle Orden, alle geheimen Grade und Systeme ausgegangen. Das erste Geheimnifs dieses Mittelpunktes sey seine Bestimmung, und seine Entstehung, nebst den Mitteln seiner Wirksamkeit, sein zweytes. Da die Geheimnisse des Bundes nur sehr wenigen Meistern hätten bekannt seyn dürfen: so sey der Prüfstein, ob jemand in ihren Bund tauge, dieser gewesen: *seine Neugier gefangen geben unter die Gewalt der Einsicht der Obern*. In dem Maafse als durch Zurückbehaltung des Geheimnisses die Gedult und die weise Entsagung der Neulinge im Bunde geprüft und geläutert werden sollte, wuchs die Ungeduld und die Heftigkeit unkluger Wünsche. Aller Gehorsam verschwand. Wer Argliſt und Kühnheit genug besafs, einen ihm gefälligen Zweck und ein seinen Absichten angemessenes Gehimnifs zu erdichten, der gründete einen Bund für sich und seine Gesellen. Man betrachtete im Bunde die Erforschung der verborgenen und minder bekannten Naturkräfte blofs als eine *nutzliche Beschäftigung* erleuchteter und kenntnifsreicher Bundesglieder, und es entstand eine fanatische Sekte, die das Geheimnifs des Bundes in die Verwandlung der Metalle, in Geisterbannen, in Erweckung der Todten, u. s. w. setzte. Man nannte die Ankömmlinge Brüder, sagte ihnen, dafs keiner des andern Herr sey, jeder gleiche Rechte, Pflichten, Arbeiten und Gewinn habe; und nun behauptete man, der einzige Zweck des Bundes sey: alle Menschen in den Stand der allgemeinen Brüderschaft zu setzen, sie zu ihrer natürlichen Freyheit zurück zu führen, und allen Unterschied in der bürgerlichen Gesellschaft aufzuheben. Aus diesem Zirkel, welcher die Menschen glücklich machen *wollte*, aber aus Mangel an hinreichender Einsicht irrte, bildete sich noch ein engerer, welcher das Geheimnifs *verfeinerte*, und indem er Menschenliebe und Menschenglück zum Schilde seines Gewerbes aushing, in dem Innern seines Bundes darauf arbeitete, alles Menschenglück zu seinem Raube zu machen. Diese Sekte sey es, welche die Grundfesten des Bundes bis zum völligen Einsturz unterwühlt habe; die Gährungen der Völker wären ihr Werk. Sie machte die Religion verächtlich; Zügellosigkeit nannte sie Freyheit, die Obrigkeiten Despoten. Sie erfand Menschenrechte, die selbst im Gesetzbuche der Natur nicht anzutreffen wären, und foderte die Völker auf, diese Rechte ihren Fürsten abzudringen. Da nun der Mifsbrauch dieses ihres Bundes alle diese politischen und moralischen Verwirrungen hervorgebracht habe, so soll dieses Manifest alle die, die das *Heiligthum* des Bundes empfangen haben, aufrufen, ihre Stimmen zu erheben, um die Völker und die Fürsten zu belehren, dafs nicht der Bund, sondern seine abtrünnigen Sektirer die Urheber aller gegenwärtigen und noch bevorstehenden Revolutionen gewesen wären und seyn würden; es soll ihnen verkündigen, dafs nun die Zeit gekommen sey, den Bund aufzuheben und den Bau desselben zu zerstören, (Man sieht, dafs das ganze Ding eine blofse Fiction, und weiter nichts als ein Beytrag zu den seit einiger Zeit bekannt gewordenen Bemühungen einiger namenloser, vielleicht dürftiger, Schreiber ist, die Philosophie, und besonders den aufgehobenen Illuminatenorden, des Einflusses in die französische Revolution verdächtig zu machen. Man gebe doch Beweise von der Verbindung der Illuminaten mit den französischen Staatenstürmern, wenn welche da sind! Solche dunkle gehässige Andeutungen verdienen keine ernsthafte Widerlegung, sondern Verachtung.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 19. Julius 1794.

ERDBESCHREIBUNG.

BERLIN, b. Mylius: *Sammlung der beſten und neueſten Reiſebeſchreibungen in einem ausführlichen Auszuge*, worinnen (worin) eine *genaue Nachricht von der Religion, Regierungsverfaſſung, Handlung, Sitten, Naturgeſchichte und andern merkwürdigen Dingen verſchiedener Länder und Völker* gegeben wird. Aus verſchiedenen Sprachen zuſammengetragen. *Ein und dreyſsigſter Band.* Mit einer Karte. 1791. 620 S. 8.

Dieſer Band wird auch unter dem Titel: *Neue Sammlung* u. ſ. w. *Siebenter Band* verkauft. Er enthält *Swinburne's Reiſen durch beide Sicilien*, und *Bourgoing's Reiſe durch Spanien.* Die Fortſetzung dieſes Werks durch eine ſo lange Reihe von Bänden beweiſet, daſs ein groſser Theil des Publicums ſich mit Auszügen begnügt, und es dem Gutdünken eines unbekannten Ueberſetzers anheim ſtellet, ob etwas aus dem Original ausgelaſſen werden ſoll, oder nicht. Rec. hat einen groſsen Theil von dem Auszug aus *Swinburne* mit dem Original verglichen, und gefunden, daſs der Epitomator alles was Swinburne aus der Geſchichte des Landes und der von ihm beſuchten Oerter anführt, faſt beſtändig weggelaſſen, die Beſchreibung der Antiquitäten abgekürzt, die den Reiſenden betreffenden Anekdoten, imgleichen die bemerkten Tage mehrmalen übergangen, und noch in andern Fällen dem Originale ſeine Völligkeit benommen habe. Bisweilen iſt der Sinn der Urſchrift dadurch verunſtaltet worden; z. E. S. 20. *Die Leidenſchaft für Eiswaſſer iſt in Neapel ſo allgemein, daſs nur eigentliche Bettler Waſſer in ſeinem natürlichen Zuſtande trinken. Es wird jeden Morgen in Booten hinter Caſtelamare herübergebracht, und zu einem groſsen Preiſe verpachtet.* Aber nicht das Eiswaſſer, ſondern der Schnee, woraus Eiswaſſer gemacht wird, wird aus Caſtelamare gebracht. *The paſſion for iced water is ſo great and ſo general at Naples that none but mere beggars will drink it in its natural ſtate; and I believe a ſcarcity of bread would not be more ſeverely felt than a failure of ſnow. It is brought in boats every morning* etc. S. 21. *Der Bürger wird beynahe zum Mangel genöthiget, die Koſten aufzubringen, die ſein äuſſerer Prunk erfodert. The citizen is reduced to great parſimony and almoſt penury in his houſekeeping in order to anſwer theſe demands of external ſhew.* S. 25. wird die Ausfuhr der gezwirnten Seide aus Neapel angeführt, aber die der rohen Seide mit Stillſchweigen übergangen, da doch keine Urſache angegeben werden kann, warum jene, und nicht auch diese, überſetzt zu werden verdiente. Bisweilen ſtöſst man auf Stellen, die, wenn der Ueberſ. bey dem Abkürzen nach feſten Regeln zu Werke gegangen wäre, unüberſetzt bleiben muſsten. Was z. E. S. 45. von dem Aufenthalt der Heiden in Dörfern geſagt wird, verdiente gewiſs nicht mehr eine Ueberſetzung, als ſo manche andere ausgelaſſene Stelle. Der Ueberſ. ſcheint dieſes bald ſelbſt gemerkt zu haben, und er hat daher zwiſchen den Perioden *ohne Zweifel iſt mit Hülfe dieſe Bekehrungsmethode der Berg* 1119 *von dem Schutze der Mutter der falſchen Götter befreyet worden, und nunmehr iſt er von Wilhelm von Vercelli der Mutter Chriſti geweihet. Er gründete hier eine Abtey* u. ſ. w. verſchiedenes ausgelaſſen. Wie der Ueberſ. *nunmehr* hat einſchieben, und den Sinn ſo verkehrt hat darſtellen können, als wenn die Einweihung erſt jetzt geſchehen wäre, iſt kaum begreiflich, da das engliſche Original jedem Anfänger in der Sprache verſtändlich ſeyn muſs. *It was no doubt in compliance with the aboſe conciliatory method, that in* 1119 *the mountain was reſcued from the patronage of the mother of the falſe gods and dedicated to the Mother of Chriſt, by William of Vercelli.*

Die Ueberſetzung ſelbſt hat viele Härten; und wenn man noch dazu die Fehler rechnet: ſo gehört ſie zu den ſehr mittelmäſsigen. Es iſt zu wünſchen, daſs der Berliniſche Gelehrte, der nach der Ankündigung die Fortſetzung übernommen hat, dem Unternehmen mehr gewachſen ſey. S. 38. *Montforte — bietet eine Ausſicht über den Paſs und weit in principato ultra dar. Montforte commands the paſs*, d. i. *befreyet den Paſs, and an extenſive view into the heart of the principato ultra.* S. 42. *eine anſtändige Zeitlang.* Wie undeutſch! *decent length of time* d. i. *eine ziemliche Zeitlänge.* S. 47. wird bey Monte Fuſculo in Principato ultra *der Nähe des Kirchenſtaats*, welcher doch weit davon entfernt iſt, gedacht. Der Ueberſ. hätte *papal territories*, *päbſtliches Gebiet* überſetzen ſollen. Denn es iſt von Benevento, das dem Pabſt gehört, und nicht weit von Monte Fuſculo entfernt iſt, die Rede. S. 52. *in den letztern Zeiten.* Wie ſchülerhaft für *later times*, das nicht mehr ſagen will, als *nachher.* S. 216. von den im Herculanum gefundenen Manuſcripten *die Schwierigkeit, das gebrannte Pergament aufzurollen, die Stücke aufzuklauben* u. ſ. w. *the difficulty of unrolling the burnt parchment, of paſting the fragments on a flat ſurface* etc. S. 257. *Meereſche Manna aſh*, d. i. *Mannaeſche*, wie auch ſonſt überſetzt iſt.

Die angeführten Beyſpiele waren für den Rec. zu abſchreckend, als daſs er ſich einer genauern Prüfung des Auszugs aus *Bourgoings Reiſe* unterziehen konnte.

Auf der Karte ist der Plan von Madrid nach Bourgoing abgezeichnet.

ZEITZ u. NAUMBURG, b. Heinsius: *Charakteristik der aufsereuropäischen Nationen, welche noch wenig bekannt sind.* Aus den besten und neuesten Reisebeschreibungen zusammengetragen von *J. F. G***.* 1793. 1. 2. 3. Theil. 1793. XVI u. 646 S. 8.

Die charakterisirten Nationen sind die Jalofer, Fulier, Mandigoer, die Einwohner an Sierra Leona, der Elephanten- und Goldküste; also sämmtlich an der Westküste von Afrika zwischen dem 17ten und 5ten Grade nördl. Breite. Wenn man das Buch nur flüchtig durchblättert, so mufs man sich wundern, dafs, da es dem Vorgeben nach aus den *neuesten* Reisebeschreibungen genommen seyn soll, nur alte Reisende; als *Le Maire, Jannequin, Labat, Loyer, Billault, Bosmann, Atkins* u. s. selbst in den Artikeln, die durch die neuern Reisen so viel Licht gewonnen haben; z. E. Sierra Leona angeführt werden. Das Buch ist aus der bekannten *Sammlung aller Reisebeschreibungen* (Leipzig, 1784 u. f. 4.) abgeschrieben. Ein solches Machwerk hatte der Vf. die Unverschämtheit, eine aus den *neuesten* und *besten* Reisebeschreibungen *mit Sorgfalt* zusammengetragene Charakteristik zu nennen. Kaum sollte man es glauben, dafs er einen Vorredner, der sich *Dreffel* unterschreibt, habe finden können, der dies Buch als ein *gewifs in vieler Hinsicht nützliches Werk* anpreiset. Zum Ueberfluss wollen wir den Diebstahl noch genauer anzeigen. S. 7. bis 26 ist wörtlich abgeschrieben aus dem 3ten Bande der a. Saml. S. 163 bis 173. mit unbedeutenden Veränderungen. S. 26 — 32., oder von den Jalofern an der Senega ist aus dem 2 Bande der ang. Samml. S. 79 u. f genommen. S. 32. kehrt er zu dem 3 Bande der Samml. S. 176. zurück, und schreibt wieder ab. Von der Unwissenheit des Vf. findet sich S. 37. ein artiges Beyspiel. Er las im Original, dafs die Heerden in die *Savannas und in die Reisfelder, wenn die Aernte vorbey ist*, getrieben werden. Weil er nicht wufste, was er aus *Savannahs* (Wiesen) machen sollte, so läfst er dies Wort aus, und wenn es nachher heifst, dafs man die Heerden in die *Savannas* gehen läfst, so setzt er dafür *Reisfelder*, als wenn die Heerden Reis fräfsen. S. 39 — 54. von den Fuliern an der Senega ist aus S. 325, 336 — 340. 355 — 357 des 2 Bandes genommen. Gegen die beliebte Ordnung ist es auch, dafs der Vf., der in der Beschreibung der Völkerschaften von Norden nach Süden geht, von den Jalofern und Fuliern am Gambia, oder, wie er mit seinem Original schreibt, an der Gambia, eher handelt, als von denen am Senega. Von S. 54 bis 316 hat der Vf. ununterbrochen den 3 Band der Samml. S. 180 — 356. vor Augen gehabt. Eine gelehrte Anmerkung des Vf. kommt S. 64. vor, worin er seine Ungewifsheit wegen der Erklärung, welche Jobson von Ezech. 23, 20. macht, zu erkennen gibt. War es nicht genug, dafs solch ein Unsinn einmal gedruckt war? Warum mufste er wiederholt werden? Der Vf. hat doch sonst etwas weggelassen, z. E die Proben aus der Sprache der Schwarzen S. 222. Den ersten Abschnitt von Barbots Beschreibung von Sierra Leona S. 258 — 264. Atkins Beschreibung desselben Landes S. 268 — 277., obgleich der Vf. S. 173. versprochen hatte, auch diesen zu liefern, ingleichen vieles von dem Naturreiche um Sierra Leona S. 281 — 356. des 3 Bandes der Sammlung.

Der Vf. überschlägt S. 357 — 448. des 3ten Bandes, und macht sich wieder an das Abschreiben, vorzüglich von S. 455. des Originals, und ermüdet nicht dabey, bis er S. 474. erreicht. Hier scheint er eine Zeitlang in seinem Original fortgelesen zu haben; denn er ergreift die Feder nicht eher, als bis er an S. 598. kommt. Bisweilen hat er sehr nöthige Worte ausgelassen, z. E. S. 361. des Buchs in der Note, weifs man nicht, von welcher französischen Karte vom südlichen Ocean die Rede ist, wenn man nicht aus der Sammlung S. 598. hinzusetzt, dafs sie 1739 herausgekommen ist. S. 387. behauptet der Vf. etwas von den Engländern, was das Original S. 601. den Europäern zuschreibt. Was S. 612 bis 615. des Originals gesagt wird, hat der Vf. gut befunden, wegzulassen. Die Staatsveränderungen und Eroberungen der Karower und Folgias werden in der Mitte abgebrochen. Der Abschnitt hätte lieber ganz übergangen, als so verstümmelt seyn sollen. Die Nachrichten von Sextos oder Sestro und der Malaghettaküste, womit der Vf. den 2ten Theil schliefst, sind aus der Sammlung der Reisen S. 632 — 648. abgekürzt. Eben so verfährt der Vf. mit der Elfenbeinküste, womit sich der 3. B. der Sammlung endigt. Er gehet alsdann nach der Landschaft Futa zurück an beiden Seiten des Senega, und schöpfet wieder aus der angeführten Quelle S. 128 bis 139. Die Nachricht von der französischen und portugiesischen Handlung auf der Gambia passet zwar gar nicht auf den gegenwärtigen Zustand, und der Beschreibung von den schwarzen Portugiesen widersprechen neuere Untersuchungen. Allein der Vf. schreibt ab, was S. 147 bis 150 der a. S. zu lesen ist. Was er von der Goldküste S. 455. u. f. sagt, ist aus dem 4ten Bde der mehrgedachten Sammlung genommen, mit Uebergehung dessen, was eigentlich zur Reisebeschreibung gehört.

BERLIN, in der Kön. Pr. akad. Kunst- u. Buchh.: *Beschreibung der Religion und heiligen Gebräuche der Malabarischen Hindous nach Bemerkungen in Hindostan gesammelt.* 1791. 150 S. 8.

Die Abhandlung zerfällt in 2 Theile, und da in dem Eingange zu dem ersten noch ein 3ter Theil citirt wird, so glauben wir, dafs das Ganze noch nicht geendiget ist, wozu uns auch das *Erster Theil* des Titelblatts berechtiget. Warum ist aber nirgends angezeigt, wann und von wem diese Bemerkungen aufgezeichnet sind? Sie haben alle Merkmale der Aechtheit, und sind an Ort und Stelle von einem nachforschenden Europäer, der die Hindus selbst befragte, und schriftliche Antworten von ihnen erhielt S. 8. 14. 74. 78. niedergeschrieben. Eine Aeufserung des Vf. S. 48. läfst vermuthen, dafs er ein eifriger Verehrer der Dreyeinigkeitslehre war. Vermuthlich schreiben sich die Bemerkungen von den Missionarien in Trankebar her, und sind entweder aus den Missionsberichten abgedruckt, oder an den Herausgeber, der sich so wenig, als der Einsender, genannt hat, geschickt.

ſchickt. Der erſte Theil handelt von dem höchſten göttlichen Weſen, das die Indier Barabarawaſtu nennen, der zweyte von den Göttern, die ſie aus dieſem göttlichen Weſen ableiten, und denen ſie göttliche Ehre erzeigen.

FRANKFURT u. LEIPZIG: *Neueſte Reiſebeſchreibungen in zweckmäſsigen Auszügen*, aus den gröſseren, meiſt ausländiſchen, Werken. Mit erläuternden Anmerkungen und Zuſätzen. Erſtes Bändchen. 1793. XXXII u. 206 S. 8.

Wenn die folgenden Bände ſich nicht durch Neuheit mehr auszeichnen, als der erſte, der die durch die Forſteriſche Ueberſetzung längſt bekannte Reiſe Wilſon's nach den Pelow-Inſeln oder Geſchichte des Schiffbruchs der Antelope enthält: ſo ſind wir nach der Fortſetzung nicht begierig. Die Anmerkungen ſind zu unbedeutend, als daſs ſie die viel verſprechende Erwähnung auf dem Titel verdienten.

ERLANGEN, b. Walther: *James Bruce*, Eſq. *Reiſen nach Abeſſynien, die Quellen des Nils zu entdecken.* In einem zweckmäſsigen Auszug aus dem Originalwerk von *Sam. Shah*, Eſq. — Aus dem Engliſchen. 1792. I. Bändchen. 264 S. II. Bändchen. 311 S. 8.

Daſs die 5 Quartbände der Bruceſchen Reiſebeſchreibung auch Stoff zu einem Erbauungsbuch enthalten könnten, hatte wahrſcheinlich der (neulich verſtorbene) Vf. ſelbſt nicht vermuthet. Sein engliſcher Epitomator ſah, laut ſeiner Vorrede: „wie ſehr ſich in allen gefährlichen Lagen dieſes Reiſenden die beſchützende Hand der alles regierenden Macht und Vorſehung auf die herrlichſte, rührendſte und augenſcheinlichſte Weiſe gezeigt habe, welche nicht ſelten von einigen Zweiflern verwegen genug beſtritten worden ſey," — und brachte Br. im Auszug in einen Band zuſammen, deſſen deutſche Ueberſetzung nun den V und VI Theil der *Neuen Sammlung wahrer und merkwürdiger Schickſale reiſender Perſonen, als Denkmale der göttlichen Vorſehung* ausmacht. Zum Glück geht die auf dem Titel geprieſene Zweckmäſsigkeit noch auf andere Zwecke, auſser dem der Erbauung, von welchem die Vorrede ſeine Empfehlung hernimmt. Doch iſt auch vieles langweilige beybehalten, wie Bruce's Schiffgeſpräche mit ſeinem Bootsmann. Dem Ueberſetzer entfallen Stellen, wie folgende: S. 177. Ras Michael *rufte zwar auf ihn*, ſtatt: rief zwar ihm zu, und ſchon in der Inhaltsanzeige des erſten Bändchens ſteht: „eines franzöſiſchen Miſſionairs du Roule zum Beſten." Excerpirt iſt alles, Wahres, Falſches und Unnützes nach der Ordnung, ohne alle Berichtigung. Erbaulich genug!

NÜRNBERG, b. Weigel u. Schneider: *Handbuch der alten Erdbeſchreibung nach Anleitung der d'Anvilleſchen Landcharten;* des zweyten Theils erſte Abtheilung oder Aſien (Aſiens) fünftes und ſechſtes Kapitel, oder *Phoenicien, Coleſyrien* und *Paläſtina.* Mit einer Landkarte. Von D. *Paul. Jak. Bruns*, Profeſſor und Bibliothekar in Helmſtädt. Zweyte, verbeſſerte und vermehrte Ausgabe. 1794. CXII u. VII S. Vorr. 8.

Die erſte Ausg. war von 1784 auf LXXX Seiten. Die Verbeſſerungen und Vermehrungen ſind alſo extenſiv, und noch mehr intenſiv beträchtlich. Die Aufmerkſamkeit des Vf. auf neue Beyträge zum geographiſchen Studium dieſer Länder verdient um ſo mehr Lob und Dank, da er dadurch einer an ſich unſcheinbaren, aber durch Kürze und Gedrängtheit vorzüglichen, dem Bibelleſer und Liebhaber der alten Geſchichte nützlichen Arbeit einen erhöhten Werth gegeben hat. Vielleicht kann Rec. durch einige der folgenden Bemerkungen die Vermehrung der Nutzbarkeit dieſer Schrift in einzelnen Stellen befördern.

S. II. leitet den Namen *Phönicier* von *Enakim* Joſ. 11, 12. und dem ägyptiſchen Artikel *pi* ab. Die handelnde Nation habe ſich in Aegypten auf ihren Seereiſen ſo nennen gehört, und ſich nachher in Griechenland ſelbſt dieſen Namen gegeben. Dieſer Volksname kann, denkt Rec., um ſo eher ägyptiſchen Urſprungs ſeyn, da die Canaaniter oder Phonicier urſprünglich am erythräiſchen Meere Nachbarn von Aegypten geweſen waren. *Michaelis Spicil. Geogr. hebr. ext.* p. 168. Uebrigens ſcheint er nicht durch Tyrier oder Sidonier nach Griechenland gekommen zu ſeyn, da dieſe den Namen Canaan unter ſich beybehielten, ſ. ebend. S. 167., und man von der Benennung Phönicier unter ihnen ſelbſt keine Spur hat. Erhielten etwa die Griechen dieſelbe unmittelbar aus Aegypten? — Die *Gibliten* (Bergleute) 1. Kön. 5, 32. ſollen S. X. von dem alexandriniſchen Ueberſetzer Βιβλιοι, Leute von Byblus, genannt ſeyn. Allein würde nicht der Ueberſ. Βυβλιοι mit υ geſchrieben haben? Rec. hält, da dies nicht iſt, Βιβλιοι für einen Schreibfehler in den LXX, und emendirt Γιβλιοι. Ein halbgelehrter Emendator oder Abſchreiber hat an das benachbarte Byblus gedacht, und γιβλιοι ſchnell in βιβλιοι umgeändert, ohne zu bedenken, daſs die Rechtſchreibung ein υ erfodern würde, wenn der Ueberſetzer Gibliten und Bybliten für einerley Leute gehalten hätte. Rec. hält alſo Byblus und Gibla für ganz verſchiedene Orte. — Der Beyname *Evhydra* bey Sarepta Plin. H. N. V. 19. 17. ſoll nach des Vf. Meynung S. XII. Anſpielung auf die Geſchichte mit dem *Oel*krug 1. Kön. 17. ſeyn. Das Beywort *waſſerreich* hat aber doch keine Beziehung auf *Oel?* Es deutet wahrſcheinlicher auf Waſſerquellen bey Sarpat. — Bey *Porphyreon* S. XVIII. proteſtirt Hr. B. mit Recht gegen Verdoppelung des Orts dieſes Namens. Porphyreon lag nach Scylax ſ. Reland S. 431. nördlich von Sidon. Andere folgten der unrichtigen Deutung des Wilhelmus Tyrius, daſs Kepha und Porphyreon einerley Platz ſey. So entſtund ein doppeltes Porphyreon. Auf der d'Anvilleſchen Karte bey *Paulus* Sammlung merkwürdiger Reiſen in den Orient I. Th. iſt dies zweyte unächte Porphyreon *als ungewiſs* in Klammern eingeſchloſſen. Es hatte füglich ganz wegbleiben können. — Sollte nicht der Ort *Margela* Joſ. 19, 10. bloſs aus einem Schreibfehler entſtanden, und מַעֲלָה, *aufwärts, landeinwärts,* ſtatt מ־עלה zu leſen ſeyn. Wäre Marela oder Margela ein Name, ſo müſste in der Stelle bey Joſua mit dem

He locale מרעלתח ſtehen. Man findet auch ſonſt nirgends ein Margela, als bey Euſebius und Hieronymus, welche hierin nicht Zeugen ſeyn können, ſondern bloſs aus Joſ. 19, 10., wie ſie dort laſen, muthmaſsten. — *Capharcotia* ſcheint dem Rec. כפר כותיא *Flecken Cutija* oder *Cutäerdorf* zu ſeyn, von כות 2. Kön. 17, 30. Sollten nicht eben dieſe Cutäer in der Folge zu dem Namen Scythopolis S. LIX. Gelegenheit gegeben haben? Scythen hatten wahrſcheinlich bey ihrem *Streifzug* (630 J. vor Chr. Vgl. Herodot I, 105.) nicht Städte gebaut. Aber der Grieche, da er Paläſtina kennen lernte, und von einem Cutäerort Κυθοπολις oder Κυτοπολις hörte, dachte an Scythen, und ſchuf daraus raſch Σκυθοπολις. Vgl. die alex. Verſion Richt. I, 27. Joſephus Archäolog. XII, 8. 5. — Ein doppeltes *Betſaida* mit Reland anzunehmen, ſcheint doch genug begründet, weil Johannes K. 12, 21. nicht wohl anders verſtanden werden kann, als ſo, daſs er βηθσαιδα den Geburtsort des Philippus durch den abſichtlichen Zuſatz: Bethſaida *in Galiläa*, von einem anderswo gelegenen Bethſaida unterſcheiden wolle. So wird Jeſu Geburtsort Bethlehem das Judäiſche Matth. 2, 6. genannt, weil es in Galiläa noch eins gab. — Die Conjectur bey Plinius H. N. V, 14. p. 260. ed. Hard. ſtatt *per oram Samariae* zu leſen: *p. o. Sephelae* iſt dem Rec. höchſt wahrſcheinlich. Vielleicht ſchrieb Plinius *Saphaliae* für שפלה. So wäre die Verwechslung noch leichter geweſen. —

Ein *genaues Regiſter* würde zur Bequemlichkeit der Leſer ſehr viel beygetragen haben. Es müſste aber genauer ſeyn, als das bey der 2ten Ausgabe der Beſchreibung von Aegypten hinzugekommene, aber bloſs vom Buchhändler oder vom Corrector ohne Sachkenntniſs fabricirte.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Frankfurt a. M.*, b. Zesler: *Unterſuchung über die Frage: Wie ſoll man über die Begebenheiten der jetzigen Zeit denken, und wie ſich verhalten, theils um ſich über dieſelben innerlich zu beruhigen, theils* (um) *auch ſeine äuſsere Ruhe und* (ſein) *Glück ſicher zu ſtellen?* In einer Predigt über das gewöhnliche Evang. am 2 Adv. Sonntag 1793. angeſtellt von *Phil. Jak. Leutwein*, ev. luther. zweyten Stadtpfarrer zu Homburg vor der Höhe. 1794. 44 S. 8. — Der Text: *Es werden Zeichen geſchehen* etc., und der Blick auf die darin angedeutete Erſchütterung des jüdiſchen Staats gab eine ſchickliche Gelegenheit für ein Wort zu ſeiner Zeit? Die jetzige Gährung in ſo vieler Gemüthern, ſagt Hr. *L.* mit Recht, iſt bey den meiſten eine Frucht *verkehrter* oder *einſeitiger* Vorſtellungen. Sie hat nicht ſelten die traurige Folge, daſs Mitbürger gegen Mitbürger *auf eine völlig zweckloſe und dabey für Moralität und bürgerliche Ruhe äuſserſt nachtheilige Weiſe* eingenommen und entrüſtet werden. Auch härmt ſich ſo manche gute Seele über den Greuel der Verwüſtung und die bedenklichen Zeiten unſerer Tage, und läuft Gefahr, an der Vorſehung irre zu werden.“ — Um Einſeitigkeit zu vermeiden, führt er ſeine Leſer auf das Ideal deſſen, der alles partheylos überſchaut, auf die Vorſehung. „Alles „iſt — dies kann doch kein Chriſt läugnen — Entwicklung „des ewigen Planes Gottes. In den Begebenheiten unſerer Tage iſt Nacht, Gährung, Schutt, Fäulniſs, Chaos; aber ſind „nicht auch Nacht, Gährung, Schutt, Fäulniſs und Chaos von „Gott veranſtaltet, und entwickeln ſich nicht gerade deswegen „daraus Dinge, welche zur Freude und zum Glück der Men„ſchen abzielen? — Die Fürſten,“ hofft der Vf., „werden ein „Beyſpiel nehmen, und werden die Wohlthäter und Freunde ih„rer Völker ſeyn. Die Völker werden ein Beyſpiel nehmen, „und einſehen, daſs *falſche Begriffe von Freyheit und Gleichheit „auf Zügelloſigkeit hinführen*, und daſs durch Zügelloſigkeit der „Wohlſtand und das Glück der Menſchen über den Haufen ge„worfen werde. Werden nicht alle gute Fürſten, nicht alle gu„te Bürger eines Staats die Hände bieten, um Mängeln abzuhel„fen und Verbeſſerungen zu machen, damit unglücklichen Revo„lutionen vorgebeugt, Elend verhütet, und Menſchenblut ge„ſpart werde?“ — Als evangeliſcher Prediger bemerkt er: „ſchon „lange war wenig Religion mehr in Frankreich, und *die, welche „noch übrig blieb, war durch Vorurtheile und Irrthümer, durch eitles „Ceremonienwerk und durch Miſsbräuche aller Art äuſserſt entſtellt*, „Daſs dieſe abgeſchafft wurden, iſt gut; es ſind Rieſenſchritte „zur reinen Wahrheit. Freylich iſt es traurig, daſs, wie über„haupt oft in der Welt, das Gute mit dem Schlechten leiden „muſs. . daſs viele ſogar keinen Gott mehr glauben wollen. Aber „*ſteht es wohl in der Menſchen Macht, die Religion ganz zu „unterdrücken . . Es wird ein dringendes Sehnen und Streben ein„treten, und ſie nöthigen, die Religion wieder einzuführen.*“ (Eine „ſchon durch den Erfolg ſehr gerechtfertigte Vorausſagung!) „Die Vorſehung wird es lenken, daſs reineres Chriſtenthum „überall an die Stelle des Verfälſchten komme, daſs die Religion „ſich deſto höher hebe, daſs aus Einem Munde die Menſchen „Gott loben, und daſs Eine Heerde und Ein Hirte werde!“ Allerdings kommt es dem Weltganzen mehr darauf an, *was*, als: *durch wen* einflufsreiche Dinge geſchehen. Und ſieht man nicht gerade darin immer die Vorſehung, daſs ſo manches durch unerwartete, widrig ſcheinende, von Menſchen nicht ſo berechnete Mittel dem Ziele näher gerückt wird? — Auch in das, was der Vf. dem Einzelnen von Vorſicht und Eintracht ſagt, wo er jeden auffodert, auf ſeinen Beruf mehr als auf die Neuigkeiten des Tags zu achten etc., ſtimmt Rec. ſehr ein, und wünſchte dem Vf. und allen wohlgeſinnten chriſtlichen Volkslehrern alle mögliche Kraft der Gedanken und der Sprache, um dergleichen ächtes Gegengift nach dem Geiſt des wahren Lutherthums empfänglichen Gemüthern tief einzuflöſsen, und alle von den Irrwegen der Partheylichkeit auf den Einen Zweck des allgemeinen Beſten hinzuleiten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 19. Julius 1794.

OEKONOMIE.

STOCKHOLM, b. Carlbohm: *Ny Journal uti Hushållningen.* (Neues ökonomiſches Journal vom Monath Sept. 1792 bis Junius). 1793. 6 Stücke m. K.

Wir fahren fort, den vornehmſten Inhalt dieſes unter Aufſicht der patriotiſchen Geſellſchaft in Schweden alle 2 Monat erſcheinenden Journals kurz anzuzeigen. Im Sept. und Octobermonat; die erſte Abtheilung einer Abhandlung von der in Wermeland gewöhnlichen Art Kuppelwirthſchaft und Abwechſelung zwiſchen Getraidebau und Wieſenwachs, die der Reichsr. *Löwenhielm* dort zuerſt eingeführt hat, dem einige Vorſchläge beygefügt ſind zur Beförderung des gehörigen Gleichgewichts zwiſchen der Viehzucht und dem Ackerbau. Eine 2te Abhandlung betrifft die Bewahrung der Wieſen vor ſchlechte Behandlung und Verwahrloſung; dieſe iſt um ſo nöthiger in Schweden, da der Wieſenbau nur an vielen Orten zu ſehr vernachläſsiget wird, beſonders dadurch, daſs man im Herbſt und Frühjahr das Vieh darauf treibt. Der Vf. erklärt ſich doch gegen die Stallfütterung im Sommer, und will, daſs auf nordländſche Weiſe das Vieh des Nachts in gewiſſe Viehhütten gejagt werde. Im November und Decembermonat kommt zuerſt die Fortſetzung der erſten Abhandl. des vorigen Stücks vor. Der Vf. zeigt, daſs eine ſolche Abwechſelung, wobey nur immer $\frac{1}{11}$ des Ackers brach liegt, mehr Miſt gebe, gröſsere Fruchtbarkeit und ſtärkern Wachsthum des Korns und Graſes verſchaffe, daſs die Viehzucht dabey gewinne, daſs es das beſte Mittel ſey einen alten ausgemergelten Acker wieder gut und fruchtbar zu machen, daſs man dabey weniger Hand- und Spanndienſte gebrauche, und daſs dadurch ſchädliches Unkraut als *Spergula arvenſis* und *triticum repens* im Acker am leichteſten getilgt werden könne, deren Ausrottungsart beſchrieben wird. Endlich werde auch dabey eine beſchwerliche Art den Acker zu pflügen und zu bereiten, in eine leichtere verwandelt. Was die Hn. *Tham*, *Krauner* und *Forſſenius* über die Koppelwirthſchaft geſchrieben, wird unterſucht, und theils angenommen, theils werden dagegen Erinnerungen gemacht. Die 2te Abhandlung enthält 74 Verſuche mit allerhand Art Mooſen Seidenzeug zu färben, nebſt 15 angeſtellten Verſuchen über die Beſtändigkeit der dadurch erhaltenen Farben. Sie verloren durch Kochen mit rothen Weinſtein, venetiſcher Seife und römiſchen Alaun nur wenig von ihrer Farbe. Auch halten ſich die Farben in der Sonne, Luft und Regen ziemlich gut. 3 Abhandlungen von der Art, gutes dünnes Bier oder ſogenannten Covent zu brauen, wobey nach der Angabe auch einige Hände voll Johannsbeerblätter, Dill, Krauſemünze, Salvey und Citronmeliſſe, und etwas Rockenmehl zu dem Malz genommen werden. 4. Auszug aus Hn. *Collins* Brief aus Philadelphia über die Anpflanzung der Obſtbäume und den Cider; von einem groſsen Obſtbaum könne man bey guten Jahren 2 bis 3 Tonnen Cider erhalten, woraus auch Branntwein deſtillirt werden kann.

In dem Stück für den Januar und Februar wird die Abhandlung über die Wermeländiſche Koppelwirthſchaft noch fortgeſetzt. 2) Gibt Hr. Vicepaſtor *Runnkrantz* ein bewährtes Mittel an, Zahn- und Rückenſchmerzen und andere gichtiſche Zufälle zu curiren, und zwar durch Elektriſiren während des Paroxismus, womit man einige Stunden anhalten müſſe. Im Februar und Märzmonat leſen wir erſtlich Hn. Capit. v. Brunyans Bemerkung über den Wieſenbau und Ackerbau in Weſtmannland, wobey die Urſachen des geringern Ertrages unterſucht und Mittel ſie aus dem Wege zu räumen, an die Hand gegeben werde. 2)) Von einer geglückten unrechten Ausſaat. Ein Bauer in Halland ſäete im Frühjahr 1790 Winterrocken, und als er das Verſehen merkte, Sommerrocken. Der Sommerrocken gab im Herbſt grüne Saat, der Winterrocken aber im Herbſt 1791 einiges, obgleich nicht eben reichliches Getraide. Im May und Jun. zuerſt wiederum die Fortſetzung der Abhandlung von der Wermlandſchen Koppelwirthſchaft, nebſt Hn. Silfverſcr?les Bedenken darüber, worin die Gründe für die Koppelwirthſchaft ſowohl als die dabey in achtzunehmende Vorſichtigkeitsregeln angegeben werden. 2) Hn. H. *Corts* zu Gosport neue Methode, Stangeneiſen mit rohen Steinkohlen und geriefelten Walzen zu bereiten, iſt aus *Youngs Annales of agriculture* genommen. 3) Eine Abhandlung von Ablegung der Bienen. In einer Anmerkung zeigt Hr. Bar. *Adlermark* die Vortheile dieſer Methode, ihre Vorzüge vor der Schirachſchen aber auch ihre ſchwache Seite, und hält doch, die Vermehrung durch das Schwärmen für einfacher und weniger gefährlich. Wenn die Bienen nicht ſchwärmen wollen, iſt das Ablegen gut. Die jedem Stück beygefügten metereologiſche Nachrichten, ſo auch die von den ausgeſetzten Preiſen, als z. B. auch auf des Thrankochen aus Gaſterosteus aculeatus, u. d. m. gehen wir mit Stillſchweigen vorbey.

LEIPZIG, b. Barth: *Allgemeine theoretiſch-praktiſche Stadt- und Landwirthſchaftskunde.* Herausgegeben von *F. I. Leonhardi*, der Weltweisheit Doctor. I. Bandes 2. Stück. 156 S. 3. Stück. 129 S. 1790. 8. (16 gr.)

Das 2te Stück liefert auſser der angehängten Anzeige wenig intereſſanter Schriften folgende Aufſätze: 1) Ue-

ber das Erfrieren der Bäume im Winter 1788 – 1789. 2) Vergleichung des Vortheils des Gerſten- und Haferbaues. Enthält blofs Erzählung eines einſeitigen Verſuchs. 3) Ueber eine Art, den Hafer zu *pflanzen* (!) und zu ſaen; aus dem Franzöſiſchen. 4) Bemerkungen der Franzoſen über die Getraidekrankheiten. Beide Nummern verdienten die Bekanntmachung nicht; in der letztern wird ſelbſt geſtanden, dafs man in Deutſchland der Urſache des Brandes, von dem eigentlich nur die Rede iſt, näher auf die Spur gekommen ſey. Die Quelle dieſes Journals kann freylich nie verſiegen, wenn man nicht ſorgfältiger in Auswahl der unzähligen in- und ausländiſchen Producte iſt. 5) *Stumpf's* landwirthſchaftliche (s) Reiſe (journal). Wer unter andern mit Quadratinhalt der zum Gute Tauſchetin gehörigen Ländereyen und deren Ertrage von einem nicht angegebenen Jahre (oder trägt der Boden daſelbſt wirklich einmal ſo viel als das andre?) bekannt zu werden wünſcht, findet hier Zahlen in Menge; ſelbſt Brüche. 6) Briefe des Grafen von C**. 7) Unterthänigſter Bericht von der Beſichtigung des Gutes Daſsdorf im Weimariſchen. Im 3ten Stück findet man 1) Beſchreibung der Feldwirthſchaft um Jena. 2) Erfolg des Kartoffelbaues in Frankreich. 3) 4) 5) Ueber Erdartiſchoken, wilde Cichorie und rothe Feldrüben; aus dem Franzöſiſchen. Der Herausg. hatte im vorigen Stücke engliſche und däniſche Ueberſetzungen verſprochen, und Rec. rechnete aus dieſen Reichen, wo die Landwirthſchaft nicht wie in Frankreich ſchlechter, ſondern hin und wieder beſſer iſt als in Deutſchland, auf intereſſantere Aufſätze. 6) Wirthſchaftlicher Bericht über das Gut M. Bey den entlegenen Feldern dieſes Guts vermiſſet Rec. den zweckmäſsigſten Vorſchlag, die Gebäude in deren Nähe zu verlegen. 7) Ueber den Zweck meiner ökonomiſchen Briefe. Eine ſehr philoſophiſche Abhandlung; in welcher einiges über das „Wachsthum der wirklichen Vernünftigkeit," auch die Behauptung vorkommt, dafs der Vf. durch namentliches Aufführen eines betrügeriſchen Verwalters denſelben *infamiam juris* zuziehen könne. — So ausgedehnt hätte ſich der Leſer die ökonomiſche Gerichtsbarkeit deſſelben wohl nicht vorgeſtellt? 8) Ueber die Eigenſchaften eines guten Landwirths und ſeiner Frau vom Hn. *de Sutieres*. 9) Ueber die fehlerhafte Behandlung der Milch und Sahne und die hieraus entſtehende ſchlechte und theure Butter. Enthält manches Gute. Die Landespolizey dürfte indeſſen nicht das Recht haben, wider Willen der Eigenthümer neue Einrichtungen bey Anlegung der Privatkeller zu machen. – Uebrigens hätte dem Setzer und Leſer der Auszug aus den Leipziger Intelligenzblättern vom Butterpreiſe ſeit 1763 erſpart werden können, beſonders da die Differenz wohl hauptſächlich nur in dem fallenden Preiſe des Geldes zu ſuchen ſeyn möchte.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

1) Halle, in der Waiſenhausbuchh.: *Predigten zur Beglückung der Menſchen im geſellſchaftlichen Leben*, von D. *Joh. Gottlieb Burckhardt*, Paſt. der deutſchen evangel. Gemeinde (Gemeine) in d. Savoy in London. 1793. 542 S. 8.

2) Leipzig u. Schleswig, b. Boie: *Predigten über die Evangelien an den Sonn- und Feſttagen des ganzen Jahrs*, von *P. Burdorf*, Pred. an der Domkirche in Schleswig. Erſter Band. 1793. 344 S. 8.

3) Leipzig, b. Böhme: *Predigtauszuge vom J. 1793 zur Wiederholung für ſeine Zuhörer*, von *M. Sam. Ebert*, Pred. zu St. Georgen in Leipzig. 1793. 215 S. 8.

Burkhards Predigten N. 1) ſind, laut der Vorrede, vor Künſtlern, Kaufleuten und Handwerkern gehalten, und für dieſe auch im Drucke beſonders beſtimmt. Hiernach müſſen ſie alſo beurtheilt werden, als Vorträge zur Belehrung der *mittlern Stände und Volksclaſſen* über die Pflichten und Tugenden des häuslichen und bürgerlichen Lebens, über die denſelben entgegenſtehenden Fehler, und über die Glückſeligkeit, die durch jene befördert und durch dieſe gehindert wird. — Dieſer Beſtimmung entſprechen ſie vollkommen. Es wäre wohl zu wünſchen, dafs über ſolche Materien, wie hier vorkommen, z. B. edler Fleifs und Berufstreue über Mifsgunſt und Nahrungsneid, über die Pflicht, Jedem das Seinige zu geben, über die Wiedererſtattung fremden Guts, über die Pflichten der Gläubiger und der Schuldner u. ſ. f. beſonders vor den mittlern Volksclaſſen, öfter geprediget würde, als gemeiniglich geſchieht; und wenn ſo darüber geprediget wird, wie es hier geſchehen iſt, ſo mufs das nothwendig von groſsem Nutzen ſeyn. Der Vf. beſitzt eine vorzügliche Gabe, Gegenſtände des gemeinen Lebens edel und würdig darzuſtellen, auch wenn ſie mit der Religion nur entfernt zuſammenzuhängen ſcheinen, ſie damit in eine genaue Verbindung zu bringen. Zum Beweiſe mag beſonders die 3te Predigt dienen, in welcher von dem *Einfluſſe der Werke der Kunſt und des Fleifses auf das Wohl und die Sitten der Menſchen* gehandelt wird. Auch verſteht der Vf. die Kunſt, *local* zu reden, ſo, dafs man gleich ſieht, er habe in einer groſsen Stadt, und zwar in einer Handelsſtadt und in einer Art von Seeſtadt, geprediget. Dadurch erhält denn ſein Vortrag Geiſt und Leben, und die Religioſität, die ihm aus der Seele des Vf. gleichſam eingehaucht iſt, gibt ihm zugleich Kraft für das Herz. Wie ſchön iſt es nicht z. B. geſagt, wenn in der angeführten Predigt die vielfache Betriebſamkeit der Menſchen ſo vorgeſtellt wird: „Wie groſs, wie ſcharfſinnig, „wie wirkſam zeigt ſich der Menſch in Allem! Er be„herrſcht die Erde und macht ſie ſich unterthan. Er „ſetzt dem Meere Dämme und Schranken, und gewinnt „dieſem fürchterlichen Elemente Land und Boden ab, „dafs die blühende Felder und volkreiche Städte ſich er„heben, wo ſonſt Alles mit Wellen, mit Sümpfen und „Moräſten bedeckt war. Er macht ſich Bahn auf den „Waſſer, bauet ſich ſchwimmende Häuſer, und ihm „werden Wind und Meer gewiſſermafsen unterthan. Na„ckenden Gegenden, ſandigten Felſen, trotzt er gleich„ſam Nahrung und Brod ab, und unter ſeinen Händen „werden Wüſteneyen in Paradieſe umgeſchaffen. Er

„führt

„führt Werke auf, welche der alles verzehrenden Zeit „zu trotzen und für die Ewigkeit gebauet zu seyn schei„nen. — Unter dem Meissel des Künstlers empfängt der „rohe Marmor Gestalt, Blick und Odem, und unter „dem Pinsel des Mahlers scheinen die Gegenstände zum „zweytenmale aufzuleben; Stahl, Eisen und andere Me„talle werden unter der Bearbeitung des Menschen ge„schmeidig und biegsam. — — Betrachtet eine han„delnde Stadt, einen volkreichen Marktplatz, einen See„hafen, eine Flotte, eine Kunstsammlung, eine Fabri„ke, eine Sternwarte, wenn ihr sehen wollt, auf wel„che tausendfache Art der Mensch für sich und andern „wirkt, wie weit er sich in seinen Vorzügen und Wer„ken über die Thiere erhebt, und wie alle Kräfte seines „Leibes und Geistes zum gemeinen Nutzen angestrengt „sind. Ja, Gott, wie gros bist du, da du solche Macht „den Menschen gegeben hast! Denn was hat er, dass „er nicht empfangen hätte? Du hast ihn nur etwas ge„ringer gemacht, als die Engel. Du hast ihn zum Herrn „gemacht über deiner Hände Werke; Alles hast du un„ter seine Füsse gethan. Herr unser Herrscher, wie „herrlich ist dein Name in allen Landen!“ Diese Stelle mag zugleich eine Probe von der edlen und gebildeten Schreibart des Vf. geben. — — Aber bey solchen Vorzügen wünschten wir nun auch, dass diese Predigten selbst von den geringern Fehlern frey seyn möchten, die ihnen noch ankleben. Dahin gehören die zu langen und zu weitläuftigen Anfangsgebete, einige nicht ganz richtig ausgedrückte Themata, als Pr. 7. von dem *Wohlstande einer frommen Familie*, ist von dem Glücke des häuslichen Lebens, (weil man glücklich im häuslichen Leben seyn kann, ohne gerade im Wohlstande zu seyn,) Pr. 15. eine Ermunterung zur Demuth, Bescheidenheit und Wohlstand, ist Wohlanständigkeit; ferner *einige* unlogische Dispositionen, als Pr. 4. von der Wahl des Berufs, wo Th. 3. wie man seinen Beruf treiben müsse, nicht mit unter den Hauptsatz gehört, Pr. 19. die Pflicht der Sparsamkeit, 1) als Tugend betrachtet, 2) in so fern sie in Geldgeiz und *Sammelsucht* ausartet, und also Laster wird; (die Pflicht wird Laster!) auch einige grammaticalische Unrichtigkeiten, als *unsrer* st. *unser* (*nostrum*) *wär*, *thut*, st. wäre, thäte, u. dgl.; endlich hier und da die Einmischung zu fremdartiger Dinge, als was S. 45. von Diogenes und Alexander vorkommt etc. Dass der Vf. nicht immer ganz reine dogmatische Ideen hegt, und deswegen auch von einer *schöpferischen Allmacht Jesu*, die sich alle Jahre in der Natur zeige, S. 99. von einem eigentlichen *Dienste Gottes* und von einem Tage, den Gott unter den sieben Tagen der Woche *für sich* fordere, S. 160. 163. von einer *Gnade im Herzen*, die man durch das Gebet in den heiligen Geist erlange, S. 78. reden kann, hat uns eben so wenig Wunder genommen, als dass der noch an eine eigentliche Verwirrung der Sprache beym Thurmbau zu Babel glaubt, S. 26. Denn eine reine Hermeneutik und Dogmatik ist in England noch nicht, so, wie in Deutschland, zu Hause. Dass er aber auch übertriebene Moralen einmischt, indem er z. B. S. 53. gegen die eifert, welche die heidnische Götterlehre in Gemälden darstellen, und S. 72. zu denen, die einen unrechtmässigen Beruf treiben, neben den Hurenwirthen und Hazardspielern auch die *Schauspieler* rechnet, das fiel uns um so mehr auf, da am erstern Orte die Künste, welche zur Unterhaltung des Luxus und des sinnlichen Vergnügens dienen, mit so vieler Billigkeit beurtheilt und gegen die Vorurtheile der Quacker in Schutz genommen werden. Dies alles bemerken wir indess nur, um den Vf., wenn etwa diese unpartheyische Anzeige seiner Predigten ihm auch im Auslande zu Gesichte kommen sollte, auf die noch übrigen Fehler einer sonst vortrefflichen Arbeit aufmerksam zu machen.

Burdorfs Predigten N. 2) sind weder so reichhaltig an Materie noch so gebildet im Stile, als die Burckhardtschen. Es kömmt da hin und wieder noch viel Declamation und wirkliche Tautologie vor, und man wird bey dem Lesen derselben nicht recht befriediget. Da aber die Themata doch meistens praktischen Inhalts sind, und die Anwendung davon immer auf das Herz und Leben der Zuhörer gemacht wird: so werden doch auch diese Predigten nicht ohne Nutzen seyn, und der Vf. wird sich nach guten Mustern leicht zu grösserer Vollkommenheit bilden können. Die beiden besten in diesem Bande, welcher bis *Mariä Verkündigung* geht, sind wohl die 4te und 5te von dem gesellschaftlichen Umgange.

Die Predigtauszüge N. 3) mögen, der auf dem Titel angegebenen Bestimmung gemäss, den Zuhörern des Vf. bey der Wiederholung seiner Predigten gute Dienste leisten. Andere werden davon wenig Gebrauch machen. Prediger können daraus wenig lernen, und durch gute Predigten verwöhnte Zuhörer werden daran keinen Geschmack finden. Die Methode des Vf., immer einen biblischen Spruch zum Thema zu machen, hat etwas Einförmiges, Ermüdendes, und ist selbst der Deutlichkeit, einem Haupterfoderniss der hierdurch gesuchten Popularität, nicht selten zuwider. Wer denkt wohl bey dem Thema am grünen Donnerstage, „an ihrer vielen hatte Gott kein Wohlgefallen,“ oder bey den am 3ten Ostertage: „ich werde in meinem Fleische Gott sehen,“ das, was dabey gedacht werden soll? Und was soll hier doch die Stelle aus dem Hiob, die gar nicht hieher gehört. Aber so geht es, wenn man biblische Stellen suchen und darnach haschen muss. Der Prediger soll nicht Bibel, sondern *über* die Bibel predigen, und das, was die Bibel orientalisch, uns fremd und undeutlich ausgedrückt hat, in unsre Sprache übertragen. Am wenigsten muss irgend einer Dunkelheit in den Hauptsätzen der Predigten seyn. — Uebrigens wäre es zu wünschen, dass Alle, die Predigtentwürfe drucken lassen, so, wie Hr. E. zur *Wiederholung* ihrer Predigten, nicht zur Präparation auf dieselbe in der Woche vorher drucken liessen. Denn dadurch verliert die Predigt alles Interesse, leidet für den Prediger und für den Zuhörer, und es ist wirklich ein trauriger Anblick, jenen seine Lection am Sonntage vor diesen schülermässig aufsagen, und diese schulmeisterisch nachlesen sehen, ob Jener auch seine Lection gelernt habe. Heisst das vom Herzen zum Herzen reden?

Erlangen, b. Palm: *Materialien zu Kanzelvorträgen über die Sonn- und Festtags-Episteln.* Von D. *Johann Wilhelm Rau*, öffentl. ordentl. Lehrer der Gottesgelahrtheit und Pastor der Altstädter Gemeine. *Vierten Theils, Erster Abschnitt.* 1792. *Zweiter Abschnitt.* 1793. in fortlaufenden Seitenzahlen. 195 S. in 8.

Die Methode des Vf. ist aus den vorhergehenden Theilen bekannt. Nach des Rec. Einsichten haben diese Entwürfe einen grosen Vorzug vor vielen andern, die in unsern Tagen in ungeheurer Menge herauskommen. Der würdige Vf. übereilt sich nicht; denn im J. 1788 hat er diese Arbeit angefangen, und in diesem 4ten Theil ist er bis auf den 2ten Sonntag nach Trinitatis fortgerückt. Aber dafür wird auch seine Arbeit desto besser und brauchbarer für Prediger, die solcher Hülfsmittel bedürfen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Anspach*, b. Haueisen: *Lebensgeschichte eines im hohen Alter verstorbenen sonderbaren Mannes M. Johann Wolfgang Brenk's*, der im 46sten Jahre seines Lebens von der christlichen zur jüdischen Religion überging und sich zu Amsterdam beschneiden liess, aus glaubwürdigen Nachrichten beschrieben von *Prof. Will.* 1791. 143 S. 8. — Vielleicht würde ein anderer Titel, z. B. *Beytrag zur Geschichte der menschlichen Narrheit*, dem Inhalt der vorliegenden Schrift angemessener gewesen seyn, als der obige. Doch Hr. *W.* war *Brenk's* Freund — darum muss ihm schon seine getroffene Wahl des Titels zu gut gehalten werden. — Ob es der Mühe werth gewesen sey, dem Publicum von den Verirrungen dieser Carricatur eine so ausführliche Nachricht zu geben, will Rec. nicht entscheiden, sondern nur das, was der Vf. in der Einleitung, gleichsam als Schutzrede wider mögliche Vorwürfe vorausgeschickt hat, hieher setzen, weil er sich dadurch die Mühe ersparen kann, den Sonderling selbst zu schildern. „Ein Mann, *sagt Hr. W.*, bey „dem Frömmigkeit?? Rechtschaffenheit, alte deutsche Treue und „warme Freundschaft, mit allerley Ausschweifungen, und besonders dem Renomisten Geist, noch in höhern männlichen Jahren contrastirte; ein Gelehrter von den mannichfaltigsten Kenntnissen in Sprachen und Wissenschaften, der sich zu allerley „Schwachheiten und öfters zum groben Aberglauben neigte; ein „Christ, der von einem geistlichen Geschlecht (*das nun wohl „freylich nicht für Thorheit schätzet*) abstammte, und erst bey „ziemlichen Jahren zur jüdischen Religion übertrat, und sich „beschneiden liess, nachgehends aber sein Glück doch wieder „unter Christen suchte, sein Judenthum verheimlichte, vier „christliche Weiber nahm, und seine Kinder zur Taufe beförderte; ein Mensch, den die Natur ausgezeichnet, zu allen Beschwerlichkeiten des Lebens gestählet, und dem sie bis in das „86ste Jahr das Leben gefristet hat: ein solcher Mensch ist für „den Psychologen eine wichtige Erscheinung und verdient, dass „sein Leben genau beschrieben wird." Und von diesem nun das wichtigste. *Brenk* war 1704 den 1. März zu *Eichelsdorf* in *Franken*, wo sein Vater *Martin Caspar Brenk* damals als Pfarrer stand, geboren, wie man aus seinem, erst nach seinem Tode erhaltenen Taufschein ersah, indem *Brenk* selbst, die Zeit seiner Geburt, und folglich auch sein Alter jederzeit hartnäckig verheimlichte. Eine vorzügliche Neigung zur hebräischen Sprache, war Ursache, dass er sich schon frühzeitig zu den Juden hielt, und ehe er noch das Anspachische Gymnasium bezog, Unterricht in derselben bey ihnen suchte, (der nun freylich auch darnach wird beschaffen gewesen seyn.) Dieses Studium setzte er zu Anspach fort, bis er 1722 zu *Altdorf* seine akademische Laufbahn antrat, die er erst nach 27 Jahren mit seiner wohlverdienten Relegation von Halle sehr unrühmlich beschloss. Man muss das 2. Capitel, worin Hr. *W.* das akademische Leben seines Helden gar ausführlich beschreibt, selbst lesen, um sich von den Thorheiten dieses in einem beständigen Wirbel von Verirrungen und Unbesonnenheiten herumgetriebenen Mannes eine Vorstellung zu machen, welches auch der weitläuftigste Auszug nicht würde bewerkstelligen können. Fast immer bis zum Betteln, ja manchmal bis zum Erhungern arm und dürftig, und doch stolz und trotzig — bisweilen fleissig — noch öfters aber faul und liederlich — bald Theologie, bald Rechtsgelahrtheit, bald Philosophie, bald Physiognomie, Chiromantie — bald den Talmud — und wer weiss was sonst noch studieren wollen, Rets in Händel verwickelt, oder Händel suchend — immer den abgeschmackten Renomisten machend, bald lustig, bald traurig, bald frey, bald auf den Carcer, und am Ende — wenn er nicht selbst, ohne bezahlt zu haben, bey Nacht und Nebel davon ging — relegirt und proscribirt — ein Schicksal, das er zu *Jena*, zu *Göttingen*, zu *Altdorf*, und auch zuletzt zu *Halle* hatte, wo er sich zu wiederholtenmalen aufhielt, und besonders von dem berühmten Kanzler *von Ludewig* unterstützt wurde. Das war nun freylich eine sehr lange, aber auch würdige Vorbereitung zu dem Schritt, den er nun that, da er 1749 nach Holland reisete, und sich daselbst von den Juden *beschneiden* liess. Allein *Brenk* hat gewiss seine Absicht nicht erreicht. Denn schon 1751 war er wieder in Deutschland, wo er sich, nach dem alle vorhergehende Versuche, irgendwo unterzukommen, natürlicher Weise verunglückt waren, in einem Garten vor *Nürnberg* eine armselige *Wohnung unter einem Dache miethete*, eine Art von Intelligenzblatt schrieb, sich aber dabey kaum des Hungers erwehren konnte. Durch seine um diese Zeit erfolgte erste Verheirathung, verbesserte er seine Umstände einigermaßen. 1756 wurde er bey den Hessencasselschen Kreisgesandten in Nürnberg, dem Hn. *von Heimenthal*, einem ebenfalls sonderbaren Mann, Secretär; ja es glückte ihm, nach dem Tode des Gesandten, wirklicher Legationssecretär zu werden. Allein ein abermaliger blutiger Handel, den er in Nürnberg hatte, war Ursache, dass er 1763 von Cassel aus verabschiedet wurde. Nun war *Brenk* abermals in seiner alten traurigen und dürftigen Lage. Seine zweyte Frau war todt; er hatte eine dritte an der Seite und kein Brod. Endlich, da er immer unstätt und flüchtig war, schlug sich eine gewisse *Frau von der Lith*, eine zwar sonderbare, doch wohlthätige, Dame ins Mittel, kaufte ihm zu *Schobdach*, einem nahe an Wasserträdingen im Anspachischen gelegene Dorf ein eigenes Haus und schenkte es ihm. In dieser Gegend trieb er die juristische Praxis und advocirte. Das, was er sich damit verdiente, und der Ertrag von seinem kleinen Gütchen, musste, bey sparsamer Haushaltung, doch hinreichen, ihn bis an sein 1789 erfolgtes Ende zu ernähren. Seine vierte und letzte Frau, ein sehr junges Mädchen, hatte er sich ungefähr 5 Monate vor demselben antrauen lassen. Schon sein äuserliches Ansehen war abschreckend — und damit stimmte alles, Sprache, Gang, Kleidung, Betragen u. s. w. ganz überein. Dass er eigentlich gar keiner Religion zugethan — auch nicht einmal Freygeist gewesen sey, das hält Rec., ohne über den Mann absprechen, für höchst wahrscheinlich. Seine Schriften, die Hr. *W.* sämmtlich anführt, sind von keinen sonderlichen Belang, und grösstentheils nur Kleinigkeiten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 21. Julius 1794.

PHILOLOGIE.

BRAUNSCHWEIG, in d. Schulbuchh., *Encyclopädie der lateiniſchen Claſſiker, erſte Abtheilung; Dichterſammlung. Dritter Theil. Metamorphoſen vom Ovid.* Herausgegeben von *Johann Heinrich Juſt Köppen*, Director des Andreanums zu Hildesheim.

Auch mit dem Titel:

Ovids Metamorphoſen im Auszuge, zum Gebrauche auf Schulen, von *A. C. Meincke*, Rector des Gymnaſiums zu Söſt. 1791, 400 S. kl. 8.

— *Erklärende Anmerkungen zu der Encyclopädie der lateiniſchen Claſſiker.* Herausgegeben von *Carl Gotthold Lenz*, Doctor der Philoſophie. *Dritter Theil, erſte und zweyte Abtheilung*,

Oder mit der Aufſchrift:

— *Erklärende Anmerkungen zu Ovids Metamorphoſen zum Gebrauche auf Schulen.* Herausgegeben von *Carl Gotthold Lenz* etc. *Erſte Abtheilung* XVIII. und 408 S. *Zweyte Abtheilung* 1792. 526 S. kl. 8.

Von den *Erklärenden Anmerkungen* zuerſt. Sie erſtrecken ſich über alle XV Bücher der Metamorphoſen; ſo viel nehmlich die, für die Dichter-Encyclopädie gemachten *Auszüge* davon enthalten. Allerdings ſind ſie zum richtigen Verſtändniſs des Ovidiſchen Werks ein vollkommenes Hülfsmittel und nehmen auch bey häufigen Veranlaſſungen auf die Beurtheilung der Vorzüge und Flecken der dichteriſchen Compoſition meiſt durchgängig gründliche Rückſicht. Zu eben dieſem Endzwecke, ſo wie zur richtigen Schätzung des Gedichts überhaupt ſind auch die *Vorerinnerungen* S. VI — XVIII geſchrieben, in welchen noch aufserdem, zum Theil nach Mellmann's bekannter Abhandlung über die von dem Dichter benutzten Vorgänger das Erheblichſte beygebracht iſt. Mit dieſen Anmerkungen alſo, und etwa der *Rodiſchen* Ueberſetzung, die Hr. *Lenz* zuweilen ausdrücklich anführt, ſind den jungen Freunden des römiſchen Dichters ein paar Wegweiſer gegeben, die ſie vor dem geſchmackloſen Unſinne, womit noch hie und da auf Schulen die Leſung dieſes Dichterwerks getrieben wird, glücklich bewahren werden. Der unrichtigen, ſchielenden oder geſuchten Anmerkungen und Erklärungen dürften, wenigſtens nach dem was wir geprüft haben, nicht viele ſeyn. Ein paar, die ſo beſchaffen ſind, daſs ſie wirklich irre führen, oder wo wohl gar Hr. L., weil *er* ſchief ſah, *den Dichter* ſchief geſehen zu haben beſchuldigt, müſſen wir anzeigen. Met. I, 175, 176 beſchreibt Ovid die Burg der Götter, und nennt ſie, weil er keinen Namen für ſie weiſs: „*Palatia*;“ ſetzt aber, voll Ehrerbietungs- und Hoheitsgefühl hinzu:

— — — „*ſi verbis audacia detur,*
„*Haud timeam, magni dixiſſe palatia coeli*“

weil es allerdings *kühne Sprache* heiſsen kann, des unſterblichen Jupiters Wohnung mit einem menſchlichen Namen zu belegen. Hr. L. merkt dabey B. I, S. 57 folgendes an: „Ovid vergleicht die Wohnung des Ju„piter mit dem Palatium, dem Wohnſitze des Auguſt „auf dem Palatiniſchen Berge, der ihm an Pracht und „Schönheit ſo weit alles andre zu übertreffen ſcheint, „daſs er es ſogar für einen kühnen Ausdruck hält, des „Jupiters Wohnung ebenfalls Palatium zu nennen, gleich „als wenn das Haus des höchſten Jupiter dem römiſchen „Palatium kaum gleiche. *Wahrlich keine kleine Schmei„cheley!* Homer hatte doch ſchon Jupiters Wohnung „als einen prächtigen Pallaſt geſchildert“ etc. Die richtige Erklärung, die wir kurz vorher gegeben haben, ſichert den Dichter diesmal vor dem Vorwurf der Schmeicheley, und ſtatt der mit Unrecht gerügten Uebertreibung, die doch der Ausleger allein in die Stelle hinein trägt, bleibt den Dichter das Lob, mit Anſtand von dem, dem Achtung gebührt, geſprochen zu haben. — Met. V, 288 in der Fabel von dem frevelnden Pyreneus, der ſich an den *jungfräulichen* Muſen *vergreifen* wollte, heiſst es unter andern:

— — — „*claudit ſua tecta Pyreneus,*
„*Vimque parat, quam nos ſumtis effugimus alis.*“

Hr. L. erklärt B. I. S. 327 das: „*Vimque parat*,“ wo kurz vorher von den Muſen ſtand: „*Impetus ire fuit*“ (wir eilten aufzubrechen; nehmlich aus des Frevlers Wohnung) durch: „*Impetum noſtrum vi retundit. Er verhindert uns mit Gewalt, wegzugehen.*“ Dieſs wäre aber, *nach den Worten: „claudit ſua tecta“* das unausſtehlichſte *Frigus*, das nur ein Dichter haben könnte. Und gleichwohl hat es auch Rode B. I, S. 229 ſeiner Ueberſetz. hier verſehen, der vollends ganz wörtlich überſetzt: „Er *bereitet* Gewalt.“ Wenn man aber aus der Erzählung der Muſen V. 1, 273 die Worte erwägt:

— — — „*omnia terrent*“
„*Virgineas (!) mentes*“;

und Vs. 275.

„*nondum me totâ mente recepi:*“

ſo erräth man leicht, worauf das: „*Vimque parat*“ im Munde der keuſchen Mädchen zu ziehen ſey. Nun erhält auch das: „*Impetus ire fuit*,“ was ſonſt *grammatiſch* richtig erklärt iſt, einen viel ſtärkern Sinn: denn *Auge, Blick, Geiſt* und *Sprache* muſsten die jungfräulichen

Seelen das Attentat ahnden laſſen, was der Frevler vorhatte; daher: *ein innrer Drang hieſs uns eilen; Pyrenäus verriegelt das Thor; ſchon legt er Hand an uns* — Aus Redens: „*Jetzt wollen wir weiter gehn*“ und aus Hn. L.: „*cupiditas eundi*“ wird *dieſer Drang, dieſe Aengſtlichkeit*, gewiſslich nicht verſtanden!! — Met. XII. 39 ff., in der Beſchreibung des Pallaſts der Fama, werden V. 59 ff. die perſonificirten Weſen, die in dieſem Aufenthaltsorte wirkſam ſind, aufgeführt, und darunter auch:

Seditioque repens, dubioque auctore Suſurri

namhaft gemacht. Hr. L. macht aus dieſer: „*Repens ſeditio*“ B. II. S. 223: „*den ſchleichenden Aufruhr.*“ Wo wir uns nur darüber wundern, daſs ihn ſchon ein, dem Aufruhr ſo wenig angemeſſenes Beywort, wie das *ſchleichend* iſt, ſeinen Irrthum nicht ſogleich inne werden laſſen. Hr. L. kann ſich indeſs mit Rode tröſten, dem ſogar das einfache Beywort der Urſchrift nicht genug war, und der (B. II, S. 218) „*die im Verborgenen ſchleichende Meuterey*“ daraus gemacht hat. Aber 1) heiſst: *Seditio* nicht Meuterey, die freylich ingeheim agirt, ſondern öffenbarer Aufruhr, Empörung; 2) *ſchleicht* die Empörung nicht, ſondern bricht gewaltig aus, und greift eben ſo gewaltig um ſich; 3) hätten beide Herren bedenken ſollen, daſs der Ovidiſche Vers hier einen *Jambum*: *rēpēns* (ſchnell um ſich greifend), und nicht einen *ſpondeum rēpēns* von *rēpo*, wie beide annehmen, erfodern. So nothwendig iſt es, bey Erklärung der Dichter die Kenntniſs der Proſodie nicht für eines der letzten Erfoderniſſe anzuſehen. Wenn übrigens Hr. L. noch in dieſer Stelle die: „*Commenta rumorum,*“ von denen das Original Vs. 54 ſpricht, S. 222 gleichfalls für *perſonificirte* Weſen annimmt: ſo dünkt uns, daſs die Stelle der Urſchrift, wo die perſonificirten Weſen erſt mit V. 59 genannt werden, ihn keineswegs dazu berechtige. — Met. I, 190, wo Zevs den Untergang des verdorbenen Menſchengeſchlechts beſchlieſst, und den bekannten Ausſpruch thut

— — — „*inmedicabile vulnus*
„*Enſe recidendum: ne pars ſincera trahatur*“

rechnen wir die B. I. S. 61 vorgetragene Erklärung, daſs: „*ſincera pars*“ die noch unverdorbenen *Semidei*, oder auch Deucalion und Pyrrha ſeyn, zu den Auslegungen, die man dem Text aufbürdet, der dieſe Ausdehnung des Gleichniſſes nicht verlangt. So iſt auch wohl zuweilen eine unpaſſende Stelle zum Beweis einer Erklärung angeführt, weil die Erklärung ſelbſt nicht paſst, z. B. Met. V. 270, in der Anrede der Muſen an die Pallas:

„*O, niſi te virtus opera ad majora tuliſſet,*
„*In partem ventura chori, Tritonia, noſtri,*“

wird Heſiod. Theog. 7. von den *Tänzern* der Muſen angeführt; indeſs hier blos die *Geſellſchaft* (*chorus, ſing.*), die *Zahl*, der *Bund* der Muſen gedacht werden ſoll. Dagegen hätte in eben dieſem Buche, zu Vs. 242 bey der: „*parva Seriphus,*“ B. I. S. 324 noch Juvenal Sat. X, 170 angeführt werden können; oder Met. I, 239, von dem in einem Wolf verwandelten Lycaon:

„*Canities eadem eſt* — — —

B. I. S. 69, auſſer, oder ohne Homer, Met. VII, 550; durch welche Stelle auch die ſonſt nicht üble Lesart einer unſrer Handſchriften:

„*Saevities eadem eſt* — — —

zweifelhaft gemacht wird; der wir doch immer noch, wegen des folgenden:

— — — *eadem violentia vultu*“

kein kleines Gewicht beylegen. Zuweilen ſind doch gar zu gewöhnlich Wortfügungen, die wenigſtens Leſern des Ovid nicht mehr fremd ſeyn können, in beſondern Anmerkungen ohne Noth erklärt, wie z. B. Met. V, 267, wo die Muſen:

„*felices pariter — ſtudiique locique*“

heiſsen, daſs hier: *propter artes ſuas et loca, quae inhabitant, felices* zu conſtruiren ſey, B. I, S. 326. und dergleichen mehr ungewöhnlichere, oder bey den römiſchen Dichtern ſelten vorkommende Wortformen ſind dagegen gut mit Beyſpielen belegt, wie z. B. Met. I, 216 „*Maenala,*“ wo noch auf Virg. Georg. I, 17 hätte verwieſen werden können. Mit Vergnügen haben wir auch die brauchbaren Verbeſſerungen neuerer Kritiker und Philologen beachtet gefunden, als Met. VII, 399., ſtatt des hergebrachten: „*juſtiſſime Phineu*“ das dagegen vorgeſchlagene „*juſtiſſima Phini*“ B. II, 40, 41; doch können wir dabey nicht unerinnert laſſen, daſs wir ſchon bey Pierſon, in den Veriſimilibus pag. 7., denſelben Verbeſſerungsverſuch gefunden. In der, nicht ſowohl ſchweren, als durch Miſsverſtändniſſe und Verdrehungen aller Art *ſchwierig gemachten* Stelle Met. XII, 436 — 438 hat uns Hn. Lenzens Verſuch, B. II, p. 250, eben ſo wenig Genüge gethan, wie andere neuerlich gemachte Verſuche anderer, die insgeſammt durch eine leichtere Interpunction unnöthig gemacht werden. „*Liquor*“ iſt nicht gerade von Oel oder Wein zu verſtehen, ſondern von jeder liquiden Maſſe, die durch Auspreſſen erhalten wird. Auch Hr. L. conſtruirt und verbindet ganz unrichtig: „*pondus cribri*“ als ob ein *nomen regens*, das andere *rectum* ſey; man muſs unterſcheiden:

— — „*liquor rari, ſub pondere, cribri*“

und *liquor cribri* zuſammennehmen; ausgepreſster Saft, der durch die enge Vorlage durchgeht; dichteriſch und ſchön heiſst er: „*liquor cribri,*“ weil er *ihm* anzugehören, aus *ihm* hervorzugehen ſcheint; er geht aber nur: „*ſub pondere*“ durch, d. h. wenn Preſſen und Drucken dazukommt. „*Spiſſus*“ ſteht ganz am rechten Ort, das *dicke Hervordringen* der Maſſe des Saftes zu bezeichnen, und darf nicht verſetzt, eben ſo wenig: „*ſpiſſo*“ geleſen werden, denn es bezieht ſich auf: „*liquor,*“ nur muſs nach: „*Manat*“ das Semicolon weg. „*Praeli*“ ſtatt „*cribri,*“ wie Hr. L. aus einigen Handſchriften anführt, haben auch zwey der unſrigen, aber beyde nur *als Gloſſe*, und zwar NB. *über dem*: „*pondere.*“ Vortreflich. Eben um *pondere praeli* zu erklären. Die Kelter verurſacht den Druck auf die unausgepreſste Maſſe. Ganz falſch hat man: „*praeli*“ als eine Varietät von: „*cribri*“ angeſehen. Und ſtände es in Handſchriften, ſo iſt es Miſsverſtändniſs des Abſchreibers, der nicht wuſste, wo

er

er die brauchbare Gloſſe hinthun ſollte. Auf dieſe Art glauben wir, der hin und her gedrückten Stelle völlig und ohne Zwang geholfen zu haben. Die Folge der Ideen in den: „*Manat et exprimitur*“ wird niemand, der Dichter geleſen hat, und zu beurtheilen weiſs, chicaniren: denn freylich heiſst es der Natur nach *Exprimitur et manat.* Doch das *Hyſteron proteron* war in der Stelle das Geringſte.

Gegründet und unparteyiſch ſind meiſtens Hn. *L.* Kritiken, welche das Ovidiſche Decorum, und den zuweilen etwas verſchwendeten Witz berühren; nur müſſen auch dieſe nicht übertrieben werden! So ſehen wir z. B. ſchlechterdings nicht ein, wie man an dem Dichter tadeln könne, wie Band I, 69 geſchieht, daſs er auch die Gewänder eine Verwandlung erfahren, und z. B. Met. II, 672, an der *Ocyrhoë*, das hängende Gewand zum Roſsſchweife werden laſſe. Oder ſollte etwa die, in ein Roſs verwandelte *Ocyrhoë*, das weibliche Gewand, wie unſere tanzenden Affen und Pavianen behalten? Uns gefällt demnach das:

— — — „*longae pars maxima pallae*“
„*Cauda fit*,“

ebem ſo wohl, als die

— — — „*vagi crines*“
„*In dextras abiêre jubas*“ — —

und es gehört fürwahr der *hyperkritiſche* Geſchmack eines Julius Cäſar Scaliger dazu, dergleichen tadelnswerth finden zu wollen! gleichwohl ruft Hr. L., B. I, S. 175, mitleidsvoll aus: „*Elendes Spiel des Witzes, daſs das Ende des Gewandes zum Roſsſchweife wird!*“ Wer das: „*Elende*“ und „*Spielende*“ darin findet, mag es auf ſeine *Verantwortung* finden; nur verlange er nicht, *ſeinen Geſchmack* uns andern aufdringen zu wollen. Dieſs geſchieht aber, wenn man ſolche Ausrufungen und Machtſprüche niederſchreibt, ohne *die innere Unwahrſcheinlichkeit und Unſchicklichkeit der dichteriſchen Phantaſie* dargethan zu haben. Auch das *Froſtige* empfinden wir wenigſtens nicht, wenn das um ſein Gewand bekümmerte Mädchen ſolches bereits in eine befiederte Haut verwandelt fühlt, Met. II. 582, 583. Zu den hingeworfenen unbeſtimmten und unbewieſenen Sätzen rechnen wir auch, wenn es B. 1, S. 257 von der Fabel der Thiſbe heiſst: „*Die morgenländiſche Sage war gewiſs woher: das reizende Gewand muſs ihr Ovid gegeben haben.* Zuſätze und Modifikationen von dem Seinigen mag er ihr wohl gegeben haben, was jeder griechiſche und römiſche Dichter gethan haben würde; aber warum ſoll nun die Sage gerade *woher* geweſen ſeyn? Verſtunden es etwa die Orientaler nicht, einer Sage Anmuth und Gefälligkeit zu leihen? Die Fabel von der Bolbole nach Ben Sira im erſten Stück der Memorabilien beweiſt das Gegentheil. Sonſt iſt der Fleiſs beyfallswerth, mit dem Hr. L. bey dem Anfang jeder neuen Fabel auf die vorhandenen oder vermuthlichen Quellen verweiſt, die nach und nach entſtandene Ausbildung bemerkt, die Veränderungen, die ſie unter den Händen der ſpätern Dichter erhalten, auseinanderſetzt und dergleichen mehr. Ueberhaupt beſteht in der Beurtheilung und Angabe der vom Ovid befolgten Mythen, wie es uns vorkommt, das Hauptverdienſt dieſer erklärenden Arbeit. Auch die griechiſchen Dichter, die jene Mythen für die Bühne bearbeiteten, ſind zu Rathe gezogen, und ſelbſt aus ihren Ueberbleibſeln treffende Stellen zur Erläuterung der ovidiſchen Fabeln mit Geſchicklichkeit beygebracht; ſo z. B. B. I, S. 155 über den Sturz des Phaëthon die Stelle aus dem gleichnamigen Stück des Euripides, unter den Fragmenten Num. 127. Eine ſcharfſinnige Vermuthung iſt es auch, wenn Hr. *L.* B. I, S. 66, 67, bey der dem Ovid (Met. I, 226) eigenen Abweichung von den übrigen alten Erzählungen, den Moloſſer, deſſen Glieder der unmenſchliche Lycaon den Jupiter zur Probe vorſetzte, einen von Lycaons Kindern ſeyn läſst, woraus hernach, durch Verwechſelung der Namen Theſprotus und Moloſſus, ein: „*Obſes de gente Moloſſa*“ entſtund, da ein ſo früher Krieg der Arkadier mit den Moloſſern in Epirus Hn. L. nicht wahrſcheinlich dünkte. Wenigſtens iſt der Einfall einer weitern Prüfung werth. Bey den Fabeln phyſiſchen Urſprungs ſind die Schriften älterer und neuerer Naturforſcher und Reiſebeſchreiber zweckmäſig nachgewieſen. Vielleicht wäre es auch keine übelangebrachte Bemühung geweſen, zumal bey den ſeltenen Namen göttlich verehrter Weſen, auf die Schriften ſolcher Gelehrten zu verweiſen, die die Erklärung und Ableitung ſolcher Namen abſichtlich in beſondern Büchern angeſtellt. So würden wir, z. B. B. I, S. 255, bey der Syriſchen Derceto oder Dercetis nicht unterlaſſen haben, auf die Unterſuchungen zu verweiſen die der berühmte Seldenus in dem Syntagmate II. *de Dis Syris*, cap. 3. p. 255 folg. darüber angeſtellt. Da die Anmerkungen für Jünglinge ſind, ſo würden wir, neben der Verweiſung auf den beyfallswerthen Fleiſs der Neuern, doch auch ältere gute Philologen und Kritiker, die man jetzt mit Unrecht manchem compilirenden Notenſchreiber nachſetzt, keinesweges vergeſſen haben. Auch dann, wenn neuere Kunſtrichter und Aeſthetiker den Ovid, vielleicht nicht immer ohne Grund, getadelt haben, wünſchten wir, ſtatt der machtſprechenden Sentenzen: „*Spielender Ausdruck, elende Witzeley*, mehr *Auseinanderſetzung*, wie z. B. Addiſons Kritik über Met. II, 312. bey Hurd, II, 62 der Cambridger Ausgabe v. 1757, oder I, 326 nach Eſchenburgs Ueberſetzung u. d. gl. Der deutſche Ausdruck iſt meiſt gedrungen, beſtimmt und rein. Zuweilen ſind den Vf. doch undeutſche Formeln und unbehülfliche, ſchwer zu verſtehende Perioden entwiſcht. Von erſtern B. I, S. 192: „*Den fremden Erdboden, in den man kam, zu küſſen war Sitte.*“ Man ſagt aber nicht *in einen fremden Erdboden kommen;* alſo beſſer, wenn ja die Inverſion bleiben ſoll, *den man betrat.* Von der zweyten Art iſt B. II, S. 3, ein Beyſpiel: „*der Argonautenzug war ems der älteſten Abenteuer, der Griechen zu Waſſer, welches*“ (das Waſſer, oder das Abenteuer?) „*Jaſon auf Befehl ſeines Oheims, des Pelias, der den Neffen, vom Orakel vor ihm gewarnt, aus dem Wege zu räumen ſuchte, beſtand.*“ Bey dem „*beſtand*“

hat gewiſs mancher Leſer durch die Namen Jaſon, Pelias, Oheim, Neffe, Orakel irre gemacht, den Namen deſſen, der es beſtand, ſchon wieder vergeſſen; ſo ſchwerfällig und dunkel iſt dieſe Wortfolge. Warum alſo nicht: der Argonautenzug war eines der älteſten griechiſchen Seeabenteuer. Jaſon beſtand es auf Befehl des Pelias, ſeines Oheims, der — ſuchte. Endlich müſſen wir nicht mit Stillſchweigen übergehen, daſs nur die erſten 17 Seiten der erſten Abtheilung dieſer Anmerkungen von dem verſtorbenen Köppen, alle übrige aber von Hn. Lenz herrühren.

Die lateiniſchen Auszüge, Inhaltsangaben u. ſ. w., um auch von dieſen noch ein Wort zu ſagen hat, etwa bis in die Mitte des VII. Buchs Hr. R. Meineke, das Uebrige gleichfalls Köppen beſorgt. Wo die Interpunction des dazu gegebenen Textes nicht ganz richtig ausgefallen iſt, da hat Hr. L. in den Anmerkungen manchmal nachzuhelfen geſucht, z. B. Met. V, 317. vergleiche B. I, S. 331. — Met. XI, 134:

„*Mite deum numen Bacchus peccaſſe fatentem*"
„*Reſtituit* — — —

finden wir nicht beſſer, als in allen andern Ausgaben, die wir eingeſehen, interpungirt auch B. II, S. 179 der Anmerkungen nichts darüber erinnert; da es unſtreitig, wie wir ſchon A. L. Z. 1794. N. 35. erinnert, ſo interpungirt ſeyn ſollte.

Mite deum numen; Bachus peccaſſe fatentem
Reſtituit — — —

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, b. Lagarde: *Geographie, Chronologie, Staaten - Gelehrten - und Künſtler - Geſchichte, Maaſs- Münz - und Gewichtkunde* von Alt - Griechenland, in 31 Kupfertafeln und 12 Tabellen. Nebſt einer kritiſchen Abhandlung. Aus der *Reiſe des jüngern Anacharſis*. 1793. 118 S. gr. 4.

Dieſer beſondere und mit vieler äuſserlicher Schönheit veranſtaltete Abdruck von den kernhaften Beyträgen zur Kenntniſs des alten Griechenlands aus *Barthelemy's* berühmten Werke, iſt unter der einſichtsvollen Leitung des Hn. Bibliothekar *Bieſter* zu Stande gebracht worden. Mit Recht ſagt er von den Landkarten, nebſt ihrer kritiſchen Erläuterung, und den Tabellen, daſs ſie den anſchauendſten Blick über den geſammten Zuſtand Griechenlands, in der ſchönſten Periode ſeiner Freyheit: vom J. 480. bis 338. vor Chriſti Geburt gewähren. Die Landkarten mit den Erläuterungen ihres Verfertigers *Barbié du Bocage*, ſind das Genaueſte und Vollendetſte, was man jetzt über die alte griechiſche Geographie beſitzt: und die Tabellen können bey ihrer reichhaltigen Kürze, dennoch in mancher Rückſicht befriedigender heiſsen, als alle bisherige Nachrichten dieſer Art. Hr. B. hat ſich noch das beſondere Verdienſt um die Leſer erworben, die Beſtimmung des deutſchen Maaſses, Gewichtes und Geldwerths überall beyzufügen. Mehr brauchen wir über dieſe Beſtandtheile eines Werks nicht zu ſagen, das ſchon längſt in den Händen aller Geſchmackvollen Freunde des Alterthums iſt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Prag, Leipzig* u. *Budweis*, b. Diesbach: *Die leidenſchaftlichen Unbedachtſamen*, ein lachendes Sittengemählde in fünf Aufzügen von *Jak. Aug. Halbe*. 1790. 94 S. 8. Seit *Schröder's* und *Iffland's*, mit Beyfall aufgenommenen *Familien- und Sittengemälden* wird dieſer Titel nicht ſelten von dramatiſchen Sudlern gemiſsbraucht, die ſich auch Mahler zu ſeyn dünken, und ihre verzerrten Figuren und unzuſammenhängende Compoſitionen unter jenem Titel zu verkaufen gedenken. Ein *lachendes* Gemählde iſt dem Sprachgebrauch nach eigentlich ein ſolches, des durch die Schönheit ſeiner Farben, und durch ſeine ganze Beſchaffenheit, Vergnügen und angenehme Empfindungen erregt. Dieſe Bedeutung jenes Worts findet hier aber nicht im geringſten ſtatt; denn die grellſten Farben ſind hier ſo dick aufgetragen, und Plan und Ausführung ſo beſchaffen, daſs Verdruſs und Ekel dadurch erweckt werden muſs. Der Vf. ſcheint alſo wohl unter einem *lachenden* Gemälde ein ſolches verſtanden zu haben, das *Lachen* erregen ſoll. Das mag nun wohl ſein Schauſpiel bey den Gallerieen bewirken, die über die plumpen und platten Ausdrücke der beiden Alten, über das unausſtehliche Geſchwätz der *virago* Amalia, über die Farce eines Mädchenduells, und über den S. 72 tentirten Wertheriſchen Selbſtmord jauchzen werden; allein Zuſchauer von Geſchmack werden gewiſs noch vor Ende des erſten Aufzugs das Haus verlaſſen, oder doch dem ungereimten Zeuge nicht mehr zuhören mögen. *Unbeſonnenheiten*, zu denen *Lieblingsleidenſchaften* verleiten, ſind ein viel zu feines Süjet für den Pinſel des Vf. Sein Hauptcharakter, ein Verſchwender und Spieler, der ſeine Umſtände durch eine Heirath zu verbeſſern ſucht, iſt ſo zweydeutig geſchildert, ſchwankt ſo zwiſchen Laſter und Tugend hin und her, daſs man unwillig wird, nachdem er entlarvt worden, ſeinem Verſprechen, ſich zu beſſern geglaubt, und ihn gar noch belohnt zu ſehn. Die *Leidenſchaften* der übrigen (Geitz, Liebe, Ehrſucht, Eigendünkel) ſind ſo plump gezeichnet, daſs man die daraus entſpringende Handlungen unmöglich für bloſse *Unbeſonnenheiten* anſehen kann. In dem Dialog wandelt der Vf. bald ſo über den Wolken, tragödirt ſo, daſs er überſpannte Romanenſprache zu parodiren ſcheint, bald ſinken ſeine Späſse ſo tief, daſs man in ein Marionettentheater verſetzt zu ſeyn glaubt. Solche fremde Worte, wie *Sükeln*, *Deſaſter*, *Mojen*, mit deutſchen Lettern gedruckt, werden die wenigſten Leſer verſtehn. Ein *Conventionsgeſchöpf* S. 40 iſt ein ſeltſamer Ausdruck. Gelehrſamkeit bringt der Vf. gar gern an, daher man in ſeinem Dialog das *Rad Ixions*, den *Epiktet*, *Hannibals* Uebergang über die Alpen; u. dgl. findet.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 22. Julius 1794.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Jacobäer: *Neues Magazin für Aerzte*, Herausgegeben von *Ernſt Gottfried Baldinger*, fürſtl. Heſſiſchem Geh. Rath und Leibarzt, der med. Facultät zu Marburg *Primarius*. — Dreyzehnter Band, 1791. 572 S. 8.

Erſtes Stück: *Schmidtmann Geſchichte meiner eigenen langwierigen Kolik, nebſt Bitte um Conſultationen.* Es iſt eine langwierige und beſchwerliche Krankheit, die der der Vf. hier beſchreibt, und die von Atonie, übermäſsiger Empfänglichkeit der Nerven des Unterleibes, und, wie es Rec. ſcheint, von localer Vollblütigkeit abhängt. Der Vf. hat ſchon viel Aerzte fruchtlos gefragt, und viele entgegengeſetzte Arzneyen fruchtlos verſucht. Er beſchwert ſich über Stoll, der ihm gar keinen Rath gab, und über Hn. Marcard, der ihn in Pyrmont in 5 Minuten abfertigte, und ſich gleich an die nächſte adeliche Dame anſchloſs. *Piepenbring über den neuen ſchmerzſtillenden Geiſt des Hn. Prof. Fuchs in Jena.* Man ſoll, wenn man den Braunſtein mit der Miſchung aus Weingeiſt und Vitriolöl übergoſſen hat, bey der Deſtillation die Gläſer oft wechſeln, weil am Ende eine ſaure Feuchtigkeit übergeht, welche den ſchmerzſtillenden Geiſt verderbt. *Baldinger vollſtändige Nachricht vom Bamberger Krankenhauſe.* Es ſind Auszüge aus den Nachrichten über dieſe gute und wohlthätige Anſtalt, welche von Seiten der Direction zu Bamberg von Zeit zu Zeit bekannt gemacht werden. *Fortgeſetzte Nachricht von der Anſtalt für arme Kranke in St. Petersburg*, die bloſs durch milde Beyträge und durch den Patriotismus vieler Aerzte und Wundärzte in dieſer Stadt aufrecht erhalten wird. 1213 Perſonen, die im Jahr 1789 und 1790 aufgenommen wurden, wurden mit einem Aufwand von 5322 Rubeln mit Arzneyen verſehen und verpflegt. *J. H. Schellers verſchiedene Nachrichten*, die ſich ganz gut leſen laſſen, z. B. von einem Program eines Profeſſors der Medicin zu Alcala vom J. 1790, in welchem die Solidarpathologie als *parum congrua philoſophiae orthodoxae et fidei chriſtianae* aufgeſtellt wird. Auch gibt der Vf. Nachricht von Edinburgiſchen und andern auswärtigen mediciniſchen Diſſertationen, von denen er künftig Auszüge zu geben verſpricht, und vertheidigt den Gebrauch des Queckſilberſublimats. *Literariſche Zuſätze zu der Abhandlung von der Peſt*, von *E. G. Baldinger*. Es ſind kurze Auszüge aus Ruſſel und Valli. *Von der Quackſalberey*, beſonders in Holland, wo es jedem frey ſteht, Kranke zu kuriren, der ſich Kunden verſchaffen kann.

Zweytes Stück: *G. C. Conradi kleine Aufſätze.* Ein Kranker wurde von einer heftigen Kolik mit Verſtopfung und Urinverhaltung befallen. Fieberbewegungen waren nur kurz vor dem Tode und Kennzeichen der Entzündung gar nicht vorhanden. Man fand in dem Zellgewebe zwiſchen dem Maſtdarm und der Harnblaſe einen groſsen Abſceſs. Eine andere Krankengeſchichte: Geſchichte einer Darmgicht nach der Ruhr, von zu groſser Reizbarkeit des Darmkanals, iſt recht gut erzählt. Von der Diät nach chirurgiſchen Operationen, und vor derſelben. Der Vf. bemerkt ſehr richtig, daſs man durch Schwächung des Darmkanals bey Abführungen oft erſt Unreinigkeiten erzeugt. Er iſt auch wider die gar zu ſtrenge Diät nach Staaroperationen, beſonders bey ſolchen, die einer beſſern Koſt gewohnt waren. — *Statuten und Einrichtung des 1792 neu eröffneten Gebärhauſes zu Marburg*, vom Hn. Hofr. *Stein*. Es iſt auch der Speiſeetat für den Winter beygefügt. Die Speiſen für die Schwangern ſcheinen Rec. doch zu grob und zu hart zu ſeyn. Die gelben Rüben Sonntags und Donnerſtags ſind die einzigen leichten Vegetabilien, die die Schwangern erhalten; auſserdem erhalten ſie Erbſen, *Ochſenrampen*, Kartoffeln, Linſen, Klöſse, *Hackeſuppe*, Käſe u. ſ. f. Kartoffeln machen, auſser einer Suppe, zwey Tage in der Woche die ganze Nahrung aus. Nun folgt ein ganzes Heer *elender Recepte* von privilegirten und unprivilegirten Quackſalbern. Es iſt nicht zu läugnen, daſs dieſe Recepte alle elend ſind, und daſs der Herausgeber durch dieſen Artikel im Magazin Nutzen geſtiftet hat: aber, nachdem die Aerzte einmal auf ſolche Recepte aufmerkſam geworden ſind, glaubt doch Rec., Hr. Baldinger könnte den Raum zu etwas nützlicherm, als zu ſolchem Unſinn, anwenden. Am wenigſten billigt es Rec., wenn er ſo viele Recepte von Quackſalbern, Barbierern hier gedruckt findet, die ja in jeder Apotheke zu ſehen ſind. Höchſtens würde er es gut heiſsen, wenn ſolche elende Recepte durch den Druck bekannt gemacht würden, die etwa ein berühmter Praktiker, oder wohl gar ein eingebildeter Profeſſor der Praxis verſchrieben hat. — *Cloſſius Mittel gegen den Bandwurm.* Das Probiermittel, um zu erfahren, ob in zweifelhaften Fällen ein Bandwurm da ſey, aus Terpentin in Eygelb aufgelöſt mit einem gewürzhaften Waſſer, habe den ſel. Cloſſius, wie deſſen Sohn hier berichtet, nie getäuſcht. (Rec. hat es etlichemal völlig unwirkſam gefunden.) Vor dem draſtiſchen Mittel, welches aus Fritzens Annalen, Murrays Apparatus und Starks Nachrichten bekannt iſt, gab Cloſſius etliche Tage Abends Mohnſaft, und lieſs lange vorher eine harte und rauhe Diät beobachten. Das Präparirpulver aus verſüſstem Queckſilber hielt Cloſſius in der Folge für unnöthig, weil er durch viele angeſtellte Verſuche von der Unwirkſamkeit der Queckſilbermittel bey Wurmkrankheiten überzeugt worden ſey. Die Zu-

sätze zum Gummi Gutt habe Cloſſius in der Folge auch für unnütz gehalten. Wollte man aber die draſtiſche Kraft dieſer Purganz mindern, ſo ſoll man nur Ingwer und Salpeter dazu ſetzen. Auch der Zuſatz von bittern Mitteln ſey oft für den Magen vortheilhafter. Selbſt wenn alle drey Gaben des Gummi Gutt, 36 Gran in 6 Stunden, gegeben worden ſind, fühlte der Kranke wohl eine Schwäche, die aber nichts zu bedeuten habe, und durch ein Glas guten Wein ſich verliere. Die dritte Gabe des Gummi Gutt treibe den Wurm allemal und ſicher ab, wenn die beiden erſten Gaben fehlgeſchlagen ſind, und komme der Wurm nicht lebend am erſten Tag, ſo komme er am folgenden todt, mit einem natürlichen Stuhlgang. (Rec. hat dieſes Mittel mehrmals, und ganz nach der Vorſchrift gebraucht. Die Ausleerung, die darauf entſtund, war auch bey ſtarken Körpern, denn andern wurde es nicht gegeben, oft ungeheuer, und mit fürchterlichen Zufällen verbunden. Bey einem Kranken, der etliche vierzig Stühlgänge auf die zwey erſten Portionen hatte, und bis zur wahren Ohnmacht geſchwächt wurde, kam der Wurm doch nicht. Es möchte daher wohl bedenklich ſeyn, dieſes Mittel ſo allgemein anzuempfehlen, als es bisher geſchehen iſt. *Scheller Nachrichten über neue Schriften und mediciniſche Anſtalten in England, Frankreich und Holland. Auszüge aus nicht mediciniſchen Büchern*, aus *Th. Naogeorgi* regn. Papiſtic. *Jo. Joviani Pontani* carminib., und aus dem Froſchmäuſler, welcher letztere lehrt, daſs man ſchon lang die von einem wüthenden Thier gebiſſenen Stellen gebrannt habe, desgleichen aus *Euſeb. Vatti ſulla peſte di Smyrne del* 1784. *Noch ein Beytrag zur Geſchichte des preuſsiſchen Meſſerſchluckers*, von *E. G. Baldinger*. Unter den kleinen Anekdoten und Nachrichten iſt folgender Auszug aus einem Pommerſchen Kirchenbuch artig: „*Referire demüthigſt auf die wegen der unehelichen und getauften Kindern bey und in Maſſow gnädigſte Erinnerung: daſs in drey Jahren ſolches Orts Creaturen ſich allhier nicht eingefunden; denn bey dieſer Geld nahrloſen Zeit ein jedweder nur die ehelichen zu verſorgen, genug zu ſchaffen, überdem ohne Recompens ſo bald keine Dirne zu der kurzen Freude leichtlich hinzubringen, Maſſow, den* 13 *Jun.* 1668. *M. Dan. Kerſtein, Paſtor et praepoſitus.*“

Drittes Stück: *Antwort an Hn. Hofrath Wedekind in Mainz auf deſſen letzte Erklärung über einige die Pockenkrankheit betreffende Puncte.* Vom *D. C. W. Hufeland.* Dieſer mit groſser Urbanität gegen einen heftigen Aufſatz des Hn. W. geſchriebene Aufſatz, den Rec. für den vorzüglichſten in dieſem Bande hält, enthält gröſstentheils des Hn. Hufelands Gedanken über das Hofmanniſche Pockenſyſtem. Erſt über die Exiſtenz der Pockendrüſen, von der ſich Hr. H., ſo wie Rec., immer nicht überzeugen kann. Da mit Verwachſung der Pockendrüſen die Ausleerung des *humoris excrementitii* durch die Haut vermittelſt dieſer Drüſen nicht mehr erfolgen kann, ſo müſste, wenn die Hofmanniſchen Drüſen, wirklich exiſtirten, und bey der Pockenkrankheit verwüchſen, nach dieſer die auffallendſte Zerrüttung in der thieriſchen Haushaltung entſtehen, indem eine Abreinigung, an welche die Natur oft viele Jahre lang gewöhnt iſt, alsdann durch die Haut nicht mehr erfolgen könnte: und ſind die Pockendrüſen keine nothwendigen Abreinigungsorgane, ſondern nur beſtimmt, den zufälligen Gift der Pocken einſt zur Werkſtätte zu dienen, ſo wären die Pockendrüſen, bis die Pocken bekannt wurden, Werkzeuge ohne Abſieht und Nutzen geweſen. Die Hofmanniſchen Pockendrüſen habe noch kein Sterblicher geſehen: und wenn nach dem Hofmanniſchen Syſtem alle anſteckenden Hautkrankheiten ihre eigenen Drüſen haben, welch eine unzählige Menge von Organen in unſerer Haut, die keine andere Beſtimmung, als zu Krankheiten haben, wäre dies! Das Pockengift könne in die Drüſe nicht völlig eingeſperrt werden; denn, falls auch der Ausführungsgang verſchloſſen werde, ſo würden doch die Reſorptionsgefäſse nicht verſchloſſen. Von der Wahl der Pockenmaterie zur Inoculation. Man ſollte ſich kaum vorſtellen, daſs Hr. W. noch hätte in unſern Tagen behaupten können, es ſey gleichgültig, mit fäulichter, oder nicht fäulichter, Pockenmaterie zu impfen. Die ungeheuern Folgen, die das ſeptiſche Contagium hat, ſind durch ſo viele Beobachtungen erwieſen, daſs es Rec. jedem Impfarzt ſehr verdenken würde, wenn er aus fäulichtbösartigen Pocken die Impfmaterie nehmen wollte; und wenn auch nicht geläugnet werden kann, daſs die gutartigſten Pocken nach Einimpfung der Materie von fäulichten Pocken erfolgt ſind, ſo zeigt dieſe Thatſache bloſs, daſs dieſen Körpern die Anlage fehlte, nach der Mittheilung des ſeptiſchen Contagiums in eine fäulichte Krankheit zu verfallen. Ueber die zu kühlende, zurücktreibende Methode bey den Pocken. Die Abreinigung wird durch ſie offenbar gehindert, und dadurch zu den heftigſten Nachkrankheiten Anlaſs gegeben. Zugleich gibt der Vf. viele Beweiſe für den Satz, den Rec. aus vielfacher Erfahrung unterſchreibt: daſs wahres Gift der Pocken dem Körper mitgetheilt werden könne, daſs auch die offenbarſten Zufälle dieſer Mittheilung vorhanden ſeyn können, ohne daſs deswegen doch die wahre Pockenkrankheit ausbricht. Der Grund liegt in der Diſpoſition zu den Pocken, die zu einer Zeit nicht da, zur andern da ſeyn kann. Daher kommen die vielen mit Sorgfalt angeſtellten, und doch fehlgeſchlagenen, Impfungen, und die nachher nach natürlicher Anſteckung erfolgenden Pocken. Daher wird ein Menſch bey einer Epidemie nicht angeſteckt, ſo ſehr er ſich der Anſteckung ausſetzte, wohl aber bey einer folgenden. Rec. hat ſich oft gewundert, daſs die Impfärzte alle pathologiſchen Begriffe von der Anſteckung ſo ganz hintanſetzten. Ueber die Urſache, warum die geimpften Pocken ſo gutartig ſind. Hr. H. iſt der ſchon bekannten Meynung, daſs das Pockengift bey der Impfung ſo ſelten bösartige Pocken errege, weil es ſo lange auf einen Ort eingeſchränkt bleibt, da erſt aſſimilirt wird, und dann, wenn es in dem Köper ſich allgemein verbreitet, dieſen weniger reizt. Rec. iſt der Meynung, daſs das Pockengift, ſo lange es local iſt, die Diſpoſition der belebten feſten Theile ſo ändert, daſs ſie weder ſo ſtark, wie auſserdem von dem Pockengift, wenn die allgemeine Anſteckung erfolgt, noch auf die Art afficirt werden können, daſs der Zuſtand in dem belebten Körper entſteht, den wir

Fäul-

Fäulniſs nennen, und den wir mit Unrecht von der unerwieſenen ſeptiſchen Natur des Pockengiftes ableiten. So wohl die eine, als die andere von dieſen Meynungen wird aber den Impfärzten nicht behagen, die die Güte der Pocken ihrer Auswahl der Subjecte, beſonders aber ihrer Präparation zuſchreiben, und durch Vorurtheile, die ſie durch ſolche Behauptungen für ſich erregen, ihren Seckel füllen. Doch bleibt wohl ſo viel gewiſs, daſs der Impfarzt immer ſolche Subjecte zur Impfung wählen ſollte, die diejenige Diſpoſition haben, bey welcher die Pocken am leichteſten überſtanden werden, oder daſs er durch ſeine Vorbereitung dieſe Diſpoſition in dem Körper bewirken ſollte. Nur Schade, daſs uns von dieſer Diſpoſition ſo wenig bekannt iſt. — *Verzeichniſs ſemiotiſcher akad-miſcher Schriften*, von Hn. *Baldinger*. Es iſt nicht vollſtändig, und enthält beſonders die, welche der Vf. ſelbſt beſitzt; doch iſt es nach einer Art von Syſtem, und des Dankes immer werth. *Phyſiſche und medicinſche Erziehung des ſel. Herrn Etatsraths von Schaafskopf*, ein Auszug aus dem bekannten kauſtiſchen Buch eines unſerer berühmten Schriftſteller.

Viertes Stück: *Verſuch einer hiſtoriſchen Nachricht von den Anlagen und Einrichtungen bey den Schwefelquellen zu Nenndorf*, vom Hn. Hofr. *Schröder*. Wegen der Abſichten, die Fürſten bey Begründung und Verſchönerung der Brunnenanſtalten haben können, mag Rec. mit dem Hn. Hofrath nicht rechten. Er meynt, die Verbeſſerungen, die der Landesherr bey dieſen Bädern angebracht hat, dienen die Nachwelt, (warum nicht auch die Lebenden?) zu überzeugen, daſs gute Fürſten auch für die elendeſten Glieder der Geſellſchaft beſorgt ſind; Rec. meynt, daſs die Fürſten ihre Capitalien ſehr wohl anlegen, wenn ſie Bequemlichkeit, und alles, was zum Luxus gehört, bey guten Brunnen begünſtigen. Und wie mancher Groſse wendet nicht auch aus noch andern Urſachen für ſolche Anſtalten Geld auf, die gerade mit der Erleichterung ſeiner leidenden, oder nach der Sprache des Vf., *elendeſten* Brüder in nicht groſsem Bezug ſtehen? Das Ganze iſt nichts weiter, als eine Beſchreibung der Anlagen und Anſtalten in Nenndorf, nicht einmal die Zahl der Curgäſte erfährt man genau. *Das neugeſtiftete medicinſche Leſeinſtitut zu Marburg, zum Nutzen der daſelbſt Studierenden*, von *E. G. Baldinger*. Manche ſonderbare Nachrichten von der Brauchbarkeit der berühmten Göttingiſchen Bibliothek für Lehrer und Lernende, kommen in dieſem weitläuftigen Aufſatz beyläufig vor; z. B. Manche Profeſſoren lieſsen oft 2, 3, 400 Bücher zugleich fodern, lieferten zwar Oſtern und Michaelis ſolche richtig wieder ab, lieſsen ſie aber gleich wieder holen, und behielten ſie alſo gleichſam als Eigenthum die ganze Zeit ihres Lebens. Ein Profeſſor war ſo neidiſch, daſs, ob er gleich das Buch beſaſs, (es war *Adanſon familles des Plantes*,) er dennoch das Bibliotheksexemplar lieh, und noch eins von Hn. Hofr. Büttner, und noch ein anderes dazu borgte. Von dem Marburger Leſeinſtitut fehlen die genauen Nachrichten. Hn. Dr. *Luthers* (zu Neudietendorf) *Beytrag zur medicina forenſi*. Bey einem jungen Menſchen wurde, des Brandes wegen, die Ruthe bey weiten über die Hälfte weggeſchnitten, und er erzeugte doch mehrere Kinder. *Chirurgiſche Quackſalberey in Ruſsland, im Jahr* 1781. Unweit Moſcau wohnt ein Quackſalber, der Beinbrüche und Verrenkungen curirt. Auf einen Befehl der Kaiſerin müſſen je zwey und zwey Diſcipel aus dem groſsen Moſcauiſchen Kriegshoſpital auf zwey Monate lang dieſem Bauer zucommandirt werden, der ſein eigenes Hauslazareth hat, wo alle Tage dergleichen Operationen vorfallen. *Meyer über den Pemphygus*. Nicht eigene Beobachtungen, ſondern Anmerkungen über einen Fall, den *Blagden* in den *medical facts and obſervations* bekannt gemacht hatte.

Fünftes Stück: *Mezler über das Mineralwaſſer zu Imnau*. Hundert Cubikzoll dieſes Waſſers enthielten, nach Hn. Claproths Unterſuchung, 115 Cubikzoll Luftſäure, und 38 bis 40 Gran feſte Beſtandtheile, unter denen Bitterſalz, ſalzſaure Bitterſalzerde, luftſaure Kalkerde und luftſaure Eiſenerde die vornehmſten ſind. Mehrere Menſchen ſind ſchon an der Quelle, wenn ſie ſich zu weit wagten, von luftſaurem Gas erſtickt. Das Waſſer wirkt reizend, auflöſend und toniſch. — *Nachricht von P. Campers Leben und Schriften*, geſammelt, von *E. G. Baldinger*. Eigentlich keine Biographie, ſondern nur allgemeine Bemerkungen über dieſen groſsen Mann, und Nachricht von einem Beſuch, den Hr. B. bey Camper, da er in Göttingen war, abſtattete. Manches darunter hätte nicht das Aufbewahren verdient. Hr. B. traf Campern, indem er etwas abzeichnete. Er ſagte: *Nolo turbare circulos tuos*, und ſeine liebreiche, menſchenfreundliche Antwort war: „*certe non turbas, ſedeas quaeſo.*“ Daſs Camper Purmanns (nicht Burmanns) chirurgiſchen Lorbeerkranz noch für ein ſehr wichtiges Buch hielt, wundert Rec. nicht: wer die Schriften dieſes trefflichen Praktikers lieſt, muſs die Menge und Wichtigkeit der Beobachtungen, die er vorträgt, und auf die er allein bauet, bewundern. *Domeier von der Samaritaniſchen Geſellſchaft zu London*. Dies iſt ein Inſtitut, wie Rec., der hier aus Erfahrung ſpricht, ſchon lange eines ſich gewünſcht hat. Spitäler und Krankenanſtalten verſehen die Kranken wohl mit Arzneyen und mit Pflege, oft aber auch mit letzterer nicht, oder dürftig. Wenn ein Kranker aus der Krankenanſtalt entlaſſen wird, ſo kann er gewöhnlich ſich ſeinen Unterhalt noch nicht erwerben; ohne Unterſtützung alſo verläſst er die Anſtalt, um in dieſelbe bald wieder zu kommen. Und wie manches Mädchen mag in groſsen Städten eine Beute irgend eines Wollüſtlings geworden ſeyn, wenn ſie, nach überſtandener Krankheit, Mangel und Elend auf der einen, auf der andern Seite aber Ueppigkeit und Wohlleben ſah. Dieſen Bedürfniſſen allen hilft die Samaritaniſche Geſellſchaft ab, welche nur Kranke und Geneſende verpflegt. *Literatur* (von Diſſertationen) *für den praktiſchen Arzt*, dermalen nur Titel von Diſputationen über Hautkrankheiten, Hydrophobie, Luſtſeuche, Feldkrankheiten. *v. Halem Verſuch eines Verzeichniſſes der Schriften über die phyſiſche Erziehung der Kinder und deren Krankheiten*. Beide Aufſätze ſind noch nicht geendigt, es läſst ſich daher für jetzt über ſie kein Urtheil fällen.

Sechstes Stück: *Kaiser Leopold war nicht vergiftet*, ein Aufsatz vom Herausgeber, aus Wiener Privatnachrichten, nach welchem die Krankheit ein entzündlicher Rheumatismus war. — *Carl von Mertens hat die Pest in Moscau nicht gesehen*, auch vom Herausgeber, der aus Privatbriefen die Nachricht gibt, dass M. höchstens ein- bis zweymal bey Besichtigung der Pestkranken zugegen gewesen seyn könne. *Vertheidigung Stolls wider Hn. Girtanner*, von Hn. *v. Sallaba*. Er beweist aus der *ratio medendi*, dass Stoll nicht alle Krankheiten einer und der nemlichen Ursache zuschrieb. *Rhasis de varicibus, vicio elephantis, sanguine mortuo sub cute et vena civili*, aus dessen *Elchavi* abgedruckt. Die andern Artikel betreffen insgesammt kleinere Notizen, oder enthalten Auszüge aus andern Schriften.

SCHÖNE KÜNSTE.

St. Gallen, b. Huber u. C.: *Athalia, ein Trauerspiel mit Chören*, aus dem Französischen des Hn. *Racine* übersetzt, von *Carl Friedrich Cramer*. 1790. XXIII und 92 S. 8.

Nur ein neuer, und vielleicht ganz willkührlich veranstalteter, sauberer Abdruck von der bekannten Cramerschen Uebersetzung der *Athalie*, die schon 1786 zuerst erschien, und durch die vortreffliche *Schulzische* Composition der Chöre des Originals veranlasst wurde. Es liesse sich mancherley über Ton und Manier dieser Verdeutschung erinnern, wenn man ins Einzelne gehen wollte; dazu aber ist hier nicht mehr Zeit und Ort. *Racine* ist Hn. C., wie er sagt, als Mensch und Dichter von jeher ein Räthsel gewesen; und so scheint es auch mit dem wahren Geiste dieses seines Trauerspiels der Fall gewesen zu seyn. Durch die Umkleidung der gereimten Alexandriner in reimlose Jamben geht bey diesem Dichter, dem besten Versbaukünstler der Franzosen, eine von den Hauptschönheiten verloren; der ganze Ton des Stücks musste, dieser Aenderung wegen, höher gestimmt werden; und da ging es denn freylich ohne Zerspringen mancher Saite, und ohne Verstimmung nicht ab. Besser, als der Dialog, glückten noch die Chöre, bey denen man doch auch den Zwang des Unterlegens unter die schon vorhandne Musik in Anschlag zu bringen hat. Aber, mit dem Original verglichen, verloren doch auch diese nicht wenig von ihrer Geschmeidigkeit und Ründung. Schwerlich also möchte dem Uebers. das Bestreben gelungen seyn, sein Original nicht allein zu erreichen, sondern auch zu *übertreffen*.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Stuttgart*, b. Cotta: *Von der Verbesserung der Cultur auf der Alp und der ihr ähnlichen Gegenden des Vaterlandes*. Von M. *Steeb*, Pfarrer zu Grabenstetten. 1792. 60 S. 8. (3 gr.) — Ungemein verdient kann sich ein Mann um sein Vaterland, und ein Prediger um seine Gemeine machen, wenn er zur Verbesserung der Landescultur alles mögliche beyträgt, zuerst die Quellen des Verfalls aufsucht und bekannt macht, die Art und Weise zeigt, wie der gesunkenenen Industrie des Landmanns kann aufgeholfen werden; sodann aber auch hauptsächlich, wenn es seine Lage zuläfst, durch eigenen Vorgang im Anbau neuer Producte den harten Unglauben des Landmanns durch den Augenschein besiegt, der nur durch solche gleichsam handgreifliche Art überzeugt wird. Der Vf. hat hier ein weites Feld vor sich auf der grosen Alp, einer etwas rauhen Gegend des sonst gesegneten Wirtemberger Landes, die noch so viele 1000 unbebaute Morgen Feldes liegen hat, die nicht nur selbst für sich mit Nutzen angebauet, sondern durch deren Anbau mit Futterkräutern den übrigen im Bau liegenden Ländereyen ungemein aufgeholfen, und sie zu einem weit höhern Ertrag gebracht werden könnten. Die rechte Seite berührt der Vf. §. 3. durch den geprüften und erprobten Vorschlag des Kleebaues, und besonders des in seinen Gegenden am besten gedeihenden Esperklees (*Esparcette*), welcher bekanntlich den rothen, sogenannten deutschen, dreyblättrigen Klee und den Luzerner oder ewigen Klee an Fettigkeit und Güte übertrifft, nur im Ertrag nachsteht, und nach dessen erster Aernte des Jahrs nicht so hoch erwächst, als letztere 2 Arten. Er berechnet darauf den Ertrag der Kleefelder für sich in einem ganz gemäfsigten Anschlag, der jedoch allerdings beträchtlich genug ist, und wobey keine Brachzeit statt findet. Allein ein noch sehr wichtiger Nutzen zeigt sich bey der dadurch verbesserten Viehzucht und den dadurch verbesserten Viehstand in der Verbesserung der Fruchtfelder durch den vermehrten Dünger, vermittelst welchen sie in einen weit höhern Ertrag gebracht werden; welches alles, wie die Gelenke in einer Kette, zusammenhängt. Denn es bleibt eine ewige Wahrheit, dass der Ackerbau ohne den verhältnismäsigen Viehstand, der den gehörigen Futterwachs vorausetzt, nur Pfuscherey ist, wobey der Bauer bey Abgabe, Schiff und Geschirr das ganze Jahr umsonst Knecht ist, und oft noch, nach Beschaffenheit des Bodens, wie meist auf der Alp, Sklavenarbeit hat. — Im Verfolg zeigt der Vf. den Nutzen eines guten Viehstandes an sich, und sehr gut den Einfluss des Wohlstandes des Landmanns auf Sittlichkeit und Aufklärung: berührt ferner den Nutzen für den Decimator, für die Schäferey etc. §. 8. die Mittel, den Kleebau einzuführen: 1) von höhern Orts dem Landmann die Erlaubniss nicht zu erschweren, seine schlechten Aecker nach eigenem Gefallen dazu anzulegen; 2) die ärmere Klasse zum Anfang der Anlage mit einer kleinen Anleihe zu unterstützen; und 3) auch durch Prämien aufzumuntern. — Was der Vf. im Anhang als eine gar häufige Ursache der Viehseuchen angibt, nemlich das frühe Austreiben des Viehes auf die noch nasse und bethauete Weide, ist vollkommen gegründet.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 23. Julius 1794.

GOTTESGELAHRTHEIT.

WIEN, b. Mösle: *Homilien der Väter über alle sonntägliche Evangelien des ganzen Jahrs*, nach ächten Ausgaben übersetzt, und zum Gebrauche der Seelsorger und Prediger, wie auch zur heilsamen Hauslesung für christliche Seelen eingerichtet und herausgegeben von einem Seelsorger *H. J. A.* 1790. *Erster Theil.* 394 S. *Zweyter Theil.* 401 S. 8. — Homilien der Väter über die feyertäglichen Evangelien des ganzen Jahres, nach ächten Ausgaben übersetzt, u. s. w. 1791. *Erster Theil.* 388 S. — Ueber die festtäglichen Evangelien der Heiligen insgemein. *Zweyter Theil.* 285 S.

Um sich die Ausübung der öffentlichen Verordnung in den österreichischen Erbländern, Kraft welcher bey jedem Frühgottesdienste in Städten und auf dem Lande eine Erklärung des Evangeliums angestellt werden soll, zu erleichtern, verfertigte Hr. *A.* diese Uebersetzung von Homilien der Kirchenväter. Einige seiner Amtsbrüder, welche dieselben zu Gesichte bekamen, „nickten ihm ihren ungetheilten Beyfall zu, und versicherten ihm, dafs er ein heiliges und nützliches „Werk unternommen habe, welches gedruckt zu wer„den verdiene.“ Er ist daher diesem Rathe gefolgt, nachdem sie vorher mit allem Fleisse ihre Verbesserungen dabey angebracht hatten. Wer die Predigten der Kirchenväter kennt, weifs wohl, wie viel auch aus den besten derselben wegfallen mufs, wenn sie für unsere Zeiten allgemein brauchbar seyn sollen. Ueberhaupt mufs man sich beym Lesen derselben so oft in ihr Zeitalter versetzen, und hat für das unsrige so weit schicklichere Methoden, die Religionswahrheiten fruchtbar vorzutragen, dafs man jene Predigten am füglichsten denen überläfst, welche sich mit der kirchlichen und theologischen Geschichte des christlichen Alterthums beschäftigen. Da unterdessen das Ansehen der Kirchenväter bey unsern R. Kathol. Mitbürgern noch so grofs ist: so dürfen wir es ihnen nicht verargen, dafs sie dieselben auch als unveränderliche Muster im Predigen ansehen. Unser Uebersetzer hat eben keine schlechte Wahl getroffen; sie würde aber freyer, und daher auch noch glücklicher gerathen seyn, wenn er sich nicht auf Predigten über sonn- und feyertägliche Evangelien hätte einschränken müssen. Denn da konnte er weniger auf die vorzüglichsten griechischen Lehrer Rücksicht nehmen, als auf einen *Gregor den Grofsen* und *ehrwürdigen Beda*, bey welchem letztern man zugleich Auszüge aus dem *Ambrosius* und *Augustinus* antrifft. Es ist wahr, dafs er unter andern auch nicht selten Predigten des *Chrysostomus* aufgenommen hat; aber wiederum nicht nach einer genauern Wahl; sondern nur für die gedachte Bestimmung brauchbar. So hat er für das so neue *Fronleichnamsfest Christi* eine Homilie aus dem *Chrysostomus* und *Ambrosius* zusammengesetzt. (Hom. über die feyert. Evangel. Th. I. S. 281. fg.) Er fühlte es unterdessen selbst, dafs manche abgeschmackte Allegorie und gezwungene Schrifterklärung der Väter wohl geringe Erbauung stiften dürfte; sucht sie aber, so gut er kann, und eben nicht glücklich (im Vorberichte zum erstgenannten Theil,) zu vertheidigen. Besser hätte er für denkende Zuhörer und Leser seiner Kirche gesorgt, wenn er (Th. I. d. Homil. über die sonntägl. Evang. S. 4.) *die Kräfte des Himmels*, welche erschüttert werden sollen, nicht durch den heil. *Gregor den Grofsen* in *Engel*, *Erzengel*, *Thronen* u. s. w. hätte verwandeln lassen; nicht mit eben demselben in einer besondern Anmerkung (l. c. S. 296.) aus den Worten *Christi* zum todten *Lazarus: Komm heraus*, die Nothwendigkeit der Ohrenbeichte bewiesen; oder (l. c. S. 259.) nicht mit *Beda* an der Eselin und dem Füllen, auf welchem *Christus* in Jerusalem einritt, ein Bild von der Einfalt der Juden und der Heyden, deren Haupt er war, gezeigt hätte. An einem andern Orte (Hom. über die feyert. Evang. Th. II. S. 111. fg.) hat er sich viele vergebliche Mühe gegeben, eine elende Deutung des *Ambrosius* über die *acht Seligkeiten* beym Matthäus aufzuklären; u. dgl. m. Dafs er selbst im Stande sey, seiner Gemeine etwas Lehrreiches über Religion und ihre Pflichten zu sagen, sieht man aus den *kurzgefafsten Lehrsätzen*, welche er jeder Homilie beygefügt hat, und von welchen wenigstens der gröfsere Theil praktisch gut ist. Hätte er doch lieber, an statt die weite und sich nicht sehr belohnende Reise zum heil. *Gregorius* anzutreten, gleich selbst über solche Lehren, wie z. B. *Das beste Mittel, das Laster zu meiden, ist, wenn man bey jeder sündhaften Gelegenheit denkt: Gott sieht mich*, u. dgl. m. Predigten aufgesetzt. Einige jener Lehrsätze sind freylich einer weit schärfern Bestimmung bedürftig, wie (Sonnt. Evang. Th. I. S. 162.) dieser: *Da jene, welche sich am Ende ihres Lebens noch wahrhaft zu Gott bekehren, die ewige Glückseligkeit erlangen können: so soll keiner, wenn er auch der gröfste Sünder wäre, an der Barmherzigkeit Gottes verzweifeln.* Hieher gehört auch, (Festtägl. Evang. Th. II. S. 148.) dafs man *die heiligen Lehren aus dem Munde der Priesterschaft so gern als von Gott selbst hören müsse*; u. a. m. Die Uebersetzung ist übrigens zwar deutlich genug; aber etwas steif, und nicht immer in der reinsten Sprache abgefafst.

WEIMAR, b. Hoffmanns W. und E.: *Repertorium der neuesten Kirchengeschichte*; oder *Allgemeines*

Regiſter über die XII Bände Nova Acta Hiſtorico Eccleſiaſtica, und über die XII Bände Acta Hiſt. Eccl. noſtri temporis; welches nebſt dem hunderten Theil der letzten XII Bände, den dreyzehnten Band derſelben, und den fünf und zwanzigſten Band dieſer Sammlung ausmacht. *Erſter Theil*, welcher das bibliſche und das Nahmenregiſter in ſich faſst. 1790. 521 S. 8.

Ob es gleich etwas zu viel verſprochen iſt, daſs im gegenwärtigen Regiſter ein Repertorium *der neueſten Kirchengeſchichte* enthalten ſeyn ſoll, indem die Acta H. E. nicht eben weit über die Gränzen der evangeliſchluthriſchen Kirche hinausgegangen ſind, und ſelbſt die Geſchichte von dieſer nicht ganz vollſtändig enthalten; ſo verkennen wir doch keineswegs den Werth dieſer nützlichen und dem Freunde der neueſten K. Geſchichte unentbehrlichen Sammlung. Die Nova Acta H. E. mit welchen ſich dieſes Regiſter anfängt, erſchienen ſeit 1759. Auf das Namenregiſter wird im nächſten Jahre auch das geographiſche und Realregiſter folgen. Freylich zeigt die ungeheure Menge unbekannter Namen, welche man hier lieſt, daſs die Acta H. E. oft mehr Pfarrergeſchichte als Kirchengeſchichte waren; aber die Herausgeber dachten ſich ohne Zweifel Gäſte: *poſcentes vario multum diverſa palato.*

GESCHICHTE.

Eisenach, b. Wittekindt: *Empörungen der Könige und Fürſten wider ihre Groſsen.* Ein Gegenſtück zu der Geſchichte der groſsen Revolution in Frankreich. 1791. 260 S. *Zweyter Band.* 1792. 286 S. *Dritter Band.* 1793. 264 S. 8.

Das jetztlebende Geſchlecht von Bücherfabricanten hat zwar ſchon manchen äuſserſt ſeltſamen Titel ausgeheckt, um ihrer Waare deſto mehr Abgang zu verſchaffen; aber einen albernern, als den dieſer Sammlung vorgeſetzten haben wir nicht leicht geſehen. Der Himmel weiſs, welchen Begriff der Herausgeber derſelben ſich von *Empörungen* gemacht; oder ob er gar keinen davon hat. Genug, es hat ihm beliebt, folgende heterogene Dinge, die eben ſo gut Gegenſtücke zu jeder andern Hof- und Staatsrevolution in der Welt, als zur franzöſiſchen abgeben können, hier zuſammen zu ſtellen. Im I *Bande*: 1) *Ernſt Auguſt, Kurfurſt von Hannover*, wider den *Grafen von Königsmark*; die ſo oft franzöſiſch und deutſch gedruckte *geheime Geſchichte der Herzogin von Hannover.* 2) *Georg der Erſte, König von England*, wider den *Herzog von Ormond* der als ein Anhänger des Prätendenten ſich nach Frankreich flüchten muſste. 3) *Ludwig* XIII. *K. von Frankreich* wider den *Marſchall d'Ancre.* Er lieſs ihn bekanntlich in ſeinem Schloſſe Louvre ſelbſt ermorden, um abhängig von ihm und ſeiner Mutter regieren zu können. 4) *Karl* XII. *K. von Schweden* wider den *Generalleutenant von Patkul*, den er als vorgeblichen Landesverräther und Stifter des Nordiſchen Kriegs, rädern lieſs. — Im II *Bande*: 1) *Peter der Groſse*, Ruſs. Kaiſer, wider ſeinen Sohn *Alexius Petrowitſch*, den er als einen ungehorſamen treuloſen Flüchtling hinrichten lieſs. 2) *Eduard III, K. von England*, wider den Graf *Mortimer*; einen durch ſeine Schuld unglücklich gewordenen Günſtling. 3) *Albert, Landgraf von Thüringen*, wider ſeine *Gemahlin und Söhne*, deren unnatürlicher Verfolger er war. 4) *Philipp* II. *K. von Spanien*, wider ſeinen Sohn *Don Karlos*, den er wegen ſeiner verhaſsten geheimen Verbindung zum Tode verurtheilen lieſs. Obgleich die Geſchichte ſeines Endes ſehr ungewiſs iſt: ſo wird doch hier, ſehr zuverſichtlich, inſonderheit auch dieſes erzählt, daſs ſich der Prinz ſelbſt die Adern habe öffnen laſſen. 5) *Ferdinand der Erſte, König von Pohlen*, wider den Cardinal *Martinuzius.* Eine wirkliche Empörung! aber nicht eines Fürſten gegen ſeinen Groſsen, ſondern der groben Unwiſſenheit wider die hiſtoriſche Wahrheit. Dieſer *Ferdinand* den unſer Compilator eigenmächtig auf den polniſchen Thron erhebt, iſt *Ferdinand*, Erzherzog von Oeſterreich, König von Ungarn und Böhmen, und zuletzt Kaiſer. Er nennt ſelbſt (S. 216.) *Carl* V. ſeinen Bruder; und kennt ihn doch ganz und gar nicht. Auch von einem Könige *Johann Corvinus*, der S. 252. vorkommt, weiſs die Geſchichte nichts. Bekannt iſt übrigens die Ermordung des verrätheriſchen Cardinal *Martinuzzi* durch Veranſtaltung des kaiſerlichen Feldherrn *Criſtaldo.* 6) *Karl* IX. *K. von Frankreich* wider die *Hugenotten.* Es iſt die Bartholomäusnacht. — Im III *Bande*: 1) *Victor Amadeus* III. *K. von Sardinien*, wider ſeinen Vater *Victor Amadeus* II. Er lieſs denſelben gefangen ſetzen, weil er die freywillig niedergelegte Regierung durch gefährliche Ränke wieder an ſich zu ziehen ſuchte. 2) *Ludwig XIII. K. von Frankreich*, wider den *Herzog von Montmorency.* Er, oder vielmehr *Richelieu*, lieſs dieſen mit den Waffen wider ſeinen König geſtandenen Herzog enthaupten. 3) *Eliſabeth, K. von England*, wider *Maria, K. von Schottland.* So ſeicht als möglich, auch mit der Unwahrheit beſchloſſen, (S. 102) daſs *Maria in Tower* enthauptet worden ſey. 4) *Friedrich, Kurfürſt von Sachſen* wider *Kunz von Kauffungen.* Der bekannte Prinzenraub. 5) *Johann II. K. von Caſtilien*, wider den Reichsfeldherrn *Alvaros de Luna.* Das nicht unverdiente Ende eines übermüthigen Befehlshabers. 6) *Jacob II. K. von Groſsbrit.* wider den *Herzog von Monmouth.* Dieſen ſeinen Brudersſohn, der ſich wider ihn empört hatte, verurtheilte er zum Tode. 7) *Ludwig XIII. König von Frankreich* wider die Herren *Cinqmars* und *von Thou.* Strafe ihrer, beſonders des erſtern, Verbindung mit Spanien gegen den König. Seltſam iſt es, daſs *Cinqmars* immer *Herr le Grand* genannt wird, ſobald er Oberſtallmeiſter geworden war, weil die Franzoſen dieſen kurz *Mr. le Grand* (*Ecuyer*) nannten. 8) *Auguſt, Kurf von Sachſen*, wider *Wilhelm von Grumbach.* Beynahe das Allerungereimteſte ſteht alſo zuletzt: eine Empörung wider einen Hauptempörer! — Woher der Vf. alle dieſe ſchönen Sachen genommen habe, davon ſagt er kein Wort. Manches mag wohl urſprünglich franzöſiſch ſeyn, ſo flüchtig und zum Theil romanenhaft iſt es bearbeitet. Doch was iſt daran gelegen, aus welchen Quellen oder Pfützen ſolche Rhapſodien geſchöpft wurden.

Türin.

Tübingen, b. Heerbrandt: *Lebensbeschreibung Heinrichs des Grosen*, Königs in Frankreich. Von *Hardain von Perefix*, Bischof von Rodez. Aus dem Französischen übersetzt. 1793. 466 S. 8.

Der Uebersetzer scheint entweder nicht gewust zu haben, dass es schon 2 deutsche Uebersetzungen dieses Buchs gebe, darunter die neuere v. J. 1753. nicht eben merklich schlechter als die seinige seyn dürfte; ingleichen, dass seit 30 Jahren mehrere französische und deutsche Lebensbeschreibungen von *Heinrich dem Grosen*, auch Lobschriften auf denselben, und andere merkwürdige Beyträge zu seiner Geschichte erschienen sind; oder er hat dieselben keiner Aufmerksamkeit gewürdigt. Keines von beiden aber könnte ihn empfehlen. Denn obgleich *Perefixe* unter den ältern Schriftstellern von dem Leben jenes Fürsten, nach den *Memoires de Sully* leicht der Brauchbarste seyn möchte; so trägt er doch noch zu sehr das Gepräge seines Jahrhundert, als dass sein Buch 130 Jahre nach seiner Erscheinung, völlig noch den alten Werth behaupten könnte. Manches ist nach seiner Zeit in ein weit besseres Licht gesetzt worden; in Frankreich glaubten schon sehr lange die meisten nicht, was *Perefixe* S. 192. sagt, *Gott habe Heinrichs Verstand* durch sein heiliges Licht *so weit aufgeklärt*, dass er sich entschloss, *die heilsame Belehrung der katholischen Prälaten anzuhören*. Bisweilen ist die Bewunderung zu hoch getrieben; wie wenn S. 430 der bekannte Entwurf, einer neu zu errichtenden christlichen Republik, (der doch an sich noch so streitig ist) so gross genannt wird, dass *mehr als ein menschlicher Verstand* erfodert worden sey, um ihn zu machen. Einiges, was bey dem Vf. noch Wunsch ist, hat man gleich nach seiner Zeit in Frankreich eingeführt, wie S. 313. die Seidenmanufacturen; anderer später Veränderungen nicht zu gedenken. Es fehlt auch nicht ganz an unrichtigen Erzählungen; bey einer derselben (S. 432.) dass *Karl V.* einen *Herzog von Sachsen Wilhelm, aus seinen Kurfürstenthum vertrieben* habe, begnügt sich der Uebersetzer die Anmerkung beyzufügen: „Dass dieser Name falsch sey, bräucht kaum erinnert zu werden." Anstatt solcher unnützen Anmerkungen hätte er, wenn ja das Buch noch einmal übersetzt werden musste, andere in bündiger Kürze berichtigende, ergänzende und beurtheilende hinzusetzen sollen. Wie kann man z. B. jetzt noch drucken lassen, was man dem ehrlichen *Perefixe* allenfalls vergibt, dass *Heinrich* sich bey seinem vorgedachten grosen Plan, der wider das Haus Oesterreich gerichtet war, unter andern auch an *die Regenten der Länder Böhmen und Ungarn* gewandt habe; (S 417.) als wenn nicht diese beiden Reiche dem Hause Oesterreich damals unterworfen gewesen wären. Selbst die Sprache unsers Uebersetzers hat mancherley Flecken. An dem eben genannten Orte lässt er *Heinrichen die Regenten einiger Länder untersuchen*, anstatt *ausforschen*; er spricht (S 422. von *funfzehn Potenzen*, anstatt *Mächten*; schreibt *Liege*, *Transsylvanien* u. s. w. anstatt *Lüttich*, *Siebenbürgen*. Es liesse sich auch wohl eine und die andere Stelle zeigen, worin er den Verstand ganz verfehlt hat.

Stendal, b. Franzen u. Grosse: *Historisch-merkwürdige Beyträge zur Kriegesgeschichte des grosen Kurfürsten Friedrich Wilhelms*, in der Lebensbeschreibung *Otto Christophs Freyherrn von Sparr*, Röm. Kaiserl. wie auch zu Ungarn und Böhmen Königl. Maj. u. Sr. Kurf. Durchl. zu Brandenburg bestellten General-Feldmarschalls, Geh. Kriegsraths, Obergouverneurs der Churmark Brandenburg, Hinterpommer- und Halberstädtischen Festungen Obristen zu Ros und Fus, Erbherrn auf Trampe, u. s. w. zur Erläuterung sehr wichtiger Begebenheiten des Hauses Brandenburg im vorigen Jahrhunderte. Aus archivalischen und mit möglichster Genauigkeit benutzten, authentischen gedruckten und ungedruckten Schriften zusammengetragen. 1793. 14½ Bog. gr. 8. m. 1 K.

Der Vf. dieser Beyträge, eben derselbe, von dem wir bereits einen wohlgerathenen Versuch einer Lebensbeschreibung des berühmten Generalfeldmarschalls Freyherrn von *Derflinger* erhalten haben, klagt nicht mit Unrecht über den Kaltsinn, mit welchen man jetzt in Deutschland das Andenken mancher verdienstvoller Männer der vaterländischen Geschichte in der Dunkelheit lasse. Die Ursachen davon sind jedoch leicht anzugeben; eine der vornehmsten wird die Nachwelt in der unglücklichen Verfeinerung des historischen Geschmacks finden, für welchen kunstlose, obgleich wahre, Darstellungen, an denen es uns gar nicht fehlt, von treflichen Mitbürgern, nichts Anziehendes haben. *Sparr* ist einer von den deutschen Feldherren des vorigen Jahrhunderts, die es vorzüglich verdienen, dass man mit ihnen bekannt werde. Er gehört unter die ersten, welche des Kurf. *Friedrich Wilhelms* weit umfassende Entwürfe für die Grösse seines Hauses und Staats glücklich unterstützten. Zwar glauben wir, dass die wenigen Stellen, in welchen ein Geschichtschreiber, wie *Pufendorf*, seiner gedacht hat, ihn schon hinlänglich, vor der Vergessenheit sichern können; allein man hätte doch längst dafür sorgen sollen, seine Lebensgeschichte aufzuhellen. Dies ist hier mit Hülfe archivalischer und anderer guter Nachrichten geschehen. Indessen ist uns doch gleich beym Anfange ein unauflöslicher Zweifel vorgekommen. Die Mutter unsers Helden, heisst es S. 4. starb 1599 den 13 Novemb. bey der Geburt desselben in einem Alter von 14 Jahren und 4 Wochen; wie solches die ihr gehaltene Leichenpredigt meldet. Gleichwohl wird S. 65. aus den Kirchenbuche von St. Marien zu Berlin die Nachricht angeführt, dass *Sparr* 1605. auf die Welt gekommen sey. Die erstere Bestimmung wird freylich durch das Alter der Mutter verdächtig; auch gesteht der Vf. jene Leichenpredigt nur aus einem Auszuge zu kennen, den *Hendreich* gemacht hat. Man möchte also wohl dem Kirchenbuche den Vorzug geben, doch kann der Leser nicht entscheiden. Das erste, was man von *Sparrs* Leben weiss, ist, dass er seit 1632. Oberster in kaiserl. Diensten war. Sein Lehnsherr, der schwache Kurfürst von Brandenburg *Georg Wilhelm* trug ihm zwar 1638 die Direction seiner Artillerie auf; allein viele Jahre darauf findet man ihn noch als kaiserl. Generalmajor, bis ihn *Friedrich Wilhelm* im

J. 1649 in gleicher Würde zu seinem Kriegsrathe, Gouverneur zu Colberg, und Obercommendanten der Festungen in mehrern Provinzen, ernannte, ihm ein Regiment zu Fuss in Colberg, eine Compagnie bey demselben, 2000 Rthlr. wegen des Obergouvernement, und das Versprechen eines jährlichen Gehalts von 5000 Rthlr., wenn das Regiment aufgehoben werden sollte. Vom J. 1651 an, da er die Kurf. Dienste erst antrat, bis in sein Todesjahr 1668 that er sich durch viele Thätigkeit und Geschicklichkeit in aufgetragenen Unternehmungen hervor, niemals mehr als in der dreytätigen Schlacht bey Warschau, im J. 1655. Er entschied den glücklichen Ausgang derselben für Schweden und Brandenburg, indem er die auf Bergen gelegenen Schanzen der Polen eroberte. Nicht geringe Dienste leistete er auch dem Kaiser mit Brandenburgischen Kriegsvölkern in der Schlacht bey St. Gotthard im J. 1664 und scheint dafür von demselben zum Feldmarschall ernannt worden zu seyn. Seine kriegerischen Talente werden zwar S. 67. geschildert, aber, wie der Vf. selbst gesteht, aus Mangel ihrer Nachrichten, nur im Allgemeinen und unvollständig. Das Urtheil über *Friedrich Wilhelms* Frieden mit *Karl Gustav*, (S. 32.), dass er aus einer eingebildeten Noth entstanden sey, können wir nicht unterschreiben. Nach dem grosen Fortgange des Königs in Polen, war der Kurfürst demselben in die Länge gar nicht gewachsen, und durch eine einzige Niederlage völlig zu Grunde gerichtet. In den Beylagen findet man angenehme Erläuterungen über das Brandenb. Kriegswesen das *Friedrich Wilhelm* so wie alles übrige, neu bildete. Das beygefügte Kupfer stellt eine auf *Sparr* 1664 geprägte Schaumünze dar.

Nürnberg, in d. Raspeschen Handlung: *Tabellarisch historisches Handbuch der Kirchen- und Staatengeschichte, bis auf die neuesten und gegenwärtigen Zeiten.* 1793. 736 S. gr. 8.

Anfänglich wollte der Vf. dieses Werks *eine tabellarische Encyclopädie*, oder Uebersicht aller menschlichen Kenntnisse schreiben, worin alle dahin gehörige Gegenstände ungefähr so, wie im gegenwärtigen Buche, die Geschichte auf den ersten Seiten, unter den Aufschriften: Jahre, Fürsten, und einzele Merkwürdigkeiten, folglich blos summarisch, ohne Erzählungston und wörtliche Beschreibung, chronologisch, synchronistisch und systematisch vorgetragen werden sollten. Er musste aber diesen Entwurf aufgeben, und sich blos auf die Geschichte einschränken; doch sind noch einige Beziehungen auf jenen Entwurf stehen geblieben: Jetzt also findet man auf 60 Tabellen, welche wiederum unter Abschnitte oder Stücke, wie sie der Vf. nennt, vertheilt sind, die gesammte kirchliche und politische Geschichte folgendergestalt vorgetragen. Die sogenannte *heilige Geschichte* nimmt 2 Stücke und 7 Tabellen ein; sie besteht aus der *Geschichte der Religionen und Weissagungen*, und aus der *Kirchengeschichte*. In jener wird die *patriarchalische*, *heydnische*, *jüdische*, *christliche* und *muhamedanische* Religion; in dieser theils die Geschichte Jesu und seiner Apostel, theils die Geschichte der *Päpste*, tabellarisch dargestellt. Ausgenommen, aber nicht zugegeben, dass diese Trennung der Religions- und Kirchengeschichte von der eigentlichen Weltgeschichte vortheilhaft, ja selbst dem historischen Zusammenhange des Ganzen gemäs sey; finden wir auch in diesen ersten Stücke eine etwas unnatürliche Absonderung der Religionsgeschichte von der kirchlichen. Warum soll überhaupt das Leben *Jesu*, der Apostel und der Päpste in der letztern Platz haben? und wie kann man, ohne den Stifter der Religion zu kennen, wozu erst S. 11. fg. Anleitung gegeben wird, die vorhergehende Religionsgeschichte verstehen? Aufserdem ist auch in diesen Tabellen manches zu berichtigen. Besonders scheint der Vf. in der Geschichte der Päpste, von denen viele gar nicht genannt zu werden verdienten, auf ein älteres Handbuch gerathen zu seyn, und demselben die nicht geringe Anzahl ungewisser und seichter, oder gar falscher Nachrichten abgeborgt zu haben, welche wir hier lesen. Z. B. dass *Calixtus* I. zwischen 219 — 223. die 4 grosen Jahresfasten gestiftet habe; *Marcellus* von 305 — 310. der Stifter der 25 Kirchspiele zu Rom, seyn soll; dass *Innocentius* I. von 402 — 417. die letzte Oelung zu einem Sacrament gemacht; *Bonifacius* II. von 530 — 532. verordnet habe, dass nach eines Pabstes Tode der Stuhl allemal in 3 Tagen besetzt werden sollte; dass *Vitalianus* (655—669.) befohlen habe, den Gottesdienst in lateinischer Sprache zu halten; *Sergius* I. (687 — 701.) die Sachsen und Friesen zum Christenthum gebracht habe; dass dem Papste *Zacharias* (741 — 752.) *Bamberg*, *Erfurt* und *Mersеburg* ihren Ursprung zu danken hätten; u. dgl. m. die sogenannte *Weltgeschichte* (S. 34. fg.) wird in die alte und neue abgetheilt, und jene von der 8 — 22sten Tabelle, nachdem die Geschichte vom Anfange der Welt bis auf Abraham fortgeführt worden, dergestalt abgehandelt, dass die Geschichte der Israeliten, der Babylonier und der Assyrer, der Phoenicier, und übrigen berühmten Völker, auf einander folgen. Eben so ist die neue Weltgeschichte mit der Fortsetzung der jüdischen Geschichte angefangen, und in einer Reihe Nationalgeschichten fortgesetzt worden. Der Plan ist fast durchgehends einerley mit dem, welcher in *Schröckhs* Weltgeschichte für Kinder zum Grunde liegt; dessen Worte sich auch der Vf. öfters bedient zu haben gesteht. In den Tabellen herrscht die Einrichtung, dass eine oder mehrere Spalten die Chronologie, andere die Fürsten, berühmte Gelehrten und andere vorzügliche Männer, einzelne merkwürdige Begebenheiten ferner die wichtigsten Veränderungen im Zusammenhange, und endlich den Zustand der Wissenhaften, Künste und Sitten in sich fassen. Für eine tabellarische Vorstellung können wohl manche Erzählungen zu umständlich heisen: und die Spalte, welche einzele Begebenheiten enthält; dünkt uns grosentheils überflüssig zu seyn. Ueberhaupt aber ist dieses Werk von sichtbarem Fleisse noch mancher Verbesserungen von Seiten der Wahl, Genauigkeit und Stellung der Gegenstände fähig, um eine höhere Brauchbarkeit zu erhalten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 23. Julius. 1794.

ERDBESCHREIBUNG.

Unter der Aufschrift: En Suisse — *Du Gouvernement de Berne.* 1793. 284 S. 8.

Nach der Einleitung ist der Zweck des Vf. die Vertheidigung der bernerschen Regierung gegen verschiedene Libelle. Th. I. C. 1. Von der Regierung überhaupt. S. 2. „Die höchste Gewalt in dem Cantone Bern „liegt in den Händen eines Rathes von höchstens 299 Glie„dern, sämmtlich Bürgern der Hauptstadt, welche sich, „nach den verschiedenen Zweigen der Staatsverwaltung, „in verschiedene Kammern vertheilen. S. 3. „Anfänglich beschränkte sich die ganze Republik blos auf Bern „und die Bannmeile der Stadt. Die Stadt dehnte her„nach theils durch Ankauf, theils durch Anerbung, theils „durch Eroberung, theils durch freywillige Unterwer„fung ihr Gebiet nach und nach aus. Alle Vereinigun„gen indess geschahn unter gegenseitigen Verpflichtun„gen, vermöge welcher die Hauptstadt Bern den Unter„thanen mehr oder weniger Freyheiten bewilligte. Die „Unterthanen haben in ihren gemeinen und Municipal„städten ihre eigene Obrigkeit, Polizey, Einkünfte, „ohne andere Zwischenkunft des Souverains, als im „Fall einer Appellation. S. 4. Durchgängig herrscht die „gröste bürgerliche Freyheit.“ Ueber die politische Freyheit drückt sich S. 5 und 6. der Vf. folgendergestalt aus: „Wenn man zu einer guten Staatsverfassung un„umgänglich nothwendig glaubt, dass die Erwählung „der Regenten beym Volke stehe, so bleibt die berner„sche Verfassung auch in diesem Sinne gut. Unsere Re„genten ernennt eine grosse Majorität des Volkes, frey„lich nicht mit der Stimme, aber mit dem Herzen. Bey „Aufzählung der Stimmen von allen Einwohnern in dem „Cantone würd' es sich zeigen, dass mehr als $\frac{19}{20}$ dem „gesetzlichen Souverain das volle Recht zur Regierung „feyerlich zukennen.“ Bey solcher Vorausetzung scheint es, dass der Vf. sich theils ohne Noth wegen des Revolutionsgeistes beunruhigt, theils auch hie und da, besonders in der Einleitung, das Geschrey über verdächtige Anschläge übertreibt, „Ich erkläre,“ fährt er in redneriſchem Tone fort, „dass ich auch ohne Wahlherren und „Urversammlungen die zeitigen Besitzer der souverai„nen Gewalt zu Führern des Volks wähle; ich wähle „Sie, in wiefern ich freywillig ihrer Erwählung zustim„me; jeden Tag gebe ich ihnen die Stimme meines Her„zens, wodurch ich Sie zu beständigen Repräsentanten „meines Willens erhebe. Ohne aus meinem Zimmer zu „treten, geniesse ich der Befriedigung, meine Repräsentanten zu ernennen, und so erfreue ich mich mit „allen guten Bürgern der politischen Freyheit.“ C. 7. Von der bürgerlichen Rechtspflege. S. 8. „Die bürgerli„chen Gesetze sind nicht in allen Gegenden des Cantons „die gleichen. In den deutschen Gegenden gilt, mit „Ausnahme einiger privilegirten Bezirke, das Gesetz„buch von Bern; in dem Wattlande, dem Gouverne„ment von Aigle und in der Stadt Lausanne gelten die „einheimischen fortgeerbten Gesetze. Die bürgerlichen „Rechtshändel gehören nicht unmittelbar vor den Sou„verain selbst. Die Gemeinen und Landstädte haben ih„ren eigenen Richter erster Instanz. Nur durch den Weg „der Appellation gelangen die Streitsachen vor das Tri„bunal des Landvogtes, bey welchem Eingebohrne des „Orts sitzen; von diesem Tribunale gelangen sie weiter „an die Appellationskammern in Bern. S. 9. In Bern „befinden sich zwo solche Kammern; die eine für das „deutsche Gebiet, von welcher noch ein Recurs an den „souverainen Rath geht; die andere für das Wattland, „welche (wofern kein Monitorium erfolgt) unwieder„ruflich entscheidet. S. 10. Vor diesen Kammern stellen „sich die Partheyen in Bern, und sie bezahlen für die „Sentenz eine sehr kleine Summe.“ C. 3. Von der Criminaljustiz. „Mit Ausnahme einiger Städte und Frey„herren, welche das Recht über Leben und Tod haben, „geniessen in allen andern Gegenden die Angeklagten „den Vortheil, dass sie vor das Tribunal desjenigen Orts, „wo das Verbrechen geschah, gebracht werden. Unter „dem Vorsitze des Landvogts wird vor dem Tribunale „der Process untersucht. Nur Hochverrath gehört un„mittelbar vor den souverainen Rath; in jedem andern „Falle wird kein Verbrecher dem natürlichen Richter des „Orts entzogen. Bern bestätigt die Todesurtheile, oder „mildert sie. S. 15. Durchgängig geschont bleibt die „persönliche Sicherheit. Hier aber, setzt der Vf. hinzu, „hier nehmen wir für den Augenblick die letztern Bege„benheiten in dem Wattlande während einer ausseror„dentlichen Epoche aus, und man darf bezeugen, dass „seit Jahrhunderten jede Handlung willkürlicher Autori„tät, jede Verhaftnehmung ohne erwiesenes Verbrechen, „jede gesetzwidrige Criminalprocedur durchaus unbe„kannt gewesen.“ C. 4. Von Besteurungen. S. 18. „Es „gibt nur zweyerley Auflagen, der Zoll und der Terri„torialimpost. S. 19. Die Salzregie ist für das Volk viel„mehr vortheilhaft, als nachtheilig. Es bezahlt für das „Pfund Salz 1 Sous 9 Deniers. Der Zoll ist sehr gering. „S. 21. Der Territorialimpost besteht, 1) in dem Zehnten, „den durch den ganzen Canton aller nutzbare Boden be„zahlt; 2) in den Grund- und Bodenzinsen (*censes fon„cieres*), welche jährlich verschiedene Grundstücke an „den Producten selbst entrichten; 3) in den Laods, oder „dem zehnten Denier, welchen der Souverain in dem „Wattlande von den verkauften Gütern bezieht. Auch „gibt

„gibt es Güter, welche vom Zehnten, von den Grund-„zinsen und von den Laods befreyt sind.“ C. 5. Von der Finanzverwaltung. S. 26. „Noch besitzt der Souve-„rain in Bern Eigenthum, Einkommen und einen Schatz, „die, wie der Vf. versichert, den souverainen Rath be-„sonders angehören. S. 27. Er ist Gläubiger von den „mächtigsten Staaten Europens.“ C. 6. Von den Landvögten. S. 32. „Die Landvögte sind sämmtlich Glieder „des grosen Rathes zu Bern; sie besorgen in ihrem Be-„zirke die Finanzverwaltung, haben den Vorsitz in den „Amtstribunälen, wachen für Ordnung und Sicherheit, „und vollziehen die Beschlüsse des Rathes in Bern. S. „35. Jedes Jahr legen sie vor der Finanzkammer über „ihre Verwaltung Rechenschaft ab. Solcher Landvog-„teyen gibt es ungefähr funfzig. S. 36. Jährlich ertra-„gen die reichern 20,000 Franken; im Durchschnitte, „jede in die andere gerechnet, erträgt jede 10,000 Fran-„ken; die Hauptsumme von allen zusammen bringt also „jährlich 500,000 Franken. Wenn diese Summe auf die „Bevölkerung des Cantons (350,000 Seelen) vertheilt „würde, so würde jeder Kopf nicht mehr als ungefähr „1 Livr. 9 Sols geben müssen.“ Diese Berechnung nimmt der Vf. selbst zurück; keineswegs sagt er, S. 37. „ist es das Volk, welches die Landvögte besoldet; der „Souverain besoldet sie; das Volk bezahlt nur die oben-„erwähnten Zölle, Zehnten, Grundzinse.“ Der Vf. macht sich selbst folgenden Einwurf: „Alle diese Steuern „kommen nur der Hauptstadt und den Bürgern der Haupt-„stadt zu gute, ohne dass das Geld in die Provinzen zu-„rückfliesst.“ Hierauf antwortet er S. 38. „Jedes Jahr „wirft der Souverain wieder Etwas an bestimmten Jahr-„gehalten, an zufälligen Gratificationen, an Werken der „Wohlthätigkeit in die Provinzen zurück.“ Ueber die-ses Etwas wünschten wir von dem Vf. eine detaillirtere Berechnung zu sehen, um so viel mehr, da er sich oben als sinnreichen Berechner gezeigt hat. C. 7. Vom Zu-tritte beym Souverain. Er soll sehr leicht und zutrau-lich seyn. C. 8. Vom Militärwesen. S. 51. „Ausschlie-„send beym Souverain steht das Recht, Krieg, Frie-„den, Bündnisse zu machen.“ S. 52. Keineswegs mit „regulirten Truppen, Garnisonen, Unterhaltung von Fe-„stungen, Kriegessteuern drückt man das Volk nieder. „S. 54. „Jeder Unterthan bleibt vom 16 Jahre bis zum „60 in die Nationalmiliz eingeschrieben, und schafft sich „selbst Gewehr und Uniform an. S. 56. Wenn der Sou-„verain ein Aufgebot thut, so läst er nach eigenem Be-„lieben aus verschiedenen Bezirken Mannschaft ausho-„ben, und zwar unter solchen Anordnungen und Ver „theilungen, die für das Volk am wenigsten lästig sind; „auch wird die Mannschaft sogleich beym Ausmarsche „besoldet. S. 57. In Bern ist ein Arsenal, nebst einem „eigenem Kriegsrathe. S. 57. Ein Beweis von dem Zu-„trauen des Souverains zum Volke ist es, dass er jedem „Unterthan zu jeder Zeit sein Gewehr in der Hand läst. „S. 60. Bern hat vier Regimenter in auswärtigem Dien-„ste. Die Epoche dieses auswärtigen Dienstes hält der „Vf. nicht für einen Zeitpunkt des Unglücks, sondern „für die erste Epoche der eidgenössischen Ruhe. S. 62. „Durch den auswärtigen Kriegsdienst versichert sich die „Regierung nicht nur den Frieden mit den verbündeten „Mächten, sondern auch ihrer Freundschaft.“ Da indess gegenwärtig Bern der Neutralität geniesst, ungeachtet weder Bern noch irgend ein anderer Canton Truppen weder im deutschen noch im französischen Dienste hat, so wird der Vf. erkennen, dass zur Unterhaltung des Friedens und der guten Nachbarschaft andere Mittel wohl weit zuträglicher sind, als Miethtruppen. Die Vermie-thung der Truppen zieht immer öconomische sowohl als moralische Nachtheile nach sich. C. 9. Von dem Kir-chenwesen und von dem öffentlichen Unterricht. S. 69. Nach unserm Vf. befindet sich unter der bernerschen Re-gierung die Geistlichkeit gerade in einer solchen Lage, wo sie nützen, und nicht schaden kann. S. 70. In Bern, wo die Bevölkerung aus 12000 Seelen besteht, befinden sich zwölf Prediger; in Lausanne, bey einer Bevölkerung von 7000 Seelen, sieben; in Vevai vier Prediger. Jeder, der auf eine Predigerstelle Anspruch macht, muss, für das deutsche Land, in der Hauptstadt Bern, und, für das Wattland, in Lausanne geprüft wer-den. C. 10. Von mildthätigen Anstalten. S. 79. In der Hauptstadt befinden sich zwey Hospitäler; S. 82. zwey Waisenhäuser, aber ausschliessend nur für Kinder der Stadtbürger in Bern. S. 84. Bey Ueberschwemmungen, Feuersbrünsten, Hagelwetter und andern Unglücksfällen sammelt man in Bern Liebessteuern. (Interessant wären hier einige Steuerverzeichnisse.) S. 86. „Man wirft der „Regierung den ausschliessenden Genuss der seculariisir-„ten Kirchengüter vor, und man bedenkt nicht, dass sie „daraus theils die Unkosten des Cultus bestreitet, theils „die Beschwerden der Armuth erleichtert.“ C. 11. Von Missbräuchen überhaupt. S. 106. „So wie aller Orten, „so gibt es auch Missbräuche in Bern; allein sie sind „theils wenig zahlreich, theils werden sie abgeschafft, „so bald sie die Regierung gewahr wird, theils auch „durch die grösern Vortheile vergütet.“ Beyspiele und Detail findet man in diesem Abschnitte nicht. C. 12. Von den Gebrechen der Verfassung. S. 108. „Das erste Ge-„brechen, das man der bernerschen Verfassung vorwirft, „besteht darin, dass die Souverainität nicht bey dem „Volke stehr, sondern auf den Senat einer einzigen Stadt „concentrit ist. S. 111. „Sie steht nicht in Kraft eines „Decrets bey dem Volke, auch wird sie nicht von ihm „ausgeübt; indess aber geniesst es alle Vortheile derse-„ben.“ S. 113. Den Einwurf, dass das Volk keine selbst-gewählten Landstände habe, beantwortet der Vf. damit, dass es keine verlange. S. 115. „Repräsentanten ernennen, „heisst so viel, als den Andern die Vollmacht ertheilen, für „uns zu wollen. Wozu aber frommt es uns, dass wir eine „solche Vollmacht vielmehr diesen als jenen ertheilen? „Was mich betrifft, setzt der kluge Vf. hinzu, so ent-„fremde ich meinen Willen zu Gunsten Sr. Gnaden und „Excellenzen.“ Sinnreich häuft er Einwurf auf Ein-wurf: „Geniesen wir aber nicht grösserer Freyheit, wo-„fern wir die Regenten selbst wählen?“ Gerade das Ge-gentheil antwortet er. S. 117. „So unvermeidlich „sind die Ränke bey den Volkswahlen, dass man in al-„len (?) Republiken, wo bey den Wahlen die Stimmen „gelten, zugleich noch die letzte Entscheidung dem Loos „überläst, der göttlichen Vorsehung, welche so wich-„tige Wahlen besser leitet, als es die blinden Sterblichen

„nie

„nie thun könnten.“ Fürwahr eine Aeuſserung, die des Vf. religioſe Denkart eben nicht in dem ſchönſten Lichte zeigt. S. 118. „Könnten aber, frägt er, die Repräſentanten nicht auf Zeit, z. B. auf zwey, drey Jahre gewählt werden?“ In ſolchem Falle, antwortet er, „würden ſie den kurzen Zeitraum ausſchlieſsend zu ihrem perſönlichen Vortheile benutzen.“ S. 121. macht er die richtige Bemerkung: „Wenn der Deſpote von „Spahis und Janitſcharen unterſtützt iſt, in ſolchem Falle „hat das Volk freylich keine politiſche Freyheit, und „gezwungen iſt ſeine Einwilligung: in einem Lande „aber, wie das unſrige, wo die Regierung keine unmittelbar nur von ihr abhängende Gewalt hat; in einem „Lande, wo ſie ſich dem Unterthan anvertraut, und wo „dieſer bewaffnet iſt, in einem ſolchen Lande genieſst „das Volk mehr ächte politiſche Freyheit, als wenn ſein „Wahl- und Repräſentationsrecht noch ſo ausgedehnt „ware.“ C. 13. Von den Feudalrechten. S. 130. „Dieſe „Rechte fodern in dem Cantone Berne keine perſönliche „Dienſtbarkeit oder Leibeigenſchaft; ſie fodern die Erſtattung nur von dem Boden; ſie würden durch ihre „Abſchaffung drückendere Auflagen nothwendig machen. „S. 132. Die Feudalverbindlichkeiten ſind nichts anders „als Rückbezahlungen an eine ſehr geſetzmäſsige Schuld, „groſse Landeigenthümer waren es, die vormals einzelnen Perſonen für ſich und ihre Nachkommen verſchiedene Grundſtücke unter der Bedingung abgetreten haben, daſs ein Theil des Ertrags ihnen, ihren Erben „oder Nachfolgern zukommen ſollte. S. 133. Allein „manche dieſer Feudalverbindlichkeiten gründen ſich weniger auf ſolche Verträge, als tyranniſche Erpreſſungen „entweder des Adels oder Geiſtlichkeit: Der Einwurf, „ſagt der Vf., paſst auf ſehr wenige Fälle; neben dem „ſind nun einmal auch ſolche Feudalſchulden ſeit Jahrhunderten anerkannt.“ C. 14. Von den Gebrechen der Verwaltung. S. 138. Eines von den vorgeblichen Miſsbräuchen iſt die Einſchränkung der Freyheit bey dem Getreidehandel. „Unumſchränkte Freyheit aber,“ ſagt der Vf., „wäre der Ruin des Feldbauers und Landeigenthümers. Bey dem Bedürfniſſe des auswärtigen Getreides würden ſie die auswärtige Concurrenz nicht aushalten, und das Volk würde von Monopoliſten gedrückt „werden. S. 139. Die Regierung kauft alſo ſelbſt ausländiſches Getreide, und füllt damit die öffentlichen „Magazine. Auf ſolche Weiſe erhält ſie den Preis des „Brodes in einer Taxe, welche ſowohl für den Verzehrer als für den Arbeiter vortheilhaft iſt.“ Ein anderer vorgeblicher Miſsbrauch ſind die ausſchlieſsenden Privilegieen der Stadtbürger in Bern. Von ſolchen aber weiſs der Vf. überall nichts. S. 140. „Die Handelſchaft „iſt dem Landmanne eben ſo frey erlaubt, als dem Stadtbürger. Zu den Compagnien und Regimentern in auswärtigem Dienſte hat jener eben ſo gut Zutritt, als „dieſer. Dieſer, fährt er fort, behält ſich freylich die „gröſsere Zahl der Militärſtellen vor. Und warum nicht? „Die Stadtregierung in Bern iſt es, welche die Militärcapitulationen ſchlieſst; S. 141. ſie, dieſe Regierung, „(*l'Etat de Berne, proprement dit*) macht den Mittelpunct oder den Hauptkern der Republik aus.“ Hier macht es der Vf. der Regierung wohl wenig zu Danke, wenn er die Capitale zu ihrem Hauptaugenmerk macht. S. 143. Die Klagen über den Zoll auch im Innern des Landes weiſet er mit Bemerkung zurück, „daſs die fremden Waaren nicht höher, ja, nicht einmal ſo hoch zu „ſtehen kommen, als im Auslande ſelbſt.“ Eine Bemerkung, die er durch Beyſpiele hätte klar machen ſollen. Auf S. 144. kömmt er zur erſten Epoche des öffentlichen Unwillens im Wattland. Dieſe Epoche fällt in das Jahr 1781. „Das Land,“ ſagt der Vf., „wird von allen andern Auflagen als frey angeſehn, (*cenſé exempt*) auſser „denjenigen, welche durchgängig feſtgeſetzt und bewilliget ſind, (*établies et conſenties généralement*) nämlich den Territorialimpoſten. Inzwiſchen legte bey Gelegenheit des Straſsenbaues zu Morſee der Rath zu Bern „jedem Beſitzer von Grundſtücken in dieſem Amte eine „Steuer auf.“ Ungeachtet dem Vf. die Nachfrage über die eigentlichen Landesrechte keineswegs ſchwer ſeyn muſste, ſo entſchuldigt er ſich doch mit ſeiner Unkunde (?) und überläſst andern die Entſcheidung, ob die Beſteuerung ein Miſsbrauch ſey, oder nicht? „Die Stadt „Morſee machte dagegen Einwendungen.“ Warum läſst uns der Vf. in der Ungewiſsheit, ob ſie mittlerweile die Steuer bezahlt habe, oder nicht? Nach *I. I. Cart* (*Lettres ſur le droit public du pays de Vaud*) hat ſie bezahlt. „Der Souverain erlaubte den Einwohnern von „Morſee die Ueberreichung eines Memorials. Wegen „überhäufter Geſchäfte aber konnte er es bis auf jetzt (?) „noch nicht unterſuchen.“ Wir ſchreiten zum zweyten Theile des Buchs fort: Ueber die neueſten Vorfälle im Pays-de-Vaud. C. 1. Veranlaſſung der Vorfälle. S. 159. „Seit mehr als zwey Jahrhunderten genoſs unſer glückliches Vaterland einer innern Ruhe, deren Gang nichts „unterbrach.“ Der Vf. weiſs alſo nichts von dem im deutſchen Bernergebiete ausgebreiteten Bauernaufruhr im J. 1653; nichts von den pietiſtiſchen Unruhen, nichts von den Verfolgungen der *Formula Conſenſus*, nichts von Hänzi's Verſchwörung in dem gegenwärtigen Jahrhunderte. S. 160. „Alles Unheil in ſeinem Lande kömmt „von der franzöſiſchen Revolution her.“ Und alſo auch von ihr die S. 144. erwähnte erſte Aeuſserung des Miſsvergnügens wegen der Beſteurung von Morſee im J. 1781? C. 2. Die erſten Funken; Maaſsregeln des Souverains zur Unterdrückung derſelben. S. 171. „In Paris „war es Mode, die Souverains zu kritiſiren; wer von „gutem Tone ſeyn wollte, kritiſirte alſo auch bey uns „die Regierung. Einige theils enthuſiaſtiſche, theils ehrſüchtige, Menſchen begleiteten mit den freyern Reden „ſolche Schritte, die unvermerkt hätten eine Revolution „herbeyführen können.“ Unter ſolchen Schritten meynt der Vf. nach S. 172. verſchiedene Zeitungsblätter, welche die Wiedereinführung der Wattländiſchen Landſtände ankündigten. S. 175. Dem Eindruck ſolcher Blätter ſetzte die bernerſche Regierung im Sept. 1790 eine *Addreſſe au Pays-de-vaud* entgegen. S. 182. Die väterliche Warnung erwiederten die vornehmſten Ortsobrigkeiten im Pays-de-vaud mit feyerlichen Verſicherungen ihrer Volkstreue. S. 184. „Bey weitem der gröſste Theil der „Einwohner (*la plus grande majorité*) war bereit, für

„das Heil der Regenten den letzten Blutstropfen zu ver„gieſsen. S. 185. „Bey ſolchen Geſinnungen der Mehr„heit, bey der Kraft der Regierung, bey ihren reichen „Fonds und Waffenanſtalten, beym Beyſtande des deut„ſchen Landesbezirkes, bey der Unterſtützung und Ge„währleiſtung aller Cantone, was beſorgte Bern von ei„nigen müſsigen oder Schwindelköpfen? S. 186. Aus „der Gegend von La-Côte wendeten ſich die Einwohner „mit theils ehrerbietigen, theils freymüthigen, Recla„mationen an den Souverain. Sogleich ſchickte dieſer „an Ort und Stelle den Schatzmeiſter nebſt andern Raths„gliedern.“ Schade, daſs der Vf. ſo kurz abbricht! Er gibt zuverſtehen, daſs, ungeachtet der Unterſuchung, alles im alten geblieben. C. 3. Von der Verhaftnehmung des Hn. Martin. S. 189. „Hr. Martin, Paſtor zu „Mézieres, ein untadelhafter und durchgängig geſchätz„ter Mann, war um Mitternacht in ſeinem Hauſe arre„ſtirt, und auf Befehl der hohen Regierung nach Bern „geführt worden. Der gewaltſame Schritt erregte durch„gängig lautes Geſchrey. S. 190. Zu dem Schritte „hatte den Souverain eine geheime Angebung verführt. „S. 192. War aber, frägt der Vf., die gewaltſame Hin„ſchleppung nach der Hauptſtadt nicht eine Verletzung „der Provincialfreyheiten? Hätte man den Angegebe„nen nicht zuerſt vor den Richter am Orte vorladen ſol„len?“ Hierauf weiſs er nur ſo viel zu ſagen, daſs bey Klagen über Hochverrath niemand Richter ſey, als der Souverain. Dagegen erinnert Rec., daſs gleichwohl der Souverain im J. 1723 das Gericht über einen bewaffneten Aufwiegler, den Major *Davel*, dem einheimiſchen Richter in Lauſanne überlaſſen habe. S. 195. „Am En„de der Procedur erklärte der Rath in Bern Hn. Martin „wegen ſeines geäuſserten freyern Worts völlig ſchuld„los, und vergütete ihm die erlittene Kränkung theils „mit Ehrenerklärung, theils mit einer Summe von 100 „Louisdors. S. 197. Den Angeber lieſs der Rath unge„ſtraft.“ C. 4. Ueber Angebungen (*Delations*) zweydeutiges ſeichtes Geſchwäz. „Bey delicaten Zeitumſtän„den, heiſst es am Ende des Abſchnitts, muſs der weiſe „Regent von allen ſeinen Leuten Nutzen zu ziehn wiſ„ſen, ſelbſt von nicht achtungswürdigen, (*même des „moins eſtimables*) indem er auch von ihrer Seite (?) „Licht (*was für Licht?* frägt Rec.) ſchöpft, jedoch oh„ne daſs er ſolche miſsbraucht, die ſchaden können. „Den Löwen in der Fabel lobt man, daſs er beym An„marſche alles benutzt, und ſich ſelbſt des Eſels zum „Trompeter bedient.“ Eine Maxime, eben ſo ſonderbar, als die Anwendung der Fabel. C. 4. Freudenfeſte am 14ten und 15. Julius. Abſendung bernerſcher Commiſſarien nach dem Wattlande, in Begleitung von Truppen. S. 226. „Im Frühjahre 1791 hatten ſich von Auſsen „her verſchiedene Libelle gegen die Berner Regierung, „und damit zugleich in Bern falſche Gerüchte von Em„pörungen im Wattlande verbreitet. S. 229. Die Em„pörungen beſchränkten ſich auf Trinkgelage: Bey dem „einen trank man zu Ehren der neuen Franzoſen; bey „dem andern zu Ehren der alten. Da man bey jenen die „dreyfarbigte Cocarde aufſteckte, und die franzöſiſchen „Cannibalenlieder erſchallen lieſs, ſo ſchickte der Sou„verain in Begleitung von einigen tauſend Bajonetten „und zahlreicher Artillerie eine hohe Commiſſion nach „Rolle. S. 236. Sie ſtellte die Polizey wieder her, und „damit endigte ſich die kriegeriſche Expedition. S. 238. „Immer indeſs hatte ſie zwo bis drey Millionen geko„ſtet.“ S. 243. Nicht genug kann der Vf. die eben ſo koſtbaren als gewaltſamen Maaſsregeln loben: „Denn „bereits,“ ſchreibt er, „hatte ein gewiſſer Club von „D.. einen armen Fuhrmannsjungen als auſserordentli„chen Geſandten in den Weinſchenken herumreiſen laſ„ſen.“ C. 5. Von den arreſtirten Perſonen. Sogleich nach dem Anmarſche der Berner Truppen ergriffen einige von den Schwindelköpfen die Flucht, andere geriethen in Verhaft. S. 257. „Ihre ſehr kleine Anzahl,“ ſagt der Vf. ſelbſt, „beweiſet die gänzliche Schuldloſigkeit „der Majorität des Volkes.“ S. 263. rechtfertigt er die ſcharfen Maaſsregeln durch ein *Argumentum ad hominem*, indem er bemerkt, daſs auch in Frankreich die Gewalthaber nicht weniger ſcharf für ihre Autorität eifern. — Sehr wohl begreift Rec, daſs ein ſolcher Apologet bey dem Souverain in Bern wenig Dank habe. Den Mangel ſowohl an diplomatiſcher Gelehrſamkeit als an Einſicht in die gegenwärtige innere Lage der Sachen verbirgt er nur ſchlecht unter ſeiner Redſeligkeit.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, in d. Gräff. Buchh.: *Züge aus dem Leben unglücklicher Menſchen.* 1793. 202 S. 8.

„Wichtig und intereſſant müſſen jedem Menſchen Beyträge zur Geſchichte des menſchlichen Elendes ſeyn,“ ſagt der Vf. in der Vorrede, und in ſoferne ſolche „Beyträge Lehren, Warnungen und Mittel enthalten dem Elende abzuhelfen oder ihm vorzubeugen, ſind ſie allerdings dem Menſchen wichtig. Manche ſchöne und gut geſagte Stelle enthalten dieſe Beyträge, wie z. B. S. 1. „Unglück, wenn es nicht auf einmal zu ſchrecklich „ſtürmt, vermag in dem Menſchen die ſchönſten Tugen„genden zu wecken, macht ſein Herz weich und zur „Hülfe bereit, erzieht ihn zum wahren groſsen Menſchen„freund“ etc. S. 3. redet der Vf. die fühlloſen unter den Glücklichen ſchön und pathetiſch an: „Euch, ihr „kalten Geſchöpfe, möchte ich fragen: habt ihr noch nie „Menſchenthränen geſehen, nie geſehen, wie tief Kum„mer und Armuth niederbeugen, jede Kraft lähmen, „Hoffnung und Blüthe zertreten kann?“ etc. Daſs ſie aber alle obbenannte Eigenſchaften haben, wodurch ſie jedem (verſtändigen) Menſchen intereſſant werden, möchte Rec. nicht behaupten, indem ſie ungleich weniger Lehren und Mittel, als ſentimentaliſche Tiraden von Schickſal und Vorſehung in Stillings Manier etc. enthalten, und überdieſs noch der gröſste Theil des Elendes dieſer Beyträge aus der Liebe entſtanden iſt, wobey denn *more ſolito* vielmehr Phantaſey als Wirklichkeit iſt; mit welchem Fehler vorzüglich die zwey letzten Stücke behaftet ſind.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 24. Julius 1794.

ARZNEIGELAHRTHEIT.

Riga, b. Müller: Dr. *Georg Heinrich Jawandts*, ausübenden Arztes in Meiningen, *Beobachtung einer Ruhrepidemie im Meiningiſchen im Monat Sept. und October* 1791. Nebſt einem Anhang Witterungsbeobachtungen. 1794. 186 S. 8.

Voran geht eine gute, nicht zu ſehr überladene, und zur beſſern Kenntniſs der Epidemie, welche der Vf. in der Folge beſchreibt, hinreichende mediciniſche Topographie des Meiningiſchen Dorfes Jüchſen. Nur S. 6., wo der Vf. bemerkt, daſs der dünne Kaffee, den viele Bauern im Dorfe trinken, Krankheiten errege, die man ſonſt unter dem Landvolk äuſserſt ſelten fand, hätte Rec. die nähere Beſtimmung dieſer Krankheiten zu leſen gewünſcht. Die Verbreitung der Seuche erfolgte auffallend ſchnell: Zu Ende des Auguſts fing die Ruhr unter den Bewohnern des in einem Thale liegenden, ſonſt geſunden, Dorfes an, und am 5ten Sept lagen ſchon 26 Menſchen an der Krankheit. In der Mitte des Septembers hatte der Vf. täglich 60 bis 70 Kranke zu beſorgen, und von 500 Einwohnern wurden über 200 von der Ruhr befallen. Die Urſache lag in der vorher heftigen, dann auf einmal nachlaſſenden, Hitze; im September wurden die Tage ſehr heiſs, die Nächte aber ſehr kalt. Es wurden faſt alle bekannten Arten der Ruhr beobachtet, die entzündliche, die gallichte, die ſchleimichte, die fäulichte, doch war der allgemeine Charakter der Krankheit gallicht. Die ſchleimichte Ruhr. Ihr Unterſcheidungskennzeichen war, auſser dem gaſtriſchen Fieber, und den weiſsgelben, eyweisartigen Stühlen, eine weiſse, oder weiſsgelblichte mit dickem und zähem Schleim belegte, rauhe, oder zottichte Zunge, und ſo lange die Zunge ſo blieb, ſo lange war an keine Verminderung der Krankheit zu denken. Ueberhaupt macht der Vf. die wahre Bemerkung: daſs ſich bey der Ruhr die Beſchaffenheit der Krankheit auf der Zunge deutlicher und beſtimmter, als in irgend einer andern Krankheit, ausdrückt. Die Kranken an dieſer Art der Ruhr genaſen alle, wenn man nur Brechmittel, dann abführende Mittel, dann eine Miſchung aus Löwenzahn- und Alandwurzelextract und viel dünnes, auflöſendes und ſchleimichtes Getränk gab. Waren die Unreinigkeiten weggeſchafft, ſo wirkte eine Miſchung von der *Tinctura Thebaica* mit drey Theilen Spiesglaswein vortreflich. Die Rhabarber, welcher der Vf. überhaupt nicht hold zu ſeyn ſcheint, ſchadete. Die gallichte Ruhr befiel ſchwächliche Körper und Weiber. Auſser den gewöhnlichen Zufällen, war ein Brennen und Drücken in der Herzgrube bey allen Kranken zugegen. Die Zunge war dunkelroth, nur an der Wurzel gelb, bey einigen gar nicht gelb. Der Magen war äuſserſt reizbar, und 15 Gran von der Brechwurz reichten gewöhnlich hin. Gut war es, wenn das Brennen in der Herzgrube auf das Brechmittel nachlieſs: geſchah es nicht, ſo erfolgte gewöhnlich die fürchterlichſte Complication der Ruhr mit der *febris aphthoſa*, und die Kranken ſtarben. Schade iſt's, daſs der Vf. nicht wenigſtens von den Bemühungen ſpricht, die er anwendete, um die mit Schwämmchen im Nahrungscanal verbundene Ruhr zu heilen. Rec. weiſs aus eigener Erfahrung, wie fürchterlich dieſe Krankheit iſt, und wie ſelten der Erfolg auch den ſorgfältigſten Beſtrebungen der Aerzte entſpricht. Die Rhabarbar ſchadete auch hier. Das *vitrum antimonii ceratum* war, in hartnäckigen Fällen gebraucht, immer fruchtlos. Der vorgefallene After wurde mit warmen Leinöl gebähet, worauf er gewöhnlich von ſelbſt zurückging. Das künſtliche Zurückbringen ſchadete, weil es zu oft unternommen werden muſste, und den Reiz vermehrte. Die Anzeigen zur Aderlaſſe bey der gallichten Ruhr ſind äuſserſt zweifelhaft, und der Vf. bemerkt ſehr richtig, daſs in keiner Krankheit die Zeichen, welche eine Entzündung der Eingeweide des Unterleibes verrathen, mehr trügen, als bey der Ruhr, beſonders bey der gallichten. Anhaltendes Brennen in der Herzgrube, fortwährendes Bauchgrimmen nach den Stühlen, vermehrter Schmerz des Unterleibes beym Befühlen, Beängſtigung, fliegende Röthe des Geſichts, beſtimmten den Vf. zur Aderlaſſe, die dann auch vortheilhaft für den Kranken wirkte. Zuweilen waren aber auch die Gegenanzeigen ſo ſtark, daſs es äuſserſt ſchwer war, die richtige Anzeige zur Aderlaſſe zu treffen. Von dem Puls, und wie trüglich er ſey, wenn man den entzündlichen Zuſtand der Eingeweide des Unterleibes aus ihm erkennen will. Ueberhaupt verdient der Vf. wegen ſeiner Bemerkungen über die Verbindung der Ruhr mit Entzündung alles Lob. Die bösartige Ruhr. Die Kranken waren betäubt, hatten das heftigſte Brennen auf der Herzgrube, zahlloſe Stuhlgänge ohne viele Schmerzen, und ſtarben ſchnell an der Entkräftung und Fäulniſs. Die Zunge war bey mehrern Kranken verſchieden; aber ein charakteriſtiſches Kennzeichen, welches bey allen bemerkt wurde, war dies, daſs man bey allen an der Spitze zwey und mehrere trockene kleine Runzeln ſah, die im Verlauf der Krankheit immer nach der Länge zu fortliefen, anfangs einen kleinen halben Zoll lang, oder noch kleiner waren, in der Folge aber ſich ausbreiteten, ſo daſs die ganze Zunge runzlicht und ſo trocken wie Holz wurde. Alle Bemühungen, dieſe Ruhr zu heilen, waren fruchtlos; doch bemerkte man, daſs Erleichterung erfolgte, wenn man ſo glücklich war, das Brennen

auf der Herzgrube zu lindern. Dies geschah zuweilen durch Schröpfen, Blasenpflaster, und einmal sehr wirksam durch fortgesetzte erweichende Umschläge. Die entzündliche Ruhr, die beste und leichteste unter der Behandlung eines guten Arztes, aber auch die tödtlichste unter den Händen der Dorfärzte. Denn bey dieser Ruhr sind nicht allein alle sogenannten specifischen Mittel, sondern auch die schädlich, mit denen man andre Arten der Ruhr gewöhnlich zu heilen pflegt. Der aufgetriebene Unterleib, dessen Schmerzen sich beym geringsten Befühlen vermehrten, war, nebst den übrigen Zufällen des Entzündungsfiebers, das sicherste Kennzeichen. Das sicherste Specificum war eine Aderlasse von 18 bis 20 Unzen. Von der Verwickelung der entzündlichen Ruhr mit nach oben turgescirendem unreinem Stoff. Das Brechmittel, welches den Kranken am Tag vorher getödtet haben würde, beförderte die Genesung, wenn durch die Aderlasse und den antiphlogistischen Apparat die Entzündung vermindert worden war. Von den Ursachen der Bösartigkeit und Ansteckung der Ruhren handelt der Vf. in einem eigenen Kapitel. Nur in Jüchsen wüthete die Seuche: benachbarte Orte, in dem nemlichen Thal gelegen, blieben frey. Der Vf. leitet die Krankheit in dem Dorfe davon ab, dass die Bauern im August, in der Weizenärndte, eiskaltes Wasser gleich aus der den Weizenfeldern benachbarten Quelle tranken, da man dagegen in andern Dörfern in der Aerndte zwar auch kaltes, aber doch erst auf das Feld hingeführtes, also nicht so eiskaltes, Wasser trank. Dass übrigens die Ruhr rheumatischer Natur sey, dies bewiesen auch die mitherrschenden Krankheiten, Rheumatismen, und der Keichhusten, den der Vf. von einer auf die Lungen und die Luftröhre gefallenen rheumatischen Materie ableitet. Das Contagium der Ruhr ging von einem Kranken nicht auf den andern über, wenigstens waren keine sichern Thatsachen da, die dafür sprechen. — Von mehr als 200 Kranken, die der Vf. zu behandeln hatte, starben nur neun, aber auch nicht alle diese würden gestorben seyn, wenn sie nicht so viele Diätsünden begangen, und die Verordnungen des Arztes gehörig befolgt hätten. Zwey Aufsätze, der eine *über die Vorurtheile, die sich den Anstalten der Landesobrigkeit, den Bemühungen der Aerzte, und der lauten Stimme der Vernunft widersetzen*, und *Gedanken und Vorschläge über die Kunst, diese Vorurtheile unter dem Landvolk zu schwächen*, sind gröstentheils aus Zimmermanns Werk von der Ruhr entlehnt. Der Vf., der sich in dieser Schrift durchaus als einen sehr guten Beobachter und denkenden Praktiker gezeigt hat, hat diese Aufsätze deswegen aufgenommen, weil er sah, dass sein Publicum, und das Publicum, von dem Hr. Zimmermann spricht, einerley Vorurtheile hatte.

Erlangen, b. Palm: *De vera notione et cura morborum primarum viarum commentatio, cui alterum praemium Ill. Academia Imp. Naturae Curiosorum d. V. Jan. MDCCXCII decrevit*, auctore D. *Gerardo Antonio Gramberg*, Rev. et Sereniss. Episc. Lubecens. consiliario cancellariae, aulae Ducalis et militiae medico. 1793. 178 S. 8.

Erst sucht der Vf. den Begriff: was sind erste Wege? festzusetzen, und gibt dem Nahrungscanal, vom Mund bis zum After, diesen Namen ausschliessend. Ueber den Begriff der zweyten Wege, der noch schwankender, als der der ersten Wege bey den Aerzten ist, erklärt er sich nicht, so wie er auch das Physiologische der ersten Wege nur kurz berührt. Rec. hätte gewünscht, den Satz S. 24. *tubus intestinalis est praecipuum emunctorium*, genauer ausgeführt zu lesen, da der Darmcanal bekanntlich das grosste und thätigste Ausscheidungswerkzeug, sowohl der gröbern, als der feinern Stoffe, im Körper ist. Richtig bemerkt er auch, dass die Arzneyen und Gifte erst und vorzüglich auf die ersten Wege wirken, aber freylich auch, ohne sich auf die Art, wie sie wirken, einzulassen. Eine Stelle ist so schön und wahr, dass Rec. sich nicht enthalten kann, sie abzuschreiben. *Magna primarum viarum sympathia extat, et vis et energia in universum oeconomiam animalem, in sanitatem et morbum, vitam et mortem, animi propensiones et virtutes, ingenii dotes, rerumque gerendarum habitum et robur.* Die Frage: welches sind die Krankheiten, welche einzig und allein von Fehlern der ersten Wege entstehen? beantwortet der Vf. im zweyten Abschnitt. Er nimmt zwey Hauptklassen an: Krankheiten von verletzter Ernährung, und von verletzter Ausführung des Unraths. Von den deutero-pathischen Krankheiten setzt er drey Klassen fest: metastatische, consensuelle, und blos zufällige. Diese Krankheiten führt er nun einzeln, nach Cullens Manier systematisch geordnet, auf, und es ist leicht einzusehen, dass die Zahl derselben nicht gering seyn kann. Von den Kennzeichen der Krankheiten der ersten Wege. Er theilt sie ein in Kennzeichen in dem *status acutus* und in dem *status chronicus*. Rec. hätte gewünscht, dass der Vf. erst von den allgemeinen Kennzeichen der Krankheiten der ersten Wege, und deren semiotischer Würdigung gesprochen hätte; aber er geht zu wenig ins Detail, und wenn er über die Unvollkommenheit der Semiotik in unsern Tagen billige und wahre Klagen erhoben hat, so gibt er gleich bey den einzelnen Fiebern und andern Krankheiten die Unterscheidungskennzeichen an, wie man sie in tausend Büchern liest. Es ist den Aerzten bekannt, wie äusserst schwer sich oft die Zufälle der Unreinigkeit in den ersten Wegen von den Zufallen der sowohl hitzigen, als langwierigen Entzündung des Magens, der Gedärme, der Leber etc. unterscheiden lassen, und doch sagt der Vf. von diesem wichtigen Punct der Diagnosis nichts. Immer steht noch die weisse, die rotzige, (*mucosum linguae stratum*,) die gelbe, grüne, schwärzliche Zunge unter den Kennzeichen vieler einzelnen Krankheiten der ersten Wege, ohne dass der Vf. an die aller Aufmerksamkeit werthe Bemerkung nur denkt, dass dieser Ueberzug oft ganz andere Ursachen, als Unreinigkeiten, zum Grund hat, und oft von der Exhalation der Lunge entsteht. Die Ursachen, ganz nach dem System, mit wenig eigenen Bemerkungen, die nicht sehr erheblich sind. Auf den Gebrauch des Spiessglanzschwefels, (aber in welcher Gabe?) und des Sabadillsaamens sah einst der Vf. eine tödtliche Entzündung des Magens entstehen. Der Vf. ist noch ganz der Humoralpathologie ergeben, er glaubt z. B., dass

Fieber

Fieber entstehen, wenn die zähen, gallichten und fäulichten Theilchen in die Masse der Säfte übergehen, und zwar entstehen Wechselfieber, wenn diese Theilchen in der kleinsten, nachlassende Fieber, wenn sie in grösserer, und anhaltende, wenn sie in der grösten Menge in die Säfte übergehen. Wenn diese gallichten, schleimigten und faulen Theilchen die *fibram membranaceo-muscul)sam* reizen, so entstehen Krämpfe; wenn dagegen diese Theilchen die Bauchnerven reizen, so entstehen Schmerzen. Vom Consensus der ersten Wege mit andern Theilen handelt er ausführlich und genau, ohne doch neue Thatsachen oder neue Erklärungen darzubringen. Von der Therapie viel zu allgemein, daher auch ohne Nutzen für den Praktiker. Was kann es doch immer helfen, wenn es bey jeder Krankheit heisst, da muss man Brechen erregen, da muss man purgieren: da muss man starke, da schwache Mittel brauchen? Der Vf. sagt: er wolle nur die allgemeine Therapie der Krankheiten der ersten Wege liefern; Rec. findet aber kaum eine allgemeine therapeutische Regel, auf welche die Vorschläge des Vf. gebauet wären. Und was helfen alle *praecepta specialia*, wenn sie nicht auf die festen Regeln der Therapeutik gebauet sind? Immer soll man bey der *febre biliosa* Brechen erregen, *si turget superne materia mobilis*, Purgieren aber *si turget inferne.* *In mucosa ipecacoannam porrigamus, et digestiva resolventia et incidentia. In intermittentibus ubivis resolventia et evacuantia roborantibus febrifugis praecedant. In quotidiana et tertiana simplici unum alterumve emeticum et laxativum suave sub intervallis datum ac solutio salium febrem plerumque fugant. In quartanis fortiora resolventia, et sal ammoniacum, liquorem digestivum Ph. Suec. evacuantia per os alvumque fortiora ac protractiora, tunc corticis Peruviani pulveres requiruntur. In duplicatis et triplicatis materia febrilis magis abundans, copiosior hujus sanguine mistela, profundior meatuum obstructio, major viscerum labes, longiores quoque evacuationes postulant.* Von solchen unbestimmten, allgemeinen, zum Theil falschen Sätzen, wimmelt dieses ganze Kapitel. Rec. fällt hiebey der Vorsteher eines berühmten grosen Krankenhauses in Deutschland ein. Dieser gute Mann hat das Unglück, überall Würmer zu sehen, und der Ausspruch aus dem therapeutischen Dreyfus ist gewöhnlich: Nun da geben wir den *Martem.* Diese allgemeine Empfehlung der Purganzen und Brechmittel läuft nun so durch alle Krankheiten durch, und bey allen chronischen Krankheiten, die der Vf. in sein nosologisches System aufgenommen hatte, empfiehlt er durchaus immer Brechmittel und immer Purganzen. Man mus zwar bedenken, dass er diese Krankheiten alle neu betrachtet, in so fern sie von den ersten Wegen abhangen; aber da hätte er bedenken sollen, dass man in diesen Fällen nicht immer ausführen mus, und dass kein Vorschlag zur Heilung einer bestimmten und einen Namen-habenden Krankheit nützlich seyn kann, falls er nicht auf therapeutische Grundsatze gebauet ist. Bey Behandlung der chronischen Krankheiten finden sich etliche merkwürdige Beobachtungen. Schmalz gab einem Bauer 80 Gran Brechweinstein ohne Wirkung; der Vf. gab einmal einen Scrupel, ja 42 Gran von dieser Arzney ohne viele Wirkung. Rec. glaubt auch, dass die Gemüthsverwirrungen gröstentheils nicht durch die Aderlasse geheilt werden, weil sie gröstentheils nicht vom Ueberflus des Blutes entstehen. Der Vf. aber sagt, er habe nie bey diesen Krankheiten zur Ader gelassen, welches ein unkundiger Leser leicht so auslegen könnte, als gebe der Vf. den Rath, bey diesen Umständen nie eine Ader zu öffnen.

Dürkheim, b. Pfähler: *Anweisung für Hypochondristen, ihren Zustand gehörig einzusehen und zu verbessern.* Entworfen von *Heinrich Tabor*, ausübendem Arzt zu Frankfurt, und Mitglied des med. Senkenbergischen Instituts. 104 S. 8. (ohne Bemerkung des Druckjahrs.)

Wenn der Vf. sagt: es verräth allemal einen grosen Grad von Stolz, Eigenliebe, oder unbesonnene Kühnheit, wenn ein Arzt seinem erlernten und gleichsam beschwornen System ungetreu ein neues Gebäude aufzuführen trachtet, so mus ihn Rec. von allen diesen Autorsünden und Lastern freysprechen, und bemerken, dass er weder die ältern berühmten Meynungen über die Hypochondrie triftig und mit gehörigen Gründen widerlegt hat, noch dass seine Meynung über die Ursache dieser Krankheit unter die neuern gehört. Er sucht Boerhaves Theorie von der schwarzen Galle, als Ursache der Hypochondrie, und die Meynung des Willis von der Schärfe des Nervensaftes, als nächste Veranlassung dieser Krankheit, zu widerlegen, und diese Widerlegung hätte ihm, bey den grosen Fortschritten, die die Pathologie der Nervenkrankheiten in unsern Tagen gemacht hat, sehr leicht seyn sollen und müssen, falls er nur mit der jetzigen Lage der Pathologie besser bekannt und geschickt wäre, seine Begriffe gehörig aufzuhellen, und in gehöriger Ordnung vorzutragen. Wie wenig aber diese Requisite eines auch nur erträglichen Schriftstellers bey dem Vf. zusammentreffen, zeigt jede Seite dieses Werkleins, und unsere Leser werden sich von der Aufklärung und Denkungsart des Vf. einen Begriff machen können, wenn wir folgendes ganz ungesuchte Probestück von den Sätzen geben, die er vorträgt. *Wenn Willis*, sagt er, *sagt, die Grundursachen der Melancholie sind theils eine essigsaure Ausartung der Nervengeister, theils eine schwarzgallige Ausartung des Blutes; so mus ich freylich, was den ersten Punct betrifft, gestehen, dass man unläugbar einen essigsauren Geruch bey dem Schweisse gewisser Kranken wahrnimmt, der also ein Verderbniss gewisser Säfte andeutet, ob aber hier die Nervengeister, oder andere Säfte verdorben seyn, will ich noch nicht entscheiden. So viel ist aber gewiss, dass bey gesunden nervenstarken Personen der Geruch des Körpers angenehm ist.* Nachdem er in der Manier, von der die eben gegebene Probe zeuget, weitläuftig über Boerhaves und Willis Meynung von Entstehung der Hypochondrie geschwatzt hat, trägt er nun endlich seine, wie er ausdrücklich und wiederholt bemerkt, *neue Meynung* über die Grundursache der Hypochondrie vor, und diese ist

— — „*ein Fehler des Nervenſyſtems.*“ Die Nerven beſitzen eine anziehende magnetiſche Kraft, die Nervengeiſter ſind elektriſcher Natur. Die Nervengeiſter ſind feuriger Natur. Sie ſind als Elementarfeuer anzuſehen. *In der Hypochondrie — liegt offenbar der Fehler im Nervenſafte, der entweder in ſeiner Menge zu gering, oder in ſeiner Qualität verdorben iſt, und im letztern Fall iſt die Feuermaterie nicht feurig genug, um die Säfte in ihrer gehörigen Flüſſigkeit zu erhalten.* Dieſe Sätze und viele andere, zum Theil noch ſeltſamere, ſtehen ſo ohne allen weitern Beweis da. Am Ende des Buchs ſieht er die Leidenſchaften und den unmäſsigen Genuſs der Liebe als Grundurſachen der Hypochondrie an, und bauet darauf ſeine Kurvorſchläge, die zum Theil ſo ſeltſam, als ſeine Theorie, ſind. *Nehmet*, ſagt er, *ihr Aerzte, die ihr ſo lange die ſchwarze Galle beſtritten habt, nehmet die wohlthätige Freundſchaft in Schutz!* Bloſs durch die Freundſchaft, und durch flüchtige, durchdringende Arzneyen, von denen er aber keine nennt, als den Biſam, will er die Hypochondrie curiren. Der Vf. zeigt ſich bey mehreren Gelegenheiten auch als Freund magnetiſcher Curen, und empfiehlt, auch mit aus der Urſache, *weil die Ausdünſtung oder Berührung eines geſunden Körpers einem andern Kranken allerdings heilſam werden könne*, das fleiſsige Beſuchen der (Frauen?) Klöſter. *Es iſt*, ſagt er, *ein unerſetzlicher Schade für die Phyſik des Menſchen, wenn man, wie bisher, fortfährt, eine Gelegenheit zur Beobachtung zu verabſäumen, die recht zum Beobachten gemacht zu ſeyn ſcheint, ich meyne die Klöſter. Dieſe ſtille Wohnungen der Enthaltſamkeit — haben doch wirklich ſchon vor vielen Jahrhunderten Beyſpiele von auſſerordentlichen Begebenheiten geliefert, die nach meiner Einſicht ihren Grund in einer groſsen Anhäufung der Nervengeiſter hatten. Wenn ein gewiſſes Divinationsvermögen in der Seele überhaupt befindlich iſt, ſo muſs daſſelbe um ſo ſtärker ſeyn, wenn die Seele durch körperliche Kräfte, durch mehrere und beſſere Nervengeiſter wirkſamer wird.*

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Hamburg*, b. Bachmann und Gundermann: *Rettung der Ehre Adolphs, Freyherrn Knigge, welchen der Herr Hofrath und Ritter von Zimmermann in Hannover als deutſchen Revolutionsprediger und Democraten darzuſtellen verſucht hat.* 1792. 46 S. 8. — Der Freyherr *Knigge* gab 1792, ohne ſich zu nennen, die hinterlaſſenen Papiere des ſel. Etatsraths *von Schafskopf heraus*, worin er von dem Zwecke und der Geſchichte des *Pinſelordens* Nachricht ertheilt. Erſterer wird, wie billig, darin geſetzt, der einreiſsenden Zuverſicht zu der trüglichen menſchlichen Vernunft entgegen zu arbeiten; die alte Würde eines auf Autorität und Tradition geſtützten Glaubens wieder herzuſtellen; dem mühſamen und beunruhigenden Unterſuchungs - und Forſchungsgeiſte zu ſteuern; das Reich der ſogenannten Aufklärer auf immer zu zerſtören; diejenigen, die über ihre Brüder ſich erhaben glauben könnten, auf alle Weiſe zur Demuth zu bringen, um die goldne Mittelmäſsigkeit unter den Menſchen zu erhalten; das abſcheuliche Laſter der Toleranz zu bekämpfen; und gegen die vermaledeyete Publicität, Denk - Sprech - und Preſsfreyheit muthig zu ſtreiten. Die Geſchichte des Ordens enthält die auffallendſten und bekannteſten Thaten, welche Dummheit, und zuweilen auch Bosheit in der Welt vollführten, nur daſs in dem angenommenen Ton der Ironie die Unthaten der letztern, z. B. die berüchtigten Angeber bey den Römern, entweder ganz übergangen, oder in einem minder traurigen Lichte als Werke der Thorheit dargeſtellt werden. So ſagen die Brüder unter andern von England: „Mit Untergang des Hauſes Stuart bekamen wir „in England einen groſsen Stoſs; doch iſt Hoffnung da, daſs, „wenn Luxus, Einfluſs des Geldes bey den Wahlen, Titelſucht, „Sectengeiſt und Hang zur Myſtik fortfahren, ſo wohlthätig, „wie ſeit einiger Zeit geſchehen, in Groſsbrittannien ſich aus„zubreiten, wir dort wieder ein neues Reich gründen werden.“ Dieſe Stelle denuncirt der Hr. Ritter *von Zimmermann* in der glänzenden Wiener Zeitſchrift 1792. Heft VI. S. 318 u. f., wie er ſelbſt ſagt, ganz Deutſchland im engſten Vertrauen, folgendermaſsen! „Doch hoffet der *Churbraunſchweigiſche Oberhauptmann* für die Dummheit in Groſsbrittannien bald wieder ein neues Reich.“ Demnächſt hebt er, um ſeine Beziichtigung des beſagten Freyherrn, als deutſchen Revolutionsprediger und Democraten, *luce meridiana clarius* zu beurkunden, eine Anzahl Stellen aus den Quaſi - Schafskopfiſchen Papieren aus, die insgeſammt in den Grundſatz zuſammenflieſsen, *daſs aller vernünftigen Regierung ein geſellſchaftlicher Vertrag zum Grunde liege.* Nach dieſer einfachen Darſtellung des Verbrechens und der Anklage, bedarf es nun freylich für den ſchlichten Menſchenverſtand eben keiner Rechtfertigung des von Zimmermann, Hoffmann et Compagnie ſo hart angeklagten churbraunſchweigiſchen Oberhauptmanns in Bremen, ſo wenig als des deutſchen Bürgers und Menſchen, *Knigge*; indeſs pflichten wir dem Vf. dieſer Blätter vollkommen darin bey, daſs die *von Zimmermannſche* Angeberey nicht eine Privatſache zwiſchen ihm und Knigge iſt, ſondern das ganze deutſche Publicum angeht, welches bey dieſem *erſten* auffallenden Beyſpiel römiſcher *Delationen* nicht aufmerkſam genug gemacht werden kann, ſich mit vereinigter Macht durch die tiefſte Verachtung dem Einreiſsen eines Uebels zu widerſetzen, das Gottlob, ſowohl mit dem Charakter der Deutſchen als der Reichsverfaſſung ganz unverträglich iſt. Dies hat er auf eine zweckmäſsige Weiſe, und in einem, bey einer ſolchen Sache, wirklich mäſsigen und beſcheidenen Ton gethan; auch verdienen die vorangeſchickten Bemerkungen über die römiſchen Angeber und ihre ſegenreichen Thaten in unſern Zeiten um ſo mehr Beherzigung, da es nicht an Leuten fehlt, welche die Regierungen ſo gerne zum Miſstrauen verleiten, dem Hauptlaſter in der Staatsverwaltung, und der wahren Sünde gegen den politiſchen Geiſt, welche die Verbeſſerung aller andern Fehler ganz unmöglich macht.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 25. Julius 1794.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

LONDON, b. den Robinsons, u. zu Cambridge, bey Flower gedruckt: *Peace and Union*, recommended to the Associated Bodies of Republicans and Anti-Republicans; by *William Frend*, M. A. Fellow of Jesus College, Cambridge. The Second Edition. 1792. 67 S. gr. 8. (1 Sh.)

EBENDAS.: An Account of the Proceedings in the University of Cambridge against *William Frend*, M. A. for publishing a Pamphlet, intitled, *Peace and Union*, etc. — Published by the Defendant. 1793. LIII u. 262 S. gr. 8. (4 Sh. 6 d.)

Da die erstere kleinere Schrift in England, und besonders auf der Universität zu Cambridge, grosses Aufsehen erregt hat, und ihr Vf. darüber in eine gerichtliche Untersuchung gezogen ist, deren Verhandlungen er selbst in dem zweyten Buche dem Publikum vorgelegt hat; so verdienen beide eine ausführliche Anzeige, zumal da die Sache selbst von mehr als einer Seite kein geringes Interesse hat.

Die königlichen Proclamationen, und die Menge der in England seit kurzen entstandenen politischen Vereine, sind Beweise genug, von der gegenwärtigen Gährung der Gemüther, und fodern jeden Wohldenkenden dringend auf, sowohl die Beschwerden selbst zu erwägen, als auf ihre beste Abstellungsart bedacht zu seyn. Frankreichs Schicksal ist ein zu auffallendes Warnungsbeyspiel, und wohl dem Volke, das Weisheit daraus lernt! Wäre die Frage blos: ob die gegenwärtige brittische Regierungsform bleiben, oder aufgehoben werden müsse; so wäre die Sache bald entschieden. Die brittische Verfassung hat, bey allen ihren Mängeln, doch entschiedene Vorzüge, und zur Abänderung derselben kann man weder Frankreich noch Amerika, noch irgend ein noch so vollkommenes Ideal, zum Muster wählen. Auch sollte man nur auf Verbesserung, nicht auf Umsturz der Verfassung bedacht seyn. Und diese Verbesserung sollte in England billig zuerst die *Parlamentsverfassung* treffen, sowohl in Ansehung der Dauer, als der Volksrepräsentanten. Jene müsste auf *drey* Jahre bestimmt werden. Und wenn es ausgemacht ist, dass mehrere Marktflecken (boroughs) seit der Revolution herabgekommen sind, so sollte man die Zahl der Repräsentanten jetzt allmählig in ein besseres Verhältniss zu bringen suchen, obgleich die blosse Vergrösserung der Stimmenzahl dazu nicht hinreichend seyn wird. Die bisherige alle sieben Jahr geschehende Erneuerung der Parlamentswahlen hat manche nachtheilige Folgen; und die gegenwärtige Art der Ernennung durch Zusammenberufung gleichfalls. Es wäre genug, aus jedem Kirchspiele Abgeordnete zu diesen Wahlen zu ernennen. Der Vf. empfiehlt dabey die ehemalige Eintheilung des Landes zum Grunde zu legen. Er glaubt indess, dass gegenwärtig noch kein vollkommenes Repräsentationswesen zu erhalten stehe. Dazu gehört noch mehr Aufklärung der niedern Volksclassen, noch mehr als Annäherung der verschiedenen Stände. Auch würde diese Vollkommenheit nicht nothwendig von so durchaus glücklichen Folgen begleitet seyn, als man sich gemeiniglich einbildet. Freylich würde sich da die Weisheit der Nation, aber auch ihre Thorheit, gleichsam in Einen Brennpunkt sammeln. Wichtiger noch, als die Parlamentsreform, ist die Sorge für die Verbesserung der englischen *Rechte*. Sie bedürfen einer allgemeinen Verständlichkeit für Jedermann, einer grosen Einschränkung der gerichtlichen Kosten, einer grösern Vollständigkeit der Register über Ländereyen, Besitzungen, und Geburten; der Abschaffung der Freyheit, sein Vermögen entfernten Verwandten zu vermachen, und nähere Blutsverwandte zu übergehen; einer bessern Einrichtung der Pachtgesetze und des Jagdrechts; einer grosen Reform des Armenrechts. Besonders aber sollte die Rechtspraxis, und der gewöhnliche Gang der Geschäfte zweckmäsiger geleitet, und dann auch das Unbehülfliche, Langweilige und Unbestimmte in den rechtlichen Verhandlungen und ihrer Einkleidung abgestellt werden. — *Religion* und Gesetzgebung betrachtet man immer in genauer Beziehung auf einander; der Vf. aber ist der Meynung, dass die vermeynte genaue Verbindung zwischen Kirche und Staat ein leeres Hirngespinst, und vornemlich in England nicht ausführbar sey, wo man mit eben dem Rechte zwischen Armee und Staat, Seeflotte und Staat, Rechtspflege und Staat, eine Verbindung annehmen könnte. Hat, fragt er, der Staat, von dem Augenblicke an, da er protestantisch wurde, sich je in eine Verbindung mit irgend einer Kirche eingelassen? und beruhen nicht alle unsre Kirchengesetze auf dem Willen und Ansehen des Parlaments? Wo versammelt sich die Kirche? wo gibt sie Gesetze? wo trägt sie auf gegenseitige Dienstleistungen bey ihrem Alliirten, dem Staat an?" Die herrschende Kirche in England muss man blos als politische Einrichtung und Anstalt betrachten. Die Absicht derselben ist, zu gewissen Zeiten gottesdienstliche Versammlungen zu halten, und das Volk über gewisse, in einer Parlamentsacte festgesetzte Lehren zu unterrichten. Ob der ertheilte Unterricht den jetzigen Zeiten anpassend, ob der darauf gemachte Aufwand den dadurch erlangten Vortheilen angemessen sey, das sind blos Gegen-

ſtände politiſcher Unterſuchung. Das iſt aber freylich die Frage, ob der geiſtliche Stand ſeinen Unterhalt billig von der Regierung, oder dem Publikum erhalten, oder durch den Beſitz eines beträchtlichen Antheils an Grundſtücken des Landes, groſsentheils von beiden unabhängig gemacht werden ſollte. Beides hat viel für und wider ſich. „Geſetzt, die Geiſtlichkeit ſtünde, gleich „der Armee oder Flotte, unter der vollziehenden Ge„walt, ſo wäre bey der verwickelten engliſchen Re„gierungsform groſse Gefahr, daſs die königliche Ge„walt gar leicht die des Ober- und Unterhauſes ver„ſchlingen würde. Denn zehn tauſend Schwarzröcke „unter der Leitung eines Einzigen ſind ein weit furcht„bareres Heer, als zehntauſendmal ſo viel Soldaten, „und für die bürgerliche Geſellſchaft ungleich gefährli„cher.“ — Auch die engliſche *Liturgie* bedarf gar ſehr einer Reform, und iſt nichts weniger als muſterhaft von Seiten der Ordnung, der Sprache, und des Inhalts. Wenigſtens müſſen Aenderungen frey ſtehen, wenn es gleich auf der andern Seite auch erlaubt ſeyn müſste, beym Alten zu bleiben. Wider die Unbilligkeit der Teſt-Acte iſt ſchon ſo viel geredet und geeifert worden. „Kein Satz im Euklides, ſagt der Vf., „iſt klärer, als der, daſs keine Chriſtengemeine durch „das Evangelium berechtigt ſey, Menſchen durch bür„gerliche Vortheile zu ihrer Parthey zu locken, oder „wegen Religionsmeynungen ſie bürgerlicher Vortheile „zu berauben.“ Auch wäre keine Gefahr, keine ſchlimme Folge von der Aufhebung der Teſt-Acte zu fürchten, noch ein zu groſser Anwachs der Diſſenters, oder eine zu herrſchende Ausbreitung ihrer gottesdienſtlichen Eigenheiten, die ohnehin manche innere Vorzüge haben. Vielmehr würde jene Aufhebung weſentliche Vortheile bewirken. Mehr Eintracht und Freyheitsgefühl würde dadurch entſtehen, auch mehr Achtung gegen das Betragen der Geiſtlichkeit. Hienge der Widerruf dieſer Acte bloſs vom Könige ab, ſo, meynt der Vf. würde ſie gewiſs ſogleich geſchehen. „Denn wie könnte er „das einem groſsen Theile ſeiner Unterthanen verſagen, „was ihm in den verſchiedenen Ländern ſelbſt zu ſtat„ten kommt, die ſein Anſehen anerkennen? Entweder „iſt er ein Glied der engliſchen Kirche, oder er iſt es „nicht. Iſt er es, ſo wird er ein Diſſenter, ſo bald er „nach Schottland kommt; aber darum verliert er ſeine „Stelle nicht; in Hannover iſt eine andre herrſchende „Religion, und doch bleibt er Kurfürſt.“ Aber Leidenſchaften und Vorurtheile ſind es vornemlich, die ſich dieſer Abſchaffung einer an ſich unbilligen Einſchränkung widerſetzen; und dieſs iſt freylich auf beiden Seiten der Fall; denn auch die Diſſenters ſind noch gar weit von dem Gipfel chriſtlicher Vollkommenheit entfernt. Den ſchlechten Fortgang des Chriſtenthums überhaupt in den letztern vierzehnhundert Jahren ſchreibt der Vf. vornemlich dem Einfluſſe zweyer Meynungen zu, die aller wahren Religion aus dem Grunde verderblich werden können, nämlich: die Abweichung von dem Begriffe der Einheit Gottes, und der Unterſchied des geiſtlichen und weltlichen Standes, beſonders aber die Anmaſslichkeit des erſtern. Daraus entſtehen für beide Stände die nachtheiligſten Folgen, die auf ihre Denkart und Sitten Einfluſs haben. — Am Schluſſe ſeiner Schrift begegnet der Vf. noch zwey Einwürfen: erſtlich, daſs der vorgeſchlagenen Reformen zu viele ſind; und zweytens, daſs es gegenwärtig gar die rechte Zeit nicht ſey, überall auf Reformen bedacht zu ſeyn. In Anſehung dieſes Letztern ſagt er unter andern: „Die rechte Zeit, Miſsbräuchen zu „ſteuern. und Beſchwerden abzuhelfen, iſt der erſte „Augenblick, worin man ſie kennen lernt. Verſäumt „man dieſen, ſo werden ſie immer gröſser, bis die Re„gierungen für ihre Sicherheit bekümmert, und von „der Parthey, die bey der Fortdauer des Uebels gewinnt, „noch ſcheuer gemacht werden, ſo, daſs ſie, ohne Ge„fährde des gemeinen Beſten nun weder rückwärts noch „vorwärts können.“ Gerade die jetzige Zeit iſt auch in England für Reform am günſtigſten. „Nur müſſen die Republikaner mäſsig in ihren Forderungen, die Antirepublikaner nicht hartnäckig wider jede Reform eingenommen ſeyn; und die Regierung, verſtärkt durch den Beytritt beider Partheyen zu ihr, als einem Mittelpunkte der Vereinigung, wird der Welt einen geſunden, gedrungenen Staatskörper darſtellen, feſt vereint, eine ſich immer mehr verbeſſernde Verfaſſung zu behaupten, und das gemeine Wohl zu befördern.“

Es iſt dieſer Schrift noch ein Anhang über die Hinrichtung Ludwigs XVI. beygefügt, worin der Vf. zu zeigen ſucht, daſs die franzöſiſche Nation dabey gerade ſo verfahren ſey, wie die engliſche bey der Entthronung Jakobs II. Auch glaubt er, man ſey ſo wenig berechtigt, jene Hinrichtung für ungerecht zu erklären, als die Franzoſen in der freyen Wahl und Einrichtung ihrer Verfaſſung zu ſtören; eben ſo wenig aber auch, den Flüchtlingen aus Frankreich Mitleid und Beyſtand zu verſagen. — Zuletzt noch ein ſehr lebhafter Epilog über die Wirkung des Krieges auf die Armen, veranlaſst durch das Geſpräch einiger armen Spinnweiber, von denen das eine ausrief: „Man brandſchatzt uns „um drey Pence vom Schilling, das Viertel unſers Ar„beitslohns! Und wofür?“ — Dieſe Worte wünſcht der Vf. mit der warnenden Stimme eines Propheten in die Ohren der Groſsen rufen zu können, auf die, ſeiner Meynung nach, billig die ganze Laſt des Krieges fallen ſollte. „Aber ach! meine armen Landesleute! „ruft er aus, wie viele Jahre von Elend warten eurer „noch, ehe ein einziges Gericht, oder ein einziges „Glas Wein den Tafeln der Begüterten entnommen „wird.“

Bald nach ſeiner erſten Erſcheinung erregte dieſs Pamphlet auf der Univerſität Cambridge keine geringe Gährung. Die politiſchen freyen Aeuſserungen darin hätte man jedoch vielleicht ungerügt gelaſſen; aber die Ausfälle wider den geiſtlichen Stand und deſſen Miſsbräuche waren der dort noch ziemlich zahlreichen orthodoxen Partey ein Greuel. Der Handel nahm, wie gewöhnlich, mit Klätſchereyen und geheimen Anſtiftungen ſeinen Anfang, bis verſchiedene Mitglieder des Jeſus-Collegiums eine förmliche Anklage wider den Vf. einreichten, und nun förmliche Sitzungen des Vicekanzlers und des aus 27 Mitgliedern beſtehenden akademiſchen

schen Senats wider ihn gehalten wurden, worin man Verhör und Untersuchungen anstellte, wovon nun die vollständigen Acten von dem Beklagten selbst in der oben angezeigten Sammlung dem Publikum vorgelegt sind. Er hat diese Sammlung in einer mit lebhafter Wärme abgefasten Addresse den Mitgliedern des *Unterhauses* zugeschrieben, macht darin seine Sache zur gemeinschaftlichen Angelegenheit des ganzen Landes, und fodert sie dringend auf, dem Geiste der Frömmeley und Schwärmerey auf den englischen Universitäten zu steuern. Zugleich sucht er das Bedürfniss einer durchgängigen Reform der hohen Schule zu Cambridge darzuthun. Vor allen wünscht er die Unterzeichnung der 39 Artikel abgestellt zu sehen. „Das Ungereimte, die „Lehrsätze des Euklid oder Newton zu unterschreiben, „würde sogleich ins Auge fallen, obgleich ihre Schriften demonstrativ sind; aber für Dinge, die bloss Wahrscheinlichkeit haben, und die in verschiednen Zeitalter entweder aus falschen Gründen, oder aus überall keinen Gründen müssen angenommen seyn, wird „solch eine verbindlich machende Unterschrift von Männern vertheidigt und gefodert, die sich anmasen, Philosophen und Christen zu seyn!" — Mit Recht wünscht er ferner, dass die Nothwendigkeit, sich ordiniren zu lassen, um ein Lehramt bey der Universität zu erhalten, aufgehoben werde, die, wie die Verbindlichkeit der Fellows oder Collegiaten, unverheyrathet zu bleiben, Ueberrest des Katholicismus ist. Aus den Statuten sollte manches hinweggenommen werden, was sich gar nicht halten läst, und für unsere Zeiten durchaus nicht mehr passend ist. Ausserdem aber glaubt Hr. *F.* dem Unterhause den besten Beweis abzustellender Misbräuche in den hier dargelegten Verhandlungen seiner eignen Sache geben zu können. Und in der That, wir dürfen uns Glück wünschen, dass auf unsern meisten deutschen Universitäten ein theils so pedantisch weitläuftiges, theils so dictatorisch absprechendes Verfahren gegenwärtig, wo nicht unerhört, doch unstatthaft seyn würde, als aus dem ganzen Gange dieser Untersuchung hervorleuchtet. Die Hauptanklagen wider Hn. *F.* bestanden darin: er habe die Liturgie der englischen Kirche geschmähet; (*defamed*) er habe die englische Kirche abgöttisch (*idolatrous*) genannt; er habe behauptet, dass alle kirchliche Gerichtshöfe, Titel und Rangordnungen dem Geiste des Christenthums zuwider wären; und endlich, er habe die heiligsten Aemter der Kirche entweiht. Liest man indes die Schrift selbst, so mus man den Behauptungen des Beklagten im Ganzen beystimmen, dass jene Anklagen grosentheils auf gehässigen Folgerungen aus misverständnen und verdrehten Aeusserungen dieses Schriftstellers beruhen; und da kann man es ihm nicht verargen, dass er sich zu keinem Widerruf verstehen wollte, sondern lieber das Urtheil der Verweisung und Ausstosung über sich ergehen liess. Was man als Rechtsgrund gegen ihn vorbrachte, war die Uebertretung der akademischen Statuten, und namentlich des Artikels *de concionibus*, dessen Schluss so lautet: *Prohibemus, ne quisquam in concione aliqua, in loco communi tractando, in lectionibus publicis, seu aliter publice infra universitatem nostram quicquam doceat, tractet vel defendat contra religionem seu eiusdem aliquam partem in regno nostro publica auctoritate receptam et stabilitam, aut contra aliquem statum auctoritatem, dignitatem, seu gradum vel ecclesiasticum vel civilem huius nostri regni vel Angliae vel Hiberniae.* Auf die Verletzung dieses Statuts berief man sich immer, ohne dem Verlangen des Beklagten Gehör zu geben, dass man ihm seine Irrthümer deutlich angeben, sie ihm aus einander setzen, und ihn darüber eines Bessern belehren möge. Kein Wunder also, dass ein junger lebhafter Mann die Beschwerden über dieses Benehmen oft bis zu den bittersten Ausfällen trieb, und wenig Schonung mehr gegen seine Richter beobachtete, die offenbar sich gegen ihn zu schwach fühlten, und sich immer mit scheuer Aengstlichkeit hinter die Brustwehr der Förmlichkeit und des Ansehens zurückzogen.

GESCHICHTE.

Augsburg, in d. Wolf. Buchh.: *Allgemeine Kirchen- und Weltgeschichte*, von der *Schöpfung an bis auf unsere Zeiten*. Nach dem Französischen des hochwürdigen Herrn *Augustin Calmet*, Abtes zu Senones, und Präsidenten der Benediktiner-Congregation von St. Viton und St. Hidulph. *Des vierten Theils erster Band.* Fortsetzung der Geschichte der Römer. 1793. 1 Alph. 17 Bog. gr. 8.

Bey der gewaltigen Menge von Weltgeschichten, grosen und kleinen, originellen und übersetzten, an welchen sich jetzt in Deutschland auch der mannichfaltigste Geschmack sättigen kann, würde die gegenwärtige, die weder grose Vorzüge, noch grose Fehler hat, schwerlich viele Leser erhalten haben, wenn nicht *Calmets* orthodoxer Name eine Anzahl unserer katholischen Mitbürger in Schwaben, Baiern, am Rhein, u. s. w. wahrscheinlich um ihn her versammelte. Wir müssen jedoch bemerken, dass es eigentlich mehrere Verfasser sind, welche bisher nicht sowohl eine Uebersetzung von *Calmets* Werke, als vielmehr ein eigenes nach seinem Plan, geliefert haben. Damit wird auch bis zum Ende der Römischen Geschichte fortgefahren werden; aber mit den Zeiten des entstehenden Christenthums soll *Calmets* Original verdeutscht werden; doch nicht ohne neuere Schriftsteller dabey zu benutzen. In diesem Bande ist die Römische Geschichte, vom Ende des zweyten Punischen Kriegs bis zu den bürgerlichen Kriegen fortgeführt worden. Eine nicht übel gerathene Erzählung; aber etwas zu gedehnt, und die man mit *Fergusons* Geschichte nicht vergleichen darf. *Adel* und *Pöbel* ist keine Eintheilung der Römer, wie man sie S. 562. angegeben findet. Verfehlten Witz mus man es nennen, womit S 616. dieser Band beschlossen wird: „Man darf das von so *geübten Kriegern* erwarten, dass sie *sich selbst besiegten*, und Sklaven ihrer selbst, oder vielmehr ihrer Leidenschaften wurden." Nicht selten findet man undeutsche oder unedle Ausdrücke; z. B. der *bissige Cato*, vom Zufall *geprellt* worden, die *verworrenen* Eigenschaften *Hasdrubals*, *metzgen*, *wenigst*, *sonderheitlich*, *einversperren*, u. dgl. m. Hauptsächlich aber hätte der Vf. gewisse unnütze und ihn zu sehr verrathende Ausfälle an irgend

gend einen schicklichern Ort, wozu die Augsburger Pressen Gelegenheit genug darbieten, versparen können. So schreibt er in einer Anmerkung S. 18. weil in einer Rede des *Cato* von geheimen Versammlungen die Rede war. „Die *Maurer*, *Illuminaten* und ehrwürdigen *Jacobiner* hätte der blinde *Cato*, wie billig, ausnehmen sollen.“ S. 56. veranlasst ihn eine Stelle des *Livius* zu der Frage: „Wie es doch muss zugegangen seyn, dass die Bande Philosophinnen schon damals, wo die angebetete *Aufklärungssonne* noch unter dem Horizonte stand, auf die hochweise Maxime verfallen konnte: der Zweck heiliget die Mittel?“ Auch ereifert er sich zweymal, und das bald nach einander, (S. 536. u. 543.) über „den *Kirchenraub*, oder nach der Sprache unserer Financiers, *Secularisation der dem Gottesdienste gewidmeten Güter*, über die *gekrönten* oder *ungekrönten Räuber* derselben; dessen aber — wie solches in der Geschichte des Cimbrischen Kriegs ganz deutlich geweissagt ist — immer so eine Gattung von barbarischen *Cimbern*, seyen es nur *Maitraissen*, oder *Hofschmeichler*, *Muselmänner* oder *Jacobiner hindtrein* das den Göttern geraubte Gut mit schweren Interessen richtig und bald abholen.“ So viel uns bekannt ist, hat noch keine von diesen argen Menschenclassen etwas von den secularisirten Bisthümern und Klöstern im Protestantischen Deutschland abgeholt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Stuttgard*, b. Cotta: *Ueber das Einweichen und Ersparen des Samens bey der Aussaat, aus mehrern im Grössern gemachten Erfahrungen*, von M. *Steeb*, Pfarrer zu Grabenstetten im Wirtembergischen. 1792. 32 S. 8. (1 Gr. 6 Pf.) Dass das Schwängern des Samens durch Einweichen in düngende Flüssigkeiten von guter Wirkung und einiger fruchtbar machender Kraft sey, auch dabey eine Samenersparniss statt finde, ist richtig; nur hätte der Vf., da er eine besondere Abhandlung über diesen Gegenstand liefern wollte, ihn ausführlicher behandeln müssen. Schon vor 2000 Jahren haben die Ackerleute ihren Säesamen in Dung- und Kalkwasser eingeweichet, wie aus dem *Virgil* und *Columella* zu ersehen ist, und die *Chineser*, als bekannte fleissige und gute Ackerleute thun es bey ihrem Reis ebenfalls, ob sie schon sehr fruchtbare und salzige Moräste bauen. Nur durch die Bequemlichkeit und Achtlosigkeit des Bauern ist diese nützliche Gewohnheit abgekommen. Ackerleute kalken höchstens ihren Waizen noch ein, oder benetzen ihn mit salpetrigten Wassern, um ihn vor dem Brand zu sichern. Aber auch schon dieses bewährte Mittel hätte sie aufmerksamer machen und weiter führen sollen. Denn dass das in flüssige Dungmittel eingeweichte Getreide fruchtbarer wird, und mehrere und schönere Körner und Früchte treibt, bestätigt Vernunft und Erfahrung, so gering auch die Salztheile zu seyn scheinen, die sich an das kleine Samenkorn ansetzen und in dasselbe eindringen können. Ihre erste Wirkung ist zwar nur diese, dass sie den Samen eröfnen, und seine Keime zum Wachsthum befördern: aber sie können auch jedem Korn gleichsam als ein Magnet dienen, um die salpetrichten Theile aus der Erde und vornemlich aus der Luft, (die Hauptnahrungsquelle der Pflanzen) desto mehr an sich zu ziehen. Man lege kalcinirte Flintensteine, oder die kalcinirte steinigte Rinde von alten bleyernen Brunenröhren oder aus einem Theekessel in einem Gefäss an die Luft; so wird diese Materie, wegen des darin befindlichen Salpeters beständig Wasser- und Luftsäure an sich ziehen, und wenn es abgedünstet wird, den besten Salpeter geben. — Es hat aber das Einweichen des Samens noch mehrere Vortheile, welche der Vf. nicht berührt. Es bewahrt die Pflanzen vor vielen Krankheiten, wie das Einkalken des Waizen, oder seine Benetzung mit scharfem Essig, oder mit Vitriol schon beweiset. Es stellt den Samen gegen den Fras der Vögel, Würmer und anderer Insekten sicher, da das Mistwasser, Kalk, Salpeter, Salz u. dgl. wegen des Geruchs und Geschmacks, den die Körper davon annehmen, denselben zuwider ist, und wird auch in diesem Betracht derjenige Antheil des Saesamens erspart, den man sonst gewöhnlich für die Vögel und Insekten mitsäen muss. Es bewirkt ferner, dass der eingeweichte und ordentlich zubereitete Same geschwind und zu gleicher Zeit aufgeht, da im Gegentheil das nicht eingeweichte Getreide, theils später, theils ungleich keimet, je nachdem ein Körnchen ausgetrockneter als das andere ist, theils gar nicht aufgeht und verdirbt. — Wie lange die verschiedenen Arten des Samens in der Beize liegen sollen, darüber hat der Vf. keine bestimmtere Anweisung geben können, als dass man dabey auf seine Härte und grösere oder geringere Dicke oder Zartheit seiner Hülse, Haut- oder Schale Rücksicht nehmen solle. Das Liegenlassen des Samens bis zum völligen Auskeimen ist bey trockenem Erdreich und Witterung gefährlich. Das angeführte Beyspiel der Aussaat des Hn. Kammerrath *Vorbergs* von eingeweichtem Haber, der die Säcke zersprengt, und schon bis zu grünen Graskeimen ausgewachsen war, gibt noch keinen gültigen Ausschlag. Ausserdem, dass bey einem bereits filzig ausgewachsenen Samen unmöglich eine gleiche Aussaat zu bewirken und zu verhindern ist, dass nicht klumpenweis an einem Ort viele Halmen aufwachsen sollten, deren Wurzel einander die Nahrung entziehen, und keine recht gedeihen können, auch sehr schwerlich unterzueggen sind, so bleibt es immer misslich, dass nicht die ganze Saat bey einfallender Trockenheit verderben würde. Ueberhaupt darf der eingeweichte Same nie in staubtrockene Erde gesäet werden, so wenig als in schmieriges nasses Erdreich, das ohnehin bey keiner Saat taugt, sondern er muss eine gemässe Feuchtigkeit antreffen, um fortwachsen zu können, da er schon den Anfang zum Keimen gemacht, oder wohl gar schon zum Theil gekeimet ist; denn wenn er sonst nicht die geringste Feuchtigkeit anträfe, so würde er sich nicht erhalten können, und verderben müssen. Hn. Vorbergs Acker, den er mit so stark ausgewachsenen Haber besäen lassen, war feucht und nass, welches daraus zu schliessen ist, weil das anhaltende Regenwetter ihn abgehalten, den eingeweichten Samen eher säen zu lassen. Indessen aber, da ein solcher befeuchteter Same sich leicht erhält, wenn er nur etwas weniges Feuchtigkeit im Land antrift, und sich die äusserste Trockenheit in einem wohlgebauten Land, wenn es nicht Sandfeld ist, gar selten ereignet: so kann man im äusersten Fall der Gefahr vorbeugen, wenn man mit dem Einweichen des Samens zurückhält, bis die Erde durch Regen angefeuchtet worden, wenn es anders mit der Saat so lange anstehen kann. — Uebrigens aber bleiben bey aller der Fruchtbarmachung des Samens die bekannten Ackerregeln in ihrer Gültigkeit: dass man gereinigten und guten Samen nehme: das Feld gut bearbeite und sich nicht berede, das Düngen des Feldes dabey ersparen zu können, (welches auch der Vf. nicht behauptet) wie einige dem Schwängern des Samens mit fruchtbarmachenden Theilen eine solche ausserordentliche Kraft beylegen wollen. Sie kommen nur der Pflanze zu Hülfe, dass sie sich dadurch mehr entwickle und ausdehne und von der Erde und ihren Salzen, von der Luft, Thau u. s. w. desto leichter, geschwinder und häufiger eine Zugabe empfängt, die jedoch nach Beschaffenheit der Umstände anhaltend und dauernd ist.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 26. Julius 1794.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

FRANKFURT, b. Andreä: *Etwas zur Beherzigung für Menſchen, denen ihre Geſundheit lieb iſt.* Für Leſer aus allen Ständen, die Aerzte ausgenommen, von D. *Georg Friedrich Hoffmann dem Jüngern*, Arzte zu Frankfurt am Mayn. 1793. 371 S. 8.

Es ſind vermiſchte Abhandlungen über mehrere Gegenſtände der populären Medicin, von denen der Vf. ſelbſt ſagt, daſs ſie nichts als abgebrochene Sätze und flüchtig hingeworfene Gedanken enthalten, die einer müſsigen Stunde ihr Daſeyn zu verdanken haben. Bey dieſem ſehr offenherzigen und wahren Geſtändniſs hätte der Vf. nur bedenken ſollen, daſs dem Publicum mit Arbeiten, die eine ſolche Entſtehung haben, nicht gedient ſeyn kann, und daſs die Achtung, die jeder Schriftſteller für das Publicum haben ſollte, ihn verpflichten muſs, ſeine Sätze genau durchzudenken, ehe er ſie durch den Druck in Umlauf bringt, dann würden dem Vf. allgemeine Behauptungen, wie gleich S. 1.: *Die Alten hüllten ihre Weisheit in griechiſche und lateiniſche Kunſtwörter, ſie hatten eine dunkle Schreibart, klebten an ſpitzfündigen Definitionen und leeren Wortklaubereyen*, u. ſ. f. gewiſs nicht entwiſcht ſeyn. Uebrigens verräth er gute Bekanntſchaft mit den neuern diätetiſchen Schriftſtellern, nur nützt er dieſelben, nach Rec. Meynung, etwas zu ſehr, er ſchreibt groſse, lange Stellen aus ihnen aus, und der Leſer vermiſst dann natürlich nicht ſelten an dem Vf. den Mann, der, bekannt mit der jetzigen Lage ſeines Gegenſtandes, denſelben entweder erweitern, oder ihm nähere Beſtimmung und mehrere Gemeinnützigkeit geben will. Die erſte Abhandlung iſt überſchrieben: *über die Schädlichkeit der populären Medicin*, in welchen der Vf. den Satz: daſs man das groſse Publicum über das, was bey Krankheiten zu thun und zu laſſen iſt, nicht, wohl aber über Gegenſtände der Diätetik unterrichten müſſe, gut und zweckmäſsig, nur mit Einſchiebung zu langer Stellen aus andern Schriftſtellern, ausführt. *Von dem Gebrauch der Präſervationskuren.* Sie ſtiften Nutzen, wenn man auf das Daſeyn irgend eines Krankheitsſtoffes ſchlieſsen kann. (Auch wenn kein ſolcher Stoff da iſt, ſondern wenn die Conſtitution ſchwach und gegen Krankheitsurſachen ſehr empfänglich iſt.) Ein Geſunder bedarf der Arzney nicht, die ſeine Geſundheit allemal verändern, das heiſst ſelbſt beſſer machen muſs; er muſs aber die gehörige Lebensordnung beobachten. Die Frühlingskuren ſeyen noch unter den Präſervationskuren die unſchuldigſten, beſonders ſey der Gebrauch von Mineralwaſſern unſchuldig, wenn ein Arzt ihn angerathen habe. Von dem Aderlaſſen, als Vorbauungsmittel. Rec. findet doch Bedenken zu behaupten, daſs Perſonen von mittlern Alter, die geſund ſind, gute Verdauungskräfte haben, nahrhafte Speiſen genieſsen, gehörig verdauen, wenig durch Ausleerungen verlieren, wenige, aber doch mäſsige Leibesbewegungen haben, und ſich nicht viel von unangenehmen Leidenſchaften anfechten laſſen, bald einen Ueberfluſs an Blut erzeugen. Die Natur läſst dieſen Ueberfluſs des Blutes, wenn nur die feſten Theile ihre gehörige Thätigkeit haben, nicht zu. Die Schädlichkeit des Aderlaſſens aus Gewohnheit ſtellt der Vf. ausführlich dar: recht gut iſt auch die Regel, daſs man ſelbſt wenn Vollblütigkeit da iſt, dieſe, nur dringende Fälle ausgenommen, ſicherer durch eine zweckmäſsige Lebensordnung, als durch die Aderläſſe vermindert. Daſs das öftere Aderlaſſen die Leute fett macht, iſt bekannt. Der Vf. erklärt dieſe Thatſache von der langſamern Circulation, die Rec. lieber als eine Folge der Schwäche anſehen möchte. Von den Brechmitteln und Purganzen. Der Vf. erläutert erſt die Wirkungsart dieſer Mittel, dann ſpricht er von den Umſtänden, unter denen man gewöhnlich abführt. Er zeigt die ſchwächende Wirkung dieſer Arzneyen, und beweiſt mit den triftigſten Gründen, daſs Purganzen oft erſt die Unreinigkeiten veranlaſſen, die man durch ihren Gebrauch auszuführen wähnte. Immer iſt es, ſelbſt in Fällen, wo man Mangel der Eſsluſt und Unreinigkeiten ſpürt, am beſten den Unreinigkeiten durch eine zweckmäſsige Lebensordnung (und durch Digeſtivmittel) zu begegnen. Wahl der Purganzen. Der Vf. ſcheint die blähende und ſchwächende Manna, und die ſchwächenden und reizenden Mittelſalze doch zu allgemein zu empfehlen. Den Schaden, den faſt alle Purgierpillen thun, ſtellt er einleuchtend dar. Die gemeine Meynung, daſs eine Purganz, wenn ſie nicht wirkt, Schaden thut, hätte Rec. gern weitläuftiger entwickelt geſehen. Eine ſchwache Purganz kann nie ſchaden, wenn ſie auch nicht wirkt, als etwa durch einige Verminderung oder Reizung der Kräfte des Darmcanals. Von reizenden, ſtarken Purganzen hat man aber oft kein Purgieren, wohl aber Zufall der heftigſten Reizung beobachtet. Von den Mitteln, welche den Schweiſs treiben, handelt er nur kurz. Man hat oft die höchſte Schwäche, verbunden mit widernatürlicher Empfindlichkeit und Beweglichkeit des Nervenſyſtems von dem übermäſsigen und habituell erregten Schwitzen entſtehen ſehen. Die blutreinigenden Mittel. Die beſten Blutreinigungsmittel ſind die, welche nichts wirken, denn dieſe ſchaden doch nicht. Waſſer ſey die beſte Blutreinigung. Der Vf. nimmt noch Schärfen im Blute an, und ſcheint zu glauben, daſs man auf dieſe gerade durch Arzneyen wirken könne, welches letztere

Rec. nicht glaubt. Aber er ſtellt auch den wichtigen diätetiſchen Satz: je beſſer die Verdauung, deſto beſſer das Blut, auf, und zeigt dadurch wie voll von Vorurtheilen man iſt, wenn man, ohne die Verdauungswerkzeuge, und ohne den Zuſtand der feſten Theile zu verbeſſern, nur immer das Blut zu reinigen ſucht. Von den vornehmſten Urſachen, beſonders langwierigen Krankheiten. Der Vf. handelt unter dieſer Aufſchrift die Lehre von den Speiſen und Getränken, von vegetabiliſcher und thieriſcher Koſt, und von den verſchiedenen Arten der geiſtigen, nicht geiſtigen, warmen und kalten Getränke mehr diätetiſch, als pathologiſch ab. Dann ſpricht er von den Nachtheilen der andern nicht natürlichen Dinge, der Bewegung und Ruhe, des Laufens, des Tanzens, des Fahrens, Reitens, u. ſ. w. vom Schlafen und Wachen, von den ſchädlichen Folgen in Abſicht auf die Geſundheit, wenn die natürlichen Ausleerungen, als Stuhlgang, Ausdünſtung und Urin in Unordnung gerathen, von den Leidenſchaften, und deren guten und ſchlimmen Wirkungen auf die Geſundheit, von dem Einfluſs der Kleider und verſchiedener andere äuſserlichen Dinge auf die menſchliche Geſundheit. Hier ſpricht er auch von Hn. Fauſts bekannten Vorſchlägen. Vom ſchädlichen Einfluſs der Charlatans, Pfuſcher, Harnpropheten, Winkelärzte, von den Univerſalarzneyen und ſympathetiſchen Kuren. Allgemeine Vorſchriften über das Verhalten bey herrſchenden Krankheiten, und zwar ſowohl um dieſe zu verhüten, als auch wenn Menſchen davon befallen worden ſind. Ein Anhang iſt beygefügt mit der Ueberſchrift: Etwas von den wahren Werth der Arzneykunde. Der Vf. will die Heilkunde wider Rouſſeau und andere vertheidigen, hat aber ſeinen Gegenſtand bey weitem nicht erſchöpft. Der Vorwurf des Unwerthes trifft überhaupt die Heilkunde nicht, leider aber machen viele Aerzte, daſs die Wiſſenſchaft nicht ſo wohlthätig ſeyn kann, als ſie ihrer Natur nach ſeyn konnte. Am Ende folgen *noch einige Beyſpiele von den guten und ſchlimmen Wirkungen der Gemüthsbewegungen, aus Hn. Scheidemantels Abhandlung und aus andern Schriftſtellern.*

Leipzig, b. Böhme: *Mediciniſche und chirurgiſche Bemerkungen*, von *Johann Gottfried Otto*, der — Aemter Grafenthal, Probſtzella, Leuterberg, Könitz Stadt und Landphyſikus und des Königl. Preuſsiſchen Amtes Lauenſtein Med. Pract. 1793. 196 S. 8. nebſt einem Kupfer.

Es ſind kleine, von dem Vf. ohne allen Prunk hingeworfene Beobachtungen, in einer Schreibart, die populär und unterhaltend ſeyn ſoll, dieſen Zweck aber zuweilen verfehlt. Mehrere von den Beobachtungen betreffen gemeine und oft vorfallende Gegenſtände, etliche darunter verdienten aber wohl durch den Druck bekannt gemacht zu werden. Bey einer Frau, die *in ſqualore carceris* an der Waſſerſucht geſtorben war, fand man alle Eingeweide des Unterleibes, ſelbſt die Nieren, in einem mit dem Darmfell wenig zuſammenhängenden Sack eingeſchloſſen. Die Eingeweide ſelbſt, waren ſo verändert und verwachſen, daſs man keines derſelben erkennen und unterſcheiden konnte. Schade iſt es, daſs der Vf. ſo wenige Nachricht von der Krankheit und den Umſtänden gibt, unter denen die Kranke ſtarb. Bey einem Kind, deſſen Brandwunden man mit Goulardiſchem Waſſer belegt hatte, bemerkte der Vf. einen Harn mit weiſsem Bodenſatz, und meynt dieſer ſey Bley geweſen, welches die Gefäſse eingeſaugt hatten. Rec. wundert ſich, daſs der Vf. eine ſolche Behauptung ohne alle weitere Unterſuchung wagen kann. Bey einem 35jährigen Mann bemerkte der Vf., daſs nach einem viertägigen Kopfſchmerz die Näthe des Hirnſchädels an etlichen Stellen um faſt drey Viertel Zoll auseinander gegangen waren, — durch mehrere erzählte Fälle beſtätiget der Vf. die ſchon mehrmal erprobten Heilkräfte der grünen Wachsleinwand bey heftigen Rheumatiſmen. — Gute Wirkungen kalter Umſchläge bey eingeſperrten Brüchen. Tod von einer Verhärtung des untern Magenmundes, einer Krankheit, die in unſern Tagen häufiger iſt, als man wohl glaubt. — Bey einem Manne, der ſich lange an den Schnupftabak gewöhnt hatte, und ſich deſſelben auf einmal entwöhnte, entſtund eine Blödigkeit des Geſichts, die ſich auf den Gebrauch des Schnupftabaks wieder hob. — Eine Frau, bey der das Schwanzbein bey der Geburtsarbeit zerriſſen worden war, konnte keine Winde mehr zurück halten. — Warum ſterben bey zweckwidriger Behandlung ſo wenig Wöchnerinnen auf dem Lande, und in einem namhaften Entbindungshauſe ſo viele? Im Wiener Entbindungshauſe ſterben von 100 Wöchnerinnen 14.: in der Gegend des Vf., wo doch die auffallendſten Fehler im Verhalten der Wöchnerinnen begangen werden, wo man die unglückliche Gebahrerin 5, 6, ja 9 Tage lang kreiſen läſst, ehe man den Geburtshelfer ruft, *wo die Hebammen wohl examiniret und verpflichtet, aber nicht unterrichtet werden*, und wo man die Stimme des auf die Geſundheitsvorſorge verpflichteten Arztes nicht hören zu wollen ſcheint, ſterben weit weniger. In dem Phyſikatsbezirke des Vf., der aus 4 Städten, 3 Marktflecken und 50 Dörfern beſteht, fielen in 7 Jahren etliche und zwanzig künſtliche Geburten vor. — Kleine Beyträge zur Semiotik. — Schädlichkeit des Einſtreuens mit Bleyweiſs. — Ein Kinderpulver aus Jalappenpulver, Jalappenharz, Weinſteinrahm und Fenchelzucker empfiehlt der Vf. zu unbedingt als allgemeines Abführungs- und Beruhigungsmittel der Kinder: auch glaubt Rec. an die beruhigende Kraft, die der Vf. der Jalappe zuſchreibt, nicht, und hält dieſe Wurzel nur in ſofern für beruhigend, als ſie die ſcharfen Stoffe ausführt. Bey einer Lungenentzündung, die der Vf. S. 47. beſchreibt, wurde die antiphlogiſtiſche Methode, die einzige, die den Kranken retten konnte, nicht gehörig angewendet. Der Vf. gab anfangs Aaronswurzel, Salpeter und Caſcarille, und in der Folge, blos weil er keine Entzündungshaut auf dem Blute bemerkte, die Fieberrinde und die Arnica. Der Kranke ſtarb, und die Leichenöffnung zeigte, daſs die Lungen brandig waren.

PHILOLOGIE.

Frankfurt a. M., b. Hermann: *Sammlung der neueſten Ueberſetzungen der griechiſchen proſaiſchen Schrift-*

Schriftſteller, unter der Aufſicht des Hn. Prof. *Seybolds*. VIII. Th. 1. B.

Auch unter dem Titel:

Appians römiſche Geſchichte, zum erſtenmal aus dem Griechiſchen überſetzt, und mit erklärenden, berichtigenden und vergleichenden Anmerkungen verſehen von *Fr. W. Dillenius*. I. Band. 1793. 381 S. 8. (16 gr.)

Unter allen griechiſchen Geſchichtſchreibern, die bis auf unſere Zeiten gekommen ſind, hat keinen ein ſo ungünſtiges Schickſal betroffen, als den *Appian*. Die Ueberbleibſel ſeiner römiſchen Geſchichte, die, nach Photius, eigentlich aus 24 Büchern beſtanden hat, wurden zuerſt aus ſehr verſtümmelten und verdorbenen Manuſcripten, auch nicht auf einmal, ſondern nach und nach, wie man ſie entdeckte, herausgegeben, und muſsten nun über 200 Jahre warten, ehe ſie in einer würdigern Geſtalt erſcheinen konnten. Dieſer Umſtand verurſachte, daſs man dem Autor ſelbſt bisher immer nur einen ſehr geringen Werth für die Geſchichte beylegte, und daſs Niemand ſich an eine beſſere Bearbeitung deſſelben wagen wollte, weil die auf ihn verwandte Mühe für verloren gehalten wurde. Erſt in unſern Zeiten begegnete dem guten *Appian* das Glück, daſs ſeine übriggebliebenen Bücher durch Hn. *Schweighäuſer*, dem hierzu eine Menge Hülfsmittel zu Gebote ſtanden, ergänzt, verbeſſert, und in einer neuen Ausgabe lesbarer gemacht, folglich auch ſeine Ehre gerettet wurde. Nunmehr lieſs ſich leicht vorausſehen, daſs ſich auch, nach Wegräumung der bisherigen Hinderniſſe, bald Jemand finden würde, der dem Appian ein deutſches Gewand umhinge, und die des Griechiſchen unkundigen Liebhaber der Geſchichte mit ihm bekannt machte. Dieſen Dienſt hat ihm jetzt Hr. *Dillenius*, Oberpräceptor der lateiniſchen Schule zu Urach im Wirtembergiſchen erwieſen, von deſſen Ueberſetzung wir den I. Band vor uns liegen haben. Er enthält die Vorrede, die Fragmente aus den 5 erſten Büchern (von den Königen, die italiſche, ſamnitiſche und galliſche Geſchichte, von Sicilien und den übrigen Inſeln) das 6. Buch die ſpaniſche, und das 7te die hannibaliſche Geſchichte. Im Ganzen genommen, hat Hr. D. ſeinen Autor treu und richtig überſetzt. Rec. der die Vorrede und den gröſsten Theil des 6ten Buches mit dem Original zuſammengehalten, fand nicht leicht etwas, das eine beſondere Rüge verdiente. Nur dieſs iſt zu erinnern, daſs der Ueberſetzer ſich zu genau an die griechiſche Conſtruction und Verbindung der Sätze gehalten, und z. B. oft 3 Perioden nacheinander mit *da, als* oder *nachdem* angefangen hat. Dieſs wird dem Leſer äuſserſt unangenehm und hatte doch leicht vermieden werden können. Dem Texte ſind eine groſse Menge Noten untergeſetzt, die theils die vorkommenden Sachen, Antiquitäten und Geographie erklären, theils den Autor rechtfertigen, wo es nöthig iſt, berichtigen, und mit andern Geſchichtſchreibern vergleichen, theils auch zeigen, wie dieſe oder jene Stelle ſonſt noch überſetzt werden könnte. Von den letztern, die ſehr zahlreich ſind, ſagt Hr. D. in der Vorrede, er habe ſie beygefügt zum Beweiſe, wie ſorgfältig er über ſchwerere Stellen nachgedacht habe, und daſs er vielleicht manche andere ihm vorzuſchlagende Verbeſſerung auch im Sinne gehabt. Demungeachtet müſſen wir ſie gröſstentheils für überflüſſig erklären, da ſie weiter nichts als Floskeln enthalten, wie die Stelle ſich ſonſt etwa noch möchte geben laſſen. Ein Lehrer muſs wohl bey mündlicher Erklärung eines Schriftſtellers ſeinen Schülern ſagen, auf wie vielerley Art eine Stelle überſetzt werden kann, und dann zeigen, welche darunter die beſte iſt; aber ein Ueberſetzer der für das Publicum arbeitet, iſt deſſen überhoben, und hat nur den nach ſeiner Einſicht einzigen richtigen Sinn anzugeben. Unter den Anmerkungen erſter Art ſind uns gleich vorne nicht nur manche überflüſſige, ſondern auch einige ſehr bedeutende Unrichtigkeiten aufgeſtoſsen. Z. B. In Appians Vorrede Kap. 2. heiſst es: *Lenkt man hier um, ſo erblickt man Syrien, Paläſtina und — einen Theil von Arabien.* — Bey Paläſtina ſteht die Note: *Denjenigen Theil von Syrien, worin Paläſtina liegt, den man Paläſtina nennt.* Nach dem griechiſchen Συρια ἡ Παλαιστινη, ſollte es in der Ueberſetzung heiſsen, *das paläſtiniſche Syrien*, ſo hätte die Note erſpart oder nur geſagt werden können, daſs das jüdiſche Land gemeynt iſt. Kap. 3. Note 17. ſteht: *Galater hieſsen ſie (die Gallier) daher, weil ſie bey ihrer Streiferey durch Italien und Griechenland auch in Galatien, eine Landſchaft in Kleinaſien einfielen und ſich zum Theil daſelbſt feſtſetzten.* Rec. traute kaum ſeinen Augen, da er dieſes las. Die Völker, welche die Römer *Galli* nannten, hieſsen bey den Griechen Γαλαται; die Landſchaft in Kleinaſien bekam von ihnen, als ſie ſich darin feſtſetzten, den Namen, nicht aber das Volk von der Landſchaft. Der nemliche Irrthum kömmt auch B. 6. K. 1. vor — K. 5. ſagt Appian: ἡ ὁσα αλλα τηςδε της θαλασσης ονομαται; *oder was es ſonſt für Namen dieſes Meeres gibt.* — Hier kann von keinem andern Meere die Rede ſeyn, als dem mittelländiſchen, deſſen verſchiedene Theile vorher angeführt worden. Allein Hr. D. will unter τηςδε της θαλ. das tyrrheniſche Meer verſtehen, welches dem ganzen Zuſammenhange zuwider iſt. Im 1. Kap. erklärte er doch ſelbſt ἡδε ἡ θαλ. vom mittelländ. Meere. K. 10. hätte κοντωτα durch *Fluſsſchiffe*, (die auf dem Nil gebraucht wurden) gegeben werden können; dann wäre die Anmerkung erſpart und der Uebelklang im Texte: 2000 *Fahrzeuge nebſt vielen andern kleinen Fahrzeugen* vermieden worden. K. 11. am Ende, ſagt Appian: της ευτυχιας ωναντο δια την ευβουλιαν, welches Hr. D. richtig überſetzt: *und durch ihre Klugheit ſich das Glück zu Nutze machten.* Aber er fügt nun die befremdende Anmerkung hinzu: *Ich leſe hier τα της ευτυχιας, weil ωνεομαι nie mit dem Genitivo rei emtae conſtruirt wird.* — Die letzte Bemerkung hat ihre Richtigkeit; nur gehört ſie gar nicht hieher. Denn ωναντο iſt nicht von ωνεισθαι, *kaufen*, ſondern von ονασθαι *genieſsen, frui*. Hr. Seybold hat, als Director bey dem Hermann. Ueberſetzungsinſtitut, ebenfalls hin und wieder kleine Noten zur Berichtigung hinzugefügt. So will er B. 1. am Ende des erſten Fragments für εκκαυχωμενοι leſen εγκαυχωμενοι, welches aber unnöthig iſt.

Denn ἐκκαυχᾶσθαι ist mit dem andern von gleicher Bedeutung; es steht zwar nicht in den Lexicis, kommt aber beym Euripides (Bach. v. 91.) vor. Er hätte wohl gethan, wenn er das ihm übertragene Recht zu bessern und zu berichtigen, dazu angewendet hätte, oben angeführte und andere ähnliche Unrichtigkeiten zu corrigiren. Noch müssen wir bemerken, dass Hr. D. die lateinische Endung der Volksnamen auf *ensis*, die der deutschen Sprache ganz fremd ist, sehr häufig braucht. So sagt er *karthaginensisch*, *massiliensische Kaufleute* etc. Unsere Sprache erfodert, *karthagische*, *massilische Kaufleute* zu sagen, und dies ist doch sicher viel wohlklingender.

KLEINE SCHRIFTEN.

Physik. *Berlin*, b. Rottmann: *Rede über den Zweck der Chemie; über die Methode, sie zu studiren, und über den Einfluss derselben auf die Arzneywissenschaft.* Am Tage seiner Einführung zum ordentlichen öffentlichen Lehramte der Chemie und Pharmacie, bey dem königlichen Collegio Medico-Chirurgico vorgetragen von D. *Sigismund Friedrich Hermbstädt.* 1792. 44 S. 8. (4 gr.). — Der Vf. will in dieser Rede seinen Zuhörern, vorzüglich denen, die sich zu praktischen Aerzten und Wundärzten bilden, und die vielleicht die Chemie bisher als eine ihnen entbehrliche Nebensache ansahen, „einige Anleitung zu demjenigen „Geschmacke an dieser Wissenschaft ertheilen, den sie vielleicht „noch nicht daran gefunden hatten, weil sie dieselbe nur immer „in ihrer trockensten Gestalt, nie in dem anlockenden Gewande „erblickten, in welchem sie gesehen werden muss, wenn sie „Theilnahme veranlassen soll.“ Er bemüht sich daher, „den Zweck „der Chemie in einer solchen Gestalt darzustellen, in welcher „diese Wissenschaft erscheint, seitdem sie durch die Bemühungen „der grösten Männer unserer Zeit, so wie derjenigen, welche „sie in der erstern Hälfte dieses Seculi cultivirten, bearbeitet „werden ist, und jetzt wirklich gesehen werden muss.“ — „Vor„mals bestand,“ sagt er, „der einzige Zweck dieser Wissenschaft, „in der Erforschung solcher Naturwirkungen, die, für den be„grenzten, menschlichen Verstand, unerreichbar waren. Jetzt „ist es der Endzweck dieser Wissenschaft, die so tief in die Ge„heimnisse der Natur einzudringen vermag, ihr selbst nachzuah„men; ja selbst da weiter fortzuschreiten, wo die in der Natur „einmal angelegte Ordnung der Dinge, es ihr unmöglich macht.“ — „Durch Thatsachen machen die Chemisten Erfahrungen, die „durch die Beurtheilung, des mit den Grundsätzen der Chemie „vertrauten Arztes, zum Wohl der menschlichen Gesellschaft „angewendet, und dadurch zu ihrer völligen Würde erhoben „werden“ u. s. w. Hr. *H.* erläutert nun den Zweck, den die Chemie bey der Zubereitung der Arzneyen zu erreichen strebt, mit einigen Beyspielen; sagt dann ferner etwas vom Nutzen der Chemie zur Erforschung der Theile der Körper, zur Bildung neuer Dinge in Künsten, Manufacturen u. s. w. und empfiehlt endlich seinen Schülern die Wahlverwandschaft, ohne welche, wie er zu erweisen sich angelegen seyn lässt, die Chemie blos eine mechanische Kunst sey, und den Namen einer so erhabenen Wissenschaft, den man ihr zugestanden hat, nicht verdienen würde u. s. w. Die Beweise dieses Satzes und der übrigen Behauptungen des Vf. muss man in der Rede selbst nachlesen, da sie keinen weitern Auszug verstatten.

Kriegswissenschaften. 1) *Frankfurt u. Leipzig: Kurze Uebersicht des Feldzuges an der Saar und Blies.* Dec. 1793. 48 S. 8.

2) *Ebendas.: Kurze Uebersicht des Feldzuges im Jahr 1793 zwischen dem Rhein und der Saar*, von einem unpartheyischen Beobachter. Aus dem Tagebuch eines bey der alliirten Armee befindlichen Englischen Officiers frey übersetzt. Fortsetzung und Beschluss. 1794. 40 S. 8.

Unter der Maske eines zuschauenden Engländers erzählt in dieser kleinen sehr interessanten Schrift (N. 1.) ein Ungenannter die militärische Geschichte des Feldzuges der Preussischen Armee, in einer blühenden Schreibart und mit tief eindringender Sachkenntniss, welche kein Zuschauer, noch weniger ein Fremder, sondern nur ein Mann vom Handwerk, der noch überdem mitgehandelt hat, erwerben kann. Man findet darin militärische Uebersichten und Berechnungen, wie sie bey dem Generalstaabe und im Hauptquartier entworfen zu werden pflegen, und auf diese scheint sich das Urtheil des Vf. stets zu gründen. Daraus wird denn auch begreiflich, dass nicht alles nach dem Erfolge, sondern mehr nach der Theorie beurtheilt wird, und dass die Vortheile, welche das Corps eines durch die Eroberung von Mainz bekannten Generals bey Bliescastel und Biesingen erfochten, gewissermaßen mehr dem Ungefähr als militärischen regelmäßig-entworfenen Planen zugeschrieben werden. Ob es übrigens gut sey, durch dergleichen Kritiken zwischen den verschiedenen Befehlshabern einer und derselben Armee Eiferfucht und Misvergnügen zu erregen, dies zu bestimmen ist nicht die Sache des Literators. Dieser sieht vielmehr vorliegende Schrift als einen reichhaltigen Beytrag für die erst *später* zu erwartende Geschichte der Feldzüge am Oberrhein an, und empfiehlt sie in dieser Rücksicht zur reifen Erwägung. Da das Terrain, selbst bey den Verheerungen der Häuser und Aecker dasselbe bleibt: so ist für den Sachverständigen noch kein Zeitverlust zu befürchten, um die verschiedenen Urtheile mit einander zu vergleichen, und alsdann das seinige fällen zu können.

In N. 2) fährt der sogenannte englische Officier fort, den Gang des Feldzugs von der Schlacht bey Kaiserslautern bis zu dem Rückzuge über den Rhein, in der ihm eigenen kraftvollen und fliessenden Schreibart, zu erzählen. Das Materielle dieser Fortsetzung kömmt mit dem sogenannten Rapport officiel, zu dem sich der Preussische Hauptmann Hr. v. *Kampz* gegen den Hn. General *v. Hoze* bekannt hat, völlig überein; aber es weicht deshalb desto mehr von dem Tagebuche ab, welches Hr. General *v. Wurmser* durch die Zeitungen bekannt machen liess. Zu diesem Urtheil ist jetzt der Gegenstand noch nicht gereift. Selbst die militärische Ansicht muss durch die Kenntniss der persönlichen und der politischen Verhältnisse ergänzt werden, welche nicht immer einer öffentlichen Darstellung fähig sind. Zu wünschen wäre es, dass von *Braunschweig* und *Wien* aus etwas zur Belehrung des Publicums mitgetheilt, und so auch den unberufenen Schriftstellern der Weg einigermaßen gesperrt würde.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 26. Julius 1794.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Dyck: *Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauch praktischer Aerzte.* Funfzehnter Band. Zweytes, drittes und viertes Stück. 1793. 8. jedes St. 12 B.

Zweytes Stück: *Fortsetzung der Abhandlung des Hn. Assalini über die lymphatischen Gefäfse und deren Krankheiten.* S. A. L. Z. 1793. N. 246. *A. N. Aasheim Beobachtung einer seltenen Erscheinung bey der Schwangerschaft.* Bey einem Weibe zeigte sich bey jeder Schwangerschaft ein Knoten über den linken Schaambein, anfangs unter der Haut, der mit dem Steigen der Schwangerschaft bis zum Nabel heraufstieg, dann zuweilen wieder abwärts sich begab und bis zum sechsten Monat an Gröfse und Härte zunahm. Nach der Geburt verminderte sich der Knoten allmählich, den der Vf. von einer widernatürlichen Beschaffenheit des linken breiten Mutterbandes ableitet. *M. Saxtorph über den innerlichen Gebrauch des Bleyzuckers.* Es sind nur etliche Fälle, welche beweisen, dafs der Bleyzucker bey Epilepsie und krampfhaften Krankheiten, in kleinen Gaben nützlich ist. *De Meza praktische Bemerkungen über den Bluthusten. Johann P. Frank. Untersuchungen über die Krankheiten des Rückgrads und des in ihm befindlichen Rückenmarks.* Man wisse von diesen Krankheiten bis jetzt sehr wenig; sogar für die Entzündung des Rückenmarks habe man nicht einmal einen Namen. Jedes Wirbelbein sey als ein Hirnschädel zu betrachten, welcher sein eigenes Gehirn enthalte. Je näher dem Gehirn im Kopfe das Rückenmark sey, desto wichtiger sey es, und daher komme es, dafs das in dem obersten, gröfsten und beweglichsten Wirbelbein enthaltene Gehirn einen wesentlichen Vorzug vor allen übrigen Gehirnen behaupte. Von der Ausdehnbarkeit des Rückenmarks auch nach hinten zu, die bey einigen Krankheiten, z. B. dem Opisthotonus, und bey manchen Gauklern wirklich sehr grofs ist. Von der Verenkung des Rückgrads nach äufserlicher Gewalt hat der Vf. etliche eigene und merkwürdige Fälle verzeichnet. Ein Vater warf seine kachektische Tochter im Zorn heftig auf ein Bett. Sie starb plötzlich und Hr. F. fand die Leber zerborsten, drey Ribben zerbrochen, und das Rückgrad heftig beschädiget. *Hr. Callisen von der Einspritzung in die Trommelhöle durch den zitzenförmigen Fortsatz des Schlafbeins, in der Absicht die Taubheit dadurch zu heilen.* Der Vf. gibt erst genaue Nachricht von allen Operationen dieser Art, die bis jetzt angestellt worden sind, und deren Unwirksamkeit in vielen Fällen wohl unstreitig daher kam, dafs man nicht genug auf die Ursache sah, welche die Taubheit erregt hatte. Denn nur dann kann die Operation von Nutzen seyn, wenn die Ursache der Taubheit durch sie weggeschafft werden kann, z. B. wenn die Krankheit vom Beinfrafs des zitzenförmigen Fortsatzes entstanden ist, oder wenn Kennzeichen eines verborgenen Beinfrafses, oder der Ansammlung von fremden Materien in der Trommelhöle vorhanden sind: auch ist es eine nothwendige Bedingung, dafs die Eustachische Röhre offen sey, denn bey allen, die durch die Operation geheilet wurden, flofs die eingesprützte mit fremdartigen Materien vermischte, Feuchtigkeit durch die Nase ab. Das sicherste Kennzeichen, dafs diese Röhre offen sey, ist nach dem Vf. die Empfindung eines Druckes von innen gegen das Trommelfell, wenn man bey verschlossenem Mund und Nase auszuathmen sucht. *Th. Percival vermischte praktische Bemerkungen.* Der Vf. empfiehlt, aber nur durch Vermuthungen veranlafst, die Elektricität bey Krankheiten von zurückgetretenem Podagra. Ein Kranker warf nach einem heftigen Husten einen ganzen Klumpen lebendige Maden aus. Bey einem nicht genau genug beschriebenen, doch, wie es scheint, mit rothlaufsartiger Entzündung verbundenen Faulfieber leistete dem Vf. die Fieberrinde in Verbindung mit dem Tränklein des Riviere sehr gute Dienste. Der Kampfer wirkte ungewifs, desto besser aber der Wein. *A. Crawford über das Eiter des Krebses und die luftförmigen Flüssigkeiten, die aus den animalischen Substanzen durch die Destillation und Fäulniss entwickelt werden.* Mit Vitriolsäure brausete die Krebsjauche offenbar auf, und bey dem Aufbrausen entwickelte sich Schwefelleberluft. Von dieser Verbindung der Schwefelleberluft mit dem flüchtigen Alkali leitet der Vf. den faulichten eigenen Geruch, die gröfsere Dünne, und die fressende Eigenschaft des Krebsgiftes ab. Da die dephlogistisirte Salzsäure dieses hepatisirte flüchtige Alkali zersetzt, und den Gestank der Krebsschärfe mächtig verbessert, so empfiehlt der Vf. diese gehörig bereitet, und gehörig verdünnt, zum innerlichen und äufserlichen Gebrauch.

Drittes Stück. *Buchhave über den fieberartigen Schaarbock.* Es war ein fast völliger Verlust des Zahnfleisches und der Zähne, mit fieberhaften Zufällen, nach überstandenen Scharlachfieber. *U. B. Aaskow von dem Nutzen des Halbbades bey wässerichten Geschwülsten und andern auf das Scharlachfieber folgenden Krankheiten. — De Meza über die unschädlichen und heilsamen Wirkungen einiger theils verachteten, theils schädlichen Arzneymittel.* Die *bursa pastoris* wurde bey einem heftigen Mutterblutflufs auf die Lenden gelegt, und der Blutflufs verlohr sich. Freylich wurden aber auch andere, wirksame

Mittel gebraucht; denen Rec. die Kur eher, als der gewiſs unwirkſamen Pflanze, zuſchreiben machte. Nutzen des Beyfuſses zur Beförderung der monatlichen Reinigung. Er wird auch in unſern Gegenden als treibendes Mittel von den Weibern mit vielem Nutzen gebraucht. Nutzen der ſchwarzbraunen Myrobalanen zur Stillung der flieſsenden güldnen Ader. *Fourcroy über die Natur der Veränderungen, welche einige thieriſche Feuchtigkeiten durch Krankheiten und die Wirkung der Arzneyen erleiden.* Die ſogenannte ſchwarze Galle, die der Vf. chemiſch unterſuchte, ſey nichts weiter, als verdickte natürliche Galle. Der Harn ſolcher Menſchen, welche Gallenfieber hatten, gab, eingedickt, ein Extract, welches ſich aus dem Weingeiſt mit Waſſer niederſchlagen lieſs. Das phosphorſaure Kalkſatz im Urin nimmt bey mehrern Krankheiten zu, wo die Knochen angegriffen werden, desgleichen bey der Gicht, beym Hüftweh, nach ſtarken Flechten, bey ſcrofulöſen Geſchwüren. Dieſe Entwickelung der Säure ſey zwar nicht die Urſache, aber doch die Wirkung der Krankheit, die als eine zweyte Urſache des Weichwerdens der Knochen anzuſehen ſey. Weil faules Blut und andere faule thieriſche Säfte ſogleich tödten, wenn ſie in die Adern geſprützt werden, ſo ſchlieſst der Vf. daſs die Fäulniſs der Säfte bey Fiebern von der Fäulniſs toder thieriſcher Theile ganz verſchieden ſey. Auch das Blut ſcorbutiſcher Perſonen ſey nicht faul, ſondern nur nicht gehörig bereitet. *Thouvenel Unterſuchungen und Beobachtungen über das trinkbare Waſſer.* Beſonders handelt der Vf. von den verſchiedenen Beymiſchungen des Waſſers aus den Ausdünſtungen des Gewächsreichs und von dem Staube, welche dem Waſſer einen ſumpfichten, aber unſchädlichen, Geſchmack geben. Die Güte des ſüſsen Waſſers werde weniger durch die feſten in ihm enthaltenen Beſtandtheile, mehr aber durch den Mangel der Luft, wenn es mit derſelben nicht geſättigt ſey, vermindert. Das Waſſer der Seine ſey, ungeachtet es durch ein Kloak, wie Paris, flieſst, ziemlich rein, und wenn es auch Perſonen, die nicht daran gewöhnt ſind, Durchfälle erregt, ſo zeuge dieſs doch von keiner unreinen Beymiſchung. Je weniger das Waſſer Luft enthalte, deſto leichter gefriere es, und deſto ſchwerer ſey es zum Kochen zu bringen. Eis- und Schneewaſſer löſet die Seife ſchwer auf, auch die rothe Farbe iſt in demſelben minder lebhaft. Am beſten und helliſten iſt die rothe Farbe in gashaltigen Waſſer. *L. F. B. Lentin über die Schwammchenkrankheit der Kinder*, aus der *hiſtoire et memoires de la ſociete Royale de medecine* überſetzt. Dieſe vortreffliche Abhandlung, die einen der beſten Praktiker Deutſchlands zum Verfaſſer hat, und das Reſultat von einer Menge von Beobachtungen enthält, erhielt bey der *Societé de medicine* blos das Acceſſit, vielleicht weil ſich der Vf. zu wenig auf die höchſten bösartigen Schwämmchen, die in den franzöſiſchen Spitälern herrſchen, und in dem *hopital des enfans trouvés* in Paris jährlich mehrere hundert Kinder tödten, eingelaſſen hatte. Er leitet die Schwämmchen von der Unreinlichkeit, überhaupt von der unvollkommen erfolgenden Ausdünſtung ab, empfiehlt zu ihrer Verhütung Abführungen und Bäder, und zur Heilung der gutartigen den Saft von dem Hauslauch (*ſempervivum tectorum*), ein Mittel von dem auch Rec. immer die beſten Wirkungen beobachtet hat, und welches in Sachſen als Hausmittel wider die Schwämmchen allgemein bekannt iſt. — *De Lavoiſier über die Wirkungen des Vitriol- und Salpeteräthers in der Oekonomie des thieriſchen Körpers.* Er ſucht ſie aus der Thatſache zu erklären, daſs der Aether bey einem gewiſſen Grad von Wärme ſich ganz in entzündbare Luft auflöſt und, vermiſcht mit einer beſtimmten Quantität atmoſphäriſcher Luft, eine bleibende Flüſſigkeit bildet. Bey ſolchen Erklärungen bleibt aber nur immer die Frage noch unentſchieden, ob in dem mit Lebenskraft begabten Körper die Erfolge auch ſo ſind, wie ſie ſich unter dem pneumatiſchen Apparat der Scheidekünſtler zeigen. *Desperrieres über den Veitstanz und den äuſſerlichen Gebrauch des Kampfers dagegen.* (in Bädern) *de Laſſonne, Bemerkungen über den Kampfer.* Er erhöhe auch die Kräfte der ſtärkenden Mittel, z. B. der Fieberrinde, und würke bey jedem Reitz, der die Harnblaſe afficirt (als ein beſänftigendes Mittel) ſpecifik. *De Fourcroy über die Bereitung, die Heilkräfte und den Gebrauch des kalkartigen Meerſalzes.* Es wird aus Isländiſchen Kalkſpath, mit Seeſalzſäure aufgelöſt, bereitet, und ſoll, nach des Vf. Erfahrung, eines der gröſsten Mittel wider die Scrofeln und überhaupt wider Verſtopfungen der Drüſen ſeyn. *l'Aumonier über eine* (eiterhafte) *Verſetzung auf eine Muttertrompete und die Ausrottung eines Eyerſtocks. — Hallé über die Wirkung des Kampfers in groſsen Gaben und über die Eigenſchaften dieſes Heilmittels den Mohnſaft zu verbeſſern.* Es iſt in Deutſchland ſchon längſt bekannt, daſs der Kampfer als ein beſänftigendes Mittel wirkt, und es war Rec, unangenehm hier den alten Streit von der kältenden oder erhitzenden Kraft des Kampfers wieder aufgewärmt zu finden. Auch iſt es nicht neu, daſs der Kampfer in groſsen Gaben gegeben wird, und Hr. Hoffmann war einer der erſten, der Beobachtungen hierüber bekannt machte. Mit Mohnſaft verbunden mache der Kampfer, daſs erſterer nicht ſo ſehr betäube.

Viertes Stück. *I. P. Terras über den Gebrauch der trockenen Charpie bey Wunden und Geſchwüren.* Sie reize zuweilen, und müſſe dann mit Salben beſtrichen werden. Mehrere Beobachtungen von dem Nutzen des, wie es ſcheint, ſo bald wieder aus der Mode gekommenen Magenſaftes bey faulen Geſchwüren ſind angefügt. *Chambon über die häutige Bräune der Kinder* Das Weſen der Krankheit liege in einer Anlage des Körpers und beſonders der Lungen zur Vereiterung und Entwickelung des Schleims. *Th. Spen von einem beſonders langſamen Puls.* Es iſt Schade, daſs dieſer merkwürdige Fall nicht genauer beſchrieben iſt. Ein ſonſt geſunder Mann wurde nach einem Rauſch ohnmächtig, und nachdem er ſich wieder erholt hatte, und nur noch betäubt und ſchläfrig war, ſchlug ſein Puls 24 mal in einer Minute. Ungeachtet reitzende und erregende Mittel gegeben wurden, ſank doch der Puls, bey wiederkommenden Ohnmachten, bis auf 9 Schläge in einer Minute, und unter dieſen Umſtänden ſtarb der Kranke. Die Leichenöffnung entdeckte nichts Widernatürliches. *Von dem*

Nutzen

Nutzen der salzsauren Schwererde bey den Scrofeln. Jones Mac Adair über den Gebrauch des Kupfervitriols und des Schierlings in der Lungensucht Beyde Mittel wurden mit einander verbunden, und leisteten bey der scrofulösen Lungensucht, und bey andern Abzehrungen, die aber der Vf. nicht genau zu bestimmen für gut gefunden hat, treffliche Dienste. *J. Elliot von einer ausserordentlichen Vergrösserung der Milz.* Die Milz wog fast zwölf Pfund, und die Geschwulst war kurz vor dem Tod, nach heftigen Schmerzen entstanden. *Th. Collingwood Heilung eines venerischen Kranken durch eine sehr einfache Queckfilberzubereitung.* Die Krankheit war durch eine Wunde in den Körper gebracht worden. Das mit Zucker zusammengeriebene Queckfilber heilete sie. *Th. Cottington von dem Nutzen der Ulmenrinde bey verschiedenen hartnäckigen Krankheiten*, bey dem abzehrenden Durchfall der Kinder, und bey andern langwierigen Durchfallen. Die schleimichten Bestandtheile dieser Rinde, verbunden mit deren tonischen Kraft, lassen allerdings Nutzen von ihr hoffen. Wider die Flechten hat sie oft Rec. als ein sehr bewährtes Mittel gefunden. *W. Perry von einer Verstopfung des Stuhlgangs, bey der sich das, alle drey Stunden zu zwey Unzen gegebene rohe Queckfilber sehr nützlich erzeigte.* — *J. Haigthon von einer angebohrnen Taubheit.* Man fand nach dem Tod die weiche Portion der Gehörnerven verkleinert. Das Labyrinth war mit einer käseartigen Materie angefüllt. *Portal über die Dauer der Lungensucht.* Der Vf. hat seine Ideen, auch über die Dauer dieser Krankheit, in dem nun erschienen grösern Werk über die Lungensucht weitläuftiger entwickelt. Die längere oder kürzere Dauer der Krankheit hange zum Theil von der Art der Lungensucht selbst ab, und daher komme es, dass die von zurückgetretenen Ausschlägen entstandene so schnell ablaufe, oder auch von dem Alter der Kranken, weil im jugendlichen Alter der Kreislauf lebhafter ist und die Eiterung schneller erfolge, oder von zufälligen Umständen. In einem andern Aufsatz: *von der Beschaffenheit des Blutes bey der Lungensucht*, bemerkt dieser gelehrte Arzt sehr richtig, dass eine Localvollblütigkeit der Lungen das Nasenbluten und die andern Zufälle der Vollblütigkeit in dem ersten Zeitraum der Lungensucht oft bewirke, dass diese örtliche Vollblütigkeit zuweilen auch noch zugegen sey, wenn die Krankheit ihren höchsten Grad erreicht habe. Er hält die Aderlasse nur im Anfang der Krankheit, und als Vorbauungsmittel, für nützlich: in der Folge scheine sich das Blut sehr zu vermindern, wodurch die Aderlasse schädlich werde. *Andry über die Verhärtung des Zellgewebes der neugebohrnen Kinder.* Man ist über die Ursachen dieser höchst tödlichen und in grosen Anstalten ungemein häufigen Kinderkrankheit nicht einig. Rec. hält sie für eine Folge der Vernachlässigung der Reinlichkeit, und der davon abhangenden Unterdrückung der Ausdünstung, also für Wirkung derselben Ursache, welche die bösartigen Schwämmchen erzeugt. Blasenpflaster und warme Bäder schienen die ersprieslichsten Dienste zu thun. *Ailhaud über die von selbst entstandenen Oeffnungen in dem Magen und Gedärmen.* In dem am ausführlichsten erzählten Fall waren Zufälle der Entzündung zugegen, und die Löcher im Magen hingen wahrscheinlich von dem Brand ab, in den die Entzündung übergegangen war. *Saillant über die Magenentzündung bey Kindern*, die, wie überhaupt alle Entzündungen bey Kindern, sehr schwer zu erkennen ist. *Caille über die langwierigen Entzündungen, Marquart über den bösartigen Tripper.* Beyde Abhandlungen sind von keinem grosen Belang. Zum Einspritzen beym Tripper wird das Extract von dem Süssholz empfohlen.

MATHEMATIK.

GÖTTINGEN, b. Dietrich: *Vorübungen zur praktischen und theoretischen Geometrie für Kinder.* Zum Gebrauch für Lehrer welche keine Mathematiker sind; 1791. 102 S. 8. u. 7 K. (8 gl.)

Der Vf. wollte durch diese Vorübungen den Kindern nicht blos den Gebrauch des Handzirkels, des Parallellineals und der Reissfeder lehren, als wodurch sie blos Figuren zeichnen lernen, deren Nutzen sie nicht kennen, sondern er gedachte ihnen vornehmlich auch den Gebrauch der Figuren durch Anwendung des verjüngten Maasstabes auf die praktische Geometrie zu zeigen und so die beym Feldmessen zum Grunde liegenden Begriffe zu entwickeln. Dass er diese Absicht bey vielen erreichen werde, ist um so weniger zu bezweifeln, da sein Vortrag sehr faslich und mit mancherley guten praktischen Anmerkungen durchwebt ist. Dass er übrigens etwas flüchtig gearbeitet hat, bemerkt man hin und wieder. So erklärt er §. 19. die reguläre Figur auf folgende Art: Sind die Linien, welche eine Figur einschliessen, alle unter einander, oder doch in gewisser abwechselnder Ordnung einander gleich: so heisst die Figur regulär: — hier hätte nothwendig auch der Gleichheit der Winkel, welche die gleichen Seiten miteinander machen, mit sollen gedacht werden, wie auch dieses weiter unten, bey der Lehre von den Vielecken wirklich mit bemerkt wird. Eben so hätte auch am Ende dieses Paragraphen nicht gesagt werden sollen: der Umfang einer jeden Figur heisst die *Peripherie* derselben, denn man braucht diese Benennung blos für den Umfang des Kreises, bey den übrigen Figuren heisst der Umfang *Perimeter*. §. 24 heisst es: „wenn an zwey Figuren alle Seiten und Winkel, in eben der Ordnung, wie sie aufeinander folgen, gleich sind, so dass die eine Figur von der andern sich durch nichts unterscheidet: so sagt man, die Figuren sind einander gleich" — Eigentlich gibt dies die Congruenz; — Gleichheit ist schon vorhanden, wenn beide Figuren einerley Flächen-Inhalt haben, obgleich weder Seiten noch Winkel bey der einen, wie bey der andern sind. §. 104. sagt der Vf.: Ein Prisma ist ein Körper, welche zwey gegeneinander überstehende parallele und gleiche Seiten hat." — Dieser Begriff ist zu weit, indem hiernach auch z. B. ein Dodecaedron ein Prisma seyn konnte. Der Inhalt der Schrift ist übrigens folgender: als Einleitung geht eine Notiz für den Lehrer voraus über die hier unentbehrlichsten Werkzeuge und deren Gebrauch; alsdann folgen die gewöhnlichen Definitionen der Geometrie;

Maafs und Abtheilungen derfelben, hierauf fogleich Aufgaben; Lehrfätze nur gelegentlich, beide ohne Beweife. Ausmeffung der Figuren, Ausmeffung und Theilung derfelben. Am Ende auch Körpermeffungen und Vorfchriften, die Netze zu den geometrifchen Körpern zu verfertigen.

HALLE, b. Hemmerde u. Schwetfchke: *Tafeln der Quadrat- und Kubikzahlen, wie auch der gemeinen Logarithmen von 1 bis 1000, nebft den Logarithmen der Sinus und Tangenten.* Zum Gebrauch der Mathematik für Anfänger. gr. 8. 1790.

Der Herausgeber diefer Tafeln, Hr. Prof. *Meinert*, hat fie zunächft für das Lehrbuch der gefammten Kriegswiffenfchaften für Officiere bey der Infanterie und Cavallerie beftimmt, wovon die beiden erften Abtheilungen auch unter dem allgemeinen Titel, Lehrbuch der Mathematik, zu haben find. Die Verlagshandlung glaubte mit dem befondern Abdrucke diefer Tafeln folchen Anfängern einen Dienft zu leiften, die fich nur mit dem theoretifchen Studium der Mathematik befchäftigen, oder zu ihren anderweitigen Abfichten vollftändigere Sammlungen logarithmifcher und trigonometrifcher Tafeln entbehren können. Uebrigens ift diefen Tafeln auch eine Gebrauchsanweifung beygefügt worden, da man in kurzen Lehrbüchern der reinen Mathematik felten dergleichen Anweifungen findet. Die Rechnung wornach Logarithmen von Zahlen, die nicht in diefen Tafeln enthalten find, gefunden werden, gründen fich auf folgenden Satz: Die Differenzen folcher Zahlen, welche gröfser als 1000, und um 1 oder noch weniger von einander verfchieden find, find den Differenzen ihrer Logarithmen, wenigftens bis in die fiebente Decimalftelle, ziemlich genau proportionirt, und zwar defto genauer, jemehr die Zahlen gröfser als 1000 find. Die Aufgaben felbft find mit Beyfpielen erläutert. Hiebey mufs man aber bedenken, dafs der fo eben angeführte Satz auf die hier vorhandnen Logarithmen nicht völlig paffen kann, weil die dazu gehörigen Zahlen 1000 nicht überfteigen, daher man fich auch nicht wundern darf, wenn man auf die angezeigte Art Zahlen und Logarithmen nicht mit der völligen Genauigkeit erhält. Indefs haben diefe Abweichungen bey blofsen Uebungsrechnungen nichts zu bedeuten. Die Tafeln der Sinus und Tangenten Logarithmen gehen von einer, und denn von 3 zu 3 Minuten bis zu 90 Graden in 7 Decimalftellen fort und find wie gröfsere Tafeln eingerichtet, dafs man auf einer und derfelben Seite in den 2 verfchiedenen Abtheilungen, nemlich in der einen die Logarithmen der Sinus und Tangenten des Ergänzungswinkels zu 90 Gr. zu den in der andern Abtheilung befindlichen Logarithmen der Sinus und Tangenten irgend eines gegebnen Winkels findet. Auch hier werden die vorkommenden Fälle durch Beyfpiele erläutert. Wenn man die fo gefundenen Logarithmen mit denen in vollftändig berechneten Tafeln vergleicht, fo findet man, dafs fie gegen jene, in der letzten, oder in den beiden letzten Decimalftellen etwas zu grofs find. Bey angeftellter Vergleichung haben wir diefe Tafeln fehr, doch aber nicht ganz correct gefunden, z. B. log. tang. 34°57′ ftcht hier 9,4444199, wo die erfte 4 nach der 9 eine 8 feyn follte.

FRANKFURT u. LEIPZIG. *J. N. Arnould's*, Architect, Kurfürftl. Trierifcher (n) wie auch Kurfürftl. Kölnifcher (n) und Pfalzbayr. beeideter (n) Geometre, *Praktifcher Ingenieur*, worinnen die Rechenkunft und Geometrie, theoretifch und praktifch, vom Proportionalzirkel, von der Bauberechnung und Waffer-waage, von Feftungswerken, Belagerung und Vertheidigung der Städte, von den Sinustafeln und Trigonometrie, von der Geographie oder ein ganzes Land aufzunehmen gehandelt wird. Nebft Anweifung eine Mittagslinie oder Meridian bey Tag und Nacht zu ziehen. Mit Tabellen und 20 Kupfertafeln. 1793. 432 S. 4. (3 Rthl. 16 Gr.)

Der Vf. oder Abfchreiber mag allenfalls ein brauchbarer Feldmeffer feyn; ob ihn aber Eitelkeit, oder Gewinnfucht, oder eine gewiffe Gutmüthigkeit feinem Nächften zu dienen, zum Schriftfteller gemacht habe, das müffen wir dahin geftellt feyn laffen. „Ich kann zwar nicht fagen (fchreibt er in der Vorrede) ob ich der Erfinder des fämmtlichen allein fey; unterdeffen wird es für das allgemeine Befte gleich viel gelten, es komme die Erfindung her von wem fie wolle, wenn fie nur gut ift; das allein kann ich verfichern, dafs ich mir nichts fremdes zuzueignen verlange; ich begehre nur zu nützen.“ Auf diefe Erklärung hin, fchreibt er nun alles zufammen, was ihm vorkommt, Altes und Neues, Brauchbares und Unbrauchbares, ohne auf das Eigenthum anderer Rückficht zu nehmen. Freylich betrift difs mehrentheils längft verftorbene Perfonen, auffer bey der Ziehung der Mittagslinie, welche aus Helfenzrieder genommen ift. Die Geometrie und Trigonometrie ift aus Wolffens Anfangsgründen abgefchrieben, aber fo nachläfsig, dafs nicht nur manche unverftändliche Worte hineingekommen, fondern dafs auch halbe Beweife, halbe Auflöfungen der Aufgaben fehlen. Anderwärts fchreibt er wieder einen alten Schriftfteller ab, der fich fo, wie Tobias Beutel, immer auf den Euklides beruft. Die Kriegsbaukunft ift aus einem Schriftfteller genommen, der wenigftens fchon 100 Jahr alt feyn mufs. Man findet da noch die hölzerne Gallerie, um über den Graben zu kommen, und dergleichen altväterifche Dinge. Vor allen Dingen hätte fich alfo der Vf. erft felbft unterrichten laffen follen, ehe er andere unterrichten wollte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 28. Julius 1794.

ERDBESCHREIBUNG.

St. Petersburg: D. *Joh. Andr. Guldenſtedt Reiſen durch Ruſsland und im Caucaſiſchen Gebirge*, herausgegeben von *P. S. Pallas*. Erſter Theil. 1787. 511 S. Zweyter Theil. 1791. 552 S. 4. mit vielen Kupfern und einer Karte der bereiſten Gegenden.

Hätte der Vf., (der 1781 in Petersburg ſtarb,) die Ausgabe ſeiner 7jährigen Reiſe durch die ſüdlichen Provinzen des ruſſiſchen Reichs und Georgien ſelber beſorgen können: ſo würden wir gewiſs von ihm manche nähere Aufſchlüſſe über einzelne Gegenſtände erhalten haben, die wir, bis andre jene Gegenden eben ſo ſorgfältig unterſuchen, entbehren müſſen. Indeſſen hat Hr. *Pallas* aus dem gelehrten Nachlaſſe des Vf., der oft aus einzelnen Blättern, oder bloſser Anzeige der Reiſeroute beſtand, das wichtigſte zuſammengeleſen, und Naturforſcher, Mineralogen und Geographen werden beider Gelehrten Bemühungen auch in ihrer gegenwärtigen Geſtalt zu ſchätzen wiſſen. Die ganze Reiſe fiel in die Zeit des erſten Türkenkriegs unter der jetzigen Regierung, in die Jahre von 1768 bis 1775; eine Zeit, die für des Vf. Unterſuchungen unter wilden und halbbarbariſchen Nationen nicht die günſtigſte war. Er beſuchte das heutige Caucaſien, die Völker, welche die nördliche und weſtliche Seite des Caucaſus bewohnen, den gröſsten Theil von Georgien, die Kabarda, das ehemalige Neuruſsland, und die benachbarten Provinzen. An einer Reiſe nach der Krimm ward G. durch damalige Kriegsunruhen verhindert. Dieſe Gegenden werden hier geographiſch und naturhiſtoriſch unterſucht; allein beſonders wichtig ſind des Vf. Nachrichten vom Caucaſus, den verſchiedenen Nationen, die dies Gebirge bewohnen, und von Georgien und deſſen Provinzen, von denen man hier einen reichen Schatz der intereſſanteſten Belehrungen beyſammen findet.

Auch nur das wichtigſte, was dieſe Reiſe enthält, in unſerer Anzeige vorzulegen, überſteigt die Kräfte des Rec., und würde für den Raum unſrer Blätter zu viel ſeyn. Wir müſſen daher eine Menge reichhaltiger mineralogiſcher und botaniſcher Bemerkungen übergehen, eben ſo viel geographiſche Angaben verſchweigen, und es unſern Leſern überlaſſen, in dem Werke ſelber die mannichfaltigen Kenntniſſe des Vf. zu benutzen. Von dem, was wir uns bey wiederholter Durchleſung angezeichnet hatten, wählen wir alſo nur einiges mit Uebergehung aller naturhiſtoriſchen und mineralogiſchen Bemerkungen aus, nicht um ein Werk zu empfehlen, das ſchon ſeit einiger Zeit in gelehrten Händen iſt, und für deſſen Werth ſchon der Name des Vf. bürgt, ſondern um einigermaſsen zu zeigen, daſs G. eben ſo mannichfaltig die bereiſten Gegenden aufhellt, als andere Petersburger Akademiker, die entweder vor ihm oder mit ihm zugleich auf kaiſerlichen Befehl ausgeſandt wurden, die entfernteſten Provinzen des ruſſiſchen Reichs zu unterſuchen.

Das Land der doniſchen Koſaken fängt nach unſerm Vf. bey Michailow, einem Flecken 700 Werſte von Moſcau an, und erſtreckt ſich gegen Oſten bis Zarizyn. Die ſüdliche Grenze macht der Donez, und die entgegengeſetzte der Choperfluſs. Man rechnet ſie 40,000 Mann ſtark, die aufſitzen können. Ihre Hauptſtadt iſt Tſcherkask am Don, einige Werſte von Aſov. Hier wohnt ihr oberſter Befehlshaber, den ſie Wois Kowoi Ataman nennen. Im Kriege bekommen ſie 12 Rubel Gage, und Proviant für ſich und ihr Pferd, auch Pulver und Bley. Allein ihr Pferd, Reitzeug, Kleidung und Gewehr müſſen ſie ſelber anſchaffen. Auf 2 beſondern Platten ſind Perſonen beiderley Geſchlechts in ihrer beſten und alltäglichen Tracht vorgeſtellt. Die von ihnen bewohnten Gegenden nehmen einen Raum von 191,520 Quadratwerſten ein; ſie ſind aber ſo wenig bevölkert, daſs man auf jeden Koſaken faſt 4 Q. Werſte annehmen kann. Kislar, am Terekfluſs, treibt anſehnlichen Handel mit Perſien. Hier werden jährlich von 1200 bis 2000 Pude perſiſche Seide eingeführt. Der Weinbau erweitert ſich, und 1772 wurden von hier und der benachbarten Gegend 18000 Eimer meiſt nach Aſtrachan verfahren. Die hier eingerückte Beſchreibung der warmen Bäder am Terek ſtand vorher ſchon im Jahrgang 1782 des neuen Petersburger Journals. In Georgien hielt ſich der Vf. den gröſsten Theil des Jahres 1772 auf. Er liefert daher auſser ſeinem Reiſejournal auch eine zuſammenhängende Schilderung dieſes vor ihm ſo unbekannten Landes, das durch türkiſche Einfälle und Streifereyen der Bergtartaren, vorzüglich der Lesgier, groſse Verwüſtungen erlitten hat. Die Perſer nennen das Land Gurgaſſen, die Türken Gurtſcha, die Georgier haben für die Provinzen beſondere Namen; der allgemeinſte aber fürs Ganze iſt bey ihnen Kartwali. Das ganze Land iſt in 9 Provinzen vertheilt, deren Lage, Umfang, Ortſchaften und andere Merkwürdigkeiten hier genau verzeichnet ſind. Eben ſo ausführlich verbreitet ſich Hr. G. über den Caucaſus, vorzüglich diejenigen Striche, die er perſönlich zu bereiſen Gelegenheit hätte. Die Mitte dieſes Gebirges ſetzt er unter 41 Gr. nördl. Br. Die verſchiedenen Völkerſchaften, welche daſſelbe bewohnen, und zum Theil gefährliche Nachbaren der Ruſſen ſind, werden

sämmtlich aufgeführt, und nach ihrer Verfassung, Sprache und Lebensart beschrieben.

In den Jahren 1773 und 1774 bereisete der Vf. von Kisler aus die östliche Küste des caspischen Meeres, die grosse Kaberda, die Gegenden am Don, und das Gouvernement Katrinoslaw. Die bekannten Ruinen von Madschar sind keine Wohnungen, sondern Mausoläen, mit einem unterirdischen Gewölbe versehen, welches nicht Keller, sondern Gräber sind, worin die Särge gestellt waren. Aus einigen Inschriften sah der Vf., dass der Ort im 8ten Jahrhundert blühete, und die Einwohner zu den Mahometanern gehörten. Die Stadt Tscherkask hat wegen der Ueberschwemmungen im Frühling und Anfang des Sommers eine sehr ungesunde Lage. Die gröfste Tiefe des Hafens Taganrock ist nur 7 Fuss, daher Kriegsschiffe von 60 Kanonen einige Werste tiefer im Meere liegen müssen. — Die Wasserfälle des Dnepers führen diesen Namen sehr uneigentlich. Es sind nur Felsenstücke oder Klippen, die aus dem sonst gleichförmig inclinirten Flussbette hervorragen, und zwischen denen der Strom wegen verengerten Kanals mit gröfserer Heftigkeit und wirblicht fliesst. Manche von diesen Stellen betragen in der Länge nur wenige Schritte, manche wie der *Nenasitez* fast 1 Werst. Solcher Stellen sind in einer Strecke von 40 Werst 15, und der Vf. glaubt, dass man die meisten Felsen zur Beförderung der Schiffahrt leicht wegsprengen, oder mit weniger Arbeit die kleinen Nebenarme des Flusses schiffbar machen könne. Bey Tor sowohl, als bey Bachmut, in der Provinz Katerinoslav sind ansehnliche Salzsiedereyen, aber das dazu nöthige Holz steht in zu hohem Preise. Wahrscheinlich sind sie seit der Besitznehmung von Taurien eingegangen. Auf den Jahrmärkten zu Romna wird starker Handel mit den krausen schwarzen Lämmerfellen getrieben; 100 Stück werden zu 60 bis 70 Rubel verkauft, die Lämmer werden bald nach der Geburt geschlachtet. Vorzüglich wird das Fell von frühzeitig getornen Lämmern geschätzt, wegen des sammtartigen Ansehens. Es werden aber nie Mutterschafe, es sey denn zufällig, geschlachtet, um das Fell von ungebornen Lämmern zu erhalten. — Die bekannten unterirdischen Gänge des Halscherskischen Klosters in Kiow hat der Vf. ebenfalls beschrieben, und ihre Länge, Breite und Richtung auf der 7ten Kupfertafel erläutert. Sie sind drey Fuss breit und einen Faden hoch, an den Seiten der Gänge sind zwey Fuss hoch über den Fussboden Vertiefungen ausgehauen, in denen die Särge mit den unverweseten Leichnamen stehen. In den Gängen des h. Antonius, die 20 Faden im Viereck betragen, stehen dergleichen 47, und in den Gängen des h. Theodosius 33. Die Haut und die Finger der unverweseten Körper sind braun, und durch die Vertrocknung sehr zusammengezogen, überhaupt aber die Körper klein, und nicht sehr saftreich gewesen. Zwischen den offenstehenden unverweseten Leichnamen stehen noch an den Seiten der Gänge in kleinen Gewölben Särge mit verweseten Körpern. Die Universität Kiow im Brezkischen Kloster verdient kaum den Namen eines mittelmäfsigen Gymnasiums. Von den 500 dort Studierenden wohnen 200 im Klostergebäude, und diese werden auf öffentliche Kosten theils durch Almosen, theils durch Vermächtnisse unterhalten. Das Kloster reicht ihnen von seinem Proviant monatlich einen Garniz Grütze, und einen Pajok Mehl. *Neshin* in der Tschernigowschen Statthalterschaft ist der wichtigste Handelsplatz in Neurussland. Der Ort hat 16000 Einwohner. Er ist das Waarenlager des Handels zwischen Russland, der Krimm, Moldau, Wallachey, Türkey, Schlesien, Danzig und Leipzig. Aus den 3 letzten Gegenden werden holländisches und englisches Tuch, schlesische Leinewand, französische und deutsche seidene und baumwollene Waaren, Tressen, steyermärkische Sensen etc. eingeführt. Gute Pferde werden hier in Friedenszeiten das Stück zu 10, und Ochsen zu 6 Rubel von den Türken, Griechen, Tataren, Kosaken und Kalmucken verkauft.

Eine sehr genaue Karte von den Ländern zwischen dem caspischen und schwarzen Meer, zeigt die Gebirgsketten des Caucasus, und die Lage von Georgien, Armenien und Circassien, nebst den angrenzenden Ländern, die Astracanische Steppe, nebst dem Lauf des Terek- und Kubanflusses. Eben dieselbe ist in einem englischen Werke nachgestochen, das 1788 in London unter dem Titel: *Memoir of a Map of the Countries comprehended between the Black Sea and the Caspian with an Account of the Caucasian nations and Vocabularies of their Languages.* 4. erschien, und worin der Vf. Hr. *Ellis* Guldenstedts Nachrichten von den Caucasischen Völkern auszugsweise zusammengestellt hat. Eben derselbe ist Hn. Pallas, laut der Vorrede, bey Entwerfung dieser Karte sehr behülflich gewesen.

Hamburg, b. Hofmann: *Neuere Geschichte der See- und Landreisen.* Dritter Band. 415 S. Vierter Bd. 1791. 292 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Beide Theile dieser längst durch ihre gute Auswahl, getreue Ueberfetzung und richtigen deutschen Ausdruck bekannte Sammlung, die Hr. Prof. *Ebeling* in Hamburg besorgt, sind gröfstentheils mit des Abentheurers *Benjowski* Reisen und Schicksalen angefüllt. Da wir diese bey ihrer Erscheinung umständlich angezeigt haben: so bemerken wir dabey blofs, dass der Herausg. manche Auswüchse weggeschnitten, auch hin und wieder die Urschrift in den Anmerkungen berichtigt und verbessert hat. Als Zugabe zum 4ten Bande hat eben derselbe auszugsweise *Hipolitus Stepanofs* Tagebuch seiner Reise von Kamtschatka nach Macao angehängt. Dieser war Benjowski's Begleiter auf seiner Flucht von Kamtschatka, ward aber von ihm in Macao hinterlassen, und starb 1772 in Batavia. Hr. E. hat die kurze Reise aus dem Novemberstück des *Journal encyclopédique* hier eingerückt. Umständlicher, und mit mehrern Beschwerden gegen Benjowski angefüllt, kann man selbige in der 7ten Beylage zu *Ary Huysers betenopte Beschryving der Oostindischen Etablissementen*, Amst. 1790. finden. Hier wird S. 387. Graf Moriz August von Beniowski (Benef) wirklich als Haupt der ganzen Unternehmung genannt, auch Hn. Ebelings Muthmafsung S. 284. bestätigt, dass die Flüchtlinge anfänglich Sagalin auf der chinesischen Küste zu erreichen dachten. Dieser Name steht wirklich im Original S. 289. der deutschen Ueberfetzung wird

unter

unter den 70 Flüchtlingen, die mit Benjowski entrannen, *ein Kanzler* mit aufgeführt. Uns war dieſes beym Leſen unerklärlich. Benjowski Tagebuch ſagt darüber nichts. Beym Huyſer aber heiſst dieſe Perſon Cancettiſch, welchen Ausdruck wir noch weniger verſtehen, wenn er nicht etwa Cancelliſt bedeuten ſoll.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

MARBURG, in der neuen akad. Buchh.: *Archiv für die bibliſche und Morgenländiſche Literatur*, von *Ge. Wilh. Lorsbach*, Prof. der Theologie zu Herborn. Zweytes Bändchen. 1794. 341 S. kl. 8.

Die Fortſetzung dieſes gelehrten Archivs iſt, nach einem Stillſtand von 2 Jahren, zwiſchen dem 1 und 2ten Bändchen, eine unerwartete, immer aber eine angenehme Erſcheinung für den Orientaliſten. Der Vf. hat dem Titel den Zuſatz *bibliſch* gegeben, weil er hier in der 2ten Stelle eine *Beſchreibung niederſächſiſcher Bibelhandſchriften aus dem 15ten Jahrhundert* S. 55 — 238. aufgenommen hat. Sie iſt für den Kenner nicht ohne Intereſſe, und mit Fleiſs ausgearbeitet. Wir wünſchen nur, dafs der getheilte Zweck, den bibliſchen Literator und den orientaliſchen Sprachgelehrten zugleich zu befriedigen, die Liebhaber des Archivs eher vermehren als vermindern möge! Da dieſer für altdeutſche Sprache und Denkart immer merkwürdige Aufſatz den gröſseren Theil des Bändchens einnimmt, ſo enthält es für den Orientaliſten nur 2 Abhandlungen.

I. wird ein arabiſch-perſiſches Wörterbuch, *Mokaddemat Aladab* (*Vorbereitungskenntniſs*) — ein kleines Werk, welches aus dem bey Herbelot und bey Golius (am Ende der Vorrede ſeines arabiſchen Lexicons) unter dieſem Titel angeführten vielleicht ein Auszug, gewiſs von dem letzteren verſchieden iſt — beſchrieben. Sein jetziger Beſitzer iſt Hr. GRR. *Hezel*. Es verdient bey einer neuen Ausgabe des Golius oder Caſtellus nicht übergangen zu werden. Hr. L. beſchreibt hier ſein Aeuſseres, macht auf Schreibfehler darin, von denen er manche beſſert, aufmerkſam, und gibt aus einigen Kapiteln Excerpte zu Ergänzung der arabiſchen Wörterbücher. S. 15. gibt es in der Note c ein von dem Vf. nicht enträthſelkes Beyſpiel, dafs man auch in ſpätern Zeiten Nomina propria aus dem Arabiſchen ins Perſiſche *überſetzte*, und daher z. B. der nemliche Mann im arabiſchen *Alaoddin*, und im perſiſchen Schriftſteller *Bahaoddin* genannt ſeyn kann, weil beide Namen einerley bedeuten. Eine zur Erklärung ſo mancher Verſchiedenheiten in den Perſonennamen der ältern orientaliſchen Geſchichte unentbehrliche Bemerkung! Bey Griechen, Hebräern und Perſern hat der nemliche König oft bloſs aus dieſem Grunde einen ſehr verſchieden klingenden Namen. — Einige deutſche Worte in der Beſchreibung, wie S. 21. *zum Gebeucht*, S. 51. *eine Wieke*, ſind Provinzialismen. Wie *Mas* der Diamant, S. 28. unter den Schmiedewerkzeugen ſtehen könne, hätte wohl eine Erläuterung verdient. Caſtellus ſetzt bey *Alamas* — „ferrum ſecans.“ S. 39. findet ſich eine bemerkenswerthe Sitte. Der Orientale drückt ſeinem Getreidehaufen, wenn er ihn ſicher aufbewahren will, allerley Figuren auf, vermittelſt eines Bretts, in welches dieſe Zeichen eingeſchnitten ſind, und das er *ein Sigill* nennt.

II. folgt die *Beſchreibung einer Niederſächſiſchen Ueberſetzung und Catena über das Buch Jeſus des Sirachiden*; um ſo merkwürdiger, da ſelbſt Seu. Göze von niederſächſ. bibliſchen Mſſen keines aufgefunden hatte. Das gegenwärtige iſt ſeit 1785 in der Oranien-Naſſauiſchen Archivbibliothek zu Dillingen. Der Ueberſetzer und Sammler, wahrſcheinlich ein Ordensmann, lebte nach einer inneren Spur, welche die Handſchrift enthält, und womit auch die Schriftzüge übereinſtimmen, zwiſchen 1440 und 1447. Das Mſ. ſcheint ſein Autographum zu ſeyn. Hr. L. beſchreibt das Aeuſsere davon genau, gibt das 26ſte Kapitel als Probe, nebſt der Catena von erbaulichen Anmerkungen und Anekdoten, welche daſſelbe begleiten; hierauf auch das 49ſte Kapitel, welches freyer überſetzt, und mit Zuſätzen bereichert iſt. Er hebt ferner einige der Catena eingewebte Legenden aus, und benutzt endlich ſeine Handſchrift als Beytrag zur Literatur der altdeutſchen Dichtkunſt, weil ſie viele Reime aus Freydank u. a. enthält. Ein artiges Emblem von der Freundſchaft verdient Auszeichnung.

„So ſangh der vroideghen en: Nach ſteteм ſchine der ſunnen klar	So ſang der Freudigen einer: So wie der Sonne ſteter Schein —
Nicht ſo de Mane wandelbar, ſo vrounde ſtat	nicht wandelbar, wie Mondenlicht ſo Freunde ſteht,
Dat is myn raet in ſteter leve bunden.“	Dies iſt mein Rath, in ſteter Liebe verbunden.

In der Catena ſind über 90 Autoren, zum Theil unbekannte, citirt. Das Verzeichniſs derſelben wird hier mitgetheilt. An einem andern Ort aber wird Hr. L. ein niederſächſiſches Gloſſarium aus dieſem Codex bekannt machen. Durch die Herrn *Schnurrer* und *Drück* iſt Hr. L. in den Stand geſetzt worden, am Ende ſeiner Abhandlung zu zeigen, dafs 3 niederſächſiſche Bibelausgaben, welche in der Bibelſammlung der herzogl. Bibliothek zu Stuttgart als die älteſten aufbewahrt werden, in ihrer Ueberſetzung von Jeſus, Sirachs Sohn, mit der hier beſchriebenen wenig gemein haben.

III. werden mit Beziehung auf *Gaabs* Abhandlung von ähnlichem Inhalt in den Memorabilien I. St. *zum ſyriſchen Lexicon des Caſtellus und Michaelis gelehrte Beyträge aus Vergleichung des Perſiſchen* geliefert, da aus der letzteren Sprache nicht weniges zu verſchiedenen Zeiten in die aramäiſchen Dialecte übergegangen iſt. S. 246. ſkizzirt der Vf. ſeine Gründe, die altperſiſche und die altchaldäiſche (nicht aramäiſche) Sprache für Eine zu halten, und erklärt nach dieſer Vorausſetzung die meiſt bekannten chaldäiſchen Namen. *Aharman* wird S. 258. als das böſe Grundweſen der Perſer *Αρειμανης*, erklärt. *Ahar* iſt *Befleckung*, Maniſch *die Natur*. Rec. zweifelt aber, ob das *ης* in *αρειμανης* nicht bloſs griechiſche Endung ſey. Deswegen hat auch bey den Syrern und

Talmudiſten das Wort kein *s* am Ende. Sollte die Sylbe *Man* nicht das perſiſche صادان *nos* ſeyn, und alſo Ariman oder Aharman *inquinatio noſtra* bedeuten? *Arſaces* iſt ein Appellativum: Arſhacojo bedeutet *Erdbeherrſcher*. Das Femininum von dieſem Wort ſteht Jerem. 25, 26. 51, 41. für שֵׁשַׁךְ — Sollte bey dieſem ſeltſamen Ausdruck an شاهنشاه *Schahanſchah* (Rex Regum) zu denken ſeyn, das der Hebräer *Schaſsach* ausſprechen hörte? Ueberhaupt enthält dieſer Artikel auch zum hebräiſchen Lexicon, wo dies Worte aus der Sprache der Chaldäer aufnehmen muſs, manche beleuchtende Beyträge. Rec. wünſcht ſeine baldige Fortſetzung vorzüglich.

KOPENHAGEN, b. Heins: *Efterretninger om udenlandsk Literatur*, (Nachrichten von ausländiſcher Literatur.). 1793 I. B. May bis Auguſt. 408 S. ohne Vorrede und Subſcribentenverzeichniſs. II. B. Septbr. bis Decbr. 392 S. u. XXIV. Regiſter.

Ein ſehr nützliches Unternehmen, dem däniſchen Publicum die gemeinnützigſten Nachrichten von der Literatur anderer Nationen mitzutheilen. Die Herausgeber, eine Geſellſchaft von Gelehrten in Kopenhagen, ſcheinen auch, ſo weit man aus einigen eigenen Recenſionen urtheilen kann, der Ausführung gewachſen zu ſeyn, und der Redacteur, Hr. Bibliothekſecretär *Nyerup*, iſt durch Fleiſs und Kenntniſſe zu dieſem Geſchäft vorzüglich geſchickt: nur dürfte es zur Erreichung des Endzwecks weſentlich gehören, den Plan noch genauer zu beſtimmen, damit auf der einen Seite kein wirklich wichtiges gemeinnütziges Werk übergangen, oder andere, minder erhebliche, angezeigt werden, wie z. B. *Dumouriez reduit à ſa juſte valeur*, und auf der andern die zu groſse Ausdehnung einiger Recenſionen bey andern eine nachtheilige Sparſamkeit nothwendig mache. Uebrigens werden die meiſten Recenſionen aus deutſchen, franzöſiſchen, engliſchen und ſchwediſchen Journalen, mit Anführung der Quellen, entlehnt; es findet ſich aber auch in jedem Hefte eine Anzahl eigener. Unter dieſen haben uns vorzüglich gefallen die Recenſion von *l'Ami des loix*, *Kotzebue* vom Adel, *Eberhard* über Staatsverfaſſungen, Briefe über den Sectennamen *Lavaterianismus*, *Kochs* Odeum Friedrichs des Groſsen, Schriften aus *Upſal*, zum Theil von Studirenden, (wobey man intereſſante Nachrichten von dem Zuſtande der Preſsfreyheit in Schweden erfährt,) *Voſſens* Muſenalmach für 1793, *Herders* Briefe zur Beförderung der Humanität, *Ewalds* was ſollte der Adel jetzt thun? Auſserdem kommen am Ende eines jeden Hefts kürzere Nachrichten und literariſche Anekdoten vor, theils aus Briefen, theils aus Journalen und andern Schriften. Verſchiedene dieſer Artikel ſind ſehr intereſſant, beſonders gelegentliche Urtheile über einzelne merkwürdige Stellen der neueſten Schriften. In dem Decemberſtücke S. 382. wird die Schrift *Friedrich Graf von Struenſee, oder das däniſche Blutgerüſt* mit Recht als eine erbärmliche Sudeley verſchrieen; es iſt nicht zu begreifen, wie ſolche Armſeligkeiten noch einiges Aufſehen erregen können. Von der ſchwediſchen Literatur, die leider nicht einmal *ein einziges* eigenes Journal hat, könnte man billig aus dem benachbarten Königreiche vollſtändigere Nachrichten erwarten. Es war uns daher ſehr auffallend, die Anzeige der *Witterhets-Hiſtorie-og Antiquitets-Academiens Handlingar* aus dem *Eſprit des Journaux* (!) entlehnt zu ſehen.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Leipzig*, b. Cruſius: *Verſuch, den ſichern Gebrauch der ſpaniſchen Fliegen oder Blaſenpflaſter näher zu beſtimmen.* 1793. 76 S. 8. — Der Vf. hat es ſich ausdrücklich zum Geſetz gemacht, nur von dem äuſserlichen Gebrauch der ſpaniſchen Fliegen im Blaſenpflaſter, nach der Vorſchrift der *Ph. Danica* bereitet, zu reden, und meynt, daſs wir die Krankheiten noch nicht alle wiſſen, in welcher das Blaſenpflaſter nützlich oder ſchädlich iſt, daſs es alſo Pflicht des Praktikers ſey, dasjenige, was er nach reifen Verſuchen (?) beobachtet und entdeckt, bekannt zu machen. Er betrachtet die ſpaniſchen Fliegen 1) als Abzugs- oder Ableitungs- und Ausleerungsmittel, 2) als Erregungsmittel, 3) als beſänftigendes und zertheilendes, und 4) als Zuſammenziehungsmittel. Die allgemeinen therapeutiſchen Geſetze, nach welchen die Blaſenpflaſter wirken, vermiſst Rec. in dieſem Buche; der Vf. geht die Krankheiten vom Kopf bis zum Fuſs durch, und ſagt nicht viel mehr, als daſs er ſie da nützlich, dort ſchädlich befunden habe. So verſichert er bey dem ſchwarzen Staar nie Nutzen von den ſpaniſchen Fliegen am Arm bemerkt zu haben, wohl aber, wenn ſie auf den Nacken gelegt wurden. Unbedingt und wider die therapeutiſchen Regeln empfiehlt er andere Mittel, z. B. bey der Gicht das Guajakharz. Er bemerkt dabey wohl freylich, daſs man andere bekannte Gichtmittel auch nicht zu brauchen unterlaſſen müſſe, billig aber hätten die Umſtände angegeben werden ſollen, unter denen dieſes hitzige und reizende Mittel bey der Gicht Vortheile verſpricht. Bey Augenentzündungen *aller Art* empfiehlt er die Blaſenpflaſter, die doch, wenn groſse und allgemeine entzündliche Reizung im Körper vorhanden iſt, ſicher ſchädlich ſind. Den Nutzen der ſpaniſchen Fliegen beym Eiterauge gibt er als ſehr groſs an, beſonders wenn die Anſammlung des Eiters nach den Pocken, oder nach den Maſern entſtanden iſt. Von den Blaſenpflaſtern, als reizendes Mittel betrachtet. Auch da vermiſst Rec. die Beſtimmungen, unter welchen es als ein ſolches angewendet werden kann. Auch gedenkt der Vf. der groſsen Heilkräfte der auf die leidende Stelle gelegten ſpaniſchen Fliegen, um den bevorſtehenden Uebergang der Entzündung in den Brand zu verhüten, nicht. Er empfiehlt beym Seitenſtich die Blaſenpflaſter ganz unbedingt als ſchmerzſtillende Mittel, da ſie doch bey jeder Entzündung nur mit groſser Vorſicht angewendet werden müſſen, und dieſelbe ſehr oft vermehren, wenn ſie zur Unzeit angewendet werden. Nachläſſigkeiten im Ausdruck finden ſich oft, und zuweilen völlig unbekannte Ausdrücke. Das Frieſel der Kinder ſoll z. B. eine krampfhafte Krankheit ſeyn.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 29. Julius 1794.

RECHTSGELAHRTHEIT.

SCHLESWIG, gedr. b. Serrighausen: *Corpus statutorum Schlesvicensium*, oder *Sammlung der in dem Herzogthum Schleswig geltenden Land- und Stadtrechte*, nebst den für diese Gegenden erlassenen neuern Verfügungen. Mit Anmerkungen begleitet. *Erster Band*, die sämmtlichen Landschaften betreffend, nemlich Eyderstädt, Nordstrand, Stapelholm und Fehmarn. 1794. 813 S. 4.

Für Einländer ist diese Sammlung unentbehrlich; aber auch dem ausländischen Rechtsgelehrten, der sich von der Rechtsverfassung des Herzogthums Schleswig unterrichten will oder muss, wird sie schätzbar und willkommen seyn. Die Unternehmer des Werks sind *C. C. Freyherr von Brockdorf* und *F. C. von Eggers*. Ihre Arbeit hat sich nicht blos auf Besorgung des Abdrucks der Landrechte oder auf das blosse Verdienst eines Sammlers eingeschränkt, sondern sie haben den Werth und die Nutzbarkeit dieser Sammlung durch hinzugefügte zahlreiche Anmerkungen, Hinweisungen auf ältere und neuere Gesetze, Erklärung veralteter, oder undeutlicher Worte, Berichtigung des wahren Sinns u. s. w. zu erheben und zu vergrösern gesucht.

Dieser I Band liefert die Rechte der 4 Landschaften *Eyderstädt*, *Nordstrand*, *Stapelholm* und *Fehmarn*, deren jede ihre eigenthümliche rechtliche Verfassung hat. 1. *Das Eyderstädtische Landrecht* v. J. 1591. nebst den Registern und andern Verordnungen, die nach Ertheilung desselben ergangen sind. Bey dem Abdrucke des Landrechts ist die neueste Ausgabe v. J. 1737. in so weit zum Grunde gelegt, als sie mit der authentischen Ausgabe v. J. 1591. übereinstimmte. Es bestehet aus 4 Theilen die das Privat- und Criminalrecht betreffen und aus der sogenannten Eyderstädtischen Reformation, die sich mit Polizeysachen beschäftigt. Die beygefügten, für diese Landschaft ergangenen Verfügungen, enthalten 112 Artikel. 2. *Das Spadelandesrecht*. Es ist ein allgemeines Deichrecht, sowohl für die Landschaft *Eyderstädt*, als für das übrige *Marschland*. In der Mantissa zu *Hackmanns* Tr. de jure aggerum findet man es bereits abgedruckt. Beygefügt sind diejenigen Deichordnungen und Verfügungen, welche für die Districte, wo das Nordstrander Landrecht gilt, gegeben werden, z. E. die Tondern-Pellwormsche Deicharde. u. s. w. 3. *Landrecht des Nordstrandes* v. J. 1572. der Abdruck folgt der *Heimrichschen* Ausgabe v. J. 1670. deren Noten sich auch unter dem Texte befinden. Es bestehet aus 3 Theilen und ist mit den nöthigen Registern versehen. Dies Landrecht ist nicht blos für die Insel Nordstrand sondern auch für die *Böking*- und *Wieding-Harde*, so wie für die Inseln *Sylt*, *Osterland-Föhr* und *Pellworm* verbindlich; daher die Herausgeber auch alle für die genannten Districte erlassenen Verfügungen, deren 40. über besondere Gegenstände mitgetheilt werden, haben abdrucken lassen. Merkwürdig ist die in holländischer Sprache ausgefertigte *Octroy* für die Haupttheilnehmer des neuen Nordstrandes v. J. 1652. die hier, neben dem Originale, mit einer deutschen Uebersetzung von *Heinrich Walter* auf gespaltenen Columnen geliefert ist. — 4. *Stapelholmer Constitution* v. J. 1623. Sie enthält eigentlich kein vollständiges Landrecht, vielmehr scheint sie ursprünglich nur auf die Abstellung gewisser Mängel und Missbräuche gerichtet zu seyn. Inzwischen tritt sie doch, nebst den für die Landschaft Stapelholm gegebenen gesetzlichen Vorschriften, welche die Herausgeber unter 10 Nummern geliefert haben, an die Stelle eines vollständigen Landrechts. 5. *Das Fehmarnsche Landrecht* v. J. 1558. Die Unvollkommenheit desselben in Betracht der übrigen, ist sehr auffallend; indess wird es doch von einem jedesmaligen Landesherrn von neuem bestätigt. Ein Abdruck davon ist in *Dreyers* Samml. vermischter Abhandl. Th. 2. S. 1031. befindlich. Durch die nachherigen Gesetze für die Insel Fehmarn, von welchen 75. der erheblichsten hier abgedruckt sind, ist manches erweitert, berichtigt und ergänzt worden. Die hier abgedruckten speciellen Verordnungen, Rescripte, Mandate u. dgl. welche den 4 Landschaften ertheilet sind, erstrecken sich von Zeit der Bekanntmachung der Landrechte, bis zum Jahr 1750. Von den ältesten Landrechten der 4 Landschaften aber haben die Herausgeber absichtlich keine umständlichern Nachrichten gegeben; weil sie durch die spätern, in dieser Sammlung enthaltenen, aufgehoben sind. Wir müssen dieses auch um so mehr billigen, da bereits bey andern Schriftstellern, ältern und neuern, z. B. in *Dreyers* Samml. verm. Abhandl. *Heimrichs* Nordfriesischen Chronick, *Baltens* Beschreibung von Stapelholm u. a. m. ausführliche historische Nachrichten über die ältern Landrechte des Herzogthums Schleswig anzutreffen sind. — Auszüge aus diesen einzelnen Landrechten zu geben, würde die Grenzen dieser Anzeige überschreiten. Die *Statuten der Städte* sollen die folgenden 2 Bände liefern.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Beygang: *Predigten, hauptsächlich zur Berichtigung irriger Vorstellungen und zur Bestreitung falscher Grundsätze*; von *Friedrich Wilhelm*

Wedag, Prediger der evangelisch-reformirten Gemeine zu Leipzig. *Erster Theil.* 1793. 384 S. 8.

Irrige Vorstellungen in Sachen der Religion zu berichtigen und falsche Grundsätze zu bestreiten, bleibt immer eine von den Absichten, die man, bey Predigten haben muss, wenn man dadurch wirklich erbauen, d. h., nicht blos rühren, sondern vernünftig belehren und aufklären will, um gründlich zu bessern. Es ist also auch nöthig und nützlich, diesen und jenen herrschenden Vorurtheilen und praktischen Irrthümern in der Religion bisweilen in eigenen, besonders darauf gestimmten Predigten entgegen zu arbeiten; und, wenn der Prediger seine Zuhörer kennt, und, wie Hr. *W.* auf die eigenthümlichen Bedürfnisse derselben Rücksicht zu nehmen weiss; — denn andere Vorurtheile herrschen unter dieser, andere unter jener Classe von Menschen, andere in der feinern und gebildetern, andere in der ungebildetern Welt, auch erhalten dieselben Vorurtheile hier und dort sehr verschiedene Modificationen; — wenn also darauf gehörige Rücksicht genommen wird: so kann der Prediger durch dergleichen *praktisch-polemische* Vorträge, wie man sie nennen könnte, viel Gutes stiften. Aber das sieht nun auch ein Jeder von selbst, dass es eben kein leichtes, sondern ein vorzüglich schweres Geschäft sey, dergleichen Vorträge zweckmässig einzurichten, und dass dazu eine ganz eigene Lehrweisheit gehöre. Rec. denkt sich, ausser der schon angeführten, etwa noch folgende Regeln, die dabey beobachtet werden müssen, wenn man seine Absicht, Vorurtheile und Irrthümer nicht blos zu bestreiten, sondern auch zu besiegen, erreichen will: 1) die Meynungen, die man bestreitet, müssen *wirklich irrig* seyn; man muss also auch blosse Missverständnisse und Missdeutungen sonst richtiger Grundsätze von eigentlichen Irrthümern und falschen Grundsätzen wohl unterscheiden; 2) die Irrthümer, die man widerlegt, müssen *praktischer Art* seyn; 3) sie müssen *überzeugend*, folglich auch so klar und deutlich, so allgemein fasslich, als möglich, widerlegt werden; 4) man muss sich dabey der grössten *Bestimmtheit* in einzelnen Ausdrücken sowohl als in der Darstellung der ganzen Sache befleissigen, damit man nicht auf der andern Seite wieder Missverständnisse und Missdeutungen errege, indem man dergleichen heben will. Diese Regeln scheint Hr. *W.* nicht immer beherziget und befolgt zu haben. Gleich in der 2ten Predigt, wo der *Gesichtspunkt* berichtiget werden soll, *aus welchem man die Religion betrachten muss*, wird es für eine irrige Meynung erklärt, wenn man glaubt: „Die Religion sey uns hauptsächlich zu „dem Ende bekannt gemacht, damit wir durch sie in „den Himmel kommen sollen." Das ist sie doch aber wirklich, wenigstens, wenn von der christlichen Religion die Rede ist. Denn Jesus und seine Apostel weisen uns hauptsächlich auf unsre himmlische Bestimmung hin, und lehren uns hauptsächlich; dieser Bestimmung gemäss zu denken und zu handeln, unsern Schatz, unser eigentliches Gut, nicht auf Erden, sondern im Himmel zu suchen, und da schon jetzt unser Wesen zu treiben, (Phil. 3, 20.) also auf Erden recht eigentlich für den Himmel zu leben. Diess, meynt nun zwar Hr. *W.* (S. 35 ff.) gebe mehr die ersten Christen, die als Anfänger im Christenthum noch sehr irrdisch gesinnt waren, und doch auf der Erde unter den damaligen Verfolgungen nicht viel zu erwarten hatten, als uns, an. Aber, wenn man auch zugibt, dass bey jenen Vorschriften auf die Umstände der Zeit besondere Rücksicht genommen sey; so bleibt es doch immer allgemeine Lehre des Christenthums, dass wir nicht auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare sehen, und uns mehr um das Himmlische, als um das Irrdische bekümmern sollen. Selbst in den Stellen, (auf welche Hr. *W.* sich S. 36. beruft) wo Himmel und Himmelreich nicht gerade unser künftigen Aufenthalt in einer andern Welt, sondern das Reich Jesus auf Erden bedeutet, liegt diese Lehre zum Grunde; denn Jesus selbst beschreibt ja sein Reich als ein solches, das nicht von dieser Welt, nicht ein irdisches, sondern ein himmlisches Reich sey, in welchem man für den Himmel gebildet werden soll. Es gehört also recht eigentlich zu dem Zwecke und Geiste des Christenthums, uns über die Erde hinauf zum Himmel zu erheben, oder uns himmlisch gesinnet zu machen, d. h., uns vornemlich nach solchen Gütern und Freuden streben zu lehren, die im Himmel noch fortdauern, und uns an eine solche Denkungsart und Handlungsweise zu gewöhnen, die im Himmel noch gültig seyn wird. Genauer entwickelt, heisst diess nun freylich nichts anders, als uns tugendhaft denken und handeln und in den Gütern und Freuden der Tugend, nicht in den Freuden der Sinne unser höchstes Gut suchen lehren. Aber das Eigenthümliche des Christenthums ist hierbey, dass es uns dazu durch das beständige Hinweisen, nicht auf unsre irrdische, sondern auf unsre künftige höhere himmlische Bestimmung zu gewöhnen sucht, die auch allein uns himmlisch gesinnt machen kann, da hingegen das blosse Hinweisen auf unsre irrdische Bestimmung uns irrdisch gesinnt machen würde. Wollten wir denn uns dieses Ziel, dieses grosse und einzig würdige Ziel aller menschlichen Hoffnungen und Wünsche, unsern Zuhörern aus den Augen rücken, oder es wenigstens in ihren Augen herabsetzen, indem wir sie lehren die Religion, das Christenthum sey uns nicht vornemlich für den Himmel und um des Himmels willen gegeben? In der That war diess Hn. *W.* Absicht nicht; denn er protestirt hauptsächlich dagegen S. 33. Er wollte nur den Missdeutungen vorbeugen, die man von der an sich richtigen Meynung, dass uns die Religion als eine Führerin zum Himmel gegeben sey, zu machen pflegt, indem man nun die Religion als eine Wissenschaft ansieht, die mit unserm gegenwärtigen irrdischen Leben, und mit unserer Bestimmung für diese Welt wenig oder gar nichts zu thun habe; und nun ging er auf der andern Seite zu weit. Hier trat also die erste oben erwähnter Regeln ein, dass man blosse Missverständnisse wahrer und richtiger Grundsätze mit falschen Grundsätzen nicht verwechseln müsse. Wie? wenn der Vf. den falschen Gesichtspunkt, aus welchem man die Religion zu betrachten pflegt, so gefasst, und den richtigen Gesichtspunkt, aus welchem man sie beurtheilen muss, dagegen so bestimmt hätte: „Die Religion ist nicht eine vom menschlichen Leben getrennte, mit unsern

sern übrigen Angelegenheiten gar nicht verbundene, in unsre irrdischen Bedürfnisse, Verhältnisse und Pflichten gar nicht eingreifende, müssige, nur den Verstand oder gar nur unsre Einbildungskraft beschäftigende Wissenschaft, sondern eine Wissenschaft des Lebens, eine Anleitung, wie wir in jeder Lage und in jeder Verbindung unsers Lebens uns so verhalten, unsre Bedürfnisse so befriedigen, unsre Verhältnisse so benutzen, und unsre Pflichten so erfüllen sollen, dass wir Gottes Absichten an uns erreichen, unsrer gegenwärtigen Bestimmung gemäss handeln, und uns zugleich auf eine andere höhere Bestimmung vorbereiten." Dann wäre die Vergleichung unsrer gegenwärtigen und künftigen Bestimmung, die hieher nicht gehörte, und die Herabsetzung der letztern gegen die erstere, die viel Anstoss erregt, weggeblieben; dann wäre nicht zweydeutig behauptet S. 32. „Gott habe uns hier eine Religion für die Erde gegeben, dort werde er uns eine andere für den Himmel geben;" nicht S. 33 auf die Frage, was ist also der Zweck unsrer gegenwärtigen Religion? so unrichtig geantwortet: „Nicht die Glückseligkeit des Himmels; nein; diese hängt nur entfernter Weise damit zusammen u. s. f." Wie? die Glückseligkeit des Himmels hinge mit der Religion, auch der christlichen Religion, nur entfernterweise zusammen? da sie doch das einzige Ziel ist, auf welches diese uns hinweiset, da das Christenthum uns lehret, um ihrentwillen Alles hintanzusetzen, wenn es ihr hinderlich werden will, und unser ganzes Verhalten so einzurichten, dass wir ihrer theilhaftig werden können? — Hiernach muss denn auch in der folgenden 3ten Predigt noch manches berichtiget und genauer bestimmt werden, wo der Vf. zeiget, *wie man sich auf Erden der Glückseligkeit des Himmels versichern könne*; nemlich, wenn man überhaupt sich bemühe, so verständig, so gut und glückselig zu werden, als man es in seiner Lage werden kann, insbesondere aber 1) die irrdischen Dinge und seine irrdischen Verhältnisse und Pflichten richtig kennen zu lernen suche, dann 2) dieser Erkenntniss gemäss handle, 3) seiner Seele eine immer harmonischere und heitrere Stimmung geben, und 4) Schwierigkeiten überwinden und Wiederwärtigkeiten mit standhaften Muthe erdulden lerne. „Wie dunkel, und wie unbestimmt? Wer sieht hier die Verbindungen ein, worin das Alles mit unserer himmlischen Glückseligkeit steht? Wäre es nicht deutlicher und richtiger gesagt: Um uns den Himmel zu sichern, müssen wir hier schon 1) uns für den Himmel bilden und 2) für den Himmel wirken? da denn zugleich gezeigt werden konnte, wie wir eben dadurch uns auch für unser gegenwärtiges Leben recht zweckmäsig bilden und in demselben recht thätig und wirksam werden. — In eben der Predigt heisst es S. 70. nachdem die vorhin erwähnten Regeln aus einander gesetzt worden: „Aber, wird mancher „ängstlich fragen, habe ich hier auf Erden nichts mehr „zu thun, um mich der Glückseligkeit des Himmels zu „versichern? habe ich keine Pflichten gegen Gott? und „muss ich nicht auch einen Theil meiner irrdischen Le„benszeit auf die Religion verwenden? Ich antworte: „Pflichten gegen Gott haben wir eigentlich nicht; denn „er ist kein Mensch, der von Menschenhänden bedient „werden könnte." Hier verstösst der Vf. gegen die 2te oben angezeigte Regel. Denn offenbar ist das kein praktischer, sondern ein *spekulativer* Irrthum, den er hier bestreitet. Blos spekulativ ist die Frage, und nur in die *Kritik der Religion* gehörig, ob man von Pflichten gegen Gott reden könne oder nicht. Denn es kommt doch am Ende darauf an, ob der Ausdruck bequem oder übel gewählt sey. Darüber mag man denn in den Systemen der Moral entscheiden. In populären Vortrage der Religion muss man dergleichen Fragen nicht aufwerfen. Denn was werden die meisten Zuhörer dabey denken, wenn man ihnen sagt, wir haben keine Pflichten gegen Gott? „Werden hier nicht Missverständnisse entstehen, die weit gefährlicher sind als das, Dank und Liebe und Gehorsam gegen Gott u. s. w. für Pflichten in einem zu anthropopathischen Sinn zu halten? Und kann man denn dieser Missdeutung nicht schon durch die Bemerkung vorbeugen, dass man Gott keinen eigentlichen Dienst leisten könne, wie man Menschen dergleichen leistet. — Noch bedenklicher aber drückt der Vf. sich in der 4 Pred. bey der Beantwortung der Frage aus: wie man sich mit der Religion beschäftigen müsse? Seine Antwort ist: 1) „beschäftige dich mit der Religion, wenn dir nichts bessers und nothwendigers zu thun obliegt, und 2) beschäftige dich mit der Religion, wenn du ihren Unterricht, Rath und Trost nöthig hast." Wie übel kann das nicht gedeutet und angewandt werden? Der Vf. erklärt zwar im voraus, dass er unter der Beschäftigung mit der Religion hier nicht die Ausübung ihrer Lehren und Vorschriften, sondern nur das Nachdenken über dieselben, das Lesen und Hören ihrer Unterweisungen, und die Beobachtung gewisser äusserlicher Religionshandlungen verstanden wissen wolle. Aber fürs erste ist das dem Sprachgebrauche und der Natur der Sache selbst zuwider; denn man beschäftiget sich doch auch mit der Religion, wenn man dieselbe auf sein Herz und Leben anwendet, um sie in Ausübung zu bringen. Und überdiess sind jene Regeln noch Missverständnissen unterworfen, wenn auch nur von äusserlichen Religionsübungen die Rede ist. „Beschäftige dich mit Gebet und Andacht, mit Anhörung und Betrachtung der Wahrheiten der Religion u. dgl. wenn du nichts Nöthigeres zu thun hast;" — wer wird nun nicht etwas Nöthigeres zu thun haben? „Beschäftige dich mit der Religion wenn du gerade ihres Raths und Trostes bedarfst;" — wird nun die Religion, die eine Gesellschafterin und Begleiterin unsers ganzen Lebens seyn soll, nicht zu einer blossen Rathgeberin in Verlegenheit und mitleidigen Trösterin in Leiden gemacht werden? Was der Vf. auch gegen diese und ähnliche Missdeutungen hier und da sagen mag: so wird er sie doch nicht verhüten, da sein unbestimmter Ausdruck wenigstens sie veranlasset. Er bemerkt ja selbst am Ende der Predigt, S. 95. dass auf die äusserliche Uebung der Religion, besonders auf die öffentliche gemeinschaftliche Andacht, in unsern Zeiten *zu wenig* gehalten werde. Hätte diese Bemerkung ihn nicht vorsichtiger machen sollen? In der That aber wollte er nur dem Vorurtheile widersprechen, nach welchem man auf das Aeusserliche in der Religion zu viel Werth

legt. Sein Thema hätte alſo heiſſen müſſen: Daſs man aus den äuſserlichen Religionsübungen nicht die Hauptſache der Religion machen müſse; oder noch beſſer: von der richtigen Schätzung äuſserlicher Religionsübungen; wie man 1) nicht zu viel, aber auch 2) nicht zu wenig darauf halten müſſe. Dann würde Alles deutlicher und beſtimmter, vorgetragen ſeyn; und bey der Beſtreitung irriger Meynungen, beſonders ſolcher, die an richtigere Grundſätze gränzen, und damit leicht verwechſelt werden, kann man kaum deutlich und beſtimmt genug reden. S. oben die 3te und 4te Regel. Aber freylich wären dann die hier vorgetragenen Sätze nicht ſo auffallend ausgedrückt worden; und auffallende wirklich paradoxe Sätze ſcheint unſer Vf. zu lieben. — Darum wird er auch ſelten recht populär. Denn populär wird man nur alsdann, wenn man ſeine Gedanken ſo ausdruckt, wie jeder Andere, der an eine gute gebildete Sprache gewöhnt iſt, ſie ausdrucken würde, und von den Dingen, von welchen die Rede iſt gerade das ſagt, was jeder am meiſten daran bemerkt, oder doch gleich daran finden kann und muſs, wenn er aufmerkſam darauf gemacht wird. Die beſte Predigt iſt die, bey welcher der Zuhörer durch eine angenehme Täuſchung überredet wird, er würde gerade eben das geſagt haben, was der Prediger ſagt, und es eben ſo geſagt haben, wie dieſer. Wer die Kunſt verſteht, kann dabey doch neu und intereſſant werden. Hr. *W.* aber ſagt von den Gegenſtänden, womit er es zu thun hat, faſt nie, was am nächſten, ſondern was am entfernteſten liegt, worauf kein Anderer kommen und woran kein Anderer jetzt denken würde; oder, wenn er das Näherliegende berührt, ſo drückt er es auf eine ſolche Art aus, daſs man es für etwas Unbekanntes, Fremdes und Tiefliegendes anſehen muſs. Dadurch wird er denn natürlicher weiſe unfaſslich und unpopular. Beweiſe hiervon findet man, auſser den ſchon angeführten Predigten auch in der 5ten, wo er von der *angenehmen Stimmung der Seele als der Grundlage zur menſchlichen Glückſeligkeit* redet. Wer verſteht das: angenehme Stimmung der Seele? Ruhige und zufriedene Gemüthsfaſſung, ſoll es heiſſen. So aber wird in der Predigt beſtändig von Stimmen und Verſtimmen der Seele zur Glückſeligkeit geſprochen, und dadurch das Ganze dem gröſsern Theile der Zuhörer unfaſslich gemacht. Einzelne unpopuläre Ausdrücke, als *Moralität*, *moraliſches Weſen*, *moraliſche Beſchaffenheit* u. ſ. f. an die der Vf. ſich ſehr gewöhnt hat, wollen wir nur im Vorbeygehen erwähnen. Auch die Anfangsgebete ſind meiſtens viel zu gekünſtelt, wodurch ſie das Herzliche verlieren, und zum Theil zu weit ausgeholt. Hier und da haben wir auch eine unrichtige Erklärung und Anwendung bibliſcher Stellen gefunden; z. B S. 58. wo die bekannte Stelle Matth. 7, 13. in welcher Jeſus von dem damals ſchwierigen Eingange in ſein Reich redet, von einem ſchmalen und engen Wege zum Himmel erklärt wird; S. 85. 86. wo die Stellen des N. T., in welchen die Erkenntniſs der Religion Jeſu als die erſte und vornehmſte Wiſſenſchaft des Chriſten beſchrieben wird, auf die Lehrer der Religion allein eingeſchränkt werden; S. 140. wo der Vf. — durch eine unzeitige Anwendung der neueren kritiſchen Moralphiloſophie verleitet — unter dem natürlichen Menſchen, der nichts vom Geiſte Gottes vernimmt, 1 Cor. 2, 14. den bloſs Gutherzigen verſteht, der, was eigentlich Moralität und höhere Tugend ſey, nicht begreifen könne, unter dem Geiſtlichen aber v. 15. den moraliſch gebildeten Menſchen, da Paulus doch bey dem letztern Ausdrucke an nichts anders dachte, als an einen begeiſterten Dichter, deſſen höhere Begeiſterung von einem Unbegeiſterten, ungeweiheten (profano, natürlichen) Menſchen nicht beurtheilt werden könne. — Indeſs bemerken wir dieſs alles nicht, um Hn. *W.* Predigten etwas von ihrem Werthe zu entziehen, oder die Vorzüge derſelben auch nur im mindeſten zu verdunkeln. Denn ſie gehören immer zu den beſten deutſchen Kanzelreden, die wir haben; nicht nur in Anſehung der Wahl der Materien, ſondern auch in Abſicht auf die Ausführung derſelben. Im Ganzen genommen zeugen ſie von einem ſelbſtdenkenden Verfaſſer, und haben wahre Originalität. Viel Philoſophie, richtige Einſicht in das Syſtem der reinen Moral, Welt- und Menſchenkenntniſs, leuchten überall aus demſelben hervor, und man kann aus dieſen Predigten wirklich etwas lernen. Deſto mehr aber wünſchten wir denn, daſs ſie auch von den vorhin angezeigten Fehlern frey ſeyn, und daſs die künftigen Vorträge des Vf., deren wir noch mehrere im Drucke zu erwarten haben, davon immer freyer werden möchten. Vorzüglich haben uns in dieſem erſten Bande die 6te Pred. von dem *Unterſchiede zwiſchen einem natürlich guten und einem moraliſch guten* (oder wirklich tugendhaften) *Herzen*, die 7te von dem *Unterſchiede zwiſchen einem fehlerhaften und boshaften*, gefallen, welche auch wohl in dem ganzen Bande die faſslichſten und populärſten ſind. Die 11te, 12te und 13te über das freye Forſchen und Prüfen in Sachen der Religion als unſchädlich für die Ordnung und das Glück der menſchlichen Geſellſchaft," über die Nothwendigkeit bürgerlicher Ruhe und Ordnung," und über „die Quelle des Aufruhrs und der Empörung zur Rechtfertigung der Aufklärung in dieſem Stücke," enthalten beſonders ein Wort zu ſeiner Zeit, männlich und freymüthig geredet. Uebrigens kann der würdige Vf. aus der Ausführlichkeit dieſer Anzeige ſchlieſſen, mit welcher Aufmerkſamkeit wir ſeine Predigten geleſen haben, und wie viel Werth wir auf dieſelben vor manchen andern legen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 30. Julius. 1794.

PHYSIK.

Wien, b. Wappler: *Vollständige praktische Abhandlung von den Arzneymitteln*, nach deren Ursprunge, Unterscheidung, Güte, chymischen Bestandtheilen, Verbindungs- und Wirkungsarten, und pharmaceutischen Zubereitungen, in Verbindung mit der Erhaltungs-, Verbesserungs- und Heilungslehre, nach physischen, chymischen, physiologischen und pathologischen Gründen. Zum Gebrauche für Aerzte und Nichtärzte, bearbeitet von *J. C. Hackel*, D. d. A. K. *Zweyter Theil.* 1793. 704 S. 8.

Der gegenwärtige Theil dieses Werks, dessen erster Theil in A. L. Z. 1793. No. 337. angezeigt ist, handelt die *nährenden Substanzen*, als die erste Classe der *stärkenden Arzneyen*, ab. 1. *Abschn. Von den Nahrungsmitteln überhaupt.* 1. *Kap. Von der Natur der Nahrungsmittel und ihrer zweckmäßigen Anwendung.* Nahrungsmittel ist, im ausgedehntesten Verstande, alles was seiner Natur nach, und nach der Einrichtung des nahrungsbedürftigen Wesens geschickt ist, die wesentlichen Bestandtheile des letztern darzubieten. Ein Nahrungsmittel für Thiere ist dasjenige, was solche Stoffe enthält, die durch die Kräfte der ersten und zweyten Verdauung, und durch das Vermögen zur Ansetzung und Verbindung in die thierische Natur verwandelt werden können. 2. *Kap. Von der Zubereitung der Nahrungsmittel, besonders vom Mehle — und vom Brote.* In dem Anhange von den *Geschirren* wird die Wichtigkeit der zweckmäßigen Wahl derselben eingeschärft. In den schwarzen oder bleyfarbigen Geschirren ist der Zusatz zum Thon nicht, (wie der Vf. sagt) Wasserbley oder *Molibdena* (Molybdäna), sondern Reisbley oder Graphit. — Dass zu der äussern Schmelze des ächten Porzelans Zinn oder auch Bleykalk komme, ist, wenigstens bey dem Berlinischen, nicht der Fall. — Dass die zinnernen Gefäße *allemal* noch Bley enthalten, läßt sich doch von ächt englisch zinnernen Gefäßen nicht erweisen. — 3. *Kap. Von der Ordnung, in welcher die Nahrungsmittel abgehandelt werden.* 2. *Abschn. Die Nahrungsmittel aus dem Pflanzenreiche.* 1. *Kap. Von den Getreidearten*, und deren Anwendung; wobey zugleich die *Biere* abgehandelt worden. — Die Braunschweiger *Mumme* wird hier an mehrern Stellen *Mumie* genannt. 2. *Kap. Von den Hülsenfrüchten.* 3. *Kap. Von den nährenden Wurzeln und Kräutern.* 4. *Kap. Von dem Obste, den Garten- und Baumfrüchten*, wo bey dem Artikel *Weintraube* zugleich von der Weingährung, den verschiedenen Weinen, dem Weingeist, dem Essig, gehandelt wird. 5. *Kap. Von den Erdschwämmen*, denen der Vf. überhaupt, und zwar als Arzt mit Recht, nicht hold ist. 3. *Abschn. Nahrungsmittel aus dem Thierreiche.* 1. *Kap. Von der thierischen Nahrung überhaupt, von den nährenden Bestandtheilen des Thierreichs, von der Art, sie auszuziehen. Von den Fleischbrühen insbesondere.* 2. *Kap. Von den Säugethieren.* 3. *Kap. Von den Vögeln.* 4. *Kap. Von den Fischen.* 5. *Kap. Von den Amphibien.* 6. *Kap. Von den Insecten und Würmern.* 7. *Kap. Von den Producten der Thiere, als Milch, Eier und Honig.* 4. *Abschn. Von den Nahrungsmitteln aus dem Mineralreiche. Von dem Wasser überhaupt. Von den süßen und Mineralwassern; von der Art, sie zu untersuchen; von ihren Bestandtheilen, und von ihrer Anwendung zum diätetischen Arzneygebrauche. Besondere Bestimmung verschiedener Mineralwasser.* — Der Vf. hat zwar in Zusammentragung der hier angezeigten Materien, die meistens aus *Zückert*, *Spielmann*, *Bergius*, geschöpft zu seyn scheinen, vielen Fleiss angewendet; nur hätte er ganz unbeschadet bey mehrern Artikeln sich kürzer fassen können. Manches würde seinen Platz schicklicher in einem Kochbuche gefunden haben. Auch sind der Artikel zu viele, welche nur auf sehr entfernte Weise zur Materia alimentaria gezogen werden können, und daher das Buch ohne Noth vergrößern. So könnten, um nur einiges anzuführen, wegfallen: der Kanariensaamen, — von dem er selbst sagt, dass er fast ganz allein zum Vögelfutter bestimmt sey, und sonst weder als Nahrungs noch als Heilmittel gebraucht werde, — Lablab, Mungos, Nelumbo, Scirpus maritimus, die Katze, der Igel, das Eichhörnchen, der Fuchs, der Delphin, das Einhorn, u. d. m. Ueberflüssig ist die detaillirte und dennoch unvollständige Aufzählung der Spielarten der Pfirsiche, der Kirschen, und anderer Obstarten, mit ihren Gärtnernamen. — Den Fliederbaum nennt der Vf. das grösste Geschenk des Urhebers der Natur. — Der letzte Abschnitt von den Wässern, besonders den Mineralwässern, ist nur sehr mittelmäßig ausgefallen.

Berlin, b. Nauck: *Nützliches Allerley aus der Chemie und Physik.* Ein Beytrag zum chemischen Journal des Herrn Bergrath *Crell.* Mit Kupfern. 1793. 244 S. 8.

Durch dieses Aushängeschild auf dem Titelblatte lasse man sich nicht verleiten, dahinter etwas mehres zu erwarten, als eine, ohne Kenntniss des gegenwärtigen wissenschaftlichen Zustandes ausgewählte Sammlung, bestehend aus 15 meistens veralteten Abhandlungen; deren abermalige Herausgabe und Uebersetzung der ursprünglich lateinisch geschriebenen, im Jahre 1793 vielmehr ein unnützliches Allerley ist. — Die *Geschichte der künstlichen Luft*, von *Spielmann* und *Corvinus* kann, nach

den seit dem erfolgten weit beträchtlichern Fortschritten in Kenntniss derselben, jetzt nicht mehr interessiren; so wie auch von *Bergmanns Anleitung, künstliche Gesundbrunnen zu bereiten*, eine nochmalige Uebersetzung, bey der schon vorhandenen von *B's.* sämmtlichen Schriften, überflüssig ist. *Ittershagen's* Erzeugung des Arseniks durch Kunst, und *Scopoli's* Silbererzeugung im Quecksilber, Kupfer, Zink, Spiesglanz u. s. w. vermittelst der flüchtigen Schwefelleber, gehören zu den längst vergessenen alchemischen Verwandlungsgrillen. *Hagen's* Abhandlung vom Braunstein aus den Act. Nat. Curios. jetzt noch hervorzuholen, ist fast eine Beleidigung des Vfs.; denn so viel darf man von dem Sammler fodern, dass er wisse, wie sehr seitdem die chemische Kenntniss des Braunsteins berichtigt und in ein mehreres Licht gestellt worden ist. Eben so wenigen Dank möchte auch H. *Wiegleb* dem Sammler, für die gleichfalls aus den Act. Nat. curios. genommene chemische Untersuchung über den Kiesel, schuldig seyn wollen; da Hr. *W.* anjetzt ohne Zweifel darüber völlig einverstanden seyn wird, dass die aus 2 Unzen Kiesel vermeintlich erhaltenen 2 Drachmen Alaunerde, ihr Herkommen der Schmelztiegelmasse verdanken.

Braunschweig, in der Schulbuchh.: — *Joh. Heinrich Helmuth's*, Herzogl. Braunschw. Lüneb. Superintendentens, Predigers in Calvörde, u. s. w. *Anleitung zur Kenntniss des grossen Weltbaues, für Frauenzimmer*, in freundschaftlichen Briefen. Zwote verbesserte und ansehnlich vermehrte Auflage. 1794. 581 S. m. K. (1 Rthlr.)

In der Anzeige der ersten 1791 erschienenen Ausgabe ist bereits (von einem andern Rec.) genauere Nachricht gegeben worden, was man in dieser Schrift zu suchen hat. Vermehrungen hat diese zwote Ausgabe, wie schon der Titel zu erkennen gibt, allerdings in beträchtlicher Anzahl erhalten. Die Anzahl der Briefe ist von 67 bis auf 106 angewachsen. Veranlassung dazu gaben verschiedene Fragen Emiliens, z. B. über Breite des Erdschattens, über Bestimmung der Umlaufszeit des Uranus; diese zu beantworten, nahm der Vf. Gelegenheit, von den Ursachen der Kreisbewegung der Planeten, von der wechselseitigen Schwere der Weltkörper, und den merkwürdigen Keplerschen Gesetzen etwas zu sagen. Ueberhaupt sind mehrere neue Zusätze und Veränderungen in einzelnen Stellen hinzugekommen; auch hat der Vf. ein sehr ausführliches und brauchbares Register nebst dem Inhaltsverzeichnisse der Briefe angehängt. Rec. setzt die Art des Vf., astronomische Ideen seinen Lesern so viel möglich, anschaulich zu machen, aus der ersten Ausgabe als bekannt voraus, und wünschte nur, dass er für diese wiederholte Auflage mehrere neue astronomische Schriften benutzt haben möchte (z. B. Bode's Erläuterung der Sternkunde. II. Aufl. 1793); dies würde ihn in den Stand gesetzt haben, manches für seinen Endzweck sehr brauchbare aus den neuesten Entdeckungen nachzuholen, und anderes richtiger und genauer vorzutragen. In der Nachschrift sucht sich der Vf. gegen einige vom Rec. der ersten Auflage in der A. L. Z. 1793. No. 236. gemachte Einwürfe zu rechtfertigen. Um neulich zu beweisen, dass in dem Dreyeck, in dessen Spitzen Erde, Planet und Sonne liegen, auch für die obern Planeten alle Winkel (durch Data der Beobachtung) gefunden werden können, um daraus weiter mittelst einer bekannten Seite die Entfernung des Planeten von der Sonne abzuleiten, beruft sich der Vf. auf eine Stelle aus *de la Lande's* astronomischen Handbuche (oder aus dessen übersetztem *Abrégé de l'Astronomie*) wo aus Copernicus Buche *de Revol.* libr. 5. c. 9. ein praktisches Beyspiel für die Möglichkeit jenes Verfahrens angeführt sey. Allein aus dem, was hier der Vf. aus *de la Lande* summarisch anführt, wird die Sache um nichts begreiflicher. Rec. hat jenes Handbuch nicht bey der Hand, fand aber das nemliche Allegat in der dritten Ausgabe von *de la Lande's* Astronomie No. 1150., und hiernach lässt sich erst deutlicher einsehen, wie Copernicus durch *Rechnung* (so behauptet der Vf. nach *de la Lande*) den heliocentrischen Ort des Planeten gefunden haben soll. Copernicus leitete durch mehrere nach einander beobachtete Oppositionen, welche ihm mithin den aus der Sonne gesehenen Ort des Planeten gaben, die wahre heliocentrische Bewegung desselben für eine zwischen jene Oppositionen fallende Beobachtung ab; nur so ward es ihm möglich, in dem schon genannten Dreyeck nicht nur den Winkel an der Erde, sondern auch an der Sonne, sammt der Entfernung der Erde von der Sonne, als bekannt vorauszusetzen, und daraus die verhältnissmässige Entfernung des Planeten von der Sonne zu berechnen. Einer ähnlichen noch scharfsinnigern Methode bediente sich nachher *Kepler (commentar. de stella Martis)*, die wahren Abstände des Mars von der Sonne, woraus er so äusserst fruchtbare Resultate zog, aus *Tycho's* Beobachtungen abzuleiten. Die *Keplerschen* und *Newtonschen* Weltgesetze geben übrigens jetzt leichtere, zum Theil indirecte, Methoden an die Hand, das Problem aufzulösen.

Frankfurt a. M., b. Esslinger: *G. F. Parrot's* Professor (s) der Mathematik und Physik in Offenbach, *zweckmässige Luftreiniger*, theoretisch und praktisch beschrieben. 1793. 310 S. 8.

Nach Versicherung des Vf. in der ziemlich sonderbar geschriebenen Vorrede hat derselbe in diesem Buche, „alle seine ventilatorische Wissenschaft ausgekramt, und so sehr als möglich ausgedehnt.“ Das letztere ist nun freylich durch vielen Wortaufwand geschehen, wobey der Vf. oft seinen Witz und seine satyrische Laune hat mit ins Spiel kommen lassen. Es kann seyn, dass der Vf. hiezu Veranlassung gehabt hat; nur dünkt uns, dass er hiermit nichts bessert, seine Ideen aber dadurch zu weit aus einander stellt. Auf diese Art ist des Vf. Vortrag nicht selten dunkel und oberflächlich worden, bey allen seinem Bestreben recht deutlich und gründlich zu seyn. Sein Buch enthält viel Gutes und Brauchbares — besonders der praktische Theil — und verdient, nach Rec. Ueberzeugung, allerdings in dieser Rücksicht empfohlen zu werden, um so mehr, da man ihm lebhafte und warme Darstellung der guten Sache, eifriges Bestreben, der Menschheit nützlich zu seyn, nicht absprechen kann. — Eine treue Anzeige des Inhalts nebst einigen

nigen Bemerkungen, werden nun das Buch vorläufig bekannt machen können.

Einleitung: Von unsern Kenntnissen in der Lehre von der Luft überhaupt. (Der Vf. hat hier davon zu wenig beygebracht.) Sie waren bis jetzt nicht hinlänglich wahre Luftreiniger hervorzubringen (die mechanischen Eigenschaften der Luft, worauf sich ein guter Ventilator gründet, sind aber doch bisher nicht so unbekannt gewesen; auch die bekannten Luftwechselmaschinen nicht so unbrauchbar als der Vf. sich vorstellt, wie er aus dem Berichte vom Bergbaue, Gehlers physical. Wörterbuche etc. hätte ersehen können). Allgemein erforderliche Eigenschaften eines Luftreinigers (Wegschaffung der verdorbnen Luft aus eingeschlossenen Räumen und wieder Herbeyführung reiner atmosphärischer Luft). Aufzählung der bisher erfundenen Luftreiniger und ihre Unzulänglichkeit (der von Hn. de l'Isle de St. Martin erfundene und im 6. Bande des Mag. für das Neueste aus der Physik – und daraus in Gehlers phys. Wörterb. beschriebene Ventilator hat der Vf. hier nicht mit aufgezählt, auch nicht den in Cavallo's Abhandlung über die Natur und Eigenschaften der Luft. In der S. 303 u. f. befindlichen Nachschrift holt der Vf. den erstern nach, und zeigt aufrichtig, wie er auf seine Erfindung gekommen ist. Sein Ventilator weicht auch in sehr vielen Stücken von jenem ab). — Zwey Röhren machen einen Luftreiniger aus. (Es sollen nemlich in unserer Wohnung 2 Röhren vorhanden seyn, eine deren Mündung mit dem obersten Theile, und eine deren Oeffnung mit dem untersten Theile der Luft communiciret. — Diese Idee ist schon aus Cavallo's angef. Abhandl. S. 175. bekannt). Dieser Luftreiniger ist der beste, nur seine Wirkung nicht gros genug. — (Der Vf. zeigt nun auf eine ihm eigne Art, mit Versuchen unterstützt, wie er bestmöglichst einzurichten sey. — Er gründet in Absicht des Wegströmens der Luft eigentlich seine Einrichtung darauf, dass bekanntlich der Druck der Atmosphäre durch einen Luftzug etwas abgehalten werden kann, hierauf beruht auch der Ventilator des Hn. etc. de St. Martin.)

Erster theoretischer Theil. 1. Kap. Von den Saugventilatoren: Allgemeine Grundsätze der Lehre der Friction flüssiger Körper als Mittel zur Mittheilung der Bewegung. Hieraus ist der Hauptgedanke zu einem Saugventilator, der völlige Gnüge leistet, genommen. (Die Friction der Flüssigkeiten soll erstlich als ein Widerstand angesehen werden können, und dann noch als eine Kraft oder wenigstens als ein Mittel zur Communication der Bewegung. Nach dem Vf. „ist die Friction der Lufttheile aufeinander, wie bey den festen Körpern, nichts anders als „der Stofs der an einander zunächst stehenden oder sich „physicalisch berührender Theile." „Folglich ist die Friction ein wahrer Stofs." Einen solchen Schluss hätte Rec. von einem Prof. der Mathematik nicht erwartet. Wenn also Wind die ihm im Wege stehenden Lufttheile wegstöst (oder drückt): so geschieht diefs auf die Friction des Windes, vermöge welcher er den Zusammenhang der Lufttheile überwindet (S. 27.). Der Vf. hätte seine folgenden Lehren, ohne das Wort Friction zu gebrauchen, blos aus dem ganz einfachen Satze ableiten können: dass jeder Wind, so schwach er auch sey, die ihm im Wege liegenden Lufttheile bewegen kann. Bey den flüssigen Körpern läfst sich Friction nicht in dem Sinne brauchen als bey festen. Wir kennen die eigentliche Beschaffenheit jener Körper gar nicht hinlänglich, und wissen nicht ob sich ihre Theile so übereinander bewegen als wie ein fester Körper über dem andern. Und da äufsert sich bekanntlich die Friction nicht blos durch Wegstofsen, sondern auch durch Niederbeugen der hervorragenden Theile des einen Körpers die dem andern im Wege stehen, oder auch, dass der zu bewegende Körper über des andern Erhöhungen weggehoben wird. Sich die Theile der flüssigen Körper voll Erhabenheiten und Vertiefungen, auch nur so, wie bey dem polirtesten festen Körper, vorstellen, welches man doch thut, wenn man ihnen eine Friction wie den festen Körpern beylegt, heifst (wie es freylich von andern Physikern auch geschehen ist) sich jene Körper nicht als flüssige vorstellen, sondern als einen Haufen sehr kleiner Körner, die auf das beste polirt wären. Der Vf. wird in Woltmanns Beyträgen zur hydraulischen Architectur einen Beweis finden, dass die Wassertheilchen keine Friction unter einander haben können; noch weniger wohl die Lufttheilchen?). – Dass nun der schwächste Wind die vorliegenden Lufttheilchen bewegen kann, dient dem Vf., zu Schwächung des Druckes der Atmosphäre über der obern Oeffnung der ersten, wie den vorhin erwähnten beiden Röhren (oder, wie der Vf. in der Folge, wiewohl nicht ganz richtig, sagt, einen luftleeren Raum in dieser Röhre hervorzubringen), um dadurch ein beständiges und hinreichendes Ausströmen der elastischern Luft eines Zimmers zu bewirken. Er trifft daher eine fast ähnliche Vorrichtung als die ist, welche den mehr erwähnten Ventilator des Hn. de l'Isle de St. Martin ausmacht. Eine Röhre, die oben 2 kegelförmige Hüte hat, und unten in einem luftdichten Kasten befestiget ist; statt der Oeffnungen mit Schiebern, gehen aus dem Kasten Röhren in alle Zimmer, wo die Luft gereiniget werden soll. Auch wird der Raum zwischen beiden Kegeln durch Wände in 8 Kammern getheilt und der obere Kegel bedeckt. Wie nun das Saugen eigentlich hervorgebracht werde, und welche Verhältnisse für alle Theile der Hüte des Saugventilators die besten seyn, um ein Maximum von Wirkung hervorzubringen, unternimmt der Vf. im folgenden zu untersuchen und kommt damit in ein noch ziemlich unbearbeitetes Feld, durch das er sich in Rücksicht der Ausübung meistentheils ganz gut durchhilft, freylich nicht mit Aufstellung einer scharfen Theorie, wie Euler, Kästner, Karsten und andere grofse Mathematiker gethan haben würden, und die hier von dem Vf., ob er sich gleich S. 105. entschuldigt, zu erwarten gewesen wäre. Indessen wird S. 102. versichert: dass er seine Theorie durch hundertfältige Versuche, die er mit Ventilatoren von allen Gattungen und Gröfsen gemacht habe, bestätiget gefunden hat, u. s. w.

Im 2. Kapitel werden die *Druckventilatoren* betrachtet. Jeder Druckventilator hat zur Absicht: 1 die Luft, die der Saugventilator wegnimmt, mit guter zu ersetzen:

tzen; und 2) die Wirkung des letztern zu vermehren. Dieſs geſchieht, wenn eine gewiſſe Quantität friſcher Luft in den zu reinigenden Ort preſst, die Luft dieſes Orts elaſtiſcher macht, und die obern Schichten derſelben auf die Mündung des Ventilators preſst. Zu dieſer Abſicht wird wieder der Wind gebraucht; aber die Vorrichtung hiezu iſt, in Rückſicht der Hüte, die umgekehrte vorige; Kaſten und Röhren bleiben ungeändert. Die Kegel ſind etwas ſpitziger. Der obere dient zum Auffangen und Fortleiten des Windes in die Röhre, der untere beſtimmt die Grenze der Wirkung des Windes auf den obern u. ſ. w. In Rückſicht der Kaſten bleibt das meiſte wie bey den Saugventilatoren, die Abänderungen werden im 2ten Theile beſchrieben. Nun handelt der Vf. von der nähern Beſtimmung der Kegel; Eintheilung des Druckventilators in 12 Kammern, u. ſ. f. Verſuche über die Bewegung der Luft durch eine 12 Schuh lange Röhre von 2½ Zoll Durchmeſſer. Folgerung hieraus (bewegte Luft von 6 bis 20 Fuſs Geſchwindigkeit verlöre, in der Röhre $\frac{1}{13}$ bis $\frac{1}{5}$ ihrer Geſchwindigkeit; ſchwächere weniger, ſtärkere mehr. Ein Luftſtrom, deſſen Geſchwindigkeit = 1 Fuſs, verliert $\frac{1}{10}$ in nur erwähnter Röhre. In 120 Fuſs langen Röhren, von demſelben Durchmeſſer, kann dem Strome die Hälfte ſeiner Geſchwindigkeit genommen werden. Dieſer Verluſt nimmt mit der Geſchwindigkeit ſelbſt ab). Noch: Verſuche mit mehreren neuen Arten von Saugventilatoren. Mit Beſchreibung und Berechnung eines neuen Saugers wird dieſes Kapitel beſchloſſen. (Im weſentlichen mit dem bey dem Bergbaue längſt im Gebrauche geweſenen Windrade einerley, wovon man in Berichte vom Bergbaue, Delius Anleitung zur Bergbaukunſt, Cancrins erſte Gründe der Berg- und Salzwerkskunde 7ten Theile u. ſ. Nachricht findet. Der Vf. hat aber dieſes Windrad weit vortheilhafter eingerichtet, und könnte nun wohl in Bergwerken unter ſchicklichen Umſtänden zu Wegſchaffung verdorbener Luft gut gebraucht werden.)

Zweyter Theil. Praktiſche Beſchreibung der Luftreiniger, und Anwendung auf das gemeine Leben. Zuerſt Beſtimmung des Aufwandes an geſunder Luft für einen Menſchen. Der Vf. gibt ½ Kubikfuſs in jeder Minute an. Die mittlere Geſchwindigkeit bewegter Luft ſetzt er = 1 Fuſs für die Secunde, und findet daher die in der 120 Fuſs langen Saugröhre = ⅔ Fuſs; in der Druckventilators-Röhre aber 1⅓ Fuſs, woraus er folgert, daſs der Queerſchnitt der Saugröhre doppelt ſo viel Quadratzolle haben müſſe, als Menſchen ſind, für die der Saugventilator wirkſam ſeyn ſoll. Nun, Anwendung auf die Wohnhäuſer: Anlage des Saugventilators; praktiſche Beſtimmung der Durchmeſſer der Röhren; Material und Verfertigung derſelben; praktiſche Beſchreibung der Hüte; Vorſichten wider das Feuer; vom Druckventilator; Gebrauch des Windrades; wie der Zug des Druckvent. zu hindern; Verwandlung des gemeinen Ofens in einen Druckventilator. Ein vollſtändiges franzöſiſches Camin. — Fernere Anwendung auf die Krankenhäuſer: Verhältniſs der Durchmeſſer der Druck- und Saugröhren; die Kaſten des Druckventilators; Conſtruction des Windrades und Druckventilators; ein weſentlicher Nutzen der letztern; etwas theoretiſches über die Luftcirculation; Ofen des Krankenzimmers. — Weitere Anwendung auf die Gefängniſſe; Kirchen; Schauſpielhäuſer; Verſammlungshäuſer; Kühlhäuſer; Schiffe; auf Bergwerke: (der Vf. ſtellt ſich den Zuſtand der Bergleute zu gefährlich vor. Auf gut eingerichteten Bergwerken, wie in Sachſen, und andern Orten wird immer auch auf guten Wetterwechſel Rückſicht genommen. — Der Vf. empfiehlt ſein Windrad hauptſächlich, welches er auch in dieſer Rückſicht erfunden haben will. Mit einem von 12½ Schu in Durchmeſſer will er wenigſtens 27000 Kubikfuſs Luft in jeder Minute wegſchaffen. So eine ſtarke Wegſchaffung auf einmal, iſt nie, oder äuſſerſt ſelten, nöthig. Rec., der doch den Bergbau von Jugend auf kennt, erinnert ſich keines ſolchen Falles. Mit mehrerem Vortheile kann man aber, ſtatt der ſogenannten Windfange des Vf. Luftreiniger brauchen, von welchem Gebrauche er wenig beybringt. Es ſcheint dem Vf. an ſpecieller Kenntniſs des Bergbaues zu fehlen). Noch wird die Anwendung gezeigt auf Reinigungscanäle, Schornſteine, Ofenröhren und Reverberaternen. Zuletzt muſs Rec. noch bemerken, daſs S. 94. die Rechnung falſch iſt. Der Vf. ſagt da $S(1^2+2^2+3^2+4^2\ldots) = S(1+4+9+16\ldots) = S(1+3+5+7\ldots)$. Jene Summe aber iſt = $\frac{1}{3}v(2v^2+3v+1)$ und dieſe = $\frac{1}{2}(1+v).v$, wenn v das letzte Glied iſt.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHYSIK, *Leipzig*, b. Fleiſcher: *Ueber die Zubereitungen aus dem Spiesglaſe und dem Gebrauch derſelben bey Krankheiten.* 1792. 72 S. 8. — Der Inhalt dieſes Werkchens zeichnet ſich durch nichts beſonders aus. — Das, zum innerlichen Gebrauch beſtimmte, rohe Spiesglanz mit Waſſer auf dem Reibeſteine feinzureiben, wird S. 6. mit Recht, dem bloſsen zerpulvern und *durchſeihen* — durchſieben, oder durchbeuteln, hat vermuthlich der Vf. ſagen wollen, — vorgezogen. — S. 9. ertheilt der Vf. den Rath, das Spiesglanz mit einer Unze oder 6 Quent. Bitterſalzerde zu vermiſchen; vergiſst aber dabey, das Gewicht des erſtern zu beſtimmen. — S. 12. ſoll man, bey Bereitung des ſchweiſstreibenden Spiesglanzes, die verpuffte Maſſe eine Zeitlang im Schmelztiegel zwiſchen glühende Kohlen ſtehen laſſen, und ſo gehörig in Kalch verwandeln, *dann mit einem Löffel etwas Waſſer hinzuſchütten* u. ſ. w. — Wie? zu der im Feuer ſtehenden, glühenden Maſſe? Welche verwirrte Anweiſung! — Nach S. 13. ſoll, im franz. und engl. Spiesglanze, der Schwefel *ungefähr die Hälfte* betragen: da er doch nicht viel mehr als den fünften Theil, darin ausmacht. Die Benennung *Perlenmutter* S. 19. für *Materia perlata*, würde unſtreitig zur Verwechſelung der Sachen ſelbſt Anlaſs geben. — Die Beſchreibung, S. 39. daſs im Huxham. Spiesglanzweine die metalliſchen Theilchen gleichſam *wie Wolken herumſchwimmend* vertheilt ſind, bringt die gegentheilige Vorſtellung von dem hervor, was der Vf. von deren inniger Auflöſung eigentlich hat ſagen wollen. — Am Schluſse ſagt der ungenannte Vf. ganz treuherzig: er hoffe, daſs der geneigte Leſer etwas Neues und *der Aufmerkſamkeit Merkwürdiges* von ihm nicht erwartet habe, und ſchmeichle ſich, dieſer *unreifen* und *unbedeutenden* Schrift wegen, Vergebung zu erhalten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 30. Julius 1794.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Amsterdam, b. J. Allart: *Betoog der waare en eeuwige Godheid van onzen Heere J. C. tegen hedendaagsche bestrydingen:* door *Dionysius van de Wynpersse*, S. S. Th. D. Phil. Math. et Astron. Prof. te Leiden. 1794. 216 S. 8. (22 St) d. i. Beweis der wahren und ewigen Gottheit unsers Herrn J. C. gegen heutige Angriffe, u. s. w.

Vor einigen Jahren setzte die Theolog. Fakultät zu Göttingen auf ausdrücklichen Befehl des Königs von England, der sie zugleich zur Richterin über die einkommende Preisschriften ernannte, einen Preis auf den besten Beweis der Gottheit Jesu. Es kam eine ganze Schaar von Schriften ein, aber die Fakultät erklärte, dass keine derselben der Absicht des ausgesetzten Preises entspreche, und sie also keine bekommen könne. Kurz nachher setzte die im *Haag* errichtete *Gesellschaft zur Vertheidigung des Christenthums* (eigentlich zur Vertheidigung der Lehren des hergebrachten Theolog. Systems) einen Preis auf die beste Abhandlung über denselben Gegenstand, besonders mit Rücksicht auf die Einwendungen der neuern Bestreiter dieser Lehre, und unter mehrern ward der vor uns liegenden Schrift der Preis zuerkannt. Sollte das Urtheil der Haagschen Gesellschaft gegen das Urtheil der in diesem Lehrsatz gewiss orthodoxen Göttingschen Fakultät nicht ganz verlieren, so war natürlich zu vermuthen, dass die von jener bekrönte Abhandlung ganz vorzüglich seyn werde, und Rec. erwartete insonderheit darin eine weise Auswahl der Beweise, eine sorgfältige Trennung der ganz untüchtigen, der schwächern, und der eigentlich stringenten Beweise, eine genaue Entwickelung ihrer Beweiskraft, und eine gründliche Vertheidigung derselben wider die Einwendungen (und Zweifel) der heutigen Bestreiter (und Zweifler). Freylich machte der vorgesetzte Inhalt ihn etwas bange, dass er nicht alles so finden möchte, wie er erwartete, aber er fasste wieder neuen Muth, als er S. 24. las, dass der Vf. von den beyzubringenden Beweisen sagte, „*Wy hebben dezelve niet getragt te tellen, maar te weegen.*" (Ich habe sie nicht zu *zählen*, sondern zu *wägen* gesucht.) Aber Rec. muss bekennen, dass er sich in seiner Erwartung sehr betrogen gefunden habe, und er zweifelt sehr, ob durch diese Abhandlung nur Ein Zweifler werde überzeugt, auch nur ein Einziger Bestreiter dieses Lehrsatzes werde widerlegt werden. Zwar fehlt es in dieser Schrift nicht an einer Menge von Beweisen, die für den zu vertheidigenden Lehrsatz beygebracht worden; (sie sind unter 16 Classen gebracht, und bey jeder findet man eine ganze Schaar von Schriftstellen angeführt) aber wenn man diese sichten wollte, so fürchtet Rec. dass die meisten durchfallen, und nur wenige im Siebe zurückbleiben werden. Der Vf. sucht zwar diese Sammlung von tüchtigen und untüchtigen, von stärkern und schwächern Beweisen einigemal damit zu entschuldigen, dass einige von ihm beygebrachte Beweise, wenn sie auch an sich selbst nicht viel sagten, doch in Verbindung mit einander nicht unnütz wären. Da er aber die Beweise nicht *zählen* sondern *wägen* wollte, wozu denn eine solche Menge untauglicher Beweise? Oder wenn sie durchaus mit paradiren sollten, warum sie dann nicht wenigstens von den stärkern abgesondert, und etwa anhangsweise als solche angeführt, die zwar an sich selbst nichts beweisen, aus denen aber unser Lehrstück, wenn es mit andern Beweisen bestätigt ist, gleichfalls einigermaassen abgeleitet werden kann, oder die durch jenes Lehrstück alsdann neues Licht und neuen Nachdruck erhalten? Möchte man es doch endlich einsehn, dass man einer Wahrheit durch Untereinandermischung guter und schlechter, starker und schwacher, Beweise keinen Dienst, sondern vielmehr Schaden thut! Dadurch, dass man beide ohne Unterschied neben einander setzt, bringt man den Leser nothwendig auf den Gedanken, dass beyde gleiche Kraft haben. Und wenn er dann mit leichter Mühe in einigen offenbare Schwächen entdeckt, so macht er nur gar zu leicht von diesen einen Schluss auf alle, behauptet, wenn er *Bestreiter* der Wahrheit war, mit kühner Zuversicht, dass alle Beweise offenbare Schwächen haben, vermuthet dies, wenn er ein bescheidner *Zweifler* war, und fürchtet es, wenn er die Wahrheit bisher zwar *glaubte*, aber dabey ein *nachdenkender und unparteiischer Untersucher* ist. Dahingegen, wenn gute und schlechte, schwächere und stringente Beweise gehörig von einander abgesondert werden, werden wenigstens die beiden letztern von den Mängeln der einen nicht blindlings auf die andern schliessen, und wird der erste mit seinen zuversichtlichen Behauptungen nicht sogleich Glauben finden. Ob nun der Vf. sich des hier erwägten Fehlers schuldig gemacht habe, mag der Leser selbst aus einigen Proben beurtheilen. So werden z. E. unter den *göttlichen Namen*, woraus der Vf. zuerst die Gottheit Jesu beweist, §. V. nicht allein *mein Gott* in den Worten Thomä, sondern auch *Rabbuni* Joh. XX. 16. und der Name *Herr* und *Heiland* oder *Seligmacher*, wie es in der holländ. Uebersetzung ausgedrückt wird, gerechnet, und zum Beweise von den letztern unter andern auch Luc. II. 11. 2. Pet. I. 11. II. 20. III. 2. 18. angeführt. So wird §. IX. seine Gottheit daraus bewiesen, dass er *unschuldig* litt und starb. Wenn das wahr seyn soll, sagt der Vf., so muss er so

wenig einer Gotteslästerung als eines Aufruhrs schuldig gewesen seyn. Er muss sich also *entweder* nie eine übermenschliche Grösse beygelegt haben, *oder* diese muss ihm wirklich zukommen. Und nun wird zum Beweise dass er sich eine übermenschliche Hoheit beygelegt habe, unter andern angeführt Joh. XIV. 6. XV. 1 — 5. Matth. XI. 27. So wird §. XII. seine Gottheit aus seiner *Oberherrschaft über seine Kirche*, und §. XIV. daraus bewiesen, dass er *der Geist auch der A. T. Offenbarung* ist, und §. XVIII. aus der *Verdammlichkeit seiner Verwerfung*, wobey aber lauter Stellen angeführt werden, die ganz offenbar nur von der Verwerfung *seiner Lehre* reden, z. E. Joh III. 16 — 18. 2. Thess. I. 7 - 9. Hebr. X. 28. 29. XII 25. II. 2 — 5. Wir haben diese Proben, so wie sie un vorkamen, aus einer Menge mehrerer ausgehoben, und halten sie zur Bestätigung unsrer Behauptung für völlig hinreichend.

Um aber zu beweisen, dass es in dieser Abhandlung auch an einer *genauen Entwickelung der eigentlichen Beweiskraft* selbst der bessern Beweise, und einer *gründlichen Vertheidigung derselben wider die Einwendungen und Zweifler der neuern Bestreiter und Zweifler* fehle, müssen wir auch noch hierbey etwas verweilen. Man wird leicht finden, dass der Vf. bey jeder Klasse der von ihm beygebrachten Beweise zwar den *Major* weiter aus einander setzt, aber nicht den Beweis des *Minor*, auf den es doch eigentlich hier ankömmt, gehörig entwickelt, d. i. dass er zwar (obgleich nicht immer auf eine den Nachdenkenden befriedigende Weise) zeigt, dass der, von dem dies und jenes gesagt, dem dies und jenes beygelegt wird, Gott seyn müsse, aber nicht, dass diess in den von ihm angeführten Stellen von Jesu wirklich gesagt, ihm wirklich beygelegt werde, und dass diese Stellen grade so ausgelegt werden müssen, und keine andre Erklärung zulassen. So wird z. E. Röm. IX. 5. sowohl bey dem Beweise aus göttlichen Namen §. V. als aus der ihm zuerkannten göttlichen Ehre §. VIII. angeführt, aber auch nicht viel mehr als angeführt. Denn die Anmerkung S. 26. dass επι παντων nicht auf πατερες sich beziehe, und die Anmerkung S. 52, dass in mehrern Stellen des N. T. Doxologien auf Christum gefunden werden, (wohin denn doch Offenb. I. 6. auf keine Weise gerechnet werden müste) enthält doch noch lange nicht alles, was zur Entwicklung und Vertheidigung des in dieser Stelle liegenden Beweises zu sagen nöthig wäre. So wird Joh. I. 1. 2. §. V. u. VI. als ein Beweis angeführt, dass Jesu göttliche Namen und Eigenschaften beygelegt werden, ohne dass diess im geringsten weiter entwickelt, und gezeigt wird, weder dass λογος Name der höhern Natur Jesu sey, noch dass Θεος hier in seiner höchsten Bedeutung genommen werden, oder εν αρχη heissen müsse, von Ewigkeit, ohne alles welches diese Stelle so gut als kein Beweis ist. So wird Col. I. 15 — 17. §. VI. zum Beweise seiner Ewigkeit angeführt, die aus den Worten αυτος εστι προ παντων abgeleitet wird, ohne dass eine Silbe über das πρωτοτοκος πασης κτισεως gesagt, oder gezeigt wird, dass προ παντων eine ewige Präexistenz in sich schliesse, und also sowohl den *Arianismus*, als *Socianismus* widerspreche. Rec. lässt es zur Ersparung des Raums bey diesem Exempeln bewenden, die er sonst noch sehr vermehren könnte.

Um indessen einen Beweis seiner Unpartheylichkeit zu geben, muss Rec. noch zum Schluss ausdrücklich bemerken, dass diese Schrift, so wenig sie nach seinem Urtheil zur Widerlegung oder Ueberzeugung neuerer Bestreiter der Gottheit Jesu oder neuerer Zweifler an derselben beytragen kann, sich dennoch vortheilhaft von ähnlichen Schriften, besonders Holländisch-Reformirter sowohl als lutherischer Orthodoxen unterscheidet, indem sie in einem sehr bescheidnen Tone abgefasst ist, und sich des Schimpfens und Verdammens der Andersdenkenden enthält; welches einen rühmlichen Kontrast mit den bey Gelegenheit des neulichen Schisma in der Lutherischen Gemeine zu Amsterdam ans Licht gekommenen Predigten und Schriften der sogenannten orthodoxen Parthey macht. Und mit Rücksicht auf diese letztern kann Rec. sich nicht enthalten, ein paar Aeusserungen unsers gewiss sehr orthodoxen Vf. über ein paar Punkte anzuführen, die von den Schismatikern zu Amsterdam den Predigern vom sogenannten Neuen Licht als gefährliche Ketzereyen und Verfälschungen des Christenthums vorgeworfen wurden. S. 22. Es ist an sich selbst wohl erlaubt, und *mit guten Auslegungsregeln übereinstimmend*, bey solchen Stellen, die ein Geheimniss vortragen, worauf die Vernunft nicht führt, einen Versuch zu machen, ob man durch eine schickliche Erklärung dem Uebernatürlichen ausweichen könne; indem man diese Stellen nemlich in einem nicht so starken Sinn, oder uneigentlich nimmt, oder sie nach einer ungewöhnlichern Bedeutung eines Worts, oder *als Anspielung auf Volkssprache und Meinungen*, u. s. w. versteht. S. 151. Ich erkenne die Heiligung *für den vornehmsten Theil* der Erlösung von der Sünde, und für die Absicht der Sünde, und für die Absicht der Versöhnung durch Christum." So stark haben sich, so viel Rec. weis die Amsterdammschen Prediger vom Neuen Licht hierüber nicht einmal ausgedrückt. — Solche Aeusserungen in einer durch und durch orthodoxen Abhandlung, die von einer steif orthodoxen Gesellschaft, die sich *zur Vertheidigung des Christenthums* vereinigt hat, vor mehrern andern gekrönt ist, müsten die Schismatischen Ketzermacher in Amsterdam und ihre Vorfechter beschämen und belehren, wenn sie einer Schaam und Belehrung fähig wären.

PHILOSOPHIE.

Berlin u. Stettin, b. Nicolai: *Catechismus der gesunden Vernunft: oder Versuch in faßlichen Erklärungen wichtiger Wörter nach ihren gemeinnützigsten Bedeutungen und mit einigen Beyspielen begleitet*, zur Beförderung richtiger und bessernder Erkenntniss. Von F. E. *von Rochow* auf Rekan. *Zweyte Auflage.* 1790. 72 S. 8. (6 gl.)

Jeder Wohlgesinnte wird den, der unter seine Zeitgenossen *deutliche* Begriffe verbreitet, als einen Wohlthäter des Menschengeschlechts ehren; und die dahin abzweckende menschenfreundliche Absicht des würdigen

Vf.

Vf. der, in diesem Katechismus enthaltenen in Frag und Antwort eingekleideten 67 Erklärungen allgemein interessanter und häufig vorkommender Wörter (als z. B. *wollen*, *denken*, *Endzweck*, *Wahrheit*, *Recht*, *Pflicht*, *Ordnung*, *Natur* u. s. f.) ist nicht zu verkennen, und längst allgemein verehrt; so dafs wir nicht nöthig hätten, diese zweyte Auflage besonders anzuzeigen, wenn uns nicht einige Betrachtungen zu wichtig schienen, um sie hier zu übergehen. Zu deutlichen Begriffen wird zweyerley erfodert: 1) dafs sie richtig sind, und 2.) dafs sie von jedem Besitzer selbst erworben, nicht geglaubt, sondern *eingesehen* werden. Ein falscher oder aufgedrungener, (sey er noch so treffend,) wird nie deutlich, und erschwert oft bis zur Unmöglichkeit die Erwerbung des richtigen oder klaren Begriffes. Bisher ist man (einige wichtige Zweige von Kenntnissen leider ausgenommen), in der Art, Kindern nach und nach zu Begriffen zu helfen, den natürlichen Weg gegangen, indem man ihnen selbst die nützliche Bemühung überliefs, aus dem mannichfaltigen Sprachgebrauche die Einheit des Begriffs zu entwickeln, der als eigner Erwerb ihnen wichtig und praktisch wird, ihre ganze Thätigkeit in Bewegung erhält und zu mehreren Entdeckungen reizt. Der vom Vf. eingeschlagene Weg, aus dem Begriffe den Sprachgebrauch zu erörtern, möchte dagegen den mifslichen Erfolg haben, dafs durch zu frühzeitige Bekanntschaft mit dem auswendiggelernten trocknen Begriffe die ganze reichhaltige Materie, zu der er einst führen könnte, von dem Schüler für abgethan und erschöpft angesehen würde, weil Begriffe, aufser Verbindung mit praktischer Erkenntnifs dargeboten, nicht sein Eigenthum werden, ihm gleichgültig bleiben und höchstens historischen Glauben bewirken, der blofs ins Gedächtnifs übergeht, Verstand und Herz leer läfst, und daher keinen, wenigstens keinen wohlthätigen, Einfluss auf das praktische Leben bekommt; (ein Schicksal, welches die für Menschenwürde und Menschenwohl besonders wichtigen Wahrheiten am meisten und fast durchgängig trifft, eben weil man vorzüglich diese angehenden Weltbürgern zu voreilig und auf eine verkehrte Art beyzubringen in guter Absicht bemüht ist). Eine zu früh gewagte Definition ist ja selbst dem Gelehrten im weitern Forschen hinderlich; wie viel mehr noch dem Kinde, das von Natur dazu bestimmt ist, von dunkeln und unbestimmten Begriffen täglich zu deutlichern und treffendern fortzugehen, das den *Geist* einer Sprache fassen soll, den selbst der Erwachsene, der mehr oder weniger schon *einer* Sprache mächtig ist, weder im Wörterbuche noch im Unterrichte findet. Gewifs sind eigne irrige Begriffe minder schädlich als fremde auf Autorität hin geglaubte Begriffe (bey denen das Begreifen in zufälliger Umstand wird). Vom Irrthum kommt man eher zurück als vom Vorurtheil; letzteres verursacht Trägheit des Verstandes, dahingegen der Irrthum oft allein im Stande ist, uns die zweckmäfsigere Anwendung unsrer Thätigkeit zu lehren.

Dafs Begriffe, die man einem selbstdenkenden Wesen aufdringen will, treffend richtig, wie es der ehrwürdige Vf. nennt, *haarscharf*, seyn müssen, ist wohl unstreitig, weil an fernere Berichtigung nicht leicht zu denken ist; (jeder dahin abzweckende Versuch würde ja einen unerlaubten Zweifel in die Einsicht des Lehrers verrathen). Es wird in dieser Lehrart unbedingter Glaube gefodert; jede Despotie des Verstandes kann aber nur durch wirkliche Weisheit *einigermafsen*, nie gänzlich, gerechtfertigt werden, da sich derselben selbst das höchste Wesen enthält.

Die Definitionen des Vf, von *Vernunft* und *Verstand*, wovon die erste; (S. 12.) „die den Menschen von allen „Thieren unterscheidende Fähigkeit, verständig werden „zu können" und der letztere: (S. 29.) „die durch Lernen und Ueben zum zweckmäfsigen Gebrauch oder „recht angewendete Vernunft" seyn *soll*, enthalten, ungerechnet, dafs ein irriger Sprachgebrauch den Vf. das Wort *verständig* statt *weise* brauchen läfst, einen unerklärlichen Zirkel. Mehrere Wörter werden nicht *erklärt*. S. 9. ist die Frage: „Was *bedeutet* das Wort „*Seele*?" Antwort: „den unsichtbaren (unkörperlichen?) „Theil *des Menschen*, wodurch sein Körper lebt, und „in Wirksamkeit gesetzt wird." Diese *Bedeutung* hat auch das Wort Nervensaft, und in dieser Bedeutung wenigstens, kann den übrigen Thieren die Seele, wie der Vf. thut, nicht abgesprochen werden. Auf die Frage; „Was *bedeutet* das Wort *recht*?" dienet zur Antwort: „dafs man etwas für regelmäfsig erkläre." Diesem nach gibt es entweder in der ganzen Geometrie keine regelmafsige Figur als den rechten Winkel, oder wahre Schönheit hat immer recht, oder das Recht besteht in der *Erklärung*; lieber gar in der Einbildung! Diese Beyspiele werden zum Beweis der minder *haarscharfen* Begriffe des Vf. hinreichen. Die gute Absicht desselben wird am besten erseicht werden, wenn der Lehrer die Worte, von denen der Lernende deutliche Begriffe bekommen soll, nicht unrichtig braucht. Hierbey kann dieser Katechismus zur Warnung dienen, denn der Vf. gibt selbst mehrere Beweise, dafs Irrthümer im Sprachgebrauche nicht so leicht zu vermeiden sind, weshalb wir uns nur auf das bereits angeführte Beywort: *verständig* beziehen dürfen, so wie sich auch schwerlich alles, was S. 39. und 53. über *unglaubig* und *wahr* gesagt ist, besonders *wahr denken*, rechtfertigen lassen möchte.

KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGELAHRTHEIT. *Helmstädt*, b. Fleckeisen: *D. Jo. Frid. Kleukeri tractatus de nexu, qualis constat inter utrumque divinae constitutionis foedus, prophetico, ad insignem illum Petri Apostoli locum* 1 ep. I Vers 10 — 12. 1792. 98 S. 8.

Ebendas. *Expositio sermonis Jesu Joh. V. Vers 39. coll. 46. 47. et super ejus sententia de nexu inter scriptorum mosaicorum argumentum et doctrinam suam nonnulla.* Auctore *Henr. Philippo Sextro*, Th. D. et P. P. O. in acad. Jul. Carol. 1792. 86 S.

I. Das Band, welches die Schriften A. u. N. Testaments verknüpft und die Beziehung der Sachen und Personen in beiden auf einander; so wie überhaupt die gegenseitigen Verhältnisse dieser Bücher in Rücksicht ihres Ursprungs, haben sich die Gelehr-

lehrten in verſchiedenen Zeiten und Orten ſehr verſchieden gedacht. Hr. K. erzählt hier zuerſt die dreyerley Meinungen, für deren jede man mehrere angeſehene Theologen anführen kann. Einige behaupten, das A. u. N. Teſt. ſey aus natürlichen Urſachen, ſo wie andere gute Bücher, zu erklären; andere glauben, bey der Entſtehung des N. T. müſſe man übermenſchliche Kräfte annehmen, wenn man auch das A. T. aus natürlichen Urſachen ableiten könne; und endlich noch andere ſind der Meynung, beiderley Schriften hätten einen übernatürlichen Urſprung, und wären auf eine von dem gewöhnlichen und ordentlichen Laufe der Natur gänzlich abweichende Art entſtanden. Der letztern Vorſtellungsart tritt der Vf. bey, und ſeine Gründe dafür ſind die bekannten und gewöhnlichen, jedoch mit allerley guten Bemerkungen durchwebt. Dabey iſt aber nicht zu läugnen, daſs er, aus Vorliebe zu ſeinem Glauben, hin und wieder von Andersdenkenden, deren Sinn er verkennt, wegwerfend urtheilt. So ſagt er z. E. von den Deiſten S. 10. *De illis non opus eſt dicere, cum, ſpreta omni veritatis hiſtoricae fide ac lege, nudis abſtractionis philoſophicae rationibus aut formulis ducantur, unde velint dirimi, quae talibus ſubjecta eſſe nullatenus poſſint.* Und S. 11. von den Rationaliſten: *Hi aut tollunt omnino (quod quidem facillimum videtur ex iſtis principiis ſimpliciter philoſophantibus, deque fide hiſtorica ne quaerentibus quidem) aut aliorſum vertunt, quodcunque ſacris in literis de rerum in facto poſitarum divina conſtitutione et effectione traditum eſt: cauſſae divinitatem alienando, rerumque proprietatem infirmando, transmutando et invertendo.* Deiſten und Rationaliſten (es iſt die Rede von vernünftigen, nicht aber von ſolchen, die ohne alle Gründe in den Tag hineinſchwatzen) verwerfen keinesweges die *Glaubwürdigkeit* jener Documente, ſondern ſie glauben hinlängliche Gründe zu haben, daſs man auch dieſe Schriften, wie jedes andere alte Buch, nach alter Denk- und Sprachweiſe, nach ihren ihnen eigenthümlichen Local- Temporal- und Nationalverhältniſſen verſtehen müſſe, und nicht die Worte preſſen dürfe. Und dabey hat der Vf. jene Gründe, welche die abſolute Nothwendigkeit darthun, daſs man die Vernunft überall, alſo auch bey der Bibel als oberſten Richter annehmen müſſe, keinesweges widerlegt. Wie ſoll man nun das Beſtreben, die Nichtgültigkeit der Vernunft durch die Vernunft zu beweiſen, anders als einen ſeltſamen Zirkel nennen? Wer durch die Vernunft darthun will, daſs man der Vernunft nicht trauen dürfe, der geſteht, alles Proteſtirens ungeachtet, doch zum wenigſten gleich ſoviel, daſs auch ſeine Vernunftſchlüſſe fehlerhaft ſeyn können, und mithin nichts beweiſen. Sind aber ſeine Vernunftſchlüſſe wahr: ſo beweiſen ſie zugleich, wider ſeinen Willen, daſs die Vernunft Gewiſsheit geben, und über das, was Wahrheit ſey, richten könne, dürfe und müſſe. Hierauf ſucht der Vf. ſein Thema, daſs ſich die Stellen „vom Meſſias im A. T. wirklich auf die Perſon Jeſu beziehen," aus 1. Petr. I, 10 — 12. zu beweiſen. In dieſer Abſicht wird dieſe Stelle umſtändlich erklärt. Er will dabey die ganz natürliche Löſung nicht gelten laſſen, daſs Petrus *als* Jude und *wie* ein Jude zu Judenchriſten rede, und nicht anders reden konnte; ein Punkt, der bereits mehrmals, auch in dieſer A. L. Z. iſt erörtert worden. Wie gewiſs es aber ſey, daſs man abſolute und hypothetiſche Wahrheit genau unterſcheiden, und beſonders hier Petri Aeuſſerungen nach ſeinen Nationalideen erklären müſſe, beweiſt ſelbſt die vom Vf. gewählte Stelle. Petrus ſagt nämlich darin: „*ſelbſt den Engeln gelüſtete es, Chriſti Religion kennen zu lernen.*" Dieſe ſehnlichen Wünſche der Engel (εἰς ἃ ἐπιθυμοῦσιν ἄγγελοι παρακύψαι) ſind doch gewiſs nichts anders als Vorſtellungsart damaliger Zeit. Weil die Engel, wie die Juden glaubten, ſchon bey Moſis (unvollkommenern) Geſetzgebung beſchäftigt waren. (Gal. 3, 19.): ſo muſsten ſie ſich auch nach Chriſti weit vollkommenern Religion innigſt ſehnen. Und ſo führt Petrus temporelle Gründe an, um die Erhabenheit der neuen Religion zu verſinnlichen und ſeine Zeitgenoſſen zur Annahme derſelben geneigter zu machen. Glaubte er an dieſe Sehnſucht der Engel, wie Rec. eben nicht in Abrede ſeyn will: ſo hat man doch daraus noch kein Stück der chriſtlichen Dogmatik gemacht. Wer ſich alſo in der Hermeneutik gleich bleiben will, der kann aus dem darneben ſtehenden unmöglich etwas für *eigentliche* Weiſſagung folgern. Faſt ſcheint es, daſs der Vf. dieſe natürliche Folge ſelbſt fühlte, weil er dieſen Theil des Verſes weder überſetzt, noch erklärt, ſondern ganz mit Stillſchweigen übergeht. — Uebrigens hat Hr. K. dieſe Schrift als Inauguraldisputation für die theologiſche Doctorwürde nach Helmſtädt geſchickt, welche Promotion der Hr. D. *Sextro* in der 2. Schrift bekannt macht.

II. Nach des Vf. Meynung muſs man bey dem Dogma von der Wirklichkeit meſſianiſcher Weiſſagungen vor den Aeuſſerungen der Apoſtel, beſonders Jeſu eigene Ausſprüche genauer prüfen, um ſich von Jeſu eigener Ueberzeugung über dieſen Punkt zu unterrichten. Dazu wählt er hier die Stelle Joh. 5, 39. vergl. 46. 47., und ſetzt den Zuſammenhang derſelben ſehr gut auseinander. Er kleidet das meiſte, was Johannes, nach ſeiner Art, nur kurz und abgeriſſen erzählt, in Geſpräche zwiſchen Jeſus und ſeine Zeitgenoſſen ein; die zugleich die wahrſcheinlichen Einwendungen der Gegner enthalten. Nach verſchiedenen triftigen Bemerkungen (z. E. S. 45 über μαρτυρεῖν, S. 54 über πιστεύειν, S. 56. ff. über γραφὴν περί τινος u. ſ. w. zieht der Vf. das Reſultat, daſs man keine *Perſonal*- ſondern bloſs *Realbeziehung* des A. u. N. Teſt. annehmen könne. Er zeigt daſs Jeſus nicht ſowohl einzelne Stellen auf ihn beſonders deutend aufſuchte, ſondern vielmehr nur behauptete, daſs der Keim ſeiner beſſern Religion bereits im Moſes liege. Jeſus baute ſein Anſehen nicht auf *einzelne* Stellen im Moſes, als auf ſolche, die von ihm handeln ſollten, ſondern beruft ſich auf die *ganze* moſaiſche Conſtitution überhaupt, und beſonders auf die Beſchaffenheit und innere Vortreflichkeit ſeiner Lehre. Joh. 7, 16. 17. u. a. (m. Unter den Erklärungen einzelner Stellen verdient hier Joh. 5, 38. (S. 25.) bemerkt zu werden, wo der Vf. ὃν (ἀπέστειλεν ἐκεῖνος) vom Moſes, und nicht wie gewöhnlich von Jeſus verſteht, welches auſſer den vom Vf. bemerkten Gründen (aus v. 46. etc.) auch durch den Parallelismus ὁ κατηγῶν μου unterſtützt werden kann. — Wer jene Kleukerſche Schrift lieſt, darf dieſe nicht überſehen, da ſie, ohne es eben zu ſagen, jene gewiſſermaſsen berichtigt. Aus dem angehängten kurzen Lebenslauf des Hr. Dr. Kleukers, den *er ſelbſt* verfertigte, ziehen wir eine Stelle S. 79 an, und überlaſſen das Urtheil dem Leſer. Er ſagt von ſich in der dritten Perſon: *Eam ſtatim ſtudiorum iniit rationem exegitque, qua per plures, ſuo quidem ordine et ſucceſſione, literarum, vel maxime variarum, campos pertranſiret, idque eo, ut poſſet aliquando inter inſigniora eruditionis atque doctrinae ornamenta haberi.*

Leipzig: *De graviſſimis Theologiae ſeniorum Judaeorum decretis, quorum veſtigia in libris inde ab exilii aetate usque ad ſeculi quarti poſt C. N. initia deprehenduntur.* Diſp. hiſt. quam. d. XII. Apr. 1794. publ. def. *Car. Henr. Lud. Poelitz*, Ernſtthalio-Schoenburgicus, Phil. D. A A. Mag. Reſp. *Jo. Henr. Pabſt*, Th. Cult. 55 S. 4. Der Vf. hat dieſes, auch für die Geſchichte des erſten Chriſtenthums merkwürdige Thema nicht nur mit rühmlichem Fleiſs und vieler — beynahe mit allzuvieler — Beleſenheit abgehandelt, ſondern auch dabey Proben einer für ſolche Materien geübten Beurtheilung gezeigt. Er verdient, zu weiteren Arbeiten in dieſem Fache aufgemuntert zu werden. Nothwendig aber iſt es, daſs, ſobald der Raum dies geſtattet, die Beweisſtellen aus den Quellen ſelbſt *neu* geſammelt, geprüft und angeführt werden, da die älteren Sammler oft gerade das weſentlichſte überſehen, alles aus einen andern Geſichtspunkt betrachtet und faſt ganz ohne Kritik, oft bloſs nach den lateiniſchen Ueberſetzungen gearbeitet haben. Auch Corrodi in ſeiner Geſch. des Chiliasmus und in andern Aufſätzen in den Beyträgen zur Beförderung des vernünftigen Denkens in der Religion, auf welche der Vf. (der Kürze wegen) oft verweiſt, hat allzu eilfertig aus jenen Excerpten wieder excerpirt, der Aechtheit der Quellen, ihrem Alter, ihrem Vaterland u. dgl. zu wenig nachgeſpürt, aber auch durch die daher entſtandenen Fehler ſeiner Arbeiten gegen alles Compiliern in einem Fach, wo eigener Fleiſs ſo verdienſtvoll werden kann und die Quellen ſelbſt wohl zu überſchauen ſind, ein warnendes Beyſpiel gegeben. Vorzüglich muſs bey dem Thema des Hn. Vf. auch Juſtins Dialogus c. Tryphone Judaeo und was Origines hie und da von der jüdiſchen Theologie ſeiner Zeit anführt, geprüft und verarbeitet werden. — Daſs vom zweyten Aufſatz im erſten Stück der Memorabilien (über den λογος) nicht der Herausgeber, ſelbſt Vf. ſey, zeigt die von demſelben beygefügte Note.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerſtags, den 31. Julius 1794.

PHILOSOPHIE.

HALLE, b. Franke u. Bispink: *Katechiſmus der natürlichen Religion*, als Grundlage eines jeden Unterrichts in der Moral und Religion, zum Gebrauche für Eltern, Prediger, Lehrer und Zöglinge von D. *Carl Friedrich Bahrdt.* 1790, 204 S. 8.

GÖRLIZ, b. Hermsdorf u. Anton. *Sokratiſche Geſpräche zur Einleitung und Erläuterung des Bahrdtiſchen Katechiſmus der natürlichen Religion.* Ein Beytrag zur Beförderung eines vorurtheilsfreyen Nachdenkens der Vernünftigen und Gebildeten, ohne Unterſchied des Geſchlechts, des Alters und des Standes. 1793. 336 S. 8.

Man kennt ſchon Bahrdts hellen Blik in Beurtheilung deſſen, was der geſunden Vernunft des Menſchen gemäſs und zu ſeiner wahren Veredlung brauchbar iſt: man fühlt aber auch überall die Wärme, womit er die faſslichſten und intereſſanteſten Wahrheiten der Religion und Sittenlehre, herauszuheben und recht lebhaft empfindbar zu machen weiſs. Eben dies zeichnet auch wieder dieſen Katechiſmus aus, welcher alles umfaſst, was der Knabe und Jüngling von vernünftiger Religion zu wiſſen nöthig hat, und den Kern des Bahrdtſchen Syſtems der moraliſchen Religion enthält. Schade iſt es, daſs der Vf. ſich nicht an eine ſtrengere Ordnung gebunden, und die verſchiedenen, hier behandelten, Materien nicht deutlicher von einander abgeſondert hat. Ohne beſtimmte Abſchnitte und Anzeige des jedesmaligen Inhalts lauft alles in der nemlichen Paragraphenzahl bis an das Ende fort; kaum iſt der Begriff der Religion und Gottheit mit ein paar Worten beſtimmt, ſo wird von S. 4 — 29 die Lehre von dem menſchlichen Erkenntniſs- und Willens-Vermögen vorgetragen, und alsdann erſt wieder auf Gott, Vorſehung, Gebet, Unſterblichkeit eingelenkt, die Theorie der menſchlichen Glückſeligkeit erläutert, und an letztere die Moral angeknüpft. Dieſe fängt, wie uns deucht, ganz richtig mit Geſundheitsregeln an (S. 89) weil Geſundheit Grundlage unſerer Glückſeligkeit, und dann die Tugend das eigentliche Mittel zur Befeſtigung unſers Wohls iſt (S. 102). Weiterhin werden nun die Tugenden der Gerechtigkeit und Gemeinnützigkeit, die Rechte der Menſchheit, die natürlichen und bürgerlichen Rechte erklärt, nichts wird vergeſſen, was zum Glück und Wohlſtand des Einzelnen ſowohl als des Ganzen gehört, und endlich beſchlieſst eine Anleitung zur *Beſſerung* das ganze nützliche Werkchen. Aeltern und Lehrern dürfte übrigens, bey allen ſeinn Vorzügen, noch manches daran zur Ergänzung, näheren Beſtimmung, beſſeren Anordnung übrig bleiben. So hängt es z. B. nicht ganz mit den nachmaligen zuverſichtlichen Behauptungen des Vf. von, alles umfaſſender, Liebe Gottes zuſammen, wenn er auf die Frage: was iſt denn Gott? — antworten läſst: „Gott iſt ein Weſen, das uns *gänzlich unbekannt* iſt:“ Erkennen wir doch ſeine Liebe ſo klar! Eben ſo ſchwankend wird (S. 16) auf die Frage: Was hat Wahrheit für Einfluſs auf die menſchlichen Handlungen? — geantwortet: ſie iſt die *einzige* Hervorbringerin derſelben. — Wollte Gott, es wäre dem alſo! —

Nicht ohne inniges Vergnügen wenden wir uns von dieſer Schrift zu einer anderen, mit ihr verwandten, nemlich zu *den Sokratiſchen Geſprächen*, zu deren Abfaſſung Bahrdt in der Vorrede zu obiger Schrift (S. 6) einige Winke gibt. Seit langer Zeit erinnert ſich Rec. nicht, in dem gemeinnützigen, faſslichen, und doch beſtimmten und unterhaltenden Tone Etwas geleſen zu haben, das ſeinen Kopf wie ſein Herz ſo ganz befriediget hätte, wie dieſe, in Papier und Druck ſehr unanſehnliche, Schrift. Die Einkleidung iſt zuerſt hiſtoriſch, und dann wird ſie erſt im wahren Sinne des Worts *Sokratiſch*. Weſſen empfindlicher Seele die feſte, männliche Freymüthigkeit in der Sprache der Wahrheit zum Anſtoſse werden könnte, dem rathen wir, die Leſung des muſterhaften Buches mit Pfarrer *Rüdigers* Rede an ſeine Gemeinde, und ſeiner Erklärung an das Conſiſtorium, alſo mit S. 32, anzufangen. Verſpürt er alsdann noch nichts von der ſiegenden Macht, welche gerader Sinn, Biederkeit und geläuterte Vernunft ſonſt gewöhnlich über menſchliche Gemüther ausüben, ſo mag er die übrige Geſchichte überſchlagen, und zu den Geſprächen fortgehen, worinn ihm das Chimäriſche einer prätendirten völligen Gleichheit der Menſchen, die unabwendbare Einſchränkung gewiſſer unſtreitigen Rechte durch die geſellſchaftliche Verbindung, und ſo vieles was ihn erquicken mag, gleichſam an *einem* fortlaufenden Faden ſelbſt aus ſeiner Seele gewickelt; aber worin ihm auch unvergleichlich ſchön gezeigt wird, wie Verabredungen, Verträge, dann Gemeinſchaft der Güter, Begriffe von Eigenthum, wie Erbeigenthum, Ueberfluſs, nöthiges Auskommen, Mangel, — alſo Ungleichheit, — wie alsdann Dienſtbarkeit, Leibeigenſchaft, erbliche Leibeigenſchaft, endlich das Lehnſyſtem habe entſtehen müſſen, ohne daſs bisher noch von Gewalt die Rede geweſen wäre: wie ſich Obrigkeiten, Demokraten, Ariſtokraten, — alſo ein Adel, — Monarchen gebildet, wie der Despotismus und das Ungeheuer, der Gewiſſenszwang empfangen und gebohren wor-

worden, wie zuletzt das Streben der Gesellschaft nach der Wiedererlangung der, ihr gewaltthätig entzogenen, Menschenrechte unaufhaltbar werde, aber mit welcher Vorsicht man auch den schrecklichen Ausbrüchen zuvorkommen müsse, welche mit der Majestät des Pöbels unausbleiblich verbunden seyen; — Es mag wenige Schriftsteller geben, die das Werden wie ein Kind, um in das Reich der Wahrheit einzugehen, so gut verstehen, als der Vf. dieser Schrift. Rüdiger, die Hauptperson des Dialogen, scheint seinen Sohn, die zweyte Person, nur noch so am Gängelbande hin und herzuführen, und doch, ehe man es denkt, hat man wieder neu entdecktes Land, zu welchem man also Schritt vor Schritt, ohne es zu bemerken, hingeleitet ward. Möchte solcher gesunden Geistesnahrung aus dergleichen Federn noch recht viele fliessen!

Wir wollen jetzt nur noch eine kurze Inhaltsanzeige vom *historischen* Theile dieses interessanten Buches geben. In einer abgelegenen, durch Gebirge von der übrigen Welt getrennten, Gegend liegt ein Dörfchen, das etwa zwanzig Feuerstellen enthält. Dies bekommt an Rüdigern einen Seelenhirten, der vor anderen seines gleichen anfänglich blos das voraus hat, dass er Naturkunde und Chemie erlernt, und seinem Geiste ein reges Streben erhalten hat, es in allem, was er weiss und zu thun hat, immer weiter zu bringen. *Herhold*, der Amtmann des Orts, trägt zur neuen Schöpfung, welche nach und nach mit Rüdigers Seele vorgeht, das meiste bey; ein Vorurtheil nach dem andern wird abgelegt, und, wie und wodurch es verdrungen, aber wie es auch wieder durch bessere Belehrungen ersetzt wird, meisterhaft geschildert. Mit vereinigten Kräften und ausserordentlicher Klugheit bringen es beyde dahin, dass eine gänzliche Aenderung in den Gesinnungen der Gemeinde vorgeht; die Schuljugend wird von *Ernst*, einem einsichtsvollen Schulmeister, durch zweckmässige Kenntnisse aller Art hiezu vorbereitet, Mädchen werden eben so gut gebildet als Knaben, Redlichkeit, Arbeitsamkeit, Frohsinn und Mässigkeit sind die Tugenden, worauf Religion, Erziehung, Unterricht, Beyspiel, frühe Gewöhnung hinleiten; die Natur selbst, deren Gott man allein verehrt, wird ein grosses, überall offenes und überall gegenwärtiges, Sittenbuch; denn sich selbst sucht man in eben dieselbe Harmonie zu stimmen, welche man, nach der gegebenen frühen Anweisung, in ihr und ihren Gesetzen entdeckt: der alte Gottesdienst fällt auf diese Art von selbst hinweg, das Predigen wird in lehrreiche Gespräche, der Kirchengesang in Loblieder der Natur, und ihres grosen Urhebers, von einer herzerhebenden frohen Musik begleitet, umgeschaffen, Altar, Crucifixe, Priesterrock und Kragen verschwinden; der Name *Gottesdienst* wird getilgt; was man feyert, — sind Feste der Natur, Sittlichkeit und Vernunft (wie man sie in Deutschland in der Stille heilig hält, nicht wie sie in Frankreich öffentlich geschändet wird, kurz Feste der Vernunft anders, ganz anders entstanden und gefeyert, *ja ehe man noch in Frankreich daran dachte*, — was man jetzt hat, ist keine Sekte mehr, sondern ein Völkchen von Weisen. — Zum Glück des Völkchens und seiner Wohlthäter erfuhren der Superintendent, und sein Vikar, Hr. *Radegast*, erst nach Jahren, was da alles vorgegangen war. Schulmeister *Kauz* aus dem Orte, wo sich Se. Hochwürden aufhielten, verirrte sich auf einer Reise in diese abgelegene Gegend, roch Ketzerey, that es dem Oberhirten kund; dieser berichtete es an das Consistorium, ein Consistorialbote eilt dahin, man fodert Rüdigern eine Verantwortung ab, er gibt sie schriftlich von sich, oder beschreibt vielmehr in seiner Antwort dem Consistorium den ganzen Verlauf seiner eigenen Umbildung und der, daraus erfolgten, Umschaffung seiner Gemeinde, nimmt alsdann von dieser Abschied, beydes mit einer unübertreffbaren Würde, Geradheit und Herzlichkeit. Durch einen übereilten, und nachher von dem gesammten Collegium, das jüngste Mitglied ausgenommen, sehr bereueten Schritt des Praesidenten wird der ganze Prozess aus den Händen des Consistoriums in die Hände des *Ministers*, eines vortrefflichen Mannes, gespielt. Mit langsam überlegender Weisheit geht dieser, der das edle Herz seines Fürsten ganz in der Gewalt hat, in der Sache zu Werk; der Fürst trägt, wie ein Vater seinem Sohne, dem Abgeordneten des Dörfchens, *Klaas*, alle seine Bedenklichkeiten vor, wird endlich durch diesen Mann bestimmt, selbst hinzureisen, findet da alles über seine Erwartung schön, bestätiget Rüdigern in seinem Amte, und nimmt die ganze frohe Gemeinde in seine unmittelbare Obhut. Alles frohlockt, und segnet den guten Fürsten, ein neues Fest, das Fest der siegreichen Vernunft, wird eingeführt; — nur Wilhelm, Rüdigers Sohn, stimmt nicht ganz in die allgemeinen Lobpreisungen ein, und hieran entspinnen sich die nachfolgenden Sokratischen Gespräche, in welchen Wilhelm mit dem Bekenntnisse schliesst: *Mein Geist demüthiget sich tief vor diesem Fürsten, und meine Verehrung seines erkannten Werths wird mir mein ganzes Leben hindurch eine unzerreissbare Fessel des Gehorsams und der Unterwürfigkeit seyn.* Rec. versichert, dass, bey aller Vortrefflichkeit der Schilderung in dem ganzen Buch keine Spur von Uebertreibung ist. Reine Vernunft ist alles!

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

KOPENHAGEN, b. Schulz: *Minerva et Maanedskrivt.* 1793. I. B. 417. S. II. B. 440 S. III. B. 432 S. IV. B. 415 S. 8.

Wir zeichnen, unserer Gewohnheit nach, nur die wichtigsten prosaischen Aufsätze aus, davon sich in diesem Jahrgange eine besonders reiche Erndte findet, und machen die Freunde der dänischen Poesie nur im Allgemeinen darauf aufmerksam, dass er gleichfalls nicht wenige schöne dichterische Arbeiten enthält.

Jan. Ueber Krankenhäuser auf dem Lande in Norwegen von Prof. *Strøm.* Rede an dem Geburtstage des Kronprinzen, Friedrich des unvergleichbaren (mägelöse) nebst einer Nachricht von der Feyerlichkeit des Artilleriekorps an diesem Tage (die Rede hat viele treffliche Stel-

Stellen; auch ist das Lob, das dem Kronprinzen ertheilt wird, so viel wir wissen, wirklich Stimme der Nation. Allein demungeachtet wünschten wir dem Redner mehr Enthaltsamkeit. Auch des Guten thut man zu viel, wenn es unzeitig angebracht wird; das scheint der Redner mehr als einmal übersehen zu haben, noch gröfser aber war die Abwesenheit dessen, der die Rubrik des Aufsatzes verfertigte).

Febr. Ueber die Rechtmäfsigkeit der Todesstrafen (Sie werden vertheidigt aus den bekannten Gründen, die jedoch nicht mit hinlänglichem philosophischen Scharfsinn entwickelt sind) Nachricht von der Ausarbeitung des neuen dänischen Wörterbuchs von Prof. *Ehlert*. Eine Traurede (ein sehr interessantes Stück, voll wahrer Philosophie über diese in der menschlichen Gesellschaft so wichtige Einrichtung) Unterschied zwischen einer dänischen Tonne Hartkorn, einem Schleswig Hollsteinischen Pflug Landes, und der Norwegischen Grundhauer (das richtigste Verhältnifs ist, dafs ein Pflug 9 Tonnen Hartkorn ausmacht. Die Norwegische Grundhauer ist in der Verordnung v. 22. Apr. 1682 gleichfalls nach einem gewissen Verhältnifs gegen Hartkorn angeschlagen, welches noch jetzt besteht).

März, Bericht über den grönländischen Handel von dem Prof. *v. Eggers*. Ueber die Nothwendigkeit der Todesstrafen (erhebliche Zweifel gegen die Anwendung derselben in manchen Fällen, und treffende Bemerkungen über die Veranstaltungen, wodurch sie entbehrlich werden). Einige Züge von dem Leben und Charakter des verstorbenen Conferenzrath *de Hoffmann* (Nur blofse kurze historische Data, nebst einem Verzeichnifs der Schriften dieses höchst würdigen und auch allgemein geehrten Beamten, der am 3. Febr. 1793 in seinem 80sten Jahre starb, nachdem er dem Vaterlande 55 Jahre gedient hatte).

April. Ueber den Gemeingeist, eine Rede von dem Bischof Dr. *Schönheyder* in der Gesellschaft der Wissenschaften zu Drontheim zur Feyer des Geburtstags des Königs und Kronprinzen am 29. Jan. 1793. (Einige gute Gedanken, vermischt mit religiösen Vorurtheilen und schiefen politischen Grundsätzen). Etwas über die kleinen Städte in Dänemark von Hn. *G. C. B.* (Richtige Bemerkungen über den Verfall derselben, die Aufmerksamkeit verdienen). Wie kann die geringere Anzahl der Staatsbürger die meisten Stimmen ausüben? nebst einigen Bemerkungen über Rousseau's *Contract social* und über das neuere französische Staatsrecht von Hn. Etatsrath Tetens. (Bekannte Sachen mit ermüdender Weitschweifigkeit und viel Selbstgefälligkeit vorgetragen, zum Theil auch sehr falsch angewandt.

May. Statistische Nachrichten von den Norwegischen Kupferbergwerken von Prof. *Th arup*. (Interessante, zum Theil noch nicht bekannte Data. *Röraas*, welches schon vor 1644 gebauet ward, hat von 1646 bis 1791 überhaupt gegeben 237863 S hffpf. 9 Lispf. 6½ Pf. Garkupfer, dessen Werth 17 Millionen Thaler betrug; die Einkünfte des Königs an Zehnten, Zoll und Accise werden in dieser Zeit auf 3,189,231 Rdr. 18 Sch. berechnet. *Insät* oder *Quikne*, das älteste im nördlichen Norwegen, Kupferbergwerk, ward schon 1629 gebauet, und gibt jährlich 2 — 300 Schiffpf. Garkupfer. Die übrigen sind Lökken oder Meldal, Selboe, Frideriksgarn oder Foldal und Guldnäs, welches letztere jedoch fast verlassen ist. Aufserdem sind im nördlichen Norwegen 13, und im südlichen 11 jetzt verlassene Werke). Gibt es Wahrheiten a priori, und wie unterscheiden sie sich von den Wahrheiten a posteriori? von Hr. *Chr. Hornemann* (eine Abhandlung, welche reifes Nachdenken mit einer sehr zweckmäfsigen Freymüthigkeit verbindet. Die Wahrheiten a priori werden, wie billig, vertheidigt). Ueber den Vorschlag eine Universität in Norwegen zu errichten. (Sehr erhebliche Gründe für die neue Universität von mannichfaltigen Seiten dargestellt, welchen jeder, der das Land kennt, beypflichten wird). Neue Erklärung der Marmortafel mit dem Bilde der Sonne in dem Matthäischen Landhause zu Rom, welche Aleander, Montfaucon und mehrere beschrieben haben von *Nic. Abildgaard*.

Jun. Fortsetzung der Nachrichten von den Norw. Bergwerken (diesmal von den Eisenwerken, deren überhaupt 19 sind. Aus den beträchtlichsten, *Barum*, ward im J. 1791 für 167000 Rthr. verkauft). Fortsetzung der Anmerkungen über das neuere französische Staatsrecht (Hr. Etatsrath *Tetens* läugnet hier ziemlich sophistisch und arrogant, dafs es unveräusserliche Rechte des Menschen gebe; vertheidigt den unumschränkten Despotismus, die Sklaverey, Leibeigenschaft und ähnliche Greuel, von Seiten der *Rechtmäfsigkeit*. Beyläufig einige Ausfälle auf die Kantische Philosophie, die bey solchen Grundsätzen uns gar nicht unerwartet waren.) *Scalabrini*, ein Italiäner, bey Nachrichten aus Dänemark (der 80jährige Greis, der während vieler Jahre königl. Dänischer Kapellmeister war, und jetzt in Lucca lebt, bricht bey der Nachricht von dem jetzigen Glücke dieses Landes, in ein herzliches und verdientes Lob aus).

Jul. Fortsetzung der Anmerkungen über das neuere französische Staatsrecht (von eben dem Gehalt als das vorhergehende Stück), Nachricht von der Verfassung und möglichen Verbesserung der Stadt *Varde* in Jütland (Einsichtsvolle Bemerkungen über den gesammten Nahrungsstand der kleineren Städte). An den Herausgeber von *L***g*, nebst dessen Antwort. (Kurze Erörterung der Frage, wie weit Individualität in dem Charakter des Normanns erhalten werden müfste?)

Aug. Ueber Städte von *N. D. T. S.* (in ökonomischer Rücksicht ein wichtiger Aufsatz). Warum soll man Bücher schreiben? (eine sehr glückliche Ausführung des Gewinns, den der Schriftsteller für sich selbst aus seiner Arbeit zieht, so wie des nicht zu berechnenden Nutzens und Vergnügens, das er andern durch Mittheilung und Erweckung von Ideen gewährt) Aufforderung bey Gelegenheit der im Juny Monat d. M. bekannt gemachten Punkte abseiten der Commission für die Universität und gelehrten Schulen (Warme Bitte, an alle Sachkundige, ihre Meynung öffentlich darüber zu sagen). Aus einem Schreiben aus Schweden. (Leider

ſieht es dort um den Genuſs der Preſsfreyheit betrübt genug aus).

Septembr. Ueber den Einwand der Minderjährigkeit. (Er wird mit Recht dem allgemeinen Staatsrecht angemeſſen gefunden; wenn aber der Vf. ſcheint den Zeitpunkt der Volljährigkeit noch über das 25ſte Jahr ausdehnen zu wollen, ſo dürfte man ihm wohl nicht beypflichten können). Iſt man berechtigt einen anonymen Verfaſſer zu nennen? (wird mit Recht verneint, wenn nicht das Buch ein Pasquill iſt, oder die Sitten angreift). Auf Veranlaſſung des Aufſatzes im July Monat über die Stadt *Varde* (Erinnerungen, welche das Lokale betreffen, zum Beweiſe wie ſorgfältig man darauf bey jedem Verbeſſerungs-Vorſchlage Rückſicht nehmen müſte). Rede in der lateiniſchen Schule zu *Rönne* auf Bornholm am 27. Jul. 1793 von Rector *Andreſen* (manche richtige Gedanken über die moraliſche Erziehung). Note des brittiſchen Geſandten am däniſchen Hofe, nebſt der Antwort des Grafen Bernſtorf (dieſe, ihrem Inhalt nach ſchon aus politiſchen Blättern bekannten Staatsſchriften, werden hier in der Originalſprache mitgetheilt, welches deſto wünſchenswerther war, da die Antwort des Grafen Bernſtorf, beides in Rückſicht auf Grundſätze und Darſtellung ein wahres Meiſterſtück iſt, das mit zu den ſchätzbarſten Urkunden des praktiſchen Völkerrechts gehört).

Octob. Ein paar Worte über Landprediger (werth beherzigt zu werden, um die Foderungen an ſie herabzuſtimmen und auf Verbeſſerung ihres Schickſals ernſtlich zu denken). Ueber den Volontairdienſt bey königlichen Collegien (zum Theil freylich nur local, aber doch in manchen Stücken auf junge Geſchäftsmänner überhaupt anwendbar). Nachricht von der Verſicherung der Gebäude gegen Feuerſchäden in den Städten des Königreichs Dänemark (veranlaſst durch ein königliches Reſcript, daſs alle Hausväter befragt werden ſollten, ob ſie lieber auf die bisherige Weiſe 10 Schilling däniſch d. i. 3 ggl. von jeden verſicherten 100 rthl. jährlich, und bey vorfallenden Brandſchäden einen auſſerordentlichen Zuſchuſs nach der Repartition, oder für beſtändig 15 Schilling däniſch bezahlen wollten, unter königl. Zuſicherung, daſs alsdann nie ein auſſerordentlicher Beytrag gefodert werden ſolle. Man hätte wohl nicht geglaubt, daſs die Pluralität ſich gegen den letzten Vorſchlag erklärte, dennoch war das der Fall; ein Beweis im kleinen, wie oft die Pluralität des Volks fehl greift. Nemlich 4493 Stimmen die für 3,152,780 rthl. verſichert hatten, waren dafür, und 8607, die für 5,883,510 rthl. verſichert hatten, dawider. In 68 Städten (die kleine Stadt Svannike fehlt) war die Mehrheit nur in 14 Städten für den letzteren Vorſchlag, und in 7 erklärten ſich alle Stimmen dafür. Uebrigens zeigt eine angehängte Tabelle, daſs nach einer 30jährigen Erfahrung, die angeſchlagene erhöhete Abgabe zur Beſtreitung aller Brandſchäden würde hingereicht haben. Die verſicherte Summe war im J. 1762 nur 6,544,650 rthl.; jetzt iſt ſie 9,036,290 rthl. Alle Brandſchäden in den gedachten dreyſſig Jahren betrugen 288,837 rthl. 34 Schilling).

Novemb. Ueber den Bornholmer Cement von dem Aſſeſſor *Hofgaard*. Fortſetzung des Berichts von dem grönländiſchen Handel von dem Prof. *von Eggers*.

December. Ueber Kalender von R. (Wohlgewählte hiſtoriſche Bemerkungen, mit Anwendungen auf den neuen franzöſiſchen Kalender). Ueber weſentliche Schulverbeſſerungen in Norwegen von Prof. *Wilſe*. (Mit Bedauren ſieht man, daſs unter der ſonſt ſo wohlthätigen däniſchen Regierung dieſs für die bürgerliche Geſellſchaft ſo wichtige Fach noch in einer traurigen Lage ſeyn muſs). Etwas über eine Univerſität in Norwegen (ſchiefe Einwürfe, aus einer andern periodiſchen Schrift, dem *Viborger Samler*, mit berichtigenden Anmerkungen abgedruckt).

Dem hiſtoriſchen Artikel in jedem Monate müſſen wir eben das Lob beylegen, was wir dem vorigen Jahrgange ertheilet haben. Wir können daher nicht umhin zu wünſchen, daſs der künftige Herausgeber dieſer Monatſchrift, Hr. Prof. *Rahbeck*, eben den Ton darin erhalten möge. Vielleicht hat das Publikum Urſache, ihn dazu deſto mehr zu ermuntern, da der bisherige Mitherausgeber, und in den letzteren Jahren alleinige Herausgeber, Hr. Secretair *Pram*, der ſich durch dieſe Bemühung und den thätigen Antheil, den er ſelbſt an der Monatſchrift nahm, ein ſehr groſses Verdienſt um die däniſche Literatur erwarb, durch verſchiedene Unannehmlichkeiten, die er in ſeinem Abſchiede an die Leſer am Schluſſe dieſes Jahrgangs nur kurz berührt, dahin gebracht iſt, dieſes Geſchäft aufzugeben; ein Entſchluſs, der jedoch bey der in Dänemark geltenden Preſsfreyheit und der bekanntlich dort herrſchenden Stimmung des Publikums immer noch etwas räthſelhaft ſcheint.

STOCKHOLM, b. Kellerberg. *Journaliſten eller utvalda Samlingar Blandade ämnen, hämtade i ſynnerhet utur de nyaſte och bäſte Engelſka Journaler til nytta och noje för medborgare af bägge könen.* (Der Journaliſt, oder ausgeſuchte Sammlung vermiſchter Aufſätze, beſonders aus den neueſten und beſten engliſchen Journälen zum Nutzen und Vergnügen für Mitbürger beiderley Geſchlechts.) II. Th. 762 S. gr. 8. mit 12 Kupf.

Dieſes Leſebuch iſt mit ziemlich guter Auswahl geſchrieben. Die Schreibart iſt natürlich und gut, und die Art: ſind ſo vermiſcht daſs Leſer allerley Art daraus bald Nutzen bald Vergnügen ſchöpfen können; nun ſollten die Sammler und Ueberſetzer billig bey jeder die Quelle angezeigt haben, woher ſolche genommen worden, welches doch nur bey wenigen geſchehen iſt. Am Ende jedes Quartals ſind einige engliſche Bücher aber nur kurz recenſirt, doch nicht immer die neueſten, ſondern von 1788. u. d. gl. Jedem Quartal ſind 3 ſaubere Kupfer beygefügt, welche die Ruinen von Baalbeck und Palmyra, Francklins Bildniſs, der Eremite, und ſechs Scenen aus der Iliade vorſtellen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 1. Auguſt 1794.

PHILOLOGIE.

LEIDEN, b. Moſtert: *Obſervationes in Euripidis maxime Hippolytum.* — *Exercitationum academicarum Specimen primum.* — Quod, favente numine, praeſide *Joanne Luzac*, J. U. D et in academia Batava linguae graecae, et hiſtor. patriae profeſſore ordinario, in auditorio literario publice def. *Abraham Bluſſe*, Dordraco-Batavus, die 21 Januarii 1792. 58 S. gr. 8.

EBENDAS.: *Obſervationes in loca Veterum, praecipue* quae ſunt de *Vindicta Divina.* — Exercitationum academicarum Specimen ſecundum. — Quod — def. *Janus ten Brink*, Amſtelodamo-Batavus. Die 16 Junii 1792. 126 S. gr. 8.

EBENDAS.: *Obſervationes in loca Veterum*, praecipue quae ſunt *de Vindicta Divina.* — Exercitationum academicarum Specimen tertium. — Quod — def. *Johannes Jacobus Schultens*, Amſtelodamo-Batavus, die 26 Junii 1793. 196 S. gr. 8.

Wer ſich durch den Titel dieſer Abhandlungen des Herrn Prof. *Luzac* verleiten läſst, weiter nichts darin, als unzuſammenhängende Bemerkungen, und ſogenannte Conjecturen zu ſuchen; — entweder weil die meiſten Produote dieſer Art in der That zu keinen höhern Erwartungen berechtigen, oder auch, weil die gegenwärtigen auf holländiſchen Boden entſprungen ſind, — der wird ſich im Verfolg ſeiner Lectüre auf eine angenehme Weiſe getäuſcht finden. Er wird allerdings eine Menge der ſcharfſinnigſten Verbeſſerungen verdorbener Stellen, im griechiſchen und lateiniſchen Schriftſtellern, antreffen, aber auch bald mit Vergnügen gewahr werden, daſs die Wortkritik hier der höhern, die ſich mit Unterſuchungen über die Aechtheit alter Ueberbleibſel, und der Geſchichte philoſophiſcher Meynungen überhaupt beſchäftiget, bloſs zur Unterlage dient, und ihr uſurpirtes Vorrecht, als Zweck behandelt zu werden, der letztern, wie billig, einräumt. Sollte er ſich auch hin und wieder genöthiget ſehen, den Behauptungen des Vf. ſeinen Beyfall zu verſagen, ſo wird ihm doch der angenehme Vortrag, der in dieſen Abhandlungen von einem Ende zum andern herrſcht, ein reines, von jenen Behauptungen unabhängiges Vergnügen gewähren. Wir wollen, ehe wir zur Beurtheilung einzelner Stellen übergehen, zuvor den Zweck und die Veranlaſſung dieſer Aufſätze mit den eignen Worten der Vorrede angeben: *Cum Literarum Graecarum ſtudium, quod in Patria noſtra intermortuum pene videtur, a nonnullis tamen in Academia Batava juvenibus minime negligatur, ut, quae inde ereſcere ſpes poſſet, eam magis magisque foveret atque excitaret, conſtituit Cl. Praeſes in Scriptores Graecos Latinosque Obſervationes identidem ſic in lucem edere, ut Diſputationi Academicae pro more inſerviant, mox, ſi placuerit, in unam Syllogen colligendae, etc.* — Daſs der Hippolytus des Euripides auch nach den meiſterhaften Recenſionen eines *Valckenaer*, *Musgrave*, und *Brunck* hier und da der kritiſchen Feile noch bedürfe, beweiſt der Vf. durch eine beträchtliche Anzahl von Stellen, deren Unverdorbenheit wenigſtens bezweifelt werden kann. Die vorgeſchlagenen Verbeſſerungen haben uns jedoch nicht allemal befriediget; weil ſie entweder nicht ganz unentbehrlich waren, oder auch, weil ſich der Vf. in der Wahl ſeiner Mittel vergriffen zu haben ſchien. Zu den entbehrlichen Conjecturen würden wir nun gleich die erſte im V. 37. zählen, wo die Rede von Theſeus iſt, nach der gewöhnlichen Lesart ἐνιαυσίαν ἔκδημον ἐλθόντα Φυγήν. Die ἔκδημον Φυγὴν miſsbilliget der Vf. aus dem Grunde, *quia ipſe Theſeus ἔκδημος erat, non exilium, quod certe intra patriam locum habere non poterat.* Er corrigirt demnach ἔκδημος, nemlich Θησεύς, und macht dadurch den Ausdruck des Euripides matt und proſaiſch. Nichts iſt ja bey den griechiſchen Dichtern gewöhnlicher, als dieſe Verwechslung der Beywörter, die auch ſchon andere Kritiker zum Emendiren verleitet hat. Im Euripides ſelbſt finden ſich ähnliche Beyſpiele in Menge, wovon wir nur das folgende anführen, Androm. 399, ἥτις σφαγὰς Ἕκτορος τροχηλάτης κατεῖδον. Auch die Römer haben dieſe charakteriſtiſche Eigenſchaft der griechiſchen Dichterſprache überall nachgeahmt, z. B. Properz I. 3, 7. *Ebria quum multo traherem veſtigia Baccho.* Horaz I. Od. 28, 18. *Exitio eſt avidum mare nautis*, wo man ebenfalls *avidis — nautis* hat ſubſtituiren wollen. Bentley hat aber mit Recht jene Lesart, die durch die meiſten Handſchriften beſtätiget wird, vorgezogen. Man vergleiche Dörings Anmerkung zu Catull 64, V. 310. Im V. 268 verbeſſert der Vf. die Worte, ὁρῶμεν τάςδε δυστήνους τύχας auf gleiche Weiſe: ὁρῶμεν τῆςδε δυστήνου τύχας, welche Verbeſſerung uns eben ſo entbehrlich zu ſeyn ſcheint, als die vorige. Eine umſtändlichere Kritik findet ſich S. 10. über V. 428, wo es der Vf. ſehr wahrſcheinlich macht, daſs anſtatt ἀμιλλᾶσθαι βίῳ geleſen werden müſſe, ἀμύνεσθαι βίῳ, mit folgender Erklärung: *Hoc unum ajunt vitae eſſe praeſidium et tutamen, ſi cui adſit animus juſtus et aequi rectique amans.* V. 673, τίνα νῦν ἢ τέχναν ἔχομεν, ἢ λόγον Σφαλεῖσαι πάθαμμα λύσειν λόγον; Brunck bemerkt ſchon, daſs die Lesart λόγον falſch ſey, ohne jedoch etwas Beſsres vorzuſchlagen. Unſer Vf. lieſt.

liest: κάθαμμα λύσειν νόσου; nicht unwahrscheinlich! Die Liebeskrankheit der Phädra wird in mehrern Stellen dieses Dramas νόσος genannt. Wie aber, wenn Euripides hier nicht die besondere Gemüthsstimmung der Phädra allein, sondern zugleich das Mitleiden und die Betrübniss ausdrücken wollte, die der Chor über die traurige Lage derselben *selbst* empfindet. Demnach könnte man mit einem noch geringern Aufwand von Buchstaben lesen: κάθαμμα λύσειν μόγου. Zur Bestätigung dieser Lesart von Seiten der Sprache führen wir in Androm. 120. ἄκος τῶν δυσὶ τῶν πόνων τεμεῖν, und V 304. παρέλυσε — πόνους. Auch Horaz bedient sich dieser Metapher Epod. IX 37. *Curam metumque Caesaris rerum juvat Dulci Lyaeo solvere.* Eine sehr scharfsinnige Conjectur finden wir S. 45, wo der Vf. im V. 746 anstatt, ἔνθά γε πορφύρεον σταλάσσουσ' Εἰς οἴδια πατρὸς, nach einer Stelle des Plinius, (Hist. Nat. Lib. XXXVII, c. 2) der den Hippolytus wahrscheinlich vor Augen hatte, zu lesen vorschlägt: ἐς ὄνθια Ἅιδου. Die Gründe, die sowohl für diese Emendation von dem Vf. selbst, als auch gegen dieselbe von Ruhnkenius angeführt werden, müssen wir dem eignen Nachlesen der Kritiker überlassen. Noch werden in diesem ersten Stück verschiedene Fragmente des Euripides theils erläutert, theils verbessert. Als ein Meisterstück von Interpretation empfehlen wir S. 32, eine Erklärung des Fragments aus der Antiopa: Πολλοὶ δὲ θνητῶν τοῦτο πάσχουσιν πάθος. Γνώμη φρονοῦντες, οὐ θέλουσ' ὑπηρετεῖν ψυχῇ, τὰ πολλὰ πρὸς φίλων νικώμενοι, welches Musgrave so übersetzt: *Multi mortalium hoc vitii habent, ut, quamvis mente sapiant, nolint tamen obsequi animo suo, ut plerumque ab amicis victi;* ohne Sinn! die übrigen Erklärungen von Grotius, und Heath. sind um nichts besser; ausgenommen dass jener die Redensart νικᾶσθαι πρὸς φίλων richtiger übersetzt, *vinci vel superari a cupidis gaudiis*, Herr L. beweist den Sprachgebrauch, nach welchem τὰ φίλα *voluptatis animo gratae; illecebrae, quae dulcedine sua mentem trahunt; gaudia praesertim Veneris* bedeuten, und zeigt aus der Platonischen Philosophie, dass γνώμη und ψυχὴ einander in dem Sinn entgegengesetzt werden, dass man unter jenem Worte die Vernunft (τὸν νοῦν, τὴν φρόνησιν, τὸν λόγον,) unter diesem das sinnliche Begehrungsvermögen oder die Begierden überhaupt, (τὸ πάθος oder τὸ παθητικὸν) verstehen müsse; gerade so, wie die neuern griechischen Philosophen τὸ πνεῦμα und τὴν ψυχὴ, und Paulus mit andern Schriftstellern des N. T. ἄνθρωπον ψυχικὸν und πνευματικὸν einander entgegengesetzt haben. Es wird ferner gezeigt, dass dieser Theil der Plat. Philosophie älter, als ihr Stifter selbst sey, dass schon vor ihm *Timäus Locrus* und die Pythagoräer überhaupt dasselbe von der menschlichen Seele gelehrt haben, und dass man folglich den Euripides gar wohl aus dem Plato erläutern könne, weil beyde aus einer gemeinschaftlichen Quelle geschöpft haben können. (Aus dem Xenophon liessen sich noch viele Beweisstellen für die angeführte Bedeutung des Worts ψυχὴ anführen. So heisst es in der schönen Stelle Cyrop I. 3. 15, wo über den Unterschied der Persischen und Medischen Regierungsformen gesprochen wird, von dem König der Perser: μέτρον δὲ αὐτῷ οὐχ ἡ ψυχὴ, ἀλλ' ὁ νόμος ἐστί.) Nachdem nun der Vf. seinen Grund in Ansehung des Sprachgebrauchs von allen Seiten gesichert hat, schlägt er vor, in obigem Fragment zu lesen Γνώμη φρονοῦντες εὖ, θέλουσ' ὑπηρετεῖν u. s. w. und übersetzt die ganze Stelle; *Mortalium multi hoc pati solent malum; Mens recta sentit, et tamen libidine vult obsequi, cedens voluptatis jugo* — Ohne dieser gründlichen Erklärung zu nahe zu treten, getraueten wir uns gleichwohl die gewöhnliche Lesart zu vertheidigen, und denselben Sinn herauszubringen. Nur müsste man alsdann das Comma nicht nach φρονοῦντες, sondern nach οὐ setzen. — Die zweyte Abhandlung beginnt mit einer vortreflichen Einleitung über die Kirchenväter. Einige von ihnen, deren Schriften offenbare Spuren des verdorbnen Zeitalters, worin sie geschrieben worden, verrathen, mögen immerhin ungelesen bleiben. Diejenigen hingegen, die von *Justinus Martyr* an bis auf *Cyrillus* und *Theodoretus* von Cyrene gegen die Vorurtheile und Verläumdungen der Heiden eine bessre Religion vertheidigt haben, verdienten allerdings, fleissiger und mit mehr Sorgfalt studirt zu werden, als in unsern Tagen zu geschehen pflegt. Die erste Stelle unter ihnen behauptet *Clemens* von Alexandrien, der so viel classische Gelehrsamkeit besass, und mithin auf die Sammlung der Fragmente aller Dichter und Philosophen so viel Sorgfalt verwandte, dass der Vf. kein Bedenken trägt, ihn in dieser Rücksicht mit *Plutarch* und *Johannes* von *Stobi* zu vergleichen. Kein einziger Kirchenvater hatte auch so hohe Begriffe von der griechischen Literatur, als Clemens, und wenn andere die Philosophie und Dialektik für eine Erfindung des Teufels hielten, so war nach seiner Ueberzeugung (Strom. I, 2.) das Studium der Weisheit ein Geschenk, welches den Griechen vom Himmel verliehen wäre. Das Lesen der griechischen Schriftsteller sagt er Str. I, 4. ist eine Vorbereitung des Gemüths zur wahren Religion. Diese Behauptung des *Clemens* bringt den Vf. seinem Zweck näher, und nöthiget ihm das Geständniss ab, dass, wenn man alles, was die Griechen von der Gottesfurcht, Vorsehung, Strafen und Belohnungen nach dem Tode, von der Mässigkeit, Liebe zum Vaterland u. s. w. gelehrt haben, sammlen und systematisch darstellen wollte, es jedem unglaublich scheinen würde, dass noch vor 36 Jahren behauptet worden sey, *es lasse sich aus den Schriften der alten Philosophen kein in jeder Rücksicht vollständiges System der Ethik darstellen.* Um so mehr bedauert der Vf. den elenden Zustand, worin sich die moralischen Ueberreste der alten Dichter und Weisen zur Zeit noch befinden, und zeigt an einem einzigen Lehrstück der griechischen Theologie und Moral, *de Vindicta divina*, und den sich darauf beziehenden Stellen, wie viel in dieser Hinsicht zu thun übrig sey. Zum Leitfaden und gleichsam zum Thema dieser Untersuchung wählt er den schönen Prolog des Plaut. *Rudens, Qui gentes omnes, mariaque et terras movet*, bis auf die Worte, *Retinete parvo, post factum ut lubeat*; theils, weil sich in demselben in der That alles vereiniget befindet, was die Pythagoräer und ältesten Weisen über diesen Gegenstand gelehrt haben, theils

auch

auch, um am Ende seiner Untersuchung einen Fehler zu verbessern, der in den Worten des Prologs, *post factum ut fastu mini*, verborgen liegen soll. Zuerst beschäftiget sich der Vf mit dem bekannten Fragment der Perictyone, von den Pflichten der Kinder gegen ihre Aeltern, und den Strafen des Ungehorsams; (Stobaeus Serm. 77. p. 457) bey welcher Gelegenheit eine vortreffliche Anmerkung gemacht wird über die δίκη κακώσεως der Athenienser oder *actio malae tractationis*, wie sie von den Römern genennt wurde; die jeder mit Vergnügen lesen wird, wenn er auch die Anwendung, die der Vf. hiervon auf das Fragment der Perictyone macht, nicht billigen sollte. S. 111 wird das Fragment eines Ungenannten beym Stob. Ecl. Phys. Tit. VII. kritisch beleuchtet. *Grotius* (Stob. Grot. p. 119.) emendirt: οὐχ ἑνδεὶ Διὸς Ὀφθαλμός. ἐγγὺς δ' ἔστι καὶ παρὼν πόνῳ, *operi sed prope et praesens adest*. Im Pariser Codex steht, καὶ περ ὢν πόνῳ. Hieraus macht *Toup* Emend. in Suidam P III. p. 334. ἐγγὺς δ' ἔστι καὶ περ. ὢν ἄνω, welches der Vf mit Recht verwirft. So könnte wohl ein Evangelist, aber kein griechischer Dichter geschrieben haben. Er selbst corrigirt — καὶ περ ὢν πόλαι, *licet longe abfit in coelo*, unserm Gefühl nach, ebenfalls matt und unschicklich. Wir würden lieber lesen: ἐγγὺς δ' ἔστι, καὶ περ ὢν πρόσω, um des Gegensatzes willen, wovon sich viele Beyspiele bey den Dichtern, unter andern beym Euripides in ähnlichen Stellen finden, z. E. Jon. 585. πρόσωθεν ὄντων, ἐγγύθεν δ' ὁρωμένων, auf welche Worte Cicero Attic. 13. 10. anspielt, vergl. Eurip. Bacchae, 387. und Aeschyl. Eumenid. (Grotii Excerpt. p. 37.) πλὴν καὶ πρόσωθεν ὢν θεός. — Die S. 116 in Theokritus Idyll. XXI. 14. vorgeschlagne Verbesserung, ὁ πᾶς πόρος, anstatt, ὁ πᾶς πόνος, ist nicht neu. So hat schon *Köhler* emendirt.

In der dritten Abhandlung kömmt der Vf. auf die Kirchenväter, und die in ihren Schriften zerstreuten Fragmente der alten Tragiker und Komiker, zurück. Auffallend ist es in Ansehung dieser Fragmente überhaupt, dass Justinus Martyr, Clemens und andere, um zu zeigen, wie richtig die Griechen über die Lehre eines einzigen Gottes, über Vorsehung, göttliche Gerechtigkeit, Gottesdienst und Opfer gedacht haben, fast überall dieselben Stellen anführen, und dass gleichwohl diese Stellen, einige Verse ausgenommen, weder in Plutarch, (der doch oft über diese Gegenstände schreibt, und überdiess so gern die Dichter citirt.) noch auch in dem Florilegium des Johannes Stobensis gefunden werden. Vorausgesetzt also, was sich mit Grund voraussetzen läfst, dass sie Plutarch und Johannes St. nicht gekannt haben, so entsteht natürlich die Frage; wie sind Justinus und Clemens an diese Fragmente gekommen? und, haben sie dieselben erdichtet? Die letztere Frage wird vom Vf. verneinet, weil er eine befriedigende Antwort auf die erstere gefunden zu haben glaubt. Dass die Kirchenväter auch bey andern Gelegenheiten unvorsichtig und unkritisch zu Werke gegangen sind, ist bekannt. Man weifs, wie viel Autorität sie den sogenannten Sibyllinischen Gedichten einem, *Hecatäus, Eupolemus, Artapanus, Aristeas* oder *Aristäus* beylegen, unter welchen Namen höchst wahrscheinlich ein gewisser gräcisirender Jude aus der Alexandrinischen Synagoge verborgen liegt, wie in Ansehung des Hecatäus schon *Philo Herennius* behauptet, in Ansehung der übrigen aber J. *Scaliger* und R. *Bentley* vermuthet haben. Diese Vermuthung wird bey unserm Vf. zur Gewifsheit durch die Entdeckung, dass ein Betrüger aus der ersten Classe, *Aristobulus*, (*origine Judaeus, disciplinâ Philosophus, fretâ Peripateticus*, wie er hier charakterisirt wird.) der Erfinder aller dieser schönen Sachen sey, wie nach dem Geständniss des Vf. der selige *Valkenaer* unwidersprechlich dargethan haben soll in einer noch ungedruckten *Dissertatio de Aristobulo Judaeo, Scriptore Commentarii in Legem Moysis, et conditore versuum sub nominibus Lini, Homeri et aliorum*, die sich in den Händen des Hrn. L. befindet, und die er durch den Druck bekannt zu machen verspricht, sobald er die ebenfalls von Valkenaer hinterlassne neue Bearbeitung der *Fragmente des Callimachus, (opus quidem posthumum, sed consummatissimum)* und *Historiae Maccabiticae vetus Epitome, Graece et Latine*, herausgegeben haben wird. *Aristobulus*, der unter Ptolemaus Philometor lebte, und bey diesem, gleichwie die Juden überhaupt in Gunst und Ansehen stand, schrieb seinen Commentar über das Gesetz Mosis in der Absicht, um den König zu überzeugen, dass die Griechen alles Gute, was sie von der Religion gelehrt hätten, den göttlichen Schriften der Hebräer verdankten. Um aber diese Behauptung aufser allen Zweifel zu setzen, interpolirte und verstümmelte er Verse des Homer, Hesiodus, Aeschylus, Sophocles u. a. dergestalt, dass man sie vielmehr für das Machwerk eines in den Mosaischen Schriften bewanderten Juden, als für Ueberreste jener ehrwürdigen Griechen halten sollte. Dies alles hat eben Valkenaer in der angeführten *Dissertatio etc.* bewiesen, und auf diese Abhandlung beziehen sich vermuthlich die Worte in *Diatribe Eurip.* p. 34. *Judaeis cur hanc fraudem imputari malim, quam Christianis, exemplo mendacis Judaei nitur aliquando demonstrare, qui si homines etiam primarios decepit, quid de aliis erit existimandum?* Hieraus zieht nun der Vf. den Schluss, dass Justinus Martyr, und Clemens Alexandrinus, vielleicht auch Antiochenus Theophilus, aus jenem Commentar des Aristobulus, ohne ihn allemal zu nennen, (der einzige Vorwurf, den man ihnen machen kann) diejenigen Stellen genommen haben, die ihnen zur Vertheidigung der neuen Religion die bequemsten dünkten, und dass hernach die neuern Kirchenväter, Theodoretus und andere den Clemens mit eben der Unvorsichtigkeit, (an Betrug von ihrer Seite ist hier nicht zu denken) wie dieser den Aristobulus, ausgeschrieben haben. Was es aber auch mit dieser Sache für eine Bewandnifs haben mag, so erhellt wenigstens aus der nun folgenden scharfsinnigen Kritik des Hrn. L. deutlich, dass die fünf Fragmente, die hier mit der oben erwähnten Stelle des Plautus verglichen werden, sie mögen nun den Aristobulus, oder einen andern spätern Schriftsteller zum Verfasser haben, unächt sind, und, so wie sie auf uns gekommen, von keinem attischen Dichter geschrieben seyn können. Die Beweise, die alle aus der Sprache selbst abgeleitet sind, müssen wir der

eignen Prüfung des Lesers überlassen. — Die Worte des Plautus, *ut eo fit, quia Nihil ei acceptum est a perfuris supplicii*, veranlassen den Vf., eine Untersuchung über die Meynungen der Alten, den *Meineyd* betreffend, anzustellen, die allein die Mühe dieser Aufsätze gelesen zu haben, reichlich belohnen würde. So fürchterlich und unerbittlich streng sie sich auf der einen Seite die Gottheit in Bestrafung eines freywilligen und feyerlich abgelegten Meineyds dachten, so mild und versöhnbar schien ihnen dieselbe auf der andern gegen solche Menschen, die gezwungen oder aus Noth, um Leben und Freyheit gegen Feinde zu retten, falsch geschworen hatten. Dieses wird unter andern mit einem Fragment des Euripides bewiesen, und zugleich gegen Valkenaer Diat. Eurip. Cap. 18. p. 187. behauptet, dass der Zusatz des Dichters, die Götter verzeihen auch Aeltern, die ihre eines Mords überführten Kinder gegen das Gesetz in das väterliche Haus aufnehmen, obgleich sie sich dadurch selbst der Mordthat theilhaftig machten, ebenfalls in der Vorstellung von der Versöhnbarkeit der Götter in Fällen, wo die Natur mit dem Gesetz in Collision kömmt, seinen Grund habe, und dass folglich die Lesart, ἢ παισὶν ἀνθένταισι — richtig sey. — Der zur Ueberzeugung gewordene Glaube, *der Meineydige kann der Strafe der beleidigten Gottheit nicht entgehen*, hatte einen sehr wohlthätigen Einfluss auf das Verfahren der Athenienser in Criminalprocessen, welches sich überhaupt von den bey uns gewöhnlichen Proceduren in dergleichen Fällen so vortheilhaft unterscheidet. Wir können uns nicht enthalten, eine hieher gehörige Stelle abzuschreiben, um zugleich eine Probe von der Schreibart des Vf. zu geben: *Quidni enim mirum accidat iis, qui non nisi de indagandis, exquirendis, convincendis reis, de quaestione habendâ, de necessario in re criminum equuleo, somniant, — quidni mirum accidat huic Juris consultorum genti, reo Athenis defensionem causae liberaliter fuisse permissam; nullis neque judices neque accusatorem eum ursisse interrogationibus, nullis territasse minis, nedum carnificum tormentis; nec unquam apud Graecos, praesertim Athenienses, cuiquam nisi Tyranno in mentem venisse, liberos homines cruciatibus ad confitendum crimen adducere? Sed hoc parum: Plus est, tam longe abfuisse Athenienses ab adficiendo malis nondum convicto reo, ut illum ne vinculorum quidem incommodis aut squallori carceris subjicerent. Quin, reo, post causam jam dictam habitamque primam a se orationem, licebat, si, auditis probationibus adversarii, defensioni suae diffideret, fugâ saluti suae consulere, et ea, quae ipsi integra manserat, eundi redeundique liberâ uti facultate, ut, amissis tantum et in aerarium redactis bonis caetera salvus in peregrinum solum evaderet.* Hierauf folgt eine Beschreibung von den bey Criminalprocessen im Areopagus gewöhnlichen Feyerlichkeiten, wobey zugleich gegen Sigonius und andere gezeigt wird, 1. dass hierzu ein besondrer, den Manen und unterirdischen Göttern geweihter Tag, (der 30 jedes Monats, welcher τριακὰς hiess,) bestimmt war; 2. dass die Priester des Tempels der Eumeniden, in der Nähe des Areopagus, die vorläufigen Opfer verrichteten; 3. dass die sogenannte Διωμοσία nicht aus einem, sondern aus drey besondern Eidschwüren bestand, wovon der erste vor der Anklage, der zweyte nach der ersten Rede des Anklägers und des Beklagten, der dritte nach gefälltem Urtheil der Richter zum Vortheil des Anklägers abgelegt wurde. Dem Beklagten war es erlaubt, nach dem ersten Schwur und der darauf folgenden Vertheidigungsrede; (πρότερος λόγος,) wenn er seine Sache für verlohren hielt, sich durch die Flucht zu retten, woran ihn weder die Richter noch irgend ein anderer Mensch hinderlich seyn durfte. Sobald er hingegen zum zweytenmal geschworen und betheuert hatte, dass er in seiner Vertheidigung der Wahrheit getreu geblieben sey, dann musste er den Ausgang des Processes abwarten, und sich dem Ausspruch der Richter unterwerfen.

Die Gründe, mit welchen hierauf der Vf. die Gelindigkeit der Athenienser gegen Mörder und Meineydige mit der Vorstellung; dass sie der strafenden Gottheit doch nicht entgehen können, und insofern schon unglücklich genug sind, in Uebereinstimmung bringt, müssen wir, um nicht zu weitläuftig zu werden, übergehen, und erinnern nur noch, dass die in den Worten des Plautus, *post factum ut laetemini*, versprochne Verbesserung auf einen der künftigen Aufsätze erspart ist, dem wir mit Verlangen entgegen sehen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, b. Maurer: *Wöchentliche Unterhaltungen über die Erde und ihre Bewohner von Zöllner und Lange.* Fünften Jahrgangs, drittes und viertes Vierteljahr. 1788. von S. 414 bis 814. (ohne das Register.)

Mit diesen Quartalen ward diese gemeinnützige Zeitschrift von Zöllner beschlossen. Sie enthalten Aufsätze über die speculative Philosophie, über das Erhabne und Schöne vorzüglich in Rücksicht auf beide Geschlechter, und allgemeine Uebersicht des menschlichen Wissens, welche auch besonders abgedruckt sind. In demselben Verlage, aber von andern Verfassern ist sie fortgesetzt unter dem Titel:

Wöchentliche Unterhaltungen über die Charakteristik der Menschheit. 1 bis 3 Jahrgang.

Auswahl gemeinnütziger Gegenstände, faßliche und angenehme Darstellung haben auch dieser Fortsetzung vielen Beyfall verschafft. Wir wünschten nur, dass die Mitarbeiter, bey steter Rücksicht auf ihr gemischtes Publicum, hie und da bestimmter und vorsichtiger in ihren Urtheilen seyn möchten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 2. August 1794.

TECHNOLOGIE.

INGOLSTADT, b. KRÜLL: *Anfangsgründe der Bergwerkskunde.* Von Franz von Paula *Schrank*, der Gottesgel. u. Weltweish. Doctor, kurpfalzbaierschen wirklichen geistlichen Rathe, Prof. der Landwirthschaft, ökonom. Botanik, Forstwissenschaft u. Bergwerkskunde an der Univers. zu Ingolstadt. 1793. 392 S. 8. (20 gr.)

Die *Einleitung* enthält: Encyklopädie des Bergbaues, oder vielmehr eine Skizze dazu. Viel Gutes, das wohl zu beherzigen ist. Zuerst Begriff der Bergwerkskunde; dann im Allgemeinen (§. 2, 3.), wie man sie erlernen kann. Unsers Erachtens könnte der Unterricht in der Bergbaukunst mit grosem Vortheile in 2 *Klassen* gebracht werden. In der ersten Klasse dürfte von der gesammten Bergbaukunst nur das gelehrt werden, was ihr, so zu sagen, eigenthümlich ist, was man gemeiniglich das Praktische des Bergbaues nennt; davon aber so viel, dass die Lehrlinge von der ganzen Kunst eine vollständige Uebersicht erhielten. Zu diesem *1sten Curs* in der Bergbaukunde könnte unsers Vf. Lehrbuch dienen, wenn ein geschickter Lehrer das Mangelhafte verbesserte, das Fehlende ersetzt, und ihm so das einseitige benimmt. Werden die Vorlesungen an einem Orte gehalten, wo selbst Bergbau im lebhaften Umtriebe steht, wie zu Freyberg, in Schemnitz etc.: so wird der Unterricht vorzüglich gut ausfallen, wenn die Lehrlinge, während des 1sten Curses, unter Anleitung des Lehrers fleisig fahren, dadurch das Gelernte repetiren, sich damit recht vertraut machen, und dadurch selbst noch die erlangten Kenntnisse erweitern. Diesen Unterricht kann keiner entbehren, er mag sich dem ganzen Bergwesen oder nur einzelnen Theilen desselben widmen; keiner, er mag sich zu einem Rechnungsführer, oder zu einem praktischen Beamten, oder zu einem gelehrten Bergmanne, qualificiren wollen. Der Unterricht der zweyten Klasse ist nur für diejenigen unumgänglich nothwendig, welche sich auf das ganze Bergfach legen; er trägt gleichsam die *höhern Kenntnisse*, das Philosophische der Bergbaukunst vor, und kann ohne eine gewisse Summe gründlicher Kenntnisse aus den da hinein schlagenden Hülfswissenschaften nicht vollständig verstanden werden. — Nun geht der Vf. die einzelnen Theile der Bergwerkskunde und die nöthigen Hülfswissenschaften durch. Nach ihm muss ein Bergmann lernen: Physik, Mathematik, Chemie, Mineralogie, Gebirgskunde, Bergbaukunst, Aufbereitungskunst, Probierkunst, Scheidekunst, (Schmelzkunst, Siedereyen,) Markscheidekunst, Bergmaschinenkunst und Bergrecht. Die vier ersten Wissenschaften setzt der Vf. voraus; Probierkunst und Scheidekunst überlässt er der Chemie; Markscheidekunst und Bergmaschinenkunst der angewandten Mathematik, und das Bergrecht eignen Lehrern, und trägt daher nur Gebirgskunde, Bergbaukunst und Aufbereitungskunst vor, zuletzt aber noch die Bergwirthschaft.

Erster Theil: *Gebirgskunde.* 1ste Abhandlung. *Oberirrdische Erdbeschreibung.* A) *Physische Erdbeschreibung.* „In Rücksicht seiner Oberfläche lässt sich der Erdball in 3 Theile theilen, die gröblich unter einander gemengt sind: Berge, Ebnen, Kessel oder Wassersammlungen.“ Von den Vertiefungen des festen Landes erwähnt er blos der Kessel und Schlünde, die Thäler aber, welche er erst unten (§. 17.) bey einer andern Gelegenheit gedenkt, sind hier ganz vergessen. Schlünde und Krater unterscheidet der Vf. blos durch ihre jähere Tiefe. — §. 12. findet man eine ziemlich vollständige Zusammenstellung von den Höhen der merkwürdigsten Berge, von denen einige weniger bekannt sind. Nur wäre auch hier zu wünschen, dass der Vf. neuere Schriften, z. E. Lasius u. a. benutzt hätte. — Form und Gruppirung der Berge wird genau durchgegangen; doch wäre bisweilen in der Terminologie etwas zu verbessern. — Der Vf. theilt (§. 21.) nach ihrem innern Baue die Gebirge ein in ganze Flötze und vulcanische Gebirge. *Ganze Gebirge* sind ihm die aus einem festen ununterbrochenen Gesteine, und *Flötzgebirge*, die aus über einander liegenden, oft dicken Schichten, bestehen. Des Vf. ganze Gebirge sind nichts anders, als das, was Werner und andere Geognosten Urgebirge nennen. Der Ausdruck aber ist unpassend, weil mehrere Urgebirge stratificirt sind, z. E. Thonschiefergebirge. So ist auch des Vf. Definition der Flötzgebirge ganz unbestimmt, indem er zwar von Schichtung spricht, aber nicht diese, sondern das Uebereinanderliegen *verschiedenartiger Flötze* meynt; denn sonst gehörten Granitgneis und andere Gebirge, in wie fern sie auch aus einzelnen Schichten bestehen, zu den Flötzgebirgen. §. 21. sagt er: es könne leicht das Ansehn haben, als ob er einen doppelten Eintheilungsgrund dabey vor Augen habe, und bey seinen ersten beiden Classen mehr auf die Structur, und bey der letzten Classe auf die Entstehung der Gebirge Rücksicht nähme. Indessen enthält die erste Classe blos den Granit; die 2te die übrigen uranfänglichen, die gesammten Flötz- und aufgeschwemmten Gebirgsarten. B) *Mineralogische Erdbeschreibung.* In der Einleitung warnt der Vf. vor den modischen Geogonien, setzt den Unterschied zwischen gemischten und gemengten Mineralien auseinander, und zeigt in einer Anmerkung sehr gut, wie lächerlich es sey, in den Gebirgsarten auf ihre

Mischung Rücksicht zu nehmen, wovon sich selbst einige unserer verdienten Chemiker noch nicht überzeugen können, wie die Analysen des Gneis, der Grauwacke etc. beweisen. Nun folgt das System der einzelnen Gebirgsarten nach des Vf. Ordnung: 1) Granit; 2) Schieferfels; 3) Kalkfels; 4) Quarzfels; 5) Speckstelnfels; 6) Hornfels; 7) Trümmerstein (Wacken); 8) vulkanische Gebirgsarten. Der Vf. geht nun jede dieser Gebirgsarten einzeln durch, handelt erst von den dieselben constituirenden Fossilien, dann zählt er die einzelnen Unterarten und Abänderungen auf; spricht ferner von der Form der hieher gehörigen Berge, von der Erzführung der Gebirgsart und ihrem geographischen Vorkommen. Interessant ist besonders, was über die Erzführung (z. E. beym Kalkfels) gesagt wird; dafür aber verräth der Vf. sehr einseitige Kenntnisse in der mineralogischen Geographie, und hätte sich wenigstens mit den sächsischen und harzer Gebirgen nur etwas bekannter machen sollen. Ueberall, wo der Vf. seinen eignen Gang geht, zeigt er sich fast durchaus als einen scharfsinnigen, genau prüfenden Naturforscher von richtigem Gefühl und richtiger Beurtheilungskraft; um so unangenehmer ist es, wenn man denselben so sehr an einem *Fichtel* und a. *hängen* sieht; zu verkennen ist es übrigens auch nicht, wie viel Einfluss Hr. *Haidinger* auf unsers Vf. Geognosie hat. Da der Vf. hier wider seinen Willen leicht mehrere Vortheile verbreiten könnte: so muss dieser Theil seines Buchs etwas ausführlich durchgegangen werden. — 1) *Granit.* Wenn behauptet wird, Granit komme nie in Schichten vor, so — verwechselt der Vf. offenbar Schichtung und schiefriges Gewebe; geschichteten Granit gibt es wohl, nie aber schiefrigen. Unter den seltnern Gemengtheilen des Granits vergisst der Vf. die Granaten, rechnet aber dafür unrichtig die Hornblende her, indem er den Wernerischen System unrichtig als eine Unterart des Granits betrachtet. 2) Zum *Schieferfels* rechnet er Gneis, Glimmer- und Thonschiefer, mit den ihnen untergeordneten Arten. Warum fasst aber der Vf. mehrere wesentlich von einander verschiedene Gebirgsarten unter Einen Namen zusammen? Zum Gneis werden mehrere Arten gerechnet, die zum Glimmerschiefer gehören. Die Abänderung, die der Vf. für den Gneis der Sachsen ausgibt, wird blos von den gemeinen Bergleuten so genannt, welche ehedem allen in der Nähe ihrer Erzgänge aufgelösten Gneis allein mit diesem Namen belegten. Der Vf. irrt sehr, wenn er den wahren Speckstein nicht als einen Gemengtheil sehr vieler verwitterter Gneisarten annehmen will; eben so, wenn er behauptet, Granit könne in Gneis durch Verwitterung übergehen. Die Fichtelsche Hypothese, nach welcher der Gneis regenerirter Granit ist, verdiente keine so weitläuftige Widerlegung, so wenig als man noch 1793 der eingebildeten Verwandtschaft des Gneises mit dem Basalte im Ernst gedenken sollte. — Des Vf. Gestellstein ist der Wernerische Quarzfels, der in Sachsen, so wie am Harze, gar nicht erzführend ist, wie der Vf. mit Haidinger glaubt. — Den Murkstein gibt der Vf. richtig als Unterart entweder des Quarzfelses oder des Glimmerschiefers an; nur erwähnt er fälschlich den Feldspath unter seinen Gemengtheilen, und vergisst dafür den Schörl. Rec. möchte auch den Naniesterstein der Oestreicher hieher rechnen. Das Altenberger Zinnstockwerk findet sich keineswegs in Murkstein, wie aus v. *Charpentiers* mineralogischen Geographie der Kursächsischen Lande hätte ersehen werden können. — Zum Thonschiefer rechnet der Vf. nicht allein den uranfänglichen, sondern auch den feinkörnigen Grauwacken, Mergel und Brandschiefer, die doch beide nur in Flötzgebirgen vorkommen. Beym Hornschiefer wird der Ferberische und der Wallerische unterschieden. Zu erstern rechnet der Vf. einige Abänderungen des Werneriſchen Quarzfelses, zu letztern aber Werners Sienit, Grünstein, Hornblendschiefer und alle Hornblendengesteine. In einer Anmerkung behauptet der Vf. von Kieselschiefer der neuen Oryktologen (Werners) mit eben so viel Unkenntniss, aber mit weniger Unbescheidenheit als Hr. v. *Fichtel*, dass sich diese Gebirgsart nie in Gebirgsmassen finde, ungeachtet die Kieselschieferberge in Böhmen (bey Prag und an vielen andern Orten) und Sachsen (in der Gegend von Haynichen u. s. f.) bekannt genug sind. Auch unterscheidet der Vf. neptunischen und vulkanischen Hornschiefer; zu letztern scheint er den Grünstein zu rechnen. — 3) Kalkfels. Diesen theilt der Vf., wie Werner, in 3 Arten ab: in uranfänglichen, aufgeschwemmten (Werners Mittelkalkstein), und regenerirten (Werners Flötzkalkstein), zieht aber dieser Eintheilung noch eine andere in gemengten und ungemengten vor, welche wieder mannichfaltige Unterabtheilung zulässt. Die Anmerkung, dass der Gallmey blos in Kalkgebirgen breche, ist ungegründet. — 4) *Quarzfels.* Hier zeigt sich des Vf. *gänzliche* Unbekanntschaft mit allen den Fortschritten, welche besonders in der Geognosie in Sachsen gemacht worden sind, wieder sehr auffallend. Er rechtfertigt sich weitläuftig, dass er den Quarzfels als Gebirgsart aufführe, und spricht davon als von etwas unerhörten, weiss aber nicht, dass Werner dies schon längst vor ihm gethan hat; eben so hält er die baierschen Quarzfelsen für die einzigen in Deutschland, und kennt weder die sächsischen (bey Frauenstein, Linda, Oberschöna etc.,) noch die Harzer. — 5) *Speckſteinfels.* Hiezu zählt der Vf. a) den Topfstein; b) den Serpentin, α) ungemengten, β) gemengten; c) den Speckstein. Dieser letztere verdient nicht den Rang einer eignen Gebirgsart, in so ferne er nicht gemengt ist, und im letztern Falle scheint ihn der Vf. mit Chloritschiefer zu verwechseln, wenigstens nach §. 60. — 6) *Hornfels.* Hieher werden die verhärteten Thon- und Hornsteinporphyre gerechnet. Was sich der Vf. unter den Porphyriten und Pseudoporphyren der Sachsen denkt, versteht Rec. nicht. Seines Wissens ist diese so schwankende Benennung vielleicht nirgends seltner im Gebrauche, als eben in Sachsen. Zum Hornfels rechnet der Vf. auch die Grauwacke, aber ganz mit Unrecht. Als Gangart findet sich Porphyr nur selten. — 7) *Wacke* nennt der Vf. alle Breccien und Sandsteine, und verbindet also mit diesem so sehr gemissdeuteten und dadurch schwankend gewordnen Worte, wieder einen ungewohnten Begriff, weshalb es durch die Anm. 1. kaum gerechtfertiget wird. Ueber die Sandsteingebirge, (zu denen jedoch der Vf. fälschlich auch den Trapp- und die Steinkohlenflötze zu zählen scheint,) manche interessante Bemerkung. — 8) *Vulcanische Felsarten.* In der Einleitung zu diesem Abschnitte zeigt sich der Vf. als ein Mann von sehr richtiger Beurtheilungskraft

kraft und nicht gemeinem Scharfsinne, dem zu einem vollkommenen Geognosten nur mehrere Erfahrung und weniger Einseitigkeit zu wünschen wäre. Sehr richtig werden die eigentlichen Vulcane und das, was Werner Pseudovulcane nennt, unterschieden; aber die Literatur über die vulcanischen Gebirgsarten ist äusserst mangelhaft. Die vulcanischen Erzeugnisse zerfallen in Producte, (wohin der Vf. Trass, Lava und Basalt rechnet,) und Educte, (wozu die Leucite, Lavenschörl u. a. gehören,); letztern gesteht der Vf. zum Theil neptunischen Ursprung zu. Beym Trass praktische Anmerkungen über die bindende Eigenschaft der Eisenerde. Den Basalt in Platten läßt der Vf. durch Zusammensinterung der vulcanischen Asche entstehen, so wie die einbrechende Hornblende u. a. Krystalle allen chemischen Principien zuwider, durch Aussinterung und Krystallisation. Wenn die zusammengebackne vulcanische Asche erzführend ist, so entsteht nach dem Vf. das *Saxum metalliferum*, welches nichts weniger als Werners Wacke, wie vermuthet wird, ist; vielmehr rechnet Hr. *Werner* den Graustein von jeher zu den Thonporphyren und seine Wacke ist ein einfaches grünlich graues, dichtes, mattes erdiges Fossil. — Bey den Laven werden unterschieden: a) eigentliche Laven, wohin, wie leicht zu vermuthen ist, der Vf. auch fälschlich den Obsidian rechnet; b) dichte; c) gleichartige Laven; d) vulcanische Schlacken, wie der rheinische Mühlstein und Bimsstein. Den plattenförmigen Basalt verwechselt der Vf. augenscheinlich mit Mandelstein und verwittertem Porphyr (§. 83.) Den säulenförmigen Basalt läßt der Vf. nach der Beroldingischen Hypothese entstehen. Ueber die Entstehungsart der prismatisch abgesonderten Stücken überhaupt. Aus den einzeln aufgeführten Arten des Basalts sieht man, dass der Vf. mit diesem Worte einen sehr unbestimmten und viel weitern Begriff verbindet, als andere Mineralogen. Basalt soll ein äthiopisches Wort seyn, und soviel als *gebrannt* heissen. — Trapp. — Porphyrfels, zu dessen Grundmasse der Vf. Jaspis annimmt, und hieher doch auch den *Serpentino verde antico* rechnet. Er läßt ihn durchs Feuer entstehen, weil er oft blasig ist, (dies ist er aber fast nie im Innern der Berge, sondern nur nahe am Tage, indem diese Form eine Folge der Verwitterung des Feldspaths ist. Für den vulcanischen Ursprung beweist sie nichts; denn man kennt auch blasigen Quarz, Kalkstein, Wacke etc.), und die Gemengtheile des Granits hat (welches letztere doch selten ist). Der Porphyr ist häufiger, (besonders in Sachsen,) erzführend, als der Vf. glaubt — Mandelstein, wo der Vf. den mit Achatkugeln übersehen hat. — Zeolithfels nach Fichtels Bemerkungen.

Zweyte Abhandlung. Unterirrdische Erdbeschreibung. Der Vf. unterscheidet hier wieder Massen-, Lager-, und Flötzgebirge. — Weitläuftig handelt er von *Gängen*, sowohl in geognostischer als bergmännischer Rücksicht. In seiner Definition (§. 100.) von Gängen fehlt das Hauptkennzeichen, dass sie aus Fossilien, die vom Gebirgsgesteine verschieden sind, bestehen müssen, welches erst §. 105. angeführt wird. — Vom Streichen der Gänge. Nach dem Vf. u. a. ist es die Richtung nach einer gewissen Weltgegend. Allgemeiner und bestimmter gesprochen ist das Streichen eines Ganges, die Lage seiner söhligen Ausdehnung, und wird nach dem Winkel bestimmt, den eine söhlige Linie, die man sich auf dem Saalbande des Ganges vorstellt, mit der Mittags- oder Magnetlinie macht. Dieser letztere Winkel kann mittelst des Compasses unmittelbar beobachtet werden, und heißt observirter Streichwinkel, jener muss aber erst durch diesen und der Magnetabweichung gefunden werden, und heißt daher reducirter Streichwinkel. In der Markscheidekunst ist dieser Unterschied wichtig, und auch für den Grubenbau, weil die Richtigkeit vieler von dem Markscheider zum Behufe einer sichern Verstaltung zu machenden Angaben, mit darauf beruhet. Wie der Vf. §. 101. Anm. 1. den Compass beschrieben hat, kann man nicht sehen, ob er den sonst gewöhnlichen Setzcompass meynt, oder den itzt gebräuchlichen Grubencompass, den die sächsischen Markscheider auch Hängecompass nennen. Wie die Ungarn und Schweden ihren Compass eintheilen, hätte doch auch erwähnt werden sollen. — Unrichtig ists, wenn der Vf. sagt: angewachsene Gänge wären selten reich; und bald darauf, edle Erze würden in der Teufe reichhaltiger. Beides ist in verschiedenen Erzrevieren sehr verschieden. Ueber Veredlung der Gänge; auch durch unedle zufallende Klüfte, wie sehr häufig im sächsischen Erzgebirge. Zuletzt zählt der Vf. die verschiedenen Fossilien auf, die in Gängen brechen, rechnet aber darunter ganz unrichtig Feldspath, Glimmerschiefer und Thonschiefer, so wie eine Menge andere sehr gewöhnliche fehlen. Ueberhaupt würden dem Vf. v. Charpentiers miner. Geogr.; Werners Abhandl. von Gängen; Lasius etc. bey dieser wichtigen Materie sehr viel Dienste geleistet haben. — *Flötze.* Hier kommen einige nicht ganz genaue Bestimmungen vor, die aus des Vf. Abtheilung der Gebirge folgen. Unvollständig und fehlerhaft ist auch das Verzeichniss der Fossilien, die in Flötzen brechen. Das Kochsalz bricht in Stöcken und eignen Gebirgsmassen. Alaunschiefer in Thonschiefergebirgen als Lager. Vitriolerze ebenfalls in Lagern. Schwefelkiese in Lagern. Eisenthonerze in aufgeschwemmten Gebirgen. — Zwischen Stockwerke und Stöcke macht der Vf. keinen Unterschied. Was er Steinscheide nennt, heißt eigentlich *Stockscheider.* — Tage- und Seifenwerke: falsch ist es, dass sich gediegen Quecksilber in Seifenwerken finden sollte.

Dritte Abhandlung. Anzeigen der Mineralien. Voraus das nöthige historische vom Bergspiegel, der Wünschelruthe, der Magnetkugel, der Magnetnadel; (alles gut gesagt). In wie ferne Kahlheit der Gebirge, gewisse Nebel, feurige Lufterscheinungen, Quellen, Schneeschmelzen, Thau, Geschiebe, Guhren, Waschwerke etc. Anzeigen von Mineralien sind. (Sehr gut.) — Zuletzt einige geognostische Regeln für die Schätzung der Bauwürdigkeit eines unverritzten Feldes, die theils von dem Aeussern des Gebirges, (wo der Vf. besonders dem Hn. von Trebra folgt,) theils von der Gebirgsart, theils auch von dem Miteinanderbrechen mehrerer Fossilien, hergenommen sind. Im bergm. Taschenbuche würde der Vf. für diese Materie noch manches brauchbare gefunden haben.

Zweyter Theil. Bergbau. 1ste Abhandl. Schürfen. Dies Wort hat der Vf. in einem sehr weiten Sinne genommen. Darnach schürft man auch auf alten, aber aufgelasse-

gelaſſenen, Bergwerken. Sonſt ſchürft man nur im unverritzten, frischen unverhauenen Gebirge. Das Unter- und Aufſuchen aufgelaſſener Bergwerke iſt nicht auch Schürfen. Richtige Regeln über jenes Unterſuchen und Aufſuchen. — Aufſuchung bekannter Gänge in benachbarten Gebirgen; bey Gängen, die bloſs in einer und derſelben Gebirgsart ſtreichen, iſt das Ausſtecken eines Ganges, (worüber in *Lempens* Fortſetzung ſeiner Markſcheidekunſt ausführliche Anweiſung gegeben wird,) ein ſicheres Hülfsmittel, woferne nur dabey, wie auch der Vf. meynt, mit auf die geognoſtiſchen Kennzeichen, gehörige Rückſicht genommen wird. Regeln, in Gebirgen, die ſchon unterſuchten und bebaueten Gebirgen mehr und weniger benachbart ſind; oder völlig unverritzt ſind, Gänge zu entdecken. (Viele und richtige geognoſtiſche Beobachtungen in verſchiedenen Gebirgen angeſtellt, geben die beſten Regeln; auch zu Aufſuchung der Gänge und anderer Lagerſtäte in völlig ungebauetem Gebirge.) Bey mehrerer Bekanntſchaft mit guten geognoſtiſchen Schriften, werden dem Vf. auch mehrere Regeln, als er hier beygebracht hat, zur Kenntniſs kommen. Wenn man in einem Gebirge einen Gang entdeckt, ſo ſoll man da mehrere ſuchen, und dann den Ort ihres Zuſammenkommens, wobey man ſoll zuerfahren ſich bemühen, ob ſie einander parallel ſtreichen, oder einander zufallen. (Gänge können 1) entweder ganz parallel ſeyn, d. h. einerley Streichen und Fallen, ſowohl der Gröſse als Beſchaffenheit nach haben; oder 2) ſie ſtreichen einerley, haben aber nicht einerley Fallen, und das ſind parallelſtreichende Gänge, welche entweder im Ausgehenden, oder im Fallen, in der Tiefe, zuſammenkommen; oder 3) ſie haben einerley Verflächung der Gröſse und Gegend nach, und dieſe kommen nur im Streichen zuſammen; oder 4) ſie haben weder einerley Streichen noch Fallen: dieſe kommen ſowohl dem Streichen als Fallen nach zuſammen. Das Zuſammenkommen nach ihren Streichen, oder im Ausgehenden kann bey der Entblöſsung gebraucht werden, nicht ihr Zufallen, welches letztere in anſehnlicher Tiefe geſchehen kann.) — Wie auf einem neu gefundenen Gange angefahren werden muſs. — Aufſuchung der Flötze. — Worauf man zu ſehen habe, wenn man ein Bergwerk findig gemacht hat.

Zweyte Abhandlung: Treibung der Stolle und Strecken, und Abſinkung der Schächte. Dieſs und das folgende hauptſächlich nach Delius; die Regeln und Vorſchriften aber ganz gut zuſammengeſtellt, und das nicht ohne eigne Bemerkungen. — §. 159. Nicht jeder ſeigere Schacht iſt ein Richtſchacht; nur der, welcher vom Tage wieder im Quergeſteine ganz ſeiger im Hangenden eines Ganges um ſelbigen in einer gewiſſen Tiefe zu erſinken, niedergebracht wird — *Stölln:* S. 169. iſt Flügelort und Querſchlag nicht richtig erklärt. Ein Flügelort entſteht, wenn von der Hauptrichtungslinie eines Stolln weg, eine Strecke in einer andern Richtung, ſie mag jene recht- oder ſchiefwinklicht ſchneiden, getrieben wird. Ein Querſchlag iſt eine im Quergeſteine getriebene Strecke. Wird z. E. von einem Schachte aus, oder von einem Gange zum andern, oder von einer Strecke zur andern in derſelben Sohle liegenden u. ſ. w., eine Strecke im Queergeſteine getrieben, ſo iſt das ein Queerſchlag. S. 173. II. Oft thut man beſſer, tiefe Erbſtölln auf Gängen zu treiben. Da muſs man von der geraden Linie abweichen, wie es der Gang erfodert. Tiefe Stölln haben auch oft mit zur Abſicht die Bauwürdigkeit des Gebirges in der Stollnteufe zu unterſuchen. S. 173. III. Ein Erbſtolln, der viel Waſſer abzuführen hat, muſs eine tiefe Waſſerſeige haben. Es gibt Stölln, die 7 und mehr Fuſs tiefe Waſſerſeigen haben, und dabey 5, 6 und mehr Fuſs weit ſind. S. 174. Nicht bloſs Gegenörter werden durchſchlägig; auch Schächte und Ueberhauen, Schächte mit Strecken etc. S. 175. V. iſt ein Druckfehler, und muſs man 20 bis 24 Zoll leſen. Die Treibung tiefer Stölln erfodert allemal, wegen Abſinkung der Lichtlöcher, der Förderung etc., die Treibung wenigſtens eines höhern Stolls, oder daſs ſelbiger ſchon vorhanden ſey. — *Schächte.* S. 179. 1. iſt Bremsſchacht falſch erklärt. Man nennt Bremsſchacht oder Bremmer einen Schacht, der höchſtens 10 bis 12 Lachter tief iſt, nicht jeden abgeſetzten Schacht. Zur 2männiſchen Förderung mit dem gemeinen Hornhaſpel kann ein Schacht 20 bis 24 Lr. tief ſeyn. Wo nun, wie es ſonſt ſehr gewöhnlich war, aus anſehnlichen Tiefen mit dem 2männiſchen Haſpel gefördert wird, gehen auf ſeiger fallenden Gängen, aus bekannten Urſachen, die Förderſchächte insgemein nicht in gerader Linie nieder: der folgende ſteht allezeit wenigſtens um einige Lachter ſeitwärts von dem vorſtehenden, und heiſst nicht Bremsſchacht. Auf flach fallenden Gängen gehen zwar oft die Mittellinien der Förderſchächte in einer und derſelben fort, die Haſpel werden allezeit auf das Hangende in ſchicklicher Weite geſetzt; aber man findet auf ſchlechten Gängen öfters auch die zweymänniſchen Förderſchächte abgeſetzt, und dieſe heiſsen nicht Bremsſchächte. Ueberhaupt trifft man, beſonders auf Gangbergbau viel Schächte unter einander an, die nicht in gerader Linie fortgehen, ſondern ſeitwärts abgeſetzt ſind, wie es das Locale, dieſe und jene ſpeciellen Abſichten und ſonſt Nebenumſtände, (die Unterſuchung des Ganges, die Beförderung des Wetterwechſels, die Förderung etc.) erfodert haben. Nach S. 179. 4. ſoll bloſs über Geſenke eine Hornſtadt kommen. Dieſs iſt nicht ſo. Denn bey allen Schächten, wo mit dem Haſpel gefördert wird, muſs für jeden Haſpelknecht eine Hornſtatt ſeyn, Raum, wo der Haſpelknecht zur gehörigen Umdrehung des Haſpels ſtehen kann. Iſt dieſer Raum nicht ſchon da, ſo wird er beſonders ausgehauen. Was S. 182 ff. in Rückſicht der Anlegung eines ſeigern Schachtes geſagt iſt, gilt mehr von Hauptſchachten, die ſeiger vom Tage niedergebracht ſind. Indeſſen hätte der Vf. doch auch noch die übrigen Fälle, wo ſeigere Schächte zu ſinken ſind, bemerken, und dafür ebenfalls Regeln ihrer Anlegung geben ſollen; eben ſo auch für flache Schächte. Denn daſs ſeigere Schächte nicht in allen Fällen den Vorzug haben, bemerkt der Vf. ſelbſt §. 168. Nr. 2. Es läſst ſich erweiſen, daſs es bey ſchmalen Gängen, die nicht ſonderlich flach fallen, vortheilhafter iſt, gleich vom Tage nieder auf ſolchen die Hauptſchächte abzuſinken. Freylich bey anſehnlich flach fallenden Gängen, — z. B. 50, 45, 40 u. w. Grade, wo das Nebengeſtein ſehr ſchmeidig und nicht ſonderlich haltbar iſt, — thut man allezeit beſſer, Richtſchächte zu ſinken.

(Der Beſchluſs folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 2. August 1794.

TECHNOLOGIE.

INGOLSTADT, b. Krüll: *Anfangsgründe der Bergwerkskunde.* Von Franz von Paula *Schrank* etc.

(Beſchluſs der im vorigen Stücke abgebrochenen Recenſion.)

Dritte Abhandlung, Grubenzimmerung. A) *In* (auf) *Stollen und Strecken.* S. 186. In Sachſen und auf dem Harze, heiſsen nur die beiden Stöcke, die an die Ulmen zu ſtehen kommen, und welche der Vf. mit *Delius* Stempel nennt, Thürſtöcke; ſein dritter heiſst die Kappe. S. 189 u. f. Die Pfähle werden an andern Orten (z. E. in Sachſen) auch aus 3 Ellen langen Schwarten gemacht. B) *Schachtzimmerung.* Rec. bemerkt nur: daſs, ſelbſt in ſeigern Schächten, die Zimmerung, wo die Kappen oder Stempel mittelſt Hohlkehlen mit den Jöchern verbunden werden, gar nicht, bey halbwege ſtarkem Drucke aus den Stöſsen, ſteht, wie Rec. an mehreren Orten geſehen hat. Jöcher und Kappen, müſſen mit Geſichtern verbunden ſeyn, wie Thürſtöcke und Kappe, und wie man aus dem Berichte von Bergbaue lernen kann. S. 206. wird geſagt, daſs in flachen Schächten keine Tragſtempel nöthig wären. Allerdings, wenn er mit Polzen oder ganzen Schrote verwahret werden muſs. Freylich iſt die Zimmerung in ſolchen Schächten mühſamer und ſchwerer als in ſeigern, wenn der flache Schacht durch die Zimmerung nicht verkrüpelt werden ſoll.

Vierte Abhandlung, Die Arbeit auf dem Geſtein. Die verſchiedenen Grade der Geſteinsfeſtigkeit, die im 1ſten Stücke des 1ſten Jahrganges des bergmänn. Journals von Hn. Werner angegeben und beſchrieben ſind, hätte der Vf. immer annehmen können. Sie ſind in der Praxi allerdings brauchbar. — Die Bergeiſen macht man beſſer gleich aus Stahl. — Man ſteckt gewöhnlich die Räumnadel gleich an die Patrone und ſchiebt letztere durch erſtere mit in das Loch. Darauf ſtampft man getrockneten und von Steinen gereinigten Lehm gehörig feſt. Wenn das Loch etwa ⅔ voll iſt, muſs man die Räumnadel ein wenig herausziehen; ebenfalls auch, wenn das 2te Drittel des Loches beſetzt iſt. Thut man dieſs nicht: ſo kann man die Nadel, wenn das Loch gehörig und völlig beſetzt iſt, äuſserſt ſchwer herausbringen. Das Brandröhrgen, oder der Zünder, oder die Raquete, wie es auch an einigen Orten heiſst, iſt theils von Schilf, theils von Pappier, mit naſſen Pulver ausgeſchmiert und hernach getrocknet. Jetzt ſchlägt man an einigen Orten des Kurſächſ. Bergbaues, ehe man das Loch mit Lehm beſetzt, wieder einen hölzernen Pfropf (oder Block etwa 1½ Zoll hoch, auf die Patrone, oder beſſer über ſelbiger, daſs zwiſchen der Patrone und dem Pfropfe ein luftvoller Raum bleibt. Man kann das Loch nun weit ſicherer beſetzen und im letztern Falle wirkt das Pulver auch mehr. Man bohrt einmänniſch zu 15, 18, zuweilen auch zu 20 Zoll tief; die Löcher werfen denn noch gut, wenn ſie nur gut angelegt ſind. Die zweymänniſchen Bohrlöcher ſind, auf Straſsen und in Fürſtenbauen von vieler Weitung, und wo das Geſtein feſt iſt, beym Schieſsen aus dem Ganzen weit vortheilhafter als die einmänniſchen, wie die Erfahrung ebenfalls gelehrt hat. Man gewinnt mit einer gewiſſen Anzahl zweymänn. Bohrlöcher mehr als mit doppelter Anzahl unter ähnlichen Umſtänden angelegter einmänn. Bohrlöcher. Wo das Geſtein ſich leicht zieht, oder viel Ablöſungen hat etc., da tritt der Fall ein, den der Vf. §. 209. Nr. 2. angeführt hat. Uebrigens iſt es gewiſs, daſs ein Schuſs, wenn er vortheilhafter wirken ſoll, mehr reiſsen und Geſtein trennen als werfen muſs.

Fünfte Abhandl, Vom Grubenbau. Gleich anfangs (S. 230.) merkt der Vf. ſehr richtig an, daſs auch bey dem Bergbaue: „*mit der wenigſten Auslage die gröſste Einnahme zu bewirken iſt. Aber die wenigſte Auslage iſt nicht allemal die, welche, für ſich ſelbſt betrachtet, die kleinſte iſt, wie die gröſste Einnahme nicht allemal die iſt, welche mir ein gegebenes Gewerbe in der kürzeſten Zeit und in der gröſsten Menge verſchaffet.* Wenn der „Ertrag irgend eines Gewerbes durch gröſsere, rechtzeitige Auslagen geſichert und vergröſsert, wenn er durch „eine *kluge Genügſamkeit* um *ſo viel dauerhafter* gemacht „wird, hingegen durch eine *unzeitige Sparſamkeit* ſeine „Quelle bald *ärmlich* wird, oder *gar verſiegt*: ſo *ſind „jene gröſsern, aber rechtzeitigen, Auslagen die klein„ſten*, ſo iſt jener *kleinere, aber dauerhaftere, Ertrag „der gröſste.*“ So wahr und einleuchtend dieſer Grundſatz iſt, ſo ſehr wird er insgemein miſsverſtanden, obgleich ſeine Nichtbefolgung bey dem Bergbaue weit nachtheiliger iſt als bey irgend einem andern Gewerbe. Uebrigens handelt der Vf. bloſs vom Baue auf Gängen und Flötzen. Stockwerke ſieht er in Rückſicht der Abbauung als ſehr mächtige Gänge an und empfiehlt für ſie den ungariſchen Queerbau. So überzeugt Rec. von den groſsen Vortheilen des Queerbaues auf mächtigen Gängen iſt, ſo wenig iſt noch ausgemacht, ob er wirklich für Stockwerke, wie das Altenbergl. und andere ſind, vortheilhafter in Abſicht der Gewinnung iſt, als der gewöhnliche Stockwerksbau, den der Vf. doch auch hätte beſchreiben ſollen. Wenn man indeſſen den beſchriebenen Queerbau mit dem gewöhnlichen Stockwerksbau genau vergleicht: ſo dürfte, wenigſtens bey feſtem Geſteine, die Gewinnung durch letztern beſſer

Statten gehen oder eingerichtet werden können durch erſtern. — Bauwürdige Gänge werden betlich durch Strafsenbau, Förſtenbau und Queerbau bauet, wovon der Vf. auch hauptſächlich handelt; gt aber wenig oder gar nichts von Hülfs- und Verbauen, die doch auch mit zu dem Grubenbaue gen. Vom Strafsen- und Förſtenbaue hätte indeſſen mancherley können beygebracht werden. Es fehl. B. Regeln für die gute und vortheilhafte Anlage Strafsen- oder Förſtenbaues; es hätte mehr, als 6 u. f. geſchehen iſt, von den Vortheilen und Nachen des einen und des andern Baues beygebracht len können etc. — In Rückſicht des Baues auf Flötbetrachtet der Vf. nur die ſchwebenden Flötze, die g oder gar kein Fallen haben. Flötze, die auf dem e ſtehen oder ein ſtarkes Fallen haben, d. i. mit Horizonte einen anſehnlichen Ngwinkel machen, nt er, mit Hn. von Trebra, in Hinſicht der Abbau für Gänge. Sonach wird hier hauptſächlich vom *benbau* gehandelt. Doch geht der Vf. nicht tief gein die Sache. Hohe Flötze empfiehlt er durch eine von Queerbau abzubauen. Der Pfeilerbau, gehörig legt, iſt ſo etwas und hier beſſer als der eigentliche rbau, wie man auf gut betriebenen Steinkohlenwerſehen kann; freylich mufs da der Pfeilerbau ſo angt ſeyn, dafs mit geringen Koſten eine anſehnliche ntität Kohlen gewonnen werden und die Arbeiter y doch auch gehörigen Verdienſt haben können. *der Grubenmaurung.* Es ſcheint anfangs, dafs der Vf. den Nutzen der Grubenmauerung erkenaber nicht hinlänglich, ob er gleich des Hn. von ra Anempfehlung für ſich hat und auch anführt. widerlegt er §. 258. die von ihm §. 257. nach Devorgebrachten Einwendungen gegen dieſe Art des enausbaues. Auf den kurſächſ. Bergwerken, als eyberg, Schneeberg etc. können aus Erfahrung die en Vortheile der Grubenmauerung, beſonders der mauerung, gezeigt werden. Im bergmänn. Journal 1793 wird der Vf. ſchöne Beyträge zur Kalkmaufinden, ſowohl in Rückſicht des ökonomiſchen und nologiſchen als mathematiſchen; auch eine kleine berechnung im Magazin für die Bergbaukunde, 2tem ile. — §. 259. zu Ende ſteht: „wirklich hat man in rienberger Refier des Bergamtes Freyberg" etc. Marienberger Refier hat ein eignes Bergamt, das t unter dem Bergamte zu Freyberg, ſondern unter dafigen Oberbergamte ſteht, wie alle Bergämter des ächſ. Erzgebirges. — Uebrigens hätte hier Rec. r von dem technologiſchen und mathematiſchen der enmaurung (freylich das mathematiſche ſo gemeinich wie möglich vorgetragen), erwartet.

Sechste Abhandlung. Von der Förderung. Zuerſt ey der Streckenförderung gewöhnlichen Fortſchafszeuge: Laufkarn, Hunte. Der ungariſche Hunt vorgezogen. Aus von Böhmers Grubenförderung der Vf. noch andere ſehr vortheilhaft eingerichtete te (ſo wie gute Harkel), können kennen lernen, ſonſt vieles in Rückſicht des technologiſchen, ökoiſchen und mathematiſchen, das hier hätte ſollen benutzt werden. — Zu Umtreibung der ſtehenden Winde, des gemeinen Bergwerksgöpels, zieht der Vf. mit Recht die Pferde den Ochſen vor. Er gibt das mechaniſche Moment eines Pferdes 3mal gröſser als das eines Ochſens an. Rec. weifs aber aus Beobachtung, dafs eine und dieſelbe Laſt aus einer und derſelben Tiefe mit 3 Pferden in 6 Stunden, mit 4 Ochſen aber in 7 Stunden aufgefördert wurde. Sonach verhielte ſich der Effect eines Ochſens zum Effecte eines Pferdes = 9 : 14 = 1 : 1½. Die Pferde waren weder von einem ſchlechten noch ſonderlich ſtarken Schlage. — Die Pferdegöpel auf den kurſächſ. Bergwerken, beſonders zu Freyberg, Anneberg und Schneeberg, ſind viel beſſer als die ungariſchen eingerichtet. Im bergmänniſchen Journale von 1792 findet man einen beſchrieben. Eben ſo hat auch Rec. daſelbſt die Waſſergöpel vortheilhaft und mechaniſch gut eingerichtet gefunden. Die da gebräuchliche Verrichtung des Tonnenfaches und der Tonnen, erleichtert den Gang dieſer Maſchine ſehr, und iſt auch bey Haskoln nachgeahmt worden, wie man aus dem vorhin angeführten Buche Hn. von Böhmers erſehen kann. — Zuletzt ertheilt der Vf. die für den Bergbau ſehr wichtige und daher ſehr wohl zu beherzigende Regel: „*Man trei-*
„*be die Wirthlichkeit aufs höchſte und vermeide alle Filzig-*
„*keit, Erſparniſs an Zeit iſt oft mehr Gewinſt als Erſpar-*
„*niſs an Summen.*"

Siebente Abhandlung. Von der Wetter- und Waſſerloſung. Wetterloſung. Der Vf. braucht §. 290. das Wort: Stickluft, ſtatt: mephitiſcher Luft. Das erſte würde Rec. nach der neuern Chemie, lieber und richtiger für die ſogenannte phlogiſticirte Luft gebraucht haben. §. 291. ſucht der Vf. einen Beweis für den Satz: dafs im Winter die Wetter durch tiefere Tagöffnungen und im Sommer durch höhere, einfallen, zu geben. Allein der Satz iſt nicht allgemein, wie ſelbſt aus des Vf. Beweiſe erhellet, und wie er auch §. 292. ſelbſt bemerkt. Doch ſieht man, dafs er ihn mit Jars u. a. für allgemeiner nimmt als Delius thut und er auch wirklich iſt. Dafs jener Satz nicht ſo allgemein iſt, wird auch im 1ſten Bande der Beobachtung und Entdeckung aus der Naturkunde verſichert. Nur dann fallen im Sommer die Wetter zu den höhern Tagöffnungen ein, wenn (wie ſich ſelbſt aus des Vf. Beweis ergibt), die tiefern (ihrer Lage nach), mehr von der Sonne beſchienen werden als jene, folglich dadurch die Luft über der tiefern Oeffnung wärmer, mithin leichter und ſpecifiſch elaſtiſcher wird, alſo da in die Höhe ſteigt. Delius erklärt alles ſo ziemlich richtig; nur denkt er ſich erwärmte Luft ſchlaffer als kältere, da doch jene nur eine geringere Dichte, aber dabey eine gröſsere ſpecifiſche Elaſticität beſitzt, indem für unſere atmoſphäriſche Luft, die nur genannte Elaſticität, der Wärme proportional iſt. — Die zur Beförderung des natürlichen Wetterwechſels gegebenen Regeln ſind gut und in der Praxi längſt gebraucht worden. Für den künſtlichen Wetterwechſel zieht der Vf. in Abſicht der Wirkung mit Recht die Waſſertrommel und den Wetterofen vor, wozu Rec. noch den Harzer Wetterſatz ſetzt. Die Wetterlutten thun nicht für das Einziehen der Wetter die gehörigen Dienſte,

ſte, beſſer, wenn man ſie zum Ausziehen der Wetter braucht, welches leicht angeht. Uebrigens würde der Vf. noch viel Brauchbares über die Wetter im Magazin für die Bergkunde gefunden haben. — *Waſſerloſung.* Hier iſt der Vf. in der That zu oberflächig: er handelt *dieſe wichtige* Materie nicht ganz auf 7 Seiten ab. Er hätte können, ohne Zeichnung, mancherley Gutes über die Waſſerloſung mit Maſchinen ſagen können. Er konnte die Einrichtung dieſer Maſchienen als bekannt vorausſetzen und durfte ſich nur mehr über ihren Gebrauch in dieſem und jenem Falle, über ihre Vortheile, Unterhaltung etc. auslaſſen.

Dritter Theil. Aufbereitungskunſt. 1ſte Abhandlung. Grundſätze der Aufbereitungskunſt. Die in der Note §. 317. erwähnte und zu Schemnitz gebräuchliche Vorrichtung oder Gradationswäſche iſt was an andern Orten eine Klaubwaſche heiſst. Rec. hat ſie auch auf verſchiedenen Gruben in der Freyberger Revier, nebſt noch andern hübſchen Wäſchvorrichtungen, eingeführt gefunden. Von der auf der Grube Kurprinz Friedrich Auguſt befindlichen, ſteht eine Beſchreibung im 3ten Theile des Magazins für die Bergbaukunde, wozu ſich im 10ten Theile ein ſchätzbarer Beytrag findet. — Zu dem Siebſetzen (§. 319. u. f.) finden ſich im bergmänn. Journale ſchöne Beyträge; auch welche zu den Pochen und Waſchen, ebenfalls auch im 2ten Theile der Bergbaukunde. — Der Stoſsherd wird §. 342. zu kurz abgefertiget. Im nur erwähnten 3ten Theile des Magazins für die Bergbaukunde iſt einer abgebildet und beſchrieben, wie ſie in Freyberg mit vielem Vortheile eingeführt ſind. Aus der letzten Abhandlung dieſes Theiles wird man auch ſeine Behandlung abnehmen können. Die *Stoſsherde* hält Hr. von *Trebra* unter allen Herden mit Recht für die *glücklichſte Erfindung.* Sie bereiten mehr, reiner und mit viel weniger Koſten auf. Bey den röſchgepochten Erzten übertrifft der Stoſsherd die Glauchherde nicht ſo ſehr; aber anſehnlich bey den zähgepochten: beſonders vortheilhaft iſt er daher, wo edle Geſchicke durch Waſchen auf den Herden müſſen aufbereitet werden; 4 Stoſsherde wirken in dieſem Falle mehr als 12 Kehr- oder Glauchherde. Dieſs widerſpricht freylich Delius Urtheil, der aber bekanntlich auch nicht ohne Vorurtheil war, ſo viel Verdienſte er übrigens hat. *Zweyte Abhandlung. Vom Teichbaue.* Rec. ſieht nicht wie dieſe Materie zur Aufbereitungskunſt kommt. Wollte der Vf. aber von den Auffſchlagewaſſern Unterricht ertheilen: ſo muſste er nicht die Auffammlung derſelben, ſondern auch ihre Auffuchung, Herbeyleitung und zweckmäſsige Vertheilung, abhandeln.

Vierter Theil. Von den Bergwerksperſonen und der Bergwirthſchaft. Hauptſächlich wird hier von letztern gehandelt. — §. 364. wird das Wort Kux, weiblichen Geſchlechts genommen, iſt aber männlichen Geſchlechts. Man ſpricht nicht die Kux, ſondern der Kux, des Kuxes etc. — Ziemlich ausführlich über die verſchiedenen Arten der Gedinge, wozu ſich aber noch manches ſetzen lieſse. Der Vf. ſchreibt in Rückſicht des richtigen Verdingens auf dem Geſteine vor, daſs von den Steigern, Geſchwornen und übrigen Grubenbedienten, drey Schichten hindurch Arbeit ſoll gemacht und daraus das Gedinge beſtimmt werden. Dieſs Verfahren iſt ſehr weitläuftig, und auch nicht nöthig: man muſs nur ſolche praktiſche Beamten verdingen laſſen, die ſich durch Erfahrung eine hinlängliche Kenntniſs vom Geſteine erworben haben, indem ſie alle mögliche Geſteinsarbeit geraume Zeit hindurch ſelbſt getrieben haben. Beym Verdingen zeigt ſich beſonders der Nutzen der vorher erwähnten Grade der Geſteinsfeſtigkeit, hauptſächlich wenn man ſie mit Rechnungen verbindet, wie im 4ten und 10ten Theile des Magazins für die Bergbaukunde ſtehen. Die Schemnitzer Art auf dem Geſteine zu verdingen (S. 372.) iſt eigen und auf die erſten und längſt bekannten Lehren der Theorie der Zuverläſsigkeit und Verſuche gegründet, von der Lambert in ſeinen Beyträgen ſo ſchön gehandelt hat. Das Verdingen nach dem Gewichte oder des Gehaltes des gewonnenen Erztes läſst ſich, ob es gleich in Niederungarn längſt gebräuchlich iſt, allgemein nicht einführen. Bey ſehr edlen Geſchicken kann es wegen dem zu ſtarken Steigen der Löhne mit dem Metallgehalte, nicht mit Vortheile angewendet werden. Den gröſsten Vorzug hat es, aus begreiflichen Urſachen, beym Bauen auf Gängen wo edle Geſchicke in Neſtern einbrechen, nur muſs man die Arbeiter immer unter guter Aufſicht haben. Indeſſen ſteht dieſer Verdingungsart, die ungleichförmige Vertheilung des Gehaltes in den gewonnenen Erzthaufen entgegen, wodurch es leicht geſchehen kann, daſs die Gewinnerlöhne entweder für die Grube oder die Arbeiter nachtheilig ausfallen. Genaue Erzproben und bewährte Kenntniſs des Erzgehaltes kann jedoch dieſes Nachtheilige ſehr vermindern. — Die S. 380. Nr. 2. aus dem Delius für die Hunteförderung beygebrachte Gedingtabelle iſt nicht richtig, wie in der 2ten Auflage von Beyers gründlichen Unterrichte vom Bergbaue nach Anleitung der Markſcheidekunſt, iſt gezeigt worden. — Die Zimmerung zu verdingen, thut man nicht wohl, da ſolche Gedinge leicht der Grube zum Nachtheile gereichen können.

SCHÖNE KÜNSTE.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Ueber Deklamation*, von *H. G. B. Franke. Zweyter Theil.* 1794. 294 S. 8.

Von dem erſten Theil dieſer in ihrer Art ſchätzbaren Schrift hat zu ſeiner Zeit ein andrer Recenſent (A. L. Z. v. 1792; III. 437.) die Anzeige geliefert, und den Werth nicht verkannt, der ihr ſowohl von Seiten des Inhalts als der Behandlung gebührt. Jener erſte Theil war theoretiſch, und betrachtete die Declamation im Allgemeinen; dieſer zweyte hat eine ſpecielle Anwendung zur Abſicht, und führt daher zur Aufſchrift: *Angewandte Declamation.* Indeſs gaben eben die Beyſpiele des Praktiſchen dem Vf. zu mancher weitern Erörterung des Theoretiſchen Gelegenheit; und auch hier findet man ſich lehrreich und anziehend von einem Manne unterhalten, der über ſeinen Gegenſtand reiflich nachgedacht, und ihn ſich überall, wo er hörte, las, oder unterrich-

tete, lebhaft vorschweben liefs. Zuerst werden einige Bemerkungen vom Ausdruck der Seele durch die Rede überhaupt vorausgeschickt, vornemlich in Hinsicht auf den gröfsern oder geringern Grad ihrer Thätigkeit und Ruhe, und den gleichartigen Stufengang, den hier das Gemüth und seine Dolmetscherin, die Rede, beobachten. Sodann wird jeder einzelne Zustand der Seele mit seinen verschiedenen Modificationen, in dieser Beziehung, besonders durchgegangen; und da handelt der Vf. erstlich vom Ausdruck im Zustande des Denkens, oder von der Ideendaclamation, wo die Abstufungen wieder so mannichfaltig sind, als die Denkarten selbst, indem Ueberlegung, Wahrnehmung, Ungewifsheit, Zweifel, Ueberzeugung, Folgerung, u. s. f. jede ihren ganz eignen Ton des Vortrags fodern. Bey dieser Gelegenheit macht der Vf. einige feine und für den Unterricht brauchbare Bemerkungen über den Periodenbau, und über die darin liegenden Verhältnisse der Gedanken und Sätze unter einander. Durch den bey diesem Abschnitte zum Grunde gelegten Unterschied des objectiven und subjectiven Ausdrucks in der Declamation, gewinnt die Deutlichkeit und Bestimmtheit nicht wenig. In der folgenden dritten Abtheilung ist die Rede vom Ausdruck im Zustande der Gemüthsbewegungen und Leidenschaften, oder von der Empfindungsdeclamation. Hier wird eine allgemeine Betrachtung über den Empfindungsausdruck überhaupt vorausgeschickt, und untersucht, worin er sich vom Vortrage der Gedanke unterscheide. Dadurch nemlich, dafs dieser die Verhältnisse der Ideen nach ihrer Lage, Stellung, Folge, u. s. f. und die ganze Richtung und Wendung des Verstandes dabey angibt; jener hingegen mehr die Wirkungen der Eigenschaften einer Sache darlegt, und die daher entstandenen Gefühle, die entweder angenehm oder unangenehm sind, anzugeben sucht. Daher die vielen Interjectionen und Beywörter; daher auch der Umstand, dafs die Declamation der Empfindung den Accent mehr auf Adjective, als auf Substantive, setzt. S. 122. hat der Vf. einen ganz glücklichen Versuch gemacht, diesen Unterschied des Vortrages der Empfindung und der Gedanken durch Bezeichnung der Längen und Kürzen in der Tongebung in einem Beyspiel anschaulich zu machen. Sehr richtig ist auch der physiologische Unterschied bemerkt, dafs an der Empfindungssprache mehr die Brust, an dem Gedankenvortrage aber mehr die feinern Schwingungen der Hirnfiebern Theil nehmen. Bey der Betrachtung jeder einzelnen Empfindung und des ihr entsprechenden Ausdrucks der Rede legt der Vf. nicht die zu weitläuftige und zu allgemeine Eintheilung der Empfindungen in angenehme und unangenehme zum Grunde, sondern versucht lieber eine eigne, nach der Verschiedenheit, wie sich eine Empfindung im Innern fühlt, und in sofern einige Empfindungen mit dem Gefühle der Ausdehnung, der Erweiterung verbunden sind, andre hingegen verengen, andere schwächen und erschlaffen. Jede dieser drey Arten hat denn wieder ihre Unterabtheilungen, die nach einander durchgegangen, und mit Beyspielen erläutert werden. Endlich handelt der Vf. noch im vierten Abschnitte von dem Ausdruck im Zustande des Vorstellens, oder von der Phantasiedeclamation, die auch die malerische heifsen kann, und welche die Absicht hat, die Gegenstände nicht blofs verständlich, sondern anschaulich zu machen. Auch diese hat ihre verschiednen Grade, darnach sich richtende Erfoderniffe und Rücksichten, die man auf dieselben nehmen mufs, um durch Malerey nicht mehr zu verderben als zu heben, um nicht lächerlich und abgeschmackt zu werden, wo man rührend und eindringlich seyn will, — — Auch dieser zweyte Theil macht dem Beobachtungsgeiste und dem lautern Geschmacke des Vf. Ehre, und sein Buch gehört zu der gewifs nicht zahlreichen Klasse unsrer abhandelnden Schriften, die sich auch durch edle und blühende Schreibart auszeichnen, ohne dafs jedoch seine Belehrung über Declamation selbst Declamation geworden wäre.

KLEINE SCHRIFTEN.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. *Danzig*, b. Troschel: *Zwey Predigten bey Gelegenheit der feyerlichen Erbhuldigung, welche Sr. Majestät dem Könige von Preufsen Friedrich Wilhelm II. den 7. May 1793 in Danzig geleistet wurde.* Gehalten von *J. W. Linde*, Pred. an der heil. Geistkirche. 1793. 46 S. gr. 8. — Diese Predigten bürgen für den Geschmack, wie für das Wahrheitsgefühl der Danziger, da sie, wie Rec. weifs, ihrem Vf. von mehreren seiner Zuhörer abgefodert worden sind. Der Ton in denselben ist der Würde der Kanzel angemessen, nichts weniger als schmeichelnd, wie es leider bey ähnlichen Veranlassungen sonst oft der Fall ist. Durchweg herrscht die Sprache eines Mannes, der, ohne dem anerkannten Werthe der bürgerlichen Verfassung, in welcher er bis dahin lebte, etwas zu vergeben, mit männlichem Anstande in eine neue überzugehen, und sich in die Zeit zu schicken versteht. Die von der Regierung vorgeschriebenen Texte sind zu der auf dem Titel angezeigten Feyerlichkeit zweckmäfsig benutzt. Ueber *Hiob* 36, 5—7. wirft der Vf. am Vorbereitungstage zur Huldigung die Frage auf: *Woher weifs ich, dafs wir am Tage der Huldigung unserm Könige mit Willigkeit und Treue schwören?* und die Antwort, nach einer auf die Geschichte des Menschen, oder der Entwickelung seiner Neigungen, Begierden und Grundsätze, sich gründenden Eintheilung heifst: *Wir schwören* 1) *als verständige und erkenntliche Männer*, 2) *als geübte und erfahrne Bürger*, 3) *als aufgeklärte und entschlossene Christen.* Am Danktage nach der Huldigung knüpft er den Faden seiner Betrachtungen wieder an, um über 2 *Sam.* 14, 17. zu zeigen: *Wie Liebe und Treue gegen den neuen König*, zu welcher er vorhin ermuntert hatte, *durch Bekanntmachung mit dem Charakter des Königs nach seinen einzelnen Zügen, durch Entschlossenheit* selbst *auf den König einzuwirken, und durch Gebet zu Gott für sein Wohlergehen*, geäufsert werden müsse. Alles darüber gesagte zeichnet sich durch Ausführung und Einkleidung gleich vortheilhaft aus, daher auch Rec. einzelne Stellen auszuheben sich enthält, die aufser dem Zusammenhange sehr verlieren würden. Als Muster guter Casualreden, mit Rücksicht auf ein im Denken geübtes, oder doch durch Lectüre gebildetes Auditorium, verdienen diese Predigten ganz gelesen zu werden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 4. August 1794.

GOTTESGELAHRTHEIT.

BREMEN, b. Förſter: *Jeſaias zweyter Theil*, neu überſetzt und kritiſch bearbeitet von *Gerhard Krägelius*. 1791. 108 S. gr. 8.

Der erſte Theil dieſer Ueberſetzung iſt in der A. L. Z. 1791. No. 101. angezeigt worden. Wir wollen uns ſtatt eines allgemeinen Urtheils diesmal auf *eine* Stelle etwas näher einlaſſen, und wählen dazu den Anfang des 27. Kapitels, deſſen Lesart bekanntlich von neuern Kritikern für ſehr verderbt gehalten wird. Dafs Hr. *K.* viele Conjecturen gewagt habe, beweiſt ſchon die Ueberſetzung K. 27, 1—6. 1. *Dann wird Jehovah durchbohren Leviathan, die zaubernde Schlange, Und Leviathan, die ſich ſchlängelnde Schlange Und würgen das Ungeheuer im Meere.* 2. *Alsdann wird ein angenehmer Weinberg ſeyn Und Wein in ihm vom köſtlichſten Geſchmack.* 3. *Ich, Jehovah, bewache ihn mit meinen Augen, Mit meinem Angeſichte decke ich ihn. Bey Nacht ſchütze ich ihn, Und bey Tage bewahre ich ihn.* 4. *Eine Mauer brauche ich nicht. Wer wird mich zur Dornhecke machen können? Mit Kriegesſturm will ich über ſie herfallen Und alles in Brand ſtecken.* 5. *Der Feind wird ſich halten an meiner Kraft, Und Friede machen mit mir, Ja Friede wird er machen mit mir.* 6. *Es wird die Frucht aus der Wurzel hervorkommen. Jacob wird aufſprieſſen, Und aufblühen Iſrael, Und früchtevoll wird der Erdkreis ſeyn.* V. 1. lieſt der Vf, וְנָקַר oder vielmehr יִקַּר ſtatt יִפְקֹד, und glaubt, dafs die LXX ſo geleſen haben. Aber ἐπάξει mufs man von ἐπάγω, nicht, wie Hr. *K.* will, von πήγνυμι ableiten; und in dieſer Ueberſetzung wird פקד öftrer, z. B. Exod. 32, 33, 34, 7. durch ἐπάγω ausgedrückt, auch ſogar hier und noch in 4 Stellen des Jeſaias. S. K. 15, 7. 24, 21. 26, 14. 26, 21. Es bleibt alſo die vorgeſchlagene Lesart eine bloſse Muthmafsung, die, nach des Rec. Gefühl, nicht eben wahrſcheinlich iſt, weil פקד einen ſchicklichen Sinn gibt und ſowohl die Autorität der alten Verſionen, als der hebräiſchen Handſchriften für ſich hat. Für ברח lieſt er חֹבֵר ohne irgend eine Auctorität und ohne dringende Urſache. Denn alles ſpricht für die gewöhnliche Lesart, auch Hiob. 26, 13. man mag nun dadurch mit Schultens *ſerpentem mali ominis*, oder mit den LXX. die fliehende oder ſchnelle Schlange verſtehn. V. 2. hat Hr. *K.* חמר in חמר וחמר und ענב in ענג verwandelt. Die erſte Aenderung hat etwas für ſich. Denn für חמר ſteht bey den LXX. καλὸς, ἐπιθύμημα Allein hieraus folgt nicht einmal, dafs die LXX. חמר zweymal geleſen, ſondern nur, dafs ſich hier, wie Pſ. 29, 1. eine doppelte Ueberſetzung eben deſſelben Wortes eingeſchlichen hat. Auch würde dieſe Muthmafsung durch Berufung auf die vielen Handſchriften und Ausgaben, von denen einige חמר, andre חמר leſen, nichts gewonnen haben, weil die Aehnlichkeit des ר und ך die Quelle dieſer verſchiedenen Lesart iſt. Rec. getraut ſich zwar nicht, zuverläſsig zu entſcheiden, welches die wahre Lesart ſey, doch iſt er geneigt, mit den LXX. und dem Chaldäer חמר vorzuziehen. Im erſten Satz iſt weiter keine Aenderung nöthig, wenn man conſtruirt, *cum vineam quod attinet, canite de ea.* Allein da ein Wechſelgeſang Gottes und des Weinbergs folgt: ſo kann ſich Rec. des Gedankens nicht erwehren, dafs man für לָהּ vielleicht לָהֶ, wie die Poëten mit eben dem Rechte für לן ſchreiben können, mit welchem Moſes Gen. 49, 11. עירה für עורן ſetzt, ausſprechen müſſe: *Alsdann ſing, o geliebter Weinberg, mit ihm dieſen Wechſelgeſang.* Der Pluralis von ענן ſteht dieſer Auslegung nicht entgegen, weil כרם das ganze jüdiſche Volk bedeutet. Setzt doch Jeſaias auch Kap. 7, 13. den Pluralem zu בית דויד. Vielleicht hat der Vf. der Vulgata auch לה geleſen. Denn er überſetzt: *in die illa vinea meri cantabit ei*, und *ei* kann ſich hier wohl nicht auf *vinea* beziehen. V. 3. leitet Hr. K. אשקנה von נשק ab und lieſt מני ſtatt מן, oder vielmehr לְמָנִי. Dafs נשק *decken*, oder ohne Metapher *beſchützen* heifsen könne, wird nicht bewieſen. Und die gewöhnliche Lesart giebt, wenn man רגעים nach dem Arabiſchen von einem häufigen Regen verſteht, einen guten Sinn: *ich tränk ihn oft mit Regen.* Auch der letzte Satz bedarf keiner Veränderung. Denn יפקד kann man imperſonaliter nehmen, *ne quis eum invadat.* Im letzten Satze lieſt Hr. K. mit Lowth אפקד und hat den Syrer, auch den Chaldäer, und nicht wenige hebräiſche Handſchriften zu Gewährsmännern dieſer Lesart. Es entſtehn auch auf dieſe Art ein paar Parallelſätze. Nun lieſse ſich zwar dieſe Concinnität ſogar ohne Abänderung der vorhergehenden Sätze erhalten, wenn man מן in מני verwandelte und alſo überſetzte: *Mit meinen Augen blick' ich auf ihn des Nachts, des Tages bewach ich ihn.* Man könnte auch behaupten, dafs der Syrer ſo geleſen und nur מני nicht ausgedrückt habe, weil dieſs ein poetiſcher Pleonasmus iſt. Allein dafs die gewöhnliche Lesart, ob ſie gleich keine ſo concinnen Sätze gibt, die ächte ſey, wird durch die Gewohnheit der Hebräer, פקד mit על im böſen Verſtande zu nehmen, beſtätigt. Der Parallelismus der Sätze kann hier nichts entſcheiden, da von einem einzelnen Satze die Rede iſt, der einige Aehnlichkeit mit der Zeile Pſ. 1, 2. hat: *Und ſein Geſetz durchforſchet Tag' und Nächte*

te lang. V. 4. lieſt Hr. K. חומה für חֵמָה ira. Nun iſt zwar dieſe Aenderung nicht ſchlechterdings nöthig. Denn die gewöhnliche Lesart gibt, wenn man dieſen Satz mit dem vorhergehenden Vers verbindet, einen guten Sinn: *Tag und Nacht will ich ihn ſchützen; denn ich zürne nicht auf ihn.* Aber חומה paſst doch viel beſſer zu dem Folgenden, wenn man dem Sprachgebrauche gemäſs ſo überſetzt: *Wär ich doch umzäunt mit Geſträuch und Dornen.* Und dieſe Lesart hat auch nicht bloſs die LXX. nebſt dem Araber, ſondern auch den Syrer für ſich. Doch Hr. K. gibt noch eine andre Ueberſetzung von dieſer Stelle: *Eine Mauer iſt zwar nicht da, die ihn umgibt. Aber wie würd' er mir Dorn und Diſteln bringen können? Mit Kriegsſturm würd ich ja ſogleich über ihn herfahren, und alles auf einmal in Brand ſtecken.* Er nimmt nemlich an, daſs man ſtatt לִי leſen könne לוֹקְחַנִי, welches die LXX. durch ἢ οὐκ ἐπελάβετο αὐτῆς ausgedrückt haben ſollen. Aber die Autorität dieſer aus einer ſo fehlerhaften Handſchrift des Jeſaias ziemlich frey überſetzten Verſion entſcheidet gegen die übrigen und gegen den Zuſammenhang nichts, auch iſt es hart, anzunehmen, daſs מִי hier *wie* heiſse, da מִי יִתֵּן ſonſt immer einen Wunſch anzeigt. Daſs Hr. K. die Worte zuſammen nimmt, welche durch trennende Accente, die, auch als muſicaliſche Zeichen betrachtet, das Ende der Sätze anzeigen, von einander abgeſondert ſind, erweckt auch kein gutes Vorurtheil für ſeine Erklärungen. Der letzte Satz hat keine Schwierigkeit, wenn man annimmt, daſs in demſelben die Feinde des jüdiſchen Volkes redend eingeführt werden, wie Pſ. 2, 3. die Rebellen. V. 5. verwandelt der Vf. אֹן in אַיֵּב ohne weiter einen Grund zu haben, als den, daſs die LXX. אֹן gar nicht ausdrücken. Rec. iſt geneigter, dafür הוֹא zu ſetzen, oder anzunehmen, daſs אֹן hier, wie Hiob 22, 11. 2 Sam. 18, 13. u. ſ. w. für אוֹי ſtehe und *ha!* bedeute. Hr. K. lieſt ferner תְּבוֹאֶה בָּאָה מִשְׁרָשׁ und beruft ſich auf die LXX., welche οἱ ἐρχόμενοι τέκνα haben, und darauf, daſs am Ende תְּנוּבָה folgt; das erſte beweiſt vielmehr, daſs die Griechen הַבָּאִים laſen und dieſs durch τεκνα erklärt, und, wie das oft der Fall bey den LXX. iſt, hernach in den Text genommen worden, das letztere aber, daſs הַבָּאִים hier ein Synonym von תְּנוּבָה ſey, welches man deſto eher annehmen kann, weil בּוֹא auch bisweilen *naſci* heiſst, z. B. Eccleſ. 1, 4 u. 5. 14. Dieſs vorausgeſetzt, kann הַבָּאִים hier das bedeuten, was Pſ. 80, 12. durch יְנִקוֹת ausgedrückt wird. Nun iſt weiter keine Aenderung nöthig; aber Hr. K. vernachläſsigt auch hier die Accente und lieſt יִפְרֹחַ oder וַיִּפְרַח, ohne daſs man weiſs warum? Wenn man zu den wenigen, von uns für nöthig befundenen, Aenderungen noch die Bemerkung zu Hülfe nimmt, die aus der V. 2. vorgeſchlagenen kleinen Aenderung nothwendig folgt, daſs 3—6. verſchiedene Stimmen wechſeln, die ſich leicht errathen laſſen: ſo erhält man folgende Ueberſetzung: 1. *Dann wird Jehovah ſtrafen Mit ſeinem grimmigen, ungeheurem, gewaltigen Schwerdte Den Leviathan, die ſchnelle Schlange, den Leviathan, die ſich ſchlängelnde Schlange, Und tödten den Drachen des Meeres.* 2. *Dann ſing', o geliebter Weinberg, mit ihm dieſen Wechſelgeſang:* 3. (Jehovah) *Ich, Jehovah, bewach ihn, mit häufigem Regen tränk ich ihn. Damit ihm niemand ſchade, bewach ich ihn Tag und Nacht.* 4. (Der Weinberg) *Ich habe keine Mauer! O wär ich umzäunt mit Geſträuchen, Mit Dornen zur Zeit des Krieges!* (Der Feind) *Ich fall ihn an, Verbrenn' ihn ſogleich.* 5. (Der Weinberg) *Ha! Er befeſtigt meine Schutzwehr. Er verſchafft mir Sicherheit, Sicherheit verſchafft Er mir.* 6. (Jehovah) *Seine Senker läſst Jacob Wurzel ſchlagen, Sprössling und Blüthen treibt Iſrael, Und füllt den Erdkreis mit Früchten.* Ob Hr. K. zu viel und Rec. zu wenig geändert, und welche Aenderungen Grund haben, dieſs zu entſcheiden, überlaſſen wir billig den Leſern und geben bloſs die Verſicherung, daſs der Vf. ſeiner Methode durchgängig treu geblieben ſey. Auf die Anfrage, ob es für alle poetiſche Bücher des A. T. überhaupt und für das Buch des Jeſaias insbeſondre, gut ſeyn würde, wenn man den Text ſo, wie er iſt, bloſs nach einem gewiſſen kritiſchen poetiſchen Maaſsſtabe abdrucken lieſse, kann Rec. nach ſeinem Gefühl keine andre, als bejahende Antwort ertheilen.

HALLE, in der Buchhandlung des Wayſenhauſes: *Pentateuchus ex recenſione textus hebraei et verſionum antiquarum latine verſus* notisque philologicis et criticis illuſtratus a *Joan. Ang. Dathio*, editio altera emendatior. 1791. 708 S. gr. 8.

An dieſe zweyte Ausgabe der Ueberſetzung des Pentateuchs hat der ſelige Dathe ſelbſt in jedem Verſtande die letzte Hand gelegt. Denn bloſs die Vorrede zu dieſer Ausgabe rührt von einer fremden Hand her, die der edeln Denkungsart und Beſcheidenheit, mit welcher der Vf. dieſs treffliche Werk angefangen und vollendet hat, ein verdientes Denkmal ſetzt. Der Eifer des Vf., dieſs Werk immer mehr zu vervollkommnen, iſt in allen angebrachten Aenderungen eben ſo ſichtbar, als ſeine Beſcheidenheit. Gen. 1, 2. opfert er ſeine ehemalige Erklärung der Döderleiniſchen auf; denn er verſteht, wie dieſer, durch den *Geiſt Gottes* nicht mehr den *Wind*, ſondern *Gottes ſchöpferiſche Kraft*. Und die Gründe, die ihn zur Aenderung ſeiner Meynung bewogen, waren dieſe: 1) weil Moſes an andern Orten durch רוּחַ אֱלֹהִים die göttliche Kraft verſteht, und 2) weil, ſo oft in dieſer Beſchreibung der Schöpfung eine neue Begebenheit erzählt wird, der Vf. ſagt: *Gott ſprach.* Rec. ſcheint der erſte Grund um deswillen nichts zu entſcheiden, weil dieſes erſte Lied, wie auch Hr. D. ſelbſt einräumt, und Moſes Kap. 2, 4. durch die Nachſchrift nicht undeutlich zu verſtehn gibt, vor Moſis Zeiten gedichtet und nur von dieſem eingerückt worden iſt. Der zweyte Grund trifft auch Dathens erſte Erklärung nicht. Denn wenn hier der Dichter den Wind nur als eine wirkende Urſache des entſtehenden, oder wiedererſcheinenden Lichtes erwähnt hat, wie D. in der erſten Ausgabe annahm, weil der Wind zu Zerſtreuung der, die Sonne verdunkelnden, Dünſte viel beytragen konnte: ſo konnte der Dichter nicht ſagen: *Gott ſprach*, es ent-

entstehe der Wind, sondern er mußte diesen Ausdruck bis zur Beschreibung des wiedererscheinenden Lichtes sparen. Daher findet Rec. die Uebersetzung dieser Stelle in der ersten Ausgabe: *tum ventus, a deo immissus, movebat has aquas, et deus (sic) jussit, ut lux oriretur*, immer noch treffender, als die gegenwärtige: *tum vis divina his aquis supervenit, et jussit deus lucem oriri.* Auch da erwähnt Hr. D. die Meynungen andrer, wo er ihnen nicht folgt, um seinen Lesern die Wahl zwischen den verschiedenen Meynungen zu erleichtern, wie Gen. 2, 5. Doch opferte er seiner Bescheidenheit nie seine Ueberzeugung auf. Daher erklärt er sich Gen. 3, 8. mit aller Freymüthigkeit und mit wichtigen Gründen gegen die Meynung derer, welche in diesem Kapitel ein Philosophem über die Verwandelung des goldenen Zeitalters in das silberne finden, eine Behauptung, die ihm zu kühn und zu unsicher vorkommt, weil sie blossen Muthmassungen eben so viel Spielraum läßt, als die allegorischen und mystischen Erklärungen; er zieht also billig die simple Erklärungsart vor, die Hr. Eichhorn ehedem von dieser Stelle gab. Gen. 4, 7. beweist Hr. D. dass die *enallage generis* hier lange nicht so hart sey, als die Ellipse des Namens *Abel*, welche Hr. Döderlein annahm. Gen. 10, 21. gibt er einen deutlichen Beweis seiner Wahrheitsliebe. Denn obgleich die Erklärung dieser Stelle, bey welcher er dem Worte גם die Bedeutung *multitudo* aus dem Arabischen vindicirte und הוא zum folgenden Satze zog, den Beyfall eines Michaelis und andrer erhalten hatte: so bezweifelte er doch selbst die Richtigkeit derselben, nachdem er Schellings Abhandlung über die Geburtsfolge der Söhne Noah gelesen hatte. Er bemerkt daher in dieser Ausgabe, dass nach dem Sprachgebrauche הגדל zu אחיו gezogen werden muss, und nicht mit יפת construirt werden kann, auch räumt er ein, dass הוא nach לשם eben so gut absolute stehn könne, als nach einem Affixo, und beruft sich auf Gen. 4, 26. Er übersetzt daher diese Stelle in der Anmerkung weit richtiger also: *Semo quoque nati sunt filii. Hic est pater Hebraeorum, frater Japheti natu major.* Gen. 11, 7. will Hr. D. auch kein Philosophem finden. Gen. 19, 24. übersetzt er in dieser Ausgabe also: *Jehova deplsuit in Sodomam et Gomorrham sulphur et ignem jactis fulminibus e coelo* anstatt *imbrem sulphureum et igneum a Jehova.* Diese Uebersetzung ist ohne Zweifel viel natürlicher und richtiger, als die vorige. Gen. 43, 9. gibt Hr. D. שׁאב mit Hn. Funken *deducere: Ego eum deducam a me debes eum repetere.* Und Gen. 44, 32. verlangt die Partikel מעם sogar diese Bedeutung, *deduxit (servus tuus) puerum a patre meo* Exod. 23, 19. vertheidigt der Vf. seine Erklärung gegen Michaelis, V. 21. aber geht er zu Herders Meynung über und versteht durch מלאך יהוה nicht mehr den unerschaffenen Engel Gottes, sondern die Feuer- und Wolkensäule, als Symbol der göttlichen Gegenwart. Die Richtigkeit dieser Behauptung bestätigt er durch Exod. 14, 19. wo das, was in dem einen Parallelsatze *der Engel Gottes* heißt, im andern *die Wolkensäule* genannt wird. Auch beruft er sich auf Exod. 13, 21. wo gesagt wird, dass Jehovah des Tags in der Wolkensäule vor dem Israelitischen Volke hergegangen sey. Es würde überflüssig seyn, die wenigen Zusätze und Aenderungen zu erwähnen, die in den übrigen mosaischen Büchern noch vorkommen, da die angeführten zur Genüge beweisen, dass diese Ausgabe den Namen einer verbesserten Ausgabe verdient, und dass jede Aenderung in derselben ihrem Vf. Ehre macht.

SCHÖNE KÜNSTE.

Riga, b. Hartknoch: *Azor*, des Sohnes Babuk, *Reise nach Persepolis*, oder *die verkehrte Welt.* 1793. 102 S. 8. (8 gr.)

Ein scythischer Philosoph, *Azor*, wird von einem der Schutzgeister Asiens, nach *Persepolis* abgesendet, um die politische Unruhen und Umänderungen in dieser grossen Stadt zu beobachten. In XVI. Kapiteln wird erzählt, was dieser junge Philosoph daselbst wahrgenommen habe, in welche er verflochten worden, wie man ihn aufgenommen, und unterhalten habe.

Unter Persepolis ist *Paris* gemeynt; unter *Osymandias* der letzte König, *Ludwig* XVI.; unter *Arima-Tonania*, die Königin; unter *Aurim* Maury; unter *Vebaner — Barnave;* unter *Beaumira* — Mirabeau u. s. w. — Sonst ist weiter kein Schlüssel beygefügt. Indessen lassen die Schilderungen und eingeführte Reden selten Zweifel übrig, worauf jedes Kapitel bestimmt hinziele. Der Vf. scheint eine gemäßigte Demokratie oder, beschränkte Monarchie, und überhaupt die Hauptsätze der französischen Constitution von 1791, unter dem Schleyer historischer Allegorien, empfehlen zu wollen. *Mirabeau* und *Barnave* werden sehr herausgehoben. Der König und die Königin sprechen voller Moral und Rührung, bereuen, dass sie sich verführen lassen, die Rechte des Volks manchmal zu verkennen, geben die beste Zusicherungen zur Beruhigung u. s. w.

Offenbar ist das Buch im J. 1792, noch vor der Arretierung des Königs geschrieben, und die Jahrzahl 1793 wohl nur des Drucks oder der Messe wegen vorgesetzt. Der Vf. würde wahrscheinlich mehrere Kapitel sehr umgeändert haben, wenn er die Auffschlüsse der nächsten Monate (nur etwa bis in den October 1793) vermuthet hätte. Uebrigens ist die Allegorie eben nicht sehr sinnreich erfunden, oder mit anziehenden Schilderungen durchgeführt. Die Liebesintrigue, welche episodisch angebracht ist, soll wohl das Interesse verstärken, mag aber nur empfindsame Jünglinge und Mädchen, welche in jedem Buch etwas romanhaftes verlangen, reizen und wird auch diese schwerlich befriedigen.

Leipzig, b. Dyk: *Grundsätze der Kritik*, von *Heinrich Home*, übersetzt von *Johann Nicolaus Meinhard.* Dritte verbesserte und vermehrte Ausgabe. *Erster Band.* 505 S. *Zweiter Band.* 514 S. *Dritter Band.* 548 S. 1790. 91. gr. 8.

Es gereicht diesem bekannten ästhetischen Werke nicht weniger, als der Lehrbegierde und dem Geschma-

cke des deutschen Publicums zur Ehre, dass die Uebersetzung desselben, wie das Original, öfterer neuer Auflagen bedurfte. Und so wie dies letztere bey Wiederholung des Drucks durch Zusätze und Verbesserungen gewann, so war dies auch schon bey der 2ten deutschen Ausgabe der Fall, und ist es noch mehr bey der gegenwärtigen 3ten, deren Besorgung ein in diesem Fache der Literatur rühmlich bekannter Gelehrter, Hr. *Schatz* in Gotha, übernommen hat. Sein Verdienst um diese Arbeit ist in der That nicht geringe. Er verglich das Ganze, Wort für Wort, mit der letzten, von dem Vf. selbst noch besorgten, Originalausgabe, und verbesserte noch einige Unrichtigkeiten und Uebereilungen, die dem ersten Uebersetzer sowohl, als den beiden vortrefflichen Männern, (Hn. *Weisse* und Hn. *Garve*) welche die Durchsicht der ersten Ausgabe übernommen hatten, entgangen waren, wovon er in seiner Vorrede ein paar Beyspiele anführt, die allerdings einer Verbesserung sehr bedürftig waren. Mehrerer Aenderungen aber bedurfte der Stil überhaupt, wegen der seit 25 Jahren so beträchtlich gröfsere Ausbildung deutscher Sprache und Schreibart; vornemlich aber die ehedem in Prose übersetzten poetischen Stellen, welche Hr. *Sch.* jetzt in Verse, und, so viel wir verglichen, meistens glücklich und treffend übersetzt hat. Hie und da möchte man indefs wohl die deutschen Hexameter wohlklingender, und die Jamben geschmeidiger und minder verschränkt, wünschen.

Zu jedem Bande sind ausserdem noch *Anmerkungen*, *Berichtigungen* und *Zusätze* gekommen, die gewifs, im Ganzen, dem Scharfsinne des Herausg., und der auf seinen Schriftsteller verwandeten Aufmerksamkeit Ehre machen. Sie sind nicht immer widerlegend, sondern oft Bestätigung und weitere Ausführung der in der Schrift selbst befindlichen Bemerkungen; oft aber auch mit Einsicht und Gründlichkeit abgefasste Rügen dessen, was *Home* zu einseitig beurtheilt, zu voreilig gelobt oder getadelt hatte. Durch das beygefügte zwiefache Register der Schriftsteller und Sachen hat dies immer sehr schätzbare Werk an Brauchbarkeit gleichfalls gewonnen.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. *Mannheim*, b. Schwan u. Götz: *von den Gränzen des Rechtes, der Moral und der Klugheit*; und dem aus der genauen Berichtigung und Absönderung (Absonderung,) dieser Begriffe zu erwartenden Nutzen für die Gesetzgeber, die Magistrate und die ganze Gesellschaft. Vorgel. in den Churpfälz. physikalisch-ökonom. Gesellsch. zu Heidelberg von *J. A. Völlinger*, Churpfälzischen (m) Rathe, und Prof. d. Staatswirthschafts-Hohenschule zu Heidelberg. 1791. 61 S. 8. — So übereinstimmend wir auch mit dem Vf. über die Wichtigkeit einer genauen Unterscheidung der von ihm abgehandelten Gegenstände denken; so wenig können wir uns doch überzeugen, dass derselbe durch diese Schrift auch nur das Mindeste zur Erreichung dieses Zwecks beygetragen habe. Nirgends liegen bestimmte Begriffe zum Grunde, und das Ganze ist daher ein schwankendes, bald nur halb wahres, bald nur halb verständliches, mit Gemeinplätzen, Beyspielen und Zeugnissen anderer Schriftsteller sonderbar durchflochtenes Räsonnement. Zum Belege dieses vielleicht hart scheinenden Urtheils, setzen wir die Hauptstelle, wo der eigentliche Unterschied angegeben werden soll, mit des Vf. eignen Worten her. „Der Mensch, sobald er „existirt," heifst es S. 25. „äufsert eine Kraft." Bey Verwendung seiner Kraft ist das erste, das unumgänglich nöthige, diese Kraft selbst, folglich seine Existenz zu erhalten. Darin liegt der Finalgrund des Rechtes. Der Mensch, sobald seine Existenz gesichert ist, äufsert seine Kraft in Erweiterung, Erhöhung, *Verlängerung* (!) und Veredlung derselben, darin liegt der Grund der Moral. „Der Mensch, als vernünftiges Wesen auch begabt mit Sinnlichkeit, äufsert seine Kraft nach Vorstellung des Zweckes, und der Bedienung der dieser Vereinigung der Sinnlichkeit mit dem vernünftigen Wesen angemessenen Mittel dazu; dies ist der Grund der Gesetze der Klugheit." Wir fürchten nicht, dass der Leser nach dieser Stelle noch andre Beweise in Absicht des Inhalts fodern werde. Was aber den Stil betrift: so ist auch dieser sehr weit von der Correktheit entfernt, die sich doch von jedem Schriftsteller mit Recht erwarten liefse. Theils sind wir auf mehrere Sprachfehler gestofsen. (So wird das Adjectivum der *einzelne* schlechterdings indeclinabel gebraucht. S. 7. für den *einzeln* Menschen, beym *einzeln* Menschen. S. 9. die *einzeln* Aeste u. s. w. Wenn der Vf. das Wort declinirt, schreibt er es hingegen der *einzele*. So S. 22. u. a. a. O. m. S. 11. wird *wegen* mit dem Dativ construirt. S. 13. warum wurden die Juden so oft *auf* ihren Sabbath geschlagen? Statt *an* ihnen; Theils sind uns provinzielle, auch nicht wenige selbstgebildete, und gewifs nicht empfehlungswürdige Ausdrücke vorgekommen (z. B. S. 6. Uebelwesen. S. 14. Gefach. S. 16. Gauckelwohl. S. 19. Treuheit. S. 39. Geltendmachung.) Auch an unrichtigen oder geschmackwidrigen Phrasen fehlt es nicht. So S. 21. ein Schatten der Menschheitsrechte ist gangbar geblieben. S. 23. denn die Universalgesellschaft ist die City (Hauptstadt) der Natur. S. 24. Gelon handelte als Minister der Menschheit und folgende ganze, auch sonst merkwürdige Periode. S. 15. Wenn einer das Glück hat, eine ander*st* getüpfelte oder gewundene Muschel zu finden, einem noch nie benannten Grafe oder Unkraut den Taufnamen zu geben, Maschinen- und Manufacturwerkzeuge bis ins *Kindische* zu *vervollkommnen*, jeder Zwiebel- und Knoblauchzahl und Güte jedes Staates *herauszustatistisiren*, der Industrie und Production durch so überkluge und detaillirte Vorschriften beyzuspringen, dass er ihr einen Zuwachs an Zeit durch Abkürzung des Gähnens zu gewinnen weifs, wie nutzbar, wie wichtig dem Staate und der Menschheit scheint dann ein solcher Schulapostel nicht. (!!)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 5. August 1794.

PHILOSOPHIE.

Regensburg, in der Montag- u. Weisischen Buchh.: *Ueber die Selbstkenntniss, ihre Hindernisse und Vortheile.* Von *A. Weishaupt.* 1794. 128 S. gr. 8.

Das *Ideal* des Selbstkenners zu entwerfen, die Bestandtheile dieser Kenntniss anzugeben, und aus ihnen sowohl die Schwierigkeiten als auch die Vortheile derselben vor Augen zu legen, nicht damit der Mensch diesen ungeheuren Gegenstand in seinem ganzen Umfange erschöpfe, sondern nur ein jeder anschaulich überzeugt werde, wie wenig er von dem thue, was er vermöge seiner Kräfte thun könnte und sollte, und dass er sich besser, als bisher, kennen lerne, — diess ist der Zweck gegenwärtiger Schrift. Kein Maassstab kann allgemein seyn, welcher nicht zu gleicher Zeit der höchste ist. Dieser allein ist unwandelbar und untrüglich. Allen Menschen liegt daher daran, diesen Maassstab zu finden, und sich dessen zu bedienen. Aus dieser Ursache kann, wie der Vf. richtig bemerkt, wenn von Selbstkenntniss und Vervollkommnung der Menschen die Rede ist, wohl zu wenig, aber nie zu viel gefodert werden; auch ist nicht zu läugnen, dass alles, was hier zu den wesentlichen Bestandtheilen der Selbstkenntniss gezählt ist, von jedem, nach einer genaueren Zergliederung, als in dem Begriffe derselben enthalten, gedacht werden müsse, ungeachtet sie der Vf. selbst gleich anfänglich (S. 4.) nur auf gewisse bestimmte innerliche Eigenschaften des Menschen und unter diesen wieder ganz allein auf solche einschränkt, *welche Handlungen veranlassen; auf Aeusserungen des Willens, und ihre Gründe.* Das Erkenntnissvermögen kommt hier nur in so ferne in Betracht, als solches unsern Willensäusserungen zum Grunde liegt, als, durch gewisse Vorstellungen, entsprechende Handlungen hervorgebracht werden. Es ist in der That angenehm, den Ideen des Vf. vom Anfange an bis zur höchsten Steigerung des von ihm entwickelten Hauptbegriffes zu folgen, und Form sowohl als Materie machen diese Schrift insbesondere für junge Männer vorzüglich empfehlungswerth. Da uns aber der Raum dieser Blätter nicht gestattet, den Ideengang des Vf. Schritt vor Schritt zu bemerken, so begnügen wir uns mit einer kleinen Probe davon. — Wer sich selbst will kennen lernen, muss zuvörderst die *allgemeine*, und dann wieder die *besondere*, Menschennatur studieren (S. 6, 7.) und muss mit Zuverlässigkeit vom Sichtbaren auf das Unsichtbare schliessen, die Gründe eigener sowohl als fremder Handlungen mit Genauigkeit bestimmen lernen. Diese Gründe sind *seine Vorstellungen.* Aber nicht jede Vorstellung bringt bey allen Menschen dieselbe Wirkung hervor: es kommt auf ihre Verbindung mit andern an; man muss daher nicht bloss seine Vorstellungen, sondern auch ihre besondern Folgen und Verknüpfung, kurz *seine eigenthümliche Ideenreihe kennen*, und ist diess geschehen, so wird erfodert, dass man sich, nach jenen Merkmalen, auch noch unter eine gewisse Gattung oder Art stellt, d. i. über sich urtheilt und bestimmt, welche von allen möglichen, contradictorisch entgegengesetzten Eigenschaften und Prädicaten einem, als individuellem Wesen, kraft einer so modificirten Ideenreihe, zukommen. Nun ist man zwar auf dem rechten Wege, aber noch nicht am Ziele. Zu welchem Ende wollte ich wissen, dass ich ehrgeizig oder eigennützig bin? gilt es gleich viel, diese oder die entgegengesetzten Eigenschaften zu haben? Um dies zu entscheiden, so ist höchst nothwendig, dass man die vielen zerstreuten Urtheile unter ein allgemeines höchstes und letztes Urtheil bringt, sie in einem letzten und gemeinschaftlichen Gesichtspunkte vereinigt, und auf diese Art über sich und seinen gesammten innern Zustand ein Endurtheil spricht, — ein Urtheil, durch welches alle übrigen besonderen Urtheile einen Zweck und eine Bedeutung erhalten. (S. 19.) — Hier lagen die Aufschlüsse *Kants* in der Moralphilosophie dem Vf. so nahe, und der, von diesem festgesetzte, Unterschied zwischen Verstand und Vernunft hätte ihm zur Erörterung dieses letzten wichtigsten Punktes so dienlich werden können, dass man nicht einsieht, warum er keinen Gebrauch davon machte. Doch, es gefiel ihm nun einmal besser, bey dem Begriffe der *sittlichen* Vollkommenheit stehen zu bleiben, ohne sich über das Prädikat, welches er dieser Vollkommenheit beyfügt, oder über die *Sittlichkeit selbst*, weiter zu erklären. Seiner Meynung nach beziehet sich das Endurtheil, welches die Selbstkenntniss schliesst, schlechtbin auf die Frage: *bin ich vollkommen oder nicht?* und diess drückt er nun bald wieder so aus: *besitze ich moralischen Werth?* bald: *erreiche ich den letzten Zweck meines Daseyns?* bald: habe ich diejenige Reihe von Vorstellungen, welche ein jeder Mensch kraft seiner Bestimmung haben soll, *deren Folge der Zustand eines dauerhaften Vergnügens ist?* Derjenige kennt sich also, nach dem Vf., selbst, *welcher seinen moralischen Werth, den Grad seiner sittlichen Vollkommenheit, das Verhältniss, in welchem jede seiner Handlungen, Bewegungsgründe und Vorstellungen in Hinsicht auf den letzten Zweck seines Daseyns steht, mit Wahrheit und Zuverlässigkeit bestimmen kann.* (S. 20.) Aus diesen Grundzügen wird nun in der Folge nicht bloss das Ideal des Selbstkenners entworfen, sondern es werden auch die grossen Vortheile daraus abgeleitet, welche eine wahre Selbstkenntniss verschaft. Sie geht den Menschen näher an, als irgend eine andere.

sie veredelt seine Absichten, befördert die ganze moralische Besserung, die richtige Beurtheilung anderer, die Weisheit und Klugheit; gibt der Seele Charakter und Stärke, volle Beruhigung und wahren Trost. Möchte doch das, durch die Anhängsel des Aberglaubens herabgewürdigte, und gerade demjenigen Alter, welches desselben am meisten bedurfte, dem jugendlichen am verächtlichsten gemachte, zur moralischen Vervollkommnung aber unentbehrliche Geschäft einer regelmäsig angestellten täglichen Selbstprüfung, ohne welche die Kenntnis seiner selbst nicht wohl erlangt werden kann, durch diese und ähnliche Schriften in ihre verlorne Würde wieder eingesetzt werden.

HANNOVER, b. den Gebr. Hahn: *Ueber Geisternähe und Geisterwirkung*, oder über die Wahrscheinlichkeit, dass die Geister der Verstorbenen den lebenden sowohl nahe seyn, als auch auf sie wirken können. Einige Versuche von G. E. W. Dedekind. 1793. 152 S. 8.

Mit einer, in der That seltenen, Geschwindigkeit erlebte diese Schrift in *einem* Jahre zwey Auflagen, wovon jedoch die zweyte weder verbessert noch vermehrt ist. Der Vf. fühlte wohl selbst, dass in einem Zeitalter, wie das unsrige, mit seiner Geisternähe und Geisterwirkung nicht viel zu machen sey, und eilt daher gleich in der Vorrede hinter die Aegide der kritischen Philosophie, indem er sagt: *er übergebe dem Publicum die feste Hoffnung!!* dass die, von ihm hier aufgestellten, Hauptideen von den künftigen Verhältnissen unsers Geistes nach dem Tode *durch die praktische Vernunft so gut realisirt werden können, und gegen allen möglichen Zweifel so siegend stehen bleiben werden, als die Idee von Unsterblichkeit??* — Wie eine Philosophie, dergleichen die kritische ist, welche selbst die Möglichkeit, etwas über Geister zu bestimmen, läugnet, ja im Gegentheile die Unmöglichkeit hievon erwiesen hat, nun bey Hn. D. zu der Ehre gelangt, die Stütze seiner Declamationen zu werden, begreifen wir keineswegs. — Die Hauptsache, welche auf dem Titel angegeben wird, nimmt gerade den kleinsten Theil des Werkchens ein, und wird mit dem Bruchstücke aus einer, am dritten Ostertage 1790 gehaltenen, Predigt unter der Rubrik: *Etwas über das fortdaurende Verhältnis der Geister der Verstorbenen mit der Erde und mit ihren Bewohnern* S. 71. abgefertiget. Aus dieser theuren, für den Kanzelvortrag so äusserst passenden, Wahrheit werden dann in der Folge noch weit kostbarere Folgen abgeleitet, wie z. B. diese: *die Engel und die, zur Engelwürde* (statt Engelswürde) *erhabenen Geister der Vollendeten sind Schutzgeister der Menschen.* — Wirklich? — und damit wir ja das festiglich glauben, so kommt sogleich *Eine*, besonders abgefasste, *Widerlegung des, aus der Lehre von dem Zustande der Bösen nach dem Tode hergenommenen, Einwurfes gegen das Ueberall- und Naheseyn der Vollendeten*; auch wird dabey noch menschenfreundliche Rücksicht genommen auf folgende zwey Vorwürfe: *dass die Lehre von einem beachtenden! und schützenden Einflusse der Engel und der Geister der Verstorbenen auf uns und unsere Schicksale theils auf einen quaalvollen* (warum nicht lieber wahnsinnvollen?) *Aberglauben leite, theils der täglichen Erfahrung widerspreche*; und endlich schliesst das liebe Buch mit geheimen Nachrichten, welche sein Vf. *über den stufenweisen Gang der Glückseligkeit nach dem Tode*, vermuthlich von einem Engel oder einem mit der Engelsdignität in Händen hat. — Dies sind doch Predigten! Doch, man höre nur, wie majestätisch und angemessen für die wunderlichen Schauspiele, die man da sehen soll, sich die ganze Scene gleich in der ersten Predigt eröffnet. Nach vorangeschicktem: *Auferstehen, ja auferstehn wirst du, mein Staub*, — beginnt der Redner in eigener Manier, wie folgt: *Ja! ja du Herr des Lebens und des Todes! ja, du Herr des Todes und des Lebens! was so wahr, so rein, so unvertilgbar tief in unserem innigsten Gefühle liegt, was mit so vielem Anspruch in dem ganzen Menschenwesen fodert,* (wer versteht dies?) *was uns allein im Sturm der Leidenschaften halten, und zu schönen, grosen, aufopfernden Tugendthaten reifen lassen, was uns zum edeln Ausdauern im unverdienten Leidensdruck nur stärken, und im Gefühl der Todesnähe vor einer schrecklichen, dem Ursprung unseres kaum gefühlten Daseyns fluchenden, Verzweifelung uns schützen kann — Wunsch! Ahnung! Hoffnung der Unsterblichkeit! — Das, Auferstandener! hast du uns durch deine Lehre, das uns durch deine segensvolle Auferstehung als Christen wissen, als Christen glauben lassen.* Nun geht es in eben dem Tone an die *Menschen! Staubbewohner! Sterbliche!* deren Sterblichkeit unter den widernatürlichsten Tautologien gar kläglich beschrieben wird, bis man endlich erfährt, dass es nichts destoweniger mit ihrer Unsterblichkeit gewis seye. — Die Nähe abgeschiedener Geister, *ohne dass sie jedoch sichtbar werden*, beweist der Vf. in seinem Bruchstück einer Predigt ungefähr folgendermasen. Die Seele, sagt er, dauert *mit ihren Fähigkeiten* nach dem Tode fort: zu diesen Fähigkeiten gehört auch das *Erinnerungsvermögen*; bleibt dieses, so mus man sich unfehlbar auch der hinterlassenen *Seinigen* noch in jener Welt erinnern: hieraus, meynt er, müsse eine Sehnsucht nach ihnen entstehen, und diese Sehnsucht könne schlechterdings nicht ohne Befriedigung gelassen werden, wenn nicht die Seeligkeiten des Himmels selbst wieder sehr unvollkommen ausfallen sollen. *Aber*, setzt er hinzu (S. 81.) *ja, möchte man mir einwenden, wenn das Zurückkommen aus den entfernten Welten auf die Erde nur so möglich wäre, als das Zurücksehnen uns jetzt wahrscheinlich ist - !* (Wem ist es wahrscheinlich?) *Möglich? Warum nicht möglich? Warum sollte es nicht unserem Geiste nach dem Tode, nach der Entfesselung von seinem schweren niederdrückenden Körper, eben so möglich seyn, nach unserer Erde sich wiederum zurückzuschwingen, als er in einer andern Welt sich aufzuschwingen dann im Stande ist? Mögen wir es uns auch denken, wie wir wollen, ein Vermögen, eine Kraft sich aufzuschwingen, müssen wir dem Geiste des Verstorbenen doch zugestehen, wenn er nicht immer nur ein eingeschränkter Erdner bleiben soll; und dies Vermögen, diese Kraft, — die vielleicht nichts anders als das blosse Wollen ist, — sollte es dem Geiste mehr beschwerlich und minder möglich machen, sich nach Gefallen einst auf diese Erde wiederum herabzusinken?* — Diese Proben mögen

gen hinlänglich seyn, um jedem gesunden Auge zu zeigen, was an diesem Buche sey, zu dessen genauer Prüfung der Vf. mit einer so vielbedeutenden Miene auffodert. Es ist ein trauriger Beweis, wie sehr der wahre Zweck des Predigtamtes auch noch in unsern Tagen, wo wir *Spaldings* klassische Schrift hierüber besitzen, misskannt, und wie immer noch lieber geschwärmt als belehrt werde.

Stuttgart, b. Erhard u. Löflund: *Sophylus oder Sittlichkeit und Natur, als Fundamente der Weltweisheit.* In zwey Gesprächen. Nebst einer Abhandlung über den Geist des Zeitalters, von M. *Chr. Gottfr. Bardili*, Professor an der Karlshohenschule. 1794. 204 S. 8. 16 S. Vorr.

Diese Dialogen enthalten ein philosophisches Syftem, welches der Vf. zu seiner eigenen Beruhigung entworfen und bewährt gefunden hat. Die Hauptideen desselben sind ungefähr folgende: Von dem Charakter des Menschen hängt vorzüglich die Art ab, wie er sich und die Welt betrachtet. Ist dieser in der Ordnung, so lernt der Mensch aus täglicher Erfahrung in und an sich selbst das moralische Gesetz kennen, welches ihm die Realität des Begriffs von der Freyheit erweist, ihn dadurch zur Annahme vernünftiger Zwecke in der ganzen Welteinrichtung führt; und so in ihm die Ueberzeugung von den beiden übrigen Problemen der Vernunft wirkt und befestigt. Man sieht bald, und der Vf. erinnert uns selbst daran, dass er bey diesem Ideengange vornemlich der Kantischen Philosophie gefolgt sey, die ganze Darstellung zeugt von Scharfsinn und philosophischem Geiste, und wir zweifeln daher nicht, dass die Lectüre dieser Dialogen für geübte Denker lehrreich und unterhaltend seyn werde. Nur folgende Bemerkungen mögen uns vergönnt seyn. Wenn es, wie bekannt, in unsrer Literatur noch sehr an guten philosophischen Dialogen fehlt: so kann ein Grund dieses Mangels allerdings in der Schwierigkeit dieser Manier, ein andrer vielleicht in unsrer Sprache liegen: ein sehr erheblicher ist unstreitig in der unglücklichen Wahl der Materie zu suchen. Trockne Speculation oder eine lange Reihe zusammenhängender Forschungen sind offenbar für diese Form nicht: die Verfasser bemühen sich vergeblich, solche Gegenstände in einen natürlichen und angenehmen Dialog zu verarbeiten. Die eingemischten Individualitäten, die Auffrischung des unscheinbaren Stoffs durch Farben der Phantasie, und die absichtliche Nachlässigkeit im Gange des Gesprächs verwirren den Leser, und führen ihn unvermerkt von den vorgetragnen Wahrheiten ab, oder unterbrechen ihn wenigstens im Zusammenhange seiner Gedanken. Selbst der Vortheil des Dialogs, dass sich dabey bequemer Einwendungen anbringen und heben lassen, ist für den Leser nur allzuoft mehr Störung als Erleichterung, besonders wenn es die Vff. nicht verstehn, erhebliche Einwürfe, und diese zur rechten Zeit zu machen. Rec. gesteht, dass er die angezeigten Gespräche wiederholt gelesen hat, um den Ideengang darinn zu fassen, und er zweifelt noch, dass ihm dies ganz gelungen sey: so sehr ist der Faden der Speculation durch die eingewebten Erzählungen, Beschreibungen und Herzensergüsse theils verzogen, theils ganz unkenntlich geworden. Auch sind die sprechenden Personen selbst offenbar zu idealisch angelegt, und ihr Denksystem hat etwas Romanhaftes, der gewöhnliche Fehler philosophischer Dialogen. Stellenweise gleicht das Gespräch mehr einem Examen: hin und wieder gränzt es an poetische Prosa. Passt wohl folgende Stelle in den Ton eines Gesprächs, oder überhaupt in den guten Ton? S. 56. „*Bann-*„*strahlen lagerten sich*, wie weiland der Cherub mit dem „Flammenschwerdte, zwischen gesunde Vernunft und „Aberglauben; die *Metaphysik streckte das Gewehr*, oder „*stund* selbst dabey *Schildwache*: die Naturkunde kam; „Deutschland, Italien, England und Frankreich bothen „der Fremdlingin ihre besten Köpfe an: sie ward gross, „und kein Bannfluch und kein *scholastisches Piket* ver„mochte der Kraft zu widerstehen, womit sie *einbrach* „und zertrümmerte, bis *das Paradies* der gesunden Ver„nunft wieder *erobert* war.“ Was kann geschraubter seyn, als folgende Stellen gleich beym Anfange. „Bey„nahe,“ sagt Sophylus, „hätte ich die Sonne, wie einst „ihr gekrönter Verehrer (Julian) mit schwärmender An„dacht empfangen.“ Echekrates versetzt; „Er stieg her„ab, dein gekrönter Sonnenpriester, vom Unendlichen „herab zur letzten Stufe seines Thrones, fiel nieder, als „hätt' ihn der Anblick betäubt, und hielt sich noch am „Saume seines ätherischen Gewandes. — Wir steigen „jene Ketten, welche die Welt am Throne der Gottheit „befestigen, hinau, bis sich selbst Sirius sammt dem Ster„nenheere unter unsern Füssen dreht, und nur die gro„sse Einheit für alles, was ist, die intensive Unermess„lichkeit im Vater der Geister allein, und ohne ihres glei„chen, vor uns liegt.“ Der Vf. mag es uns verzeihen, aber wir können das nicht anders, als Bombast nennen, und haben es aus Erfahrung, dass diese falsche Lebhaftigkeit dem Verständnisse der vorgetragnen Ideen durchaus mehr schadet, als nützt. Einen gleichen Vorwurf kann man der Erzählung S. 81 ff. und dem darin angebrachten Traume — ein allzu abgenutztes Vehikel — machen. Auch getrauen wir uns nicht, Ausdrücke, wie *das Paradies anblümen* (mit Blumen besetzen), *vaterländische Kugel*, *elende Drehkugel* für Erde, *ein Licht ausstrahlen* (durch Strahlen auslöschen), zu vertheidigen. Andre Fehler, z. B. feste als Adverbium, darfen, an jemand fordern u. d. gl. übergehen wir. Im 2ten Gespräche hat der Vf. eine Hypothese über den Zusammenhang der organischen Natur vorgetragen, die sich als solche empfiehlt, wenn sie gleich im Grunde nur durch eine leichtere Formel sich von den gewöhnlichen unterscheidet. Die angehängte Abhandlung enthält zum Theil treffliche Gedanken, aber meistens in poetischem Schwunge vorgetragen, und in vielen Stellen überaus unnatürlich, z. B. S. 115. „Der reine Beweggrund der Pflicht wird dem„nach durch die Lebhaftigkeit eines leidenschaftlich re„gen Gefühls so in mir durchdrungen, dass ich nicht „weiss, welchem von beiden ich den grössten Einfluss „auf gegenwärtige Arbeit zuschreiben muss.“ Der Hauptgedanke in der Abhandlung ist folgender: „Unser Zeit„alter ist reich an treflichen Ideen: allein zu diesen Ideen

„fehlt 1) noch der Charakter, 2) unter den beſten von „ihnen ein bündiger Zuſammenhang, 3) die kluge Rück„ſicht auf die Schwäche des Menſchen.“ Der Aufſatz iſt bey Gelegenheit der erſten Geſetzgebung Frankreichs niedergeſchrieben, und wird dem philoſophiſchen Beobachter der Weltbegebenheiten manchen guten Geſichtspunct andeuten; dem deutſchen Patrioten wird beſonders die Apologie des deutſchen Charakters von S. 175 u. f. den Vf. achtungswerth und lieb machen.

BERLIN, b. Oehmigke: *Neue philoſophiſche Bibliothek*, herausgegeben von *Kieſewetter* und *Fiſcher*. 1793. 238 S. 8.

Dieſe Bibliothek iſt dazu beſtimmt, Auszüge aus neuern philoſophiſchen Schriften von Wichtigkeit, mit Anmerkungen darüber, zu liefern. In dieſem erſten Stücke beſchäftigen ſich die Herausgeber mit Heydenreichs Betrachtungen über die Philoſophie der natürlichen Religion von S. 1 bis 80, Platners philoſ. Aphorismen N. A. von 81. bis 162., und Maaſs Verſuch über die Einbildungskraft von 163 bis 238. Die Auszüge ſind ziemlich genau, und die Anmerkungen zeugen von vertrauter Bekanntſchaft mit der kritiſchen Philoſophie. Dennoch machen die erſtern die Lectüre der ausgezognen Werke nicht entbehrlich, und die letztern ſind nur für einen Vertrauten der Wiſſenſchaft berechnet, der ſolche Werke ohnedem ganz zu leſen pflegt. Wir glauben, daſs die Herausgeber ſich um die Verbreitung philoſophiſcher Kenntniſſe verdienter machen würden, wenn ſie, anſtatt detaillirter Auszüge, lieber im Allgemeinen den Geiſt wichtiger philoſophiſcher Werke und die darin zum Grunde liegenden Principien darſtellten, über einzelne Puncte ausführlich ihre Meynung mittheilten, und auf vorzügliche Stellen aufmerſam machten, wenn ſie das für die Philoſophie zu werden ſuchten, was die Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften für ihr Fach iſt.

ERDBESCHREIBUNG.

FRANKFURT u. LEIPZIG: *Fabriken- und Manufacturſtand in Böhmen*, im J. 1792. 3½ Bog. 8.

Eine intereſſante Ueberſicht vom Manufactur- und Fabrikfleiſse im Königreiche Böhmen. Zuerſt liefert der Vf. ein *Verzeichniſs von den Waaren*, die in genannten Jahren hier verfertigt wurden, nebſt der *Anzahl der Perſonen*, die dabey beſchäftigt waren, desgleichen Anzeige des *Werths der Waaren, und wieviel davon in- und auſserhalb der öſtreichiſchen Lande abgeſetzt wurde*; 2) folgt ein *Verzeichniſs der Handelshäuſer*, nebſt Beſtimmung, womit ſie handeln. 3) *Anzahl der Fabriken*, und *Fabrikanten*, der *Stühle* etc., vom J. 1785 u. 1792. Aus allem dieſem zeichnen wir nur folgendes aus: Von allerhand leinenen Artikeln, (mit Inbegriff der Spitzen, auch der Wachsleinwand), wurde im Jahr 1792 für 16,819,123 fl. verfertigt, davon ſetzte man innerhalb der öſtreichiſchen Erblanden für 8,816,358 fl., und in andern Landen für 7,982,765 fl. ab. Man zählte 249,540 Flachsſpinner, von denen ſich ein Drittel das ganze Jahr hiemit beſchäftigte. Leinwand wurde auf 38,811 Weberſtühlen bereitet, von dieſen ſind ⅔ beſtändig im Gange. Der Werth dieſer Waare betrug im Durchſchnitt 13,168,950 fl. Von ſchafwollnen Waaren verfertigte man für 8,797,320 fl., wovon für 1,412480 fl. in fremde Lande verſendet wurde. Von baumwollnen Waaren wurden für 1,735,925 fl. gemacht, in fremden Landen debitirte man für 517,915 fl. Der Werth der ſeidnen Waaren betrug 448,260 fl., dieſe fanden ſämmtlich, innerhalb der öſtreichiſchen Lande Abſatz. An gedruckten Tüchern und gedruckter Leinwand bereitete man 1,272,682 fl., davon ging auswärts für 424,227 fl. Der Werth der fabricirten Papierwaaren, mit Inbegriff der Papier-maché-arbeiten, auch der Papiertapetenmalerey, betrug 206000 fl. für 31900 fl. wurde hievon auswärts verkauft. Die Fabrication der Lederartikel, und der rauhen Pelzwerke, belief ſich auf 2,203,408 fl., hievon blieb faſt alles im Umfange der öſtreichiſchen Lande; denn nur für 1071 fl. ging auswärts. Der Werth der Metallwaaren betrug 927,580 fl., wovon für 114,566 fl. an Fremde verkauft wurde. An Glaswaaren lieferte Böhmen für 1,715,962 fl. Auswärts verkaufte man hievon für 1,217,400 fl. Die im Lande verfertigte Alaun, Schmalt, Stärke, Haarpuder, Mennig, Potaſche, Vitriol, Schwefel, Bleyſtifte hatten einen Werth von 407,621 fl., wovon man für 97,800 fl. ins Ausland verſendete. Verſchiedne andre Artikel, als: Drechslerwaaren, Haarkämme, Bürſten, muſikaliſche Inſtrumente, Saiten, italiäniſche Blumen, Pergamentbilder, Siegellack, hatten einen Werth von 60,690 fl. Das Ausland erhielt hievon für 21,610 fl. Von allen hier genannten böhmiſchen Manufactur- und Fabrikproducten belief ſich der Ertrag auf 35,645,447 fl., worunter aber der, in der Königsſaaler Zuckerſiederey gewonnene Zucker, nebſt verſchiednen Artikeln noch nicht mit begriffen iſt. Von allen obigen Waaren erhielt das Ausland für 11,840,734 Fl. Im J. 1792. zählte man 138,412 Fabrikanten, im J. 1785 nur 88,872. Im erſtgenannten Jahre hatte Böhmen 340,128 Flachs-, Schaafwolle- und Baumwolleſpinner, im letztern Jahre 88,872. Ungern vermiſst man bey den hier mitgetheilten ſchätzbaren Handelsnachrichten, die Anzeige, wieviel von jeder Waare in Böhmen ſelbſt geblieben iſt, desgleichen genauere Beſtimmung, in welche von den öſtreichiſchen Provinzen die Waaren, und wieviel hievon, in jede derſelben verſendet wurde?

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 6. Auguſt 1794.

PHYSIK.

Salzburg, b. Mayer: *Dominici Beck* Capitularis Ofchenhuſani etc. *Inſtitutiones Phyſicae*, praelectionibus publicis deſtinatae. *Pars I. Phyſicam generalem complectens.* Editio tertia multum aucta. 1790. 174 pag. cum figuris.

Da dieſes Lehrbuch ſich ſowohl durch Gründlichkeit, als Leichtigkeit der Darſtellung vortheilhaft auszeichnet; ſo wünſcht Rec. bey der Anzeige dieſer neuen Ausgabe auch diejenigen auf daſſelbe aufmerkſam zu machen, denen es etwa noch nicht bekannt iſt. Beſonders empfiehlt er dieſen erſten Theil einem jeden, der zum Studium der eigentlichen Naturlehre wohl vorbereitet zu ſchreiten wünſcht, indem er hier diejenigen Vorkenntniſſe, ohne welche keine gründliche Natureinſicht möglich iſt, kurz und faſslich beyſammen findet. Nach einer kurzen Einleitung über die Phyſik überhaupt, und der Erklärung der verſchiedenen Eigenſchaften der Körper, beſchäftigt ſich der Vf. von S. 39 — 138 mit der Lehre von der Bewegung; hierauf folgen bis S. 248. die Anfangsgründe der Statik und Hydroſtatik, und zuletzt die nöthigen Erklärungen einiger chemiſchen Operationen. Beſonders empfiehlt ſich dem Anfänger die Bewegungstheorie, die ſo abgefaſst iſt, daſs er, auch ohne Kenntniſs der höhern Analyſis, ſie gründlich zu erlernen im Stande iſt. Indeſſen hält es Rec. für Pflicht, die Mängel dieſes Lehrbuchs eben ſo unpartheyiſch als ſeine Vorzüge, anzugeben. So vermiſst er in dieſer Bewegungstheorie die Lehre vom Stoſse der Körper, von der Schätzung des Raums, der Zeit, Geſchwindigkeit und Quantität der Bewegung, ingleichen die phyſiſch-mechaniſchen Grundſätze von der beſtändig gleichen Quantität der Materien, und Beharrungszuſtande der Körper und von der Gleichheit der Wirkung und Gegenwirkung, da doch allen dieſen Materien, nach einer richtigen *Topik*, gerade hier, und nirgend anders ihre eigentliche Stelle gebührt. Ganz unrichtig iſt der Geſichtspunkt, aus welchem der Vf. die *zuſammengeſetzte* Bewegung betrachtet, wenn er dieſelbe § 38. ſo erklärt: *motus compoſitus oritur, dum corpus determinatur ad motum a pluribus ſimul cauſis, in illud juxta diverſas quidem, non tamen e diametro oppoſitas, directiones agentibus.* Wenn alſo ein Körper von 2 Urſachen zugleich nach *derſelben* Richtung oder nach *gerade entgegengeſetzten* Richtungen bewegt wird; ſo hält er die bewirkte Bewegung nicht für eine zuſammengeſetzte, ſondern einfache — und aus welchem Grunde? weil es hier eben ſo viel ſey, als ob eine einzige Kraft, die im erſten Fall der Summe der beiden Kräfte, und im zweyten ihrer Differenz gleich iſt, in den Körper wirkte. (§ 38-42.) Allein wenn eine Bewegung aus dieſem Grunde nicht eine zuſammengeſetzte ſeyn könne; ſo wäre ſie es auch in dem Falle nicht; wenn zwey Kräfte den Körper nach *indirect* entgegengeſetzten Richtungen bewegen. Denn hier iſt ja der Effect gleichfalls eben derſelbe, als ob in derſelben Zeit eine einzige Kraft den Körper durch die Diagonal des Parallelogramms triebe, das mit den beiden Kräften und dem Winkel ihrer Richtungen beſchrieben wird, und der ganze Unterſchied zwiſchen dieſen und den beiden erſten Fällen beſteht blos darin, daſs in dieſen der gedachte Winkel das eine mal = o, und das andere mal = 180° wird, daher auch bekanntermaſsen die beiden erſten Fälle unter der trigonometriſchen Formel für den dritten Fall wirklich mit begriffen ſind. Der Irrthum des Vf. liegt alſo darin, daſs er blos auf die Richtung der Bewegung, nicht aber auf die Veränderung ihrer Geſchwindigkeit ſieht. Allein wenn man ſich eine Bewegung als zuſammengeſetzt denkt; ſo will man nicht blos wiſſen: wie aus mehrern geradlinigten Bewegungen, zu denen ein Körper zugleich beſtimmt wird, einen einzigen nach einer andern Richtung, ſondern vorzüglich: wie aus ihnen eine *geſchwindere* oder *langſamere* möglich ſind. Denn da die Geſchwindigkeit eine *intenſive* Gröſse ſey; ſo entſteht hier eben beſonders die Frage: wie ſich z. B. aus zwey gleichen einzelnen Geſchwindigkeiten ein doppelter *Grad* von Geſchwindigkeit erzeugen laſſe. Tadelhaft iſt es endlich, daſs der Vf. bey dieſer neuen Ausgabe keine Rückſicht auf Kants metaphyſiſche Anfangsgründe der Naturwiſſenſchaft genommen, ja derſelben nicht einmal erwähnt hat. Für den kritiſchen Philoſophen iſt daher das, was er S. 1 — 46 vorträgt, unbefriedigend. Doch! die Mode, ſo zu thun, als ob jene kantiſche Schrift gar nicht exiſtirte, ſcheint ſich bey unſern Phyſikern immer erhalten zu wollen.

Greifswalde, b. Röſe: *Herrn Lavoiſier* (weiland) Mitgl. d. kön. Acad. d. Wiſſ. zu Paris, *phyſikaliſch-chemiſche Schriften.* Aus dem Franzöſiſchen geſammlet und überſetzt mit Anmerkungen. Fortgeſetzt von *D. H. F. Link*, ord. Prof. d. Naturgeſch. Chem. u. Botan. in Roſtock. *Fünfter Band.* 1794. 288 S. 8.

In dieſem Bande liefert Hr. *L.* die übrigen noch nicht überſetzten Abhandlungen des, um die Scheidekunſt ſo verdienten — leider! nun auch als ein Opfer der Blutdürſtigen Pariſer Demagogen gefallenen — *Lavoiſier's*; einige *in extenſo*, andere, vornemlich die ältern mit

Abkürzungen. Zuerst: *die Fortsetzung der* (im vorigen Bande abgebrochnen) *Abhandlung von der Wirkung des Feuers, welches durch Lebensluft angefacht wird, auf mineralische Substanzen.* Ferner: *Abhandlung über die Verbindung des Sauerstoffs mit dem Weingeist, dem Oel, und andern brennbaren Körpern.* — *Bericht über den Cider der Normandie.* — *Bemerkungen über die Zerlegung des Wassers durch vegetabilische und animalische Substanzen.* — *Versuche über die Zerlegung des Salpeters durch Kohlen.* — *Versuch über die Wirkung des Vitriol- und Salpeter-Aethers in der thierischen Oekonomie.* — *Abhandl. über die Veränderungen, welche die Luft unter einigen Umständen, wo viel Menschen beysammen sind, erleidet.* — *Ueber das Verbrennen des Eisens* Auch fand Hr. *L.* für nöthig, einen Auszug aus dessen *Traité, élémentaire de Chimie* hinzuzufügen, da manches, was in jenen Abhandlungen gesagt ist, darin berichtiget, erweitert und vermehrt sich findet. Ein Anhang des Uebersetzers, über einige Grundlehren der Chemie, macht den Beschluss. In selbigen, und in einigen jener Abhandlungen eingeschalteten Anmerkungen, theilt Hr. *L.* über mehrere Gegenstände, vornemlich über das Gewicht der Körper, über die Elemente, über den Wärmestoff, über die chemische Verwandtschaft, und über einige Einwürfe gegen die antiphlogistische Theorie, seine eigene Meynungen und Urtheile mit. Ob er nun gleich mit einigen Theorien, wie auch mit einem Theile der Nomenclatur seines Autors nicht ganz zufrieden ist, so erklärt er sich doch im Ganzen für das antiphlogistische System, und zeigt an mehrern Beyspielen dessen Vorzug vor den ältern. Mit Recht misbilligt er den entscheidenden und bittern Ton, welchen sich einige von den Gegnern des neuen Systems bey ihren Angriffen erlaubt haben. „Eine Theorie" frägt er „von einem Manne vorgetragen, dessen Apparat vielleicht jeden andern übertrifft, der unermüdet in Anstellung mannigfaltiger Versuche ist, den gewis jeder für einen Mann von Kopf erkennen muss, den es nicht an Hülfskenntnissen, der Philosophie, Mathematik und Physik mangelt, verdient die so weggeworfen zu werden?" — Bey diesem Bande befinden sich 3 Kupfertafeln mit eben so vielen aus dem *Lavoisier* copirten Geräthschaften davon auf dem Titelblatte keine Anzeige gemacht ist.

Leipzig, b. Böhme: *Sammlung auserlesener Abhandlungen über die interessantesten Gegenstände der Chemie.* Aus dem Lateinischen übersetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet; von *C. F. A. Hochheimer.* 1793. 294 S. 8.

Hr. *H.* hat sich hier einer anderweitigen literarischen Handlangerey gewidmet, indem er akademische Streitschriften „dem chemischen Publikum, worunter sich doch viele befinden, denen die lateinische Sprache *nicht angenehm* ist", in deutscher Sprache vorlegt. Das Geschäfte, die unter der Menge der akadem. Dissertationen und Programmen doch zuweilen noch vorkommenden guten, — obgleich *rari nantes in gurgite vasto* — aus dem Wuste der übrigen hervorzuziehen, wäre übrigens wohl Dankenswerth; nur müsste es bald nach Erscheinung der Originale geschehen. Auch möchte eine Uebersetzung *in extenso* wohl nur bey einem kleinen Theile derselben nöthig seyn; bey den mehresten aber ein Auszug genügen, welcher das wirklich interessante, als Körner vom Spreu gesichtet, darlegte. Die hier übersetzten hatten zwar zur Zeit ihrer Erscheinung mehr und weniger ihren Werth; nur jetzt kann deren Inhalt nicht mehr durch Neuheit reitzen. *Inhalt.* 1) *Von der Spanischen Soda.* Diss. von *Drjean* Leiden 1773. 2) *Von der Salzsäure und ihrer Dephlogistisirung.* Programm von *Gallisch.* Leipz. 1782. 3) *Von dem brennbaren Geiste in der Milch.* Diss. v. *Osseretskowsky.* Strasb. 1778. 4) *Von den riechenden Grundstoffe in den Pflanzen.* Diss. v. *Michalowsky.* Königsb. 1788. 5) *Von einigen Goldkalken;* u. 6) *von einigen Quecksilbersalzen.* Beides Progr. v. *Eschenbach.* Leipz. 1785. 7) *Von einigen Bernsteinsalzen;* und 8) *einige Bemerkungen üb. die Spiesglasbutter.* Beides Progr. v. *Leonhardi.* Leipz. 1775. 9) *Von dem zusammenziehenden Stoffe der Pflanzen.* Diss. v. *Wannowsky.* Königsb. 1791. 10) *Untersuchung des Harns und der Phosphorsäure.* Diss. v. *Lauth.* Strasb. 1781. 11) *Von dem Weinsteine.* Diss. v. *Corvinus.* Strasb. 1780. 12) *Untersuchung des Camphers.* Diss. v. *Kosegarten.* Gött. 1785. — Die Uebersetzung selbst ist soviel Rec. bey einiger Vergleichung der ersten Abhandlung mit deren Originale ersiehet, richtig und gut. Der Anmerkungen sind nur wenige. Wenn Hr. *H.* in einer derselben (S. 97.) sagt: „*Lavoisier*, der das Phlogiston verwerfen will, nimmt dafür seinen Kohlenstoff an, der jedoch nur dem Namen nach von dem Phlogiston unterschieden ist;" so scheint dieses einen Mangel an hinlänglich klaren Begriffen von *Ls.* Theorie anzudeuten.

Frankfurt a. M., b. Gebhard u. Körber: *C. H. Stucke*, Apothekers in Lennep, u. Mitgl. d. Gesellsch. naturf. Freunde in Berlin, *chemische Untersuchungen einiger niederrheinischen Fossilien eines Vesuvians, und des Wassers im Basalt.* 1793. 144 S. 8.

In Gemäsheit des von dem verdienstvollen Vf. der *niederrheinischen Reise* geleisteten Versprechens, die merkwürdigern Contenta einiger dortigen gemengten Gebirgsarten chemisch zerlegt darzustellen, erscheint nun gegenwärtige Schrift; wodurch zu dessen Erfüllung ein guter Anfang gemacht worden. Da diese Untersuchungen von einem Manne herrühren, welcher sich bereits als chemischer Schriftsteller vortheilhaft angekündigt hat, so gereicht solches zu einem günstigen Vorurtheile über die Richtigkeit der dargelegten Resultate; obgleich derselbe, wie aus seinen, getreu angezeigt scheinenden, Relationen erhellet, mit einigen Schwierigkeiten und Unfällen, die die Wiederholung einer und andern dieser Analysen eben nicht überflüsig machen möchten, dabey zu kämpfen gehabt hat. — I. *Zerlegung eines krystallisirten Feldspaths.* Es ist dieses das unter dem Namen *Drachenfelser Feldspath* bekannt gewordene Fossil, dessen Bestandtheile nach Hn. *Stucke's* Angabe, in 100 Theilen betragen: *Kieselerde* 33 *Thon*, 46. *Bitterde* 9 $\frac{1}{2}$, *Kalkerde* 2 $\frac{1}{2}$, *Eisen* 3 $\frac{1}{4}$ *Kupfer* (?) $\frac{1}{8}$ bis $\frac{1}{4}$, *Wasser* und *Luft* 2 $\frac{1}{2}$. Die Gegenwart der Bittererde, und

das

das Uebergewicht der Thonerde über die Kieſelerde, verbunden mit der im Aeuſsern, durch ſein glaſiges Anſehen, durch Ermangelung des eigentlichen ſpathigen Gefüges, u. ſ. w. ſich ſo ſehr auszeichnenden Abweichung, geben, nach Rec. Dafürhalten, genugſamen Grund an die Hand, dieſes Foſſil ganz vom Feldſpath zu trennen. II. *Chemiſche Unterſuchung einer verhärteten Porcellanerde*; welche am Fuſse des Drachenfelſer Berges, in geringer Tiefe unter der Dammerde, in ein bis anderthalbzolliger Mächtigkeit vorkommt. Sie enthalte: *Kieſelerde* 83 ½, *Thonerde* 2 ¾, *Bittererde* 1, *Kalkerde* ¾, *Eiſen* 1 ½, *Waſſer und Luft* 10. Nach des Hn. B. R. *Noſe* ganz richtiger Bemerkung, ſtimmt ſie in Ganzen mit dem Verhalten der Opale und Hydrophane ſehr überein. III. *Zerlegung der baſaltiſchen Hornblende aus dem Unkelſteiner Baſalt.* Deſſen hier angegebene Beſtandtheile ſind: *Kalkerde* 32 ½, *Kieſelerde* 28, *Thonerde* 12 ½, *Eiſenkalk* 22 ¼, *Braunſtein* ½, *Luft* 4 ¼. IV. *Zerlegung eines Veſuvians.* Bekanntermaſsen hat jetzt H. *Werner* die ſogenannten veſuviſchen Edelſteine, ſonſt auch wohl Schörle genannt, mit dieſem Namen belegt. Obſchon der Vf. bey der Analyſe auch dieſes Foſſils viel Fleiſs und Mühe angewendet hat, ſo ſcheint er doch ſelbſt ſie noch nicht als ganz vollendet betrachten zu wollen. Doch vermeint er, die Beſtandtheile folgendermaſsen beſtimmen zu können: *Braunſtein* 40 ½, *Eiſen* 16 ¼, *Kalkerde* 16, *Kieſelerde* 26 ½. Eine wiederholte genaue Unterſuchung dieſes Foſſils würde ganz vorzüglich zu wünſchen ſeyn. V. *Unterſuchung des Waſſers im Unkenſteiner Baſalt.* 84 Gran der aus den Höhlungen dieſes Baſalts geſammelten Waſſers hinterlieſsen nach dem Verdunſten ⅓ Gran trocknen Rückſtand welchen H. *St.* auf ½ Gran Bittererde, ¼ Gr. Thonerde, und ⅛ Gr. Kieſelerde ſchätzt. — Aus der angehängten Nachſchrift des Hn. B. R. *Noſe*, welche über ein und anderes hieher gehörige einige Auskunft mittheilt, will Rec. nur noch deſſen Anzeige ausheben, daſs der *Glanzſpath* zum Talkgeſchlecht gehöre, und ſeine Stelle ohnweit des Amiants und Kyanits erhalten dürfte. — In den Wunſch, womit Hr. *N.* dieſe Nachſchrift ſchlieſst: daſs doch künftig alle Chemiſten ſich der Glaubwürdigkeit ſtreng befleiſsigen und ihren Werth einſehen mögten! — ſtimmt Rec. von ganzem Herzen mit ein.

ERFURT, b. Keyſer: *ſyſtematiſches Handbuch der Pharmacie für angehende Aerzte und Apotheker*, von *Joh. Barthol. Trommsdorf*, Apothekers zu Erfurt, u. d. Kurfürſtl. Maynz. Akad. d. Wiſſ. Mitgl. 1792. 346 S. 8.

Dem ehemaligen Mangel eines, dem jetzigen wiſſenſchaftlichen Zuſtande der Pharmacie angemeſſenen Lehrbuchs iſt zwar gegenwärtig hinlänglich abgeholfen: doch kann vorliegendes, wegen ſeines deutlich und in guter Ordnung vorgetragenen Inhalts, neben den vorzüglichern *Hagenſchen*, *Hermſtädtſchen*, u. a. noch wohl Platz finden; da wahrſcheinlich deſſen Vf. zugleich die Abſicht gehabt, ein wohlfeileres Handbuch den Anfängern in die Hände zu bringen. Nur hätte er entweder über die einfachen Arzneymittel ſich etwas mehr auslaſſen, oder ſein Buch nicht Handb. der *Pharmacie*, ſondern der *pharmaceutiſchen Chemie* betiteln müſſen. Viel zu dürftig iſt z. B. dasjenige, was er §. 6. von den Sammeln und der Behandlung friſcher Vegetabilien ſagt; woſelbſt auch das ſchnellere Trocknen derſelben in angemeſſener Ofen-Wärme, wenn es wie in unſerm nördlichern Clima gewöhnlich der Fall iſt, an einer hinlänglichen Luftwärme ermangelt, zu empfehlen geweſen wäre. §. 235. wird *Gagat* irrig unter den Kieſelarten, und zwar als einerley mit *Achat* (Agath) genannt; und §. 237. der *Laſurſtein* ſehr uneigentlich unter die in Apotheken aufgenommenen Kalkerden gezählt. — Daſs §. 312. das Verpuffen nur einzig und allein bey ſalpeterſauren Salzen ſtatt finde, und kein anderes Salz dieſe Erſcheinung liefere, kann doch anjetzt nicht mehr geſagt werden; indem das mit Lebensluftſtoff überſättigte Digeſtivſalz dem Salpeter hierin noch weit vorgehet. Wenn Hr. *T.* §. 316. ſagt, daſs man nicht wiſſe, was aus der Salpeterſaure wird, die unter dem Verpuffen verlohren geht: ſo beweiſet dieſes ſeine Unbekanntſchaft mit den Erfahrungen der neuern oder antiphlogiſtiſchen Chemie; an der er doch ſelbſt zum Ritter zu werden mitunter verſucht hat. — §. 511. zweifelt er an der Exiſtenz einer ächten, auf Waſſer ſchwimmenden flüchtigen Salzaethers, und zwar aus dem Grunde, weil deſſen Bereitung dem Hn. *Weſtrumb* nicht gelungen iſt. Dieſem Zweifel kann aber Rec. ſeine eigene Erfahrung, die ihm mehrmals wohl gelungene Verfertigung deſſelben, entgegen ſtellen. — Den wahren Grund von der groſsen Verſchiedenheit des ätzenden und verſüſsten Sublimats hat der Vf §. 588. wohl nicht getroffen; wenn er ſagt, daſs ſolcher *nur* in dem verſchiedenen Verhältniſſe der Salzſäure beſtehe. — Ungegründet iſt §. 665. die Behauptung, daſs das ſalzſaure Eiſen ſich nicht kriſtalliſiren laſſe; da es bey gehöriger Behandlung allerdings, und zwar in ſchönen lichtgrünen Kriſtallen, anſchieſst. — Der ganze 670 §. mit der Hypotheſe der Herleitung des ſüſsen Geſchmacks der, mit vegetabiliſchen Säuren bereiteten, Eiſentincturen von einem ſich dabey erzeugenſollenden Zucker, hätte wegbleiben können. Ohnedem iſt es falſch, daſs *alle* Pflanzenſäuren mit dem Eiſen einen ſüſsen Geſchmack erzeugten: denn dieſes thun nur die Säfte derjenigen Früchte, welche die *Apfelſaure* enthalten; dahingegen die eſſigſauren und zitronenſauren Eiſenauflöſungen nichts weniger als ſüſs ſind. — Obgleich der Vf. §. 519. ſagt, es ſey *auſser allem Zweifel*, daſs der *Weingeiſt* aus Eſſigſäure, Luftſäure, Brennſtoff und Waſſer beſtehe, ſo gehört ſolches dennoch zu den unbeſtätigten Hypotheſen, dergleichen er mehrere als ausgemachte Lehrſatze aufführt; welches aber am wenigſten in einem Lehrbuche geſchehen ſollte.

SCHÖNE KÜNSTE.

PARIS, b. Prault: *Dictionaire des arts de Peinture, Sculpture et Gravure.* Par M. *Watelet et M. Levesque Tom. I. A* bis *D.* I. II und 656 S. *Tome II. E.* bis *G.* 648 S. *Tome III. H.* bis *Pas.* 780 S. *Tome IV. Pas* bis *Pri.* 675 S. *Tome V. Pen* bis *Y.* 834 S. 1792. 8. (11 Rthlr. 6 Gr.)

Dieſes Wörterbuch iſt nicht mehr und nichts weniger, als ein wörtlicher Abdruck des 1788 bey *Panckoucke* zu Paris erſchienenen Theils der *Encyclopedie Methodique, ou par ordre des matiéres* welcher die *ſchönen Künſte* zum Gegenſtand hat, und in der A. L. Z. 1790. N. 204 u. 206. und 1793 N. 78. ausführlich recenſirt iſt. Rec. ſieht den Nutzen, den dieſer Nachdruck leiſten ſoll, nicht ein; da ja auch die Partien der Encyklopädie *einzeln* verkauft werden; auch iſt darüber weder von dem Verleger, noch von dem Redacteur Levesque etwas angezeigt. Das Octav-Format dieſes Wörterbuchs allein möchte bequemer, als das Quartformat der Encyklopädie ſeyn. Uebrigens iſt der Preis des erſtern unverhältniſsmäſsig höher, als der Preis dieſes Theils der Encyklopädie, welcher durchaus dieſelben Artikel enthält. Aus der *Eloge de Mr. Watelet* welche vorangedruckt iſt, und am 29 Auguſt 1786. in der königlichen mediciniſchen Societät von dem Secretair derſelben *Vic-d'Azyr* verleſen ward, ſollen nur noch einige literariſche Notizen über den verſtorbenen Watelet ausgehoben werden, ohne übrigens dem hochklingenden Lobrednerton über dieſen Schriftſteller, Dichter und Künſtler, von dem *Winkelmann* richtig ſagte, er habe in gebundener und ungebundener Rede vieles über die Kunſt geſungen und geſchrieben, was er nicht verſtanden, in allem beyzuſtimmen. *W.* ward 1718. in Paris geboren. Er äuſserte früh Talente zur Muſik und Zeichnung, machte Künſtler-Reiſen durch Deutſchland und Italien, und blieb einige Jahre in Rom. — (Sein ſchüchterner Geſchmack und ſeine beſchränktere Einſicht und Irrthümer in manchen Theilen der Kunſt, die ihm, wie mehrere ſeiner Schriften es beweiſen, ungeachtet ſeines Studiums in Rom, eigen blieben, ſind allenfalls mit der Gewöhnung *W.* an die damals geltenden verjährten Vorurtheile der franzöſiſchen Künſtler-Schulen und Kunſtlehrer, worin *W.* erzogen war, zu entſchuldigen. *Les compoſitions*; ſo charakteriſirt Levesque in dem Vorbericht ſelbſt jenes Zeitalter der Kunſt in Frankreich, *de nos ariſtes, leurs agencemens, leurs diſpoſitions, leurs expreſſions, les caractéres qu' ils donnoient aux têtes, leur deſſin, leur couleur, tout, s' il eſt permis de parler ainſi, ſentoit chez eux le terroir, et leur productions, applaudies dans le pays ou elles avoient pris naiſſance, perdoient leur valeur dés qu'elles étoient transplantées. J' ai vu des tableaux que tout Paris avo t admirés dans une expoſition publique, ſe montrer fades, ſans vie et ſans couleur, dans une galerie d' un Palais étranger, quoi qu' on eut pris ſoins, de ne leur pas aſſocier des voiſins trop redoutable.* Eben dieſe Vorurtheile der alten franzöſiſchen Malerſchule, veranlaſsten denn auch Watelets Geringachtung der Antike überhaupt.) — Nach ſeiner Rückkehr nach Paris erwarb er ſich Ruhm als Maler, Dichter und Schriftſteller. Er ſchrieb ſein Lehrgedicht unter dem Titel *l'art de peindre.* — Das für die Encyklopädie beſtimmte *Dictionaire des arts* fing er bald darauf an, hinterlieſs aber nur den Buchſtaben *A* und *B.* ganz und *C.* bis zu den Artikel *Conference* vollendet, (Hr. *Levesque* übernahm nach ſeinem Tode die Vollendung des Wörterbuchs). Von einem dritten Werk unter dem Titel: *de l' origine et de la deſtination des arts libéraux* erſchien nur der erſte Theil, und auch dieſes Werk hat *W.* unvollendet gelaſſen. In ſeinen Erholungsſtunden überſetzte er ausländiſche Werke der Dichtkunſt und machte eigne Arbeiten dieſer Art. — Noch exiſtirt von ihm ein *Eſſai ſur les jardins.* In ſeinen letzten Jahren beſchäftigte er ſich mit dem Grabſtichel und arbeitete damit nach Rembrandts Manier. Er ſtarb i. J. 1786.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. *Ohne Druckort*: *Ueber Imm. Kants philoſophiſche Religionslehre.* In einem Briefe an einen Freund. 1793. 32 S. 8. Dieſer Brief, welcher einen kurzen Auszug oder eigentlicher nur die Hauptideen aus jedem Abſchnitt des genannten Werkes mit einigen eingeflochtenen Bemerkungen, Zweifeln und Einwürfen enthält, war, (wie der Vf. ſagt), bloſs zum Privatgebrauch eines Freundes beſtimmt, der das Werk wegen vieler Geſchäfte nicht leſen konnte, und daher nur die Hauptideen durch einen Auszug zu erfahren wünſchte. Der Hauptinhalt des kantiſchen Werks iſt zwar ſehr gedrängt, aber doch treu und faſslich dargeſtellt. Deſto mehr muſs man ſich wundern, daſs die Bemerkungen nicht allezeit treffend ſind, und gewiſſe Sätze nur deswegen bezweifeln oder beſtreiten, weil ſie der Vf. nicht verſtand. Gegen den Begriff vom radikalen Böſen wird erinnert: durch die Annahme einer böſen Maxime werde das Böſe nicht erklärt, weil daraus noch nicht erhelle, warum der freye Wille die Uebertretung des Geſetzes und nicht vielmehr die Befolgung deſſelben in ſeine Maxime aufnehme; das Böſe ſey ſchon erklärt, wenn man ſage: Vernunft und Sinnlichkeit erfordern oft entgegengeſetzte Sachen, wird jene dieſer untergeordnet, ſo iſt es eine böſe Handlung. — Wenn aber dieſe Handlung moraliſch ſeyn ſoll: ſo muſs ſie durch Freyheit geſchehen, und ſetzt alſo eine Maxime voraus. — Eben ſo unerheblich ſind die Einwürfe gegen den Satz: das radikale Böſe kann nicht in der Sinnlichkeit gedacht werden, denn es wäre ſonſt nicht verſchuldet. Der Vf. fragt unter andern: ob der Grund des Böſen eben verſchuldet ſeyn müſſe. Und doch iſt leicht einzuſehen, daſs, wenn der Grund des Böſen nicht verſchuldet iſt, es auch das aus jener Quelle entſpringende Böſe nicht ſeyn kann, woraus dann ferner folgte, daſs es gar kein moraliſches Böſe gebe. — Wenn der Vf. die Verpflichtung aus dem ethiſchen Naturſtande in ein ethiſches gemeines Weſen überzugehen, bezweifelt, und zwar aus dem Grunde, weil in beiden Zuſtänden eben dieſelbe Vernunft eben daſſelbe Geſetz vorſchreibe, und eben dieſelbe Freyheit angenommen werden müſſe, und daher die Verpflichtung und die Hinderniſſe zu einem guten Lebenswandel in beiden gleich ſtark ſeyen: ſo hat er nicht daran gedacht, daſs die Hinderniſſe, durch welche die Menſchen unter einander die Erfüllung ihrer Pflichten erſchweren, nach und nach aufhören müſſen, wenn ſie ſich verbinden mit vereinten Kräften das Reich Gottes herbeyzuführen, oder mit andern Worten, die moraliſche Geſinnung in jedem andern zu beleben, zu ſtärken, und auszubreiten. — Uebrigens iſt der Vf. in den meiſten Punkten mit Kant einverſtanden und überzeugt, daſs nicht nur die Religion, ſondern auch der chriſtliche Glaube durch Kants Werk viel gewonnen habe und in Zukunft noch mehr gewinnen werde. Durch dieſes Geſtändniſs unterſcheidet er ſich von demjenigen gelehrten Katholiken, welche nach S. 5. den Umſturz der Religion und Jakobiniſche Grundſätze aus der Kantiſchen Philoſophie wittern; nur drückt er ſich auf eben derſelben Seite etwas zweydeutig darüber aus. Dieſes macht ſeinem Herzen und Verſtande um ſo mehr Ehre, da er auch ein Katholik iſt, ob er gleich einige Partheylichkeit für ſeinen Glauben merken läſst, da wo er Kanten einer Partheylichkeit gegen denſelben beſchuldiget. Er glaubt nemlich: es liege mehr in Privatverhältniſſen als in der Natur der Sache, daſs die meiſten Reſultate jenes Werks günſtiger für den Proteſtantiſmus als Katholicismus ausfallen. — Das Publicum würde nicht viel verloren haben, wenn dieſer Brief ungedruckt geblieben wäre.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 6. August 1794.

TECHNOLOGIE.

HALLE, b. Kümmel: *Beschreibung und Geschichte des Hallischen Salzwerks* von *Joh. Chr. Förster* Kön. Pr. Kriegs- und Domänenrath und Professor zu Halle. Nebst Urkunden und einem Kupfer. 1793. 262 S. in 8. (2 fl. 30 Kr.)

Das ganze Buch hat drey Hauptabtheilungen: 1) *Beschreibung des Hallischen Salzwerks*, 2) Geschichte des Hallischen Salzwerks. 3) Urkunden. *I. Abtheil. I. Kap. von den Salzbrunnen und den Gaben derselben.* Die Gegend um Halle ist ungemein Soolenreich, so dass leicht noch mehrere Soolquellen eröffnet werden könnten. Vormals hatte man auch bey Giebichenstein einen Salzbrunnen, welcher 1702 mit seiner Auszimmerung von ohngefähr entdeckt wurde; diese Soole wurde vor dem Sieden gradirt, aber wegen der grosen Unkosten wurde 1711 dieses Sieden eingestellt und das Gradirhaus abgebrochen. Auf königliche Kosten wurde 1704 der sogenannte königliche Brunnen abgeteuft und daraus bis 1711 auf königliche Rechnung Salz gesotten, weil es an Extrasoole für die königliche Rechnung fehlte. Seit 1709 verminderte sich der Salzabsatz der Pfännerschaft, es ergab sich also bald aus dem alten Brunnen hinlänglicher Ueberschuss von Soole für die königliche Siedereyen, und man achtete daher die neuen Brunnen nicht weiter. Die ganze Saline benutzt überhaupt 4 Brunnen, deren Soole sowohl in der Quantität als in der Qualität sehr verschieden ist. Der *Deutsche Brunnen* ist der beste, 35½ Ellen tief. Der *Gutjahrsbrunnen* ist nicht so reichlich und 45 Ellen tief. Der *Meterizbrunnen* ist in der Qualität der geringste und 38½ Ellen tief. Der *Habekorn* gibt die wenigste Soole und ist 33½ Ellen tief. Nach Hn. Grens Untersuchung enthält 1 Pfund oder 16 Unzen Soole aus dem Deutschen Brunnen 6 Loth 2 Quent. 9 Gran reines Küchensalz, 23 Grane Kalcherde, 2½ Gran Gyps, 1½ Gran rohe Kalkerde. Zur Untersuchung dieser Brunnen wurden Zimmermeister beeidigt, welche solche von Zeit zu Zeit befahren mussten. Alle zehen Jahre wurden vom Salzgraf und einigen Räthen solenne Brunnenfahrten vorgenommen, welches aber gleich nach Beendigung des 7jährigen Kriegs abgestellt wurde. Der Deutsche Brunnen ist in 32 gleiche Theile oder *Stühle* eingetheilt, und jeder Stuhl in 48 Pfannen, also enthält der Deutsche Brunnen überhaupt 1536 Pfannen. Dabey werden noch mehrere Maasse genau bestimmt. Der Gutjahrsbrunnen enthält 1008 Pfannen, der Meterizbrunnen 1360, der Habekorn 208. Zugleich wird genau bestimmt, wiewiel Soole auf jede Pfanne für eine Woche gerechnet wird. Auf jede Siedwoche oder 6 Siedetage werden aus allen 4 Brunnen zusammen versotten 16680 Zober, welches nach Bestimmungen, die sich S. 8 finden, 37029 Zentner beträgt und nach Rec. Ueberrechnung gegen 5000 Ztr. Salz austragen möchte. Aber bey unaufhörlicher Bearbeitung der Brunnen lässt sich dieser Ertrag nicht auf jede der 52 Wochen in Anschlag bringen; man hat daher von Zeit zu Zeit *Kaltlager* oder Ruhewochen, in welchen die Brunnen nicht bezogen werden. Nach S. 15 mögten sich aber doch 42 Siedwochen jährlich anschlagen lassen, welches jährlich einen Salzertrag von 42 × 5000 = 210000 Zentnern gibt. Soviel Salz könnten die Brunnen liefern, aber der Mangel an Salzdebit verstattet bey weitem nicht soviel zu versieden. Das übrige in diesem Kapitel betrifft blos das Verhältniss, nach welcher sich die mancherley Theilhaber unter einander zu berechnen haben und ist für fremde Leser sehr wenig interessant. *2tes Kap. von den Arbeitern unter den Brunnen und den Aufsehern derselben.* Was hier für Rec. interessant ist, ist die vormalige Anordnung zur Beyschaffung der Brunnensoole nach den Siedhäusern, welche vormals blos durch Menschen geschahe, woraus sich nach der gemachten Anordnung für gemeine Leute eine Art von *Präbende* ergab, die sie im Alter, in Schwachheit und Krankheit ohne Mühe und Arbeit geniessen konnten; Trefflich! Rec. erinnert sich einer dem K. Joseph geschehenen Bekanntmachung einer Spinnmaschine, wodurch eine Menge Spinnerinnen entbehrlich gemacht werden konnte. Joseph belohnte den Erfinder als *Kaiser*, aber als *Menschenfreund* erlaubte er nicht die Einführung dieser Maschine, weil durch sie soviele Arme ihr Brod verlieren müssten: ein ächter Beleg zum Beweis von Josephs oft verkannter Grösse! Möchten doch alle Verbesserer landesherrlicher Fabriken bedenken, dass Beförderung des Menschenwohls die erste Pflicht der Fürsten und der einzige Zweck aller Anstalten seyn müsse, und dass es eigentliche Kränkung menschlicher Rechte ist, wenn man den Ertrag *ohnehin schon einträglicher* landesherrlicher Anlagen dadurch zu vergrösern sucht, dass man die Zahl der dürftigen Arbeiter, welche bisher durch eine solche Anstalt ernährt wurden, vermindert. Nur dann hat ein Verbesserer einer *für sich selbst solchen einträglichen* Anstalt Anspruch auf wahres Verdienst und auf Dank, wenn er sie durch seine Kenntnisse so zu vervollkommnen vermag, dass eine grösere Anzahl hülfsbedürftiger Menschen als vorher dabey ernährt werden kann, oder dass des Eigenthümers Vortheil ohne jene Zahl zu vermindern vergrösert wird, aber das ist freylich kein so leichter Weg, sich selbst einigen Glanz zu verschaffen und für seine eigene Börse zu sorgen; es ist nicht die Sache gewöhnlicher

licher Financiers. *3tes Kap. von den Kothen.* Hr. F. erinnert, dafs man bis jetzt die Kothen auf mancherley Art abgeändert habe, dafs sie aber selbst jetzt noch nicht so beschaffen seyen, wie sie seyn sollten, wenn man nach den neuesten auf Theorie und Erfahrung gestützten Grundsätzen Salz sieden wolle; die vielen sich einander durchkreuzenden Rechte der vielerley Eigenthümer setze bey dem Hallischen Werk wichtigen Hauptumänderungen die gröfsten Schwierigkeiten entgegen. Dafs ein gewisser Salinen-Inspector, *Abich*, gegen eine in der That königliche Belohnung hier eine Pfanne mit einem Circulirheerd auf eine längst vorher bekannt gewesene und in mehreren vorher schon erschienenen Schriften genau beschriebene Weise angelegt hat, wird von Hn. F. hier nicht bemerkt, vielleicht weil es ihn auf zu grofse Weitläuftigkeit geführt haben würde, die Unentbehrlichkeit eines auswärtigen Mannes bey einer Anlage, wozu Hr. F. selbsten hinlängliche Geschicklichkeit gehabt hätte, begreiflich zu machen. Gemeiniglich gab es nicht völlig 100 Siedehäuser, niemalen aber über 112. Die Kothen waren vormals sehr schlecht gebaut, sie hatten auch keinen besondern Qualm- oder Schwadenfang, und die Eigenthümer sahen sich daher alle 30 bis 40 Jahre genöthigt, ihre Kothen neu bauen zu lassen. Die Arbeiter und Kothmeister in den Kothen waren von jeher die sogenannten *Halloren*, die aber nie einen Anspruch auf diesen Verdienst zu machen hatten, sondern nach Gutdünken angestellt oder abgeschafft werden konnten. Sie sind noch jetzt die eigentlichen Arbeiter beym Sieden, womit sie durch die Erfahrung und vorgeschriebene Regeln bekannt werden. Das jetzige Verfahren wird weiter unten beschrieben. Durch einige Probesiedungen wurde jedem Siedmeister die erfoderliche Soolenmenge und Feuerung zu einer bestimmten Menge Salz festgesetzt; was nun ein geschickterer Siedemeister an der Feuerung ersparte oder an mehrerem Salz herausbrachte, war Nebenverdienst für ihn. Es war eine sehr übele Einrichtung, dafs die Siedmeister zugleich selbst Verkäufer des Salzes waren, und nun ihren Herrn nach Abzug aller gehabten Unkosten nur den Ueberrest einhändigten. Diese Administration wurde ihnen mit Recht vor etwa 19 Jahren entrissen. Hr. F. rühmt übrigens die grofsen Verdienste der Halloren um die Stadt bey Feuer- und Wassersnoth; sie haben besondere Privilegien auf das Lerchenstreichen und Fischefangen in dem Saalstrom. *4tes Kap. Von den Inhabern der Kothen und Güter und von den Pfännern.* Es müssen hier drey Arten von Interessenten unterschieden werden: 1) die *Koth Eigenthümer*, welche das Eigenthum einer oder mehrerer Kothen oder auch nur eines Theils einer Kothe haben, womit aber nicht sogleich das Recht des Salzsiedens verbunden ist; 2) die *Gutsherrn*, welches die wahren Eigenthümer der aus den Brunnen kommenden Soole sind und nicht nothwendig zugleich Kotheigenthümer zu seyn brauchen. Sie müssen allemal das Hallische Bürgerrecht haben; jeder solcher Gutsherrn darf aber in einem jeden Brunnen höchstens einen Stuhl besitzen. 3) *Die Pfänner oder Salzjunker* haben das Recht, eigenthümliche oder erpachtete Soole in einem ihnen ganz- oder nur zum Theil eigenthümlichen oder nur erpachteten Siedhaus zu versieden. Hier wäre es zu weitläuftig, die ausführlich bestimmten Erfoderniffe und Rechte der Pfänner auch nur im Auszuge mitzutheilen. Sie machen, da sie allemal angesehene Bürger seyn müssen, eine ansehnliche Gesellschaft aus, die wegen ihrer vielen und wichtigen Angelegenheiten einen eigenen *Syndicus* hat, welcher sowohl in der Jurisprudenz als in der Salzwerkskunde gute Kenntnisse haben mufs. *5tes Kap. Von dem Holzamte und der Salzcasse.* In den alten Zeiten bediente man sich zum Versieden des Strohfeuers, wofür aber in der Folge die Feuerung mit Holz eingeführt wurde; auch bey dieser Holzfeuerung fanden sich grofse Schwierigkeiten, welche aber durch die schon im J. 1582 getroffene Einrichtung des Holzflöfsens gehoben wurden. Die mit Churfachsen von der Pfännerschaft abgeschlossenen Holzflöfscontracte waren so wichtig, dafs sie in den Jahren 1604, 1608, 1612 und 1678 auf 100000, 80000, 150000 und 200000 Klafter gingen. Bey solchen Contracten wird auf das Holzbedürfnifs der Stadt Halle mitgesehen, welche es um einen bestimmten Preis von der Pfännerschaft bekommt. Die bey diesem Holzwesen vorfallenden vielen Geschäfte veranlafsten die Errichtung eines Holzamts. Schon 1624 ging man mit Einführung des Steinkohlenbrandes um, ohne das Vorhaben auszuführen; zu Ende des vor. Jahrhunderts machte man einen neuen Versuch damit, bis man endlich 1707 erst damit vollends zu Stande kam, nachdem ein hallischer Salzsieder darauf verfallen war, die zum Salztrocknen fehlende Hitze durch angebrachte blecherne Röhren zu erhalten, daher nunmehr weit weniger Holz verbraucht wird. Seit 16 bis 18 Jahren ist dem Holzamt zugleich die Administration der Salzcasse übertragen worden. *6tes Kap. Von den Thalgerichten.* Um das gesammte Salzwerk gehörig zu regieren, ist von Alters her ein *Salzgraf* mit den *Oberbornmeistern* darüber gesetzt worden. Durch den Recefs vom 10ten Juni 1579 verlohr der Churfürst von Sachsen das vorher gehabte Recht, den Salzgrafen mit dem Blutbanne zu belegen. Im jetzigen Jahrhundert hat sich diese ganze Einrichtung sehr abgeändert; die Oberbornmeisterstellen sind ganz eingegangen und der König wählt Einen aus dem Schöppenstuhl zum Salzgraf. *7tes Kap. Von der Lehntafel, Besatzung und Friedewirken.* *8tes Kap. Von der Wichtigkeit dieser Saline.* Sie ist seit dem 30jährigen Krieg aufserordentlich herabgesunken, und nur noch im J. 1740 war sie von viel grösserem Belang als jetzt, da der Salzdebit so sehr geschwächt worden ist. Bis zu Anfang des 30jährigen Kriegs hatte man jährlich zwischen 40 und 50 Siedwochen; jetzt aber bleibt die Zahl der Siedwochen immer zwischen 12 und 20. Im Ganzen ist nach Hrn. F. Angabe der Ertrag der Soolengüter um $\frac{1}{3}$ gefallen. Dieser Verfall habe auf die Stadt, auf die Population, auf alle Gewerbe den nachtheiligsten Einfluss. „Es ist zwar wahr, „sagt Hr. F. am Ende dieses Kapitels, dafs vormals weit „mehrere Menschen und Familien bey dem Salzwerke „standen als erfodert wurden, wenn man nach dem Gesetze der Sparsamkeit hätte arbeiten lassen wollen, „allein Sparsamkeit ist zwar bey einem einzelen immer „Tugend, nicht aber jederzeit bey einer ganzen Klasse

„von

„von Menſchen“ etc. Rec. war es angenehm, auch hier wieder einen Mann von edler Denkart zu finden, der kein Financier von gemeinem Schrot und Korn iſt. Nunmehr folgt die Geſchichte des Hälliſchen Salzwerks, das wahrſcheinlich ſchon vor Chriſti Geburt im Gang geweſen. *Erſte Periode* bis auf den Erzbiſchoff Ernſt 1476. *Zweyte Periode* von 1476 bis auf die Regierung des Churfürſten Friedrich Wilhelm 1680. *Dritte Periode* von Friedrich Wilhelm bis auf den Tod Friedrichs des zweyten. Wie der Verfall in dieſer Periode immer gröſser wurde, wird umſtändlich erzählt. Friedrich der Groſse wollte zwar dem Werk geholfen wiſſen, aber alle Bemühung war vergebens. Er verfiel endlich auf die Idee, Steinſalz aus dem bereits geſottenen Salz für das Vieh verfertigen zu laſſen; es wurde mit etwas Thon zuſammengeſtampft, aber der Zweck wurde nicht erreicht; es wurde nachher verſucht, das geſottene Salz zu Rothenburg ſchmelzen zu laſſen, man erhielt auch ein treffliches Steinſalz, aber es war zu koſtbar (vielleicht auch zu alkaliſch?) Auch die Bemühung, Arzney- und Fabriken-Mineralien aus dem Salze zu erlangen, führte nicht zum Zweck. *Vierte Periode.* Nachricht von den Einſchränkungen und neueſten Einrichtungen unter Friedrich Wilhelm II. Der würdige Preuſsiſche Miniſter Frh. v. Heinitz ſah ein, daſs ſich die ſchlimmen äuſseren Verhältniſſe dieſes Werks nicht abändern lieſsen und daſs eben darum der fernere Beſtand deſſelben von einer zweckmäſsigen inneren Einrichtung abhänge. Es wurden zu dem Ende im J. 1787 drey Commiſſarien zu dieſem Geſchäfte ernannt, worunter ſich Hr. *F.* ſelbſten befand, nach deſſen Gutachten auch nachher die ganze bisherige Einrichtung abgeändert wurde. In einem zu dieſem Ende neu erbauten gemeinſchaftlichen Siedhauſe wurde gegen Ende des J. 1790 ſchon zu ſieden angefangen. Dieſes Siedhaus iſt 210 Fuſs lang und 52 Fuſs breit; es enthält eine Sied- und drey Soggpfannen, jede zu 22 Fuſs lang 18 Fuſs breit und 16 Zolle tief. Erſt im November 1790 geſchahe die erſte Siedung, und ſchon im Febr. 1791 muſste Hr. *Senff*, welcher das Siedhaus nach ſeinem Plan hatte errichten laſſen, Beſchwerden über die Untauglichkeit dieſes Gebäudes erleben, indem eine beträchtliche Quantität in Tonnen abgegebenen Salzes als feucht, gelb und unbrauchbar wieder zurückgenommen werden muſste. Hr. *Senff* weigerte ſich, Abänderungen vorzunehmen; die Unterſuchung wurde daher Hrn. Kämmerer Weber übertragen, und dieſer fand mehrere Abänderungen nöthig, die auch vorgenommen wurden. Der Erfolg davon entſprach der Abſicht und machte Hn. Weber Ehre. Inzwiſchen enthält ſich Rec. mit Fleiſs aller Anmerkungen über die hier umſtändlich von Hn. F. erzählten Mängel, welche Hr. *Weber* gegen Hrn. *Senff* anzugeben gewuſst hat, weil er Hn. Senff's Verantwortung nicht an der Seite hat, und jene Klagen ſchon zu einer Zeit erhoben wurden, wo nicht nur noch alles Mauerwerk friſch und voll von Feuchtigkeiten ſeyn konnte, ſondern auch die Jahreszeit ſelbſt für Hn. S. nicht vortheilhaft war. Rec. lieſs vor mehrern Jahren ſelbſten ein Siedhaus erbauen, es wurde mitten in einem ſehr heiſsen Sommer beendigt und doch waren einige Monate zum Sieden nöthig, ehe der Feuerzug unter der Pfanne und in der Trockenkammer nach Rec. Wunſch ausfiel; alsdann war er aber ſo trefflich, daſs er nachher ein beſonders zum Luftzug angelegtes Gewölbe beſtändig verſchloſſen halten muſste und daſs er heilig verſichern kann, nie einen beſſern Zug geſehen zu haben. Rec. lieſs ſich auch damalen durch einige Rathgeber, welche wegen des äuſſerſt ſchlechten Zugs ſogar auf den Gedanken kamen, daſs aus Verſehen der Ausgang am Ende des Heerds etwa ganz möge zugemauert worden ſeyn, nicht irre machen, ſondern hielt es für nothwendig die allmälige Austrocknung alles Mauerwerks abzuwarten, und bloſs hiermit erreichte er aufs vollkommenſte ſeinen Zweck. Vielleicht foderte dieſes auch Hr. Weber? Aus dieſen Gründen alſo will Rec. hierüber nicht entſcheiden, und man wird ihn um ſoviel unpartheilicher halten, da er bey ſeiner Ehre verſichern kann, daſs ihm die Exiſtenz der beyden Männer bis dieſen Augenblick ganz unbekannt war. Zum Schluſs dieſes Kap. wirft Rec. noch die Frage auf, ob es nicht vortheilhaft für das Salzwerk ſeyn möchte, nur ein einziges zweywändiges 400 Fuſs langes Gradirhaus anzulegen, geſetzt auch daſs ſolches nur durch eine Windmühle zu betreiben wäre? Hierüber mit Entſcheidung zu ſprechen fehlt es Rec. an hinlänglicher Lokalkenntniſs. Den Beſchluſs dieſes Buchs machen die Urkunden und dann die Erklärung des beygefügten Kupfers, wodurch das neue Siedhaus vorgeſtellt wird.

PHILOLOGIE.

Leipzig, b. Cruſius: *Verſuch über die Gränzen der Aufklärung unter den Römern* von *Joh. Jak. Wilh. Münnich*, Paſtor in der Stadt Hadmersleben. 1789. 431 S. gr. 8. (1 Rthlr. 4 Ggr.)

Das Wort Aufklärung nimmt der Vf. in der weiteſten Bedeutung, nach welcher nicht bloſs richtige Begriffe über des Menſchen weſentliche Bedürfniſſe, ſondern auch Wiſſenſchaft, Verfeinerung, Bildung und Cultur, darunter begriffen werden. Der Entwickelung der weſentlichen Kennzeichen einer vollkommnen Aufklärung bey einem Volke hat er ein eignes Kapitel gewidmet, welches das 2te der Ordnung nach iſt, aber wohl richtiger das erſte wäre. Im 1ſten Kap. ſtellt er Betrachtungen über das Zeitalter der höchſten Aufklärung in Rom an. Nachdem er die Widerſprüche in Auguſts Charakter und öffentlichem Leben, welches theils aus ſchlechten und ausſchweifenden, theils aus vernünftigen und weiſen Handlungen zuſammengeſetzt war, ausgeführt hat, ſo löſt er am Ende das Räthſel dadurch, daſs er alle Tugenden dieſes Fürſten für Heucheley erklärt, wie Auguſt ſelbſt am Schluſſe ſeines Lebens durch die Frage an ſeine Freunde bewieſen habe: *Ecquid iis videretur mimum vitae commode transegiſſe.* (Das menſchliche Leben verglichen alte und neue Schriftſteller mit einem Schauſpiele. Warum alſo einen ſo gehäſsigen Sinn in dieſe Worte legen, die nichts mehr und nichts weniger zu ſagen ſcheinen, als: ob er ſeine Rolle gut geſpielt d. h. ob er ſeinem Poſten gut vorgeſtanden

fanden habe? Freylich ist dieser bildliche Ausdruck vorzüglich der Handlungs - und Wirkungsart eines Staatsmanns und Regenten angemessen, der oft seine wahren Plane und Gesinnungen aus politischen Gründen hinter einer Maske verstecken muss!) Seine künstliche und zusammengesetzte Rolle habe ihm Macenas, Agrippa und Messala vorgezeichnet, und sowohl diese, als die Livia, haben ihn in der Ausführung derselben unterstützt. Auguft war nicht Schöpfer des goldnen Zeitalters der Cultur in Rom, sondern die Cultur seiner Zeit war die Frucht der vorhergehenden Zeit. Wenn Rom je ein goldnes Zeitalter der Cultur hatte, so war es das des Cicero und der Triumvirn. Aber Rom ist nie zu einem vorzüglichern Grade von Aufklärung gelangt. Nicht alle Theile der Wissenschaften wurden von den Römern bearbeitet. Einige wurden ganz verachtet nnd vernachläfsigt: nur wenige bis zu einer gewissen Vollkommenheit hinaufgetrieben. Die Philosophie ward nie allgemeines Studium der Römer. Nur einige Auserwählte trieben sie, an ihrer Spitze Cicero. „Was die Engel in der Ordnung der Welt sind, das sind die Philosophen in der Ordnung der Politik" sagt der Vf. etwas sonderbar in seiner Digression über den Werth der Philosophie für das bürgerliche Leben. Mathematik, Stern- und Erdkunde ward fast gänzlich vernachläfsigt. Das Studium der Sprache und der Beredsamkeit wurde mit dem glücklichsten Erfolge bearbeitet. Es war ein Product der republikanischen Staatsverfassung und sank mit dem Fall derselben. Rechtsgelahrheit und Geschichte wurde eifrig betrieben, doch fast ausschliefslich die vaterländische Geschichte (und auch diese sehr einseitig!) In der Dichtkunst lieferten die Römer Meisterwerke; doch erreichten sie nie ihre griechischen Muster. Ferner herrschte in Rom keine allgemeine Freyheit im Denken (?) und Schreiben: man wollte manchen Wissenschaften das Bürgerrecht versagen; die Philosophie tolerirte man höchstens. C. III. über den Zustand der Künste. Die Römer waren blosse Kunstliebhaber, und brachten es, ausser der Pantomime, zu keinem hohen Grade von Vollkommenheit darin. C. IV. über den Zustand der Religion. Die religiösen und moralischen Begriffe der Römer waren sehr ungeläutert. Ihr Gottesdienst sehr abergläubisch, zum Theil die Ausschweifungen sehr begünstigend. C. V. die einst rauhen, aber reinen und einfachen, Sitten der Römer gingen in der Folge in die gröfste Sittenverderbniss über. C. VI. die R. Erziehung taugte wenig oder nichts, C. VII. Lustbarkeiten und Zeitvertreibe. Die Römer führten die griech. Spiele ein, aber ohne den Geist derselben zu ahnden. Ihre Lustbarkeiten in gesellschaftlichen Zirkeln gingen auf groben Genuss an Schmäusen und Trinkgelage. (Der Vf. spricht hier zu allgemein; die urbanen Römer waren mit den feinern Vergnügungen des geselligen Lebens gar nicht unbekannt). C. VIII. u. IX. die Gesetze und die Polizey waren im Ganzen zweckmäfsig, aber sie wurden vernachläfsigt und kamen im Verfall. — Das Bild, welches der Vf. von den Römern entwirft, ist nicht geschmeichelt, doch im Ganzen wahr. Aber Manches ist übertrieben, vorzüglich im Cap. über die Religion, wo er ganz im Tone der Kirchenväter über die Greuel des Heidenthums seufzt. Das Buch hätte gewonnen, wenn viele weitläuftige und unnütze Abschweifungen weggefallen wären. Es enthält viele freye, kühn gedachte und stark ausgedrückte, Wahrheiten.

KLEINE SCHRIFTEN.

ARZNEYGELAHRTHEIT. *Rostock*, b. Adler: *Sanitatis humanae ex facie medicinae practicae commutatae schematismus rhapsodia anthroponosographica. Post impetratum MDCCLXXXIII in academia nuper Buetzoviensi Doctoris gradum ut legi sibi injunctae faceret satis medicorum in Academia Rostochiensi restaurata ordini gratioso exhibuit MDCCXCIII. Jo. Phil. Stucker.* Erst von den Hämorrhoiden, und was für Einflüsse deren Erregung auf die Gesundheit der Menschen gehabt habe, und von Stahl, der aus Eigennutz diesen Blutfluss für so wichtig gehalten habe. In Halle, und in der Gegend umher seyen Hämorrhoiden noch sehr häufig, vielleicht weil sich von den Zeiten der Stahlianer die Anlage zu diesem Blutfluss noch herschreibe. Kämpfs Klystiere, meynt der Vf, könnten vielleicht in Zukunft so wirken, wie ehedem die balsamischen Pillen, und die Hämorrhoiden wieder erregen. *Schema catarrhematicum*, oder eigentlich von den Nachtheilen der erschlaffenden Kurmethode, bey Nerven- und andern Krankheiten, die freylich so gut, als die von jeder andern Kurmethode Statt haben, die aber auch nicht Statt haben werden, wenn man nur die Kurmethoden richtig, und nach Indicationen anwendet. Rec. vermifst in diesem Aufsatz fast durchaus die Bestimmung, wo die erschlaffende Kurmethode schädlich ist, worauf doch eigentlich alles ankommt. Die Fieberrinde mache die Nerven beweglicher, und befördere Nervenkrankheiten. (Allerdings, und unter gewissen Umständen, wie dies R. Whytts Kurmethode gar oft bestätigt hat: aber eben die Bestimmung der Umstände vermifst wieder Rec. durchaus. *Schema atonico-nervosum.* Selten seyen jetzt entzündliche Fieber in Städten; häufig dagegen Schleim- und Nervenfieber. Zu den langwierigen Krankheiten geselle sich Nervenschwäche, und daran sey der Thee, die Brechmittel, die Elektricität, der Magnetismus, das Aderlassen (das doch jetzt unstreitig weit seltener gebraucht wird, als ehedem) und der Gebrauch des Mohnsafts schuld. *Μετάβασις εἰς τὸ ἄτοπον.* Warum der Vf. hier eine griechische Aufschrift wählt, sehen wir nicht: seine ganze Schreibart ist überhaupt geziert, sonderbar und undeutlich. Er beweist die Wahrheit der, wir glauben allgemein anerkannten, Thatsache recht gut, dass, seit man bey der Kur der Fieber mehr ausführt (und dem Fieberreiz durch antiphlogistisch besänftigende Mittel begegnet) die exanthematischen Fieberkrankheiten weit seltener sind. *Schema gastricum.* In diesem Aufsatz hat der Vf. theils die Nachtheile der Ausführungen an sich, besonders aber die Umstände recht gut angegeben, unter denen sie entweder unwirksam, oder schädlich sind.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 7. August. 1794.

PHILOSOPHIE.

Halle, b. Francke u. Bispink: *Antilogie des Realismus und Idealismus.* Zur nähern Prüfung der erſten Grundſätze des Leibniziſchen und Kantiſchen Denkſyſtems. Von *E. G. F. Wrede.* 1791. 340 S. 8.

Abermals ein Verſuch, die kritiſche Philoſophie in ihren Grundpfeilern zu erſchüttern. Hr. *W.* führt dieſelbe durchgehends unter dem Titel des Idealismus auf, ohne ſich zu fragen: mit welchem Rechte? und was Idealismus ſey? Unter Idealiſten hat man jederzeit diejenigen verſtanden, die das Daſeyn der Körper, oder der äuſsern Gegenſtände im Raum beſtreiten. Aber wo hat *Kant* dieſes beſtritten? Hat er nicht vielmehr bewieſen, daſs wir vom Daſeyn dieſer, nicht erſt, wie Descartes meynte, durch einen unſichern Schluſs von einer gegebenen Wirkung auf eine beſtimmte Urſache, ſondern unmittelbar durch Anſchauung eben ſo gewiſs ſind, als von unſerm eigenen Daſeyn, ja daſs, ohne die Exiſtenz beharrlicher Gegenſtände im Raum, ſogar das Bewuſstſeyn unſers eigenen Daſeyns in der Zeit ſchlechterdings unmöglich wäre? Nur das hat Kant zugleich bewieſen, daſs man ſich von der Realität der äuſsern Dinge, die uns bloſs empiriſch durch Wahrnehmung gegeben wird, und daher von der Form unſers ſinnlichen Anſchauungsvermögens abhängt, einen unrichtigen Begriff macht, wenn man ſie für *tranſcendental* hält, und ſich einbildet, daſs die äuſsern Dinge auch *an ſich* ſo beſchaffen ſind, wie ſie uns unſer äuſserer Sinn darſtellt — und dieſs aus dem ungekünſtelten Grunde, weil er unwiderſprechlich gezeigt hat, daſs der Raum nichts weiter, als die ſubjective Form unſers äuſsern Sinnes, mithin in Beziehung auf dieſen etwas ſehr reales, ohne Rückſicht auf dieſen hingegen nichts iſt. Aber auf gleiche Art hat er auch bewieſen, daſs ſelbſt die Realität unſers Ichs, ſo wie es uns die innere Wahrnehmung als in der Zeit exiſtirend darſtellt, bloſs in empiriſcher, keinesweges aber in tranſcendentaler Bedeutung, als ob wir, auch abſtrahirt von unſerer Sinnlichkeit, Zeitweſen wären, zu nehmen ſey, weil die Zeit gleichfalls nichts als die Form unſers innern Sinns iſt. Die Realität der Gegenſtände, die uns durch innere und äuſsere Wahrnehmung gegeben wird, iſt alſo nach Kant bloſs eine empiriſche und bedingte, weil ſie von der Empfänglichkeit unſers ſinnlichen Anſchauungsvermögens abhängt, ihre *tranſcendentale unbedingte* Realität hingegen, oder die Art ihres Seyns *an ſich*, ohne Raum und Zeit (wie dieſes etwa in einer *nicht ſinnlichen*, ſondern *rein intellectuellen* Anſchauung, die wir nicht kennen, ſich darſtellen würde) liegt ganz auſser dem Gebiete menſchlicher Erkenntniſs, und iſt daher für uns eine *bloſse und unbeſtimmte Idee* von einem *Etwas*, das uns ganz unbekannt iſt. Bloſs in dieſer Rückſicht belegte Kant ſeine Sinnenlehre, durch welche die Realität der äuſsern Gegenſtände im Raum, d. i. der wahre Realismus zuerſt gründlich erwieſen worden, und auch allein erweislich iſt, mit dem Namen des *tranſcendentalen Idealismus*, der alſo nichts weiter ſagt, als daſs alles Reale, was wir durch die äuſsere Wahrnehmung von den Körpern kennen, eben ſo wenig etwas tranſcendentales, d. i. ihnen, auch unabhängig von unſerer ſinnlichen Art, ſie anzuſchauen, *an ſich* zukommendes iſt, als alle das Reale, was wir durch die innere Wahrnehmung von unſerm Selbſt kennen. Will man dieſes alſo für Idealismus im eigentlichen Sinne halten; ſo muſs man dem groſsen Weltweiſen nicht bloſs vorwerfen, daſs er das Daſeyn der Körper leugne, ſondern zugleich, daſs er *ſein eignes Daſeyn* leugne!!

Alles dieſes ſollte doch billig ein jeder ſehr wohl beherzigen, ehe er die kritiſche Philoſophie unter dem gehäſsigen Titel des Idealismus aufführt, und ſich an ihre Widerlegung wagt. Wie wenig dieſes aber auch von Hn. *W.* geſchehen, zeigt ſeine Schrift von Anfang bis zu Ende. So verwirrt er nicht nur gleich Anfangs den innern Sinn mit dem Verſtande, indem er S. 7. jenen für bloſs *denkend* erklärt, ſondern er gibt ſogar S. 12. vor, daſs nach der kritiſchen Philoſophie die Data unſerer Erkenntniſs theils Phaenomena, theils *Noumena* und jene äuſserliche, dieſe aber innerliche Momente der Sinnlichkeit ſeyn, da doch Kant die Gegenſtände des innern Sinns eben ſowohl, als die des äuſsern, für Phaenomena erklärt, unter einem Noumenon hingegen ausdrücklich *nicht-ſinnliche* Gegenſtände, Objecte des *reinen Verſtandes* verſteht. Und nun das Hauptziel ſeiner Schrift? Dieſes geht dahin, zu beweiſen, daſs unſer Verſtand bloſs eine *reine Receptivität* ſey, und daſs wir alſo die äuſsern Gegenſtände ſo anſchauen, wie ſie *an ſich* ſind.

Die ganze Unterſuchung des Vf. betrifft daher folgende 3 Aufgaben: I. Wie werden die äuſsern Gegenſtände uns gegeben, indem wir ſie uns vorſtellen; *an ſich*, oder *uneigentlich?* (Eine ſehr unrichtige Antitheſe! Denn *unſerm Vorſtellungsvermögen* kann doch im *eigentlichen* Sinne ein Ding nur gegeben werden, ſofern daſſelbe ihm die Materie oder den Stoff zur Vorſtellung gibt. Dagegen würde das gerade ein Geben im *alleruneigentlichſten* Sinne ſeyn, wenn man ſagen wollte, daſs ihm das Ding ſelbſt oder an ſich gegeben würde.) II. Sind nothwendige Sätze der Erkenntniſs bloſs a priori möglich? III. Sind Raum und Zeit die Formen unſerer Sinnlichkeit? Da Kant ſeine tranſcendentale Aeſthetik

gerade auf die beiden letzten Sätze, als einen wegen ihrer unmittelbaren Evidenz, unerschütterlichen Grundpfeiler baut: so mufs jede zweckmäfsige und gründliche Beurtheilung derselben schlechterdings mit diesen anfangen. Allein Hr. *W.* hat es für zuträglicher gefunden, den Kampfplatz erst mit dunkeln und unbestimmten Begriffen zu eröffnen, und durch diese nachher die klaren und evidenten desto leichter zu verwirren. Er fängt nemlich mit der ersten Aufgabe an, und sucht unmittelbar zu entscheiden, dafs die äufsern Gegenstände, indem wir sie uns vorstellen, uns als Dinge an sich gegeben werden, d. i. von uns so angeschaut werden, wie sie an sich wirklich sind. Sein Beweis ist deutlich und kurz ausgedrückt dieser: Wahrheit ist die Gleichheit der Ideenbeziehung auf einander mit der Objectbeziehung auf einander. Nun gibt es zwar eine solche Gleichheit der Ideenbeziehung der Vorstellungen des innern Sinnes auf einander mit der Beziehung der Vorstellungen des äufsern Sinns auf einander, mithin gibt es zwischen den Vorstellungen des innern und äufsern Sinns Wahrheit. Indessen ist diese Wahrheit blofs *subjectivisch*, weil hier die Objecte, deren Beziehung betrachtet wird, blofse Vorstellungen des äufsern Sinns, also blofs etwas Subjectives in uns sind. Nun aber kommt die gesammte Menschenvernunft ins Spiel, und dringt aus einem nothwendigen Bedürfnifs auf ein drittes Datum, worauf sich die correspondirenden Vorstellungen des innern und äufsern Sinns zugleich beziehen, nemlich das reelle Object. Da wir nun nach dem Lehrbegriffe des Idealismus von den reellen Gegenständen nichts wissen, auch keine Vorstellung haben können davon, wie es zugeht, dafs sie zusammen genommen mit unserm Subjecte die Vorstellung äufserer Gegenstände erzeugen: so bleibt uns, wegen der Bedürfnifsnothwendigkeit der Verknüpfung der subjectiven Momente unserer Sinnlichkeit mit reellen Gegenständen, gar nichts anders übrig, als blofs Wahrheit zwischen den erstern und letztern zu haben, das heifst: alle Verhältnisse der Vorstellungen des äufsern oder des innern Sinns unter sich, sollen den Beziehungen des Reellen unter sich correspondiren, oder welches eben so viel ist, Formeln von den Beziehungen des Reellen unter sich seyn, und so müssen demnach auch alle Kategorieen sich schlechterdings auf reelle Gegenstände beziehen.

Hiedurch glaubt nun Hr. *W.* nicht nur die *Idealisten*, sondern auch zugleich ihren Gegner *Kant* ganz klar widerlegt zu haben. Allein *jene* haben bekanntlich dieses Räsonnement noch nie befriedigend gefunden, indem sie das Bedürfnifs, mit den Vorstellungen des äufsern Sinns reelle Gegenstände aufser uns zu verknüpfen, nicht für ein Postulat der Vernunft, sondern für ein blofses Spiel der Phantasie erklären. *Kant* hingegen, der die Unmöglichkeit des letztern, und daher das Daseyn reeller Gegenstände aufser uns, zuerst dargethan, kann dieses ganze Räsonnement, da es ihn nicht antastet, völlig zugeben. Denn nach seinem Lehrbegriff wissen wir von den reellen Gegenständen sowohl in als aufser uns nicht nur sehr viel, sondern unser ganzes Wissen betrifft blofs sie. Sie eben sind nach ihm die wahren Gegenstände der Erfahrung, auf sie sind alle Kategorieen anwendbar, und darin eben besteht nach ihm die objective Wahrheit, dafs jeder Reihe empirischer Vorstellungen eine Reihe reeller Objecte entspricht. Nur entsprechen ihr diese reelle Objecte blofs so, wie unsere Sinnlichkeit für sie empfänglich ist, d. i. als *Erscheinungen*, wie sie aber, unabhängig von unserer Sinnlichkeit, *an sich* beschaffen seyn mögen, davon weifs Kant nichts, und mifsgönnt es keinem, der hievon etwas zu wissen wähnt. Sollen also die Schlüsse des Hn. *W.* den Kantischen Lehrbegriff antasten: so mufs er — und eben darin steckt das Mifsverständnifs — unter *reellen* Gegenständen Gegenstände meynen, wie sie *an sich* sind. Alsdenn aber ist sein ganzes Räsonnement nichtig. Denn das ist zwar, wie Kant selbst behauptet, ein nothwendiges Bedürfnifs unserer Vernunft, das, was uns erscheint, auch unabhängig von diesem sinnlichbedingten Prädicat, an sich als ein unbedingtes Etwas zu denken. Dafs aber dieses Etwas uns auch so *erscheinen* müsse, wie es *an sich* ist, und daher die Kategorieen auch auf Dinge an sich anwendbar seyn müssen — das anzunehmen, ist kein Vernunftbedürfnifs, keine Foderung des Gemeinsinns, sondern steht vielmehr mit den klaren Begriffen von Raum und Zeit im offenbarsten Widerspruch.

Nun sucht Hr. *W.* zwar ferner darzuthun, dafs, wenn die Kategorieen auf Dinge an sich nicht anwendbar sind, und wir von letztern gar nichts wissen, die kritische Philosophie auch gar nicht Dinge an sich behaupten könne. Denn da sie von ihnen nichts weifs: so könne sie sich a) nicht einmal einen *Begriff* von ihnen machen, und sie daher auch nicht für *Raum-* und *Zeitlos* ausgeben, vielweniger könne sie b) da die Kategorie der Ursache auf sie nicht anwendbar ist, beweisen, dafs unser äufsere Sinn von ihnen *afficirt* werde, und hieraus auf ihr Daseyn *schliefsen*, ja sie könne c) nicht einmal nach ihren Daseyn *fragen*, oder es *zugeben*, weil auch die Kategorie des Daseyns von ihnen nicht gilt. Allein hier zeigt sichs besonders, dafs Hr. *W.* die kritische Philosophie nur eben so oberflächlich, als der gröfseste Theil ihrer Gegner, kennt. Denn a) beweist diese ja selbst ausdrücklich, dafs ein bestimmter positiver Begriff von den Dingen an sich für uns unmöglich ist, und dafs wir sie blofs unter der unbestimmten negativen Idee eines *Etwas*, das *nicht Erscheinung*, d. i. *nicht* etwas *im Raum und in der Zeit* befindliches ist, denken können, und es ist daher eine nicht geringe logische Uebereilung, wenn Hr. *W.* nicht einsieht, dafs das negative und übrigens ganz unbestimmte Prädicat des Raum- und Zeitlosen, schon in der Idee eines Dinges an sich unmittelbar enthalten ist, b) behauptet sie selbst, dafs wir nicht das mindeste davon wissen, wie unser äufserer Sinn von *Dingen an sich* afficirt werde, sondern nur, dafs alle unsere Vorstellungen, da sie, vermöge der innern Wahrnehmung, in uns successiv entstehen, eine *Ursache* haben müssen, das heifst: unser Vorstellungsvermögen mufs von irgend etwas, es mag dieses zu unserm Selbst gehören, oder etwas von uns verschiedenes seyn, *afficirt* werden, und daher, sofern es hiezu fähig ist, ein *passives* Vermögen seyn, das wir eben darum *Sinnlichkeit* nennen, mithin ist die Sinnlichkeit ein vom Verstande wesentlich unterschiedenes Vermögen, indem letzterer,

rer, zufolge unſers Bewuſstſeyns, als ein die Vorſtellungen *verbindendes* Vermögen in *Spontaneität* und *Selbſtthätigkeit* beſteht. Auf dieſem Wege beweiſt alſo die kritiſche Philoſophie nur, *daſs* wir *afficirt* werden, und daſs daher Sinnlichkeit und Verſtand zwey ganz verſchiedene Quellen und Vorſtellungen ſind, die jedoch nur in Vereinigung Erkenntniſs möglich machen. Daſs aber die Gegenſtände, die uns der äuſsere Sinn unmittelbar als auſser uns im Raum darſtellt, nicht zu unſerm Selbſt gehören, ſondern etwas von uns verſchiedenes ſind, das leitet ſie nicht aus dem Afficirt werden, alſo nicht durch einen Schluſs von einer gegebenen Wirkung auf eine beſtimmte *Urſache* her, ſondern, wie Rec. ſchon anfangs bemerkt hat, vielmehr daher: weil unſer innerer Sinn uns ſelbſt bloſs als in der Zeit darſtellt, mithin alles, was zu unſerm Selbſt gehört, bloſs wechſelnd iſt, folglich etwas Beharrliches vorausſetzt, als woran allein der Wechſel wahrgenommen werden kann. Dieſes Beharrliche aber können wir nicht ſelbſt ſeyn, eben darum, weil der innere Sinn unſer Selbſt bloſs als in der Zeit, folglich im bloſsen Wechſel darſtellt, alſo muſs es etwas von uns verſchiedenes ſeyn, das uns nicht durch den innern, ſondern durch den äuſsern Sinn dargeſtellt wird. Dieſer aber ſtellt uns die Gegenſtände als im *Raum* vor. Nun iſt zwar *der* Raum ſelbſt beharrlich; aber da der Raum ſelbſt nicht wahrgenommen werden kann; ſo kann er das Beharrliche, an welchem der Wechſel wahrgenommen wird, nicht ſeyn, Alſo muſs es im Raum *beharrliche Gegenſtände* geben, die von uns verſchieden ſind, und ſo ſind wir vom Daſeyn reeller von uns verſchiedener Gegenſtände, die uns der äuſsere Sinn als im Raum befindlich darſtellt, nicht nur eben ſo gewiſs, als von unſerm eigenen Daſeyn, das uns der innere Sinn als in der Zeit vorſtellt; ſondern ohne das erſtere könnten wir uns des letztern gar nicht einmal bewuſst werden. Auf dieſe bündige Art, nicht aber, wie Hr. *W.* die Sache vorſtellt, beweiſt Kant (Crit. d. r. V. S. 274—279. zweyte Aufl.) wider die Idealiſten das Daſeyn reeller Gegenſtände unmittelbar aus dem *bloſsen Bewuſstſeyn unſers eigenen Daſeyns in der Zeit.* c) Da uns indeſſen dieſe Gegenſtände nicht anders, als im Raum und in der Zeit gegeben werden; ſo iſt von ſelbſt einleuchtend, daſs bloſs ihr *empiriſches* Daſeyn, d. i. ſo fern ſie *Erſcheinungen* ſind, für uns *erkennbar*, d. i. unter der *beſtimmten Kategorie* der *Exiſtenz* denkbar iſt, ihr *Seyn an ſich* hingegen d. i. was dieſes, unabhängig von Raum und Zeit, als bloſsen Bedingungen unſerer Sinnlichkeit, bedeuten mag, iſt eine ganz unbeſtimmte leere *Idee*, und nach *dieſem* ihrem Seyn zu *fragen*, nöthigt uns bloſs ein *ſubjectives* und *formales* Bedürfniſs unſerer Vernunft, bey jedem *bedingt* Gegebenen etwas *Unbedingtes* vorauszuſetzen. Wenn daher die kritiſche Philoſophie ſagt: es *gibt* etwas uns Unbekanntes, was ohne alle Zeitbedingung *ſchlechthin iſt*, und den Erſcheinungen zum *Grunde* liegt; ſo prädicirt ſie von dieſem *Etwas an ſich* gar nicht die Kategorieen der *Exiſtenz*, der *Subſtanz* und der *Urſache*, wie man ihr leider gewöhnlich aus offenbarem Miſsverſtande vorwirft, indem ſie ja ausdrücklich lehrt, daſs dieſe auf Dinge *an ſich* nicht anwendbar ſind, ſondern alle jene Ausdrücke ſind hier bloſse *unbeſtimmte logiſche* Formen, von Gegenſtänden *überhaupt* zu urtheilen, die nichts weiter ſagen, als: da das uns gegebene empiriſche Daſeyn der äuſsern Gegenſtände etwas von unſerer Sinnlichkeit abhangendes, mithin Bedingtes iſt; ſo ſetzt dieſes ein *unbedingt* oder *ſchlechthin ſeyendes Object*, als die abſolute *Bedingung* von jenem voraus, ohne von dieſem bloſs logiſch-gedachten Subject, von ſeinem abſoluten Seyn, und in welchem Sinne es die Bedingung des Erſcheinens ſeyn mag, den mindeſten realen und beſtimmten Begriff zu haben.

Rec. würde ſich die Mühe erſpart haben, den wahren Sinn der kritiſchen Philoſophie in Anſehung der reellen Gegenſtände auſser uns ſo ſorgfältig auseinander zu ſetzen, wenn Hr. *W.* nicht leider ſo viele Collegen hätte, die ſich eben ſo raſch an ihre Widerlegung machen, ohne erſt zu fragen, ob ſie nicht einen Kampf mit ihrem eigenen Schatten beginnen, und in weſſen Köpfe eigentlich die Ungereimtheiten und Widerſprüche, mit denen ſie um ſich werfen, ihren Sitz haben mögen. Was Hr. *W.* weiterhin von der Möglichkeit der Form der Dinge an ſich beybringt, und die Art, wie er ſeine beiden letzten Aufgaben, daſs nothwendige Sätze a poſteriori möglich, und daſs Raum und Zeit Formen der Dinge an ſich ſeyn, zu beweiſen ſucht, dreht ſich nicht nur unter lauter Schlüſſen aus unbeſtimmten leeren Begriffen immer fort um eben den falſchen Satz: es ſey die Lehre des *Gemeinſinns*, daſs unter den reellen Gegenſtänden, die wir kennen, nichts anders als Dinge an ſich zu verſtehen ſeyn, ſondern zeigt zugleich ſeine Unbekanntſchaft mit dem wahren Sinne der kritiſchen Philoſophie immer auffallender, je weiter man lieſt. So ſind ihm nach derſelben z. B. die Gegenſtände im Raum durchweg nichts weiter als der Raum ſelbſt, und aller äuſsere Unterſchied der Gegenſtände müſste ſich alſo bloſs aus den möglichen Combinationsformen des Raums und der Zeit S. 82. 83. angeben laſſen, d. i. die *Qualität* derſelben müſste nichts anders, als *Quantität* ſeyn!! Die Art aber, wie Hr. *W.* über Raum und Zeit, und beſonders über die Mathematik philoſophirt, iſt unter aller Kritik. Der Vortrag des Hn. *W.* iſt übrigens ſo figurirt, daſs er zum Muſter eines unphiloſophiſchen Vortrags dienen kann. Dem Rec. war faſt das halbe Buch hindurch nicht anders, als ob er auf den Kampfplatz eines Grammatikers verſetzt wär. Ueberall ſah er ſich im Gedränge von *Imperativen*, *Conjunctiven* und *Indicativen*, und am bängſten wurde ihm, wenn der *Indicativ* durch alle *Caſus declinirt* wurde, und jeder *Caſus* der *Declination* ſeinen beſondern *Imperativ* erwartete. Zur Probe mag folgende Stelle S. 63. dienen, die ohnehin merkwürdig iſt, da ſie den Beweis enthält, daſs die afficirenden Gegenſtände nicht die Form des afficirten Subjects annehmen können: „Indem das Subject modificirt wird: ſo leidet ſeine Form ſelbſt eine Modification, das heiſst, ſie wird genöthigt, von dem Indikative, das heiſst hier von der am langſten ausdauernden, oder ſich gleichmäſsig wiederholenden Geſtalt der Form, zu dekliniren. Folglich kann die Affection des Realen ſich ſo

wenig nach der Form richten, dafs jene (die Affection) allemal einem Undinge zu Gebote ſtehen müſste, wenn ſie von einer Form befehliget würde, die in der Affection nicht einmal ſo viele Geſetzlichkeit hat, dafs ſie ihren Indicativ unwandelbar erhalten kann: denn die Declination der Form von ihrem Indicative iſt völlig unbeſtimmt, und folglich ſind in derſelben, durch mehrere Caſus, lauter verſchiedene Geſetze gegeben. Sollen dieſe befolgt werden, ſo müſſen ſie alle mit einander befolgt werden, weil keins derſelben beſtimmt werden kann, welches unter allen, ſeinen Imperativ zur Ausübung bringen ſoll; daher würde dieſe letztere gänzlich unterbleiben müſſen. Allein da ſie ausdrücklich gefodert wird, ſo müſſen alle Imperative zugleich zur Ausübung ſchreiten. Nun ſind aber alle Imperative der Declination nicht gleichzeitig, ſondern der eine Caſus der Declination ſchon immer vergangen, wenn der andere eintritt, und daher iſt auch der, jedem Caſus der Declination zugehörige Imperativ nicht mehr vorhanden; folglich muſs die Affection, wegen der Nothwendigkeit der Ausübung aller Imperative (in Gedanken,) ſich nach einem einzigen gegenwärtigen, und allen vergangenen Formgeſetzen, auch wohl gar nach einigen zukünftigen, wenn ſolche noch möglich ſind, nemlich, wenn man noch nicht den letzten Caſus der Declination bey der Formmodification berührt hat, auf einmal zugleich richten; folglich jedes Geſetz, welches nicht mehr, oder noch nicht da iſt, ein ausübendes Geſetz ſeyn. Das iſt der gröſseſte Widerſpruch." Ja wohl!

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Schleswig u. Leipzig, b. Boie: *Grundſätze einer richtigen Politik nach dem Phocion.* Von einem Däniſchen Bürger. 1794. 158 S. 8.

Es iſt ein wahres Uebel für die in unſern Tagen ſo hart angefochtene Sache der Publicität und Preſsfreyheit in politiſchen Gegenſtänden, wenn ſich junge Schriftſteller zu Rittern für ſie aufwerfen, denen wenig mehr als guter Wille zu Theil ward. Solche unberufene Streiter geben nicht nur der Gegenparthey ſehr wichtige Gründe an die Hand, welche ſie aus der Schwäche und Geringhaltigkeit der angeblichen Producte des politiſirenden Geiſtes hernehmen; ſondern ſie erregen bey dem gröſsern, unbefangenen Publicum, das eigentlich zwiſchen beiden Partheyen richten ſoll, eine Unluſt und Ekel vor dergleichen Unterſuchungen, wobey diejenigen immer gewinnen, die das Licht ſcheuen. Man ſollte daher allerdings es der Kritik zur heiligen Pflicht machen, die Staatsklügler aus dem Gebiez ernſter politiſcher Unterſuchungen zu verſcheuchen, ſo wie ſie die Dichterlinge, die den Parnaſs nicht erreichen werden, von dem Wege ſchon durch ihre Geiſſel abtreibt. Und vor allen Dingen iſt es groſse Wohlthat für alle, wie für den Einzelnen, wenn die Belehrung zeitig kömmt; wenn ſie den Rittersmann bey ſeinem erſten Ausfluge zum abſitzen bringt, oder ihn, wenn etwa der erſte Zug nicht ganz hoffnungslos war, warnt, ſich weiter zu begeben, als ſeine Kraft reicht. In dem letztern Falle befindet ſich der Verfertiger dieſer Schrift, welcher ſich am Ende unterzeichnet hat, der Hr. Graf *Jens Juel von Ahlefeldt-Caurnig.* Er hatte im verfloſſenen Jahre zwey kleine anonyme Broſchüren herausgegeben, *Schreiben eines Däniſchen Bürgers an den Kronprinzen*, und *über Dänemarks gegenwärtige Politik, von einem Däniſchen Bürger.* Beide ſind in der A. L. Z. 1794. N. 77. angezeigt; die letztere nach der däniſchen Ueberſetzung. Ohne ſich gerade auszuzeichnen, verdienten ſie doch, *als fliegende Blätter betrachtet*, Beyfall; denn ſie enthielten, beſonders die erſtere, freymüthige und zum Theil wahre Bemerkungen über Gegenſtände der allgemeinen Aufmerkſamkeit. Aus eben dieſem Grunde erregten ſie auch einiges Aufſehen, wie man daraus ſchlieſſen kann, dafs ſie ein paar andere Broſchüren veranlaſsten. Aber nun ſtieg zugleich des Vf. Idee von ſeiner politiſchen Wichtigkeit und ſeinem Schriftſtellerberuf über alles Maafs und Verhältniſs. Er beſchloſs kecklich „durch den Druck ſeine Ideen über Glück oder Unglück „der bürgerlichen Geſellſchaft mitzutheilen, und hoffte „und wünſchte auf dieſem Wege *Aufklärung* und durch „dieſe hin und wieder Gutes zu verbreiten." Als ein Pröbchen dieſer Beſtrebungen erhalten wir hier einen Auszug aus *Mably's* bekanntem Phocion, vermehrt und verändert, wo das Original mit ſeinen Ideen nicht übereinſtimmte, und „die Beſchäftigung ſeiner Nebenſtunden, die auf dieſe Art zu einem Syſtem angewachſen „iſt, legt er dem Publico mit der Zuverſicht vor, dafs „man die Stimme der Wahrheit darin nicht verkennen, „und ſeiner Abſicht Gerechtigkeit wiederfahren laſſen „werde." Ohne uns mit ihm darüber einzulaſſen, was unter einem Syſtem der Politik zu verſtehen ſey, und wie weit dieſe Schrift ſich zu einer ſo vielumfaſſenden Benennung eigne, können wir doch ohne Bedenken verſichern, dafs das ganze, einige allgemein bekannte Gedanken Mably's über die Gründung der Politik auf Moralität des Einzelnen ausgenommen, durchaus in keinem Betracht Aufmerkſamkeit verdiene, und ohne allen Schaden und Nachtheil in den allgemeinen Schlund wandern könne, der früh oder ſpät alle überflüſsige Druckſchriften begräbt. An ſeiner guten Abſicht hingegen wollen wir nicht zweifeln, und eben um deswegen müſſen wir noch von Amtswegen ihn auf den bis zur Unerträglichkeit ſelbſtgefälligen Ton aufmerkſam machen, worin er in der Schlufsrede uns von ſeiner bisherigen Schriftſtellerey unterhält, damit das Publicum deſto ſicherer hoffen könne, ſobald wieder kein unreifes, am wenigſten angeblich ſyſtematiſches, Product von ihm zu erhalten.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 8. August 1794.

PHYSIK.

STUTTGART, b. Metzler: *Beschreibung einiger Elektrisirmaschinen und elektrischer Versuche.* 5te Fortsetzung. Mit Verbesserungen und Zusatzen zur 4ten Fortsetzung, von M. *Gottlieb Christoph Bohnenberger.* 1790. 333 S. gr. 8. mit 5 Kupf.

Der 1ste Abschnitt enthält die Beschreibung zweyer Maschinen, von welchen die 1ste mit der in der 4ten Fortsetzung beschriebenen fast gänzlich übereinkommt. Das Hauptstück ist bey derselben ein 20 Zoll langer und 10 im Durchmesser haltender Cylinder von grünem böhmischen Glase. Der Vf. glaubt, dass das grüne Glas weniger Feuchtigkeit anziehe, als das weisse, und ist überhaupt wegen Abhaltung dieser Feuchtigkeit sehr verlegen. Rec. hat sich aus einer grossen Menge von Versuchen überzeugt, dass es bey dieser angezogenen Feuchtigkeit nicht sowohl auf die Art der Masse, als vornemlich auf die Dicke und Temperatur derselben ankomme. Sobald ein Cylinder im Glase etwas stark und dabey beträchtlich erkältet ist: so schlägt sich im warmen dunstigen Zimmer eine Menge Feuchtigkeit, die sich mit dem freyen Wärmestoff, der ins kalte Glas dringt, verbunden hatte, auf der Oberfläche desselben nieder, da sie nicht, eben so wie der Wärmestoff, in dasselbe hineindringen kann; man darf also nur dem Glase eine etwas höhere Temperatur geben, als diejenige ist, welche die Luft des Zimmers hat, so wird man vor der Feuchtigkeit sicher seyn, das Glas selbst mag übrigens grün oder weiss aussehen. Solche Nebenbemerkungen über einzelne Theile der Maschine macht der Vf. mehrere, und sie haben in mancherley Rücksicht mehr Werth, als die eigentliche Beschreibung der Maschine selbst, da man ja leicht hunderte und tausende von Vorrichtungen angeben kann, wodurch sich elektrische Erscheinungen erwecken lassen. So wird z. B. bey einer Walzenmaschine von Wollen- oder Seidenzeug mit Recht bemerkt, dass es weit vortheilhafter sey, die Walzen 3 Fuss im Durchmesser zu machen, und dafür die Entfernung derselben von 4 Fuss auf 2 Fuss zu setzen; denn auf diese Art kommt die Zeugbahn weit eher herum, und liefert deshalb weit mehr elektrische Materie an den Conductor. Ausserdem ist auch ein beträchtlicher Theil von des Vf. neuern zweckmäsigen Untersuchungen durch Bemerkungen des Rec. in der A. L. Z. bey den vorigen Fortsetzungen, veranlasst worden. Die im 2ten Abschnitt beschriebenen Versuche betreffen Ladungen belegter Flaschen, wo bey der einen der Knopf mit dem Reibzeug, und die bey der andern mit dem Conductor des Cylinders in Verbindung steht. Durch solche Vorrichtungen lässt sich eine Ladung der Flasche bewirken, wo man niemals ein Zerbrechen derselben oder eine Entladung über den unbelegten Rand befürchten darf; das Uebermaass geht nemlich bey einer solchen Anwendung über den Cylinder in das Reibzeug zurück. Es folgen nun eine Menge artiger Versuche mit einer doppelten Verstärkungsflasche, wo nemlich eine in der andern steht, mit den zugehörigen Erklärungen aus der Franklinischen Theorie, die sich freylich weit natürlicher hätten geben lassen, wenn der Vf. 2 verschiedene Materien angenommen hätte, die beym Reiben des Cylinders getrennt, und bey den Explosionen wieder schnell und gewaltsam vereinigt werden, und wo, ehe diese Vereinigung wirklich geschieht, die eine von den beiden Materien sich allemal in die Nachbarschaft desjenigen isolirten Leiters drängt, welchem die andere Materie bey dem Elektrisiren im Uebermaass ist mitgetheilt worden. Uebrigens sind auch diese Versuche selbst nicht wesentlich von denen verschieden, wo man eine Flasche an der andern ladet, ja mit denen ganz einerley, welche Adams und Cuthberson bey ihren über einander gestellten Flaschen beschrieben haben; unser Vf. bemerkt aber mit Recht, dass jene Beschreibungen sehr schwankend und unvollständig abgefasst sind, und er sieht sich dadurch veranlasst, sie einer genauen Kritik zu unterwerfen, und durch Vergleichung mit den seinigen ihnen diejenige Bestimmtheit und Berichtigung zu geben, deren sie bedürfen. In der Folge beschreibt Hr. B. noch 2 andere Arten von zusammengesetzten Flaschen, und zeigt, wie man sich aller 3 Arten mit Vortheil zu einer Batterie bedienen könne, die bey gleicher Belegungsfläche weniger Raum auf dem Tische einnimmt. Ein Versuch über das Entzünden des Phosphors mittelst des elektrischen Funkens, gelang dem Vf. nie anders, als wenn die Spitze des Draths, an welchem der Phosphor, etwa von der Grösse eines Hirsenkorns steckte, gegen einen Körper, der die positive Elektricität hatte, mit mäsiger Geschwindigkeit bewegt wurde, die Elektricität mochte übrigens stark oder schwach seyn; war hingegen der Fall umgekehrt, so blieb die Entzündung allemal, auch bey der stärksten Elektricität, aus. Er zieht deshalb aus seinen Versuchen den Schluss, dass der Phosphor niemals durch einen Funken, er sey einfach oder verstärkt, sondern allezeit durch den an der Drathspitze sich bildenden Stern, angezündet werde. Es schien auch nicht gleich viel zu seyn, wie tief die Drathspitze in den Phosphor gebracht, oder wie er sonst angesteckt wurde; zieht die Spitze ganz durch denselben hindurch, so dass man sie sehen kann: so gelingt der Versuch nicht, und eben so widrig ist der Erfolg, wenn das Phosphorstück etwas gross, und die Spitze nicht tief genug hineingebracht worden ist. Rec., welcher

welcher vor einiger Zeit ebenfalls vielerley Verſuche über die Entzündung verbrennlicher Subſtanzen mittelſt der Elektricität, und unter denſelben auch mehrere über die Entzündung des Phosphors anſtellte, bediente ſich eines Conductors, der durch eine Glasröhre in 2 über einander ſtehende Theile getrennt war, von welchen der obere die poſitive, und der untere, der mit dem Reibzeug in Verbindung ſtand, die negative Elektricität hatte. Auf einen vorſtehenden Arm dieſes untern Conductors wurde ein metallenes Schälchen befeſtigt, in daſſelbe etwas Druckpapier, und auf dieſes ein dünnes Scheibchen Phosphor gelegt. Ein Drath mit einem Knopf vom obern Conductor wurde dem Phosphor ſo nahe gebracht, daſs beym Umdrehen der Maſchine Funken in das Schälchen auf den Phosphor ſchlugen. War nun der Phosphor ſo eben erſt von einem Stängelchen abgeſchnitten, und mit Löſchpapier ein wenig abgetrocknet worden: ſo ging die Entzündung allemal ſogleich vor ſich; hatte hingegen das Scheibchen einige Zeit an der freyen Luft gelegen, und ſich deſſen Oberfläche mit einer dünnen Schicht Phosphorſäure überzogen, ſo konnten die ſtärkſten und anhaltendſten Funken unter übrigens ganz gleichen Umſtänden, keine Entzündung bewirken. Es wäre alſo wohl noch zu unterſuchen, ob bey Hn. B. Verfahren nicht vielleicht auch ein ſolcher Ueberzug von Phosphorſäure Einfluſs auf den Erfolg ſeiner Verſuche gehabt hätte. Eine ſehr einfache und leichte Vorrichtung beſchreibt er auch, ganz freyes, auf einer Glastafel ausgeſchüttetes Schieſspulver, ſelbſt mit einer Flaſche, die nur ¼ Quadratfuſs Belegung hat, anzuzünden; doch gehört viele Behutſamkeit zu dieſem Verſuch. Eben dieſelbe Bewandniſs hat es auch mit einem andern, wo eine Flaſche in ein- und denſelben Augenblick zu entladen, und wieder aufs neue zu laden iſt. Man muſs nemlich 2 belegte Flaſchen an den Knopf eines elektriſirten Leiters ſo ſtellen, daſs die eine etwas weiter als die andere davon entfernt iſt, wo aber die Verſchiedenheit in dieſer Entfernung auf das genaueſte abzumeſſen iſt. Eine merkwürdige Anwendung hievon macht der Vf. auf die Gewitter, wo ſich zuweilen eine ſtarke elektriſche Wolke entladet, und in dem Augenblick wieder von einer entfernten einen Theil ihrer Ladung enthielt; und dieſes Entladen und Wiederladen kann ſich beſonders alsdann, wenn mehrere Gewitter zugleich am Himmel hinziehen, durch verſchiedene Diſtanzen bis auf eine groſse Entfernung erſtrecken. Der 3te Abſch. enthält einige Zuſatze und Verbeſſerungen. Man ſieht hieraus, daſs Hr. B. nicht bloſs Entwürfe macht, ſondern auch unermüdet darauf bedacht iſt, ihnen die möglichſte Vollkommenheit zu geben. In einem Anhange beſchreibt er noch eine von ihm erfundene philoſophiſche Lampe. Es iſt dieſes die ſonſt ſchon bekannte Einrichtung des Heronsbrunnens, um entzündbare Luft mit Hülfe des elektriſchen Funkens anzuzünden. Hr. B. ſammelt die entzündbare Luft erſtlich in eine Blaſe, und drückt ſie dann aus dieſer in das untere Gefäſs ſeiner Lampe. Dieſes Verfahren hatte er ſchon in ſeiner 1ſten Fortſetzung bekannt gemacht, und ein andrer Rec. in der A. L. Z. hatte es gemiſsbilligt; Hr. B. wünſchte den Grund dieſer Miſsbilligung zu wiſſen, der ihm aber nicht bekannt gemacht wurde. Wir wollen ihm unſere Meynung nicht vorenthalten. Mehrere Erfahrungen haben uns gelehrt, daſs die entzündbare Luft leicht und bald durch die Zwiſchenräume der Blaſe entweicht, und Stickluft zurückläſst. Viel ſicherer und leichter verfährt man alſo, wenn man eine gebogene Röhre in den Stöpſel der Flaſche befeſtigt, worin die entzündbare Luft bereitet wird, und das andere Ende jener Röhre an die obere Mündung der elektriſchen Lampe ſchraubt. Auf dieſe Art füllt Rec. die ſeinige binnen 2 oder 3 Minuten ohne alle weitere Umſtände, und erhält die reinſte und wirkſamſte entzündbare Luft, die Entbindungsflaſche muſs aber freylich etwas groſs und ſtark im Glaſe ſeyn. Zum Beſchluſs beſchreibt Hr. B. noch eine Vorrichtung, wie man einen Glascylinder ſowohl von innen als aufsen reiben kann, die er aber noch nicht ſelbſt zur Ausführung gebracht hat.

Tübingen, b. Heerbrandt: *Leichtfaſsliche Chemie, für Handwerker und deren Lehrlinge, worin die Anwendung dieſer Kunſt auf die Verarbeitung aller Metalle, und die Bereitung verſchiedener Farben kurz und gründlich gezeigt wird. Vorzüglich für Mahler, Gold- und Silberarbeiter, Vergolder, Färber, Saiffen-* (Seifen-) *ſieder und andere Künſtler und Profeſſioniſten.* Von *J. A. Weber.* Neue verbeſſerte Ausgabe. 1793. 134 S. 8.

Dieſes Werkchen, welches, obgleich in einem ungebildeten Stile geſchrieben, doch mit unter einige nicht ganz üble praktiſche Anweiſungen enthält, und wovon die erſte Ausgabe in der A. L. Z. 1792. N. 3. angezeigt worden, hat in dieſer gegenwärtigen doch nur ſehr unbeträchtliche Verbeſſerungen erhalten. Immer noch ſchreibt der Vf. *Minninge* (*Minium*), *Umbraun* (Umbra), *Traubenträſter* (Treſter) u. ſ. w. Das Vitriolſauer bildet hier noch mit dem Pflanzenlaugenſalze *würfliche* Kryſtallen. Auch müſſen wohl dem Vf. Würfel und Spieſse gleichförmige Figuren ſeyn, da er ſagt: „man hat — bey der Deſtillation des Kochſalzes mit Salpeterſäure, — zum Rückſtand einen *würfelichen* Salpeter, der in kleinen *Spieſsen* zu Kryſtallen anſchieſst.“ — Unter den Anweiſungen ſcheint Rec. vornemlich auch die, einen lieblichen und geiſtreichen Wein aus Stachelbeeren (*Ribes Groſſularia* L.) zu bereiten, einer mehreren Empfehlung werth zu ſeyn. — Wenn der Vf. ſagt: „die Erze finden ſich — *in Flöſsen*, wenn das Erz gleichſam wie ein Fluſs fortläuft;“ ſo iſt dies keine unebne Derivation des Wortes *Flötz*. — Daſs der Vf. unter der Rubrik: *Verfälſchungen*, einiges vorbringt, was einer Verläumdung ähnlich ſieht, wird in den beygefügten Anmerkungen eines Ungenannten gerügt.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Kopenhagen, b. Heins: *Dana. Et Maanedſkrift.* (Dana. Eine Monatsſchrift. I. Bind. 1793. 312 S. kl. 8.

Dieſe neue däniſche Monatsſchrift, welche ihre älteren

ren Mitschwestern in Ansehung der äussern Eleganz sehr übertrifft, ist ein erfreulicher Beweis mehr, wie sehr sich der Geschmack für populäre Literatur in diesem Reiche unter dem Schutz der goldenen Preßfreyheit ausgebreitet hat. Im Junius 1782 erreichte die einzige Schrift dieser Art, die man hatte, ihr Ende mit dem 12ten Monatsstück, weil es an Aufsätzen und an Lesern fehlte, und seit d. J. 1784, wo Dänemarks vortrefflicher Kronprinz, Preßfreyheit nicht durch ein Gesetz, (denn das bestand schon seit 1771.) gab, sondern sie blos durch eine liberale Art der Regierung im Umlauf brächte, hat Dänemark 4 neue, originale periodische Schriften bekommen, die eigentlichen gelehrten Blätter, und verschiedene andere Wochenblätter und Zeitschriften, geringeren Gehalts, ungerechnet. Die *Minerva* nemlich ist seit 1785 ununterbrochen fortgesetzt, und hat bisher noch immer den ersten Rang behauptet; *Iris* und der *dänische Zuschauer* von *Rahbeck* (eine Wochenschrift) haben beide mit 1791 ihren Anfang genommen; seit dem Jenner d. J. kommt nun auch diese *Dana* hinzu, welche nach der Schutzgöttin Dänemarks benannt ist. Der Inhalt derselben ist zwar mannichfaltig, indessen ist er doch vorzüglich der schönen Literatur gewidmet. Daher hat auch jedes Monatsstück den stehenden Artikel Literatur, worunter man umständlichere, zum Theil mit vieler Einsicht, und meistens unpartheyisch geschriebene Recensionen der neuesten einheimischen Producte findet, die in die Philosophie, Geschichte, und besonders in die schönen Wissenschaften einschlagen; ferner einen andern stehenden Artikel an den Nachrichten von dem dänischen Theater, die gleichfalls sich vortheilhaft auszeichnen, und jetzt die beste Notiz in diesem Fache geben.

Unter den übrigen Aufsätzen nennen wir besonders folgende: die Kronik der Bienen, ein Gedicht in 4 Theilen von *J. Smidth*. Fabeln von *Phl*. Der erhörte Wanderer von *Smidth*. Claudine von Florian, übersetzt von *Host*. Gesang an die Tonharmonie, von *Hugh Guldberg*, mit einer sehr gefälligen Musik, von dem Kammerherrn *Giedder*.

Ohne Druckort: *Etwas wider die Feinde Josephs des Zweyten, oder Antwortschreiben an einen Gönner der Schrift: Kaunitz und Garampi — über die Augsburger Kritiker.* 1792. 130 S. 8.

Unerachtet diese Schrift ganz polemisch und aus dem Zusammenhange mit einer wohl bekannten Controvers herausgehoben ist: so fehlt es ihr doch keineswegs an Interesse. Sie verbreitet sich, gröstentheils nach Sonnenfels und Martini, über einige der wichtigsten Momente des allgemeinen Staatsrechts in der Anwendung auf die deutsche Reichsverfassung und die Regierung Josephs II. Viel Wahres und Nützliches ist darin enthalten; aber auch manches, wobey man die bey der Behandlung einiger für die Menschheit höchst bedeutenden Gegenstände so vorzüglich nöthige Präcision, Consequenz und Behutsamkeit gar sehr vermißt. Eine genauere Zergliederung und Prüfung dieser Schrift würde hier viel zu weit, bis auf einige der ersten, wesentlichsten Fragen führen, worüber es in Europa und noch weiter unter Kanonendonner zur Sprache gekommen ist. *Specielle* Vertheidigungsgründe für den höchst wahrscheinlich verkannten Monarchen, die doch der Titel anzukündigen scheint, sucht man darin vergebens.

Der Ton dieser Streitschrift ist gröstentheils, — wenigstens in Bezug auf des Vf. sattsam bekannte Gegner, — noch gemäßigt genug. Freylich muß man hie und da unverständliche Anspielungen oder auch Ausbrüche von Heftigkeit übersehen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Leipzig*, in d. Weidmannischen Buchh.: *Das vermeynte Grabmal Homers*, nach einer Skizze des Hn. *Lechevalier* gezeichnet von *J. Dom. Fiorillo* — erläutert von *C. G. Heyne*. Mit fünf Kupfertafeln. 1794. 38 S. gr. 8. — Der unermüdet forschende und jetzt, indem wir dieß schreiben, auf einer Reise durch Portugal und Spanien zur Vollendung seines grossen, ganz Europa umfassenden Reiseplans begriffene *Lechevalier* begleitete vor einigen Jahren eine Dame nach Petersburg, und fand bey seiner Anwesenheit daselbst Gelegenheit, einen alten marmornen Sarkophag mit Basreliefs, der im vorletzten Türkenkriege aus einer Insel des Archipelagus nach Petersburg in das gräfl. Stroganowsche Sommerpalais gebracht, und unter der sonderbaren Benennung *Grabmal des Homers* auch auswärts bekannt worden war, an Ort und Stelle genau abzuzeichnen. Bey einer spätern Durchreise durch Göttingen theilte Hr. L. diese Skizze dem Hn. HR. *Heyne* mit, und gab ihm die nöthigen Erläuterungen dazu in Gegenwart des Hn. Prof. *Heeren* und Hn. *Fiorillo*, der es übernahm, Zeichnungen zu einem Kupferstich darnach zu verfertigen. Diese erhalten wir nun hier auf 5 Kupfertafeln, wovon die erste eine Vorstellung des ganzen Sarkophags gibt, die vier folgenden aber die Figuren in halb erhobener Arbeit nach den vier Seiten des Monuments abbilden. Hr. HR. *Heyne* setzte aus Freundschaft für Hn. Lechevalier und um das Publicum nicht länger in Ungewißheit über ein altes Denkmal zu lassen, von dem sich seit 20 Jahren so viele und widersprechende Gerüchte durch Europa verbreitet hatten, schon vor einem Jahre eine archäologische Erläuterung dazu, die aber jetzt erst zugleich mit den Kupferstichen ausgegeben worden ist. Den Anfang macht eine historische Einleitung über die Entdeckung dieses Denkmals auf der Insel Nio (im Alterthume *Jos*) durch einen sonderbaren Abentheurer, dem Grafen *Pasch von Krinen*, der im russischen Seedienste die Inseln des Archipelagus plündern half, und bey dieser Gelegenheit auch diesen Sarkophag nach Livorno brachte, von wo er, nachdem er dem vorigen Könige von Preußen vergeblich angeboten worden war, nach Petersburg, man weiß selbst nicht durch wen, gekommen ist. Diese Nachricht hat Hr. Heyne aus *Björnstählis Reisen* II, 169. entlehnt. Wir hätten aber wohl gewünscht, aus dem bey Björnst. angeführten, von dem Grafen von *Krinen* selbst herausgegebenen *Ragguaglio di tutte le anti-*

chiusi da esso scoperte, e specialmente del sepolcro di Omero. Livorno 1773., und aus einem andern historischen Versuche des *Giuseppe Bicci*, Florenz 1775., der auch dort erwähnt wird; noch etwas bestimmteres über diesen antiquarischen Grosssprecher zu erfahren, da ja diese seltenen Schriften nirgends wahrscheinlicher, als in der Göttingischen Bibliothek, zu suchen sind, und der Name dieses Menschen seitdem völlig verschollen ist.

Die Hauptvorstellung auf der einen langen Seite des Sarkophags, *die Entdeckung des als ein Mädchen verkleideten Achilles auf der Insel Scyros durch den Ulyss*, veranlasst zuerst eine Entwicklung dieser alten Dichtersage, und einen Blick auf ihre Veranlassung durch einige von den cyclischen Dichtern weiter ausgeführte Verse Homers. Man weiss schon, wie ein *Heyne* einen solchen Gegenstand ausführt. Selbst die Art der Ausführung ist belehrend, und die gedrungene Kürze derselben musterhaft. Es lag nicht in dem Plane des Erläuterers, alle Schwierigkeiten und Widersprüche, die sich auch bey dieser Dichtersage finden, zu lösen. Sonst hätten wir wohl einige Rücksicht auf das Räthsel genommen, zu sehn gewünscht, wie Neoptolemus, der Sohn Achills, mit der Deidamia im 10ten Jahre des Trojanischen Kriegs schon als mannbarer Held auftreten kann. Schon *Fabretti ad tabellam Iliadis* p. 359. fand dies unerklärbar. Wenn aber S. 18. in der Anm. gesagt wird: das satirische Drama des Sophokles, Ἀχιλλεὺς γυναικεύομενος habe auch aus dieser Verkleidungsgeschichte des Achilles auf Scyros seinen Stoff entlehnt, so dürfte dies wohl kaum mit den noch vorhandenen Fragmenten aus diesem Stücke T. IV. p. 608 f. *ed. Brunk* zu vereinigen seyn, wo offenbar auf die frühere Erziehung des Achilles unter dem Phönix und Chiron angespielt wird, so wie etwa auch der *mollis Achilles* beym Ovid. Trist. II, 411. nicht von dem unter die Mädchen versteckten Jüngling, sondern von dem Knaben, der den Satirn gewisse Gefälligkeiten erwies (τὰ παιδικὰ beym Scholiasten des Aristoph. Vesp. 1024.) zu erklären ist. Auch würden wir die grosse Gruppe von Seegöttern, die Plinius als ein Meisterwerk des Scopas anführt, nicht wie hier geschieht S. 17. in der Anmerk. auf den Transport des jungen Achilles nach Scyros, sondern auf seine Apotheose und feyerliche Begleitung auf die ihm geweihete Insel Leuce am Ausflusse des Ister (Pausan. VI, 19. p. 259. Schol. Apoll. Rhod. IV, 814.) beziehen. Darauf führt schon der bey der Gruppe des Scopas präsidirende Neptun. Zur Reise nach Scyros braucht Thetis doch selbst beym Statius Achill. I, 222. nur *delphinas bijuges*. Auf diese Auseinandersetzung der Geschichte folgt nun eine kurze Darstellung der Scene, meist nach der Achilleide des Statius, und nur die Vergleichung des Basreliefs selbst, wobey mit Recht die Anmerkung angefügt wird, dass man aus dieser Uebereinstimmung des Dichters mit dem Kunstwerke noch gar nicht zu dem Schlusse in *Spence's* Manier berechtigt sey, als habe der Dichter gerade *diess* oder ein ähnliches Kunstwerk vor Augen gehabt. Die elf Figuren auf dem Relief werden einzeln durchgegangen und erläutert: hier dürfte sich vielleicht in *artistischer* Hinsicht noch eins und das andere erinnern lassen. Die ganze Composition, in so fern auf einem alten Relief von Composition die Rede seyn kann, möchte wohl die Muthmassung bestätigen S. 37., dass die Hauptseite in keinem so guten Stile gearbeitet sey, als das Uebrige: indess ist doch der gute Geschmack des Künstlers daran nicht zu verkennen. Die drey Schwestern sassen auf drey Stühlen. Das also, was in der Mitte entweder auf dem Kunstwerke selbst nicht deutlich genug zu sehen war, oder von *Heckewelder* nicht scharf genug gezeichnet wurde, und in der Erklärung für einen Korb oder Basis gilt S. 24., kann wohl nichts anders seyn, als der Stuhl, von welchem Deidamia in ihrer Angst aufgesprungen ist, da sie nun hinend vor den losbrechenden Achill niederkniet. Auch das ist ein schöner Gedanke des Künstlers, dass er durch eine ungewöhnliche Verlängerung des Horns, durch dessen Blasen der verkappte Achilles zuerst seiner Rolle ungetreu wurde, und das hier beynahe das Ohr des Achills berührt, selbst das Auge der ungeübtesten Beschauer sogleich auf die Hauptfigur hinlenkt, und durch diesen kleinen Zug der ganzen Scene ein Leben einhaucht, welches durch die spielenden Amorinos in einem ähnlichen Relief in die in der Villa di Belvedere zu Frascati bey *Winkelm. Monum. Ined.* p. XV. schwerlich ersetzt wird. Auch in der Erzählung des Appollodor III, 13. 8. und Hygin f. 96. spielt dieser *tubicen* eine Hauptrolle. Noch bezieht sich eine von den zwey Kehrseiten auf den Aufenthalt Achills zu Scyros. Hier spielt er zwischen zwey Mädchen, wovon die vorderste ohne Zweifel die Deidamia ist, auf der Leyer. Die schöne Stelle des Statius Achill. I, 572 ff. wird hiebey sehr passend verglichen. Mit diesen zwey Scenen der Achilleide auf Scyros wechseln nun auf den zwey andern Seiten des Sarkophags zwey verwandte Scenen aus der Centaurenfabel. Auf der einen schmalen Queerseite unterrichtet Chiron den Achill im Bogenschiessen. Der Künstler lässt, wie dies in den schönsten Kunstwerken so häufig der Fall ist, einige Nebendinge ganz weg, die man aber sehr leicht hinzudenken kann. Man denke sich nur den Bogen in die Hand des Lehrlings, und den Köcher auf seinen Rücken. Dann erklärt sich auf einmal die beym ersten Anblick so gezwungene Verbeugung der rechten Hand auf den Rücken. Man könnte aber auch sagen, dass diese Bewegung der Hand, um hinterrücks einen Pfeil aus dem Köcher zu ziehen, einen gewissen Handgriff erfodert habe, wie bey unserm heutigen Militair der schnelle Griff in die Patronentasche. Chiron lasse also hier seinen Zögling blos den Handgriff exercieren. Wie gewöhnlich dieses Manoeuvre im Alterthume gewesen sey, zeugen auch so viele, wenigstens nach ächten Antiken ergänzte, Statüen; z. B. in den *Marbres de Dresde* N. 70. 123. 127. Die letzte Seite, dem Stile nach ohne Zweifel die schönste und edelste, enthält den Kampf zweyer Centauren mit einem Löwen und einer Löwin. Alle vier Figuren haben einen bewundernswürdigen Ausdruck, und diesem hat der Künstler nicht ohne grosse Ueberlegung selbst die Proportion aufgeopfert. Hr. HR. *Heyne* schliesst seine scharfsinnige und geschmackvolle Erläuterung mit dem Wunsche, dass ein Kunstkenner in St. Petersburg nun Zeichnung und Erklärung noch einmal genau nach dem Original mustern, und auch die Maasse genauer angeben möge. „Der Sarkophag", setzt er hinzu, „hat die Asche einer angesehenen Person, *wahrscheinlich* aus den Zeiten der Römer, enthalten." In der That kann über diess und so vieles andere, was hier kaum angedeutet ist, nur die Autopsie urtheilen.

Wir können die Anzeige von diesem durch Inhalt und Schicksale merkwürdigen Denkmale des Alterthums nicht schliessen, ohne den feinen ächtattischen Witz bemerkbar gemacht zu haben, mit dem der Vf. der Erklärung die Trockenheit und Steifheit einer antiquarischen Untersuchung zu beleben gewusst hat. Möchten doch die Parabel von dem Fasse des Diogenes recht viele Gelehrte beherzigen, die ihre unbefugte Theilnahme an den Welthändeln nur zu oft auf ihre eigenen Unkosten viel zu laut werden lassen! Folgende Probe mag vielleicht manchen reizen, diese kleine Schrift schon um des in ihr herrschenden Tones willen seiner Aufmerksamkeit werth zu halten. Die Rede ist, vom Achill, der die Insel plünderte, wo er erzogen war. „Indessen das Völkerrecht hat zu allen Zeiten seine Ausnahmen gehabt. Vielleicht wollte Lycomed nicht mit in Krieg gegen „den Nationalconvent in Troja ziehn, der sich für den Paris „erklärt hatte. Das ganze damals bekannte Europa nahm aber „doch an der Rache Antheil; denn das Beyspiel war gefährlich; „es konnte andern auch begegnen, dass ihnen die Frauen geraubt „wurden; und dazu lässt man es gicht gern kommen. *Eine „Neutralität fand also nicht statt*: Lycomed musste mitgehn, oder „sich plündern lassen."

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 9. Auguſt 1794.

ERDBESCHREIBUNG.

BRAUNSCHWEIG, in d. Schulbuchh.: *Reiſe von Braunſchweig nach Paris im Heumonat 1789.* von *J. H. Campe.* 1790. 372 S. 8.

In der bekannten Campiſchen Sammlung von Reiſebeſchreibungen für die Jugend, macht dieſe Reiſe den 9ten und in der kleinen Kinderbibliothek den 14 Th. aus. — Ein Auszug dieſer ſchon i. J. 1790. herausgekommenen und allgemein geleſenen Briefe, würde überflüſſig ſeyn; deswegen erlaubt man ſich nur einige allgemeine Bemerkungen. Die Briefe ſind an die erwachsne Tochter des Vf. gerichtet, und, wie bekannt, zur Lectüre für die Jugend überhaupt beſtimmt. „Er ſchreibe, ſagt Hr. *C.* in der Vorrede, nur das, was er für wahr und nützlich halte, und um dieſes zu erkennen, habe er es an Fleiſs und Aufmerkſamkeit nie fehlen laſſen. Er ſey aber, wie andre Menſchen, dem Irrthum unterworfen, könne in ſeinen Beobachtungen, Beurtheilungen und Entſcheidungen über die ſich ihm auf der Reiſe darſtellenden Gegenſtände fehlen, ſich ſelbſt täuſchen, unrecht ſehen, falſch hören oder unrecht urtheilen, und verdiene deshalb, bey ſeinen übrigens guten Abſichten, billige Nachſicht.“ — Dieſe Erklärung iſt beſcheiden, und muſs von billigen Beurtheilern dieſer Briefe beachtet werden; dennoch werden auch dieſe bey mehrern Stellen derſelben, beſonders über Deutſchland und Brabant, ſich nicht wohl überzeugen können, daſs ſie ihre, von dem Vf. ſelbſt ihnen gegebne, *Beſtimmung*, einer *faſslichen*, *nützlichen* und *belehrenden Lectüre für die Jugend*, — (bey welcher Klaſſe von Leſern der Maſsſtab des Alters bey weiten nicht allein, ſondern vielmehr der der Kenntniſs und der Verſtandes- und Urtheilskraft hauptſächlich in Betracht zu nehmen iſt,) durchaus erfüllen. — Manche Bemerkungen und Nachrichten nemlich ſind in dieſen Briefen unvorbereitet, unerklärt und bloſs hingeworfen, und folglich den Verſtandeskräften ſehr vieler, man könnte wohl behaupten der meiſten, jugendlichen Leſer, nicht angemeſſen, folglich ihnen unverſtändlich, und können auf ihre lebhafte Einbildungskraft gerade entgegengeſetzte Wirkungen, falſche Bilder und Begriffe, und nachtheilige Eindrücke hervorbringen. In der Gegend von Paderborn z. B. ſah der Vf. ein, durch einen Erdfall entſtandnes, ungeheures Erdloch, und zweifelt nicht, daſs der Aberglaube der dortigen Landleute nicht ermangeln werde „*eine ganze Legion Teufel* „und *Poltergeiſter* in dieſes fürchterliche Erdloch einzu„quartiren, und der *furchtſame Wanderer* zur Nachtzeit „*mit klopfenden Herzen* und *emporſträubendem Haar* dar„an vorübergehen werde.“ Den jungen Leſern von reifern Jahren nutzt dieſes ſupponirte kraſſe Ammen-Mährchen nicht, und was für widrige Eindrücke kann es dagegen bey jüngeren und weniger vorbereiteten Leſern wirken? — In Paderborn herrſcht der „*plump*„*ſte abergläubiſchſte Katholicismus*, mit allen *ſchändlichen* „*Miſsbräuchen* welche gewöhnlich damit verbunden ſind „u. ſ. w.“ Rec. wünſcht allen jungen Leſern der kleinen Kinderbibliothek eine, mit frühreifer Beurtheilungskraft, verbundne Mäſsigung, um bey ſolchen und vielen ähnlichen Bemerkungen, in der Folge dieſer Briefe, über religiöſe und politiſche Verfaſſungen nicht zur Intoleranz u. ſ. w. hingeriſſen zu werden, welche oft auf ihr ganzes künftiges Leben einen nachtheiligen Einfluſs hat. Man denke nur hierbey an jene in der Jugend durch ſchlimme Beyſpiele und unvorſichtige Aeuſserungen anderer empfangne und nachher ſo ſchwer zu bekämpfende Eindrücke in Anſehung der Juden, wenn gleich zu dieſen Eindrücken allerdings noch mehrere Urſachen mitwirkten. — Die Metaphern, womit der Vf. mehrere Briefe ſchlieſst, mögen auch in der Folgezeit eines väterlichen berichtigenden Commentars bey Mlle. Campe bedurft haben; als da ſind: „er reiſe zum Grabe des Despotismus, — er müſſe eilen nach Paris zu kommen ehe die Hydra des Despotismus völlig todt geſchlagen werde, *wobey wie es hieſse die Köpfe der Ariſtokraten, wie Mohnköpfe* (!!) *fliegen* u. dgl. Eines ſolchen unzeitigen und unüberlegten Spaſses, ſollte ſich jeder Mann von einigem feinen Gefühl und Billigkeit ſchämen — und ein *Erzieher* in Briefen für die Jugend gewiſs enthalten! — Bey der Rückkehr „von dem Leichenbegängniſs des franzöſiſchen Despotismus“ (über die hoch und leer ſchallenden *Worte*!) erwartet Hr. *C.* in Lüttich einer zweyten *Revolutionsfeyer*, und in Brabant einer dritten mit beywohnen zu können, und ſetzt in einer Note hinzu, daſs dieſe von ihm vorhergeſehenen beyden *Staatsumwälzungen* dort geſchwinder, hier aber ein wenig ſpäter, als er glaubte, eingetroffen ſey. Aber nicht ausführlich und gründlich genug belehrt der Vf. hier ſeine jungen Leſer von den *Urſachen* dieſer bevorſtehenden *Staatsumwälzungen* und von der Art und Weiſe dieſer wirklich eingetroffnen *Um-* und *Wiederumwälzungen*, erfahren ſie gar nichts: welches doch zur Verſtändigung dieſer nun einmal berührten Materie ſo nothwendig geweſen wären. In Brabant waren die Volksgährungen ſchon ausgebrochen und der Vf. unterläſst nicht ſeine, beym Anblick dieſer Scene empfundnen, Staatsumwälzungs-Schauder ſeiner Tochter mitzutheilen: folglich hätte man von ihm mit allem Recht auch die nähere Entwicklung und Erläuterung der Urſachen und Wirkungen der elenden Capucinaden in Brabant, die von der groſsen

grofsen französischen Revolution sogar nichts ähnliches hatte, erwarten können. Die grofsen Worte, welche er auch bey dieser Gelegenheit gebraucht, als, verletzte Menschenrechte, Erwachen der Vernunft und Aufklärung bey dem Volk u. s. w. sind bey dieser von Pfaffen erregten Empörung gar nicht anwendbar. Ein kurzes und versteektes Wort ist zwar einmal, über die guten Absichten Josephs bey seinen gemeinnützigen Reformen in Brabant, aber ohne eigentliche Anwendung auf die gerade durch diese *guten* Reformen, welche das Pfaffenregiment zerstören sollten, erregten Verschwörungen der Priester gesagt. Die Aeufserungen am Schlufs des 9ten Briefes, über die zweifelhafte Aussicht bey den Unruhen in dem unter dem Despotismus des Aberglaubens und der Priester stehenden Lande, hätten, zu Nutzen und Frommen der jungen Leser der Kleinen Kinderbibliothek, denen dieses Schaugericht doch nun einmal aufgetischt war, als der eigentliche Gesichtspunkt der Beurtheilung dieser Staatsbegebenheit, weiter ausgeführt und ihnen näher vor die Augen gerückt werden müssen. — Die folgenden Briefe sind von Paris, dem grofsen Schauplatz der Revolution, in dessen grofsen Ocean Hr. *C.* sich wie er sagt, *Kopf über, Kopf unterl* (so viel als *à tête perdue*) hineinstürzen und seinen schaukelnden Wellen überlassen will, datirt. Hier, so wie auf der Reise bis dahin durch Frankreich, beziehet er sich oft, und verweiset seine Tochter und mit ihr also auch seine übrigen jungen Leser und Leserinnen, auf seine bekannten *Briefe aus Paris zur Zeit der Revolution geschrieben*, und auf die darin mitgetheilten Bemerkungen und Nachrichten. Ueber den Gehalt eines Theils dieser Briefe ist bekanntlich das unbefangne Publicum längst eins. Solche Spiele der Phantasie als in einem Theil dieser besagten Briefe enthalten und mit so schmeichelnden Farben übertüncht sind, dafs selbst denkende Männer, welche den französischen Nationalcharakter nicht genau kannten, dadurch getäuscht wurden, kann Rec. der minder oder mehr erwachsnen Jugend nicht empfehlen. — Die vor uns liegenden Briefe über Paris hingegen sind fast durchaus für jedes Alter lesenswürdig und verständlich. Sie enthalten, darstellende Beschreibungen vieler Sehenswürdigkeiten, charakteristische Züge und Anecdoten, Erzählungen aus der ältern französischen Geschichte, Skizzen von Volksscenen, kleine Aventüren des Tages, allgemeine Beobachtungen über die National-Bildung der Franzosen u. dgl. lehrreiche und unterhaltende Bemerkungen mehr. — Mit dem Schlufs dieses Bandes, wo die Fortsetzung der Briefe noch versprochen wird, sind diese abgebrochen, weil dem Vf., nach der Vorr. zum 9 Th. der Sammlung, die Lust und Ueberzeugung fehlte mit der Fortsetzung Nutzen zu stiften — und vielleicht hat er aus mehrern Gründen wohlgethan, hier die Mittheilung seines Pariser Tagebuches an die Jugend zu unterbrechen.

Leipzig, b. Schwickert: *Joh. Ernst Fabri* Prof. d. Philos. *Geographie für alle Stände*. Erster Theil, erster Band, 1786. 1247 S. gr. 8. *Zweyter Band*, welcher den Beschluss vom österreichischen Kreise, den schwäbischen und baierischen Kreis, und einige Abschnitte vom fränkischen Kreise enthält. XXII u. 1052 S. gr. 8. *Dritter Band*, welcher den Beschluss vom fränkischen Kreise und einige Abschnitte vom obersächsischen Kreise enthält. 1791. XIV u. 1234 S. *Vierter Band*, welcher die Fortsetzung und den Beschluss von obersächsischen Kreise enthält. 1793. XX u. 924 S. gr. 8.

Noch ist kein Werk über die allgemeine Erdbeschreibung vorhanden, was in einer solchen Ausführlichkeit alle Theile dieser Wissenschaft umfafste und wenn man einerseits den rastlosen Fleifs des Vf. in Sammlung, Ausziehung und Verarbeitung einer so grofsen Anzahl geographischer und statistischer Werke bewundern mufs, so kann man sich andererseits des Wunsches nicht erwehren, dafs doch endlich der Vf. bey seinen allgemein anerkannten Verdiensten um den Schulunterricht in der Geographie sowohl, als um die Verbreitung geographischer Kenntnisse unter allen Klassen von Lesern, durch irgend eine öffentliche Unterstützung belohnt, und er in den Stand gesetzt werde, dieses wirklich für alle Stände brauchbare Werk in günstigerer Lage als bisher fortzusetzen.

Des ersten Theils erster Band begiant mit den Vorkenntnissen aus der mathematischen und physischen Geographie. Dann folgt die allgemeine Abhandlung über Europa; die Beschreibung von Deutschland überhaupt und denn vom österreichischen Kreise, die Beschreibung von Niederösterreich und Inneröfterreich.

Die folgenden drey Bände erstrecken sich über die übrigen Länder des österreichischen Kreises, den schwäbischen, baierischen, fränkischen und obersächsischen Kreis.

In der Vorrede des letzten Bandes meldet Hr. F. dafs vom fünften Bande das erste Alphabet bereits abgedruckt, und nach dem Schlusse dieses vierten Bandes der Anfang des sechsten der Presse übergeben werde, ohne deutlich zu bestimmen, ob mit diesem sechsten die Beschreibung von ganz Deutschland vollendet seya werde. Ueber diese Menge von Bänden, welche der erste Theil begreift, wird sich niemand wundern, wenn man bedenkt, dafs nicht leicht eine brauchbare Schrift, so viel derselben auch, seitdem Büsching so vortreflich vorgearbeitet, mit jeder Messe erschienen, unbenutzt gelassen ist. Von den vorzüglichsten Topographien und Stadte-Beschreibungen z. B. Nicolais Reisen, und Beschreibung der Reisen Berlin und Potsdam, Dafsdorfs Beschreibung von Dresden u. s. w. hat sich Rec. durch genauere Vergleichung selbst überzeugt, dafs nichts wichtiges daraus übergangen ist. Sehr viele Schriften, die die specielle Naturgeschichte des Landes, die Beschaffenheit und den Ertrag der Gebirge sowohl, als der Aecker, Wiesen, und Weiden, die Oekonomie, Produkte, Manufacturen, und Fabriken; die Handlung, Einwohner, ihre Zahl, Beschäftigungen, und wie viel z. B. mit dem Bergbau, mit den Manufacturen u. s. w. beschäftigt sind, was und wie viel sie produciren; Religionsverfassung, Landesregierung, Vorzüge und Wür-

den

den des Landesherrn, Lehnsverhältnisse, Landesverfassung, Landstände, Landescollegien, Aemter, Expeditionen, Bergwerksverfassung, Finanzwesen, Abgaben, Schulden, Hofstaat, Kriegsverfassung, Wissenschaften, Künste, Schulwesen u. s. w. betreffen, sind vollständig genutzt, und man findet von allen hier genannten Artickeln sehr detaillirte Anzeigen. Dabey hat der Hr. F. sich das Verdienst erworben, dass er nicht blos in der Einleitung das ganze Verzeichniss der gebrauchten, oder hieher gehörigen Schriften angezeigt, sondern auch häufig im Text selbst namentlich die anführt, die man darüber nachschlagen kann. Dazu kommen nun noch sehr viele handschriftliche Nachrichten z. B. im 3ten Theile von der gefürsteten Grafschaft Henneberg. Weil hier der Zusätze im Anhange zu viel würden geworden seyn; so hat der Vf. mit Bewilligung des Verlegers den ganzen 2ten Bogen mit sehr kleiner Schrift umdrucken lassen, und so mehr als ein Drittel des ersten Textes an neuen Zusätzen geliefert.

In ein weitläuftiges Detail bey der Anzeige eines solchen Werkes zu gehn, wäre ganz unzweckmäsig, und nach dem Plan der A. L. Z. unmöglich. Also nur ein paar Bemerkungen; wozu uns die Durchlesung der letzten beiden Bände veranlasst hat. In dem kurzen Abriss der Geschichte des deutschen Ritterordens im 3ten Bande wird Heinrich von Wallpott der erste *Gross-* und *Deutschmeister*, Otto von Karpen der 2te, und dessen Nachfolger Herrmann II. genannt; nunlich der 3te Ordensmeister, der hier ausgelassen ist, war Herman I. Bart. Bekanntlich haben diese 3 ersten Ordensmeister zu Acon oder Acre sich aufgehalten, und sind nie nach Deutschland gekommen. Auch wären sie keine *Gross-* und *Deutschmeister*, sondern blos Meister des Hospitals Sanctae Mariae zu Jerusalem, wie sie Pabst Coelestin in seiner Bestätigungsurkunde nennt. Selbst Herman II. von Salza der zuerst nach Deutschland gekommen, und in den Reichsfürstenstand erhoben worden, hat sich noch nicht einmal einen *Grossmeister* (Magister generalis) genannt, ob er gleich häufig von andern aus Achtung so genannt wurde. Es steht hier ferner: die Ordensbrüder hätten sich 1223 in Preussen niedergelassen, und ein gewisses Schloss Vogelsang zum ersten Wohnort bekommen — das ist aber erst 1230 geschehen denn, nach dem Dusbury, dem ältesten Geschichtschreiber des Ordens, dem Hartknoch und andern, ward zuerst 1226 der Vergleich zwischen Conrad von Masow und dem deutschen Orden wegen der wider die Preussen zu schickenden Hülfe geschlossen, und Hartknoch meynt sogar, dass statt 1226 die Jahrzahl 1229 müsse gesetzt werden, welches jedoch wohl nicht so leicht zu erweisen seyn möchte. Dass sich der Schwerdträger Ritterorden in Liefland unter Otto von Karpen (oder vielmehr um die Zeit, da er Ordensmeister in Palästina war; denn er selbst hat wahrscheinlich nie etwas von den liefländischen Schwerdtbrüdern gehört,) schon ausgezeichnet habe; mögte auch wohl einer Verbesserung bedürfen. Hochst wahrscheinlich sind die Ritter welche sich vor Ankunft des deutschen Ordens in Preussen hervorgethan, als die nach dem Muster der liefländischen Schwerdtbrüder von Herzog Conrad gestifteten Ritter von Dobrin. Gesetzt aber man wollte darun 1205 vom Rigischen Bischof Albert gestifteten Jahr darauf mit den deutschen Brüdern vere Schwerdtbrüder verstehen: so konnte ja dieser stiftete Orden, der nie stark gewesen, und seiner che wegen sich schon 30 Jahr drauf mit dem de Orden verbunden, zu des Otto von Karpen Ze 1206 gestorben, sich noch nicht ausgezeichnet Doch wie leicht ist es nicht, bey einer so unge Menge von Sachen, die in diesem Werke ku zweckmäsig zusammen gebracht sind, im Ausdru mal etwas zu versehen?

In der Naturgeschichte der in Pommern ei schen Vögel im 4ten Bande ist der Eisvogel (Alce da Lin.) vorzüglich bemerkt. Er ist ja aber auch dern deutschen Provinzen so selten nicht. Unt Fischen verdienen die *Sterlette* einer Erwähnun König Friedrich II. aus dem kaspischen See liess, und damit nach unsern Vf. einige Seen de sischen Pommern besetzt worden sind. Nach Hn III Th. der einheimischen Fische ist dies nich richtig. Friedr. II. liess allerdings 50 Stück Sterle dem kaspischen See bringen, und 30 kamen le an. Damit besetzte er den Cüstriner Stadtgraben einen See bey Stettin, aus diesem aber verlie sich bey dem ersten grosen Wasser, ohne dass sie nem Teiche oder Flusse wieder gefunden wurden in dem Cüstriner Stadtgraben haben sie sich bi erhalten.

Von eben diesem Verfasser ist in der letzten messe die 3te Auflage des geographischen Leh bu die ersten Anfänger, so den 2ten Theil des Schü N. Elementarwerks ausmacht, erschienen, welche als ein separates Lehrbuch unter folgendem Titel ben ist:

Halle, b. Gebauer: *Joh. Ernst Fabri* Prof. d loss. *Elementargeographie. Erster Theil.* durchgehends umgearbeitete Auflage. 1794. gr. 8.

Auch hier bemerkt man überall die Sorgfalt, der Vf. Veränderungen die seit der 2ten Auflage gangen, nachgetragen, Zusätze eingeschaltet, u richtigkeiten verbessert hat. Es wird sich also Lehrbuch noch ferner in dem Ruhm eines der barsten Hülfsmittel beym ersten Unterrichte der in der Geographie zu seyn, behaupten; selbst Le die andere Bücher z. B. das von Hn. Gaspari zum legen, wird es bey der Wiederholung nützliche ste leisten.

Leipzig u. Budissin, b. Deinzer: *Reise na Nordpol* aus dem Tagebuch eines Grönlandf herausgegeben und mit Anmerkungen ve von *J. C. S.* 1791. 52 S. 8.

Die Leser haben dadurch nichts verloren, da diese Schrift so spät anzeigen. Wir gedenken blos der Vollständigkeit wegen. Der Vf. ist schon verstorbener Chirurgus, *Herbig*, der di

nach Grönland mitgemacht hat, das Jahr ist nicht einmal genannt. Er mag ein guter ehrlicher Mann gewesen seyn. Wir zweifeln nicht an der aufrichtigen Erzählung seiner Fahrt nach Grönland, ohne die geringste Erdichtung, und ohne irgend eine andere Nebenabsicht zu erreichen, als nur die, dem Verlangen seiner Freunde ein Genüge zu thun, und ihre Neugierde zu befriedigen. Und dabey hätte der Sohn des guten Mannes und der Herausgeber es sollen bewenden lassen. Denn sonst enthält die Reise im Grunde lauter bekannte und oft schon besser gesagte Dinge. Ein gewisser Mag. Trample soll überdiess schon vor etwa 10 Jahren eben diess Manuscript zu bearbeiten sich erdreistet haben, mit dessen Arbeit der jetzige Herausgeber aber gar nicht zufrieden ist. Von der wenigen geographischen und Naturhistorischen Kenntniss des Vf. findet man auch hier Beweise genug. Nur eine unbedeutende Anmerkung von dem Herausgeber unter dem Text S. 45. hat Rec. bemerkt. Einige Anmerkungen über die Grönländer hat er, wie er selbst versichert, aus *Sanders* Schrift über die Weisheit und Güte Gottes in der Natur erborgt.

GESCHICHTE.

Lemgo, b. Gabler: *Vertheidigung Ludwig des Sechzehnten, aus dem Französischen des Herrn von Lally-Tolendal.* 1794. 234 S. 8.

Chemnitz, b. Hoffmann: *Ludwig XVI. von Deutschlands Richterstuhl, oder Gemälde aller Greuel und Mishandlungen, die dieser unglückliche König erduldet* (erduldet) *hat.* 1793. 160 S. 8.

Augsburg, b. Bürglen: *Gespräch im Reiche der Todten zwischen König Ludwig XVI. Leopold II. und Gustav III.* 1793. 59 S. 4.

1. Des edlen *Lally-Tolendal* Vertheidigungsschrift ist nicht durchaus ein Muster eines guten Vortrages: neben einfachen und kraftvollen Stellen enthält sie auch gesuchte, und wortreiche; die Lage in der sie geschrieben ward, hätte wohl noch grössre Mängel entschuldiget.

Eben deshalb aber muste sie, wenn sie übersetzt werden sollte, einem geschickten Uebersetzer in die Hände gerathen. Der gegenwärtige ist allenthalben, wo sein Original durch ungekünstelte Beredsamkeit glänzt, hinter demselben zurück geblieben, und scheint es da, wo es dunkler und gesuchter wird, nicht immer ganz verstanden zu haben. Zum Beweise des letztern, und zugleich zu einer Probe des Styls diene die Stelle des Eingangs, wo *Lally* von dem *unaufhörlichen Interesse* spricht, welches der König, ungeachtet alles Bemühungen seiner Feinde, ihn herabzusetzen, immer noch in den Augen der ganzen Welt behielt:

„Wer ist denn der Mann, dem so viele Drangsale, so „viele *Autoritäten (volontas)* so viele Kräfte, nicht je„ne *anziehende Einnehmlichkeit* haben rauben können, „welche das Verhängniss in seine Person gelegt hat" (der Sinn dieser Stelle ist gänzlich verfehlt: Im Original heisst es *dépouiller de l'interêt attaché à sa personne par la nécessité.* Wo ist hier von *anziehender Einnehmlichkeit* die Rede?). „Es ist der directe Abkömm„ling, der rechtmäsige Erbe jener fünf und sechzig „Könige — — den Rechte des Bluts, ein vierzehn„hundertjähriges Herkommen und die *gleichhellige* Ein„stimmung der Franzosen mit jener erhabnen *Magistratur* bekleidet hatten, welche wir Königthum nen„nen, dessen Nahme mit dem Gesetz so *wesentlich „verschmolzen* war, dass er auch dann noch dessen „*Inhaber* (dépositaire) und Organ blieb als er (*as*) schon „nicht mehr schuf. u. s. f." — Da wo der Vortrag blos *historisch* wird, ist die Uebersetzung gröstentheils richtig, und im gewöhnlichen Verstande des Wortes, treu.

2. Die Hälfte dieses elenden Geschreibsels ist eine schlechte Uebersetzung der Vertheidigungsrede des *Defèze.* Vielleicht noch ein Glück für den, welcher sich durch den Titel verleiten liess, dieses Büchlein zu kaufen. Denn, was der Vf. *en propriis* zu Markte bringt, ist unter aller Kritik.

3. In einer kurzen vorläufigen *Nachricht* versichert der Vf.: „er habe blos, nach Auftrag des Hn. „Verlegers, die Absicht gehabt, denjenigen, die grösre „Werke wegen höherm Preise nicht kaufen kön„nen, — — die Hauptumstände der Revolutionsge„schichte kürzlich zu beschreiben. — — Er liefert da„her hier aus mehrern grösern Werken einen kurzen „Auszug, u. s. f." — Hat man aber je gehört, dass man einen *historischen Abriss* in ein *Gespräch im Reiche der Todten* einkleidet? Und sollte man dieses veraltete Gewand jetzt wieder hervorsuchen, wenn man nicht von Witz und Laune überfliesst? Sollte man es wagen, wenn man nichts besseres ans Licht zu bringen weiss, als folgendes: (S. 13.)

„*Gustav* III. Ich lausche nun mit horchenden Oh„ren begierig, *Ludwig*, Ihr Schicksal noch weiter zu „vernehmen."

„*Ludwig XVI.* Trauriges Geschäfte für mich! doch „Ihnen: als herzlicher Theilnehmer, will ich mein „ferneres Schicksal, das Ihnen nach Ihrer Ermordung „noch unbekannt scheinet zu seyn, kürzlich erzählen. „Im Tempel war seit dem 10ten August 1792, für mich „und meine Familie der Aufenthaltsort. u. s. f. — —

„*Gustav.* Ist es nicht schaudernd eine solche Be„handlungsart erfahren zu haben? O! öffnet geblende„ter Freyheitgeist, fühlest du darinnen deinen Ruhm, „Unschuldige in Fesseln zu legen?"

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 9. August 1794.

PHILOSOPHIE.

JENA, b. Cuno's E.: *Ueber den Versuch einer Kritik aller Offenbarung.* Eine philosophische Abhandlung von M. *Friedrich Immanuel Niethammer*, Adjunct der philosophischen Fakultät (nunmehr Prof. der Philosophie) zu Jena 1792. 117 S. 8.

Diese Abhandlung kündigt ihren Vf. als einen Mann an, von dessen Scharfsinn und Forschungsgeist die Philosophie manche schätzbare Früchte erwarten darf. Hr. N. schrieb sie, ihrer ersten Bestimmung nach, als eine akademische Streitschrift und zu einer solchen hätte er in der That keine zweckmäßigere Materie wählen können, als die ihm ein eben damals erschienenes Werk darbot, das mit Recht die gröfseste Aufmerksamkeit auf sich zog, und das, trotz so mancher Bemühung, es gleich Anfangs herabzuwürdigen, immer seinem Vf. grofse Ehre erworben hat, und die Grundlage zu allen künftigen Untersuchungen über Offenbarung bleiben wird, wofern sie anders von einem festen Princip ausgehen sollen. Aufser dem nächsten Zweck, einen so wichtigen Gegenstand bey dieser Gelegenheit öffentlich zur Sprache zu bringen, hatte er noch die allgemeine Absicht; durch einen zweckmäfsigen Grundrifs der Kritik aller Offenbarung, und durch eine mit Rücksicht auf die Bedürfnisse gewisser Leser geordnete Zusammenstellung der Hauptmomente ihres Inhalts, den Gegenstand selbst mehr allgemein verständlich und einleuchtend zu machen, und dadurch vielleicht einige Schwierigkeiten wegzuräumen, welche einem oder dem andern Leser das Verfahren der Kritik selbst erschweren könnten. Diese Absicht dürfte durch den im zweyten Abschnitte gelieferten fasslichen Grundrifs jenes Werks auch wohl ziemlich erreicht werden. Um dieselbe noch besser zu erreichen, schickt Hr. N. im ersten Abschnitt noch einige vorbereitende Betrachtungen über folgende Punkte voraus:

1. *Ueber die Entstehung des Begriffs einer Offenbarung*, die er in der Kindheit der Völker bey den noch ungebildeten Söhnen der Natur aufsucht, die bey auffallenden äufsern und innern Naturerscheinungen da, wo sie keine bekannte Ursache fanden, eine unbekannte setzten, welche ihre Gottheit hiefs.

2. *Ueber den Begriff der Offenbarung überhaupt*, die er im engsten Sinne durch eine *von Gott unmittelbar geschehene Belehrung* erklärt, und hiebey zeigt, dafs zu jeder möglichen Erkenntniss, dafs eine gewisse Belehrung eine göttliche Offenbarung sey, eine von der Gottheit unmittelbar hervorgebrachte Wirkung in der Sinnenwelt d. i. *Wunder* gehört.

3. *Ueber die Bestimmung des Inhalts einer Offenbarung*, von welchem er zu zeigen sucht, dafs er weder der *Form*, noch der *Materie* nach, sich aus dem Begriffe der Offenbarung bestimmen lasse. Denn gesetzt, die für eine gewisse Lehre vorhandenen Thatsachen wären hinreichend, ihren unmittelbaren göttlichen Ursprung zu erweisen; so müfste die Vernunft dieselbe nicht nur ohne alle Rücksicht auf die *Form* ihres Inhalts, ob dieser unbegreiflich, ob er allen Gesetzen unsers Denkens widersprechend, ja ob er sogar dem Gesetz unserer praktischen Vernunft entgegen wäre — dennoch als wahr und untrüglich annehmen, sondern eben dieses müfste sie auch ohne alle Rückficht auf die *Materie* des Inhalts thun, gesetzt auch, dafs diese nicht blofs Moralität und Religion, sondern theoretische Erweiterung der Erkenntniss aller Art zum Zweck hätte. Diese Schlüsse scheinen dem Rec. nicht befriedigend. Denn hiefse es sich durch Thatsachen *hinreichend erweisen*, dafs eine gewisse Belehrung unmittelbar von Gott sey; so wäre ja hiedurch eines Theils ihre untrügliche Wahrheit zugleich mit erwiesen, mithin wäre die Vernunft vor aller Besorgniss, irgend etwas, was den Gesetzen unsers Denkens oder der praktischen Vernunft entgegen wäre, in ihr anzutreffen, vollkommen gesichert, und die Sphäre ihrer Thätigkeit würde in diesem Falle zwar allerdings blofs darauf eingeschränkt seyn, den wahren *Sinn* ihres Inhalts zu entwickeln, die *Scheinwidersprüche* zu heben, und für die, die ihn erst mittelbar durch andere empfangen hätten, vor allen Dingen seine *Aechtheit* zu untersuchen, indessen würde sie hiedurch im Grunde gar nicht verengt werden, sondern eben so grofs bleiben, als wenn man mitunter unrichtige Lehren zu besorgen hätte. Anderntheils liegt es eben so klar schon im Begriffe einer *göttlichen* Belehrung, dafs ihr *Endzweck* durchaus kein anderer, als Beförderung der Moralität seyn könne, denn der *Heilige* kann schlechterdings keinen andern haben, und Rec. sieht daher nicht ein, wie Hr. N. dieses S. 28 als zweifelhaft vorstellen konnte. Nun ist unter allen Beförderungsmitteln der Moralität *Religion* das erste und unentbehrlichste, indem ohne Glauben an Gott und Unsterblichkeit das praktische Gesetz sich selbst widersprechen würde. Also liegts schon im Begriffe einer Offenbarung, dafs die Hauptgegenstände derselben *Moral* und *Religion* seyn müssen, und da von Gott und dem Leben nach dem Tode, als überfinnlichen Gegenständen, gar keine *theoretische objective* Erkenntniss für uns möglich ist; so folgt zugleich von selbst, dafs eine *objective theoretische* Erweiterung unserer Religionskenntnisse kein Gegenstand einer Offenbarung seyn könne. Das einzige, was der Offenbarungsbegriff hierin unentschieden liefse, wäre also Erweiterung unserer *subjecti-*

ren Religionskenntniſſe, d. i. Eröfnung gewiſſer uns gänzlich verborgener *Ideen* von Gott, und gewiſſer für unſere Moralität und Beruhigung von ihm getroffenen auſſerordentlichen Veranſtaltungen dergleichen, z. B. unzählige Chriſten von je her in der Lehre des Evangeliums anzutreffen geglaubt, haben. Soll daher der Offenbarungsbegriff auch eine dergleichen ſubjective Ideenerweiterung in der That ausſchlieſſen; ſo muſs bewieſen werden, daſs ſie widerſprechend ſey. Was aber die Naturobjecte betrift, von denen allein objective theoretiſche Erkenntniſs für uns möglich iſt, ſo läſst es zwar der Begriff einer unmittelbaren göttlichen Belehrung an ſich unentſchieden, ob dieſelbe zur Beförderung der Moralität nicht wirklich ein Gegenſtand der Offenbarung ſeyn könne (S. 29), und ſie könnte durch gedachten Begriff, nur unter der Bedingung ausgeſchloſſen werden, wenn hieraus für unſere Kenntniſſe überhaupt der Nachtheil, den eine von Hr. N. S. 30 angeführte Stelle aus einer allerdings vortrefflichen Schrift beſorgt, wirklich zu fürchten wäre, weil das, was die freye Entwickelung und Thätigkeit der Vernunft hemmt, unmöglich Zweck der Gottheit ſeyn kann. Da aber dieſe Stelle zu viel beweiſt, indem hieraus offenbar folgen würde, daſs aller Unterricht, und das ganze Erziehungsgeſchäfte überhaupt das verderblichſte Uebel für die Menſchheit wäre; ſo pflichtet Rec. Hn. N. allerdings bey, daſs der bloſse Begriff einer unmittelbaren göttlichen Belehrung über dieſen Punkt nichts beſtimmt. Geſetzt indeſſen, eine durch Thatſachen hinreichend erwieſene Offenbarung enthielte unter ihren Lehren, zu beſſerer Beförderung der Moralität durch ſchnellere Cultur des Verſtandes auch objective Naturkenntniſſe; ſo würden dieſe doch, als Gegenſtände des Wiſſens, von deren Wahrheit der Vernunft ſich ſelbſt zu überzeugen im Stande iſt, zu ihrer *Beglaubigung* jene übernatürliche Thatſachen gar nicht nöthig haben, ſo wenig, als das Moralgeſetz und die mit ihm unzertrennlich zuſammenhangenden Poſtulate der praktiſchen Vernunft zu ihrer *Beglaubigung* eines *Wunders* bedürfen, ſondern die geſcheheuen Wunder müſsten in dieſem Falle einen ganz andern Zweck haben, den auch der Verfaſſer der Kritik aller Offenbarung vortrefflich entwickelt hat.

4. *Von dem theoretiſchen Ueberzeugungsgrunde für das Daſeyn einer Offenbarung.* Dieſer beruht auf der Möglichkeit der Ueberzeugung, daſs ein gewiſſes Factum entweder der Innen- oder der Auſsenwelt unmittelbare Wirkung Gottes ſey. Eine ſolche Ueberzeugung aber iſt weder durch *Anſchauung* möglich, weil Urſache als Begriff, und Gott als ein überſinnliches Weſen keine Objecte möglicher Anſchauung ſind, noch durch einen *Schluſs*, weil daraus, daſs ein Factum aus den uns *bekannten* Naturgeſetzen nicht erklärbar iſt, weder folgt, daſs es überhaupt nicht durch Naturgeſetze möglich ſey, noch, daſs es gerade durch die Cauſalität Gottes, und nicht etwa durch die Cauſalität irgend eines andern überſinnlichen Weſens bewirkt ſey. Die Gegner der Offenbarung haben alſo vollkommen Recht, die Unerweiſslichkeit derſelben zu behaupten, aber offenbar eben ſo Unrecht, wenn ſie ihre Unerweiſslichkeit für einen Beweis ihres Nichtſeyns halten, da es doch etwas ganz anders iſt: nicht einſehen, daſs etwas wahr iſt, oder einſehen, daſs es nicht wahr iſt. Der ganze Streit, in wiefern er durch *Erkenntniſsgründe*, objectiv entſchieden werden ſollte, muſs alſo auf immer unausgemacht bleiben. Ja geſetzt auch, daſs eine Belehrung, welche eine ſolche Sanction durch eine auſserordentliche Erſcheinung erhält, noch ſo zweckmäſsig, der Weisheit und der Güte Gottes ſo angemeſſen, den Menſchen ſo heilſam und nützlich, ihrem Sinne nach ſo unerforſchlich und doch, ſo bedeutungsvoll, ihren Inhalt nach ſo erhaben und heilig, und mit Einem Wort Gottes ſo ganz würdig iſt: — ſo erklärt Hr. N. es doch eines philoſophiſchen Kopfes ganz unwürdig, den göttlichen Urſprung derſelben — der doch zum wenigſten nicht unmöglich iſt, — als das wahrſcheinlichere anzunehmen, und da die Lehre ſelbſt für uns moraliſch ſo ſchwache Geſchöpfe von ſo wichtigem praktiſchem Nutzen ſeyn kann, ſie zu unſerer Unterſtützung im Guten zu *glauben*. Dergleichen Declamation, die alle freye Unterſuchung tödtet, wünſcht Rec. als wider die Würde des Philoſophen ſtreitend, überhaupt weg, beſonders aber bey einem ſo wichtigen Gegenſtande, und wo die Sache ſelbſt nicht einmal klar iſt. Denn wenn Hr. N. alles *Glauben* aus *theoretiſchen* Gründen für unphiloſophiſch erklärt; ſo verwirft er auch den *doctrinalen* Glauben, der etwas um eines *ſubjectiven* Bedürfniſſes der *theoretiſchen* Vernunft willen, für wahr hält, z. B. wenn man deshalb eine höchſte Intelligenz annimmt, weil die Vernunft in der Nachforſchung der Natur überall zweckmäſsige Einheit vorausſetzen muſs, da doch Kant ſelbſt, der hierin gewiſs, ſo ſtrenge als möglich iſt, zugeſteht: er könne ſelbſt in dieſem *theoretiſchen* Verhältniſſe ſagen, daſs er *feſtiglich* einen Gott *glaube*, und daſs der Ausdruck des Glaubens in dieſem Falle ein Ausdruck der Beſcheidenheit in objectiver Abſicht, aber doch zugleich der *Feſtigkeit des Zutrauens* in *ſubjectiver* ſey. Allein wer eine Offenbarung aus den von Hn. N. angeführten Gründen glaubt, der hält ſie nicht einmal aus einem bloſsen theoretiſchen Bedürfniſſe, für wahr, ſondern vorzüglich aus einem praktiſchen, weil er dieſen Glauben für ein nothwendiges ſubjectives Beförderungsmittel ſeiner Moralität hält, und er dabey zugleich die völlige Sicherheit hat, daſs er nie eines Irthums bey dieſer Annahme werde überführt werden können. Ein Glaube aus dieſer Quelle aber iſt ja einerley mit dem, welchen Hr. N. S. 112 ſelbſt als philoſophiſch und *für uns* völlig gültig erklärt. Auſserdem aber ſcheint ſelbſt bey der Behauptung, daſs wir nie ſicher wiſſen können, ein Factum ſey nicht durch Naturgeſetze möglich, das bloſse Berufen auf die Eingeſchränktheit unſerer Naturkenntniſſe dem Rec. heut zu Tage bey weitem nicht befriedigend. Denn da wir nunmehr vermittelſt der Kategorieen nicht nur alle *metaphyſiſche* Naturgeſetze in ihrem ganzen möglichen Umfange kennen, ſondern auch das *Princip* wiſſen, auf welchem ſie beruhen, nemlich weil ohne ſie keine empiriſche Erkenntniſs von Gegenſtänden d. i. keine Erfahrung möglich iſt; ſo entſteht jetzt allerdings die Frage, ob ſich nicht Facta denken laſſen, von denen der Charakter des Uebernatürlichen objektiv erweiſslich

wäre

wäre, und ob nicht namentlich viele von denen, die uns vom Stifter der christlichen Religion erzählt worden, in diese Classe gehören? Wenn ich z. B. Wasser, das ich in ein Gefäfs gofs, binnen wenigen Augenblicken in köstlichen Wein verwandelt, oder einen in völliger Fäulnifs liegenden Körper schnell ins Leben zurückkehren sähe; so würde ich wohl schwerlich Bedenken tragen, mit apodiktischer Gewifsheit zu behaupten: diese Facta wären *durch Naturgesetze* schlechterdings unmöglich, weil sonst alle Möglichkeit der Erfahrung wegfiel. Denn wäre das erstere Factum durch Naturgesetze möglich, so könnte ich niemals mit objektiver Gewifsheit sagen: was ich ins Gefäfs gieise ist *Wasser*, weil ich nicht wissen könnte, ob nicht während der Zeit, da ich den Begriff: *Wasser* denke schon statt dessen Wein da wäre, und wäre das *zweyte* Factum *durch Naturgesetze* möglich; so könnte ich nie sagen: der Mensch ist todt, und ihn beerdigen lassen, weil er vielleicht, mittlerweile da ich dieses sagte, ihn dem Grabe übergab, schon wieder lebendig seyn könnte. Wäre aber von einem Facto, das zur *Beglaubigung* einer Lehre ausdrücklich angekündigt worden, objectiv erweislich, dafs es nicht durch Naturgesetze möglich sey; so wäre es zugleich apodiktisch erwiesen, dafs es durch die Causalität Gottes bewirkt sey, weil es schlechterdings wider die Moralität des höchsten Wesens streitet, Facta, die in der That übernatürlich sind, zur Beglaubigung der Lehre eines Betrügers zuzulassen, gesetzt auch, dafs sich durch die Causalität irgend eines andern uns unbekannten übersinnlichen Wesens in der That möglich wären. Uebrigens aber versteht es sich von selbst, dafs auch in diesem Falle eine objective apodiktische Gewifsheit vom Daseyn einer Offenbarung aus Wundern nur für diejenigen Statt finden könne, die dergleichen Beglaubigungsfacta selbst wahrgenommen. Denn alle übrigen können sich demungeachtet *theoretisch* hievon nicht anders, als auf dem Wege der *historischen Glaubwürdigkeit* jener Thatsachen versichern.

5. *Von der Möglichkeit der Offenbarung*, wo Hr. N. zeigt, dafs der Begriff ganz problematisch ist, so dafs, weder die Möglichkeit noch Unmöglichkeit erwiesen werden kann.

6. *Vom praktischen Ueberzeugungsgrunde für das Daseyn einer Offenbarung*, der in folgenden Satze besteht: „Wenn zur vollständigen Erfüllung des Sittengesetzes Offenbarung erfodert wird; so läfst sich erwarten, dafs eine Offenbarung wirklich sey."

MATHEMATIK.

Berlin und Stralsund, b. Lange: *Versuch einiger Beobachtungen über die Witterung der Mark Brandenburg besonders in der Gegend um Berlin*, von *Carl Ludwig Gronau*, zweyten Prediger der reformirten Parochialkirche, ordentlichen Mitglieds der Berlinischen Gesellschaft naturforschender Freunde. 1794. 315 S. 8. (1 Rthlr).

Der Vf. hat hier gesammlet, was er von Beobachtungen über die Witterung der Mark Brandenburg nur auftreiben konnte. Er fängt mit dem Jahre 177 vor Christi Geb. an. In diesem Jahre sey nach dem Livius und Sethus Calvisius eine so strenge Kälte, vermuthlich in Italien, gewesen, dafs fast alle Bäume erfroren sind, wie müsse es also nicht in der Mark Brandenburg ausgesehen haben? (Man sieht hieraus warum der Vf. sehr oft auch die Witterungen anderer Länder mit aufgenommen hat. Sie sollen vermuthlich in den folgenden Theilen dieses Buches, zu Schlüssen in Absicht auf die Witterungskunde der Mark Brandenburg benützt werden.) Die Beobachtungen gehen bis zum Jahre 1791, doch fangen sich die detaillirten, und die Mark Brandenburg selbst betreffenden, erst mit dem Jahre 1701 an. Die in den letzten Jahrzehenden hat der Vf. selbst angestellt, ältere hat er aus des ehemaligen berlinischen Astronomen Kirchs meteorologischen Nachlasse, und andern ihm von guten Freunden mitgetheilten Hülfsmitteln gezogen. Was rückwärts 1701 von Witterungen vorkommt, ist theils aus Pilgrams Witterungskunde (Wien 1788) theils andern dem Vf. zu Gesichte gekommnen Annalen geschöpft, betrift aber, wie gesagt, nicht gerade die Mark Brandenburg, sondern auch andere Länder, kann also überhaupt zu Vergleichungen dienen — Der Vf. war anfänglich willens, diese Reihe von Beobachtungen erst mit dem gegenwärtigen Jahrhunderte zu schliefsen. Da er aber nicht wissen könne, ob er dieses meteorologische Jubiläum erleben werde, oder er alsdann noch im Stande seyn könnte, Wetterbeobachtungen aufzusetzen, so begnüge er sich hiermit nur die ersten 91 Jahre einstweilen den Liebhabern der Meteorologie mitzutheilen, und hoffe den Rest, der erst im Jahr 1801 die völlige Zahl der 100 Jahre beschliefse, in einem 2ten Theile, so wie in einem 3ten die Resultate aus diesen Beobachtungen, und die Gründe worauf man die Vorherkündigung der Witterung, die Wiederkehr gewisser Periodes u. d. gl. gebaut habe, nachfolgen zu lassen. Unserem Bedünken nach dürfen diese Resultate wohl nur ein Zeitvertreib seyn, so wie alle bisherigen meteorologischen Cykel in den Köpfen derjenigen, welche sich überreden können, in dem ungeheuren Ocean atmosphärischer Auflösungen und Niederschläge einmal einen Silberbaum zu finden.

Paris, b. Desaints W.: *Traité de Navigation*, contenant la Théorie et la Pratique du Pilotage, par *Bouguer*. Troisieme Edition, augmentée de plusieurs notes et additions par *M. de la Lande*. 1792. 8.

Die erste Ausgabe des *Bouguer*schen Werks über die Schiffahrt erschien bereits 1753. Nach Bouguers (1758 erfolgten Tode veranstaltete *de la Caille* 1760 die 2te Ausgabe, welcher er einiges zusetzte, andere abkürzte. Diese La Caille'sche Ausgabe wurde beynahe unverändert 1769 und 1781 wieder abgedruckt. Nachdem auch hievon die Exemplarien sich vergriffen hatten, und eine neue Ausgabe nothwendig schien, so übernahm Hr. *de la Lande* diese Ausgabe, welche er, ohne Rücksicht auf die zwey letztgenannten, die dritte nennt. Sie verdankt ihm mehrere nützliche, hin und wieder auch litterarische Zusätze, auch Ergänzung einiger Stellen durch so viele Theorie, als der Schiffer braucht, um von manchem vorher blofs historisch angezeigten Verfahren die Gründe genauer einzusehen.

hen. Was die Schiffahrtskunde durch neue und bequemere Methoden, hauptsächlich in Absicht auf Längenbestimmung, seit Bouguer und de la Caille gewonnen hat, ist am gehörigen Ort eingeschaltet. Diese neue Ausgabe des Bouguerschen *Traité de Navigation* durch Hn. de la Lande steht übrigens in keinem Zusammenhang mit dem (vorhin angezeigten) *Abregé de Navigation* des nemlichen Verfassers.

KLEINE SCHRIFTEN.

Oekonomie. *Dresden*, b. Walther: *Entdecktes Geheimniss der allgemein vorhandenen brauchbarsten Gährungs-Mittel zum Backen, Brauen und Brandweinbrennen*, mit Vergleichung der *Mestmacherischen*, *Wegnerischen* und *Westrumbischen* und meiner verbesserten Gährungs-Arten; auch Lehre, ein Fünftheil mehr Brandwein zu erhalten, vom Kurfürstl. Sächsl. Kommissionsrath *Riem*, beständigen Sekretär der ökonomischen Societät, und Mitglied mehrerer ökonomischen und naturforschenden Gesellschaften. Als Beylage zu meiner neuen Sammlung. 1793. 52 S. 8. Es ist seit einiger Zeit mit Geheimnifskrämereyen des Unfugs viel und mannichfey getrieben, aber auch von manchem Edeldenkenden öftere Beschwerden gegen die Abstellung dieser Prellereyen laus genug gesagt worden. Der Vf. gegenwärtiger Schrift, Hr. C. R. *Riem*, ist einer dieser wackern Männer, welcher sich dergleichen Arten von Erwerbungssucht aus allen Kräften widersetzt hat, und hoffentlich dadurch manchem Unkundigen den Louisd'or erhalten hat, welche der Bude eines Geheimnifs-Krämers, ohne diese kleine Schrift, zugewandert wären.

Wenn man erwäget, welch ein nöthiges Hülfsmittel die Bierhefen bey der Brandweinbrennerey Bier- und Essig-Brauerey u. s. w. abgeben, und mit wie vielem Kostenaufwand diese Hefen oft von entfernten Orten herbeygeschafft werden müssen, besonders, wenn diese Geschäfte im Grossen betrieben werden; so muss man gewifs solchen Männern, wie den Freyherrn von *Mestmacher*, *Riem* und *Westrumb* danken, dafs sie ein Surrogat, welches die Stelle jenes Mittels grofsentheils ersetzt, auf eine so uneigennützige Weise öffentlich bekannt machten.

Um so mehr aber ist es zu bewundern, wenn sich diesen ungeachtet noch Leute, wie in Braunschweig und Hamburg finden konnten, welche dem Publikum ein ähnliches Ding, unter dem Titel eines Geheimnisses, für einen und zwey Louisd'or, selbst mit Abforderung eines Eydes (???) für dessen Verschweigung, aufmutzen können. In gegenwärtigen Bogen stellet Hr. *R.* die verschiedenen Gährungsmittel, als: das *Mestmacherische*, *Westrumbsche* und die seinigen neben einander — sie weichen im wesentlichen wenig von einander ab. Dann beschreibt er das sogenannte *Wegnerische*, so wie es ihm von einem Freunde, auf einem gedruckten Blatte, mitgetheilt worden.

Hoffentlich erspart Rec. manchem Leser den Louisd'or wenn er das ganze Verfahren hier einrückt: §. 33. 36. *das Gährungsmittel*. Wenn man abgekühlt und das gewöhnliche Gährungsmittel, nemlich recht guten Geest oder Bierhefen in das Küfen gethan, und durchgerühret hat, so läfst man es damit dreyviertel Stunden stehen, damit es sich senket, und die Masse oben klar wird, alsdann nimmt man aus einem Kufen von 4 Berliner Schaffel oder 300 Pfund Schrot, 16 Eymer (der Eymer zu ohngefehr 9 Kannen, 108 Kannen 11 Ohme gerechnet) so dünne ab, als man es nur abschöpfen kann. Diese 16 Eymer kommen zusammen in ein besonderes reines Küfen, das nicht am Feuer, sondern kühl stehen mufs. Man nimmt eine kleine Hand voll Hopfen, streuet solchen drüber, und deckt es zu. Diese 16 Eymer geben nun den folgenden Tag das Gährungsmittel ab. Des Nachts kommt dieses in eine Gährung, und es setzt sich ein Schaum oder Geest darauf, mit dem man auch wohl Bier in Gährung bringen kann. Will man den folgenden Tag wieder abkühlen, so läfst man an das Küfen so viel fehlen, dafs die 16 Eymer noch hineinkommen, die man sie aber hineinthut, rühret man die Masse flach um, und das thut man auch, wenn man das Ferment hineingethan hat; man mufs deswegen zum Aufbehalten des Gährungsmittels zwey Küfen haben — das was man gebraucht hat, wird sogleich mit heifsem Wasser rein ausgespühlt, und bleibt ledig stehen auf den folgenden Tag: alle Wochen einmal, thut man die beyden Gährungsküfen voll reines kaltes Wasser, und läfst's über Nacht darin stehen. Man verfährt übrigens den dritten, vierten und folgende Tage, wie den zweyten Tag, und so gibt eine Küfe mit Zusetzung des Hopfens dem andern das Gährungsmittel ab. Dieſs ist die ganze Procedur. Wollte man es unter drey Viertelstunden herausnehmen, so hat es nicht die Stärke, weil die gährensollende Masse noch nicht von dem Ferment genug besaelt worden: Nimmt man es später heraus, nemlich: nach Verlauf von 3 bis 4 Stunden, da sich die Gährung völlig zeigt, so würde das Ferment eine zu frühe Säure bewürken, welches von den aufkommenden Trübern herrührt, mithin schädlich seyn. Auch darf die gährende Masse da nicht mehr gestöret werden, denn selbst Klopfen und Stofsen an die gährenden Küfen ist nicht gut. Das ganze Geheimniss beruhet auf dem rechten Zeitpunkt, und die Zuthat des Hopfens, und die Bewahrung des Gährungsmittels für die Säure. Bey grofser Hitze die dem Brandweinbrenner, wie bekannt, schädlich ist, ist den Versuch nicht sicher zu machen, so wenig als man von dem besten Geest den, stets gehörigen Brandwein bekömmt, oder gut Bier brauen kann. Das erste Küfen kann etwas weniger geben, weil einige Eymer herausgenommen sind, die folgenden aber nicht. Das Bierbrauen, da nemlich ein Getränk dem andern das Ferment liefert, und das *ad infinitum* fort, hat mich auf jenen Gedanken gebracht, — nur den Zeitpunkt zu treffen, und es vor zu frühen Säure zu bewahren, darauf habe ich lange vergebens gedacht, bis ich es gefunden. Ich glaube die Sache kann noch weiter getrieben werden, so dafs man von einem Küfen so viel Geest erhielte, womit zehn andere in gehörige Gährung zu bringen wären — doch ist dieſs bisher nur eine bloſse Spekulation, wovon ich indessen den Versuch machen werde, zweifele aber fast gar nicht an einem guten Erfolg. Ein jeder mache nun den Versuch von meiner angegebenen Methode sorgfältig, so wird er sicher finden, dafs die Erfindung alles übertrifft, was bisher von dergleichen künstlichen Gährungsmitteln bekannt geworden, und keines wird mit gutem Gewissen sagen können, dafs es ihm nicht das wenige Geld hundertfach werth sey, dafsür den Erfinder über das Drittheil mit Kosten aufgeht, hoffet daher, dafs ein jeder seinem Eyd getreu, es für sich allein benutzen, und damit der Erfinder für seine grofse Mühe belohnt werde, bey seinen Freunden empfehlen wolle. Bey warmer Witterung gieſse man den Liquor in das Gährungsmittel, es präservirt für Säure und Fäulung, bey kühler Witterung ist es entbehrlich."

Besagter Liquor wird S. 37. folgendermafsen beschrieben: „Nimm ein Pfund Hopfen, ein Pfund Holzasche, ein Viertelpfund Salz, gieſse darauf fünf Kannen Wasser, und lasse es eine Stunde kochen, gieſse es reine ab, und verwahre dieſen Extrakt in Bouteillen. Nimm davon zu dem Gährungsmittel, von vier Berliner Scheffel eine Achtel Kanne. Den Brenner zu täuschen, nehme ich etwas Brandwein darunter, bediene es mich Winter und Sommer, um ihn irre zu führen, und damit dieſer das Geheimniſs mehr in dem Liquor, als in der eben angezeigten Procedur suchet."

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 11. August 1794.

PHILOSOPHIE.

WIEN, b. Stahel: *Von der Liebe des Vaterlandes.* Ein philosophisch-historischer Versuch. Erster Theil. 392. S. Zweyter Theil. 380 S. 1793. 8.

Den ersten Keim des empirischen Begriffs von *Vaterlandsliebe*, — eines Worts, das vielleicht nie so sehr gemisbraucht worden ist, als zu unsern Zeiten, dessen eigenthümlicher Sinn also völlig bestimmt zu werden verdient, — findet Rec. in der Anhänglichkeit an dem *Grund und Boden*, auf welchem der Mensch geboren wurde, sich nährte und erwuchs. Von diesem dehnte er sich auf die *gesellschaftliche* Verbindung mit den auf demselben Boden lebenden Menschen, und von diesen auf die *bürgerliche* oder *Staatsverfassung*, zu welcher dieser Boden mit seinen Bewohnern gehört, aus. Nach dieser letztern Ausdehnung des Begriffs beruht der Patriotismus auf der Anhänglichkeit an die Gegenden und deren Bewohner, die unter einer und derselben *Staatsverfassung* stehen. Dass es nicht *unter einem und demselben Regenten* heissen könne, erhellet daraus, dass mehrere Länder eines und desselben Regenten von verschiedener Verfassung seyn können, deren jede nur den Bewohnern ihres Landes, denen der übrigen aber nicht gefällt. Der *Patr.* dieser letztern Art kann keinen festen und dauerhaften Grund haben, so lange jene Anhänglichkeit ein Werk der blossen Gewohnheit ist, mit denselben Menschen an demselben Orte oder in demselben Lande zu leben, und mit ihnen auf irgend eine beliebige Weise regiert zu werden; denn man kann sich gar leicht an andere Menschen, an andere Oerter und Gegenden und an andere Regierungsweisen gewöhnen, man kann überzeugt werden, dass das bürgerliche System, in welchem wir leben, ungleich unvollkommner und mangelhafter sey, als andere, die wir kennen; jede Veränderung unserer Gesinnungen gegen unsere Mitbürger, jeder Gedanke an schönere und fruchtbarere Gegenden, bessere Regierungen und Staatsverfassungen, würde also auch unsere Anhänglichkeit an unser Vaterland erschüttern. Oder, wäre jemand für sein Vaterland und die Verfassung desselben, ungeachtet ihrer Gebrechlichkeit, die er entweder nicht bemerkte oder nicht achtete, eingenommen, so würde sein Patriotismus nur *blind* seyn, und dieser ersterben, so bald ihm die Augen aufgingen. Die Anhänglichkeit an unser Vaterland kann also nur dann von Beständigkeit seyn, wenn sie eine Wirkung der Ueberzeugung ist, dass durch die politische Verfassung, unter welcher wir leben, nicht allein der Zweck des Staats, nemlich die Sicherung der natürlichen und unverlierbaren, so wie der im Staate wohl erworbenen Rechte, durch äussere Zwangsgesetze, sondern auch der Endzweck aller Staatsverfassung, nemlich die Erziehung der Menschen zu einem Zustande, in welchem sie, unabhängig von äussern Zwangsgesetzen, in einem blos *gesellschaftlichen* Verhältnisse, ihren eigennützigen Trieb durch das Gesetz ihrer eigenen Vernunft einschränken und regieren, am zuverlässigsten befördert und erreicht wird. Und einen solchen letzten Zweck aller Staatsverfassung müssen wir setzen, so lange er noch möglich ist, und der Staat noch als blosses Mittel zu einem höhern Zweck gedacht werden kann. Der Patriotismus besteht nach allem diesem in der aus der Ueberzeugung von der Güte und Zweckmässigkeit unserer Staatsverfassung entspringenden thätigen Anhänglichkeit an dieselbe. Je gegründeter jene Ueberzeugung ist, desto wahrer und ächter wird auch der *Patriotismus* seyn; aber mit der Erreichung jenes Endzwecks aller Staatsverfassung wird er auch aufhören, und der *Kosmopolitismus*, als eine in demselben Verhältnisse höhere Tugend, in welchem der durch den Staat zu bewirkende Zustand (das goldne Zeitalter der Dichter) vorzüglicher ist, als jener, an dessen Stelle treten.

Mit diesen Vorstellungen sind wir an die Lesung dieses weitläuftigen Werks gegangen, nach deren Vollendung wir weder unsere Begriffe zu ändern, noch unsere Einsichten in die Natur des abgehandelten Gegenstandes zu vermehren Gelegenheit gefunden haben. Der Vf. ist ein junger Mann, der von seinem Werke selbst sehr bescheiden urtheilt, und die Unvollkommenheit desselben mit seiner Lage, am Fusse der ungarischen Alpen, in welcher ihm, ausser wenigen ausgesuchten Werken, keine Büchersammlungen zu Diensten standen, und mit seiner Jugend entschuldigt. Wenn diese Bescheidenheit auf ihrer Seite Nachsicht verdient, so verlangt doch auch die Kritik auf der ihrigen, dass jene Nachsicht nicht auf Kosten der Wahrheit ihres Urtheils geschehe. Es muss also frey von uns gesagt werden, dass zwar dieses Buch kein verächtliches Product sey, und dass sein Vf. Aufmunterung verdiene. Er verräth allerdings Anlage zum Selbstdenken, und seine Schreibart ist gut und rein. Ueberall aber offenbaren sich Spuren der Unreife seiner Denkkraft und des Mangels an Gründlichkeit, wodurch sein Vortrag schleppend, mager und declamatorisch wird.

Das ganze besteht aus zehn Kapiteln, die durch beide Theile fortlaufen. *Erster Theil. Einleitung. Von dem Wachsthum und Abfall der Staaten, ihren Ursachen und Graden.* Die Stufen des Wachsthums und Abfalls gibt der Vf. so an: 1) *werdende* Staaten, durch weise Gesetzgeber oder Eroberer. 2) *Steigende* St. 3) *Blühende*

hende St., und 4) Staaten in ihrem *höchſten Flor*. Die höchſte Blüthe iſt Anfang der Schwäche, alſo: 5) *ſinkende* St.; a) ſolche, deren Abnahme äuſserer Glanz verhüllt; b) deren Verfall von aufsen ſichtbar iſt; c) ſterbende Staaten. Es fällt ſogleich in die Augen, daſs zwiſchen 2, 3 und 4 ſo wenig als zwiſchen a, b und c) ſich ein realer Unterſchied befinde; und folglich auch der Vf. ſtatt wahrer unterſcheidender Merkmale von jeder dieſer fogenannten Stufen, nur unbeſtimmte, auf mehrere dieſer Stufen paſſende Gemeinplätze aufſtellen konnte. So ſagt er z. B. von *ſteigenden* Staaten: „Das Anſehn der Geſetze wird immer mehr befeſtigt, der Staat durch Bündniſſe mit benachbarten Nationen geſichert, und durch Genuſs des Friedens beſeliget. Künſte werden erfunden, und zu immer gröſserer Vollkommenheit gebracht. Der Staat bereichert ſich durch Handlung, oder durch Bearbeitung der Landesproducte, oder durch beide Wege zugleich.“ Was hindert wohl, dieſes auch von blühenden, und im höchſten Flor ſtehenden, Staaten zu ſagen, und was iſt zwiſchen *Blüthe*, die auch höchſte Blüthe ſeyn kann, und höchſtem *Flor* für ein Unterſchied? Bey den *blühenden* Staaten „zeigt ſich die Stärke der Nation in allen Theilen der Staatsverwaltung. Die Nahrungszweige werden immer mannichfaltiger. Die Induſtrie des Volks ſteigt. Gewerbe, Künſte, Wiſſenſchaften, Handlung gehen ihren ungeſtörten Gang. Die Nation *gleicht einem zur Vollkommenheit gediehenen an Früchten reichen Baum.* Und doch ſoll es noch einen höhern Grad, einen *höchſten Flor*, geben! „Die Nation hat nun die höchſte Stufe ihrer *Gröſse* erreicht. Sie gleicht der allen Stürmen trotzenden Eiche. Leider iſt dieſer Zeitpunkt des höchſten Flors der Staaten von kurzer Dauer. Die höchſte Blüthe iſt der Anfang ihrer Schwäche.“ Wenn dieſer Ausſpruch wahr wäre: ſo möchte man die Staaten wohl warnen, dieſer gefährlichen Stufe nicht nahe zu kommen. Aber man ſieht wohl, daſs der Vf. über Zweck und Endzweck des Staats und die beiden angemeſſene innere Verfaſſung, Verwaltung und Geſetzgebung nicht klar dachte; es darf uns alſo auch nicht wundern, daſs wir nicht erfahren, was er unter *Gröſse, blühen* und *Flor* des Staats verſteht. Eben ſo unbefriedigend und unbeſtimmt ſind die zu dieſen Stufen angeführten Beyſpiele aus der Geſchichte, deren ſich der Vf. reichlich bedient, und weshalb er ſein Werk einen *philoſophiſch-hiſtoriſchen* Verſuch genannt hat. Die Staaten von Sparta und Athen, die als *werdende* Staaten, von weiſen Geſetzgebern gegründet, angeführt werden, können auch als Beyſpiele zu allen übrigen Graden des Steigens und Fallens mit gleichem Rechte gebraucht werden. Die *werdenden* Reiche Alexanders des Gr., Timurbegs, Dſchingiſchans, Attilas wurden nicht aufgelöſt, weil dieſe Regenten *unweiſe* Eroberer waren, ſondern weil ihre Nachfolger nicht ihren Kopf und ihren Muth hatten. Auch der jüdiſche Staat hatte das Loos, unterjocht zu werden, und ſeine Selbſtſtändigkeit zu verlieren, ungeachtet er, den der Vf. als Beyſpiel eines auf dauerhafte Fundamente gegründeten werdenden Staats anführt, von *Moſes*, der hier das *Muſter eines weiſen Volkserziehers* genannt wird, ſelbſt geſtiftet war. Phönicien, Karthago, die Niederlande und die Republik Venedig könnten nicht bloſs als Beyſpiele für *ſteigende*, ſondern auch für blühende und in ihrem höchſten Flor ſtehende; mithin auch — da der höchſte Flor der Anfang der Schwäche ſeyn ſoll — nebſt Frankreich unter Ludwig XIV das hier nur als Beyſpiel eines *höchſtflorirenden* Reichs gilt, unter die Rubrik der *ſinkenden* Staaten geſtellt werden. Die Urſachen, oder, wie es der Vf. nennt, die ſicherſten Zeichen der *ſteigenden Gröſse* der Staaten, ſind Sittlichkeit und Patriotismus, die ihres *Verfalls*, Unmoralität, Schlaffheit und Eigennutz. Durch dieſes bereitet ſich der Vf. den Uebergang zu ſeiner Abhandlung vom Patriotismus ſelbſt. Kap. I. Natur der Vaterlandsliebe. Entwicklung und Feſtſetzung des Begriffs; Bemerkungen. Der Begriff der VL. wird durch den Begriff des Vaterlands beſtimmt, in wiefern darunter die *Nation* verſtanden wird. Die Nation iſt eine zuſammengeſetzte Geſellſchaft, die einen allgemeinen Zweck hat, innere und äuſsere Sicherheit, ſowohl des Lebens, als des Eigenthums; welcher Zweck das allgemeine Beſte iſt, zu welchem jedes Mitglied beytragen muſs. Jeder Staat iſt um deſto glücklicher, je mehr die ganze Verfaſſung deſſelben auf die Erreichung dieſes allgemeinen Wohls abzweckt; je beſtimmter die Rechte und Verbindlichkeiten der einzelnen Glieder und Stände deſſelben ſind; je mehr die einzelnen Bürger und Stände zum ſteten Streben nach dem allgem. Beſten durch allgemeine Anſtalten, das heiſst, durch öffentliche und gemachte Geſetze, vornemlich aber durch Erziehung, gebildet werden. In dieſem Zuſtande iſt ein *gewiſſer Allgemeingeiſt* herrſchend, d. i., jeder Bürger erkennt die Verbindlichkeit, zum Wohl des Staats mit beyzutragen. Es entſteht *Eifer* für das allg. Beſte, der mit Aufopferungen mancher Art verbunden iſt, und — *dieſer thätige Eifer für das allgemeine Beſte iſt Vaterlandsliebe.* Allein 1) wird der Begriff der Vaterlandsliebe nicht bloſs durch den Begriff des Vaterlands, als *Nation* genommen, beſtimmt. Auch die beſondern einzelnen Staaten einer Nation ſind Vaterland, und ihre Glieder können Patrioten ſeyn. 2) Der Zweck des Staats iſt in zu enge Grenzen eingeſchloſſen, da die Rechte des Menſchen und Bürgers ſich weiter als auf das bloſse Leben und Eigenthum erſtrecken. 3) Iſt es unbeſtimmt gelaſſen, wie die Verfaſſung des Staats zur Erreichung ſeines Zwecks beſchaffen ſeyn müſſe; und ohne dieſe Beſtimmung läſst ſich der Begriff des Patriotismus ſchlechterdings nicht ausmitteln. 4) Die Rechte und Verpflichtungen der Staatsglieder und Stände können *völlig beſtimmt* ſeyn, und in Anſehung derſelben der Zweck des Staats gleichwohl verfehlt werden, weil einzelnen Bürgern und Ständen Rechte gegeben, und mehrern oder allen Bürgern Verbindlichkeiten aufgelegt werden können, welche, ſo beſtimmt ſie auch ſind, der bürgerlichen Freyheit, oder dem allgemeinen vernünftigen Willen aller Staatsglieder widerſtreiten. 5) Daſs ein Staat deſto glücklicher ſey, wenn durch ſeine Verfaſſung, durch die Beſtimmung der Rechte und Verbindlichkeiten ſeiner Glieder, durch öffentlich bekannt gemachte Geſetze, und durch Erziehung das allgemeine Beſte befördert werden ſoll, iſt weiter nichts, als ein bloſser Zirkel; denn das Glück des Staats iſt weiter nichts, als dieſes allgemeine

Beſte

Beste, und umgekehrt. Wie durch kundgemachte Gesetze, die keine andere, als *Zwangsgesetze* sind, das Volk zum steten Streben nach dem allgemeinen Besten *gebildet* werden könne, sehen wir nicht ein. Eben so wenig 6) wie aus dem von dem Vf. geschilderten Zustande jener *Gemeingeist* herrschend werden, und ein thätiger *Eifer* für das gemeine Beste entstehen könne. In allen europäischen Staaten ist durch Verfassung, Bestimmung der Rechte und Verbindlichkeiten der Staatsglieder, und durch Gesetze das Leben und Eigenthum desselben gesichert; wir müssen aber gestehen, dafs wir noch keinen kennen, in welchem jener sogenannte *Gemeingeist* und *Eifer* ganz allgemein und lauter herrschend wäre, oder in welchem ein Bürger sich willig entschlösse, alle Vortheile, die ihm ein anderer Staat darböte, aufzuopfern, um nur sein Vaterland, blofs um seiner Verfassung, seiner Gesetze und der Rechte willen, deren er sich in demselben zu erfreuen hat, nicht zu verlassen. Uebrigens ist 7) der Vaterlandsliebe hier ein gar zu eingeschränkter Spielraum gesetzt, und gerade ihr charakteristisches Merkmal übergangen. Ein Bürger kann für die Erhaltung der Sicherheit des Lebens und des Eigenthums seiner Mitbürger sich sehr thätig beweisen, ohne gleichwohl im eigentlichen Sinne des Worts *Patriot* zu seyn, und zwar aus dem Grunde, weil er durch Einsichten und Kenntnisse überzeugt ist, dafs die politische Verfassung seines Landes weder den Zweck noch Entzweck des Staats zu befördern und wirklich zu machen geschickt ist. Aus demselben Grunde kann ein Staatsglied den guten Regenten verehren und lieben, ohne ein Patriot zu seyn, und als Patriot den schlechten hassen und verachten. Wenn blofs Gehorchen und seine Verbindlichkeiten als Bürger erfüllen, zum Charakter des Patrioten berechtigte, dann wäre freylich nichts leichter, als Patriot zu seyn; und wenn die Ueberzeugung von der Güte und Brauchbarkeit der Staatsverfassung zur Wirklichmachung des Zwecks und Endzwecks des Staats nicht der Grund des Patriotismus seyn soll, so ist freylich jeder seiner Pflicht gehorsame Unterthan, er mag unter *Franz II* und *Carl August*, oder unter *Tippoo Saheb* leben, — ein *Patriot*. „Die Liebe des Vaterlandes kann zur *Leidenschaft* werden, die ganz sich ihres selbst vergifst, die zu erstaunlichen Aeufserungen der Kraft und zu den äufsersten Aufopferungen uns hinreifst. Diese *leidenschaftliche* L. d. V. ist dem Vf. *Patriotism* im engern Sinn, oder *Enthusiasm fürs Vaterland*, gleichweit vom Kaltsinn und von blinder Schwärmerey entfernt; der, wenn er durch *Religion* und *Trieb der Ehre* zugleich angefeuert wird, den *höchsten Grad* erreicht." (Ein *leidenschaftlicher*, *enthusiastischer*, ein durch *Religion* und *Ehrtrieb angefeuerter* Patriotism soll *keine Schwärmerey* seyn! wer begreift das?) Da politische Freyheit und Gleichheit in jeder Regierungsform bestehen kann und sollte, indem die höchste Gewalt in einem Staate, er sey ein demokratischer, oder aristokratischer, oder monokratischer, nur der Verkündiger und Vollstrecker des allgemeinen vernünftig bestimmten Willens ist und seyn darf; so folgt auch, dafs unter der Vaterlandsliebe der Bürger, nach welcher Form sie regiert werden mögen, kein Unterschied statt finde. Der Vf. ist aber anderer Meynung. Er behauptet, dafs sich die Vaterlandsliebe nach den Regierungsformen auf die verschiedenste Weise modificire; dafs der Republikaner sein Vaterland anders liebe, als der Unterthan eines monarchischen Staats. Der Bürger des *eigentlichen Freystaats* liebe zunächst seine *Freyheit*, sammt dem Antheil, den er an der Regierung seiner Republik habe. Der *aristokratisch* beherrschte, liebe zunächst die Gesetze, dann den Ueberrest der Freyheit, den die Regierer ihm gelassen hätten; der Unterthan eines Fürsten hingegen *zunächst* den Fürsten, dann auch die *Landesconstitution*, soweit sie mit dem allg. Besten vereinbar sey, und die Gesetze. (Nach dieser letzten Bestimmung würde sich der Patriotismus in monarchischen Staaten wieder in gröfsere und kleinere Portionen eintheilen lassen, je nachdem die Landesconstitution und die Gesetze mehr oder weniger mit dem allgemeinen Besten vereinbar wären. Kap. II. *Gründe der Vaterlandsliebe.* Sie sind: Gewohnheit, Ideenassociation und Wirkung der Einbildungskraft, bleibender Eindruck der ersten Empfindungen auf unser ganzes folgendes Leben, Eigenliebe, Eigennutz, Anhänglichkeit an Personen, denen wir Dankbarkeit für uns geleistete Wohlthaten schuldig sind, Dankbarkeit gegen das Vaterland für Nahrung und Sicherheit des Lebens und des Eigenthums; Theilnehmung an der Landesconstitution, *für welche wir aus* mehr oder *weniger vernünftigen Gründen eingenommen sind* (!), Theilnahme an dem Wohl der Nation, von welcher wir uns als Glieder eines Körpers betrachten; und endlich Pflichtgefühl, das aus dem Verhältnifs des Bürgers zu dem Staat sich herleiten läfst. (Auf den einzigen wahren Grund der Vaterlandsliebe hat der Vf. keine Rücksicht genommen, und ob er wohl ihm nahe zu kommen scheint, wenn er S. 163. sagt: dafs die Theilnahme an der Landesconstitution um desto mehr zur Vaterlandsliebe wirken müsse, je mehr wir Gelegenheit hätten, uns von der Weisheit und Wohlthätigkeit derselben zu überzeugen; so geht er doch vor ihm vorbey, ohne sich weiter mit ihm abzugeben, und zu bestimmen, inwiefern die Landesverfassung weise und wohlthätig sey, und ein Grund der Vaterlandsliebe werden könne. Noch eine Stelle, die uns besonders aufgefallen ist, schreiben wir zur Bestätigung unsers obigen Urtheils ab, und schränken uns in Ansehung der übrigen 8 Kap. auf eine blofse Anzeige ihres Inhalts ein. S. 160. will der Vf. die grofse Frage, wie er sie nennt, beantworten: *Was ist das allgemeine Wohl?* und da lautet dann seine Antwort so: „Das *allgemeine Beste* ist das *Wohl des Ganzen*, d. h.: das, was dem *ganzen Staat*, oder der *ganzen Nation* — nicht einer Volksklasse, und noch viel weniger dem Fürsten allein, am *zuträglichsten* ist. Es ist dem Wohl des ganzen Staats am zuträglichsten, wenn Ruhe und Ordnung im Staat gehandhabt, wenn das Ansehn der Gesetze heilig gehalten, wenn jedem Bürger Schutz und Gerechtigkeit ertheilt, und jeder Verbrecher ohne Standesrücksicht und ohne Ansehn der Person bestraft wird. Oft ist das allgemeine Beste nur das, was dem Staat, *das heifst*, der Nation, von welcher der Landesfürst das Haupt ist, *am wenigsten*

schädlich — was unter allen Uebeln, die den Staat treffen können, *das geringste* ist. Die nähere Bestimmung des allgemeinen Besten hat ihre grose Schwierigkeit. Sie setzt Uebersicht der ganzen Staatsverfassung, sie setzt *Kenntniss des Nationalcharakters und der ganzen Staatskraft* voraus. Die Schwierigkeiten häufen sich noch mehr, wenn wir, was wir mit Grunde annehmen können, hinzufügen, dass Fürsten oft die wohlthätigsten Anstalten, durch welche sie das Glück ihrer Länder zu befestigen suchen, *verheelen* müssen, um diese Anstalten von innern oder äuseren Feinden nicht vor der Zeit vereitelt zu sehen." III. *Aeusserungen der Vaterlandsliebe.* Thätigkeit für das gemeine Beste und Aufopferungen für das allgem. Wohl. IV. *Wirkungen der VL.* Sie veredelt die ganze Denk- und Handlungsart der Nation; sie ist ein sicherer *Beweis* der Blüthe und Glückseligkeit der Völker; sie *ist* das festeste Band der Staaten; sie macht die Völker unsterblich, und stellt sie andern zum Muster auf. *Zweyter Theil.* V. *Patriotische Züge und Charaktere aus der Geschichte der Phönizier und Karthaginenser, Griechen und Römer.* VI. *Unterschied der VL. in Republiken und Monarchien.* VII. *Vom Patriotismus im engern Sinn, oder von der Begeisterung für das Vaterland.* VIII. *Von den Ursachen, wodurch die VL. in den Völkern geschwächt und ausgerottet wird.* Eigennutz und Eigenliebe, Geist des Standes, Zwietracht, Ehrgeiz und Herrschsucht, Despotismus der Regierungen, Religionsverfolgungen und Gewissenszwang, drückende Armuth, zu grose Bevölkerung, Mangel der Erziehung zur VL. und Anhänglichkeit an unpatriotischen Nationalvorurtheilen. IX. *Vom Afterpatriotismus* Empörungsgeist und Schwärmerey für das Vaterland, Privateigennutz, Geist des Standes, Vorurtheil des Alterthums, Vorurtheil des Neuen, partheyische Verachtung anderer Nationen, Nationalstolz und Nationalhass. X. *Von der Erziehung zur Vaterlandsliebe.* Hiezu werden folgende Regeln gegeben: 1) Erhaltet den Geist der Väter, oder wecket ihn von neuem, d. h., erhaltet oder wecket von neuem die Tugendliebe der Völker. 2) Flösset dem Zögling *Liebe der Landesverfassung* ein, und bildet ihn zum *nützlichen* Bürger des Staats, in welchem er geboren ist. 3) Verbreitet mit Weisheit *zweckmässige* Aufklärung unter der Nation. 4) Suchet mit Unterdrückung des *Eigennutzes* und des *Standesgeistes* den *Allgemeingeist* unter dem Volke zu wecken. 5) Wecket in Fällen, die dieses Hülfsmittel nothwendig machen, die *patriotische*, und wofern diese nicht hinlänglich ist, zugleich die *religiöse Begeisterung.* (Der wahre Patriotismus bedarf eines *solchen* Beystandes fürwahr nicht, und wo man seine letzte Hoffnung auf diesen setzt, da mag der Patriotismus schlecht genug beschaffen seyn. Doch setzt der Vf. noch hinzu: dass man die *patriotische Schwärmerey* sowohl als den *fanatischen* Eifer für Religion verhüten müsse. Wie aber *patriotische* und *religiöse Begeisterung* von *patriotischer Schwärmerey* und *religiösem Fanatismus* verschieden sind, und wie sich verhüten lasse, dass die Menschen die Grenzlinie zwischen beiden überschreiten, darüber findet sich hier keine Belehrung.) 6) Erziehet die Völker zur Toleranz. 7) Bildet die Völker zur *Menschenliebe.* 8) Wecket und leitet die wahre *Ehrliebe* unter den Nationen. (Bey so gebildeten Nationen werden die Versuche, sie in politische und religiöse Begeisterung zu setzen, schwerlich anschlagen; die fünfte Regel hätte also ganz wegbleiben können, wenn man auch den übrigen, so unbestimmt und unzureichend sie auch zur Beförderung der Vaterlandsliebe sind, gelten lassen wolle. Sind die Glieder eines Staats dumm: so werden sie, die Verfassung des Staats mag zweckmäsig seyn oder nicht, ohne jene Mittel das thun, was ihnen anzurichten aufgetragen wird; sind sie aufgeklärt, so werden sie sich nicht politisch und religiös begeistern lassen, und ihre Pflichten aus Liebe zur Pflicht erfüllen.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Verbesserte Schaffer. *Basel* u. *Gotha*, b. Thurneyssen: *Täglicher Taschenbuch fur das Jahr* 1793. 8. (16 gr.) *Dasselbe fur das Jahr* 1794. (mit dem Zusatz auf dem Titel: *fur alle Stände.*) — Dies Taschenbuch ist auf wirkliche Brauchbarkeit in täglichen Geschäften des bürgerlichen und Privatlebens calculirt, und also ein *Taschenbuch* in eigentlichem Sinne, welches die bisherigen nicht sind. Es soll jährlich wiederholt, und so viel möglich, berichtigt, und nach dem ganzen Umfange seines Zwecks erweitert werden. Auch ist der Inhalt des diesjährigen gegen den des vorigen schon beträchtlich verbessert und vermehrt. Da es nicht sehr bekannt scheint, so theilen wir den ganzen Inhalt mit. Zuerst Kalendernachrichten; von der Sonne, dem Monde und den Planeten. Von der Erde insbesondere. Darstellung, was eine Ortsveränderung auf der Erde am Himmel beträgt. Zeit- und Festrechnung. Kalender der Juden. Von den Finsternissen und andern Himmelserscheinungen des 1794sten Jahres. Mondsviertel. Hierauf folgen 53 doppelte linirte Seiten, zur Einnahme und Ausgabe und zu Anmerkungen auf jeden Tag des Jahres eingerichtet. Dann auf 96 S. Verzeichniss der üblichen Längenmasse, Gewichte und Münzen in Europa; Verhältniss der Zahlung nach den in Deutschland üblichen 16 Münzfüssen; Eintheilung des Ellen-, Getreide- und Weinmaasses, des Handelsgewichts und der Münzen in einigen der vorzüglichsten Städte Deutschlands; Vergleichung der Meilen nach der gefundenen Länge eines Grades vom mittlern Umfange der Erde, 25026 Ruthen zu rechnen; Erklärung der Cours-Zettel; Reductirungs-Tabellen der Reichsthaler in Reichsgulden und der R. Gulden in R. Thaler; besondere Zahlenbenennungen; Bestimmung des Werths der bekanntesten in- und ausländischen Münzen nach dem 20 Fl. Fuss, 24 Fl. Fuss und hannöverischen Kassengelde; 548 Postrouten, zu welcher 35 Städte Deutschlands als Mittelpunct angenommen sind, mit Angabe der Meilenzahl von einer Station zur andern, und Hinweisung in die entferntesten Staaten; Angabe der Geleise in verschiedenen Ländern; Verzeichniss der vornehmsten Messen und Jahrmärkte. Das Taschenbuch ist in rothes Leder gebunden, und mit einer Brieftasche versehen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 12. August 1794.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Meyer: *Jahrbücher des Kayserlichen Reichs-Kammergerichts.* Jahrgang 1788 von *Johann Melchior Hoscher.* I. Band. I. u. II. Theil, 1789 u. 1790. 186 u. 284 S. II. Band. 1791. 284 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Wir haben die Anzeige dieses Buchs bisher verzögert, in der Hoffnung, bald eine Fortsetzung derselben zu bekommen, und solche zugleich mit erwähnen zu können. Es scheint aber, dafs der fleifsige Vf. (der jetzt die Stelle eines Protonotarii bey dem kaiserl. Kammergericht bekleidet, und sich auch durch andere Schriften um dasselbe verdient gemacht hat) dieses nützliche Unternehmen, vielleicht wegen Mangel des Absatzes, aufgegeben habe. Sein Plan ist allerdings vielumfassend. Er will nicht nur in jedem Jahrgange die ergangenen *merkwürdigen Decrete* und *Urtheile* vollständig liefern, und dadurch eben das leisten, was Barth, Blum, Deckherr und Ludolf in ihren bis 1688 gehenden Sammlungen gethan haben; sondern er will auch die seitdem zurückgebliebene Lücke ausfüllen, dabey jedoch nur vom Jahre 1740 anfangen, (weil die von Ludolf in seiner Observationen II. bis IV. Theil, und im III. Theil seiner Symphoremata enthaltene *Appendices et fasciculi sententiarum et consultationum selectarum*, die bis 1739 gehen, für eine solche Sammlung passiren können) und nur eine Nachlese von den darin etwa fehlenden Urtheilen liefern. Hiernächst sollen diese Jahrbücher 2. eine vollständige *Uebersicht aller anderen wichtigen Ereignisse bey diesem Gericht* enthalten, nämlich a) *die Veränderungen bey dem Personale*, und eine Anzeige der neuern *Präsentationsgeschichten*; b) eine umständliche Schilderung der *Verfassung in Hinsicht der Behandlung der Geschäfte*, wobey α) die Schreiben kaiserl. Majestät an das Kammergericht; β) Reichsschlüsse über dessen Verfassung; γ) darauf gefolgte *Conclusa Pleni*; δ) darüber an Kaiser und Reich erstattete Berichte; ε) *Conclusa Pleni* überhaupt, welche in die Verfassung einschlagen; provisorische Verfügungen, auch Uebereinkunft in vollem Rath über theses, die sonst *in praxi variante* verstirt. (Senatus consulta) ζ) Berichte und gemeine Bescheide darüber vorkommen; c) diejenigen Berathschlagungen in Pleno, welche auf die innere Verfassung des Gerichts einen so nahen Bezug nicht haben; d) eine vollständige Anzeige der über die Verfassung des Kammergerichts herausgekommenen Schriften; e) eine Nachlese zu den in des Hn. v. Balemanns Sammlung enthaltenen *Conclusis Pleni* und gemeinen Bescheiden; wie auch f) eine Ergänzung des dort befindlichen *Verzeichnisses* der *privilegiorum de non appellando*; g) merkwürdige *fiskalische Verordnungen*, die in den bey dem Kammergerichte anhängigen Rechtssachen vorkommen, in so weit solche in andern Sammlungen noch nicht enthalten sind; h) die merkwürdigsten unter den neuern, in Kammergerichtl. Processsachen vorgekommenen Deductionen und Promemoria, nach Verhältnifs der Wichtigkeit entweder ganz oder Auszugsweise; i) auserlesene *Muster von Probationalien*; k) eine Auswahl meisterhafter *Streitschriften*. Nach dieser Mannichfaltigkeit und Reichhaltigkeit von Artikeln, sollte es nie an hinlänglichen Stoff fehlen, um wenigstens einen ziemlichen Band für jedes Jahr zu liefern. Der Vf. will auch nach Befinden andere Gegenstände aufnehmen, von denen in dem angegebenen Plane nichts erwähnt wird. Diese 2 Bände, wovon der erste in 2 Theile abgesondert ist, enthalten nur den Jahrgang 1788. Es fehlen aber dabey noch die 2 letzten Abschnitte, welche *periodum quinquennalem*, auserlesener merkwürdiger Urtheile vom Jahre 1740 bis 1745, ingleichen ein Verzeichnifs der bey dem Kammergerichte immatriculirten Notarien enthalten sollten. Ueberhaupt ist auch die von dem Vf. zuerst vorgezeichnete Ordnung des Werks nicht ganz beybehalten, und der 5te Abschnitt, welcher den Urtheilen bestimmt war, wegen seiner Voluminosität, zum 2. Bande gemacht worden. Der nützlichste Theil dieses Unternehmens ist unstreitig die fortgesetzte Sammlung merkwürdiger Decrete und Urtheile. Der Vf. bemerkt mit Recht, dafs die mit dem Jahre 1789 angefangene *Wetzlarer* Zeitung, welche ein Verzeichnifs der Urtheile und Decrete enthält, diesen Artikel nicht überflüfsig mache; weil dieſs Verzeichnifs theils an sich mangelhaft sey, theils die Urtheile nicht *in extenso* liefere. Er beobachtet bey den Decreten und Urtheilen die gröfste Genauigkeit und Vollständigkeit, wozu ihm, das Amt, welches er bekleidet, die beste Gelegenheit verschaffte. Es ist auch ein gutes Register dabey befindlich. Nur hätten, bey den Urtheilen, die darüber gesetzte lateinische Summarien hier und da kürzer und bündiger gefafst, auch aus der Sammlung der Decrete manche Interims- und Vorbescheide, z. E. die Erkennung der Berichtschreiben, die Ertheilung oder Abschlagung der Fristerstreckungen etc. füglich ganz weggelassen werden können, da solche zu den *merkwürdigen* nicht gehören.

Jena, in der Cröcker. Buchh.: *D. Joh. Lud. Schmidts*, herz. Sächs. Cob. Meining. Hofr. und ord. Prof. der Pand. auf der herz. sächs. Gesammtacademie zu Jena, wie auch des herz. sächs. gem. Hofger. des Schöppenst. und der Juristenfac. das. Beysitzers, *practisches Lehrbuch von gerichtlichen Klagen und Einreden.*

ist eine wahre Bereicherung der griechischen Literatur, und wegen der Aufklärung, welche die dem Aristoteles beygelegte, höchst verdorbene kleine und nicht unwichtige Schrift erhält, war sie es werth, dass der Vf. sie durch den Druck bekannt machte.

In der ersten Abhandlung vertheidigt der Vf. die Megarischen Philosophen gegen die ihnen gemachten Vorwürfe, dass sie Streitigkeiten liebten um zu streiten, und nichts als leere Spitzfindigkeiten in den Munde führten. Es lässt sich, wie er sagt, nicht denken, dass Männer wie Euklid, Diodorus Cronus und Stilpo, von deren Wahrheitssinne und sittlichem Charakter uns die Denkmäler der Geschichte überzeugen, so elende Spielereyen des Verstandes zu ihrer einzigen Beschäftigung sollten gemacht haben. Vielmehr findet er höchst wahrscheinlich, dass diese Männer zufolge einer Nachricht des Cicero (Lucullus c. 42.) und Laertes (II. 106.) das Eleatische System annahmen, einige Nachbeter hingegen, wie Eubulides und Alexinus, sich wenig um den Geist des Systems bekümmerten, sondern nur durch auffallende, dem gemeinen Menschensinne widersprechende, Behauptungen eitlen Ruhm suchten. In diesem Gesichtspunkte zeigt der Vf., wie die wenigen Sätze, welche von den Megarikern auf uns gekommen sind, theils aus der Eleatischen Philosophie entsprungen, theils mit derselben in sehr enger Verbindung stehen. Und es ist nicht zu leugnen, dass auf diesem Wege einige Behauptungen der Megariker sehr glücklich von dem Vf. aufgeklärt worden sind. Nur dürfte diese Idee leicht zu weit führen, dass man eine Verbindung mit dem Eleatischen System zu finden meynte, die doch nur scheinbar ist und wenn wir nicht irren, so ist dess dem Vf. auch wirklich begegnet. Die Behauptung des *Euklides*, „*Gut sey nur dasjenige*, was eins sich immer ähnlich und gleich ist," lässt sich in der That aus dem Eleatischen System ableiten. Allein es ist doch noch eine Verschiedenheit zwischen beiden: Eins ist den Eleatikern das Reale; Eins ist dem Euklid das Gute. Und wer weiss, ob nicht Euklid den Begriff des Guten von dem Plato angenommen hatte. Zum wenigsten scheint *Cicero* dess Acad. IV. c. 42. anzunehmen. — Wenn *Diodorus Kronus* die Wirklichkeit der Bewegung bestritt, so scheint er mit den Eleatikern gemeinschaftliche Sache gemacht zu haben. Allein da er sich dahin erklärte, es sey nicht möglich, dass sich ein Körper bewege, aber dass er bewegt worden sey, das leugne er nicht, weil es die Wahrnehmung lehre. (Sextus adv. Math. X., 85. 86.) so lässt sich das mit dem Grundsatz der Eleatiker nicht vereinigen. — Endlich die Behauptung des *Stilpo* (Diogenes II. 119.) es gebe keine Geschlechtsbegriffe, oder vielmehr, es fehle ihnen an objectiver Realität, scheint, wo wir nicht irren, dahin zu zielen, dass nicht durch den Verstand, sondern nur durch die Sinnlichkeit etwas erkannt werde, wogegen die Behauptung der Eleatiker, dass die Sinnlichkeit die Quelle des Scheins und der Verstand der Wahrheit sey, streitet. — Durch diese Bemerkungen soll übrigens dieser Abhandlung ihr Werth gar nicht entzogen werden; er bleibt ihr, wenn auch der Vf. in einigen Punkten zu weit gegangen seyn sollte.

Was nun den Commentar über die 2 ersten Kapitel der gedachten Schrift betrifft: so hat sich der Vf. ein wahres Verdienst erworben, dass er durch seinen kritischen Scharfsinn den Text derselben grösstentheils, und wie uns dünkt, meistens glücklich wieder hergestellt, und dadurch die Erklärung des Inhalts möglich gemacht hat. Ob gleich Hr. *Fulleborn* schon sehr aufgeräumt hatte: so war doch noch sehr viel zu thun übrig. Der Vf. benutzte die Leipziger Handschrift, die Verbesserungen des genannten Kritikers, und wo er von diesen verlassen war, da half er dem Text durch richtigere Interpunktion und durch Conjecturen, wobey ihm seine Belesenheit, sein kritisches Gefühl und seine Sprachkenntniss sehr zu statten kamen. Ein nicht kleineres Verdienst besteht darin, dass er endlich nach verschiedenen Vermuthungen so glücklich gewesen ist, den Philophen, von dessen System der Stagirite, oder wer sonst Verfasser dieser Schrift ist, handelt, mit grösster Zuverlässigkeit bestimmt zu haben. Wir müssen sowohl von den kritischen Verbesserungen des Textes als auch von dieser Entdeckung noch etwas sagen. Den Text nach der Sylburgischen Ausgabe hat Hr. gleich voran abdrucken lassen. Nach demselben heisst es S. gegen das Ende des ersten Kap. ἀμφοῖν δὲ πιστὴ, μᾶλλον (δοξα), καὶ ἧττον ἀεὶ προεῖντο πάντες ταύτην ἐκείνης δόξαν. ὡς εἰ καὶ συμβαίνειεν ἀν τις εἶναι τὰς Φύσεις, καὶ κατὰ τοῦ γενέσθαι τι ἐκ μὴ ὄντος καὶ μὴ πολλὰ εἶναι τὰ πράγματα, κεχοιτο μὲν ἀν ὑπ' ἀλλήλων ταῦτα. Wenn man mit dem Vf. συμβαίνειεν — ἀν für προεῖντο — προσεῖντο, und in dem zweyten Satz συμβαίνειεν, συμβαίνει, und mit den Leipziger Handschr. für εἰ τις ἐναντίας liest φασεις gegen Φυσεις vertauscht, und μὴ streicht, so ist Licht und Zusammenhang da. S. X. Sylb. p. wird ein Vers des Empedokles angeführt, welcher einen Gr. enthalten soll, warum es keinen leeren Raum gebe, und so lautet: καὶ γὰρ δοκέειν ἔοικεν ὅπη καὶ τις εἰπὶ ἐρεῖ δε, ὅμως. Hr. verbessert ihn so: καὶ γὰρ φησὶν ἔοικεν ὅπη κε τις εἰπὶ ἐρεῖ, trachtet ihn als Parenthese und fängt mit ὅμως den Nachsatz an. Eben so glücklich ist die Berichtigung der Parmenidischen Verse XI. wo für βεβαιότερον welches auch Plato Sophista S. Zwbr. A. hat) die wahre Lesart βιαιότερον aus dem Simplic und für εἶναι μεχρὶ οὗ ἐς πῦ ἀσχῇ, πέλεμον χρεών ἐστιν τῇ hergestellt wird. So treffend und zahlreich aber auch die Verbesserungen sind, und so viel diese kleine Schrift, welche für die Kritik ein wahres *stabulum Augiae* ist, gewonnen hat: ist doch noch immer eine starke Nachlese nöthig, ehe sie gut lesbar wird. So muss z. B. S. IX. Z. 3. τυγχάνομεν δὲ ἐχοντα ἀμφοτέρως τὰς ὑπολήψεις, ταύτας für — τυγχανομενα δὲ ἐχοντος etc. gelesen werden. Einige Stellen und vorzüglich das Ende des 2ten Kapitels sind so verdorben, dass er nicht einmal die Hand anzulegen wagte. Dass nicht alle Conjecturen der richtigen Lesart gleich nahe kommen, lässt sich schon von selbst vermuthen. S. VIII. am Ende heisst es nach der Sylb. Ausg. εἰ δὲ τοῦτο μὴ γίνοιτε, (dass nemlich etwas aus Nichts werde), οὐκ ἂν τὰ ὄντα πολλὰ, γένοιτο γὰρ ἂν ὄν, ὅτι ἐστὶν ἄπειρον εἶναι. εἰ δ' ἔστι καὶ ἕν; nach Hn. Spaldings Veränderung: εἰ δὲ τοῦτο μὴ εἴη γίγνεσθαι τὰ ὄντα πολλά. (γένοιτο γὰρ ἂν ὄν ὅ, τι ἐστὶν) ἄπειρον εἶναι — εἰ δὲ ταῦτον καὶ ἕν. Rec. schien die ganze Stelle einer weniger abweichenden Veränderung zu bedürfen. Man darf nur lesen: γένοιτο γὰρ ἂν ὄν τι, ὃ ἐστὶν ἄπειρον τῷ εἶναι, so kommt ein Sinn heraus, der mit dem Vorhergehenden und Folgenden recht gut zusammen passt. Wenn Etwas nicht aus Nichts werden kann, so gibt es nicht viele existirende Dinge. Denn sonst müsste etwas wirklich werden, was des Seyns beraubt ist. Ist dem also, so ist alles nur Eins. —

Es ist bekannt, dass *Fabricius* und *Tiedemann* der Leipziger Handschrift zufolge annahmen, dass die 2 ersten Kapitel von Zeno, und die 2 folgenden vom Xenophanes handeln. Nach diesen suchte *Fulleborn* zu beweisen, dass auch in den 2 ersten Kapiteln die Rede vom Xenophanes sey. Nach den Gründen, die Hr. *Spalding* S. 31. 63 — 65. anführet, kann es keinem Zweifel mehr unterworfen seyn, dass die 2 ersten Kapitel die Lehre des Melissus zum Gegenstande haben. Denn nachdem, was uns Aristoteles, Simplicius und andere von den Eleatikern zum Theil mit ihren eignen Worten berichten, legte Parmenides dem Eins Endlichkeit, Melissus aber Unendlichkeit bey, Xenophanes aber behauptete es sey weder endlich noch unendlich. In den ersten Kapiteln will der Vf. die Behauptung des Philosophen widerlegen, welcher sagte, Alles sey Eins und das Eins sey unendlich. Es kann also kein anderer als Melissus gemeynt seyn.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 13. August. 1794.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Beer: *Handbuch des protestantischen Kirchenrechts nach den neuesten, besonders churfächsischen Gesetzen*, D. von *Jacob Friedrich Kees*, des Churfürstl. Sächs. Oberhofgerichts und des Consistorii zu Leipzig, wie auch des Landgerichts im Markgrafthum Niederlaufitz Assessor. 1791. 359 S. 8.

Diese Schrift soll, nach dem Zweck des Vf., nicht nur halbjährigen akademischen Vorlesungen füglich zum Grunde gelegt, sondern auch von einem jeden, der nicht ohne alle Hülfswissenschaften ist, dazu benutzt werden können, sich von den Sätzen des geistlichen Rechts, die so vielen Personen im gemeinen Leben zu wissen nöthig sind, richtige und deutliche Begriffe zu bilden. — Der Inhalt derselben ist folgender; Begriff des protestantischen Kirchenrechts; Schlüsse der Kirchenversammlungen; päbstliche Gesetze; Einschränkung der päbstlichen Gesetze in Deutschland durch Concordaten und öffentliche Verträge; kursächsische geistliche Gesetze; Begriff und Eintheilung der geistlichen Personen: Bestellung geistlicher Personen: Rechte und Verbindlichkeiten geistlicher Personen; vom Patronatrechte; von den Verbrechen der geistlichen Personen, ihren Strafen und von Niederlegung des geistlichen Amts; von den Sakramenten; von der Liturgie; von Verlöbnissen und von der Ehe; von Pfarr- und Kirchengütern überhaupt und deren Verwaltung; von geistlichen Entrichtungen und dem Allmosen; von Pfarr-Dotalen und Pfarr-Inventariis; von den geistlichen Gebäuden und Kirchenstühlen; von Begrabnissen; von Erbschaften geistlicher Personen und vom Gnadenhalbenjahr; vom Verfahren in geistlichen Sachen und den diesfalsigen Instanzen. — Aus dieser Inhaltsanzeige schon zum Theil, noch mehr aber aus der Ausführung selbst erhellet, dass der Titel dieses Werkes nach zwey Rücksichten zu viel verspricht. Einmal wird in demselben blos das *Privatkirchenrecht* behandelt, des *Staatskirchenrechts* hingegen überall nicht gedacht, so dass man hier von den rechtlichen Verhältnissen der verschiedenen Religionstheile in Deutschland gegen einander; von dem Unterschiede der Majestätsrechte in Ansehung der Kirche, und der Collegialrechte der Kirche; von dem Grunde und den Gränzen der Gewalt evangelischer Landesherrn in Kirchensachen; von den Rechten katholischer Landesherrn in Ansehung der Kirchensachen ihrer evangelischen Unterthanen und umgekehrt u. s. w. gar nichts findet — dann ist zweytens dasselbe nur in Kursachsen brauchbar, denn der Vf. hat sichtbar immer allein die kursächsische Verfassung und Gesetze vor Augen gehabt, und des gemeinen Rechts nur dann ganz kurz Erwähnung gethan, wenn es auch noch in Kursachsen ohne alle nähere Bestimmung vollkommen anwendbar ist. — Aber auch aus diesem verengten Gesichtspunkte betrachtet, ist diese Schrift des vermiedenen Aufwands von Gelehrsamkeit sowohl, als auch ihrer fliessenden und fasslichen Schreibart wegen, wohl als Handbuch für solche, die keine Rechtsgelehrte von Profession sind, keinesweges aber als Lehrbuch bey akademischen Vorlesungen brauchbar. Dazu fehlt es ihr an wissenschaftlicher systematischer Form (dies zeigt die obige Inhaltsanzeige); an Vollständigkeit (hier kann, um nur eines Umstandes zu gedenken, das Kirchenstaatsrecht unmöglich ganz mit Stillschweigen übergangen werden, und wie der Vf. des Eides gar nicht gedenken konnte, ist wirklich schwer zu begreifen); an Benutzung der neuesten Literatur (diese ist ganz vernachläsigt, man findet wenig andere Schriftsteller als Carpzov und seine Gefährten angeführt); endlich an Präcision und Bestimmtheit der Begriffe. (So heisst es z. B. S. 2. *Privatkirchengesetze* sind diejenigen, welche die Rechte und Verbindlichkeiten der Mitglieder der Kirche, als solcher, *unter einander* (nicht auch gegen Dritte?) bestimmen — Ferner: wie nun jede öffentliche Versammlung zu einem gemeinschaftlichen Endzweck verbundener Personen ohne Genehmigung der höchsten Gewalt im Staate, in ein Verbrechen ausartet, so sind die Rechte der Kirche im Ganzen gegen den Staat aus den Gesetzen des Landes, oder den zwischen dem Fürsten und den Mitgliedern der Kirche geschlossenen Verträgen zu bestimmen. Wer nennt eine Kirche tolerirt, wenn sie die Gesetze weder genehmigen noch verbieten. (Wenn alle öffentliche Versammlungen zu einem gemeinschaftlichen Endzweck verbundener Personen *ohne Genehmigung der höchsten Staatsgewalt* ein Verbrechen ausmachen; so gibt es gar keine tolerirte Kirche, denn dieser geht ja nach des Vf. eigenen Begriffen eine solche Genehmigung ab.) — Weiter S. 23. In der protestantischen Kirche heisst eine geistliche Person im allgemeinen Verstande eine zum Dienst der Kirche berufene und nach vorgängiger Prüfung ihrer Fähigkeit dazu vom geistlichen Gericht confirmirte Person, *welche unter des letzteren Gerichtsbarkeit steht.* (Dieser Beysatz ist nach des Vf. eigenen Ausführung von dem Gerichtsstande der Geistlichen in der Allgemeinheit unrichtig.) — Endlich S. 272. Die Eherechte der Eheleute finden nach deutschen Rechten nicht eher statt, als nach erfolgter Besteigung des Ehebetts. (In der Allgemeinheit ist auch dieser sowohl nach dem ursprünglich deutschen, als nach dem jetzt geltenden deutschen Rechte unrichtig.) — Nach diesen Betrachtungen wird wohl diese Schrift mit den neuern, der Hn. *Wiese* und *Schnaubert* nicht in Collision kommen.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: D. *Joh. Ant. Lud. Seidenſtickers Entwurf ſyſtematiſcher Pandecten*, zu Vorleſungen. 1791. 32 S. 8.

Nach der Natur der Sache ſollte man denken, zu dem Entwurf und der Ausführung eines ganzen Rechtsſyſtems werde, aufser natürlichen ausgezeichneten Geiſtesgaben, eine durch anhaltendes Studium und langjährige Erfahrung erworbene detaillirte Ueberſicht des ganzen groſsen Feldes der Rechtswiſſenſchaft unumgänglich nothwendig erfodert; und der Deutſche insbeſondere, der ſeine ſo ſehr unſyſtematiſche Geſetzgebung, und die ſo verſchiedenartige Quellen ſeines Privatrechts nur einigermaſsen kennt, ſollte billig die Schöpfung eines Syſtems dieſes ſeines Privatrechts für eine doppelt ſchwere Aufgabe halten. Aber die Geſchichte des Tages, dieſe groſse Lehrmeiſterin des Menſchengeſchlechts, ſcheint uns faſt von dem Gegentheil überzeugen zu wollen. — Kaum ſind unſere jungen Männer der Schule entſchlüpft; ſo iſt nach der neueſten Sitte das erſte, wodurch ſie ſich dem Publicum zu empfehlen ſuchen, nichts mehr und nichts weniger, als — ein neues Syſtem; — und zwar begnügen ſie ſich, nicht damit ihre Kräfte an einem einzelnen Theile zu verſuchen, ſondern das ganze in Deutſchland geltende Privatrecht iſt das Feld, auf das ſie ſich gleich beym Eintritt in die gelehrte Welt wagen. — — Was ſolche übereilte Verſuche, neue Lehrgebäude aufzuſtellen, der Wiſſenſchaft frommen, iſt nicht ſchwer zu beſtimmen. — Ueber dem ewigen Feilen an der Schale wird der Kern vergeſſen, und unſere an ſuperficielle Kenntniſſe ohnedem ſich ſo ſehr gewöhnende ſtudirende Jugend, wird durch lauter Methode von dem Quellenſtudium am Ende ganz abgeleitet. — Rec. iſt gewifs keiner von denjenigen, die blind am alten hängen; er weifs auch gar wohl, dafs die ältere Methode die Rechtsgelehrſamkeit zu behandeln eben ſo unlogiſch war, als die Pandectenordnung unſyſtematiſch iſt, und er ſchätzt deswegen die Verdienſte einiger neuern Gelehrten, die hier eine andere Bahn brechen, beſonders diejenige des für die gelehrte Welt nur zu frühe geſtorbenen *Hofackers* nach ihrer ganzen Gröſse; allein er iſt auch eben ſo lebhaft überzeugt, dafs 1) ſo lange unſer Privatrecht auf ſo ungleichartigen Quellen beruht, ein logiſchrichtiges Syſtem deſſelben nicht denkbar iſt, und jeder Verſuch der Wiſſenſchaft nicht nur nichts nützt, ſondern vielmehr ſchadet, weil er den Studirenden verwirrt und vom Quellenſtudium abführt. Römiſches Recht, deutſches Recht, Lehenrecht, Kirchenrecht flieſsen aus ſo verſchiedenen Quellen, dafs ſie ſich in eine Form unmöglich gieſsen laſſen. Miſcht man ſie unter einander: ſo findet der Studierende ihre Zuſammenſetzung nicht mehr, und weifs ſo keinen Grund ſeines Glaubens anzugeben; dafs 2) am Ende es ziemlich gleichgültig iſt, ob man das Perſonenrecht dem Sachenrecht, oder das Sachenrecht dem Perſonenrecht voranſchickt, wiewohl das erſtere immer noch das natürlichſte ſcheint; dafs 3) die Wiſſenſchaft nicht viel dabey gewinnt, ob man dieſe und jene einzelne Rechtslehre, unter dieſer oder jener Rubrik abhandelt. Genug ſchon, wenn die Ordnung nur natürlich und alſo ſo iſt, dafs ein jeder in dieſelbe ſich leicht finden kann; dafs endlich 4) langjährige erprobte Erfahrung dazu gehört, das brauchbare von dem unbrauchbaren abzuſondern, und die oft ſehr verſteckten Räder, durch die die verſchiedenen Rechtstheile in einander greifen, aufzufinden. — Von dieſem Standpunkte aus die Sache betrachtet, kann dann auch wohl das Urtheil über die vorliegenden ſyſtematiſchen Pandecten nicht ſehr günſtig ausfallen. — Einmal ſcheint Hr. *S.* ſeine Arbeit zum voraus ſchon ſich zu leicht genommen zu haben, denn er ſchreibt gleich im Eingang der Vorrede: „Eine Anzeige meiner Vorleſungen über geläuterte Pandecten (*Göttingen* b. Dieterich 1790. 8.) gab mir neulich Gelegenheit, einige Ideen über die Methode des römiſchen Rechts zu äufsern. Sie beſchäftigten mich ganz, und ich fühle Beruf, ſie durch ein Compendium *gleich in dem erſten halben Jahre!!!* auszuführen. Aber bald muſste ich mich zu einer längern Friſt entſchlieſsen, und ich ſah wohl, dafs mich die erſte Hitze des Vorſatzes betrogen hatte. Statt des angekündigten gröfsern Werks liefere ich vorläufig nur einen kurzen Entwurf, theils um indeſſen doch einen nothwendigen Leitfaden zu haben, theils *um hier oder dort* einen in den Stand zu ſetzen, mir vorher noch lehrreich werden zu können.“ — Dann glaubt der Vf. das ganze römiſche Recht unter allgemeine Grundſätze zuſammenſtellen, und alles einzelne aus dieſen wieder herleiten zu können. — Ein Glaube, der Rec. Glauben weit überſteigt, der aber die Quelle mancher nur gar zu viel verſprechenden Aeuſserungen unſers Methodiſten ſeyn mag. So heifst es z. B. S. 40.: „Um dem Gedächtniſs bey den vielen Feyerlichkeiten des Erbrechts, und namentlich der Teſtamente zu Hülfe zu kommen, und um die vielen poſitiven Geſetze mehr unter Grundſätzen und legislatoriſchen Abſichten zu vereinigen, mufs ſich der Docent in die Situation ſetzen, als ſolle er die Mittel zur Rechtsgewiſsheit, welche der Grund der Feyerlichkeiten iſt, unter Anleitung der Natur der Sache erſt erfinden, *und dann die Reſultate dieſer Speculationen mit dem Poſitiven exegetiſch vergleichen.*“ Desgleichen S. 43. bey der Lehre von Legaten und Fideicommiſſen: „Die vielen ſubſidiariſchen Beſtimmungen der Poſitivgeſetze ſind nur Supplemente zum Willen des Diſponenten, Unterſchiebungen natürlicher Präſumtionsſätze, einzelne Fälle und Beyſpiele, die die Natur der Sache unerſchöpft laſſen. Dieſe trockene Nomenclatur wird zur gröfsten Wohlthat des Verſtandes belebt *durch ein allgemeines Räſonnement über Präſumtionen und Rechtſätze, wie ſie ſich unmittelbar, auch ohne alle Rückſicht auf das Poſitive, aus dem wahrſcheinlichen Willen und der Abſicht des Teſtirers ergeben.*“ — Ferner das hier ſkizzirte Syſtem ſelbſt hat durchaus nichts hervorſtechendes, und manches, gewifs nicht unerhebliche hätten wir dagegen einzuwenden. — Endlich bedient ſich dann auch Hr. *S.* einer ganz neuen, zum Theil ſehr hieroglyphiſchen Terminologie. Z. B. Juriſtiſche Umſtandslehre; Stände der moraliſchen Beſchaffenheit; Stände der Proprietät und Obligationen etc.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, b. Wever: *Voltair's ſämmtliche Schriften.* XVI. B. 447 S. 1788; XVII B. 531 u. XX S. 1789;

XVIII B. 542 S. 1790; XIX B. 648 S. XX B. 627 S. XXI B. 478 S. 1791; XXII B. 548 S. XXIII B. 582 S. 1792; XXIV. B. 491 S. XXV. B. 530 S. 1793.; XXVI. B. 518 S. 1794. 8.

Die erſten *vier* Bände dieſer Ueberſetzung ſind bereits im Jahrgang von 1786 Nr. 305. angezeigt und beurtheilt worden. Was damals ein anderer Mitarbeiter über ihren Werth ſagte, ſcheint dem Vf. der gegenwärtigen Anzeige einer andern Reihe von Bänden ſo gegründet zu ſeyn, daſs er ſich bloſs darauf beziehen zu dürfen glaubt. Nur einige kleine Erinnerungen will er hinzufügen, die vielleicht den einſichtsvollen Ueberſetzern, bey ihrem unverkennbaren Beſtreben ihrer mühevollen Arbeit immer mehr das Gepräge möglicher Vollendung aufzudrücken, nicht gleichgültig bleiben werden.

Es ſind gewiſs *zu viele ausländiſche* Worte beybehalten, die zum Theil wenigſtens recht gut verdeutſcht werden konnten: *Mokiren; inſultiren; imponiren; protegiren; enrhumirt; Fadaiſe; Betiſe; indigniren; Gourmand; Indigeſtion; Sottiſe, Tracaſſarie, Pillori* u. ſ. w. — Wie es ſcheint, verwerfen die Herren Ueberſetzer den Gebrauch der Conjunctivs und Optativs gänzlich; ſonſt fände man nicht, z. B. XXII, 394.: „Gott gebe, daſs „er die deutſchen Jeſuiten *wegſchickt!*“ „Wofern ſie einen Optativ in unſerer Sprache annehmen, ſo war hier ein Fall, wo es ſchlechterdings gebraucht werden muſste. Ferner ſollte nicht *lehren* überall mit den Dativ conſtruirt ſeyn, weil es gewiſs die beſſern Autoritäten gegen ſich hat.

Was den *poetiſchen* Theil der Ueberſetzung betrifft, ſo müſſen wir geſtehen, daſs es Rec. nicht gefallen wollte, überall den Jamben ohne Unterſchied und ohne Rückſicht auf die Verſchiedenheit des Gegenſtandes gebraucht zu finden. Seinem Gefühle nach gehörten zu andern Gegenſtänden auch andere Versarten, beſonders mit Beybehaltung des Reimes, wie es auch hier und da, nicht ohne Succeſs, ſchon geſchehen iſt. Schwer mag das freylich ſeyn; aber unmöglich iſt es nicht für vereinigte Kräfte, die ſchon ſo viele Schwierigkeiten überwunden haben.

Die zahlreichen Anmerkungen der Ueberſetzer, mit Fleiſs und Wahl aufgeſucht und bearbeitet, erleichtern die Lecture, und enthalten zugleich eine Gallerie von Schilderungen intereſſanter Menſchen.

Nach der ſchon bekannten guten Einrichtung wird der *Briefwechſel mit d'Alembert* und die *Correſpondenz mit Gelehrten, Staatsmännern* etc. welche die Bände XXIII bis XXVI. in ſich begreifen, jener ſowohl als dieſe, beſonders ausgegeben.

STUTTGART, b. Steinkopf: *Theologiſche und kritiſche Verſuche* von *M. C. L. Camerer*, Vikarius zu Duſslingen im Wirtembergiſchen. 1794. 201 u. 14 S. 8.

Das Durchleſen der hier abgedruckten *vier* Abhandlungen hatte uns durch die Wahl des Gegenſtandes, die Wahrheitsliebe und den Fleiſs in der Bearbeitung, auch durch die Gutmüthigkeit, ja Gewiſſenhaftigkeit des darin herrſchenden Tons für den Vf. als einen hoffnungsvollen jungen Theologen äuſserſt angenehm eingenommen. Um ſo trauriger war uns auf den letzten Blättern die Ueberraſchung, daſs derſelbe (nach der empfindungsvollen Anzeige ſeines Bruders, welcher als Mathematiker uns ſonſt ſchon ſehr vortheilhaft bekannt war) bereits von dem Schauplatz der ſublunariſchen Theologie vor Beendigung des Abdrucks dieſer Verſuche abgetreten ſey.

In der erſten Abhandlung findet man am meiſten eigenes, ſo unerwartet es manchem ſeyn mag, daſs ſich *über den Canon des Alten Teſt.* (dieſs iſt die Ueberſchrift der Abhandlung) viele neue Bemerkungen noch geben laſſen. Der Vf. las das N. T. nebſt den Schriften des Philo und Joſephus ganz eigentlich in der Abſicht, um aus genauer Prüfung *aller* Citationen gewiſs ſich zu überzeugen, welche Bücher *erweislich* zu Jeſu Zeiten in der Sammlung geweſen ſeyen, die bey den damaligen Juden kanoniſches (normatives) Anſehen über Religion und Theokratie hatte. *Eine* ſichere Stelle iſt ihm für die Bejahung genug. Hingegen zeigt er, daſs dem Prediger und hohen Lied der Antheil am jüdiſchen Canon zu Jeſu Zeit nicht ſicher zu vindiciren ſey, wenn man nicht Melito und Origenes dafür als Auctoritäten gelten laſſen wolle; wozu dieſe beide nach ſeinen gegründeten Bemerkungen nicht ohne gerechten Widerſpruch gebraucht werden können. Muſtermäſsig iſt es, wie der Vf. über dieſe Frage bloſs hiſtoriſch und unbefangen alles nimmt, wie die Zeugniſſe liegen, und ſich jedes Hineintragen zu Gunſten eines vorgefaſsten Ziels verbietet. Der Prediger und das Hohelied werden im N. T., bey Philo und Joſephus *nie*, Ruth, Eſras, Nehemias und Eſther *nie als Schriften* angeführt. Die eine von Eichhorn für Eſra, als Schrift, angeführte Stelle aus Philo iſt (§. 11.) nicht beweiſend. Wenn Eichhorn in ſeiner Einleitung, S. 109. ältern Schriftſtellern über den jüdiſchen Kanon zugibt, daſs die Bücher, auf welche ſich Joſephus als auf glaubwürdige Quellen der jüdiſchen Geſchichte berufe, damals im Kanon der Juden geſtanden ſeyn, ſo bemerkte dagegen der Vf., daſs nicht alles, was Joſephus βιβλια αρχαια εβραιων nenne, ſondern bloſs, was er als ιερας βιβλους citire, *ſicher* zu ſeinem Kanon gerechnet werde. Er gibt zwar zu, daſs aus Zuſammenſtellung anderer Anzeigen vom B. der Richter, Ruth, Eſra, Nehemia, Eſther ebenfalls behauptet werden könne, Joſephus habe ſie in ſeinem Kanon gehabt; deſto ſcharfſinniger aber zeigt er, daſs *für* Koheleth und das Lied der Lieder auf keine Weiſe eben dieſs geſichert werden könne. Denn daſs Joſephus ſeinen Kanon, wie Origenes gezählt habe, werde nur bittweiſe angenommen. Melito aber war *nicht*, *um* vom Kanon ſich ſicher zu unterrichten, in den Orient gereiſt, ſondern hatte nur auf ſeine Reiſe darüber Nachricht — niemand weiſs, von wem — eingezogen. Bey ihm fehlt ſogar Eſra, und das Auskunftsmittel, daſs Melito Eſra und Eſther als Ein Buch gezählt habe, iſt nicht glaublich, weil *M.*, wenn er ſonſt 2 Bücher unter Einem Titel begreift (wie die Bücher der Könige und Chroniken) ſie doch als zuſammengeſetzt für 2, 4 u. ſ. w. aufzählt. Auf das Anſehen eines ſolchen Erzählers, deſſen Quellen unbekannt und verdächtig ſind, laſſe ſich alſo die gewöhnliche Behauptung nicht bauen, daſs die beiden Aufſätze, Koheleth und das Hohelied, von Jeſu unter den von den Juden ſeiner Zeit für göttlich gehaltenen

Schriften angetroffen worden seyn, dass der allegorisierende Philo von dem Hohenlied, einer Schrift, an welcher die Allegorie nachher so manchfache Nahrung fand, gar keinen Gebrauch mache, sey allzu auffallend dagegen. Melito aber hat nach seinem Ausdrucke: ἡ καὶ σοφία entweder ein Apokryphum in den Kanon setzen gehört, oder ist wenigstens zweifelhaft gewesen, ob er von den Proverbien oder von der unächten Weisheit Salomos annehmen solle, dass sie von seinen Gewährsmännern zum jüdischen Kanon gerechnet sey. Welch ein Untersucher! Gegen Origenes, wenn man ihn zur Auffindung des Kanons der Zeiten Jesu gebrauchen will, gilt diess sehr, dass er Baruch ohne den mindesten Unterschied unter andern kanonischen Aufsätzen citirte und höchstwahrscheinlich dessen Brief als einen Brief Jeremiä in seinem Kanon annahm. Der Vf. zeigt also, man könne *nicht erweisen*, dass der jüdische Kanon in Jesu Zeitalter anders als auf folgende Art berechnet worden sey:

Erste Klasse zu 5.

5 Bücher Mosis. 1 — 5.

Zwote Klasse zu 13.

Josua.	6.	Esther	13.
2 Richter und Ruth	7.	Jesaia	14.
2 Bücher Samuels	8.	Jeremia	15.
2 Bücher der Könige	9.	Ezechiel	16.
2 Bücher der Chroniken	10.	Daniel	17.
Esra	11.	12 kleine Propheten	18.
Nehemia	12.		

Dritte Klasse zu 4.

Hiob	19.	Psalmen	21.
Sprüchwörter	20.	Klaglieder	22.

Wir wüssten nicht, was gegen diese Berechnungsart einzuwenden seyn möchte, wenn nicht sonsther die Kanonicität von Koheleth und Canticum dargethan wird. Wenn hingegen der Vf. auf Josephus Archäol. B. 10. K. 11. §. 7. sich bezieht, wo dem Daniel βιβλια im Plural zugeschrieben werden, und daraus für erwiesen hält, dass von Daniel damals mehrere Schriften vorhanden gewesen seyn, die also verloren seyn müssten, so ist die Stelle zwar merkwürdig, leidet aber doch auch eine andere Deutung. Ueberhaupt zeigt diese Abhandlung sehr gut, dass man über streitige Punkte in der gegenwärtigen Materie eher, was nicht erwiesen und doch allzu gewöhnlich angenommen sey, entdecken könne und müsse, als dass zu positiven Behauptungen neue Schritte gemacht werden können. Uebrigens ist, wenn auch nach des Vf. Weise genau bestimmt wird, welche Aufsätze zu Jesu Zeit für Producte göttlicher (gottgefälliger) Begeisterung gegolten haben, alsdann freylich die Behauptung noch nicht entschieden: dass die Juden darüber historisch, kritisch und philosophisch richtig dachten; weil noch nicht *erwiesen* ist: dass die Begründer des Christenthums über eben diese Schriften, die sie als historische Quellen über das fromme und verehrte jüdische Alterthum nützten, nach historischer Kritik geurtheilt, oder, statt der so gelehrten Kunst ächter historischer Kritik, über diese Fragen, welche die Religion *nicht zunächst* angingen, einen Ersatz aus der übersinnlichen Welt erhalten hatten.

Die II. Abhandlung *über den Kanon des Neuen Testaments* enthält am wenigsten eigenes. Wäre zu einer detaillirten Recension der III. Abhandlung *Prüfung der Zieglerischen Einleitung in den Brief an die Hebräer* (meist einer Vertheidigung des Hn. *Storr*) hier noch Raum, so würde am Ende doch das Resultat diess seyn, dass die Sache wenig gewinne, wenn irgend Persönlichkeiten eingemischt werden und eine allzu polemische Form gewählt ist. In der IV. Abhandlung wird aus einer sehr mühsamen Vergleichung des griechischen alttestamentlichen Bibeltextes im N. Test. mit eben dem Text bey Philo, Justin, Theophilus Alex. Irenäus und andern, sicherer als bisher je geschah, gezeigt: *nach welchem Text das A. T. in dem Neuen angeführt werde*, und das Resultat mit dem von Eichhorn in seiner Bibliothek der biblischen Literatur 2. Band S. 955 ff. gegebenen verglichen, von welchem es nicht häufig abweicht.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Leipzig*, b. Kummer: *Kein Platz im Gasthofe*. Eine dramatische Posse in 3 Aufzügen von *M. H. Arnesti*. Nach einem französischen Original. 1793. 94 S. 8. — Rec. kannt das französische Original nicht, nach welchem diese *Posse* bearbeitet seyn soll. Die deutsche Schaubühne hätte indessen nichts verloren, wenn ihr der Vf. mit diesem Stücke *kein* Geschenk gemacht hätte: da sie schon ein ähnliches — weit besseres Lustspiel, *der taube Liebhaber* (nach dem Englischen) — besitzt. Die Handlung in dem gegenwärtigen Stücke ist sehr gedehnt; in den Charakteren ist wenig Abstufung, die Situationen sind matt, der Dialog ist wässericht. Auch ist es sehr unbegreiflich, wie der Hr. *v. Weyrauch*, ein sonst kluger, gutdenkender Mann, seine einzige Tochter einem Thoren, wie dem Landjunker Reitesel versprechen kann, und zwar so, dass der Theil, durch dessen Verschulden diese Heirath vielleicht nicht zu Stande kommen sollte, verbunden ist, den andern 10000 Rthlr. zu bezahlen.

Druckfehler. In No. 236. d. J. S. 170. Z. 30. von oben lies *bestreichet* statt *befreyet*.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 13. August 1794.

RECHTSGELAHRTHEIT.

Ulm, b. Wohler: *Juriſtiſches Magazin für die deutſchen Reichsſtädte.* Herausgegeben von *Tobias Ludwig Ulrich Jäger*, Canzleyadjunct u. Advoc. in Ulm, (nunmehr Rathsconſulent in Ulm.) Erſtes Bändchen. 1790. 402 S. 8. (ohne den Anhang.) Zweytes Bändchen. 1791. 488 S. 8. (ohne den Anhang.) Drittes Bändchen. 1793. 525 S. 8.

Das Reichſtädtiſche Staatsrecht gehört bekanntlich zu den noch ſehr unbebauten Feldern unſers deutſchen Territorialſtaatsrechts. Der Grund davon liegt theils in der eigenthümlichen, und überdem noch ſo ſehr abweichenden, Verfaſſung der einzelnen Reichsſtädte; theils in der geheimnifsvollen Hülle, mit welcher die meiſten ſtädtiſchen Magiſtrate noch immer die innere Verfaſſung und Einrichtung der ihrer Leitung anvertrauten ſtädtiſchen Gemeinheiten zu bedecken ſich beſtreben; theils endlich in dem auch noch in unſern Zeiten ſo viele andere deutſche Regierungen beherrſchenden Geiſte, nach welchem ſie, durch eine engbrüſtige Politik irre geführt, die gewöhnlichſten Regierungshandlungen, die ihrer Natur nach jedem aus dem Volke, dem daran gelegen, ohne allen Rückhalt bekannt gemacht werden ſollte, in das feyerliche Gewand wichtiger Staatsgeheimniſſe einkleiden. — — Gerade am auffallendſten; indeſſen bleibt dieſes Benehmen immer bey den ſtädtiſchen Magiſtraten, die als bloſse Verweſer der, der ganzen ſtädtiſchen Gemeinheit zuſtehenden, landeshoheitlichen Gerechtſame von ihrer Verwaltung Rechenſchaft abzulegen rechtlich ſich nie weigern können; allein ſo wie gewöhnlich, ſo dürfte wohl beſonders hier die Furcht, es möchten Miſsbräuche entdeckt werden, der einzige Grund des geheimen Haſſes gegen Publicität ſeyn. — — Unter dieſen Umſtänden iſt es ein, allen Dank des Publicums verdienendes Unternehmen, daſs Hr. J. die vorliegende Materialienſammlung veranſtaltete. Solchen wiederholten Verſuchen kann am Ende die Geheimniſsſucht doch nicht widerſtehen, und ſo gewinnt die Wiſſenſchaft immer breiteres Feld. — Staatsrechtliche Verhältniſſe hat der Herausg. allezeit zum vorzüglichſten Augenmerk; aber der Abwechſelung und Vollſtändigkeit wegen, und um ein gröſseres Publicum zu gewinnen, nimmt er auch privatrechtliche, ſtatiſtiſche und hiſtoriſche Artikel auf. — Der Inhalt der vorliegenden drey erſten Bände iſt der: *Erſter Band.* 1) *Ueber das ſtatutariſche Recht der Reichsſtadt Ulm in Schuldſachen.* Nach dieſem ſoll die Obrigkeit auf die eingereichte Klage des Gläubigers gegen ſeinen Schuldner, dieſem keine Friſt zur Zahlung zu geſtatten, ſondern unter gewiſſen Vorausſetzungen augenblicklich Execution durch Perſonalarreſt, oder Pfändung, welches *das Stadtrecht*, und in der Volksſprache *das Einfallen* heiſst, verhängen; daneben werden verſchiedene beſondere Verordnungen wegen des ſchädlichen Borgens, wegen der Art und Weiſe, die Gläubiger ſicher zu ſtellen, wegen der Verträge in Schuldſachen, wegen der Location der Gläubiger beym Concurs, endlich wegen der Beſtrafung muthwilliger Fallirten gemacht. 2) *Beſchwerden der Reichsſtadt Dünkelsbiel über die wiederholte Brandenburg-Anſpachiſche gewaltſame Sperranſtalten*, vom Jahr 1789. Die genannte Reichsſtadt hat gegen das hier beſchriebene unerhörte gewaltthätige Verfahren von Seiten Anſpachs die verbandmäſsige Unterſtützung des ſchwäbiſchen Kreiſes angerufen, und dadurch ein nachdrückliches Vorſtellungsſchreiben von dieſem an den Hn. Markgrafen bewirkt. 3) *Schwäbiſch-Hall- und Gemündiſche Beſchwerden wegen Fruchtſperre und angehaltener Tranſitofrüchten*, vom J. 1789. Sind gegen Anſpach, Elwangen und Oettingen gerichtet, und haben Interceſſionen von Seiten des Kreiſes zur Folge gehabt. 4) *Fragmentariſche Geſchichte des neueſten Reichshofrathsproceſſes der geſammten Schwäbiſch-Gemündiſchen zugewandten Landesunterthanen gegen den dortigen Magiſtrat, verſchiedene Beſchwerden betreffend.* Eine merkwürdige Leidensgeſchichte einer ſeit Jahrhunderten unter dem Druck und den Miſsbräuchen eines pflichtvergeſſenen ſtädtiſchen Magiſtrats ſeufzenden Bürgenſchaft, welcher erſt 1777 durch leſenswerthe reichshofräthliche Erkenntniſſe, und eine darauf abgeordnete kaiſerliche Executionscommiſſion ein Ende gemacht wurde. 5) *Obrigkeitliche Verordnungen der Reichsſtadt Frankfurt* vom Jahr 1788. Sie betreffen a) die Aufhebung der Vakanzen oder Ferien bey Gericht; b) das Verbot aller Weinniederlagen in daſigem Stadtgebiete auſserhalb der Stadt; c) das Verbot, Pelzwaaren 14 Tage vor dem Geleitstage in der Stadt, oder innerhalb der Bannmeile vor- und aufzukaufen; d) die Geleitslöſung während der Meſſe; e) die Ablegung der Brunnen-Rechnung; f) die Betrüger-Fallimenten; g) die Edictalladungen in Concurs-Sachen; h) das daſige Töpferhandwerk; i) das Buchbinderhandwerk; k) das Tobacksrauchen beym Einfahren des Heus und der Früchte; l) die Inſtruction für die die daſigen Schützen; m) das Verbot oder Dungausfuhr aus daſigem Stadtgebiet; n) das Verbot, während der Meſſen keine Waaren oder Güter nach geſchehenem Kanonenſchuſs über die Straſsen zu tragen, oder zu fahren; o) das Dreherhandwerk. 6) *Obrigkeitliche Verordnungen der Reichsſtadt Frankfurt*, vom Jahr 1788. Sie ſind folgende: a) Verbot des ſchnellen Fahrens und Reitens in der Stadt; b) Verbot der Umzüge und Schmäuſe bey Handwerksgeſellen; d) die beſſere Verwaltung der Einnahme und Ausgabe

gabe der Künstler-Gesellschaften und Handwerker betreffend; d) wiederholtes Verbot der Lotto- und Wettecomtoir; e) Holz- und Steinkohlenbrand betreffend; f) die Zulassung auswärtiger Baumeister betreffend; g) Schanzenordnung; h) die Verlängerung der Heegzeit betreffend; i) Verbot, fremde Kranke in die Stadt zu bringen; k) der Mehlvorrath auf bevorstehenden Winter betreffend; l) Unterricht und Ordnung, wornach sich diejenigen Gesellschaften, die sich zur Privatreinigung auf dem Bauamte einschreiben lassen, zu richten haben. 7) *Steuerfuss der Reichsstadt Regensburg.* Die hier verzeichneten Abgaben sind nicht übermässig. 8) *Etwas von Hypotheken und weiblichen Intercessionen nach Reichsstadt Augsburgischen Statuten.* 9) *Exemtionsstreit zwischen Memmingen und dem kaiserlichen Landgericht.* 10) *Memmingen betreffende Supplemente zu Wegelins Werk von den Reichsstädten.* Ist ein blosses Verzeichniss einiger weniger Verordnungen und Schriftsteller Memmingen betreffend. 11) *Kleiner Beytrag zum Recht der Jagdfolge in den Reichsstädten Ulm, Memmingen, Frankfurt.* 12) *Aelteste Nürnbergische Prachtgesetze aus dem XIV Jahrhundert, ein Beytrag zur Geschichte des Luxus, der Moden und des Wohlstandes der Reichsstädte.* 13) *Merkwürdigkeiten und Alterthümer aus der peinlichen Rechts- und Gerichtsverfassung der Reichsstadt Nürnberg.* 14) *Reichstagsnachrichten.* Sie betreffen die kammergerichtliche Visitation; die in dem städtischen Collegium bekanntlich bestrittene Sigillationsart; die neue Wahl eines Bischofs zu Regensburg; die Nuntiatursache; das Zwischenreich. *Anhang. Die Jurisdiction über Civilsachen in der Reichsstadt Ulm.* Vom Herausgeber dieses Journals. Beschreibt die Instanzen-Ordnung in Schuldsachen, nach der besondern Verfassung der Reichsstadt Ulm. *Zweyter Band:* 1) *Capitulationspuncte der Frankfurtischen Bürgerschaft von* 1525. 2) *Gehobene Beschwerden der Nürnberg. Bürgerschaft von* 1525. Zwey wichtige Actenstücke, die diese Sammlung vorzüglich zieren. 3) *Kurze Uebersicht des bey dem kaiserlichen Reichshofrath anhängigen Processes der Reichsstadt Regensburg gegen den Hn. Fürsten zu St. Emmeram, die vertragswidrige Beeinträchtigung bürgerlicher Nahrung betreffend.* Ein neuer Beytrag zu dem traurigen Gemälde von der deutschen Reichsjustizverfassung. Ein Präcedenz-Streit zwischen den kreisausschreibenden Fürsten des baierischen Kreises hindert die Vollstreckung des zu Gunsten der Reichsstadt Regensburg ergangenen oberstrichterlichen Ausspruchs. 4) *Ursprung und Verfassung des Regensburgischen Hausgrafen-Amts.* Ihm sind alle Handwerksinnungen untergeben. 5) *Vergleich zwischen dem Hn. Reichserbgeneralpostmeister Fürsten von Thurn und Taxis und dem Magistrat zu Frankfurt am Main, die Gerichtsbarkeit der daselbst wohnenden kaiserlichen Reichspostbeamten und Bedienten betreffend,* vom Jahr 1789. 6) *Artikel aus Statuten und Reichsschlüssen der Reichsstadt Isni, welche der Bürgerschaft am Schwörtag jährlich publicirt werden.* Diese Statuten und Rechtsschlüsse sind 1544 errichtet, den ersten May desselben Jahres publicirt, 1622 den 3ten Febr. renovirt, und bis jetzt, einige wenige neue dazu gekommene Artikel ausgenommen, unverändert gelassen worden. 7) *Reichshofräthliche Conclusa in Sachen der Bürgerschaft in Wimpfen wider den Magistrat daselbst,* von 1779 und 1783. Sind sehr umständlich, und zur Einsicht der besondern Verfassung der Reichsstadt Wimpfen lehrreich. 8) *Innere Rathsordnung der Reichsstadt Dinkelsbühl.* Die Zeit der Errichtung dieser Ordnung konnte der Vf. nicht auskundschaften. 9) *Der Frawen Wirt zu Ulm aid und Ordnung.* In dem Manuscript ist die Zahl des Jahrhrhunderts so undeutlich geschrieben, dass es ungewiss bleibt, ob es das Jahr 1410 oder 1510 seyn soll. Uebrigens enthält diese Ordnung, ausserdem dass sie ein neues Beyspiel von den in damaligen Zeiten unter obrigkeitlicher Genehmigung und Aufsicht errichteten Frauenhäusern gibt, manches lesenswerthe. 10) *Von der Besetzung und Erneuerung des Memmingischen Stadtregiments.* 11) *Reichsstadt Memmingische bürgerliche Vermögenssteuer.* 12) *Beytrag zum Codici diplomatico Norimbergensi.* Ist ein Schenkungsbrief des schwedischen Königs Gustav Adolphs vom Jahr 1632 an die Stadt Nürnberg über das in derselben gelegene deutsche Haus sammt allem Zubehörungen. 13) *Zweyerley Berichtigungen, Nürnberg betreffend.* Betreffen zwey literarische in *v. Selchow Electis juris Germanorum*, S. 239., und von Sartori Beyträgen in reichsstädtischen Sachen, 1. B. S. 288., wo zwey Schriften angeführt werden, die gar nicht existiren. 14) *Reichstagsnachrichten bis auf das Jahr* 1791. Betreffen die Fortsetzung des Reichstags während eines Zwischenreichs, die reichsstädtischen Monita zur Wahlcapitulation, die Wiedereröffnung des Reichstags nach dem Regierungsantritt Leopold II, die Unruhen in der Reichsstadt Köln. 15) *Fragmente aus dem Ulmischen Staatsrecht.* Sind Reformationen und Constitutionen Karls V, die Ulmische Regimentsverfassung betreffend, und ein Vergleich zwischen der Ulmischen Obrigkeit und Bürgerschaft vom 2ten Septbr. 1787. 16) *Nachrichten, die Oekonomie, das Rechnungs- und Steuerwesen der Reichsstdt Isni betreffend,* von 1775. 17) *Geschichte eines wichtigen Streits zwischen der Kaufmannschaft und allen Zünften und Gewerben in der Reichsstadt Ravensburg und dessen Entscheidung.* Ein lesenswerther Aufsatz, der über die so häufig vorfallende Collisionen zwischen den verschiedenen Zweigen der bürgerlichen Nahrung viel Licht verbreitet. 18) *Etliche Artikel, christliche Ordnung betreffend, auf dem Stadte-Tag zu Memmingen beschlossen den 26sten Febr.* 1531. Sind wegen ihres Einflusses auf mehrere statutarische Verordnungen einiger Reichsstädte merkwürdig. Schade, dass der Herausg. nicht mehr historische Aufklärung über diese Artikel beybringen konnte. *Anhang. Versuch einer actenmässigen Geschichte der zehen vereinigten Reichsstädte im Elsass von ihrem Ursprung bis auf gegenwärtige Zeiten.* Leidet keinen Auszug. Der Herausg. hat sich übrigens nicht darüber geäussert, ob er, oder wer der Vf. sey. *Dritter Band:* 1) *Regimentsordnung der Reichsstadt Augsburg vom Jahr* 1719. 2) *Nachricht von der Subleuationsdeputation in Ulm.* Diese Deputation ist eine Anstalt, die sich in ihrem Zweck und in ihrer Einrichtung dem nähert, was in den übrigen reichsständischen Territorien gewöhnlich mit dem Ausdruck: — *Kammercollegium* — bezeichnet wird. 3) *Kleiner*

Kleiner Beytrag zur Localkenntniſs Nürnbergs. Betrifft a) das Recht der patriciſchen Familien, ihre Töchter, in einer beſondern alten, hier beſchriebenen, Tracht trauen zu laſſen; b) die nürnbergiſchen Leichen mit Zahlmännern, welches Perſonen ſind, die, um Lohn gedungen, die Leichen begleiten; c) das Verzeichniſs deſſen, was einem zum Tode verurtheilten Miſſethäter zu Nürnberg in den drey letzten Tagen an Speis und Trank abzureichen gewöhnlich iſt. 4) *Gefährliche Machinationen der Katholiken wider den guten, edeln achtzigjährigen Herrn Antoni von Albig, Beyſaſſen zu Kempten, und D. Georg Zeamans, Pfarrer daſelbſt, vom Jahre 1625.* unbedeutend. 5) *Geſchichte, betreffend der Kemptiſchen Weberſchaft Unruhe und Aufſtand gegen einen ehrſamen Rath daſelbſt vom Jahre 1615 — 1616 wegen des Zumuthens an die Kaufleute daſelbſt, daſs ſie die ankommene Leinwandlegel nicht in ihre Gewölber oder Gewahrſam nehmen, ſondern auf öffentlichen Wagſtadel ab- und wieder aufladen, auch wegführen ſollen.* 6) *Actenſtücke, den Streit über Mittheilung der kaiſerlichen Commiſſionsacten und Verordnungen zur Kenntniſs der Verfaſſung in Ravensburg, oder der Verhältniſſe des geheimen, des innern Raths, der Herrn des Gerichts und des groſsen Raths, als Volksrepräſentanten unter und gegen ſich, betreffend. Von den Jahren* 1766 — 1792. Noch ſind die bezeichneten Verhältniſſe nicht ganz ins Reine gebracht. 7) *Grundgeſetze der Reichsſtadt Wangen.* 8) *Etwas über die politiſche Verfaſſung der Stadt Goſlar.* Aus dem Journal von und für Deutſchland von 1790. Band II. Stück II. abgedruckt. 9) *Auszug eines unter dem 18ten Jul. 1706 von der Juriſtenfacultät zu Tübingen erſtatteten Gutachtens, einige über das Wahlrecht zu Biberach aufgeworfene Fragen betreffend.* 10) *Einige Verträge der Reichsſtadt Iſni.* 11) *Verfaſſung der Stadt Hamburg.* Aus *Normanns* geographiſchem und hiſtoriſchem Handbuche der Länder- Völker- und Staatenkunde des erſten Bandes fünfter Abtheilung ausgehoben. Eben dieſs iſt der Fall bey den vier folgenden Artikeln. 12) *Etwas von Bremen.* 13) *Etwas von Lübeck.* 14) *Etwas von Regensburg.* 15) *Etwas von Frankfurt.* 16) *Etwas von Worms.* Aus dem Journale von und für Deutſchland von 1784. IV. St. N. 4. 16) *Etwas von Rothenburg an der Tauber.* Aus *Moſers* reichsſtädtiſchem Magazin S. 682. 18) *Aeltere Schwörbriefe der Reichsſtadt Ulm.* Sind von den Jahren 1327 und 1345. 19) *Aachen, wie es war, und wie es werden ſollte.* Iſt ein vollſtändiger Auszug aus folgender Schrift: Entwurf einer verbeſſerten Conſtitution der Reichsſtadt Aachen. Verfaſst von dem herzogl. Cleviſchen Subdelegatus *von Dohm.* 1790. Von dem merkwürdigen kammergerichtlichen Urthel in dieſer Sache, welches unter dem 17ten Febr. 1791 ergangen, und den darauf erfolgten Ereigniſſen will der Herausg. in dem folgenden Bande Nachricht ertheilen. 20) *Bemerkungen über die Nürnbergiſche Staats- und Steuerverfaſſung, nebſt einer Nachricht von den innerlichen Zwiſtigkeiten dieſer Stadt.* 21) *Eine Austrägalcommiſſion im Kempten.* Unterm 12ten Febr. 1788 erkannte der Reichshofrath in den Streitigkeiten der Reichsſtadt Kempten gegen das Hochſtift Kempten, auf Bitte der Stadt einer Austrägalcommiſſion auf Conſtanz und Wirtemberg, die auch wirklich ausrückte. 22) *Reichſtadt Hamburgiſche Verordnung, das ſchärfere Verbot der Werbungen arbeitsfähiger junger Leute zur Bevölkerung entfernter Pflanzſtädte betreffend.* 23) *Nördlingen gegen den Hn. Fürſten zu Oettingen-Oettingen und Oettingen Wallenſtein, eine widerrechtlich angelegte Fruchtſperre und reichsconſtitutionswidrige Abſtrickung der freyen Getreidezufuhr in die Reichsſtadt Nördlingen und deren Schranne betreffend.* 24) *Kurzer Auszug aus der Wahl- und Regimentsordnung der Reichsſtadt Iſni vom 12ten May* 1729. 25) *Ueber das Verhältniſs zwiſchen Magiſtrat und Bürgerſchaft in Reichsſtädten.* Ein Auszug aus einer im Jahr 1779 zu Göttingen unter dem Titel: *De nexus inter magiſtratum ac cives civitatum imperii fundamento ac effectu* erſchienenen Streitſchrift. 26) *Noch etwas über Augsburgs Verfaſſung.* Aus *Normanns* oben angezogenem Werke. 27) *Ueber Oligarchendruck in Worms. Ein merkwürdiges Actenſtück fürs Archiv der reichsſtädtiſchen Oligarchie überhaupt, zur Beherzigung der Patrioten.* Frankfurt und Leipzig. 1787. Iſt ein Auszug aus einer Druckſchrift, die in Sachen der Bürgerſchaft zu Worms gegen das Collegium der Dreyzehner bey Reichshofrath übergeben worden iſt. (ſ. A. L. Z. 1788. Nr. 176b.) 28) *Auszug aus der Stadt Weiſſenburg am Nordgau Statuten und Ordnung.* Gedruckt durch Carl Meyer 1739. 29) *Das Ulmiſche rothe Buch.* Unter dem rothen Buche verſteht man das älteſte Ulmiſche Geſetzbuch, welches Verordnungen aus dem 14ten und 15ten Jahrhundert enthält, und deswegen jenen Namen führt, weil die Geſetze und Verordnungen mit rothen Anfangsbuchſtaben geſchrieben ſind. Hier ſind einige Stellen daraus abgedruckt. — Die vorſtehende Inhaltsanzeige zeigt, daſs die reine Ausbeute für nähere Kenntniſs der reichsſtädtiſchen Verfaſſung aus dieſen drey erſten Bänden zwar noch nicht ſehr erheblich iſt; allein der Fleiſs des Herausg. läſst für die Zukunft mehr Zuwachs hoffen, wozu wir ihm alle Unterſtützung aufrichtig wünſchen.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

JENA, in d. akad. Buchh.: *De morbo Gallico ſcriptores medici et hiſtorici partim inediti partim rari et notationibus aucti. Accedunt morbi Gallici origines Maranicae.* Collegit, edidit, gloſſario et indice auxit D. *Ch. Gothfr. Gruner.* 1793. LIV und 624 S. 8.

Es war vielleicht nur dem deutſchen Fleiſse, und in Deutſchland nur wenigen Gelehrten, auſser Hn. *Gruner*, möglich, uns die Urkunden über eine der fürchterlichſten Geiſseln des Menſchengeſchlechts mit der Vollſtändigkeit und Genauigkeit zu liefern, als es nun von dieſem unermüdeten Manne, ſowohl in dem Supplement zum Luiſini (Jena, 1789. ſ. A. L. Z. 1790. N. 322.), als in dieſer Sammlung, geſchehen iſt. Bekanntlich gaben, nach Aſtruc und Sanchez, zwey würdige Gelehrte, Hr. Hensler, deſſen Unterſuchungen ſowohl über die Luſtſeuche, als über den Ausſatz mit einer muſterhaften Ge-

nauigkeit angeſtellt ſind, und Hr. Girtanner der Frage über die Entſtehung der Luſtſeuche ein neues Intereſſe; man ſuchte neue Quellen und Urkunden auf; man bezog ſich auf ſie, und da allen, die ſich bey dieſem Streit intereſſirten, es wichtig ſeyn muſste, die Beweiſe, auf die man ſich bezog, ſelbſt zu prüfen, ſo verdient gewiſs Hr. Gruner allen Dank, dafs er alles ſammelte, was er von dieſer Krankheit auffinden konnte. Er hat über 300 Bände von Werken der Dichter, Geſchichtſchreiber und Aerzte jener Zeiten ſelbſt geleſen; er hat überall, und nicht bloſs in Deutſchland, ſeine Netze ausgeſtellt, und die Ausbeute war wohl ſehr reichlich, wie dieſe Sammlung einleuchtend beweiſt, aber doch nicht ſo, dafs man behaupten könnte, die Sammlung der Urkunden ſey nun vollſtändig und geſchloſſen; denn es fehlen noch 9 Schriften von dem Zeitpunkt des Ausbruches der Seuche an, bis 1589. Er hat dieſe Schriften in der Vorrede verzeichnet, und es iſt zu wünſchen, dafs auch dieſe noch in ſeine Netze fallen mögen. Vielleicht liegt ein Theil derſelben, und noch manches ganz unbekannte in der vaticaniſchen Bibliothek, deren Schätze von Handſchriften und gedruckten Schriften der Aerzte aus dem Mittelalter noch wenig, oder eigentlich gar nicht bekannt ſind.

Von der Sammlung ſelbſt ſteht eine gelehrte Abhandlung des Hn. G. *Morbi Gallici origines Maranicae.* Seine Meynung von Entſtehung der Luſtſeuche iſt aus dem Aphrodiſiacus, und aus mehrern Aufſätzen im Almanach für Aerzte ſchon bekannt. Hier hat er die Gründe für dieſelbe wieder zuſammengeſtellt, und mit einem Aufwand von Gelehrſamkeit erlautert. Er glaubt, die Luſtſeuche rühre bloſs von den aus Spanien vertriebenen Marannen her, in ſo fern ſie von fleiſchlicher Vermiſchung abhangt; das epidemiſche Fieber aber, unter dem ſie ſich zeigte, habe von der Peſt hergerührt, die zu jener Zeit, vom Jahr 1400 bis zu Ende des Jahrhunderts in Italien herrſchte, im Anfange des 15ten Jahrhunderts aber nachliefs. Zu dieſer Zeit ſey auch die Luſtſeuche ſeltener mit Fieber verbunden geweſen, und langwieriger geworden. Die Schriften und Excerpte über die Luſtſeuche, die in dieſer Sammlung enthalten ſind, betragen an der Zahl 27. Manche darunter ſind klein, aber doch wichtig, z. B. ein Nürnbergiſches Geſetz, die Franzoſen betreffend, von 1496, ein Auszug aus dem Stiftungsbrief des Nürnbergiſchen Zwölfbrüderhauſes, von 1710. Andere aber ſind groſs und weitläuftig, und darunter verdient das Werk des *Julianus Tanus de Saphati* die gröſste Aufmerkſamkeit. Es iſt dem Pabſt Leo X zugeſchrieben, und zu Anfang des XVI Jahrhunderts verfaſst worden. Es befindet ſich als Manuſcript in der Laurentianiſchen Bibliothek zu Florenz, und Hr. Foſſi, Secretair der Akademie der Wiſſenſchaften zu Florenz, gab Hn. G. die erſte Nachricht davon. Das Werk ſelbſt iſt ſehr weitläuftig, voll von Lehrſätzen des Ariſtoteles und Galenus, wie ſie von den Arabern in das Abendland übergingen, und zugleich voll von Excerpten aus den Arabern und Arabiſten, die Aerate für die Geſchichte der Krankheit und deren Heilung aus dieſem mehr als 200 Seiten einnehmenden Buche iſt freylich ſehr gering; indeſſen verdient doch Hr. G. Dank, dafs er dieſe bisher völlig unbekannte Urkunde durch den Druck bekannt gemacht hat, aus der man wenigſtens ſieht, dafs der Vf. von der Krankheit keiner andern Meynung war, als ſeine Zeitgenoſſen, und dafs er dem Queckſilber, als Salbe gebraucht, groſse Heilkräfte wider die Pocken und Blattern von dieſer Krankheit zuſchrieb. Die übrigen Stellen ſind aus *Antonius Codrus, Jacobus Unreſtus Wilibald Pirkheimer, Auguſtinus Niphus*, deſſen Büchlein *de morbo Gallico* den Johannes Paſcal zum Verfaſſer hat, *Hieronymus Emſer, Philippus Beroaldus, Leonardus Giachinus, Janus Cornarius, Thomas Rangonus, Jo. Ant. Roverellus*, der ein Büchlein herausgegeben hat: *Liber de morbo quodam Paturſa affectu tractatus* 1537. 8., in welchem er Almenars Buch *de morbo Gallico* mit Weglaſſung der Vorrede wörtlich abgeſchrieben hat. Ein eigener praktiſcher Theil iſt indeſſen vom Roverelli, und Hr. G. hat nicht allein das Werk des Almenar, welches ſich Roverelli zueignete, ſondern auch den dem Roverelli eigenen Theil von S. 310. hier abdrucken laſſen. *Remachi Fuchſii morbi Hiſpanici curandi per ligni Indici decoctum exquiſitiſſima methodus*, Paris, 1541. iſt völlig abgedruckt. Dann folgen Stellen aus *Aloiſ. Mundellae epiſt. medic.*, die Krankheit betreffend, aus *Ant. Fumanelli epigrib.* aus *Hieronym. Cardanus, Hercules Bonacoſſus, Bernardinus Corius, Joannes Langius, Joach. Curaeus, Jo. Heſſus, Thomas Eraſtus, Achilles Pirminius Gaſſarus, Jo. Crato a Kraftheim.* Von der Schrift des *Thomas Jordanus, luis novae in Maravia exortae deſcriptio*, Frankfurt, 1580. iſt der gröſste Theil abgedruckt. Ein recht gutes Gloſſarium zum beſſern Verſtändniſs der arabiſchen und arabiſtiſchen Wörter iſt angefügt.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. Ohne Druckort: *Freymüthige Erklärung eines Deutſchen, über zwey herrſchende Misbräuche.* 1792. 1 B. 8. Dafs die Geiſtlichen in gewiſſen Gegenden Deutſchlands nicht nur die öffentlichen Schenkhäuſer beſuchen, ſondern auch ihre eigenen Wohnungen in ſolche Häuſer verwandeln, wird hier mit Kraft und Laune gerügt. Stellen aus Synoden und Kirchenverſammlungen nehmen dabey nicht weniger als drey Seiten ein. Es mufste wohl dieſes für nothwendig halten, wenn ſeine Aufforderung in jenen Gegenden, wo die er ſchrieb, von Wirkſamkeit ſeyn ſollte, auſserdem möchte man wohl darin einen Beweis finden, dafs auch in einer Schrift von zehn Bogen langweilige Weitſchweifigkeit herrſchen kann.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 14. August 1794.

OEKONOMIE.

STUTTGART, b. C. Fr. Cotta: *Encyklopedie der Forstwissenschaft, oder Sammlung der beym Forstwesen vieljährig erprobten Bemerkungen, Vortheile.....* von *Joh. Albrecht Mayer*, Hohenl. Neustein. Rath, und Stadtvogt d. Aemt. Forchtenb. u. Niedernhall. 1ster Theil von A bis F. 1793. 8. S. 497. [Pr. 1 fl. 30 kr.]

In der Einleitung, versichert der Vf.: „er habe viele Reisen blos, um Forstkenntnisse zu sammeln, und zu berichtigen, angestellt; — habe 13 Jahre mit eisernem Fleiss Bemerkungen gesammelt, ein Register darüber geführt, und sey dadurch in den Stand gesetzt worden, über *alle* Fälle im Forstwesen ein gewisses *Ganzes* — ein Resultat, zu finden!“ — Solche Aeusserungen berechtigen zu grosen Erwartungen. Ob sie erfüllt werden dürften, wollen wir noch nicht entscheiden. Das erste Fragment des Ganzen; das gegenwärtig vor uns liegt, erstreckt sich noch nicht weit genug dazu. Aber, dass uns viele Rubriken in dieser Inventur von A bis F nicht gehörig ausgearbeitet, und viele dagegen mit unnützen Weitläuftigkeiten, und Gemeinsprüchen überladen scheinen, können wir doch jetzt schon nicht bergen. In einem Buche, das den Umfang, wie das vorliegende ist, haben soll, muss der Raum nach Möglichkeit gespart werden, um gedrängte Nachrichten aufnehmen zu können, und Voluminosität zu vermeiden. Mehrere Blätter in der *Einleitung* enthalten Declamationen, die einen guten Staatsdiener schildern und dessen Belohnung anempfehlen sollen; und in dem Buche selbst kommen gar viele moralische und politische Definitionen vor, z. B. *Accord*, accordiren bedeutet überhaupt die Uebereinstimmung der Willensmeynung zu einem und eben demselbigen. — *Alles*; unter dieser Rubrik heisst es: „*Alles* was ist, besteht aus zweyerley „Grundeigenschaften: es gehört unter die Zahl der Kör„per und hat was leeres an sich. Hievon hängt seine „Beweglichkeit, seine Bestandtheit ab.“ — — *Aufwand* — ist der Gebrauch seiner Kräfte um einen grösern Vortheil, als die aufgewandten Kräfte sind, dadurch zu erlangen. — *Bestrafung* — heisst so viel, als eine freundschaftliche Erinnerung, wegen einer nicht rechtlichen Handlung. Die Definitionen, welche unter den Rubriken: Bedingung; Betrug; Capital; Credit; Echo; Ehre Eigennutz; Fleiss; Furcht u. s. f. vorkommen, sind (fast alle) weder genau, noch zweckmäsig in einem Buche dieser Art angebracht.

Ferner nehmen mehrere eingerückte Urthels-Sprüche, und *wörtlich* mitgetheilte kammergerichtliche Bescheide öfters halbe und ganze Seiten ein. Diese Inserate scheinen uns sehr zweckwidrig.

Noch einen grösern Anstoss aber, welcher der Forstwissenschaft eigentlich angeht, veranlassen die unbestimmten Angaben der Längen- und Flächenmasse indem nemlich in unzähligen Stellen von Schuh und Zollen geredet, und nirgends (so viel Rec. hat ersehen können) gesagt wird, ob rheinländisches oder ein anderes Maas dabey zu verstehen sey. Unter dem Artikel: *Ausklaftern*, kommen allein die Worte vor: „Eine Klafter wird zu 6 Nürnberger Fuss gerechnet.“ Diese Angabe ist sehr wenig belehrend, da der Vf. an dieser Stelle von körperlichem Inhalt redet, und dabey allemahl drey Dimensionen anzugeben sind. Von Schuh, und Zoll und Morgengröse hätte namentlich unter den Rubricken: Ackermessen, Anschlagen, und Anpflanzen, genaue Bestimmung gegeben werden sollen. —

Der Vf. bringt einige Belehrungen über Rechnung in Forstsachen bey, und zeigt in Beyspielen, wie er sich dabey benehme; die Vortheile geübter Arithmetiker. und Geometer, nach der heutigen Cultur scheint er aber nicht zu kennen. — Unter der Rubrik, *Decimalbruch* heisst es: — das sey ein Beywort aus dem lateinischen, so nur in *einigen* Zusammensetzungen in der Rechenkunst und Geometrie gebraucht wird! — Dass *Buchstaben-Formeln* existiren, welche in den besten forstwissenschaftlichen Büchern der letzten Jahrzehnden vorkommen, und dass damit bey sehr wichtigen Fragen allerdings viel ausgerichtet wird, davon erfährt der Leser dieses Buchs blos auf einer einzigen Seite (25) etwas, das sehr wenig bedeutet, und die Vortheile nicht ahnden lässt, welche bey wichtigern Untersuchungen von einem *Oppel*, *Hennert*, *Burgsdorf*, *Dezel*, und andern, der Aufmerksamkeit aller Forstliebhaber empfohlen sind. — Allzu wenig ausgeführt, und mit Eile bearbeitet scheinen uns die Artikel: *Abart*; *Aberglaube*; (wo es sich wohl der Mühe verlohnt hätte, eine Reihe verderblicher Einbildungen, welchen Förster gewöhnlich nachhängen, mit aufmerksamen Fleiss gesammelt, aufzustellen.) Ferner: *Ablegen*, *Absenken* — *Abstehreiten*; *Adamsapfel*; *Adamserde*; *Ameise*; *Anpflanzen*; *Auslichten*; *Baumrinde*; *Buschholz*; *Eichellesen*; (Die Behauptung, hiebey vorkommt, „Wer die Eichela „lesen dürfe, dürfe auch die Schweine dahin treiben!“ leitet viele Einschränkungen, und sollte nie als ein allgemeines Gesetz ausgesprochen werden.) Unter D vermisst man die Artikel: *Dauben* und *Daubenhauer*; auch unter F die über *Fass*; (auch unter B *Böttcher*.) Ferner kommt unter *Föhre* oder *Forle* gar nichts vor, als eine Verweisung auf *Fichte*; und unter diesem Artikel sucht man vergebens nach näheren Bestimmungen und

Unterſcheidungen des Forlen und Fichtenholzes. Die Rubrik: *Flügel des Stammes* fehlt ganz; die zwey Zeilen unter dem Artikel *Flirgen*, die davon Erwähnung thun, leiſten natürlich kein Genüge. *Flöz* iſt vielleicht auf *Flora* verſpart. *Forſtuhr* iſt ſehr flüchtich behandelt, und gibt gar unzureichende Belehrung.

Dieſer angezeigten Gebrechen ungeachtet, hat das Buch dennoch nicht unbedeutenden Werth. Die Schreibart iſt flieſsend, deutlich, und meiſtens modern und correct, es enthält viele recht gute Bemerkungen und geprüfte Erfahrungen, zeigt auch von Lectüre und Bekanntſchaft des Vf. in bewährten Forſtbüchern. Seine Bemühung, phyſikaliſche Kenntniſſe zu verbreiten, und Forſtliebhabern (noch mehr aber Förſtern, die Bildung ſuchen) öfters Grund und Urſache vieler Erſcheinungen im Wald zu erklären, welche gewöhnlich keiner Erklärung werth geachtet werden, iſt vorzüglich lobenswerth. Die Artikel: *Anziehen; Blatt; Baum; Befruchten; Berg; Beſchneiden; Blitz; Blume; Clima; Faſern Feuer; Froſt; Frucht* mit Zugehör... verdienen, wie uns dünkt, vorzügliche Aufmerkſamkeit und Beyfall. Auch iſt es gut zu heiſſen, daſs der Vf. ſich nicht ſcheut, hier und da Provinzial-Ausdrücke in Forſtſachen zu Artikeln oder Rubriken zu machen. In einem Sachwörterbuch, wie das vorliegende iſt, ſcheint dieſe Freyheit zweckmäſsig, manchmal ſchlechterdings nothwendig zu ſeyn; freylich muſs man ſich derſelben mit Beurtheilung und Klugheit bedienen, und nicht gar *alle* terminologiſche Einfälle aufnehmen. Der Vf. hat dabey mit Vorſicht gehandelt; und wir wünſchten bloſs, daſs er öfters die Provinzen Deutſchlands genannt hätte, in welchen einzelne Benennungen bekannt ſind, oder andern weichen. —

Laſſe es ſich der Vf. gefallen, bey Fortſetzung ſeines Werkes cultivirte Kenner in Forſtſachen zu berathen, und ihre Erinnerungen bey einzelnen Artikeln anzunehmen, auch durch Nachträge Ergänzungen beyzubringen, ſo kann ſein Buch ein ſehr intereſſantes Werk werden. Unſere Rüge der angezeigten Mängel hat gar nicht die Abſicht, den Vf. bey dem Publikum verdächtig zu machen, oder kaufluſtige abzuſchrecken. Im ganzen verdient er immer für ſeine Bemühung Achtung und Dank.

München, b. Lindauer: *Ueber Forſttaxirung und Ausmittlung des jährlichen nachhaltigen Ertrags zum Gebrauch oberdeutſcher Taxatoren, Geometer, und Förſter.* Mit 1 illumin. Forſtkarte, und 2 Tab. 1793. 8. S. 123. [Preis 30 kr.]

Auf einem Zueignungs-Blatt nennt ſich als Verfaſſer Hr. Prof. *G. A. Dazel.* In der Vorrede gibt derſelbe die Abſicht dieſer Schrift zu erkennen; ſie iſt: „die „preuſsiſche Methode, zu taxiren, iſt deutſchen Provinzen, wohin ſie noch nicht gelangt in, vielleicht auch „nimmer gelangen würde, zum Nutzen deutſcher Fürſten und Völker bekannter zu machen, und das Geheimniſs aufzudecken, was einige oberdeutſche Forſtbediente aus derſelben machen wollen.“ — Hierauf erklärt ſich derſelbe umſtändlich über die Freyheit, die er ſich in dem Buche genommen, hie und da algebraiſche Formeln einzumengen, und ſucht die Vorurtheile der ſogenannten Praktiker zu widerlegen. Rec. denkt im Ganzen eben ſo, wie der Vf.; aber er kann ſich doch nicht überzeugen, daſs es räthlich ſey in Schriften, welche, wie die vorliegende, Aufklärung unter viele Forſtliebhaber verſchiedener Gattung verbreiten ſollen, algebraiſche Formeln ohne Erläuterung hinzuſtellen, wie der Vf. bey wichtigen Veranlaſſungen S. 35. in Beziehung auf den jährlichen Holz-Zuwachs, S. 111. bey der Angabe, wie der zukünftige Holzbeſtand auf den gegenwärtigen zu reduciren ſey; und S. 113. über den jährlichen Ertrag und die Dauer des Hiebes, dieſes gewagt hat. Alle Vorerkenntniſſe der dabey angebrachten Formeln laſſen ſich freylich ohne mehrere Bogen damit zu füllen, nicht aus einander ſetzen; aber die Anzeige *einiger* Wege, auf denen der Verſtand zu ſolchen Gleichungen gelangt, ſollte doch niemals umgangen werden. Der Vf. hat ſogar ſelbſt *alle* Citationen auf beſtimmte Bücher, in welchen die Beweiſe der vorgebrachten Formeln zu finden ſeyen, vermieden. — — Das Buch ſelbſt iſt von reichhaltigem Inhalt, und wir wünſchten, daſs es in die Hände vieler Forſttaxatoren käme; die meiſten aber würden dabey wohl mehr, als nur eine Stunde zu ſtudiren haben? zur flüchtigen Lectüre iſt es nicht geſchrieben. Um Verlangen darnach zu erregen, zeichnen wir nur folgendes in Kürze daraus aus. Auf den erſten Blättern wird gehandelt: Von allmälicher Entwicklung der Methode zu taxiren, von Eintheilungen des Holzes nach verſchiedenen Beziehungen. Darauf über die fehlerhafte Taxirungsart älterer Förſter. Erforderniſſe eines Probeſchlags und Probemorgens nach verſchiedenen Claſſen des Holzes in 12 Fällen. Ueber *drey* Methoden, den Holzbeſtand in einem Probeſchlage zu ſchätzen. Verfahren in Zahlung der Bäume darauf. Berechnung auf Cubikfuſs und Klafter, bey hochſtammigen Buchen ins beſondere. Ueber die Verhältniſs von Stammklaftern zu Scheiterklaftern; über die Schätzung des Prügelholzes, — Verfahren, wenn Probemorgen beſondrer Gattung in aufzunehmenden Schlägen fehlen. Weiter folgen: (kurze) Bemerkungen über den Betrieb des Holzes auf Stammholz, und dann auf Schlagholz. Ueber Beſtimmung der Umtriebszeit. Über das Problem: „Die Zeit zu finden, „in der Holz gewiſſer Gattung eine gewiſſe Länge und „Stärke erreicht?“ — Ueber *Jahresringe*, und deren genaue Erforſchung. Ueber das Problem: „Die Zeit des ſtärkſten Wachsthums zu finden, welches einem Stammholz bey ſeiner Art und ſeinem Boden zukommt? — Ueber Rückſichten auf Vieh-Weiden (der Vf. ſchreibt *Weidenſchaft*) und Hägung. Hierauf handelt der Vf. von Vermeſſung der Forſte, Anfertigung dienlicher Forſtkarten, deren Zeichnung und Colorirung. Endlich von Beſichtigungen zur Taxirung ſelbſt; von den einzelnen Pflichten des Förſters, des Geometers und des Taxators; und von der Ordnung in Entwerfung der Plane zur Taxirung. Beyſpiele wirklicher Taxirungen gehen bis zum Schluſs. Der Vf. iſt im weſentlichen des Hn. Forſtraths *Hennert* Methode gefolgt; aber man ſieht faſt durchgehends, daſs er ſelbſt

ge-

gedacht, und vieles nach eigner Art ausgeführt hat. Es wäre zu wünschen, dieſes ſolide Buch wäre in Sphen abgetheilt, und hätte ein Regiſter.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Von folgenden Büchern ſind neue Auflagen erſchienen:

Leipzig, b. d. Dyckiſchen Buchhandl.: Der liebreiche Ehemann, oder der Schein betrügt, ein Luſtſpiel in 5 Aufzügen, von *J. Ch. Brandes*. 3te Aufl. 1790. 126 S. 8.

London, b. Richardſon: Travels during the Years 1787, 1788. & 1789; undertaken more particularly with a view of ascertaining the Cultivation, Wealth, Resources and national Prosperity of the Kingdom of France. By *Arthur Young*, Eſq. F. R. S. The second Edition. 1794. 1 Vol. 619 S. 2 Vol. 336 S. 4. (2 L. 5 Sh.)

Ulm, in d. Wohlerſchen Buchhandl.: Der allerleichteſte und allezeit fertige Hausrechner — mit beygefügten Tabellen für Zins, Liedlohn, Frucht, Wein, Gewicht. 2te Aufl. 1794. 184 S. 8.

Leipzig, b. Heinſius d. J.: *J. C. May* Verſuch einer allgemeinen Einleitung in die Handlungswiſſenſchaft theoretiſch und praktiſch abgehandelt. Neue Auflage. 1 Th. 1793. 406 S. 2 Th. 414 S. 8. (2 Rthlr.)

Ebend., b. Fritſch: *J. G. Heineccii* fundamenta ſtili cultioris, cum animadverſionibus, emendationibus, additamentis et praefatione *J. M. Gesneri*, edidit *J. N. Niclas*. Editio nova. 1790. 534 S. 8. (16 gr.)

Frankfurt a. Mayn, in d. Andreäiſchen Buchhandl.: Geſchichte Peter Clauſens, von Ad. Freyh. von *Knigge*. 2te Aufl. 1 Th. 238 S. 2 Th. 230 S. 3 Th. 220 S. 1794. 8. (2 Rthlr.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Litteraturgeſchichte. *Bayreuth*, mit Hagenſchen Schriften: *Lebensumſtände* — Herrn *Philipp Ernſt Spieſs*, Königl. Preuſsiſ. wirkl. Regierungsrath zu Bayreuth, vorderſten geheimen Archivarius des Plaſſenburgiſchen Archivs — von ihm eigenhändig verfaſst. Bey ſeiner Beerdigung am 8 März 1794. abgeleſen und — nebſt der dabey gehaltenen Standrede zum Druck befördert. 1794. 30 S. 4. Verdiente es je ein Gelehrter, daſs ihm ein ſeiner würdiges Denkmal errichtet würde, ſo wäre dieſes gewiſs der vor kurzen verſtorbene *Spieſs* — ein Mann, der ſich eben ſo ſehr durch ſeine gelehrten Kenntniſſe, durch ſeine, in einem Fache, wo nur wenige zu Hauſe, die wenigſten aber zu glänzen im Stande ſind, bewieſene Thätigkeit, als durch ſeine erprobte Rechtſchaffenheit, auf das ruhmvolleſte ausgezeichnet hat. Die gegenwärtige kleine Schrift mag indeſſen die Stelle eines ſolchen Denkmals vertreten, das uns um ſo viel willkommener ſeyn muſs, da die wichtigſten Lebensumſtände des ſeel. Mannes, meiſtens mit ſeinen eigenen Worten darin angeführet worden ſind. Derſelbe hatte nehmlich einen eigenhändigen Aufſatz, welcher die merkwürdigſten Veränderungen ſeines Lebens enthielte, hinterlaſſen, mit der beygefügten Verordnung, daſs derſelbe bey ſeiner Beerdigung öffentlich abgeleſen werden ſollte. Dieſer Verordnung gemäſs hat Hr. Conſiſtorialrath *Kapp* zu *Bayreuth* denſelben mit ſeiner, bey dem Grabe des Verewigten gehaltenen Standrede ſolchergeſtalt zu verweben geſucht, daſs dadurch dem Verlangen deſſelben das vollſtändigſte Genügen geleiſtet wurde; und dieſe *Standrede* iſt nun in der vor uns liegenden Schrift mitgetheilt. Wir wollen hier die „wichtigſten Lebensumſtände des unvergeſslichen Mannes kürzlich mittheilen. Derſelbe wurde 1734. den 27 May zu *Ettenſtatt* im Anſpachiſchen, wo ſein Vater, *Johann Jacob Spieſs*, nachheriger Dechant und Stadtpfarrer zu *Leuterhauſen*, damals Pfarrer war, gebohren. Er bezog frühzeitig das Gymnaſium zu *Anſpach*, und brachte es, beſonders durch den gelehrten Rector *Geres* dahin, daſs er ſchon 1752. die Jenaiſche Academie beſuchen konnte. Die Rechtsgelehrſamkeit war zwar das eigentliche Studium, das er ſich erwählet hatte; doch legte er ſich ganz vorzüglich auf die Geſchichtskunde, und da er das Glück hatte in dem Hauſe des berühmten *Buder* zu wohnen, ſo war es ihm bey ſeinem Fleiſse etwas leichtes in dieſer Wiſſenſchaft die ſchnellſten Fortſchritte zu machen. Allein ſchon 1754 muſste er *Jena* wieder verlaſſen, und in ſein Vaterland zurücke kehren, wo ein, dem Anſehen nach, eben ſo ſonderbares, als unglückliches Schickſal ſeiner wartete, das aber die Vorſehung ſo zu lenken wuſste; daſs dadurch ſein künftiges Glück feſt gegründet werden ſollte. Da um eben dieſe Zeit die Vermählungsfeyerlichkeiten des Marggrafen *Carl Friedrich Wilhelms* zu *Anſpach* vollzogen wurden, erhielt er die Erlaubniſs dieſelben mit anſehen zu dürfen. Seine ungewöhnliche Gröſse, fiel dem Marggrafen in die Augen; *Spieſs* wurde daher ſogleich durch einen Officier in das Reſidenzſchloſs abgeholt, und daſelbſt in Angeſicht des ganzen zahlreichen Hofs — zwar unter vielen Verſicherungen vorzüglicher Gnade — doch *ganz wider ſeinen Willen gezwungen, Militairdienſte anzunehmen.* Und ſo war der wackere Mann zu Ende des J. 1754. Cadet unter der, aus lauter Leuten von bewundrungswürdiger Gröſse beſtehenden Leibcompagnie des Marggrafen, der damals zu Günzenhauſen reſidirte. Nach deſſen frühzeitig erfolgten Tode wurde er 1758. Fähndrich und 1762 Unterlieutenant. Es iſt leicht zu erachten, daſs ſich ein Mann, wie *Spieſs* war, groſsen Zwang anthun müſste, um ſich durch Widerſtreben nicht noch gröſsere Unannehmlichkeiten auszuſetzen. Indeſſen konnte doch durch ein ſo gewaltſames Verfahren, das Feuer, das in der Seele deſſelben brannte, nicht getilget werden — und war etwas, das denſelben einigermaſſen ſchadlos hielte; ſo war es die Erlaubniſs die, man ihm ertheilte, das fürſtliche geheime Archiv und die Bibliothek in Anſpach zu benutzen. Hier war er auch an der rechten Quelle, aus welcher er reichlich ſchöpfen und ſeine Kenntniſſe im Staats- Lehen- und deutſchen Rechte, vorzüglich aber in der allgemeinen ſowohl als in der vaterländiſchen Geſchichte erweitern konnte. Endlich erſchien mit der 1769 erfolgten Vereinigung der beyden Fürſtenthümer Bayreuth und Anſpach auch ſeine Erlöſungsſtunde: *Spieſs* wurde von dem geheimen Miniſterium zur Einrichtung des älteſten geheimen Archives zu Plaſſenburg, ohne ſein Wiſſen und Verlangen vorgeſchlagen, und darauf von dem Marggrafen *Alexander* zum Hof und Regierungsrath und erſten geheimen Archivar zu gedachtem *Plaſſenburg* ernannt. Nun war er an der Stelle, wo er ſich als den Mann, der er wirklich war, legitimiren konnte. Er that dieſes auch mit raſtloſem Eifer, bis an das, in dieſem Jahre am 5 März erfolgte Ende ſeines Lebens. Die Achtung die er ſich bey ſo vielen wahren Gelehrten in und auſserhalb Deutſchland, das ihn beſonders als allgemeinen Lehrer der Diplomatik verehrte, zu erwerben gewuſst hatte, war ſeinen unverkennbaren Verdienſten ganz angemeſſen; und wenn ihn auch die Groſsen ihrer Aufmerkſamkeit würdigten und ihm Beweiſe von ihrer Gewogenheit gaben, ſo gereichte ihnen dieſes ſelbſt eben ſo ſehr zu Ehre, als ihm. Ganz vorzüglich ſchätzte ihn der gegenwärtige vortrefliche Abt des fürſtlichen Reichsſtifts zu *St. Ble-*

ſien im Schwarzwald, bey dem er noch im vorigen Jahre, und da ſeine Geſundheitsumſtände, bereits nicht mehr die beſten waren, auf Verlangen deſſelben einen Beſuch abſtattete. Dieſer würdige Prälat liefs ſogar während der langwierigen Krankheit deſſelben in dem daſigen Kloſter für ſeine Wiedergeneſung Betſtunden halten. Das beygefügte vollſtändige Schriftenverzeichniſs des ſeel. Mannes gibt dieſer kleinen Schrift allerdings einen erhöheten Werth, welche auch wegen der in dem hinterlaſſenen ſchriftlichen Aufſatze des Verewigten geäuſſerten, ungemein rührenden religiöſen Geſinnungen geleſen zu werden verdient.

Erlangen, gedr. b. Hilpert: *De vita, ſcriptis et ſyſtemate mystico Sebaſtiani Franci* Diſſerit *Samuel Theophilus Wald*, Vratislaviensis Philoſoph. Doctor Theolog. Baccalaureus Graecarum litterarum in Univerſitate Regiomontana ordinarius Profeſſor etc. MDCCLXXXXIII. 628. 4. Auſſer dem eben angezeigten Titel fand Rec. in dem ihm zu Handen gekommenen Exemplar, noch einen zweyten Titel dar ihn belehrte, dafs dieſe Schrift von dem Vf. der theologiſchen Facultät zu *Erlangen pro ſummis in theologia honoribus rite obtinendis* übergeben worden ſey. Dieſer Umſtand machte ihn noch aufmerkſamer auf dieſelbe, als er es ſchon vorher, des Gegenſtandes wegen geweſen war, weil er mit Recht erwarten zu können glaubte, in einer, würdigen Männern, bey *Erlangung der höchſten Würde in der Gottgelahrtheit* vorgelegten Probeſchrift, etwas, wo nicht ganz vollendetes, doch wenigſtens etwas erträgliches, anzutreffen. Allein er fand ſich leider ſehr getäuſcht. Schon die an der Spitze ſtehenden Quellen, aus denen der Hr. Vf. geſchöpfet zu haben, *ſcheinen will*, machten ihn gegen das daraus hergeleitete argwöhniſch, zumal da er eine der *neueſten* und *beſten* vermiſste. Sollte auch Hn. W. die, in Herrn Pr. *Waldau's Neuen Beytr. zur Geſchichte Nürnbergs* 2 *B. S.* 129. *u. f.* befindliche Nachricht von ſeinem Helden unbekannt geblieben ſeyn: ſo hätte ihm doch das, was Herr *Adelung* in der *Geſchichte der menſchlichen Narrheit* Th. 2. S. 11. u. f. von dem Leben; Meynungen und Schriften dieſes ſonderbaren Mannes eben ſo gründlich, als ausführlich geſagt hat, nicht verborgen bleiben ſollen. Es iſt wahr, dafs man, was die eigentliche Lebensgeſchichte deſſelben betrifft, nur weniges mit Gewiſsheit zu ſagen weifs. Da aber auch nur dieſes wenige gröſstentheils aus ſeinen Schriften genommen werden muſs; ſo würde ihn ſchon das ungleich vollſtändigere und richtigere Schriftenverzeichniſs von *Adelung* ſicher ſehr wohl zu ſtatten gekommen ſeyn. Gleich die erſten Schriften die Hr. *Adelung* anführt, und die Hn. W. ganz unbekannt geblieben ſind, würden ihn Gelegenheit geben haben, ſeine Leſer zu belehren, dafs *Nürnberg* der erſte Ort geweſen ſey, wo *Sebaſtian Frank* als Schriftſteller, auftrat. Hier war es, wo er *Althamers* Diallage, unter dem Titel *Vereynigung, der ſtreitigen Sprüche in der Schrift* verteutſchte und 1528. 8. drucken liefs. (Rec. beſitzt davon das 1527. bey *Friedr. Peypus in Nürnberg* gedruckte Original. *Althamer* war damahls noch Pfarrer auf dem Lande und zwar zu *Eltersdorf*. Die Dedication iſt datirt *E rure*, und ſomit iſt aufgeklärt, was in der Frankiſchen Ueberſetzung das — *vom Feld* — bedeuten ſoll.) Im J. 1529. erſchien: *Klagbrief oder Supplication der armen dürſtigen in Engelland, an den König daſelbſt geſtellet, widder die reychen geiſtlichen betlet.* *Frank* will dieſe Schrift, in welcher das Unweſen der Cleriſey auf die fürchterlichſte Art geſchildert wird, aus dem lateiniſchen überſetzt haben. Die Dedication der Schrift von *der Trunkenheit* iſt datirt: *Juſtenfelden. Anno dominſ. M. D. XXXI.* Man hat darüber geſtritten, ob dieſes *Juſtenfelden*, das im Nürnbergiſchen gelegene Pfarrdorf *Guſtenfelden* ſey." Rec. glaubt dieſe Frage bejahen zu dürfen, ungeachtet er es eben nicht für nöthig hält, anzunehmen, dafs *Frank* daſelbſt *Pfarrer* geweſen ſey. Noch iſt in dieſem J. 1531. zu *Nürnberg* eine, auch Hn. *Adelung* unbekannt gebliebene Frankiſche Schrift unter dem Titel: *Eine künſtlich höfliche Declamation und heftiger Wortzank dreyer Brüder vor Gerichten von Phil. Herculdo u. ſ. w.* in 4 gedruckt worden. Von allen dieſen Schriften wuſste Hr. *Wald* — nichts. Die erſte, die er anführet, iſt die Chronick (Cronica) *Abconterfayung vnd entwerffung der Turckey — Augſpurg* 1530. 4. Es iſt aber auch eine Nürnbergiſche Ausgabe von eben dieſem Jahre vorhanden, die Hr. W. nicht kannte, und von welcher die Augſpurgiſche nur ein Nachdruck iſt. Vermuthlich erſchien um dieſe Zeit auch die Frankiſche Ueberſetzung von dem *Eraſmiſchen Encomio Moriae* u. ſ. w. die Hr. W. ebenfalls übergangen hat. Von den angeführten gröſsern hiſtoriſchen Werken dieſes Mannes, hätte man doch wohl in einer Schrift, die denſelben ganz zum Gegenſtand hat, eine ausführlichere Inhaltsanzeige und Würdigung erwarten ſollen. Wie es aber möglich geweſen ſey, dafs Hr. *D. Wald* die *Chronica der Teutſchen* n. VII. mit folgenden Worten, *Chronicon Germanorum vel potius clauis poematis celeberrimi Theuerdanck de quo conf. Koeleri diſp. de Inclyto libro Theuerdanck. Altorf.* 1714. *p.* 15. — habe anzeigen können, iſt Rec. ganz unbegreiflich. Gerade die citirte Köhleriſche Diſputation, würde ihn, wenn er auch die Chronick ſelbſt nie zu Geſicht bekommen hätte, das Gegentheil von dem, was er ſo zuverſichtlich behauptete, gelehret haben. Schon das iſt äuſserſt lächerlich, dafs er die *Chronik* — ein Werk das CCCCII. foliirte Blätter füllet beträgt, mit dem *Clavis des Theurdanks* welcher im Original 8 Blätter, für ein und eben daſſelbe Werk hält. Aber auch das iſt falſch, dafs *Frank* dieſen Clavis in ſein Werk aufgenommen habe. Er ſelbſt ſagt es deutlich genug, wenn es auch der Augenſchein und eine angeſtellte Vergleichung nicht bewieſe, dafs er — *Die wunderbarlichen ſieg vnnd künnütigen helden thaten Maximiliani in dem Theurdank begriffen, ſummirt vnnd in einer ſumm obenhin angeregt habe.* — *Franks Sammlung der Sprüchwörter* — eines ſeiner nützlichſten und brauchbarſten Werke, hätte billig näher beſchrieben werden ſollen, zumal da dieſes, wie ſchon *Adelung* bemerkt hat, bisher noch von niemand geſchehen iſt. Gerne würde dieſes hier Rec. thun, wenn es der Raum geſtattete; doch will er nur dieſs berühren, dafs ſich dieſe Sammlung von dem vorhergegangnen ähnlichen Werke des *Agricola* merklich unterſcheidet, auch ungleich reichhaltiger iſt. Es beſtehet aus 2 Theilen, von denen der erſte 163. und der zweyte 211 Bl. ſtark iſt. Hr. W. gibt von der nemlichen *Egenolphiſchen* Ausgabe zweyerley Format, 8 und 4 an. Auch Hr. *Adelung* nimmt das Octavformat an. Allein das Werk iſt zuverläſsig in 4. gedruckt. Doch genug von *Franks* Schriften. Wir erinnern nur noch, dafs Hr. W. im 5ten Abſchnitt unter dem Titel *Placita* von S. 20—53. und alſo auf 4 Bogen einen Auszug aus *Franks* paradoxis geliefert, und dann im 6ten und letzten Abſchnitt das *Syſtem* dieſes Mannes zu beſtimmen geſucht habe. Unſere Meynung davon zu ſagen, iſt hier der Ort nicht. Wir ſetzen blos dieſes einzige hinzu, dafs *Frank* noch genauer ſtudiert werden müſſe, wenn man über ſein Syſtem ein richtiges Urtheil fällen wollte. — Und dazu will Rec. eine bisher ganz unbekannt gebliebene Schrift dieſes ſonderbaren Mannes, allen denen, die Luſt und Belieben haben, ihn näher kennen zu lernen, beſtens empfehlen. Sie iſt 1534. in 4 erſchienen und hat folgenden Titel: *Das Gott das ainig ain, vnd höchſtes gut, ſein almechtigs, wars, lebendigs wort, will, kunſt, geſatz, Sun, ſinn, Character, liecht, leben, Bild, Reich, arm, gayſt, kraft, hand, Chriſtus, der Newmenſch, vnd das weybt Som, neben der Schlangen ſomen, in aller menſchen herz ſey. Aber zur ſeligkait nit gnug, wir ſeyen dann auch Widerum in Got, Chriſto, vnnd ſeinem Reich, wie ſy in vnns. Item das wort, Chriſtus, der new menſch, werde dann in vnns wie empfunden vnd empfaungen, ahs geboren, gewiſst, geleſen, gebraucht, vnd angelegt. Zeugnuſs der hailigen ſchrifft, der Hayden, alten lerern vnd vattern zuſamengetragen durch Sebaſtian Franken von Word.* Eine der letzten Schriften, die bisher ebenfalls noch nicht bemerkt wurde, iſt: vom Glauben und Werken, Zeugknus der Schrift; Frankf. druckts Cyriack Jacob 1543. 8. Zum Beſchluſs führen wir noch einen bisher unbekannten aber zuverläſsigen Umſtand ſeiner Lebensgeſchichte an, die Verheurathung deſſelben mit einer *Ottilia Behaimin*, die er ſich 1528. den 17 Merz zu *Nürnberg* antrauen liefs.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 15. August 1794.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Lübeck u. Leipzig, b. Bohn: *Chrestomathia Hexaplaris* adornata a *Jo. Ge. Trendelenburg*; Gr. et OO. Litt. in Gymnasio Gedanensi P. P. O. et societ. germ. Elect. Manhem. Collega. 1794. 319. u. XXXVI. S. 8.

Sollte es auch unter dem ganzen Stand der Theologen, wie wir hoffen wollen, keinen geben, welcher den Namen Hexapla nicht gehört hätte; so ist doch gewiss mancher, der sich keinen anschaulichen, auch nur historischen Begriff von dieser Sammlung der ältesten Griech. Uebersetzungen des Alten Testaments verschafft hat. Und doch waren diese Versionen im kirchlichen und Privatgebrauch von so ausgebreitetem Einfluss auf Entstehung, Einkleidung und Ausbildung des Christenthums durch mehrere Jahrhunderte hin, dass nicht leicht die erste Geschichte eines einzigen christl. Dogma und seiner exegetischen Begründung ohne Kenntniss der Eigenheiten jener Uebersetzungen gründlich verstanden werden kann. Man baute damals bekanntlich auf das Alte Test. weit mehr von christl. Dogmatik, als späterhin. Und doch war fast niemals der hebr. Grundtext die Quelle, aus welcher man Beweisstellen jener Art borgte, sondern immer eine der griechischen Versionen, welche, selbst häufig untereinander gemischt, auch von der kirchlichen Uebersetzung der lateinischen Kirche die erste Quelle waren. Wer weiss es nicht, oder wer sollte es wenigstens nicht wissen, dass der Stoff zu dem ganzen Artikel von den messianischen Weissagungen und wenigstens die Hälfte der Materialien für den Artikel von der Gottheit des Messias in den ersten Jahrhunderten aus der alexandrinisch-griechischen Uebersetzung des A. T. hergenommen war und dass dann diese Version selbst, ohne Kenntniss der übrigen in den Hexaplen gesammelten, nicht genau zu beurtheilen ist.

Hr. *Tr.* bemerkt sehr richtig, dass die nöthigste Bekanntschaft mit so merkwürdigen exegetischen, kritischen und theologisch-historischen Quellen fürs erste durch ein kleines Lesebuch am besten verbreitet werden könnte, in welchem das Aeussere der Hexaplen in einer Probe gezeigt würde, und dann ausgewählte Stücke derselben mit den nöthigen Anmerkungen nach älteren und neueren Hülfsmitteln zu finden seyn müssten. Und dies ist es, was die gegenwärtige Chrestomathie planmässig darbietet. Sachkundigen Lehrern auf Gymnasien und Akademien fehlt es nun nicht an einem guten wohlfeilen Handbuch, durch welches sie angehende Theologen zur Kenntniss dieser für das Studium des A. und N. Testaments und der älteren Kirchengeschichte so wichtigen Stücke der biblischen Philologie hinreichend vorbereiten und anführen können. Und wir wünschen, dass der nützliche Zweck des Herausg. recht häufig erreicht werden möge!

Er hat, um die Vergleichung zu erleichtern, gerade diejenigen Stücke nach den griechischen Versionen abdrucken lassen, welche in Hufnagels hebr. Chrestomathie (*Selecta vet. Test. Capita histor. argumenti* — *Norimb.* 1780.) nach dem Grundtext, für den Elementarunterricht abgedruckt sind. Das erste Kap. der Genesis ist ganz in der Form der Hexaplen vorausgeschickt, und am Ende sind einige Pss. und Stücke aus den Proverbien beygefügt. Die Anmerkungen geben meist die Quellen an, aus welchen ein gegebenes Hexaplar. Fragment genommen wurde, enthalten aber auch Winke zur Erklärung und zur kritischen Berichtigung derselben. Die Praemonita geben von der Geschichte der Hexaplarischen Versionen und ihrer Sammlung, von den dabey gebrauchten Zeichen und von den Hülfsmitteln Montfaucons und des Vf. zu Wiederherstellung der Hexaplen hinreichende Nachricht. Beyläufig müssen wir uns wundern, dass auch Hr. *Tr.* die Hexapla ein *opus criticum* nennt, wie dies freylich fast immer geschieht. Diese Arbeit von Origenes hat zwar vielen Stoff für den Kritiker, aber an sich kaum einen für den ersten Anblick blendenden Anstrich von Kritik. Orig. verbesserte oder veränderte an den aufgenommenen Versionen nichts aus Vergleichung von andern Handschriften, nichts, soviel wir wissen, *ex conjectura critica*. Sein ganzer Zweck war *exegetisch*. Er nahm den hebr. Text, wie er ihn fand, wollte den gewöhnlich unwissenden christl. Kirchenlehrern die Mühe, irgend den Grundtext zu befragen, aufs möglichste durch die hebräische Columne mit griechischen Buchstaben erleichtern, und sie auch durch die zunächst beygefügte, dem Hebräischen sich anschmiegende, Version des Aquila noch weiter hiezu unterstützen. Hierin ist gar nichts von kritischem *Zweck*. Die LXX. als die damals recipirte griech. Kirchenversion suchte Origenes ebenfalls gar nicht nach Regeln oder Zwecken der Kritik zu ihrem ursprünglichen Text zurückzuführen. Seine ganze Absicht war offenbar nur diese, dass diese Kirchenversion mit dem hebr. Text seiner Zeit genauer übereinstimmen und also die daran gewöhnten Christen wissen sollten, was von der Kirchenversion wirklich im Grundtext sich finde, da sonst wohl oft aus Stellen derselben, die der Jude oder hebräischgelehrtere Ketzer im Grundtext nicht fand, sogar argumentirt wurde. Entdeckte derjenige, gegen welchen polemisiert wurde, dergleichen Fehler der griech. Kirchenversion, so mussten Kirchenväter und Volk —

denen das Hebräischlernen noch fremder war, als manchem, welcher daſselbe auch jetzt für das *Studium* der Theologie entbehren zu können glaubt — an dieſer einmal angenommenen, und ſo hoch verehrten Quelle ihres Kirchenglaubens irre werden. Dieſen ganz unkritiſchen Leuten kam Orig. auf eine ganz unkritiſche Weiſe in ihrer Noth zu Hülfe und hob alle Diſſonanz der LXX und des hebr. Texts durch eine blos mechaniſche Arbeit auf, indem er den hebr. Text, wie er einmal war, vorausſetzte, Stellen, welche jener damals hatte, die Kirchenverſion aber nicht ausdrückte, mit dem Zeichen des Zuſatzes einſchob, andere Stellen aber, die der damalige Grundtext nicht hatte, in den LXX als ſolche, die im Hebr. mangeln, mit Obelen anſtrich. Bey ihm waren dieſe Zeichen, denen er vielleicht am meiſten ſeinen kritiſchen Ruhm zu danken hat, nicht Zeichen der Kritik, und den hohen Titel eines ὁ χαλκεντερος hat ſich alſo Orig. an den Hexaplis ſicher nicht verdient, wenn wir gleich ſeinem ausdaurenden Sitzfleiſs den Beynamen Adamantius nicht abſprechen wollen. Wir ſind ganz gewiſs, daſs Hr. *Tr.*, die Sache nur einen Augenblick aus dieſem Geſichtspunkt genommen, ſelbſt mit uns übereinſtimmen wird.

Recht ſehr aber müſſen wir ihn noch zu Ausführung des Vorſatzes aufmuntern, welchen er in der Vorrede bekannt macht. Die Bahrdtiſche Ausgabe der Hexaplen nach Montfaucon (Leipzig und Lübeck 1769. II. Tom. gr. 8.) hat allerdings das empfehlende eines guten, meiſt correcten Drucks und eines bequemen Formats. Aber, wer Hexaplariſche Stücke ſtudiren will, muſs dennoch zur Montf. Ausgabe, ſo oft er die Quellen der gefundenen Fragmente zu wiſſen nöthig hat, zurückgehen. Hr. *Tr.* nun iſt entſchloſſen, nicht nur alle dieſe Quellenanzeigen in einer Zugabe zur Bahrdtiſchen Edition nachzuholen, ſondern auch alles, was indeſs zu den Hexaplis von neuen Beyträgen und Verbeſſerungen einzeln bekannt worden iſt, oder aus älteren Schriften geſchöpft werden kann, geordnet zu ſammeln und mit ſeinen eigenen Bemerkungen vermehrt zugleich zu ediren. Unfehlbar gibt ein dritter Band, welcher dieſes enthalten wird, der Bahrdtiſchen Edition der Hexaplen einen beträchtlichen Vorzug und wir zeigen hier recht gerne an, daſs Hr. *Tr.* andere Sachkundige um Mittheilung von Emendationen und Beyträgen öffentlich bittet. Da *Holmes* bey ſeiner Variantenſammlung über die LXX auch auf Hexaplariſche Noten in den verglichenen Handſchriften Rückſicht nehmen läſst und dieſe wahrſcheinlich ſeinem Werk einrücken wird, ſo wird die Trendelenburgiſche erwünſchte Arbeit vor Herausgabe jener Collationen nicht wohl vollendet werden können. Damit ſie aber ja nicht unterbleibe, ſo wünſchen wir ſehr, daſs Hr. *Tr.* alles, was ſich indeſs dafür ſammlen, bemerken und ordnen läſst, wirklich ins Reine bringen möge, um alsdann, was aus Holmes für die Hexaplа zu gewinnen iſt, in kürzerer Zeit einſchalten und ſein wichtiges *Auctarium hexaplare* gewiſs vollenden zu können, welches, wenn wir noch etwas wünſchen dürften, mit einem *Gloſſarium in Hexapla* verbunden werden ſollte.

GÖTHEBORG, b. Norberg: *Pröfning ſö wäl af Hrr. Tellers, Steinbarts och Eberhards ſom fleras Tvifvelsmål och inkaſt emot Läran om Jeſu Chriſti Guts Sons blodiga död, til förſoning för werldenes Synder.* (Prüfung der Zweifel und Einwürfe der Hn. Teller, Steinbarts, Eberhards und Mehrerer gegen die Lehre von dem blutigen Tode Jeſu Chriſti des Sohnes Gottes zur Verſöhnung der Sünde der Welt) *af Jac. W. Faxe*, Theol. Prof. Contr. Proſt, Kyrkoherde — 1792. 1 Alph. 3 Bog. 8.

Wenn man den Zuſtand der Theologie in Schweden, die Lage dortiger Theologen, die weitläuftige Cenſur theologiſcher Bücher, und die dort noch immer an das kirchliche Syſtem gebundene Denkungsart kennt; ſo kann man ſich leicht vorſtellen, daſs dieſes Buch wie auch ſchon der Titel zu erkennen gibt, nicht im geringſten von der alten Orthodoxie abweichen werde. Hr. Prof. F. hat ſich ſchon mehrmals als einen ſtrengen Vertheidiger derſelben gezeiget, und ſo tritt er auch hier auf. Die Gründe, die er, welches doch an ihm zu rühmen iſt, ohne Bitterkeit gegen die Gegner des Syſtems anführt, ſind die bekannten. Die Hauptſache, worauf es bey Widerlegung des Socinianismus ankommt, ſagt er, iſt die, daſs man, was die Freunde deſſelben auch für Gründe zu ſeiner Vertheidigung anwenden, ſich doch immer an die klaren und deutlichen (?) Ausdrücke der h. Schrift halte. Denn da die Wirklichkeit der Verſöhnung Jeſu nicht auf die Vernunft, ſondern auf Gottes freyen und geoffenbarten Willen beruht: ſo kann dieſe wichtige Wahrheit auf keine andere Art als nach der h. Schrift abgemacht werden." — Aber da kommt es dann doch alles wieder auf die richtige Exegeſe deſſen, was die Schrift ſagt, an. Die 4 Bogen ſtarke Vorrede iſt, faſt ganz gegen Hn. Prof. *Kölmark* und wider einige Sätze deſſelben in ſeiner Einleitung zur Philoſophie und Moral 1785, gerichtet, wo man doch oft geneigt ſeyn dürfte, Hn. Kölmark Recht zu geben. Dann gibt Hr. F. eine Nachricht von den auch von ihm ſogenannten neuern Socinianern und ihren Schriften, wohin er beſonders die Schriften Tellers, Baſedows, Gruners, Steinbarts, Bahrdts, Eiſens, des Verf. der Predigten für das Landvolk, Damms, Eberhards, Prieſtley und Sykes rechnet. Semlern ſpricht er doch von der Beſchuldigung des Socinianismus frey, macht aber doch einen Unterſchied unter dem frühern und ſpätern D. Semler. Er hat dabey auch die Schriften der ältern Socinianer geleſen; und da man unter dieſen und jenen neuern keinen andern Unterſchied finde, als das was die neuere einer feineren Philoſophie und mehr Uebung in der Kritik zu danken haben; ſo hat er ſich nur hauptſächlich mit Unterſuchung der Gründe und Vorſtellungen eines *Tellers*, *Steinbarts* und *Eberhards* beſchäftiget. Dieſe Unterſuchung iſt in Briefen zwiſchen zween Freunden, Euphraner und Theocles, angeſtellt. Die Einwürfe gegen die gewöhnliche Verſöhnungslehre beruhen entweder auf den Unterſchied der Lehre und der Lehrmethode, oder ſie ſind aus der Natur und Beſchaffenheit der Sache ſelbſt hergenommen, oder ſie gründen ſich auf Gottes Natur und Eigenſchaft und die Beſchaf-

ſchaffenheit göttlicher Strafen; oder ſie werden aus Ausdrücken der h. Schrift ſelbſt hergenommen. Hr. F. hat ſie ſo gut als er konnte, zu entkräften geſucht. Er leugnet nicht, daſs er ſich dabey mit vielem Nutzen der *Seilerſchen* Schriften bedient habe; doch pflichtet er ſelbſt Seilern in ſeinem Begriff von Gottes Gerechtigkeit, und den Abſichten bey ſeinen Strafen nicht völlig bey. Dieſem Briefwechſel ſind noch 2 Anhänge beygefügt. Der 1ſte, ein kurzer Auszug aus den Schriften der Kirchenväter, um ihre Denkungsart und Lehre vom Verſöhnungstode des Sohnes Gottes daraus zu erkennen, iſt aus Hn. D. *Seilers* 3tes Cap. ſeiner ältern Geſchichte vom Verſöhnungstode Jeſu doch hin und wieder etwas abgekürzt überſetzt, und ſoll beweiſen, daſs keineswegs Auguſtinus der erſte geweſen ſey, der die Lehre von einer ſtellvertretenden Verſöhnung eingeführt habe. Der 2te über das, was die Heiden bey ihren angenommenen Opfern und Verſöhnungsmitteln gedacht und ſich vorgeſtellt haben, iſt aus dem letzten Cap. des Grotius, *de ſatisfact. Chriſti* überſetzt. Ein Zeugniſs der Hn. Doctoren Domey und Goltmark v. J. 1789, (denn ſeitdem hat der Vf. ſchon dieſs Buch in Handſchrift fertig gehabt) daſs ſie auf Verlangen des hochwürdigen Prieſterſtandes dieſe Schrift durchgeleſen, und ſie der reinen angenommenen Glaubenslehre völlig gemäſs gefunden haben, ingleichen ein paar ausgezogene Stellen aus den Symboliſchen Büchern, ſind als Schutz- und Schirmbriefe, dem Buche vorgeſetzt, das übrigens doch im Ganzen über dieſe Materie keines der ſchlechteſten iſt, und ſich auch durch anſtändige Behandlung der Gegner von manchen ähnlichen Werken unterſcheidet.

STOCKHOLM, b. Carlbohm: *Compendium Theologiae Symbolicae Eccleſiae Lutheranae congeſſit, diſpoſuit et edidit Johannes Möller*, Profeſſor Praepoſitus et Paſtor in Weſterhaninge. 1793. 227 S. 8.

Nach dem Titel ſollte man faſt hier ein eigenes Werk über die Symbolik von dem Hn. Vf., den man ſchon aus mehrern Schriften als einen geſchickten Mann kennt, erwarten. Seine Abſicht war auch anfänglich, eine neue unſern Zeiten angemeſſene ſchwed. Ueberſetzung der ſymboliſchen Bücher herauszugeben; die er hernach dahin änderte, einen ſo viel möglich wörtlichen Auszug aus ſolchen in lateiniſcher oder ſchwediſcher Sprache drucken zu laſſen. Aber auch davon kam er zurück, nachdem ihm des jetzigen Hn. Prof. Wald zu Königsberg *Theologiae Symbolicae Lutheranae deſcriptio, Halae* 1786 zu Geſichte kam. Er hielt ſolche ſeinem Zweck angemeſſener als alles, was er ſelbſt darüber ſchreiben konnte, und lieſs ſie alſo hier mit dem etwas veränderten Titel wieder abdrucken. Er hat ſich kleine und geringe Veränderungen erlaubt, und hin und wieder etwas weggelaſſen, zugeſetzt und verbeſſert, worüber wir nicht urtheilen können, da wir die Schrift des Hn. Wald nicht zur Hand haben; die aber billig auf eine oder andere Art von dem Waldiſchen Text hätten unterſchieden werden ſollen. Zum Nutzen derer, für welche Hr. Möller eigentlich ſchrieb, hat er von S. 135 — 148, die *Praenoſcenda Theologiae ſymbolicae*, aus dem erſten und allgemeinen Theil des *Breviarii Theol. Symb. Eccleſiae Lutheran.* von C. F. Fr. *Walch*; von S. 149 — 170, die *Doctrinam Symbolicam de fidei noſtrae capitibus theſibus comprehenſam*, in eben der Ordnung und wörtlich aus *C. F. Boerneri Inſtit. Theol. Symbol.* und von S. 171 — 227., einen Abdruck der Augsburgiſchen Confeſſion aus der Rechenbergiſchen Ausgabe der *Librorum Symbolicorum* angehängt. Am Ende iſt endlich auch noch das *Decretum Concilii Upſalienſis* vom J. 1593; in der lateiniſchen Ueberſetzung aus *Baazii Inventario Eccl. Suecogoth.* beygefügt worden.

LITERARGESCHICHTE.

LÜBECK u. LEIPZIG, b. Bohn: *Geiſt der Philoſophie, und Sprache der alten Welt.* Erſter Theil. von *Wilh. Fr. Hezel*, F. Heſſ. GRR. und Prof. zu Gieſſen. 1794. 346 S. 8.

Für den angehenden Theologen und für viele andere Mitglieder der Leſewelt, welche noch nicht anſchaulich genug von dem vielfachen Unterſchied der Denkart und folglich auch der Urtheile des Alterthums und der jetzigen, oder überhaupt, der cultivirteren Welt überzeugt ſind, eine ganz brauchbare Schrift! Auch durch die äuſsere Form, inſofern dieſe vom Verleger abhieng, empfiehlt ſie ſich dem Leſer. Dem Kenner aber kann es angenehm ſeyn, die hieher gehörige Stellen der Bibel und des Homers unter gewiſſe Rubriken geſammelt zu finden. Das jetzige Bändchen erläutert als *erſte Hauptregel* die Beobachtung: *Wie ſich der Menſch auf den untern Stufen der Kultur etwas, als wahrſcheinlich, denkt und erklärt, ſo drückt er's nun, als würklich* aus; oder kürzer; *Wie gedacht, ſo geſagt!* Dieſe Hauptregel wird durch untergeordnete ſpezielle Claſſificationen der Fälle, auf welche ſie ſich bezieht, erläutert. Die *erſte* Rubrik dieſer Art iſt: *Alles Frappante* (Auffallende) *und Unerwartete iſt* (dem Alterthum) *meiſt unmittelbare Würkung der Gottheit.* Daher heiſſen alle durch Vorzüge ausgezeichnete Menſchen Lieblinge der Gottheit. Daher iſt (dem Alterthum) Gott ſelbſt oder ein Engel Gottes, oder ein Naturphänomen, das als Omen gilt, oder ein auſſerordentlicher Menſch als Gottes Engel, da, wo eine ganz beſondere Würkung der Gottheit bemerkbar ſcheint. Was der Vf. unter c. als die dritte Rubrik angibt, ſollte, logiſches geordnet, die *zweyte* ſeyn. Denn die, welche er zur Zweyten macht, iſt wie er ſich S. 113 ausdrückt: *nur Gattung von der obigen.* Er will ſagen: Art, Untergattung! Kurz; die *zweyte* Claſſe iſt dieſe: *Auffallend ſchlimme Würkungen denkt und beſchreibt die alte Welt als Einwürkungen böſer Geiſter.* Vorher noch hätte einiges, was nun unter beſondern Rubriken auftritt, ſogleich unter die erſte gebracht werden ſollen; daſs nemlich alles auſſerordentliche als Gottes Werk gedacht und beſchrieben, und auch alles von Gott zugelaſſene als Würkung der Gottheit angeſehen und angegeben wurde. So gewiſs die logiſche Genauigkeit dieſe 2 Claſſen von Stellen noch unter die erſte Rubrik geordnet haben würde, eben ſo gewiſs hätte bey der zweyten Rubrik von den böſen Würkungen zugleich angegeben werden ſollen: daſs alles auſſerordentlich böſe teufeliſch ſchien und genannt wurde.

In pſychologiſche Betrachtungen: Warum die alte Welt überhaupt ſo gedacht habe und worauf ſich die Verſchiedenheit in den gleichartigen hebräiſchen und Homeriſchen Schilderungen der Urſachen unerklärter Würkungen gründe, hat ſich der Vf. nicht eingelaſſen. Er ſammelt, ohne genaue Ordnung und ohne ein ſtufenweiſes Fortſchreiten vom Deutlicheren zum Schwereren, bibliſche und Homeriſche Stellen (letztere nach Stollbergs und Voſſ'ens Ueberſetzung) unter ſeine Claſſen und ſucht zu zeigen, wie ſein Erklärungsmittel bey ihnen anſchlage. Oft iſt nun dieſs unfehlbar das richtige und einzigmögliche. Aber wenn ein Schlüſſel alle Schlöſſer öfnen ſoll, ſo knackt er, ſagt das Sprichwort. Nicht ſelten hat es ſich der Vf. gar zu leicht gemacht, durch ſein: Wie gedacht, ſo geſagt, *alles* aufzulöſen. Da ſeine Schrift mehr für Nichtgelehrte Forſcher, als für Kenner beſtimmt ſeyn kann, ſo hätte es doppelte Behutſamkeit erfodert, zu verhüten, dafs nicht die Auflöſung hie und da wundervoller als das Rathſel ſelbſt würde. Es iſt, um nur eine Art von Beyſpielen anzugeben, wider die Wahrſcheinlichkeit, ähnliche Erfolge immer aus dem nemlichen Zufall abzuleiten. Aber hier iſt *überall*, wo von tödtendem Feuer Gottes die Rede iſt, *Gewitter und Blitz*, auch z. B. bey 3. B. Moſ. 10. 1. 2. wo doch ein particuläres in dem Opferzelt entſtandenes Feuer, welches von daher kam, wo man ſich dem Jehovah näherte, alſo eine Flamme angedeutet wird, welche vom Altar aus die beiden jungen Prieſter die ſich als Trunkene (V. 8. 9.) unvorſichtig näherten ergriffen hatte. Daher wird der Erfolg V. 6. ein *Brand* genannt. — Vorübergehende Umſtrahlungen eines Menſchen ſind als Folge von Electricität möglich und geben den Anblick eines nicht verzehrenden Feuers. Der Vf. erinnert an Iliad. 5. 1. ff. an den Julus in der Aeneide. Man kann den Knaben Servius Tullius hinzuſetzen. Aber wie ſollte ſich hieraus Moſe's glänzendes Angeſicht, Exod. 34, 29 ff. erklären laſſen, das als ein *bleibendes* Phänomen beſchrieben wird? Das Signal, welches das Aufbrechen der nomadiſchen Läger Iſraels in der Wüſte beſtimmte — gleichfalls als ein *fortdauerndes* Phämomen beſchrieben — ſoll jedesmal ein Gewitter geweſen ſeyn. S. 245. Hätte das Nomadenvolk, ſo oft ein Wetter kam, aufbrechen, und wenn daſſelbe vorbey war, ſtill halten wollen, ſo würden ſie oft gute Weideplätze zu verlaſſen und da, wo nichts zu finden war, lange zu verweilen genöthigt geweſen ſeyn! Da jetzt im allgemeinen dergleichen Arten von Auflöſungen allzu bekannt ſind, und alſo an ſich kein Verdienſt mehr geben können, ſo kann in der That das Verdienſt des Schrifterklärers dabey nur in einem genaueren Erforſchen der Umſtände, im behutſamen Ausſuchen einer den Theilen der Erzählung möglichſt angemeſſenen Deutung, oder in dem Bekenntniſs und dem Beweis beſtehen, dafs und warum bey einer nicht mit Wahrſcheinlichkeit aufzulöſenden Wundergeſchichte die gewöhnlichen Enträthſelungen nicht anwendbar ſind. Weit beſſer iſt es, zu zeigen, in wiefern uns die Data verlaſſen, als wenn man durch oberflächliche Deutungen eine häufig richtige Art, das Alterthum zu beleuchten, lächerlich und auch für Fälle, wo ſie angewendet werden ſoll, unbrauchbar macht. Am meiſten Zwang ſcheinen dem Rec. die Stellen gelitten zu haben, wo der Vf. unter *Engel* geradezu und nicht blos vergleichungsweiſe, wie 2. Sam. 14, 17. Menſchen von beſonderer Art verſtehen will, wie Röm. 8, 38. 39. 1. Kor. 4, 9. 6, 3. 11, 10. 13, 1. Gal. 4, 14. 1. Tim. 5, 31. Wenn Paulus ſagt: Verſtünde ich die Sprachen der Menſchen und *Engel*, ſo ſollen Engel S. 282. „*durch Wiſſenſchaften gebildete Menſchen, Gelehrte*" ſeyn. Wenn der Apoſtel, der auch ſonſt zwiſchen Erde und Himmel eine beſondere für die Gute würkſame, nahe Communication annimmt, ausruft: ich bin ein Schauſpiel geworden der *Welt*, den *Engeln* und den Menſchen, ſo ſoll *die Welt* Juden und Nichtjuden bedeuten, damit aus Engeln ungewöhnliche, aus Menſchen gewöhnliche — Menſchen gebildet werden können.

Auch da, wo die Erklärungsweiſe des Vf. richtig anzuwenden iſt, finden wir den höchſtnöthigen Unterſchied zwiſchen dem hiſtoriſchen und philoſophiſchen Sinn ſolcher Stellen ſelten bemerkt. Das gewöhnlichſte nemlich iſt, dafs der alte Schriftſteller ſein Urtheil über die Urſache eines Erfolgs völlig mit dem Erfolg ſelbſt in ſeinen Gedanken vereinte und die von ihm hinzugedachte Urſache ſo gewiſs, als den Erfolg, für richtig hielt. Dieſs muſs der Schriftforſcher nicht wegexegeſieren, wenn er nicht klare Spuren hat, dafs der alte Erzähler es beſſer für ſich ſelbſt wuſste und ſich blos im Volkston oder in einer einmal in die allgemeine Sprache aufgenommenen Redensart ausdrückte. Wie andere Zeitalter über ſolche Urtheile des Alterthums zu urtheilen haben, da wenigſtens auf dieſs Vermögen zu urtheilen kein Zeitalter je ein Monopol hatte, gibt ſich leicht von ſelbſt.

Noch eine Frage hätte der Vf. nothwendig beantworten ſollen. Homer iſt Dichter, die meiſten bibliſchen vom Vf. mit Homer verglichenen Stellen ſind proſaiſch und hiſtoriſch. Wird man nicht mit Recht einwenden: Das Dazwiſchenkommen der Götter, das Zurückführen aller Erfolge auf die Gottheit iſt — Homers *Dichterſprache*. Wie iſt daraus ein unpoetiſch gedachtes und als bloſse Thatſache erzähltes Stück der Bibel zu erklären? — Die einzig mögliche Antwort iſt: Selbſt der alte Dichter dichtete nur ſolche Urſachen der Phänomene, wie ſeine Zeitgenoſſen ſie wirklich zu denken gewohnt waren! Aber dieſe Antwort bedarf und verdient eine ſehr genaue Entwickelung, zu welcher wir den Vf. auffodern. Vieles in dem eigenthümlichen der alten Dichtereyen, auch der Grund: warum jene Maſchinerien in einem Zeitalter, wo die meiſten nicht mehr ſo denken, nicht äſthetiſch würken, warum z. B. der nach dem legalſten Satisfactionsſyſtem gebildete Gott der Meſſiade dem ganzen Gedicht ſovieles nimmt, und warum darin Adrameleh mehr Eindruck macht, als alle in Bewegung geſetzten Thronengel? — hängt mit dieſer Entwickelung zuſammen. Für den Zweck des Vf. aber iſt ſie, wenn er ſeine Parallele zwiſchen Homer und der Bibel feſt ſtellen will, unentbehrlich. — Uebrigens wünſchen wir, dafs die Fortſetzung dieſer Schrift, die wir auch gern ſehn werden, durch Vermeidung aller entbehrlichen Weitſchweifigkeit deſto eher möglich und nützlich werden möge.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 16. Auguſt 1794.

GESCHICHTE.

BERLIN, b. Hartmann: *Die Republik Athen.* Etwas zur *Parallele der alten und neuen Staatskunſt* — Skizzirt von D. *Chr. Koeler*; Rector des Gymnaſiums zu Detmold. 1794. 113 S. 8.

Wenn der Vf. nicht den Endzweck dieſer kleinen Schrift auf dem Titelblatte ſelbſt angegeben, wenn er die Abſicht gehabt hätte, bloſs im Allgemeinen, ohne irgend einen ſpeciellen Geſichtspunkt zu faſſen, über die *Athenienſiſche Staatsverfaſſung* zu belehren, ſo würde ſeine Arbeit eine beſſere Aufnahme finden, als ſie höchſt wahrſcheinlich jetzt zu erwarten hat. Beleſenheit und Kenntniſſe in ſeinem Fache wird ihm Niemand abſprechen, obgleich nicht zu läugnen iſt, daſs diejenigen, welche ſich dieſes Buch zum Wegweiſer wählen, ungleich beſſer fahren würden, wenn ſie, ohne gerade ſyſtematiſche Strenge zu fodern, mehr Methode und folglich auch mehr Klarheit anträfen.

Ganz ein andres Anſehen aber gewinnt die Sache, wenn man das, was der Titel verſpricht: *Parallelismus der alten und neuen Staatskunſt*, in des Vf. Vortrage ſucht. Nicht jeder Gelehrte iſt verpflichtet, ein gründlicher Politiker zu ſeyn: wer aber alte Verfaſſungen zur Belehrung unſers Zeitalters aufſtellen will, muſs mit politiſchen Gegenſtänden vertrauter, und in politiſchen Ideen und Grundſätzen feſter ſeyn, als Hr. K. es zu ſeyn ſcheint. Es iſt nicht allein unmöglich, auf ſeine Schilderung der Athenienſiſchen Staatsorganiſation ein Urtheil über das Charakteriſtiſche und den Werth derſelben zu bauen, ſondern es iſt ſogar äuſserſt ſchwer, das Urtheil, welches er ſelbſt darüber fällt, zu verſtehen. Er iſt ſo wenig ſicher in ſeinen politiſchen Principien, daſs er manchmal Lob und Tadel auf eine ſchwer verſtändliche Art unter einander mengt, und nicht ſelten in offenbare Widerſprüche verfällt. So ſagt er z. B. S. 45: „Selbſt *Solon* konnte „der zu mächtigen Partey des *Adels* nicht ganz widerſtehen. *Der Sturm bog ihn*, und hatte Einfluſs auf „die Eintheilung des Volks in vier Klaſſen nach dem „Vermögen. Dieſer Eintheilung zu Folge, waren die „drey reichern Klaſſen allein amtsfähig, und die letztre „nur ſtimmfähig. Dafür hatte nun zwar auch dieſe „weniger zu den Staatsausgaben beyzutragen; auch „laſst ſich zur *Vertheidigung* der Sache ſagen, daſs der „ungebildetere Theil des Volks ſich aus mehr denn einem Grunde zur Regierung nicht ſchickte. Allein *es „war doch ungerecht*; daſs der Kopf des Aermern der „*von der Natur zum Staatsmann* beſtimmt war, es bloſs „deswegen nicht werden konnte, weil es zufällig weniger Vermögen beſaſs.“ — Und nicht viel weiter S. 60. heiſst es: „Neben dem Vornehmen konnte auch „der gemeinſte Bürger, falls er ſich nur das“ (in einer andern Stelle ſehr gering angegebne) „Vermögen dazu „erworben hatte, die erſten Stellen im Staat bekleiden“ zum Beweiſe werden *Kleon*, *Iphikrates*, *Demoſthenes*, *Aeſchines* — und wie ſehr lieſse ſich die Reihe noch verlängern — angeführt, die von den niedrigſten Geburt zu groſsem Anſehen ſtiegen. Alſo war es doch gar nicht *unmöglich*, daſs Leute aus dem niedrigſten Stande, *wenn die Natur* (um mit dem Vf. zu reden) *ſie zu Staatsmännern beſtimmt hatte*, ihre Beſtimmung erfüllten? — Die Verwirrung, die dieſer Widerſpruch in dem Gemüth des Leſers hervorbringen muſs, wird noch gröſser, wenn der Vf. hinzuſetzt: „Indeſſen machte freylich die beſsre Bildung der Reichen etc. — — „daſs die meiſten Staats- und *Militz*-Bedienungen mit „ehemaligen Adelichen und Reichen beſetzt wurden, „wiewohl auch nur in den ſpäten Zeiten der *unreinen „Soloniſchen Conſtitution*“ (der Zuſammenhang ergibt, daſs dieſes ſo viel heiſsen ſoll, als: *in den Zeiten, da die Soloniſche Conſtitution verunreinigt* d. h. verderbt war. Aber welch ein zweydeutiger und fehlerhafter Ausdruck!) „denn früher, zur Zeit des perſiſchen Krieges commandirten *ſehr viele Arme*, wie Ariſtides.“ — Nun! welcher Tadel fällt denn eigentlich auf Solons Organiſirung der vier Volksklaſſen? —

Das Reſultat des Vf. iſt, daſs der Athenienſer bey der Conſtitution ſeines Staats *glücklich* war. Unter den Ingredienzien ſeiner Glückſeligkeit befinden ſich freylich einige, von welchen ein Schriftſteller unſrer Tage vielleicht nicht ganz in dem Tone, in welchem unſer Vf. davon ſpricht, reden ſollte. S. 57. „Kein Bürger „nährte ſich eben darum ſo von dem andern als jetzt; „kein Bürger *brauchte ſelbſt ſo ſehr zu arbeiten*, auſser „wenn er arm war und tagelöhnern muſste, wie die „Θῆτες oder die niedrigſte Klaſſe der Bürger: ſonſt „konnte er ſich's bequem machen. Er war mehr Aufſeher und Reviſor ſeiner Sklaven.“ (Freylich ein recht bequemer Poſten.) „Es blieb ihm daher zu ſeinen Vergnügungen zu gymnaſtiſchen Spielen, zu gelehrten „Unterhaltungen, zum Theater, *zum Spaziergehen am „Fluſs Iliſſus* Zeit genung übrig.“ — Wahrlich, daſs eine halbe Million Sklaven umſonſt arbeiten muſs, damit zwanzig tauſend Bürger Zeit behalten, am Iliſſus ſpazieren zu gehen — das ſollte man doch nicht ſo mit groſser Seelenruhe als die Bedingung und das Reſultat einer weiſen Staatsverfaſſung aufſtellen!

Der allerſchwächſte Theil des Buches iſt die Anwendung auf das jetzige Zeitalter. Der Vf. ſagt zwar gegen

gegen den Schluſs, „er überlaſſe dieſe Anwendung ſeinem Leſer und dem gröſsern Kenner des neuern „Staatswesens;“ — aber, wenn der Titel nicht ganz täuſchen ſollte, muſste wenigſtens einer ſolchen Anwendung für den Kenner des neuen Staatswesens alles gehörig vorbereitet ſeyn. So wie es hier liegt, ſind um eine *Parallele* zu ziehen, gerade gar keine Data vorhanden. Und was ſoll denn eigentlich das Gegenſtück zur *Republik* Athen liefern? „*Die neue Republik Frankreich*“ meynt der Vf. — wäre es wohl der Mühe werth, zwiſchen zwey ſo ganz heterogenen Dingen, weil ſie zufälligerweiſe einen und denſelben *Namen* führen, eine Vergleichung anzuſtellen? Und wenn es ſich denn nun überdieſs, „aus Erfahrungsdatis des politiſchen Alterthums weder behaupten noch läugnen läſst, dass die Franzöſiſche Republik *nach ihrer urſprünglichen Conſtitution*“ (was doch der Vf. ſich hierunter „wohl für eine Conſtitution denken mag?) „beſtehen „könne, da ſie ohnehin noch in heftiger Gährung und „von vollkommner Entwicklung noch fern iſt“ — welche Frucht iſt dann aus der ganzen Parallele zu erwarten?

Dresden, b. d. Gebr. Walther. *Notitia ſuccincta numismatum Imperialium Romanorum, quae ab antiquariis maximo, quae magno, quaeque modico pretio cenſentur.* 1789. LXVIII. pag. 4.

Die Idee des Vf. verdient Dank, beſonders von denen, welche eine Aufſicht über die Münzſammlungen haben, oder ſelbſt Münzſammlungen anlegen wollen, und doch von der wirklichen oder relativen Seltenheit und dem daher entſtehenden Werthe der verſchiedenen Kaiſermünzen noch nicht ganz unterrichtet ſind, wenn gleich die Ausführung derſelben vorizt auch noch nicht die ganz vollendete Genauigkeit und Vollſtändigkeit hat. Der Vf. hat auf ſo vielen Tabellen, als dieſes kleine Werkchen Seiten hat, nach chronologiſcher Folge der Kaiſer und Kaiſerinnen einen ſolchen Ueberblick der Münzen derſelben gegeben, daſs es der Liebhaber ſogleich überſehen kann, von welchen Kaiſern viele, wenige oder gar keine Münzen vorhanden ſind, welche wieder unter den letztern theils von den lateiniſchen, theils von den griechiſchen, von den ägyptiſchen und Colonien-Münzen ſowohl in Gold und Silber als in Bronze und zwar dieſe nach ihren drey verſchiedenen Formen beſonders ſelten und ſchätzbar gehalten werden. Mehrmalen hat er die eigentlich ſeltnern Münzen nach einer kurzen Beſchreibung, gröſstentheils auch den von den ältern Numismatikern beſtimmten Werth derſelben angegeben. Nach einer genauen und ſorgfältigen Prüfung der ganzen Arbeit des Vf. müſſen wir ihm das Zeugniſs geben, daſs er als Kenner der ältern Numismatik, mit Sorgfalt und Zuverläſsigkeit ſeine Data geſammelt habe. Indeſſen ſcheint er mit den in der ältern Numismatik erſchienenen neueſten Werken, die ſo viele vorher nicht bekannt geweſene Schätze mitgetheilt und das ganze Gebiet der Münzkunde um vieles erweitert haben, nicht ſo bekannt, wie mit einem Vaillant, Morelli, Haym und andern ältern Schriftſtellern. Manche Angabe würde anzanders ausgefallen ſeyn; wenn er aus den Werken eines Eckhel, Guſſeme, Geſsner, und den Pembrockiſchen und Bentinckiſchen Münzverzeichniſſen ſeiner mühſamen Arbeit die Vollendung zu geben gewuſst hätte. Nach dem Zeugniſſe des Gräflich Bentinckiſchen Catalogs ſind allerdings von *Sextus Pompejus* Münzen in klein Bronze vorhanden. Vom Lepidus haben ſchon *Morell* Imper. Tab. VII und *Geſsner* Imp. Tab. VII Münzen in Bronze und von der Cleopatra *Eckhel* Catal. Muſ. Caeſar I. *Geſsner* Tab. II. *Guſſeme* II. p. 202. eine Münze in groſs Bronze angeführt. Vom Druſus hätte der Vf. die Goldmünze wenigſtens anzeigen ſollen, welche vom *Tenzel* in Sel. numismat. mitgetheilt worden iſt und bey allen Zweifeln eines *Morelli*, *Vaillant* und *Haverkamp* doch noch das vor ſich hat, daſs auch eine ähnliche Münze in groſs Bronze vorhanden iſt. Von der Druſilla haben *Guſſeme* eine Münze in klein Bronze mit den Köpfen der Druſilla und des Caligula und von der Meſſalina das *Muſeum Pembrock. Geſsner* in Imp. und *Guſſeme* Münzen in groſs und mittel Bronze bekannt gemacht. Von der Claudia theilt *Eckhel* Num. vet. Tab. 17. eine Münze in klein Bronze mit den Köpfen der Claudia, Octavia und Agrippina mit. Der Poppaea ſpricht der Vf. die griechiſchen Münzen gänzlich ab und mit Unrecht. Der Gräflich Bentinckiſche Catalog, das *Muſeum Pembrockian. Geſsner* und *Guſſeme* liefern griechiſche Münzen derſelben ſowohl in Silber als in Bronze. Von den ägyptiſchen Münzen des K. Otho ſagt der Vf. S. XI. XVIII. aegyptiaci numi diverſi extant; es exiſtiren aber zuverläſsig mehrere. Auch von der Domitilla iſt eine griechiſche durch *Guſſeme* III. p. 93. zum Vorſchein gekommen. Nur von den griechiſchen und Colonien-Münzen der Plotina würden wir geſagt haben, ſunt rariſſimi; die römiſchen Münzen derſelben ſind aus den Pembrockiſchen, Geſsneriſchen, Gräflich Bentinckiſchen, und andern von *Eckhel* und *Schlegeln* benutzten Sammlungen nun ſchon bekannter geworden. Der Matidia eignet der Vf. griechiſche Münzen nur in klein Bronze zu; das *Muſeum Farneſianum* und *Geſsner* zeigen auch eine Münze in mittel Bronze und Haller ſogar eine griechiſche Silbermünze derſelben an. Von der Titiana haben nicht bloſs *Haym*, ſondern auch *Eckhel*, *Geſsner*, *Haller*, und der Gräfliche Bentinckiſche Catalog griechiſche Münzen mitgetheilt. Eben ſo geben der letztere eine Colonien-Münze der Plautilla, das Muſeum Theupoleum eine griechiſche Münze der Paulina mit ΠΑΥΛΙΝΑ ΣΕΒΑΣΤΗ und *Froelich* eine Colonien-Münze der Mariana an. Daſs dem Vf. der Gräflich Bentinckiſche Münz-Catalog unbekannt geblieben ſeyn müſſe, beweiſen ſeine Angaben von den Tyrannenmünzen. Dieſes in der römiſchen Numismatik noch vor wenigen Jahren ſo ganz leere, oder, wie man glaubte, nur mit Golziſchen Erdichtungen ausgefüllte Gebiet iſt durch die Bekanntmachung des Gräflich Bentinckiſchen Kabinets ſo hofnungsvoll angebaut erſchienen, daſs man die weitere Bereicherung deſſelben mit der Bekanntwerdung mehrerer noch nicht beſchriebenen Sammlungen allerdings erwarten kann. Bey ſolchen Erfahrungen würden wir auch nicht von

allen

allen sonstigen numismatischen Seltenheiten die ehemals angenommenen Preise niedergeschrieben haben. Alle diese Erinnerungen legen wir indessen dem Vf. nur darum vor, damit er seiner wirklich nützlichen Arbeit mit der Zeit die möglichste Vollkommenheit geben möge.

LEIPZIG, b. Reinecke: *Schauplatz der merkwürdigsten Kriege und der übrigen politischen Hauptbegebenheiten des achtzehnten Jahrhunderts.* Zum Gebrauche für alle Klassen der Leser von *F. G. A. Lobethan*, Prof. in Zerbst. Erster Theil. 1793. 404 S. 8.

Dieses Buch ist für alle Klassen von Lesern bestimmt; mithin für Kenner der Geschichte und für Dilettanten: Erstere lernen aber sicher nichts neues daraus, und letztere bekommen zuweilen unzulänglichen oder wohl gar fehlerhaften Unterricht. Die Schreibart werden beide in manchen Stellen uncorrect, und im Ganzen wenig anziehend finden. Beweise hiervon würden sich in jeder Abtheilung zeigen. Die erste enthält eine Schilderung des Zustandes von Europa zu Anfang dieses Jahrhunderts bis auf den Utrechtschen und Nystädtschen Frieden. Hier stöfst man gleich S. 15. auf eine Stelle, die auch der billigste Beurtheiler für tadelhaft erkennen mufs. „Es war — für die grofse Frage: wer K. Carls „II. von Spanien Nachfolger seyn sollte? kein anderer „Entscheidungsgrund mehr übrig, als Carls — Testa„ment, und, im Fall man diesem nicht nachleben woll„te, entweder eine friedliche Uebereinkunft und *deren unzertrennliche Theilung*," (das soll so viel heifsen, *die davon unzertrennliche Theilung* der zur Spanischen Monarchie gehörigen Länder) „oder die Waffen. Die„se letztere(n) entschieden, aber für das Testament „Carls. „Wie läfst sich das behaupten? *Bekam denn Philipp V. alles*, was Carl besessen hatte? S. 29. heifst es, „dafs in dem Treffen bey Ramillies 10.000. Dänen „das Heer der Bundsgenossen *wider alles Erwarten der „Franzosen*, verstärkten." Dieses zielt wohl darauf, dafs der Herz. Carl Rudolph v. Würtemberg, wider die Befehle des dänischen Hofs, die dänische Reiterey ausrücken liefs. Aber, wer diesen Umstand nicht weifs, wird nicht errathen, warum die Erscheinung der Dänen für die Franzosen unerwarter war. S. 65. „belagerte Carl XII. (im J. 1700.) Kopenhagen." So weit kam es nicht. Die zweyte Abtheilung gehet bis auf Kaiser Carls VI. Tod. Nach S. 134. greift der Graf v. Mercy (1734.) die Franzosen und *Spanier* in der Nähe von Parma an. Statt der letztern müssen *Piemontefer* oder *Sardinier* gesetzt werden. Die dritte Abtheilung beschreibt Europa in dem Zeitraum von 1740. bis 1756. und fängt mit der richtigen Bemerkung an, dafs die Darstellung der Begebenheiten immer ausführlicher und genauer werden mufs; jemehr man sich den gegenwärtigen Zeiten und den aus den vergangenen Zeiten noch fortdaurenden politischen Verbindungen und Verhältnissen nähert. S. 143. wird *Bayern* unrichtig unter die Reichsstände gezählt, welche Carls VI. pragmatische Sanction garantirten. S. 146. werden die Ausdrücke *Churstimme in den Händen einer Dame*, und *Friedrich II. ein — von seinem Vater mit Härte begegneter — Prinz* schwerlich für gut und richtig gelten können. S. 289. stehet, „der General Cronström wäre wegen des Ver„lusts von Bergopzoom aller seiner Ehrenämter entsetzt „worden." Dieses ist ganz falsch, selbst nach solchen Berichten, die für den General nachtheilig sind. S. Schlözers Schwed. Biogr. 2 Th. S. 321. u. 337. Endlich mufs S. 310. eine fehlerhafte Stellung der Worte bemerkt werden. „Der Verlust der Insel Cap Breton war „für Frankreich sehr wichtig; denn mit derselben verlohr „es die Herrschaft über den Lorenzfluss und den Hauptsitz „der überaus einträglichen Fischerey in diesen Welttheile, *besonders wegen des Stockfischfangs.*" Diese letzteren nachgeschleppten Worte gehören offenbar zwischen *der* und *überaus*, wenn man nicht lieber die Stelle ganz ändern will. Die vierte Abtheilung liefert die Erzählung der Begebenheiten bis zum J. 1763. enthält aber hier in dem ersten Theile nur den französisch-englischen Krieg; der siebenjährige in Deutschland wird in der Fortsetzung vorkommen. — Die Druckfehler sind ziemlich häufig und für Leser, welche nicht ohnehin schon unterrichtet sind, nachtheilig, z. E. S. 41. *Brichurga* f. *Brihuega*, S. 175. „Die Alliirten, denen es *wedlich* (vermuthlich für *endlich*) an Lebensmitteln „fehlte." S. 186. „Die Engländer, von (oder *unter* „welchen die Admirale Matthews und Romley (Rom„ley) selbst *verändert* (wahrscheinlich *verwundet*) wa„ren." S. 162. „weil Preufsen — wegen seiner neuen „*Freundschaft*, Schlesiens in Sorge' gerath (gerieth.)" Wenn für *Freundschaft* nicht etwan *Errungenschaft* statt Eroberung u. dergl. gesetzt wird, so bleibt die Stelle ganz unverständlich.

Diese Beyspiele sind übrigens nicht mühsam zusammengesucht, sondern aus einer grösern Zahl ausgewählt, und können den Wunsch rechtfertigen, dafs sowohl der Vf. als der Corrector aufmerksamer und genauer in der Fortsetzung zu Werke gehen mögen, um wenigstens für die Classe von Lesern, die noch am ersten sich dieser Arbeit mit Nutzen bedienen kann, brauchbarer und zuverläfsiger zu werden. Dafs bey dieser Geschichte die Citaten wegbleiben, ist gar nicht zu tadeln, und Hr. L. würde sich wohl zu jedermanns Befriedigung darüber erklärt haben, wenn er für gut gefunden hätte, seinem Werke eine Vorrede beyzufügen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Von folgenden Büchern sind neue Auflagen erschienen:

LEIPZIG, b. Crufius: *Initia doctrinae christianae in usum studiosae iuventutis*, auctore H. G. *Reichardo*. Ed. 2. 1794. 190 S. 8. (7 Gr.)

EBENDAS., b. Beer: *Adolphi Murray descriptio arteriarum corporis humani in tabulas redacta.* Ed. 2. 1794. 171 S. 8. (12 Gr.)

Ebendas., b. Ebendemſ.; *Allgemeines juriſtiſch-praktiſches Lehrbuch, für Unſtudirte, für Bürger und Bauern, wodurch ſie ſich ſelbſt in rechtlichen Angelegenheiten rathen und ſich vor den Ränken ſchlechtdenkender Advokaten und Richter in Sicherheit ſetzen können.* Nebſt einer Anweiſung alle Proceſſe ſelbſt leiten und, wo möglich, ſelbſt führen zu können. Neue Ausg. 1793. 403 S. 8. (1 Rthlr.)

Mannheim, b. Schwan u. Götz: *Anleitung zum Religionsunterrichte für Kinder vom reifern Alter, zum Gebrauche bey Privatunterweiſungen;* von G. D. *Kaibel.* 2te Aufl. 1790. 90 S. 8.

Ebend., b. Ebendemſ.: *Der Glaube des Chriſten* Ein Lehrgedicht von G. D. *Kaibel.* 2te Aufl. 1790. 32 S. 8. (8 Gr.)

Nürnberg, b. Weigel u. Schneider: *Unterhaltungen für junge Leute aus der Naturgeſchichte, dem bürgerlichen Leben und der Kunſt,* von J. P. *Voit.* 1 Th. m. K. 1794. 356 S. 8. (1 Rthlr. 8 Gr.)

Ebend., b. Ebendemſ.: *Kleines Schulbuch für Stadt- und Landkinder nach Baſedowſcher Lehrart.* Neue Aufl. 1793. 46 S. 8. m. K. (6 Gr.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Erdbeschreibung. *London*, b. Nicol: *Journal of a Journey from the Cape of good Hope* undertaken in 1790, and 1791. by *Jac van Rhenen*, with additional notes and a map by Capt. *Edw. Riou.* 1792. 51 S. 4. (1 Rthlr. 9 Gr.) Der durch ſeinen Schiffbruch bekannte Captain Riou iſt nicht der Vf. dieſes Reiſejournals, ſondern bloſser Herausgeber. Er ward 1789. von der engliſchen Regierung mit dem Schiffe Gardian abgeſandt, um die Kolonie von Neuſüdwales mit Lebensmitteln zu verſehen, hatte aber das Unglück bey einer Eisinſel ſüdwärts des Vorgebirges der guten Hoffnung zu ſcheitern. Wie er nach manchen überſtandenen Gefahren mit ſeinen Wrak nach dem Kap zurückkehrte, unternahmen verſchiedene Einwohner eine Entdeckungsreiſe längſt der ſüdöſtlichen Küſte von Afrika, um vielleicht unter den Kaffern einige von der Equipage des Schiffs Grosvenor ausfindig zu machen, welches 1782. an dieſer Küſte Schiffbruch litt, von dem auch allerley Gerüchte umher liefen, als ob viele von der Mannſchaft gerettet wären. Das Journal dieſer Reiſe welche vom 24 Auguſt 1790. bis zum 7 Jenner 1791. dauerte, und auf welcher die Unternehmer die afrikaniſche Oſtküſte bis zum 27 Gr. S. Br. erreichten, hat Hr. Riou hier engliſch mitgetheilt. Den Gewinn den die Erdkunde durch daſſelbe erhalten, dürfen wir nicht hoch anſchlagen, weil die Reiſe durch Einöden und wüſte Gegenden gieng, die Reiſenden keine Beobachtungen anſtellen konnten, und das Tagebuch nur mit wenigen Worten die Geſchichte jedes Tages, die Beſchwerden der Reiſe, und die Namen der Flüſſe und einzelner Kafferſtämme liefert. Indeſſen iſt dadurch ein Theil der Küſte vom groſsen Fiſchfluſs, den Hr. R. als die Gränze der holländiſchen Colonie, und der Kaffer-Länder annimmt, bis in die Nachbarſchaft der de Lagoa Bái näher beſchrieben worden. In der Gegend dieſer Bay fand die Geſellſchaft die Trümmer des Grosvenor nebſt vielen Kanonen, und andern Ueberbleibſeln der Ladung, ungeachtet die Kaffern das meiſte längſt fortgeſchleppt hatten. Die Vergleichung der Karte, die der Herausgeber beygefügt hat, und wobey er verſchiedene handſchriftliche Nachrichten, auch beym Innern des Landes ſeine Vorgänger benutzt hat, mit Paterſons Karte, die nicht viel weiter als bis zum groſsen Fiſchfluſs gehet, zeigt den Zuwachs der erlangten Kenntniſſe genauer, oder was für Gegenden, Flüſſe und Buchten vom 27 bis zum 33 Grad. S. Br. durch dieſe Reiſe unterſucht wurden. Frühere Reiſende waren nur bis zum 31 Grad oder dem White Kays Fluſs, den weder Sparrmann noch Paterſon kennen, und etwas weiter vorgedrungen. Die Karte alſo, ungeachtet Hr. R. manches darauf nur ungefähr anzeigen konnte, iſt das wichtigſte bey dieſem Journal. Ohne den Verluſt einiger Gefährten, und die gänzliche Ermattung des mitgenommenen Zugviehes, würden die Reiſenden noch mehr von dieſer Oſtküſte erforſcht haben, zumal ſich ihnen verſchiedene von den freyen Kaffern als Führer und Begleiter anboten. Elephanten und Fluſspferde trafen ſie in groſser Menge an, und von den erſten wurden die Zähne mitgenommen. Nach einer Reiſe von 2 Monaten ſtieſs der Caravane ein Pferd auf, das vor 7 Jahren bey einer ähnlichen Unternehmung entlaufen war. Es war ganz wild, und eilte beym Anblick der Menſchen zu einer Heerde Elenantelopen, lieſs ſich aber, nachdem es gefangen war, ſehr gut reiten. In der Nachbarſchaft des Mogaſſifluſſes fanden ſie 3 Frauen europäiſcher Abkunft mitten unter den Kaffern. Das Gerücht hatte lange von ihnen verbreitet: ſie wären Engländerinnen und vom Grosvenor entronnen. Aber nach ihrer eigenen Ausſage waren ſie als Kinder an dieſe Küſte verſchlagen, und wuſsten daher über ihr Vaterland keine Auskunft zu geben In eben dieſer Gegend ſahen ſie auch einen vermeynten Engländer, der aber bey nähern Nachforſchen ein vom Kap entlaufener Sklave war.

Gottesgelahrtheit. *Kopenhagen*, b. Thiele: *Epiſtolae duae, una R. P. Auguſtini Antonii Georgii*, Erem. Auguſtin. Procuratoris Generalis, altera *Jacobi Georgii Chr. Adleri*, in quibus loca nonnulla *operis Adleriani de verſionibus Syriacis N. T. ſimplice, Philoxeniana, et Hieroſolymitana examinantur.* 8 S. gr. 4. 1790. Hr. G. fragt, warum Hr. A. die eine ſyriſche Verſion Hieroſolymitaniſch nenne? Hr. A. antwortet, daſs durch dieſe Benennung der in derſelben herrſchende Dialect und ſeine Uebereinſtimmung mit den Chaldaismen des Hieroſolymitaniſchen Talmuds ausgedrückt werde. Ferner gibt Hr. G. Hn. A. Schuld, er habe das Alter der Handſchrift der Auguſtiner Bibliothek vom 1046ten Jahre der griechiſchen Zeitrechnung bis auf das 1640ſte herabgeſetzt, ohne Grund zu haben. Dieſs zu beweiſen, theilt er uns die arabiſche Unterſchrift mit, aus welcher man ſieht, daſs der ganze Streit bloſs darauf ankommt, ob man وستّ leſen müſſe, wie Hr. G. behauptet, indem er annimmt, daſs hier bloſs der Zug des Te finalis unter die Linie gezogen ſey, von welchem der vorderſte Schwanz bey dem Finden dieſes Codex abgeſchnitten worden. Dagegen erinnert Hr. A. daſs die arabiſche Calligraphie nicht erlaube, den Zug des Te unter die Linie zu ziehn; der hielt dieſen Zug anfangs für ein ع jetzt aber hält er ihn richtiger für ein ٤ d. i. für den erſten Buchſtaben von مائة *hundert*, folglich lieſt er ſtatt 6 die Zahl 600 und findet alſo hier das 1640ſte Jahr der griechiſchen Zeitrechnung, d. i. das 1329ſte Jahr nach Chriſti Geburt. Dieſe Meynung erhält dadurch noch eine Beſtätigung, weil die hier gebrauchte Neſchi-Schrift erſt im 10ten Jahrhundert erfunden worden iſt. Hr. A. ſcheint wohl am Ende recht zu behalten. Beide Briefe ſind ein Muſter eines auf die beſcheidenſte und freundſchaftlichſte Art geführten Streites.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 16. August 1794.

PHYSIK.

Hannover, b. d. Gebr. Hahn: *Physikalische Briefe.* Von *Joseph Anton Cramer*, Prof. am fürstl. Gymn. zu Hildesheim. 1793. 450 u. XXXVI S. 8.

Diese Briefe haben nicht, wie der Titel vermuthen lassen könnte, eigentliche Physik oder Naturlehre zum Gegenstande, sondern sie enthalten die Naturgeschichte eines kleinen, etwa 3 Meilen im Umkreise haltenden Districts, dessen Mittelpunct die Stadt Hildesheim ist; worinn sich der Vf. ausser den Producten der 3 Naturreiche, einigen meteorologischen und hydrographischen Bemerkungen, auch über Landbau, Viehzucht und andere damit in Bezug stehende Gegenstände ausdehnt. Werke dieser Art sind nicht blos schätzbar für Personen, welche sich mit der natürlichen Beschaffenheit ihres Wohnorts und den besondern Naturproducten derselben, bekannt machen wollen, sondern sie tragen auch zur Erweiterung dieser Wissenschaft im Allgemeinen bey, wenn nemlich die Gegenstände richtig beobachtet, und mit genugsamer Kenntniss zusammengetragen sind; wie dieses in vorliegendem Werke im Ganzen ziemlich der Fall ist. — Unter den Gelehrten, welche in ältern Zeiten die Naturgeschichte des Stifts Hildesheim, bearbeitet haben, stehen *Georg Agricola* und *Valer Cordus* oben an, und in neuern Zeiten haben sich *Hoefer*, *Schneckert* *Beroldingen* u. a. darum verdient gemacht. Hildesheim enthält mehrere Naturaliensammlungen. In der des Hn. *Mack* ist unter andern eine Art Pellkan, nach Linné *Carbo*, und eine Eisente, *Anas hyemalis*, die sonst nur im äussersten Norden zu Hause ist, merkwürdig, weil sie beide dort im Winter 1788 geschossen sind. — Hildesheims Polhöhe setzt der Vf. nach mittler arithmetischer Proportionalzahl auf 50°, 27′, 36″ an, *Rosenthal's* Berechnung, dass Hannover über der Meeresfläche 34 Fuss höher als Hildesheim liege, widerlegt der Vf. durch das vom letztern Orte dem erstern zufliessende Wasser. — Die ganze Gegend ist, als vormaliger Meeresgrund, überaus reich an Versteinerungen von aller Art. — Auch die Flora derselben ist nicht arm. In den von letzter gelieferten Verzeichnissen sind den Linn. systematischen Namen auch die besten deutschen beygefügt. Ein seltenes Naturproduct ist der, durch sein hohes Alter ehrwürdige, wilde Rosenstock, *Rosa canina*, die Wurzeln desselben liegen unter dem mittlern Altar der Domgruft, und sind mit einem steinernen Gewölbe bedeckt; der Stamm gehet durch eine 5 bis 6 Fuss dicke Mauer, seine Aeste und Reiser schwingen sich, gleich einem Weinstock, an einem Geländer an der östlichen Seite der Mauer hinauf. Die Höhe beträgt ungefähr 20 Fuss, die Breite und Ausdehnung noch etwas mehr. Er grünt und blühet jährlich. Bischof *Hezilo* liess ihn als eine merkwürdige Seltenheit schon im J. 1078 mit einer Mauer umgeben. Hr. *Campe*, welcher in seinen Reisebeschreibungen für die Jugend, über diese alte Staude gespottet hatte, wird vom Vf. sowohl dieserhalb heftig getadelt, als auch bey mehrern von ihm erwähnten Hildesheimischen Merkwürdigkeiten der Unwahrheit beschuldigt, wobey unter andern auch dessen Nachricht von der Irmensäule, und den zwey grossen künstlich gegossenen metallenen Thorflügeln berichtigt wird. Letztere rühren von Bischof *Bernward* her, der einer der aufgeklärtesten Köpfe seiner Zeit, und unter andern auch in der Kunst, Metalle zu schmelzen, sehr erfahren war. Die merkwürdigsten Kunstwerke von ihm sind zwey Altarleuchter, aus einem unbekannten Metalle gefertigt, dessen Farbe weiss, dessen Schwere aber fast dem Golde gleich ist, mit der Inschrift: *Bernwardus praesul Candelabrum hoc puerum suum, primo hujus artis flore, non auro, non argento, et tamen ut cernis, conflare jubebat.* Man würde, sagt der Vf., die Materie für Platina halten, wenn nicht dieses Metall eine Entdeckung der neuern Zeit wäre. (Im Fall das Kundwerden der wahren Beschaffenheit dieses Metalls nicht wider die Politik des Hochstifts läuft, so dürfte ja selbiges nur davon soviel, als zu einer chemischen Analyse hinreicht, aufopfern.) Die vor dem mittlern Altare in der Cathedralkirche aufgerichtete Säule schreibt sich ebenfalls vom B. Bernward her, und ist also nicht die wahre Irmensäule. — Auf den Stadtwällen ist die Otter, *Coluber Berus*, getroffen worden. Bey dieser Gelegenheit ein Mittel wider den giftigen Biss derselben. Junges Eschenlaub wird mit Franzwein zerstossen, und der Saft ausgepresst. Von diesem Safte soll man den Patienten alle halbe Stunden ein Spitzglas voll nehmen, auf die Wunde aber Morgens und Abends einen Umschlag von den gequetschten Blättern legen, und dabey des Abends ein Theeschalchen voll Baumöl warm trinken lassen. — Bey *Hasede*, eine Stunde von Hildesheim, ein schwefelichtes Mineralwasser; dessen mitgetheilte chemische Untersuchung den Kenner eben nicht befriedigen wird. Eine andere dergleichen Quelle bey dem Itzumer Passe die aber bis jetzt noch vernachlässigt ist. — Die Salzquellen und Werke zu *Salzdetfurt* sind nur kurz berührt. — Von den Encrinlten oder Lilliensteinen, deren Originale von den mehresten Naturforschern unter die Meerwürmer gezählt werden, ist des Vf. Meynung, dass sie versteinte Seepflanzen sind. — Dass es Naturforscher gegeben hat, welche an das Herabfallen der sogenannten Donnerkeile aus den Wolken geglaubt haben, darüber verwundert sich der Vf. Wie aber wird er nun erst erstaunen müssen, wenn

wenn er z. B. die vom *Pallas* am Jenisey gefundene grofse Eisenmasse, von *D. Chladni*, für eine aus dem allgemeinen Weltenraume auf unser Erdenrund herabgefallene Feuerkugel ausgegeben findet! Man hätte freylich fast wetten sollen, dafs dieser kosmische Metallklumpen wegen der unermefslichen Höhe, und des, eine abgeschossene Kanonenkugel 100mal an Geschwindigkeit übertreffenden Falls, bis zu Silberschlag's Magneten im Mittelpunct des Erdballs, hätte geschleudert werden müssen; anstatt sich, gleich einem ermatteten Luftballe, ganz sanft zu Tage hingelagert zu haben. Da hatte denn doch (S. 419.) *Kenntmann's* Donnerkeil, der nicht aus der Bahn des Sirius, sondern nur von der armseligen Höhe der Wolken, herabgefallen ist, bessern Nachdruck, indem er, in einem Weinkeller zu Wien, 12 Ellen tief in die Erde gedrungen war. — Auf dem Rottsberge hat sich im J. 1767 ein merkwürdiger Erdfall ereignet, wovon der Durchmesser der obern Oeffnung 16 Fufs, und die Tiefe 42 Schuh befunden ward. Der Stil könnte etwas correcter seyn. Der Vf. schreibt z. B. *auswendiges Publicum*, statt auswärtiges; *beschwerlich* st. schwerlich, kaum; *Duchserde*, *Tuchstein*, st. Tufstein. Unrichtig wird S. 227. Aphronitrum *Meersalz*, und S. 260. Medulla Saxi *Steinmergel* genannt.

Leipzig, in d. Gräffschen Buchh.: *Chemische Farbenlehre oder ausführlicher Unterricht von Bereitung der Farben zu allen Arten der Malerey.* Herausgegeben von *C. F. A. Hochheimer*, der kön. grofsbritt. deutsch. Gesellsch. der kurmainz. Akad. d. Wiss. u. d. Jenaischen lat. Gesellsch. Mitgl. *Zweyter Theil.* 1794. 231 S. 8.

Der gegenwärtige Theil ist mit dem ersten von gleichem Werthe, und enthält, neben einigen guten und anwendbaren Vorschriften, eine Menge unbrauchbarer und ganz falscher Anweisungen, wodurch unkundige Personen, wenn sie sich einem solchen unzuverlässigen Führer überlassen, nach gemachten Versuchen sich getäuscht, und um Zeit und Kosten gebracht finden. Einen Beweis davon gibt gleich der erste Abschnitt; die hier gelehrten Arten von Weifs zur Wassermalerey aus Eyerschalen, Austerschalen, gebrannten Hirschhorn, gebrannten Kalk, taugen alle nichts, sie fliefsen nicht ordentlich aus dem Pinsel, und geben ein schlechtes Corpus. Zum Trogweifs S. 2. soll man gelöschten Kalk mit einer Alaunauflösung vermischen, und nach ein Paar Tagen wieder ausfüfsen, „um den Alaun wegzubringen.“ Weifs denn aber dieser seynwollende Chemist nicht, dafs der Alaun hiebey zersetzt, und in Selenit umgeändert wird? Aehnliche chemische Schnitzer fallen mehrere vor, z. B. S. 116., wo der Vf. die Flüssigkeit von einer Mischung aus Kochsalz und feingeriebener Silberglötte, mit Lackmustinctur versucht, und sagt: dafs sie in derselben *nicht die geringste Röthe* hervorgebracht habe; obgleich das Kochsalz in die Glötte gewirkt hatte, dafs solche gröfstentheils ganz weifs geworden war. Erwartete er denn, dafs das aus dem zersetzten Kochsalze ausgeschiedene *Mineralalkali* die blaue Tinctur in *roth* verwandeln sollte? — Auch die Anwendung des mineralischen Turpeths, und des goldfarbenen Spiefsglanzschwefels, möchten, gleich mehrern andern, in der Probe nur schlecht bestehen. — Am meisten aber mufs Rec. den Emailleur, dem das Mifsrathen seiner Arbeit am unangenehmsten seyn mufs, vor einem unbedingten Zutrauen zu den Vorschriften unsers Vf. warnen. So schreibt selbiger unter andern zur hellorangenrothen Emailfarbe den *rothen Quecksilberpracipitat*, und zu Gelb das *Operment* vor. Ob nun schon jeder, der die Natur dieser beiden Stoffe einigermafsen kennt, deren Untauglichkeit zur Schmelzmalerey zum voraus beurtheilen wird, so hat dennoch Rec. sich die Mühe genommen, sie mit dem vom Vf. vorgeschriebenen Flüssen wirklich zu versuchen. Der Erfolg war, dafs vom Quecksilberkalke durchaus keine Spur von Farbe, vom Opermente aber eine kaum sichtbare grünliche Nuance zurückblieb.

VOLKSSCHRIFTEN.

Ohne Druckort: *Sabbako*, ein historisch-politischer Versuch für den deutschen Bürger und Landmann. 1793. 181 S. 8. (8 gr.)

„Unter so manche nützliche Gegenstände,“ sagt der Vf. S. 6 der Einleitung, „womit sich der Mittelmann unterhalten und unterrichten kann, darf wohl die Frage gerechnet werden: Was für eine Regierungsform für das Wohl aller Völker die möglich beste sey? Diese Frage mufs um so öfter und lebhafter jedem Denker in Erinnerung kommen, je nachdrücklicher sich heut zu Tage fast durchgehends alle Regenten bestreben, das Wohl ihrer Völker zu befördern; und jemehr ihre Bemühung zugleich auch unsern wärmsten Dank erfodert. *Wehe* über jene Staatsbürger, die, gänzlich unfähig den Vorzug irgend einer Regierungsform einzusehn, in einem ewigen Geistesschlummer dahin qualmen; aber weit mehr Wehe über jene Menschen, und ein Volk, das alle Wohlthaten seiner Regenten verkennt oder dabey ungerührt bleibt! Ueber den Nacken eines solchen Volks müfste billig, (wenigstens eine Zeitlang, es zu bessern) das Joch eines Asiatischen Sultans geworfen werden, wie es sich auch schon mehrmalen ereignet hat. Dieses ist nun der Inhalt der vorliegenden Blätter, welche absichtlich nur zur nützlichen Lesung minder unterrichteter Menschenklassen eingerichtet wurden. Alle abgezogenen Begriffe und deren Theorie werden daher in dieser Schrift sorgfaltigst vermieden; so wie auch alle unnöthigen Citationen und Attribute des Gelehrtenkrams mit Vorbedacht hinwegbleiben. Ich habe mir vorgenommen, popular zu schreiben, weil ich verstanden werden will.“ Gegen das Ende der Einleitung sagt der Vf. jedoch, dafs seine Schrift auch den sogenannten Ausstudierten oder Wissenschaftlern gewidmet sey.

Er theilt seine Schrift in drey Abschnitte, und handelt im 1sten von dem Wesen und der Nothwendigkeit einer Oberherrschaft, ihren verschiedenen Formen und deren Benennung; im 2ten durchgeht er die verschiedenen Reiche, und zeigt den Erfolg ihrer Regierungsformen, und im 3ten zieht er den allgemeinen Schlufs aus

den

den Ueberlegungen der vorher gegangenen hiſtoriſchen Beyſpiele.

Nachdem der Vf. gleich im Anfange des erſten Abſchnittes aus der Natur- und Kunſtgeſchichte gezeigt, daſs überall eine dirigirende Einheit ſey, ſagt er S. 15.: „Da „alſo dieſe ſchlechterdings nothwendige Einheit in ſo „vielen Gegenſtänden wahrgenommen wird, und der Ge„danke an eine Schöpfung ohne einfacher Kraft nichts „als ein ſinnloſes Phantom darſtellen würde: wie ſollte „man dieſe Einheit nur in der politiſchen Welt nicht als „eine zur Vollkommenheit der Geſellſchaft, — deren ein„zelne Glieder einander noch bey weitem nicht ſo ähn„lich, wie die Einheiten der Zahlen, ſind, höchſt nöthi„ge Eigenſchaft anerkennen?“ S. 17.: „daſs aber eine „ſolche demokratiſche Form auch nur dem Standpunkte „eines rohen Volkes eigen ſey, und folglich ſich mit „dem natürlichen Stande eines aufgeklärten und im höch„ſten Grade glückſeligen Volkes gar nicht vereinbaren „laſſe, dieſs können wir uns zu allen Zeiten unzähligе„mal beweiſen, ſobald wir nur die Augen ein wenig „aufſchlagen wollen. Wir ſehen, ſogar in der dunkel„ſten und früheſten Geſchichte ſchon einen *Nimrod*, den „mächtigſten und unumſchränkteſten Monarchen dama„liger Zeit mit ſeinen cultivirten Babiloniern alle umlie„genden Staaten umher verſchlingen etc.“ S. 21, 22.: „Die *vollſtändige* Monarchie, welche auch und zwar al„lein mit Recht die *ſouveraine* genennt wird, iſt jene „Regierungsform, wo alle *Regalien der Krone* und alle „Vorzüge und Rechte der Geſellſchaft in der einzigen „Perſon des Regenten vereinigt ſind. — In einer ſol„chen vollſtändigen Monarchie ſind alſo alle vier höch„ſten Regalien: nemlich Krieg zu führen, Friede zu ma„chen, Geſetze zu geben, und Auflagen zu beſtim„men, ganz allein der Willkühr des Regenten überlaſ„ſen.“ S. 23.: „Unter dieſen Mächten iſt wohl Rufs„land die anſehnlichſte, weil hier ſchon allein das Alter „der Souverainität die Stelle der erfoderlichen Geſetz„mäſsigkeit zu vertreten ſcheint, indem ſie, wie uns die „Geſchichte überzeugt, von Anbeginn her unumſchränkt „herrſchte, und folglich die Souverainität niemals uſur„pirt oder an ſich geriſſen hat.“

Eine Probe ſeiner ſchönen Staatskunde legt der Vf. S. 31. ab, wo er ſagt: „Die Republiken können ihrer „Natur nach in zwey Hauptklaſſen gebracht werden, „nemlich in die ariſtokratiſche und demokratiſche Ver„faſſung. Venedig und Genua gehören zu der erſtern, „Holland und Schweiz aber zu der zweyten.“

Nach dem Vf. S. 41. ſollen wir vorausſetzen, „je„der Herr ſey (der natürlichen Vermuthung nach, noch „mehr aber gemäſs einer Erziehung, wie die eines Prin„zen ſeyn kann und ſeyn ſoll,) *wenigſtens* gut geſinnt. „Angeblickt von Millionen ſeines Volks, das ihn beym „erſten Antritt der Regierung voller Zuverſicht mit dem „ſo durchdringenden Namen Vater aufrufet, und innig „verflochten ſammt ſeinem Wohle lebenslänglich mit „demjenigen ſeiner Unterthanen, kann er wahrſchein„lich, nach natürlichen Umſtänden vermuthet, keine „andere als nur redliche, zum Beſten des Staates höchſt „gedeihliche Abſichten in ihm (ſich) entſtehen laſſen, die „aber für ein uhermeſsliches Reich zugleich nicht ſel„ten von ſo erheblichem und groſsem Umfange ſeyn „können, daſs die kleinſten und untergeordneſten der„ſelben von jenen Pigmäenſeelen, deren er zur Ausfüh„rung jener bedarf, nicht einmal oberflächlich können „gefaſst werden, und falls dieſes auch wäre, aus ver„ſchiedenen Rückſichten auch gar nicht gefaſst werden „dürfen.“

S. 122. gibt uns der Vf. auch ein Stückchen ſeiner Kenntniſs der alten Staaten zum Beſten: „Athen konnte „ſeinen Periclen, Philippen und Alexandern nicht wi„derſtehen.“

Nachdem er S. 125. geſagt hat: „der Despotismus „könne ſich zwar in allen möglichen Staatsverfaſſungen „einniſten, halte aber mit der Aufklärung immer einen „verhältniſsmäſsig verkehrten Gang, ſo fährt er S. 126. „fort: „Wenn alſo die *uneingeſchränkte monarchiſche* „Staatsverfaſſung, welches niemand widerſprechen wird, „indem dieſes durch die Geſchichte, beſonders der neu„ern Zeiten, hinlänglich bewieſen wird, *vor allen übri„gen* Staatsformen geſchicklich iſt, und beſondere Hülfs„mittel in ſich enthält, die Aufklärung zu befördern: ſo „muſs auch der Despotismus insgemein hier um ſo viel „weniger Platz finden können. Und dies iſt es eben, „was uns die Staatengeſchichte aller Zeiten lehret.“

Wir wollen den Leſern nur noch ein Stückchen mittheilen, welches ſich gar zu ſehr ausnimmt: Nachdem er der Aufklärung und beſſern Erziehung der Prinzen unſerer Zeiten ein tiefes Compliment gemacht hat, ſagt er S. 137.: Ein Kronprinz, der im Jahre 2000 den Thron beſteigen werde, werde ſich das Reich hinlänglich ſichern, wenn er in einer einzigen öffentlichen Kundmachung an ſein Volk etwa ſo anfange: „Kraft der mir „(um Euch befehlen zu können,) und Euch (um mir ge„horchen zu müſſen,) von Gottes Gnade verliehenen „*reinen Vernunft* erinnere ich Euch an das meinen „Stammältern von Euren Vorfahren übertragene, ſeit„her durch ſo viele Jahrhunderte aufrecht erhaltene „*Recht* meiner *Erſtgeburt*, und an die ſichtbar wohlthä„tigen Folgen, die es von Zeit zu Zeit immer mehr in „jenem Reiche veranlaſste; ich erinnere Euch an die „Barbarey, die noch kürzlich die Menſchheit, ehe ſie ei„ner meiner helldenkendſten Vorfahrer, der groſse „*Hpeſoi-red-Etyewz* (Joſeph der Zweyte!!) aus ihrem „unrühmlichen Joche mit Gefahr ſeines verdienten Ruh„mes hervorzuziehen anfing, in dieſem Staate darnie„der drückte, und an die jetzigen erprobten Fortſchritte „einer *ſanften vernunftmaſsigen* Regierung, die in den „wenigen noch übrig gebliebenen republicaniſchen Staat„chen ſeit einiger Zeit täglich mehr verſchwindet. Ich „erinnere Euch an das *feſte* Band, welches durch die „väterliche liebevolle Gewalt meiner Vorfahren und Eu„ren gerechten tugendhaften Gehorſam immer enger ge„knüpft wurde, wodurch der einfachſte nur für das all„gemeine Beſte unumſchränkteſte Wille deſto wirkſa„mer gemacht wurde.“ Nach noch einigen dergleichen Erinnerungen ſchlieſst ſich endlich dieſe erhabene Proclamation folgendermaſsen: „Wir befehlen Euch alſo

„im Namen dieſer göttlichen Vernunft, und wollen, „daſs etc. etc.“

Eisenach, b. Wittekindt: *Ein Unterhaltungsbuch zur Beförderung der Menſchenkenntniſs*, von *Adam Fr. Ernſt Jacobi*, Superintend. und Beyſitzer des U. Conſiſtorii zu Crannichfeld. Zweyter Theil. 1793. 302 S. 8. (16 gr.)

Laut des Vorberichts wird des Sammlers Abſicht bey dieſer Schrift ſchon erreicht, wenn ſie von manchem, dem vielleicht ein ſchädliches Buch in die Hände käme, in einer Winterwoche zum Zeitvertreibe erwählt wird; welche Abſicht freylich die Mühe des Aufſuchens der Geſchichtchen nicht ſehr erſchwert hat. Daſs jedoch ein ſolcher Leſezeitvertreib die Menſchenkenntniſs befördern ſollte, daran zweifelt Rec. gar ſehr.

Prag u. Leipzig, b. Albrecht u. Comp.: *Neue Landbibliothek für Winterabende.* II. Band. 1793. 234 S. III. B. 1794. 342 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Romanhafte Erzählungen aus dem Ritter- und Bürgerſtande, aus der Chriſten-, Türken-, und Heidenwelt machen den Inhalt dieſer Landbibliothek aus, welche übrigens dem wahrſcheinlichen Endzweeke des Sammlers gemäſs wohl für gewiſſe Leute ein Remedium wider die peinliche Langeweile, beſonders in Winterabenden ſeyn mögen.

Von folgenden Büchern ſind neue Auflagen erſchienen:

Berlin, b. Unger: *Ueber Revolutionen, ihre Quellen, und die Mittel dagegen.* Den menſchlichſten Fürſten gewidmet von *J. L. Ewald.* 2te Aufl. 1793. 217 S. 8. (18 gr.)

Ebend., b. Weyer: *Anweiſung für Frauenzimmer, die ihrer Wirthſchaft ſelbſt vorſtehen wollen.* 1 St. 2te Aufl. 1791. 128 S. 8.

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. *Helmſtädt*, b. Fleckeiſen: D. *Jo. Mic. Biſchoff*, Jur. et Phil. P. P. *Commentatio hiſtorico-juridica de feudis oblatis.* Pars prima hiſtorica. 1790. 76 S. 4. — Wir haben dieſen Anfang einer ausführlichern Bearbeitung der ſchwierigen Materie von aufgetragenen Lehen mit Vergnügen geleſen, ungeachtet wir mit der Theorie des Vf. nicht völlig einverſtanden ſind, ſondern aufgetragene Lehen eben ſo gut als gegebene im Zweifel für eigentliche Lehen halten. Freylich wird das Intereſſe dieſer Lehre um ſo mehr erhöht, je mehr auszeichnendes man dieſer Gattung von Lehen in ihren rechtlichen Wirkungen beylegt. Wie ſich aber dergleichen Abweichungen rechtfertigen laſſen, darüber müſſen wir von dem Vf. Belehrung erwarten. Nach einer Vorrede, die von den bisherigen Schickſalen dieſer Lehre handelt, kommt der Vf. im 1ſten Cap. auf die Beſtimmung und nähere Erläuterung deſſen, was man *feudum oblatum* nennt, auf die mannichfaltigen Benennungen, unter welchen dieſe Gattung von Lehen vorkommt, auf die verſchiedenen Arten derſelben, und auf die damit verknüpften Feyerlichkeiten. Der Vf. iſt mit keiner der bisherigen Erklärungen zufrieden, ſondern gibt folgende Definition an: „*feudum privilegiatum, illi, qui rei dominium ultro (nec juſta vi nec pretio intercedente) ſub conditione de inveſtiendo in alterum tranſmittit, in iſta re ipſa conceſſum.*“ Er ſucht die meiſten Partialideen, aus denen die Definition zuſammengeſetzt iſt, zu rechtfertigen. Nur die nähere Beſtimmung und Deduction desjenigen Theilbegriffs, der wohl am meiſten beſtritten werden dürfte, des Beyworts *privilegiatum* nemlich, das die weibliche Erbfolge und andere auszeichnende Eigenſchaften dieſer Lehen andeuten ſoll, ſetzt der Vf. auf den zweyten Theil der Abhandlung aus. Da, wo der Vf. von den Feyerlichkeiten oder der äuſsern Form der aufgetragenen Lehen handelt, verſucht er eine neue Deutung der ſchwierigen Stelle des ſächſiſchen Landrechts im 34ſten Art. des 1 Buchs, wo von dem üblich geweſenen Zeitraume zwiſchen der Auftragung und Belehnung die Rede iſt. Das 2te Cap. iſt der Geſchichte dieſer Lehen gewidmet. Der Vf. findet dieſes urſprünglich deutſche und den Longobarden unbekannte Rechtsinſtitut ſchon in *Marculfs* Formeln. (Die angeführte Stelle faſst alles in ſich, was zu einem *feudo oblato* gehört, nur gerade die weſentlichen Beſtandtheile eines Lehens nicht. Das Alter der eigentlichen *feudorum oblatorum* wird ſich wohl über die Entſtehungsepoche der Erblichkeit der Lehen nicht weit hinaufrücken laſſen.) Der Vf. kommt dann auf die Urſachen, welche die Lehensoblationen veranlaſst, und ſo ſehr vervielfältigt haben, und nimmt 4 Hauptürſachen an, den herrſchenden Religionsaberglauben und den kriegeriſchen Geiſt des Mittelalters, die Vorzüge und Privilegien der Vaſallen, und den nachtheiligen Einfluſs der römiſchen Teſtamente auf die Familienbeſitzungen des deutſchen Adels. (Aberglauben und Anarchie des Mittelalters mögen wohl ohne Vergleichung den meiſten Antheil an Vervielfältigung dieſer Lehen haben.) Nun durchwandert der Vf. einen groſsen Theil von Europa, und zeichnet ſich in den meiſten Ländern und Staaten Beyſpiele von dergleichen Lehen aus. In Italien findet er ſie längſt vor Entſtehung der Sammlung des longobardiſchen Lehenrechts. Ihm ſind die Königreiche beider Sicilien, die Mathildiſche Schenkung und die ſogenannten *feuda Langharum, feuda oblata*. In Frankreich wurden die meiſten Provinzen, z. B. Dauphiné, Champagne u. ſ. w. auf dieſe Weiſe lehenbar. Groſsbritanien, Dänemark, die Niederlande u. a. Länder ſind fruchtbar an dergleichen Lehen. Doch gedieh dieſes Inſtitut nirgends beſſer, als auf deutſchem Boden. Hier ſind die meiſten ſogenannten *feuda extra curtem*, und die Lehen der gräflichen Staaten aus Precareyen und Oblationen entſtanden. Dies zeigt der Vf. an Beyſpielen von Mainz, Trier, Kölln, Bamberg, Wirzburg, Eichſtädt, Straſsburg, Hildesheim und Fuld. Von den geiſtlichen geht er auf die weltlichen Lehen über, widerlegt die ſchon längſt mit Recht verworfene Pufendorf-Ludwigſche Hypotheſe von der deutſchen Staats- und Lehensverfaſſung unter Konrad I und ſeinen Nachfolgern, führt dann einige Beyſpiele von aufgetragenen Reichslehen des hohen Adels auf, und geht endlich zu den deutſchen Provinziallehen über, bey welchen er ſich aber auf Beyſpiele aus den groſsen Staaten Deutſchlands einſchränkt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 18. August 1794.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Leipzig, b. Barth: *Jesus und die Vernunft*, von Dr. *Johann Otto Thiess.* 1794. 308 S. 8.

Der bekannte Vf. der Schrift: „Christus und die Vernunft," hatte die Lehre Jesu auf eine Weise angegriffen, gegen welche christliche Theologen unmöglich gleichgültig seyn konnten. So bestimmt und offen inzwischen auch diese Angriffe waren, so hatte sie doch, einige Recensenten ausgenommen, noch Niemand erwiedert und von dem Christenthume abgelehnt. Da nun in den nördlichen Gegenden von Deutschland das sogenannte aufgeklärte Publicum dieses Buch „ganz artig" und die Damen sogar „gründlich" gefunden haben sollen; so glaubte sich Hr. *T.* berufen, den Ungrund dieser Einwürfe zu beleuchten und diesem Unwesen eines gewesenen Predigers ein Ende zu machen. In der That ist auch Hr. *T.* dem nun genannten Vf. jene Schrift, Hn. *Riem* zu Berlin, an Gründlichkeit und theologischer Gelehrsamkeit merklich überlegen, so dass wir seine Beleuchtung Allen mit Ueberzeugung empfehlen können, die sich durch jene unbillige Vergleichung der Lehre Christi mit der Vernunft bisher haben irre führen lassen. Inzwischen hat sich doch auch Hr. *T.* einige Blössen gegeben, die wir um so viel weniger verschweigen dürfen, da sich, bey der moralischen Kultur unseres Zeitalters der Apologete des Christenthums, wenn er seinen Endzweck erreichen will, alle Ausfälle und Bitterkeiten nicht mehr erlauben darf, durch welche er in den Jahrhunderten der Polemik die eherne Krone des orthodoxen Eifers errungen haben würde.

Bey dem unphilosophischen Synkretismus, welcher in der Riemischen Schrift gegen das Christenthum herrschte, durfte ein Gegner derselben der gerechten Foderung nicht ausweichen, die Einwürfe des Vf. auf Principien zurückzuführen, und sie dann in ihrer ganzen Blösse darzustellen. Durch diese Bemühung würde dem Leser die Uebersicht des Ganzen erleichtert und die gute Sache des Christenthums in ein helleres Licht gesetzt worden seyn. Hierauf scheint aber Hr. *T.* keine Rücksicht genommen zu haben; vielmehr widerlegt er seinen Autor nur stellenweise, ohne die bestrittenen Materien unter gewisse Rubriken zu bringen, und verfällt, was bey dieser Methode kaum zu vermeiden war, nicht selten in leere Declamationen, wodurch für die Hauptsache nichts entschieden wird. So findet z. B Hr. *R.* (S. 115.) in den Worten Jesu (Matth. VI, 15.) eine grosse Immoralität: „wo ihr den Menschen ihre Fehler nicht vergebt, so wird euch Gott eure Fehler auch nicht vergeben." Er meynt, Gott werde hier eben so unversöhnlich, wie ein Mensch gegen den andern vorgestellt, und Christus sey deswegen einer Unrichtigkeit zu beschuldigen. Statt dass nun hier Hr. *T.* hätte zeigen sollen, wie Gott, als Gesetzgeber und Richter, bey welchem keine leidenschaftliche Bestimmung des Willens denkbar ist, zu seinen Geschöpfen in einen ganz andern Verhältnisse stehe, als ein Mensch gegen den andern, und wie er so lange nicht vergeben, d. h. nicht aufhören könne, zu strafen, bis der Sterbliche von Sünden möglichst rein ist; statt dessen lässt er seinen Freund, einen alten Dorfschulmeister, auftreten, und den gemeinschaftlichen Gegner durch seinen sogenannten gesunden Menschenverstand widerlegen. Eben so unbefriedigend ist (S. 184.) der Einwurf abgefertiget, welcher von der Ewigkeit der Höllenstrafen hergenommen ist, die Jesus (Matth. 25.) gedroht haben soll. Auch die Exegese unsers Vf. ist nicht immer richtig und treffend. So wird z. B. S. 54. die Stelle Matth. V, 17. also erläutert: „wähnt nicht, dass es meine Absicht sey, das Gesetz, oder die Propheten aufzuheben: ich will nicht aufheben sondern *vollenden*, d. i. das Gesetz zu seinem allmäligen Ende bringen, die Zeit, da es nicht mehr gelten wird, mit Vorsicht herbeyführen." Nach dieser Erklärung, die uns nach dem so häufig von dem Vf. schon zum voraus citirten neuen praktischen Kommentar über den Matthäus eben nicht sehr lüstern gemacht hat, wäre καταλυσαι beynahe so viel, wie πληρωσαι, und der ganze Vers enthielte eine offenbare Tautologie. Der Sinn der Worte Jesu ist folgender: „ich will das Gesetz nicht abschaffen, sondern es durch neue Erklärungen und Zusätze ergänzen (πληρωσαι, למד) und vollständig machen. Ich will es von seinen politischen Vorschriften läutern und seine fragmentarischen Gebote zu einem Ganzen vollenden." Mehrere Beyspiele könnten wir in grosser Anzahl anführen. Am wenigsten können wir aber mit dem Tone zufrieden seyn, in welchem Hr. *T.* mit seinem Gegner spricht. Zwar zeigt er sich, wie aus mehreren Stellen und aus seinen Ausfällen gegen Hn. *Eberhard* erhellt, als einen eifrigen Verehrer der kritischen Philosophie; wir haben aber nicht finden können, dass die Moral derselben die Sinnlichkeit des Vf. immer niedergeschlagen und seine Heftigkeit, die er Enthusiasmus nennt, gemässiget hätte. Hr. *T.* mag selbst urtheilen, ob folgende Aeusserungen und Ausdrücke mit den Gesetzen der Urbanität bestehen können, die niemand weniger, als der theologische Schriftsteller vergessen darf. S. 140. „Verläumdung und kein Ende!" S. 143. „lieber Sancho." S. 146. „*o tribus Anticyris caput insanabile!*" S. 288. (in einem Anhange, welcher füglicher ganz hätte wegbleiben mögen): „ich will lieber meinen Doctortitel in Giessen wieder abgeben, eh' ich mich

Bahrdts Collegen nennen laſſe. Unter den angeblichen Wahrheitsforſchern und Aufklärern iſt mir nicht leicht ein Menſch *verächtlicher*, wie er, der —" Glücklich iſt inzwiſchen die beygebrachte Charakteriſirung dieſes Schriftſtellers aus dem Tacitus (Annal. IV, 52.): *proſperiore eloquentiae, quam morum fama fuit, niſi quod aetas extrema multum etiam eloquentiae demſit, dum ſeſſa mente retinet ſilentii impatientiam.*

Wir verkennen übrigens die Beleſenheit und gelehrten Kenntniſſe des Hn. *T.* durchaus nicht, und wünſchen nur, daſs er ſich künftig einer theologiſchen Mäſsigung und einer reineren Sprache und Schreibart (S. 10. 296. *wigtig*, *Gewigt*, S. 11. *empyriſch*, S. 286. das wird ihnen niemand *zuglauben*) befleiſsigen mögen.

Gieſsen, b. Krieger: *Neueſte Religionsbegebenheiten.* 1790 — 1793.

Bey einer Schrift, die ſeit ihrer Entſtehung ſchon ſo vielen nachtheiligen Kritiken ausgeſetzt war, macht es ſich Rec. allemal gedoppelt zur Pflicht, ſie mit möglichſter Aufmerkſamkeit durchzugehen, um an ihr wenigſtens noch eine erträgliche Seite aufzufinden, welche doch ſonſt jedes Uebel in der Welt haben ſoll. Dieſs that er denn auch hier. Plan und Zweck dieſer Zeitſchrift ſind dem Publicum ſchon ſattſam bekannt, und er würde ſich daher in der Anzeige vorliegender Stücke unnöthiger Weiſe in irgend eine weitläuftige Erörterung einlaſſen. Mit Vergnügen wird jeder Freund der Wahrheit gleich in dem 6ten Stücke (S. 391.) auf mehr als eine Erklärung über *Lavateriſches* Geiſterweſen ſtoſsen, welche den, ſonſt nicht ganz unſcheinbaren, Vorwurf, als begünſtigte dieſe Zeitſchrift *auch vollends* die Schwärmereyen *des Helvetiſchen Sehers*, nun gänzlich widerlegt. Seine Widerſprüche und gedankenloſe Wortſpiele, ſein gänzlicher Mangel an Unterſcheidungskraft, wenn er z. B. einen *Moritz* unter denjenigen aufführt, welche glaubwürdige Geſchichten für eine Divinationsgabe *im Lavateriſchen Sinne* geſammelt haben, werden ihm aufgedeckt, und die Begierde des Menſchen, noch jetzt auf übernatürlichen Wegen zu einer Erkenntniſs zu gelangen, zu welcher nur Erfahrung und Schlüſſe führen können, wird überhaupt als eine verderbliche Thorheit verworfen. — Deſto auffallender iſt freylich alsdann (S. 463.) das Urtheil über *de Marees Gottesvertheidigung*, als eine *vortreffliche Schrift*, die ſich unter anderm auch der *jetzigen falſchberühmten Kunſt* (!!) *der Kritik*, welcher ſich ſonſt alles unterwerfen müſse, entgegenſetze. Den Hauptinhalt der nachfolgenden Stücke machen Auszüge aus Schriften über die Volksaufklärung, Nachrichten von *Bahrdts* Leben, Gefangenſchaft, Krankheit, von der *Union* und andern geheimen Geſellſchaften, von den königl. Preuſsiſchen Verordnungen in Religionsſachen, eine weitläuftige Anzeige von neuern Schriften über die ſymboliſche Bücher aus. — Das eben angeführte Urtheil über *de Marees* gibt den Schlüſſel zu allen weitern *unpartheyiſchen* Anmerkungen, womit die Vf. ihre Nachrichten und Auszüge begleiten. Dieſs möchte denn noch ſo hingehen, wenn man ſich dabey nur nicht ſo oft durch den Kunſtgriff geärgert fände, nach welchem dieſe Herren bey ſogenannten Aufklärungsmaterien, das Intereſſe der Fürſten mit dem Intereſſe der Geiſtlichkeit auf das innigſte zu verwickeln ſuchen. Iſt dieſs die Stimme der trugloſen Wahrheit, oder was blickt unter der Parallele zwiſchen Königen und Pfaffen, welche der Aufklärung beygemeſſen wird, hervor? — Wie ſoll man es endlich verſtehen, wenn der Wunſch einer, immer weiter gehenden, Einſchränkung der Preſsfreyheit ſich hier und da ſo mit Macht verkündiget? Das 12te Stück des Jahrganges 1791 wird mit einer Abhandlung über die Verbindung der Philoſophie mit dem Chriſtenthum beſchloſſen, worin gezeigt werden ſoll, daſs ein gewiſſes *populäres* Nachdenken über Gott und Welt allerdings für das Chriſtenthum nützlich ſeyn, daſs hingegen die Zurückführung der Lehre Jeſu auf das, jedesmal herrſchende Syſtem der ſpeculativen Philoſophie unfehlbar zum groſsen Nachtheile der erſtern ausſchlage. Dieſs beweiſt der Vf. ſchon durch die Vermiſchung der Neuplatoniſchen Philoſophie mit dem Chriſtenthum; ſcheint alſo vergeſſen zu haben, daſs er hier wider Willen die ſogenannten neuern Aufklärer begünſtige, welche ſich gerade die Reinigung der Chriſtuslehre von den Zuſätzen des Platonismus und den Subtilitäten des Scholaſticismus zum Ziele ſetzten, folglich thaten, was der Vf. will! — Der Einfluſs, welchen die Kantiſche Philoſophie auf Religionsideen in Deutſchland gewinnt, hatte auch auf dieſe theologiſche Zeitſchrift die Wirkung, daſs ihre letzten vor uns liegenden Stücke ſich hauptſächlich mit Unterſuchungen über das Verhältniſs jener Philoſophie zur Lehre Jeſu beſchäftigen. In der Einleitung zu dieſen *wichtigen* Betrachtungen wird (1. Stück 1793. S. 28 – 35.) eben das beynahe mit denſelben Worten wiederholt, was ſchon am Beſchluſſe des Jahrganges 1791 in der bereits bemerkten Abhandlung vorgetragen wurde, und dann lenkt der Vf. erſt alſo ein (S. 35.). *Jetzt* ſtrebt die *Kantiſche* Philoſophie nach eben dieſer Herrſchaft über andere Wiſſenſchaften. Allein dieſe herrſchſüchtige iſt nach *Braſtberger* (S. 37.) groſsentheils Spielwerk mit Worten, wo man einerley Sache mit Zehnerley verſchiedenen Ausdrücken und Wendungen ſagt, auf dieſe Art viel neues zu ſagen ſcheint, und doch am Ende nichts ſagt. Hiezu kommt, daſs ſie meiſtens den Knoten zerhaut, wie in der Lehre von der Freyheit (S. 38). Endlich widerſpricht ſie ja ſogar einigen *ausgemachten* Wahrheiten der Vernunft; auch verachtet ſie manche bisherige gründliche Beweiſe, und nimmt dagegen wichtige Sätze wohl gar ohne allen Beweis an. Nach derſelben läſst ſich die Wirklichkeit der Dinge auſser uns nicht beweiſen (nach welcher denn?) — nach derſelben ſoll man von einer Wirkung nicht auf eine Urſache, von dem Werk nicht auf den Meiſter ſchlieſsen dürfen; und doch ſchlieſst die ganze Welt ſo! Wer hat hieran nicht ſchon ſatt? Unerachtet Rec. nicht mit dem ſel. *Bahrdt* behaupten möchte, dieſe und dergleichen Zeitſchriften ſeyn nur für die Hammelsköpfe des deutſchen Publicums genieſsbar, ſo muſs er doch geſtehen, die meiſten Speiſen darin kamen ihm ſo ſchaal und ungenieſsbar vor, daſs ihm auch die Zuthat mangelhafter hiſtoriſcher Nachrichten den Ekel daran nicht benehmen konnte.

ERD-

ERDBESCHREIBUNG.

Göttingen, b. dem Vf. u. in Comm. der Ruprechtischen Buchh.: Versuch einer skizzirten *Beschreibung von Göttingen* nach seiner gegenwärtigen Beschaffenheit. Von *Moses Rintel*. Nebst einem Grundrifs der Stadt. 1794. 14 Bogen. 8.

Da man Göttingen in den letzten Jahren zum Gegenstande romanhafter und scurrilischer Beschreibungen gemacht, und das auswärtige Publicum, welches aus guten Ursachen von dem Orte, um der daselbst blühenden Universität Willen, unterrichtet werden wollte, in Verwirrung gesetzt hatte; so ist es unfehlbar für viele erwünscht, dafs hier ein Buch erscheint, welches durch prunklose Darstellung, die weder schmückt, noch schändet, sondern treulich aus den Acten referirt, den Ort und seine Anstalten ganz so, wie sie sind, zeigt und beschreibt. Es reifst durch das auffallende nicht so hin und hat für die Neugierde weniger Interesse, als andere Bücher, die der Einbildung und dem Muthwillen ein freyes Spiel erlauben; aber es behauptet den Werth der Zuverlässigkeit und verschafft die Bequemlichkeit eines wohleingerichteten Addressbuchs von Göttingen. Wenigstens mufs Rec. aus eigener Kunde des Orts bezeugen, dafs die Bemühung des Vf., die Gegenstände genau zu verzeichnen und aus eingezogenen zuverlässigen Nachrichten zu beschreiben, nirgends zu verkennen sey. Es ist zu wünschen, dafs das Werkchen durch fortgesetzten Fleifs des Vf. immer noch zweckmäfsiger eingerichtet werden möge; daher wir zur Belehrung und Erinnerung des Vf. einige uns vorgekommene Fehler und Mängel anzeigen wollen. Das Buch, welches nicht blofs die Universität, sondern die ganze Stadt Göttingen mit allen darin befindlichen Einrichtungen und Anstalten, sammt den dabey angestellten Personen zum Gegenstand hat, besteht aus folgenden neun Abschnitten: I. Lage und Localbeschaffenheit der Stadt, wo die natürliche Beschaffenheit der Gegend beschrieben und ein Verzeichnifs aller Strafsen und Plätze mit ihren Merkwürdigkeiten mitgetheilt wird. II. Königl. Georg-Augustus-Universität, nach vielen Unterabtheilungen. III. Privatinstitute und Sammlungen, wohin Leihbibliotheken, Privatbibliotheken, Auctionen, auch die physicalische Privatgesellschaft gerechnet werden. IV. Gemeinnützliche (öffentliche) Institute und Anstalten, wo erstlich das Gymnasium sehr umständlich beschrieben und die gemeinen Pfarrschulen erwähnt, hernach milde Stiftungen und Armenanstalten angezeigt, endlich die übrigen Anstalten, das Badehaus, Postamt, Lombard, die Linnenlegge, das Schauamt und das Intelligenzcomtoir unter einer gemeinschaftlichen Uebersicht zusammengefafst werden. V. Oeffentliche und gesellschaftliche Vergnügungen. VI. Oekonomische Nachrichten für hiesige Studierende und andere Fremde. VII. Volksmenge und kirchliche Einrichtung. VIII. Militär- und gerichtliche Verfassung. IX. Industrie und Gewerbe der Einwohner. Von dem Inhalte jedes Abschnittes läfst sich einzeln nichts auszeichnen, weil die Gegenstände zu mannichfaltig sind, und gröfstentheils nach ihren bestimmten Angaben erwartet werden können. Indessen möchte Rec. doch folgendes noch dabey erinnern: Der ganze Plan mufs zur künftigen Vervollkommnung dieses statistischen Entwurfs von Göttingen mehr überdacht und nach bestimmteren Klassen oder Fächern angelegt werden. Noch ist das gleichartige nicht genug zusammengestellt, und daher sind Dinge, die vielleicht unter keine der angenommenen Klassen oder Ueberschriften pafsten, mit Befremdung des Lesers oft eingeschaltet, wohin sie, dem Begriffe nach, nicht pafsten. Wer wird z. B. die Freymaurerlogen unter den öffentlichen Vergnügungen suchen, wo sie zwischen der Jagdbelustigung und dem Scheibenschiefsen ihre Stelle bekommen haben? Bücherauctionen gehören nicht zu den Privateinrichtungen; nur durch Mifsbräuche können sie von der Willkühr des *öffentlich* bestellten Auctionators abhangen und in eine Privatanstalt umgeschaffen werden. Periodische Schriften an sich scheinen keinen eigenen Artikel unter den gelehrten Privateinrichtungen zu verdienen; noch weniger aber in der höchst unbestimmten Bedeutung, wie S. 96 ff., wo *Stäudlins* Beyträge zu Erläuterung der Propheten, *Marezolls* Predigten, *Pütters* Rechtsfälle, *Claproths* Actensammlung, *Meifters* prakt. Bemerkungen, *Buhle* Geschichte des philosophirenden menschlichen Verstandes u. a. als periodische Schriften aufgeführt sind. Von besondern Polizeyanstalten, die zum Theil auch für Auswärtige manches merkwürdige enthalten könnten, und deren Gesetze jeden Ortbewohner interessiren, ist gar nichts gesagt worden. Sodann müssen die Angaben unter jedem Abschnitte nie allgemein seyn, sondern durch Namen und Zahlen so genau bestimmt werden, dafs der Fremde, welcher diesen statistischen Abrifs aufschlägt, auf das pünktlichste belehret wird. Der Vf. hat vieles hierin geleistet, vieles aber auch unbestimmt gelassen, was er wissen und erfahren konnte. S. 6. stehn nun noch einzelne Erinnerungen von den Häusern zu G. Der gröfste Theil ist *drey oder vier Stock hoch*; es mufs heifsen: *zwey oder drey Stockwerk hoch*, denn vier Stockwerke gehören in Göttingen unter die Ungewöhnlichen. S. 7. *In den Gossen — befindet sich zum Theil immer frisches fliefsendes Wasser.* Ein Theil der Gossen enthält freylich *bisweilen* zur Reinigung der Strafsen, vermittelst der Oeffnung der Feuerteiche, auf kurze Zeit fliefsendes Wasser; hingegen Gossen, *die immer fliefsendes Wasser haben*, kennen wir nicht. Einige haben durch ihre Lage allerdings immer stehendes Wasser; aber es ist weder frisch noch fliefsend. S. 43. das Concilienhaus — von *drey* Geschossen, mufs heifsen von *zwey* Geschossen. Zu S. 44 - 54. wo die Beschreibung der Bibliothek recht gut abgefafst ist, würden wir rathen, künftig den gedruckten Auszug der Bibliotheksgesetze, so weit er die Studierende angeht, anzuhängen. Dergleichen Belehrungen erwartet der Fremde in einem guten Addressbuche. S. 57. *Instrumentalmusiken*, lieber allgemein: *Musiken*, denn es sind ja zugleich *Vocalmusiken*. S. 57 60. von dem Pastoralinstitut und Predigerseminarium. Man sieht aus der übrigens ziemlich umständlichen Beschreibung nicht deutlich ein, wie beide Anstalten verschieden sind. So viel uns erinnerlich,

hat man von Sextro und Koppe eigene Schriften über die Stiftung und Gesetze. Diese hätten angeführt und die Gesetze selbst ausgezogen werden sollen. S. 66. heifst es von dem Accouchirhospital: „hier werden mehrere Frauen — zu künftigen Hebammen gebildet; die *Bedingnisse für solche* — werden von Zeit zu Zeit vom Lehrer durch den Druck bekannt gemacht.“ Aber gerade daran war am meisten gelegen, diese Bedingungen, da sie ohnedem durch den Druck bekannt gemacht waren, hier mitzutheilen. S. 75. mussten nicht blofs die neuesten *Commentationes*, sondern die verschiedenen Sammlungen der Societätsschriften, nach ihren abgeänderten Aufschriften ganz kurz angeführt werden. S. 80. wird die Stiftung jährlicher Preisaufgaben beschrieben. Billig hätte zugleich der Anfang dieser Stiftung bemerkt werden sollen. Bey andern Anstalten ist es bisweilen geschehen. Es ist zu rathen, dafs der Vf. künftig die Stiftungsgeschichte und den Anfang aller einzelnen Institute durchaus ganz kurz berühren möge. S. 83. wird von der Professoren-Wittwencasse alles nur allgemein angegeben. Das Vandenhoekische Legat verdiente immer namentlich erwähnt zu werden. Auch war es kein Geheimnifs, wie viel die Pension der ältern und der jüngern Professoren-Wittwen betrage. Es mufste auch nicht verschwiegen werden, dafs, in Ermangelung der Wittwen, nachgelassene Kinder bis zum vierzehnten Jahre des jüngsten die Pension erhielten. S. 95. von der physicalischen Privatgesellschaft konnten bekannt gewordene bestimmtere Anzeigen mitgetheilt werden. Die Industrie-(Arbeits-) Schule S. 114. würden wir vielmehr zu den Schulanstalten S. 111. gerechnet, auch Hn. Sextro's erste Entwürfe mit zur Geschichte angeführt haben. S. 112. werden drey milde Stiftungen St. Crucis, St. Spiritus und St. Annae angeführt und von ihnen gerühmt, dafs die *ansehnlichen Einkünfte* zum lebenslänglichen Unterhalt der Hospitalisten verwandt werden. Dem rühmlichen Vorhaben des Vf. gemäfs, nichts gröfser zu machen, als es ist, würden wir rathen, das Beywort wegzustreichen und nur zu sagen: die Einkünfte werden zu einer lebenslänglichen nothdürftigen Unterstützung der Hospitalisten verwendet. S. 131. ist das Miethgeld für Pferd und Cariole nicht richtig nach den gegenwärtigen Preisen angegeben, auch in den Namen der Speisewirthe einiges verschrieben. S. 163. wird erwähnt, dafs die Leichentaxen für Bürger und Universitätsverwandte nach verschieden Klassen festgesetzt sind. Die darüber gedruckten Tabellen waren zur Belehrung des Publicums billig einzuschalten. Denn eben dadurch kann Hr. R. seinem Buche mehr Gemeinnützigkeit und Interesse verschaffen. Zu S. 170. gehört, dafs der Jude auch die Stolgebühren für die Taufe bezahlen mufs. S. 165. ist es nicht ganz richtig, dafs in den Wochentagen die Communion nach der Betstunde gehalten werde. Wenigstens in der Johanniskirche hat dieses nicht Statt, weil die Betstunde des Nachmittags ist. Ebend. mufs nicht gesagt werden, die Passionssetze hinzu: und andere Kirchen-) Musiken — gebe der Stadtmusikus. Der Stadtcantor führt sie auf, und das Singchor nebst dem Stadtmusikanten und seinen Leuten sind ihm zu diesem Behufe beygegeben. S. 199. der Kupferdrucker Siedentopf ist, so viel wir wissen, schon etliche Jahre nicht mehr in Göttingen. S. 210. hätten die angegebenen 8 Abschreiber irgendwo namentlich angeführt werden sollen. Wahrscheinlich war vielen mehr damit gedient, als mit den Namen der Thorschreiber u. dgl. Es ist sehr zu wünschen, dafs der Vf. seinen Fleifs ferner verwende, diesem statistischen Entwurfe, seiner Bestimmung gemäfs und zum unleugbaren Nutzen des Publicums, die möglichste Vollständigkeit, Bestimmtheit in den Angaben und Zuverlässigkeit zu verschaffen. Die ältere Geschichte der Anstalten kann ein stehender Artikel des Buchs bleiben, der seinen Werth für sich behält; die neuen und veränderlichen Artikel aber müssen durch Aufmerksamkeit und Nachfragen immer auf's neue berichtiget werden.

KLEINE SCHRIFTEN.

RECHTSGELAHRTHEIT. Jena, m. Fiedler. Schr.: *Quaestio facti controversi an renunciatione simpliciter facta bis auf den ledigen Anfall, si vivente, qui pacti tempore existebant, nullis masculis, sed tantum filiabus relictis decesserint, filiae hae amitae renuncianti in mortuae quam fratribus cessit, impedimento esse possint?* investigata et resoluta. Quod. Kretschmann. 46 S. 8. — Schon aus der Stellung der Frage läfst es sich errathen, auf welche Seite der Vf. sich neigt. Er behauptet nemlich gegen die gemeine und durch die Praxis der sächsischen Reichsgerichte bestätigte Meynung, dafs bey deutschen Succession eine Schwester des letzten Besitzers, wenn sie bis auf den ledigen Anfall entsagt hat, aber den Abgang des Mannsstammes erlebt, von der Erbfolge nicht ganzlich ausgeschlossen werde, sondern denjenigen Antheil an diesen Gütern erhalte, auf welchen sie zum Vortheil ihrer Brüder Verzicht geleistet hat. Neue Gründe für diese Behauptung finden wir in der vorliegenden Schrift nicht, sondern das Ganze dreht sich um die historisch unrichtige Voraussetzung herum, dafs im Mittelalter die Töchter bey eigentlichen Stammgütern gleiche Successionsrechte mit den Söhnen gehabt haben; wodurch sich dann die Folge rechtfertigt, dafs die Verzichte der Töchter von jeher nicht für blofse Cautelen, sondern für rechtliche Mittel, die Töchter von einer ihnen gebührenden Erbfolge auszuschliefsen, gegolten haben, und zugleich der Anwendung römischer Rechtsgrundsätze der Weg gebahnt wird.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 19 August 1794.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

1) BERLIN, im der Königl. Realſchulbuchh.: Zwey *Preisſchriften* über die von der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin aufgegebene Frage: *Von der Anwendbarkeit, dem Nutzen oder der Schädlichkeit der Koppelwirthſchaft in der Mark-Brandenburg*, nebſt einigen Schriften, welche das *Acceſſit* erhalten haben, und *Bemerkungen* des Etatsminiſters Grafen *von Herzberg* über eben dieſen Gegenſtand, mit Beantwortung der Anmerkungen, welche der Hr. G. R. *v. Wolf* dagegen drucken laſſen. 1793. 326 S. gr. 8.

2) BERLIN, b. Vieweg d. ä.: Practiſche *Bemerkungen über die Anwendbarkeit der Koppelwirthſchaft in den Preuſſiſchen Staaten.* Ein *Acceſſit:* Nebſt Anmerkungen über die vom Herrn Curator der Akademie am 27 Septbr. 1792, dieſen Gegenſtand betreffend, gehaltene Vorleſung. Von dem Geheimen Commerzien-Rath *von Wolf.* 1793. 150 S. gr. 8.

3) BERLIN, b. Haude u. Spener: *Ueber die Mecklenburgiſche Koppelwirthſchaft.* Ein Verſuch über deren Anwendbarkeit in der Mark-Brandenburg. 1793. 55 S. gr. 8.

Der bereits von einigen groſsen Oekonomen in den Preuſsiſchen Staaten, mit dem beſten Succeſs begonnene Uebergang zur Mecklenburgiſchen Schlagwirthſchaft, hatte vielleicht die nächſte Veranlaſſung gegeben, daſs Sr. Königl. Majeſtät (nach S. 1. der Vorr. in Nr. 1.) Der Akademie anbefohlen, die Preisfrage aufzuſtellen: „ob die in Holſtein und Mecklenburg übliche Koppel„wirthſchaft dem Staate überhaupt nützlich oder ſchäd„lich, ob ſie auf die Mark-Brandenburg anwendbar, „und beſonders der Bevölkerung nachtheilig ſey oder „nicht?“ Eine ſo wichtige Anfrage, muſste nothwendig alle denkende Preuſsiſche Oekonomen auffodern: ihr Gutachten vor dem Akademiſchen Tribunale niederzu legen. Die (nach S. 11. in der Vorr. zu Nr. 1.) vielen eingelaufenen Wettſchriften haben ſich nicht einhellig *für* die Anwendbarkeit dieſer Wirthſchaftsart in der Mark, ſondern zum Theil, (ob mit *guten* und unverwerflichen Gründen? will Rec. hier nicht entſcheiden;) gerade das Gegentheil erklärt. Die Phyſikaliſche Klaſſe der Akademie hat für gut gefunden, den Preis von 100. Dukaten zu theilen, und mit ſolchem, nächſt ihrem Beyfall, eine *bejahende* und eine *verneinende* Antwort zu krönen; auch mit dem Acceſſit ſo wohl affirmativa als negativa zu beehren.

Da Rec. nur die Pflicht auf ſich hat: über die Preisſchriften: nicht aber über die Preistheilungen und Eintheilungen ſein Urtheil zufällen: ſo läſst er Fragen, welche ohnfehlbar nicht wenige Leſer aufwerfen werden, unbeantwortet ſtehen: Ob Partes ſibi in totum contradicentes zugleich gekrönet werden können? und ob mitten im Schooſse eines in Anſehung des Terrains ſich faſt gleichen Staates, als die Märkiſchen Lande ſind, die Phyſikaliſche Klaſſe einer Königl. Akademie, aus ſo vielen ſich geradehin widerſprechenden Beantwortungen, nicht näher hätte entſcheiden können, was nach richtigen Phyſiſchen Grundſätzen nun das wahre Beſte ſey?

Die vorliegenden Schriften ſelbſt fand Rec. von einem ſehr verſchiedenen, Nr. 2 und 3. aber von ganz vorzüglichem Gehalt. Beyde Verfaſſer verbreiten, in einem ſich ſehr empfehlenden Styl, über ihren Gegenſtand volles Licht, ohne dabey wortreich zu ſeyn: in Nr. 2. iſt beſonders der in den gekrönten Schriften ganz überſehene Unterſchied, zwiſchen der Holſteiniſchen und Mecklenburgiſchen Wirthſchaft, ſo wie es allerdings höchſtnöthig war, genau bemerkt; die letztere der Mark vorzüglich empfohlen, und zugleich mit gerichtlichen Zeugniſſen ihr ſo reicher Ertrag: gegen die vorige Behandlung, auſser Zweifel geſetzt; welches mit ähnlichen Gründen der ungenannte Vf. v. Nr. 3. ein Mecklenburgiſcher Oekonom, (weshalb er als Auswärtiger ſich auch nicht um den Preis bewarb) als für die Mark höchſt zuträglich, ſehr wohl erwieſen hat!

Die in Nr. 1. von der Akademie mitgetheilten Schriften empfehlen zu viel, und widerrathen zu viel! die erſte, von Hr. *Dreyer*, Kriegsrath etc. in Berlin, hat zum Epilog. „Segen alſo und hohe Ehre dem, wel„cher beyträgt, die Koppelwirthſchaft in die Mark„Brandenburg einzuführen; denn er vermehrt die Stär„ke und den Reichthum des Vaterlandes!“ In der 2ten gekrönten behauptet Hr. Amtsrath *Hubert* S. 85—89. lauter Nachtheil von Einführung der Koppeln; im 1. Acceſſit ſtimmt der Hr. *v. Buggenhagen* ganz zur 1ſten Preisſchrift, und im 2. Acceſſit Hr. Amtsrath *Hanke* eben ſo zur 2ten Preisſchrift: In der erſten Preisſchrift werden Leſer ſehr über Weitſchweifigkeit, in der zweyten aber ſo wohl als in der erſten über manche unerwartete Grundſätze und verſchiedene Verrechnung zu klagen finden. Das 1. Acceſſit für ſehr vorzüglich, das letzte hingegen für nicht befriedigend erklären. Die zu Gunſten der vierfeldrigen Wirthſchaft, und ganz gegen die Koppelſtrebenden Bemerkungen des Herrn Curatoris der Akademie, hat in Nr. 2. Hr. *v. W.* beſtritten, und der Hr. Gr. *v. H.* hat ſich ſelbſt, ſo wie ſeine Bemerkungen, in der Nachſchrift zu Nr. 1. vertheidiget. Uns

scheint es dass die Wirthschaft in dreyen Feldern, sich gegen die in vier Feldern, in ihrem glücklichen Locali wohl erhalten dürfte.

Breslau, b. Korn: *Untersuchung über die Natur und die Ursachen des Nationalreichthums* von *Adam Smith*. — Aus dem Englischen der vierten Ausgabe neu übersetzt (von *Garve*.) Erster Band. 1794. 476 S. 8. und XIV S. Vorrede des Uebersetzers.

Dieß ist eins von den Büchern, auf welche unser Jahrhundert stolz zu seyn Ursach hat. Wäre ein Werk von solcher Vollendung auch zehnmal in eine Sprache übersetzt und es gäbe nur noch *etwas* bey der besten Uebersetzung zu wünschen, so müsste man sich freuen, so oft eine neue erschiene. Um wie viel mehr muss dieß der Fall seyn, wenn es bisher nur *eine* deutsche Uebersetzung davon gegeben hat, wenn diese von der Vollkommenheit sehr weit entfernt war, und wenn eine neue aus den Händen eines Mannes, wie *Garve*, hervorgeht.

Die Art und Weise, wie der jetzige Uebersetzer in seiner kurzen, und in ihrer Kürze doch so äusserst lehrreichen Vorrede von der Arbeit seines Vorgängers spricht, ist ganz im Geiste der edlen Bescheidenheit, welche die andern Meisterwerke dieses trefflichen Mannes charakterisirt, und contrastirt aufs lebhafteste mit dem Ton, in welchem die Verlagshandlung der alten Uebersetzung, selbst nachdem das Publicum schon wusste, dass *Garve* der Verfasser der neuern seyn würde, von dieser in öffentlichen Blättern sprach. Es war für einen jeden Kenner, auch ehe sich *Garve* noch das Verdienst erwarb, dieß unsterbliche Werk (denn welches kann noch *unsterblich* heissen, wenn es dieses nicht seyn soll!) zu übersetzen, längst entschieden, dass die erste Uebersetzung höchstens die *Hülle*, (und auch diese bey weitem nicht vollkommen), aber nichts von dem *Geiste* des Originals in unsre Muttersprache übergetragen hatte.

Hr. *Garve* zeigt in der Vorrede an, dass der Hr. Ober-Post-Commissar Dörrien in Leipzig einen Antheil an dieser neuen Uebersetzung habe, ein Umstand, der jedoch die Gleichförmigkeit des Styls um so weniger stören kann, als sie, wie er hinzusetzt, „einander „ihre Arbeiten, ehe sie dem Publicum vorgelegt „wurden, mittheilten." Auch wird der aufmerksamste Leser gestehen, dass man nur sehr selten, und nicht leicht mit Gewissheit errathen kann, wo sich die Arbeiten von einander scheiden.

Einzelne Stellen aus einer Uebersetzung anzuführen, deren grösten Ruhm darin besteht, dass sie ein Ganzes von so hohem Werth ist, wäre zweckwidrig. Unter allen deutschen classischen Schriftstellern hat vielleicht keiner im Styl so viel Aehnlichkeit mit *Smith* als Hr. *Garve*. Diese Uebersetzung ist daher ein so treuer und zugleich so schöner Abdruck des Originals, als man nur immer wünschen kann.

Am Schlusse des Werks folgen einige Nachrichten von den Lebensumständen des Englischen Autors, mitgetheilt werden. „Diesen Nachrichten, setzt Hr. G. „hinzu gedenke ich noch einen doppelten Anhang bey„zufügen. Einen, in welchem ich diejenigen Begriffe „und Sätze, die ich in diesem Werke für neu und ihm „eigen halte, und die ich also als die eigentliche Aus„beute ansehe, womit es den Schatz menschlicher Kennt„nisse bereichert hat, zu einer schnellern Uebersicht „zusammenstelle, und einen zweyten, in welchem ich „einige der allgemeinen Grundsätze, die in dem staats„wirthschaftlichen Systeme des Autors herrschen, einer „neuen Prüfung unterwerfe." — Dieses Versprechen ist anziehend genug, um bey jedem Leser die Sehnsucht nach einer recht raschen Fortsetzung und Beendigung des Werkes zu erregen.

Berlin, b. Nauk: *Revolutions-Katechismus* von *Heinrich Würzer*, Doctor der Philosophie. 1793. VI und 202 S. 8.

Wir könnten uns Glück wünschen, wenn nur alle politische Schriftsteller, die *Popularität* zum Zweck haben, so viel Deutlichkeit in ihren Begriffen und so viel Mässigung in ihren Grundsätzen blicken liessen als der Vf. dieses Buchs gezeigt hat. Ob er gleich an mehrern Stellen einen hohen Grad von Partheylichkeit für die französische Revolution verräth, zwischen einer auf die *französische Declaration der Menschenrechte* und einer auf *Gewaltthätigkeit* gegründeten Constitution nicht gern ein drittes statuiren möchte (S. 176.) und sogar der Meynung ist, dass die constituirende National-Versammlung die Grundsätze der Rechte des Menschen *richtig angewendet* habe, so drückt er sich doch im Ganzen nicht nur mit vieler Bescheidenheit und Vorsicht über diesen Gegenstand aus, sondern trägt auch über bürgerliche und politische Freyheit, über Gesetz, Gleichheit, und andre verwandte Begriffe viel wahres und nützliches vor, warum aber das Buch gerade ein *Katechismus* heissen muss, lässt sich aus dem Inhalt nicht abnehmen.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin: in Com. b. Maurer: *Mardi-Gras für die Neufranken-Pairs und Barons, vom Verfasser der Preussischen Bradour. Liedel, beym Feldzuge wider die Franzosen.* 1793. XXII S. und 124 S. 8. Mit dem (in einer gewissen Rücksicht äusserst passenden) Motto!

Deficient inopem venae te, si cibus atque
Ingens accedat stomacho fultura ruenti
Quid cessas? Agedum: fame (hoc) ptisanarium erpeae.

Ein tolleres Product als dieses ist gewiss noch nie auf dem Boden des *deutschen Patriotismus* gewachsen. Wäre es etwas weniger arg, so könnten wir uns die Anzeige desselben ersparen: aber *ausserordentlicher* Unsinn ist doch auch einiger Aufmerksamkeit werth.

Dieser „zum Nutz und Frommen der neugebackenen Franken-Pairs und Barons veranstaltete" *Mardi-Gras*, ist eine Sammlung von poetischen Episteln, Epigram-

grammen Logogryphen und Charaden gegen die Franzosen, in welcher alle Hülfsquellen eines frostigen Witzes aufgeboten sind, um einem gränzenlosen (wahren oder angenommnen) Nationalhass und einem Feuereifer der wenig seines Gleichen haben mag, Luft zu machen. Das Werk spricht so sehr von selbst, dass einige Proben daraus bessre Wirkung thun werden, als alle Weitläuftigkeiten der Kritik. Die Verlegenheit, in der Rec. sich bey der Auswahl dieser Proben befindet, ist zwar nicht geringe, weil die sämmtlichen Schüsseln dieses Gastmals, (um in der dem Vf. so werthen Allegorie zu bleiben), von einem und demselben Gehalt sind, oder vielmehr um den Preis des rasendsten mit einander streiten: indessen werden folgende Kärnchen diese Goldgrube vollkommen charakterisiren:

An die Freyheitsmützenträger.

Traun, euer Kopfputz ist *affröse*,
Je! Ihr seyd sonst ja so *gustöse*,
So überaus originell!
Und in Façons *inventiöse*
Kopirtet ihr noch ein Modell;
Und doch — doch habt ihr *Freyheits-Schlitzen*
Seitdem ihr euch — *baroufirt* (?)
Euch ganz als Affen produzirt,
Und eure federroten Mützen
Beynah noch röter als die Spitzen
Des Kamms, womit der Hahn stolzirt
A la Horia figurirt u. s. f.

An die Geographen.

Nennt jenes Land,
Das, von euch Frankreich
Sonst ward genannt,
Hinführo *Lankreich*;
Das passt *charmant*!
Charmant! doch fast
Noch besser passt
Der Nahme *Strongreich*
Dünkts euch jedoch
Zu glimpflich noch,
So nennt es: *Stadtreich*!!! u. s. f.

Das folgende scheint durchaus unübertrefflich zu seyn:

Unstatthaftes Kopfweh.

Ihr, Ludwigs Mörder, ihr!
Wie wollten nach Gebühr
Auf euren Henkerbühnen
Wir euch *begillotinen*!
Säh's aus auf einem Schopf,
Wie sich's gebührt, ein Kopf!
Drum sind die Guillotinen
Für euch nicht Mordmaschinen.
Nicht einmal kann man euch
Nach hergebrachten Brauch
Beym N...r Ausgiessen
Mit *Kopfweh* euch begrüssen.

Der Vf. hat sein seltnes Talent auch in andern Sprachen versucht; z. B. *Lateinisch*:

Paris.

Olim tu similis capris
Nunc vere succubus caprae
Per anagramma fies
Bestia etiam.

Französisch: aus einem *Dialogue entre l'Auteur et Mr. N. N.*

Diantre! quels fruits
Comme a si perverti
La France (le pa) radis.
Dieu! je t'implore, je crie
Extirpe, anéantis
Cette ligue et ce parti
Des monstres, ces impiet
Ta main venge et punis
Tout le sang répandu
Aux Placet, aux ponts, aux rues
Alors si il benis
Mon Dieu, mon appui!
Si tous mes voeux remplis. u. s. f.

Am Schlusse der Sammlung befindet sich eine Reihe von Stellen aus lateinischen Dichtern, in welchem der Vf. eine Belesenheit verräth, welche die Verirrungen seines Geistes noch unbegreiflicher macht, die zu Parodien auf den jetzigen Zustand Frankreichs dienen sollen. Sie sind nicht sonderlich gewählt; entweder sie passen gar nicht auf Frankreich, oder sie passen auf tausend andre Gegenstände eben so gut. Desto glücklicher aber und das einzigwohlgerathne in diesem Buche ist die in einer Note vorkommende Anwendung einer Stelle aus dem *Virgil* (Aen. B. XI. v. 336.) auf den *Herzog von Orleans*. Wenn man die hier eingeklammerten Worte wegläßt, ist es nicht leicht möglich, etwas treffenderes zu finden:

— — — — — — quem gloria regis
Obliqua invidia stimulisque agitabat amaris
Largus opum (et lingua melior) sed frigida bello
Dextera, consiliis habitus non futilis auctor:
Seditione potens; genus huic materna superbum
Nobilitas dabat, incertum de patre ferebat.

Die übrigen Noten sind, so wie die Vorrede, des Textes vollkommen würdig.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Von folgenden Büchern sind neue Auflagen erschienen:

Erfurt, b. Keyser: Sitten- und Historienbüchlein für Schulkinder. Herausgegeben von Joh. Adolf. Eine Aufl. m. K. 1794. 94 S. 8. (4 gr.)

Hamburg, b. Hoffmann: The Correspondent, an original novel, in a series of letters. A new Edition. 1790. 207 S. 8.

Ebend., b. Ebend.: The Man of Feeling. A new Edition. 1792. 192 S. 8.

Züllichau, b. Frommanns E.: *J. H. Campe* Robinson Secundus, Tironum causa latinitate donatus a *Ph. J. Lieberkühnio*, iterum recensitus a *L. F. Gedike*. Ed. 3tia. 1794. 304 S. 8. (14 gr.)

Riga, b. Hartknoch: Russische Sprachlehre für Deutsche, von *J. Heym*. Neue Aufl. 1794. 464 S. 8.

Unter dem angeblichen Druckort *Germanien*: Briefe eines preussischen Augenzeugen über den Feldzug des Herzogs von Braunschweig gegen die Neufranken im Jahre 1792. 2te Aufl. 1794. 1tes Pack. 198 S. 2tes Pack 240 S. 3tes Pack. 288 S. 8. (2 Rthlr.)

Ohne Druckort: The Looking-Glass or the Compendium of entertaining Knowledge containing the most curious and useful subjects in every Branch of polite Literature, by *J. Brown*. 2d. Edit. 1794. 252 S. 8.

Berlin, b. Lagarde: Les veillees du Chateau ou Cours de Morale à l'usage des Enfans par *Mad. la Comtesse de Genlis*. Ouvrage revu et corrigé par M. *de la Veaux*. Nouvelle Edit. 1794. 1 T. 256 S. 2 T. 264 S. 3 T. 272 S. 4 T. 272 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Helmstedt, b. Fleckeisen: Zusage der Confirmanden. Neue Aufl. 1794. 36 S. 8. (3 gr.)

Salzburg, b. Duyle: Das Kinderbuch. Ein Geschenck für die ersten Anfängen. 2te Aufl. 1794. 64 S. 8. (2 gr.)

Kiedlingen, b. Ulrich: *P. Gilbert Baur* Katechismus oder Regeln der Höflichkeit in kurzen Fragen und Antworten, für die Schüler und Jugend auf dem Lande. 2te Aufl. 1792. 122 S. 8. (4 gr.)

Berlin, b. Schöne: Chronik von Berlin oder Berlinische Merkwürdigkeiten. Eine Volksschrift. Herausgegeben von Tlantlaquatlapatli. 2te Aufl. m. K. 1 B. 1791. 1128 S. 2 B. 1794. 750 S. 8.

Kopenhagen u. Leipzig, b. Nitschke: Neues Färberbuch, oder kurzer Unterricht Wolle, Seide und Leinwand zu färben. A. d. Dänischen übersetzt. 3te Aufl. 1793. 150 S. 8. (6 gr.)

Riga u. Leipzig, b. Müller: Predigten in einer gottesdienstlichen Privatversammlung gehalten von *Aug. Albanus*. 2te Aufl. 1793. 138 S. 8. (9 gr.)

Leipzig, b. Hilscher: *H. Ch. von Brocke* Beobachtungen von einigen Blumen, deren Bau und Zubereitung der Erde. 3te Aufl. 1793. 264 S. 8. (9 gr.)

Berlin, b. Schöne: Freymaurer-Bibliotheck. 2te Aufl. 3tes St. 1793. 256 S. 8. (13 gr.)

Nürnberg, b. Bieling: Auserlesenes und vollständiges Beicht und Communionbuch für gläubige Christen von D. *J. G. Rosenmüller*. 3te Aufl. 1792. 256 S. 8. (8 gr.)

Landshut, b. Hagen: Philosophische Nachrichten des Freyherrn von Crillon. 2te Aufl. 1 B. 1792. 215 S. 2 B. 235 S. 8. (1 Rthlr.)

Grätz, b. Kienreich: Grätzerisches durch Erfahrung geprüftes Kochbuch, eingerichtet für alle Stände. 2te Aufl. 1791. 351 S. 8. (18 gr.)

Hamburg, b. Herold: Predigtentwürfe über die an Sonn und Festtagen gewöhnlichen Abschnitte aus den Briefen der Apostel und einige andere Texte von *M. J. O. Thiess*. Erster Jahrg. 2te Aufl. 1789. 281 S. 2ter Jahrg. 1790. 292 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Ohne Druckort: Etwas über Verbrechen und Strafen derjenigen, welche während der Anwesenheit der Franzosen in den von ihnen eroberten Ländern Antheil an ihren Grundsätzen und Einrichtungen nahmen. 2te Aufl. 1793. 29 S. 8. (2 gr.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Gottesgelahrtheit. *Leipzig*, b. Barth. *Tiefes Theologiae dogmaticae ad disceptandum propositae.* Ab *Jo. Ottone Thiessio*, Theol. D. et Ord. Theol. in Acad. Christiana Albertina, quae Kilonii est, Adjuncto. 1793. 16 S. 8. Wir sind von der Bestimmung dieser 95 Disputirsätze, ob sie blos zur akademischen Uebung oder für das Publicum seyn sollten nicht historisch unterrichtet. So viel wir wissen, hat sie unter den vielen unserer theolog. Zeitgenossen, denen die meiste derselben paradox oder heterodox genug klingen mögen, keiner als einen für ihn hingeworfenen Fehdehandschuh angesehen und nach Rittersitte diesen aufgenommen. Rec. abstrahirt von allem, was darin manchem vielleicht Materie zur Verketzerung werden könnte, und zeichnet blos unter denen Sätzen, welche eine jede Symbolik als disputabel frey gelassen hat, einige unrichtig oder unbestimmt ausgedrückte hier aus: „Th. V. Notitia proprietatum Dei *in verbis tantum* consistit. 1 Cor. II. 11." — Wir wissen von der Gottheit nicht Eigenschaften ihrer Natur, aber *Verhältnisse gegen uns*: und diese sind *nicht blosse Worte*. „Th. VIII. Summa religio est Pantheismus. (Act. XVII. 27. 28.)" Beym Pantheismus findet zwar Moralität, *nie aber Religiosität* statt; so lange, dem Sprachgebrauch gemäss, keine Religion, ohne irgend ein praktisches Nachdenken über ein übersinnliches höheres Wesen *ausser dem Nachdenkenden*, denkbar ist. „Th. XVIII. Librorum collectio, quae inscribitur η καινη διαθηκη, *fortuito* orta est." Aus *unsrer* historischen Unwissenheit über die älteren Anstalten der Kirchen, die bey ihnen vorhandenen apostolischen Reste zu sammlen, folgt nicht, dass keine solche Anstalten *absichtlich* getroffen worden seyen. Vielmehr enthält das N. Test. innere Spuren von *absichtlicher* Sammlung. „Th. XXVI. Evangelia Matthaei, Marci et Lucae ex uno eodemque, nec limpidissimo, fonte profluxere." Versteht der Vf. unter diesem Einen Quelle eine geschriebene, so ist Lucas Erklärung im Anfang seines Evangeliums dagegen, nach welcher derselbe aus mündlicher Nachfrage vieles selbst geschöpft hat. Versteht er gemeinschaftliche Tradition, so lässt sich daraus die häufige *wörtliche* Uebereinstimmung der Evangelien nicht erklären. Die *Einheit* der Quelle dünkt uns unerweislich. „Th. XLV. Diabolum haud existere demonstrari nequit. (Joh. VIII. 44.)" — Manche setzen einen solchen Begriff vom Teufel voraus, dass die Existenz eines *solchen* Teufels eine erweisliche Unmöglichkeit wäre! — Doch genug; von mancher andern Thesis wünschten wir, dass sie bald nicht mehr unter die Objecte des Disputirens gehören möge.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 20. August 1794.

PHILOLOGIE.

Leipzig, b. Crullus: *M. Tullii Ciceronis Libri de Divinatione* ex recensione et cum notis *J. Jac. Hottingeri*. 1793. XXXII. u. 382 S. gr. 8.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, dass der Augur Cicero ein Werk gegen Augurien und gegen alle Arten von Divination schreiben durfte, deren Ehre zu vertheidigen ihm kraft seines Amtes oblag. Dieses Wagstück wird aber begreiflich, wenn man den damaligen Zustand dieser *höhern Wissenschaften* in Rom vor Augen hat und Cicero's feines Benehmen in seiner Widerlegung mit in Anschlag bringt. Es war unter den hellersehenden Römern schon lange eine ausgemachte Sache, dass diese Wissenschaften der Staatsklugheit untergeordnet waren, und nicht sowohl vom Himmel als vom Senat geleitet wurden. Noch mehr, sie waren häufig zu Werkzeugen des groben Betrugs, des Eigennutzes, der Schwärmerey herabgewürdigt worden. Schon beym alten Dichter Pacuvius (Cic. de div. 1, 57.) machte sich ein Physiker über die Auspices und Aruspices lustig, und der alte Cato sagte, er wundre sich, dass ein Aruspex nicht lache, wenn er einem seiner Collegen begegne (2, 24). Die Wissenschaft der Augurien war schon früh in Verfall gerathen. Um ihr keinen übeln Namen zu machen, schickte man zwar von Zeit zu Zeit junge Leute aus den vornehmsten Häusern nach Etrurien, die sie bey der Quelle studieren sollten (1, 41). Aber der Erfolg scheint diesen Maasregeln nicht entsprochen zu haben. Denn schon vor und zu Cicero's Zeiten bezüchtigte man das Collegium der Augurn der Nachlässigkeit und der Unwissenheit in den ächten Grundsätzen ihrer Wissenschaft (1, 15). Ihre Weissagungen waren nicht auf die Beobachtung der Vögel oder auf die Bemerkungen der Vorfahren gegründet, sondern willkührlich, maschinenmässig, zum Theil nach Zwecken der Klugheit eingeleitet. Ihre Auspicien erzwangen sie künstlich (2, 33. 35. 72). Ja, sie gingen so weit, dass sie ihren eignen Collegen Appius Claudius, der die Wissenschaft aus innrer Ueberzeugung und mit abergläubischem Eifer nach der Väter Weise trieb, wegen seiner Orthodoxie auslachten, ihm Beynamen gaben, die ganze Kunst für weislich hergebrachte Formalien erklärten und versicherten, *sapienter ad opinionem imperitorum esse ficta religiones* (2, 47). Wenn es nun gleich sowohl unter den Augurn als unter den andern R. Gelehrten noch steife Orthodoxe gab, die, wie Quintus, von der Göttlichkeit dieser Wissenschaften überzeugt waren, so durfte es doch Cicero unter den angeführten Umständen, und, da er selbst die Mehrheit der Augurn für sich hatte, gewiss wagen, in einem Buch *für Gelehrte* die *Göttlichkeit* der Divination überall zu bestreiten, zumal da er die politische *Zweckmässigkeit* und *Nützlichkeit* derselben unangetastet lässt. Denn, so zuversichtlich er auch an einer Stelle (2, 72) über alle Arten von Divination abspricht, so sehr dringt er darauf, dass man diese Wissenschaft und insonderheit das Collegium der Augurn, welches aus Herablassung zur Meynung des grossen Haufens und aus Staatsgründen beybehalten werde, in öffentlichen Angelegenheiten ehren und sich den Aussprüchen desselben unterwerfen müsse (2, 12. 18. 33. 35). Ja, er geht soweit in den Büchern von den Gesetzen (2, 13), wo er nicht als Philosoph sondern als Staatsmann spricht, der Wahrheit und Göttlichkeit der Divination eine Schutzrede zu halten. Ausserdem bedient sich Cicero in den Büchern de divinatione seines Rechts, das er als Akademiker hat, an Allem zu zweifeln, das Wahrscheinliche für und wider alle Sätze vorzubringen, sehr weislich zur Verstreuung seines Unglaubens, und, um allen gehässigen Urtheilen auszuweichen, will er seine Schrift blos als eine Privatunterredung, in welcher man seine Meynung ohne Rücksichten freymüthig äussern könne, angesehen wissen. (2, 12).

Eine solche Schrift hätte damals in Rom weit mehr Aufsehen erregen müssen, als itzt bey uns eine Critik aller Offenbarung erregt, wäre nicht die Anzahl der philosophirenden Köpfe und derer, die wissenschaftliche Untersuchungen nach Grundsätzen liebten, in Rom gar zu klein gewesen. Auf jeden Fall ist das Werk ein wichtiges Document für die Geschichte der damaligen Denkungsart, und bekommt dadurch noch mehr Gewicht, dass schon erleuchtete Römer die Nichtigkeit eines Aberglaubens einsahen und bewiesen, dem manche Freunde der Finsterniss in unsern Tagen wieder zu einer Philosophie machen. Auf dieses Zeitbedürfniss nahm Hr. Pr. Hottinger mit Rücksicht bey seiner Uebersetzung (Zürich 1789.) und Ausgabe dieses Werks.

Diese Ausgabe ist ganz kritisch. Berichtigung des Textes mit Hülfe der vorhandnen kritischen Hülfsmittel war der nächste Zweck. Seine Hülfsmittel waren der kritische Vorrath von Ernesti und Davies, die Lesarten von 4 Handschriften aus dem Oxfurter Cicero und die Basler Ausg. von 1528, vielstellen die in verschiedenen philologischen Werken zerstreuten Critiken über einzelne Stellen dieser Ciceronischen Schrift. Den Text von Davies legte der Herausg. seiner Recension zum Grunde, der aber selbst an jedem Capitel beträchtlich berichtigt worden ist. Handschriften leisteten bey weitem nicht so viele Dienste als des Vf. eigner kritischer Scharfsinn. Es gibt allerdings ein kritisches Divinations-

vermögen, welches nicht allein das Wahrſcheinliche entdecken und das Wahre ahnden, ſondern oft auch das Richtige mit der gröſsten Sicherheit vor Irrthum treffen kann. Der Vf. hat durch viele von ſeinen Critiken dargethan, daſs ihm dieſe Gabe zu theil geworden, und er hat recht, im Bewuſstſeyn derſelben (in dem vorangeſchickten Sendſchreiben an ſeinen ehemaligen würdigen Lehrer *Steinbrychel*) auszurufen: „*Ego vero fateor, ſi quid unquam ſcripſerim, quod viris eruditis non diſpliceret, ejus multo libentius jacturam me eſſe facturum, quam eorum, quae in libris iſtis emendandis, non ingenioſe modo, ſed etiam vere a me conjecta earum rerum judices periti exiſtimaverint.*“ Beſcheiden und, wie ſelbſtere Critiker urtheilen würden, bisweilen zu verzagt, gibt er ſeinen Verbeſſerungen nur dann eine Stelle im Text, wenn ſie ihm das Gepräge der Evidenz zu haben ſcheinen. Anmerkungen erläutern alles, was zur Critik gehörig iſt, und, obgleich, der Vf. nicht eigentlich darauf ausging, das Raſonnement philoſophiſch zu beleuchten oder das Hiſtoriſche und den Wortverſtand zu erläutern, ſo hat er doch für dieſes Bedürfniſs Einiges gethan, vornemlich, wo ihn die Critik ſelbſt nöthigte, in ſolche Unterſuchungen der Erläuterungen einzugehen. Der Wunſch, daſs ein Mann, der ſich ſo tief in ſeinen Autor einſtudirt hat, der erklärenden Anmerkungen, vorzüglich bey ſo manchen ſchwierigern Stellen, mehrere gegeben haben möchte, iſt erlaubt: aber wer dürfte, ohne Ungerechtigkeit, dazu ſcheel ſehen, daſs er, der ſo viel gab, nicht noch mehr gegeben hat!

Die leichteſte und einfachſte Operation der Critik iſt die Verbeſſerung der Interpunction, durch welche dieſes Werk unter der Hand ſeines Herausgebers durchaus gewonnen hat. Beyſpiele davon findet man faſt auf allen Blättern vom Anfang bis zum Ende. Von ſolchen Verbeſſerungen, welche der Herausg. in den Text aufgenommen hat, führen wir einige an. 1, 19 lieſt er mit Davies: *Contemnamus etiam Babylonios, eos, qui e Caucaſo ſigna ſervantes, numeris ſtellarum curſus et motus perſequuntur*, für die gemeine, aber dunkle Lesart: *numeris et motibus ſtellarum curſus perſequuntur*. Die Veränderung iſt auf die 2, 6. dieſen entſprechende Worte ſo gut gegründet, daſs nichts übrig bleibt als die Bedenklichkeit, wie eine ſo deutliche Stelle habe durch Abſchreiber ſo verdunkelt werden können. Denn daſs ſie ganz ſinnlos ſey, möchten wir nicht ſagen, da *motibus ſtellar. curſus perſequi* von dem Geſchäft geſagt ſeyn könnte, den künftigen Gang der Geſtirne durch Umdrehung der Sphära (motibus), ſo wie *numeri* ſich auf die künſtlichen Berechnungen in den aſtrologiſchen Ephemeriden beziehen, vorher zu beſtimmen. Vgl. Propert. 4, 1, 75 f. Lucan. 1, 641 f. — 1, 33 lieſt der Vf. *fortiſſima Samnitium caſtra* für *florentiſſima*, weil Valer. Maximus, welcher dem Cicero hier nacherzählt, jenes Wort braucht. Dieſer Grund iſt annehmlich, da Maximus oft den Cicero wörtlich ausſchreibt. Doch ſcheint uns *fortiſſima* eher eine Gloſſe oder Verdeutlichung von *florentiſſima* zu ſeyn, welches ja ſo viel heiſsen konnte als *caſtra, in quibus flos copiarum erat.* — 1, 48. Anf. *auſpicia externa videamus* iſt mit Recht *auſpicia* als Gloſſe eines Grammatikers, der nicht ſah, worauf ſich *externa* beziehe, aus dem Text geworfen worden. — 1, 49. ſagt Quintus von der künſtlichen Divination: *Affert vetuſtas omnibus in rebus longinqua obſervatione credibilem ſcientiam.* So lieſt H. für *incredibilem*, welches zur Nothdurft für eine groſse, auſserordentliche Einſicht erklärt werden könnte. *Credibilis i. opinabilis, probabilis, ſcientia* paſst viel beſſer in den Zuſammenhang, und eine ſolche wahrſcheinliche Kenntniſs wird auch anderwärts vom Cicero der künſtlichen Divination zugeſchrieben. 1, 51. findet man eine meiſterhafte Critik über eine ſehr verdorbne Stelle, welche ſo hergeſtellt wird: *continet enim totam hanc quaeſtionem ea ratio, quae eſt de natura deorum a te ſecundo libro explicata diligenter.* Mit gleichem Rechte lieſt er, nach Anleitung des Suetonius, 1, 52. *qua rei noritate percuſſus* für: *qua ille rei* etc wodurch ein falſches Subject in den Satz kam. So citiren wir nur noch zwey Beyſpiele aus 1, 57. *ſed tamen id quoque rimatur etc.* und 2, 42. wo *tempore in temporum* verwandelt wird, und übergehen mehrere andre Stellen, hauptſächlich aus dem zweiten Buche, die ſelbſt nachgeleſen werden müſſen.

Unter den Vermuthungen und Verbeſſerungen, welche der Vf. bloſs in den Anmerkk. mitgetheilt hat, finden ſich mehrere, die auf eine Stelle im Text Anſpruch machen könnten. Wir zeichnen ebenfalls eine Reihe von Beyſpielen aus. Was heiſst 1, 7. *Obſervata haec ſunt tempore immenſo, et in ſignificatione eventus animadverſa et notata?* H. lieſt vortrefflich aus C. 33: *et ſignifi catio eventu animadverſa et notata.* — 1, 10 ſind gewiſs, wie der Vf. vermuthet, die Worte: *extis enim omnes fere utimur* eine Gloſſe, die vielleicht aus C. 16. *nam ut nunc extis etc.* entſtanden ſeyn könnte. Warum klammerte der Vf. die ſo verdächtigen Worte nicht wenigſtens ein? — 1, 18. ſagt Quintus von der Divination durchs Loos: *quae (ſortes) ductae ut in rem apte cadant, fieri credo poſſe divinitus.* H. will hier, wie 2, 44. *poſſe* weggeſtrichen haben, weil Quintus nicht bloſs an die Möglichkeit, ſondern an die Wirklichkeit des göttlichen Einfluſſes auf das Loos geglaubt habe. Allein, H. ſcheint hier zu ſehr zu ſubtiliſiren, und Quintus, ſagt daſſelbe, was H. will, daſs er ſagen ſoll, aber auf eine etwas beſcheidne Art, als wenn er ſagte: *fieri mihi videtur divinitus*, wobey ebenfalls das *videri* weiter keinen beſondern Nachdruck hätte. Auch die Dichter brauchen *poſſe* pleonaſtiſch, wie Tibull 1, 10, 31. Unmittelbar darauf ſagt Quintus von den Auslegern der Orakel und aller göttlichen Anzeigen: *quorum omnium interpretes, ut grammatici poëtarum, proxime ad eorum, quos interpretantur, divinationem videntur accedere.* H., welcher *dignationem* leſen möchte, ſcheint hier ohne Noth ſich Schwierigkeiten zu machen. Was heiſst denn, fragt er, *proxime accedere ad divinationem* und fügt hinzu: *Qui non penitus ad illam acceſſit, ab ea profecto longiſſime abeſt; neque quisquam propemodum vates eſſe, aut futura prope ſcire dici poteſt?* Wenn es keine Grade in der Divination gibt,

gibt, wie konnte denn Cicero 1, 30. sagen: *animus appropinquante morte multo est divinior?* Allein, nach Quintus Theorie ist der grosse Unterschied zwischen der natürlichen und künstlichen Divination, dass jene zukünftige Ereignisse mit Gewissheit vorher sagt, diese nur mit Wahrscheinlichkeit. Also sind die Ausleger der Orakel, Träume, Zeichen (*interpretes, conjectores*), welche die künstliche Divination umfassen, allerdings denen nicht ganz gleich zu setzen, welche die natürliche Vorhersehungsgabe besitzen; aber sie nähern sich dieser und machen die zweite, geringere Classe der Seher aus. Einer andern glücklichen Verbesserung des Pr. Wolf in Halle, welche Hr. H. mit Recht als eine Zierde seiner Ausg. ansieht, müssen wir hier billig gedenken. Quintus sagt 1, 28. zu seinem Bruder, Sallustius, dessen Freygelassner, habe ihm erzählt, wie Cicero auf seiner Flucht den grössten Theil einer Nacht auf einem Landhause schlaflos zugebracht habe: *ad lucem denique arcte et graviter dormitare coepisse. Itaque, quanquam iter instaret, te tamen silentium fieri jussisse, neque esse passum te excitari.* Unter mehrern Unbequemlichkeiten, welche bey dieser Stelle in die Augen springen, erwähnen wir nur des Umstandes, dass die Worte so lauten, als habe der *eingeschlafene* Cicero befohlen, man solle ihn nicht aufwecken! Wolf verbessert: *ad lucem denique arcte te (Ciceronem) et graviter dormitare coepisse Itaque — se (Sallustium) tamen silentium fieri jussisse etc.* Also war es Sallust, der, als sein Herr eingeschlummert war, den Umstehenden Stillschweigen auflegte! Die Verbesserung ist so einfach und so einleuchtend, dass wir es Hn. H. gern glauben, wenn er versichert, er könne sich kaum enthalten, sie in den Text aufzunehmen. Gulielmus seine Verbesserung 1, 40. *Calchantem augurem scribit Homerus, longe optimum, eumque ducem classis fuisse ad Ilium* scheint uns doch einen grössern Werth zu haben, als ihr H. beylegt, nicht nur weil sie den Worten Homers entspricht, den auch bald hernach Quintus sehr treu übersetzt, sondern auch, weil die gemeine Lesart: *at illum auspiciorum etc.* in dieser Verbindung unmittelbar nach *eumque ducem etc.* etwas Unangenehmes hat. Wenn der Herausg. bald darnach die aus dem Homer angeführten Worte vom Tiresias: *solum sapere, ceteros umbrarum vagari modo* entweder so ändern will: *ceteras umbras autem vagari modo* oder *ceteros umbrarum* für *ceteras umbras* erklärt, so scheint er uns den Sinn verfehlt zu haben, welcher, wo wir nicht sehr irren, diese Verbindung erfodert: *ceteros (Sc. mortuos heroas) vagari modo umbrarum i. more s. ritu umbrarum,* die übrigen schweben als Schatten umher. Eben so Homer: τοὶ δὲ (ὡς) σκιαὶ ἀΐσσουσι. In 1, 53. *qui se tradet ita quieti, praeparato animo cum bonis cogitationibus, tum rebus ad tranquillitatem accommodatis, certa et vera cernit in somnis,* hat er die dunkle Verbindung ungemein verdeutlicht durch Versetzung eines Wortes: *cum praep. animo b. c., tum rebus etc.* Doch wäre der Gegensatz vielleicht noch richtiger, wenn es hiesse: *tum corporibus ad tranq. accommodatis.* Die Seele soll vorher durch gute Gedanken genährt worden seyn, wie Plato beym Cic. 1, 29. sagt: *saturata bonarum cogitationum epulis;* der Körper in einem solchen Zustande, dass er die Ruhe der Seele befördert. Cic. ebendas. *Jubet igitur Plato sic ad somnum proficisci corporibus affectis, ut nihil sit, quod errorem animis perturbationemque afferat.* 1, 51. *ut sopito corpore, ipse (animus) vigilet.* Fein ist die Bemerkung 1, 55. p. 152, dass *non modo* nicht eigentlich für *non modo non* stehen könne, dass aber, wenn eine Negation darauf folgt, diese zu dem vorhergehenden *non modo* oft hinzugedacht werden müsse. Da hier aber kein Satz mit einer Verneinung folge, so müsse wahrscheinlich *non modo non* gelesen werden. Eine bessere Interpunction macht vielleicht die Veränderung überflüssig: *mihi satis est, non modo, plura, sed etiam, pauciora divine praesensa etc.* — 2, 45. *Esse sanorum hominum, hoc (Clima, Witterung) ad nascentium ortus pertinere non dicere, quod non certe pertinet?* Mit Recht verwirft H. mit Davies das Letztre *non*, das er billig hätte in Klammern einschliessen sollen, weil Cic. allerdings behauptet, Clima und Witterung habe einen nicht zu bezweifelnden Einfluss auf die Menschen, insonderheit auf die neugebohrnen Kinder. Allein das erstre *non*, welches einige Codd. ganz gegen den Sinn auslassen, scheint uns noch an einer falschen Stelle zu stehen und so versetzt werden zu müssen: *non pertinere dicere.* Denn, obwohl Cicero in diesem Buch unter manchen andern Nachlässigkeiten in der Sprache auch die Verneinung nicht immer logisch richtig setzt, so scheint uns diese doch hier gar zu sonderbar gesetzt zu seyn, als dass wir es möchten auf Cicero's Rechnung kommen lassen. — Wenn die Sterne, sagt Cic. 2, 47. Einfluss auf die Geburt der Menschen haben: *valeat id necesse est etiam in rebus inanimis* welches er gleich darauf als höchst abgeschmackt verwirft. Allein wie konnte Cicero in dem Obersatze des hypothetischen Schlusses ein Causalverhältniss finden, dass, wenn man das erstre annähme, man auch das Letztre zugeben müsse? H. liest daher sehr sinnreich: *valeat id in hominibus* (warum nicht: *in animalibus*?): *num etiam in rebus inanimis?* Kühn ist freylich die Vermuthung, und vielleicht könnte man mit der gemeinen Lesart auskommen, wenn man sie nur als Frage nähme, für: *an necesse est, ut valeat id etiam in rebus inanimis?* — 2, 69. erklärt H. die Worte des Cicero: mann könne aus der Art der Träume schliessen: *pleni enectine simus,* vom Ueberflusse oder Mangel an Säften. Doch schlägt er, weil ihm die Redensart etwas befremdlich scheint, vor: *splenici* oder *splenetici ne simus.* Den Zügen der gemeinen Lesart würde sich noch mehr nähern: *splenici necne simus?* Noch eine sehr durchdachte Critik des Vf. über 2, 57. möge mit einigen Anm. von uns den Zug beschliessen. Nachdem Cic. behauptet, dass die Orakelsprüche des Apollo theils falsch, theils zufällig wahr, theils dunkel und verwirrt, theils zweydeutig und hinterlistig abgefasst gewesen, führt er zwey Beyspiele von zweydeutigen Orakeln aus dem Herodot und Ennius an, an deren Aechtheit er aus sehr unbefriedigenden Gründen zweifelt. Herodot habe das Orakel, welches Apollo dem Crösus gegeben haben solle, eben so wohl

erdichten können, als Ennius die angeblichen Worte des Gottes an den Pyrrhus: *Ajo, te, Aeacida, Romanos vincere posse* gewiss erdichtet habe. Das Letztre wird so erwiesen. *Apollo redete niemals lateinisch.* Allein, zu geschweigen, dass Apollo bisweilen den fragenden Ausländer in ihrer Landessprache geantwortet haben soll (S. Valcken. ad Herodot. 8, 135.); so thut ja der Dichter Ennius hier offenbar nichts anders, als was Cicero kurz vorher that, da er das griechische Orakel, welches Apollo dem Crösus gab, lateinisch übersetzte. *Die Griechen erwähnen dieses Orakels nicht.* Der einzige Grund von einigem Belang. *Zu Pyrrhus Zeiten hatte Apollo schon aufgehört in Versen zu antworten.* Konnte denn Ennius seinem Gedichte den Ausspruch in Prosa beyfügen? *Die Zweydeutigkeit des Orakels ist gar zu plump.* Beweist weiter nichts als dass die Orakel damals nicht mehr so kunstvoll und fein wie in frühern Zeiten waren. Die ganze Abschweifung des Cicero über diese beyden Orakel ist an dieser Stelle fast müssig und ist durch die Erwähnung der Zweydeutigkeit der Götterspräche auf eine ähnliche Art herbeygeführt worden, wie Cicero sich in mehrern seiner Schriften gern auf kritische und literärische Nebenbemerkungen führen lässt. Wir glauben daher, dass diese ganze Stelle von: *Cur autem — ne Epicurum quidem* in Parenthesi stehen müsste. Denn nach den letzten Worten kehrt Cic. zu seinem Thema zurück: *Sed, quod caput est, cur isto modo jam oracula Delphis [non] eduntur, non modo nostra aetate, sed jamdiu, jam ut nihil possit esse contemtius?* Die Worte *isto modo* haben viel Anstoss erregt. Die Ausleger glaubten dieses Capitel mit der letztern Hälfte des vorigen verknüpfen zu müssen, und bezogen diese Worte theils auf die Zweydeutigkeit der Orakel, theils, wie auch ein Rec. in der A. L. Z. Jahrg. 91. p. 87. thut, auf die vorhergehende Behauptung, Apollo habe schon zu Pyrrhus Zeit nicht mehr in Versen geredet. Wenn dem also wäre, so verdiente in der That auch Cicero wegen der Zwey- oder Vieldeutigkeit, die in *isto modo*, auf das vorhergehende bezogen, liegen würde, eine Rüge. Allein Hr. H. hat, wie es uns wenigstens scheint, mit siegenden Gründen, die wir hier nicht aufzählen können, dargethan, dass *isto modo* auf das Folgende: *jam ut nihil possit etc.* bezogen werden müsse, dass das *non*, welches er in Klammern gezwängt hat, aber besser ganz ausgestossen hätte, hier nicht statt finden könne, und dass Cicero hier mit einem Hauptgrunde, hergenommen von der immer mehr abnehmenden Weisheit und Wahrhaftigkeit des Delph. Orakels, die Vertheidiger der Orakel in die Enge zu treiben suche. Der ganze Zusammenhang im Folgenden und die Bemerkungen des Quintus 1, 19., denen Cic. hier begegnet, bestätigen dieses. Quintus hatte dort die Erscheinung dadurch zu erklären gesucht: die unterirdische Kraft, von welcher die Pythia begeistert worden, möge wohl durch die Länge der Zeit verdampft seyn. Cic. erwiedert hier: es sey lächerlich, vom Verfliegen einer durch die Gottheit in die Erde gelegten Kraft so zu reden, als wie man sagen kann, dass der Weingeist oder die Salze des Pökelfleisches verfliegen! Die Vergleichung des Quintus: *ut quosdam exaruisse omnes, aut in alium cursum contortos et deflexos videmus*, würde doch seine Hypothese etwas mildern. Denn warum könnte man nicht annehmen, dass die Gottheit jene Kraft, wie Quellen oder Flüsse, bisweilen eine andre Richtung nehmen, dem Delphischen Orakel mit der Zeit entzogen und etwa auf ein andres übertragen hätte? Allein da Cic. in seiner Antwort auf die Vergleichung so gar keine Rücksicht nimmt, welches er doch billiger Weise hätte thun müssen, da Quintus Behauptung dadurch ein vernünftigeres Ansehen gewinnt, so möchte Rec. an der Aechtheit der ganzen Vergleichung, wenigstens der letztern Hälfte *aut in alium cursum contortos et deflexos*, welche ohnedies nicht recht zu der verdunstenden Quelle passt, zweifeln.

Es war unsre Absicht, noch Proben von der Behandlung der poetischen Stücke und von mehrern scharfsinnigen und feinen Sprachbemerkungen und Erklärungen einzelner Stellen zu geben. Aber, um den Leser durch eine zu weitläuftige Anzeige nicht zu ermüden, sehen wir uns genöthigt hier abzubrechen. Wir haben nur noch hinzuzusetzen, dass ein schönes, geschmackvolles Aeussere dieser Ausgabe mit einigen auf die verschiednen Arten der Divination Beziehung habenden Vignetten dem innern Gehalte des Werkes und der neuen gelehrten Ausstattung desselben entspricht. Auch ist der Text sehr correct, und wir erinnern uns nur dieser wenigen Druckfehler: p. 237. *postea* f. *pestem*. p. 285. *etsiamsi* f. *etiamsi*. p. 305. l. 2. muss das Fragzeichen durchgestrichen werden. p. 330. unten *retevis* f. *reteris*.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Von folgenden Büchern sind Fortsetzungen erschienen:

Leipzig, b. Crusius: Abbildungen berühmter Gottesgelehrten. 5. 6. 7 Heft. (Jedes Heft von 6 Kupfertafeln. 18 gr.)

Riga, b. Hartknoch: Bibliothek der Romane. 21ter Band. 1794. 274 S. 8.

Göttingen, b. Vandenhoek u. Ruprecht: Physikalisch-ökonomische Bibliothek, worinn von den neuesten Büchern, welche die Naturgeschichte, Naturlehre und die Land-Stadtwirthschaft betreffen, zuverlässige und vollständige Nachrichten ertheilt werden. 18ten Bandes 2tes St. 1794. S. 153 - 324. 8.

Berlin, b. Petit u. Schöne: Chronik von Berlin, oder Berlinsche Merkwürdigkeiten. Eine Volksschrift. Herausgegeben von Tantalquartopath. m. K. 4 B. 1789. S. 1156 — 1498. 5 Band. 1790. 374 S. 6 B. S. 375 — 750. 7 B. S. 751 — 1124. 8 B. S. 1125 - 1506. 9 B. 1791. 384 S. 10 B. S. 385 — 762. 11 B. S. 763 — 1148. 12 B. 1792. S. 1149 — 1440. 8.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 20. August 1794.

PHYSIK.

Erlangen, i. d. Waltherschen Buchh.: *Beyträge zur Anwendung der Elektrizität auf den menschlichen Körper* von *Joh. Ge. Böckh*, d. Arzneyw. D. 1791. 187 S. 8.

Unter der grosen Menge anzuzeigender Schriften, welche Jahr aus Jahr ein erscheinen, verliert man bisweilen eine und die andre eine längere Zeit, als man es wünscht, aus dem Gesichte. Dies ist der Fall mit gegenwärtiger Abhandlung, welche sich unter den vielen, über den nemlichen Gegenstand herausgekommenen Büchern zu ihrem Vortheile auszeichnet. — Der Vf. hat das wichtigste, was den Praktiker bey Anwendung dieses gewis äuserst wirksamen Mittels interessiren kann, in einer gedrängten Kürze vorgetragen, die vorhandenen Thatsachen geprüft; die Art und Weise, wie die Elektricität auf den kranken und gesunden Körper wirkt, untersucht, und seine Gedanken, Versuche, Beobachtungen in einer so guten Schreibart vorgetragen, dass man seine Schrift mit Vergnügen vom Anfange bis zu Ende liest, und sie ohne über manchen Punkt belehrt worden zu seyn, nicht aus den Händen legt. — Vielen Naturforschern soll die Franklinsche Theorie deswegen nicht behagt haben, weil sie zu einfach gewesen sey. Rec. glaubt vielmehr, weil verschiedene Phänomene sich nach dieser Theorie gar nicht, andre nur höchst gezwungen erklären liesen, hat der Dualismus über den Franklinism den Sieg davon getragen. — Die 5 Methoden, die Elektricität als Heilmittel anzuwenden, sind, bey aller Kürze, dennoch gut und mit Kenntnis vorgetragen. — Gegen den, von den französischen Physikern als Grundsatz des medicinischen Elektrisirens aufgestellten Satz, dass man positive El. da, wo der Körper zu wenig elektrische Materie besitze, und beym entgegengesetzten Fall negative El. anwenden müsse, werden gegründete Einwendungen vorgebracht. Nur würde Rec. bey dieser Widerlegung auch darauf Rücksicht genommen haben, dass gewisse Theile unsers Körpers, wenn sie auch gleich wegen ihrer Feuchtigkeit als Leiter der elektrischen Materie anzusehen sind, doch eine solche Verwandtschaft zur elektrischen Materie besitzen können, dass sie deswegen nach dem Elektrisiren ihrer Feuchtigkeit ungeachtet, doch mehr elektrische Materie zurückbehalten und gleichsam binden können, als vor dem Elektrisiren. Solche Wirkungen der Affinität sehen wir ja häufig bey andern Materien, besonders beym Licht- und Wärmestoffe: warum wollen wir sie nicht auch bey der elektrischen Materie Statt finden lassen, welche so grose Aehnlichkeit mit diesen beiden Stoffen hat? — Ehe der Vf. die Wirkungen jeder Elektrisirmethode näher bestimmt, zeigt er, dass die Elektricität ein reitzendes Mittel sey. Er sieht hier einen neuen Weg vor sich, die Natur der thierischen Reitzbarkeit zu studieren, und vermuthet sowohl aus den Wirkungen der Elektricität auf die reitzbare Fiber, als auch aus andern Versuchen, dass Reitzbarkeit ein Compositum sey. — Die schmerzhaftesten Funken für die im elektrischen Bade befindlichen Personen sind die aus dem Magen und dem Unterleibe gezogenen, weil nach des Vf. Empfindung und Erfahrung ein ähnliches Spannen und krampfiges Zusammenziehen darnach entsteht, als vor dem Erbrechen vorauszugehen pflegt. — Elektricität hat einen Einfluss auf die Geschwindigkeit des Pulses, doch nicht dergestalt, dass + E. denselben allemal beschleunige, — E. ihn immer vermindere: bisweilen findet gerade das Gegentheil Statt, oft beschleunigen beide Arten der Elektricität den Aderschlag. Die gegebenen Regeln, um diese Versuche mit Zuverlässigkeit anzustellen, und die Bemühungen des Vf. die Widersprüche der Schriftsteller über diesen Gegenstand zu erklären, haben Rec. Beyfall. — Auch wird durch das Elektrisiren das Odemholen vermehrt, mit diesem die thierische Wärme (ein Reaum. Thermometer war nach einem halbstündigen Elektrisiren um $1\frac{1}{2}$° gestiegen), mit dieser die unmerkliche Ausdünstung. Ueberhaupt wird die Thätigkeit jedes ab und aussondernden Organs erhöht, wenn man den Strom des elektrischen Feuers vorzugsweise nach ihm hinrichtet. Man könnte daher wegen dieser reitzenden Kraft der elektrischen Materie Bedenken tragen, dieses Mittel anhaltend zu brauchen, weil jeder Reitz schwächt. Allein Versuche zeigen das Gegentheil. Ein Kind, das der Vf. von seiner Geburt an bis ins zweyte Jahr oft und stark das elektrische Bad brauchen liess, lernte laufen, als es ein Jahr alt war, und hatte mit 15 Monaten schon 20 Zähne. Auch stimmen Rec. vielfache Erfahrungen hiemit völlig überein. Der Vf. glaubt, die durch das Elektrisiren vermehrte Esluft, und die erhöhte Thätigkeit des Gehirns, wodurch mehr Nervenäther abgesondert werde, als Ursachen hiervon angeben zu können. — Gegen den Satz des Abt *Bertholon*, dass man im Fieberfroste positiv; in der Fieberhitze negativ elektrisiren müsse, werden verschiedene gegründete Einwendungen gemacht. Indessen ist der Vf. gar nicht abgeneigt, bey gewissen Fieberpatienten die Elektricität als Heilmittel anzuwenden. Bey dieser Gelegenheit kommt folgende sehr wahre Bemerkung hervor: „Nur für Pillen und Latwergen, für Pulver und Mixturen, für Pflaster und Salben hat die gröste Menge — Gefühl; zu etwas höherem erhebt der gemeine

Haufe (der Aerzte) sich nie; er weicht von der Sitte seiner Väter (Lehrer) nicht, und das gestandene Alter lernt von der Jugend ungern." Hier ist der beste Aufschluss in wenigen Worten gegeben, warum die Aerzte von einem so wirksamen Mittel, als die Elektricität ist, so wenig Gebrauch machen. — Auch zur Wiedererweckung unterdrückter Fieber ist die Elektricität vorzüglich geschickt, je mehr man sich bemüht, den Typus des dagewesenen Fiebers durch Wirkungen der Elektricität auszudrücken. — Ueber die Anwendung des elektrischen Bades zur Beförderung der Ausdünstung. Unterdrückte örtliche Schweisse; Rheumatismen, welche ihr Daseyn der zurücktretenen Ausdünstung zu verdanken haben; Gicht, sowohl die wirklich vorhandene, als die zurückgegangene, und alle Folgen derselben z. B. Fallsucht, Lähmung, schwarzer Staar, Melancholie etc. sind durchs Elektrisiren gehoben worden. Sollte es auch bey der Wassersucht, in wiefern bey ihr eine so starke Eindünstung der Haut statt findet, nützlich seyn? In wiefern die Elektricität die Thätigkeit der Sauggefässe vermehrt, den Ton der festen Theile überhaupt verstärkt, die unterdrückte Ausdünstung wieder herstellt, die Ab- und Aussonderung des Harns befördert, sollte man a priori schliessen können, dass diese Frage bejaht werden müsse. Und die Erfahrung bestätigt auch diese Vermuthung. — Bey Ausschlägen zeigt sich der Nutzen des Elektrisirens in seinem vollen Glanze. Die meisten Blindheiten, Taubheiten, Zuckungen, Lähmungen, Fallsuchten und Manien, mit einem Worte, die meisten sogenannten Nervenkrankheiten, deren Heilung man der Elektricität schuldig ist, sind unstreitig aus dieser Quelle geflossen. Jedoch muss beym Elektrisiren die grösste Behutsamkeit angewandt werden, weil jeder zurückgetretene Ausschlag im Innern des Körpers mehr oder weniger eine Entzündungsanlage vorbereitet, welche von dem durch die Elektricität hinzukommenden Reitze zur unrechten Zeit entwickelt werden könnte. Bey zurückgetretenen Pocken giebt es 2 Fälle, die den Gebrauch des Elektrisirens vorzüglich anzeigen: zu tief gesunkene Kraft, reine Schwäche des Kranken, und plötzliches übermässiges Wachsthum des atmosphärischen Drucks. Auch den noch nicht erschienenen und eben deshalb Gefahr drohenden Ausschlag kann man durch die Elektricität früher hervorlocken. Die nach überstandenen Ausschlagskrankheiten entstehenden Zufälle, deren Behandlung mühsam ist, lassen sich durch die Elektricität heilen. Bey langwierigen Ausschlägen, wo geschwächte Digestion und Schwäche des Hautorgans Ursachen der fortdaurenden Krankheit sind, ist das elektrische Bad schädlich. Die Ursachen, warum man oft getäuscht wird, wenn man den während des Elektrisirens zum Vorschein kommenden Ausschlag für einen kritischen hält, sind gut aus einander gesetzt. — Die Vorsichtsregeln bey praktischer Anwendung der Elektricität sind zum Theil neu, und zeigen von einer grossen Aufmerksamkeit auch auf solche Gegenstände, welche der gemeine Haufe von Elektrikern als gleichgültig übersieht. — Am Ende ist die Kur eines grauen Staars durch Elektricität beygefügt worden. — Auch das Aeussere empfiehlt diese lesenswerthe Abhandlung.

Leipzig, b. Barth: *Chemische Mineralogie, oder vollständige Geschichte der analytischen Untersuchung der Fossilien*, von C. F. A. *Hochheimer*. *Zweyter Band*, welcher die Untersuchung der metallischen und halbmetallischen Substanzen enthält. 1793. 354 S. 8.

Gegenwärtiges Werk verdankt sein Daseyn der edeln Dreistigkeit, mit der sich Hr. H. an dem literarischen Eigenthum meistens noch lebender chemischer Schriftsteller vergreift, und da ärntet, wo er doch nicht gesäet hat. Wie im ersten Bande, so sind auch in diesem die Aufsätze ohne alle kritische Auswahl, und ohne Rücksicht auf den gegenwärtigen Fortschritt der Wissenschaften zu nehmen, eilfertig zusammengerafft. Z. B. bey dem Hornerze ist nur allein *Laxmann's* Abhandl. in welcher der Vf. irriger Weise den Schwefel als das Vererzungsmittel in diesem Silbererze angiebt, aufgeführt worden; ohne der vorhandenen richtigern Analysen dieses Erzes mit einem Worte zu erwähnen. Eben so unnütz ist *Hagen's* Untersuchung des Braunsteins aus den Act. acad. nat. curiosor. hervorgeholt; da doch die chemische Kenntniss dieses Minerals seitdem in ein weit helleres Licht gestellt ist, auch Hr. Prof. H. seine damalige Meynung von den Bestandtheilen des Braunsteins längst aufgegeben hat; wie aus dessen spätern Schriften erhellet. Bey dem Artikel: *Silberkopf von Pengilly*, hätte der dahin gehörigen Berichtigung — in den Beob. u. Entd. a. d. Naturkunde 4 B. 319 S. — gedacht werden sollen.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, in d. Weygand. Buchh.: *Aesthetisches Wörterbuch über die bildenden Künste, nach Watelet und Levesque*. Mit nöthigen Abkürzungen und Zusätzen fehlender Artikel kritisch bearbeitet von *K. H. Heydenreich*, öffentlichem Professor der Philosophie in Leipzig. *Erster Band*. 1793. XXXII u. 688 S. 8.

Hr. H. liefert hier eine Verdeutschung des in Nr. 256. dieser Blätter, mit Beziehung auf eine frühere Recension in Nr. 204 u. 206. der A. L. Z. von 1790. angezeigten *Dictionaire des arts de peinture, sculpture et gravure*, par M. *Watelet et Levesque*, eines Theil der neuen Encyklopädie, und erwirbt sich durch die kritische Bearbeitung dieses Werks ein wesentliches Verdienst. Er hat gesucht, die mannigfaltigen Fehler der Unvollständigkeit in der Urschrift von der einen, und die überflüssigen Wiederholungen von der andern Seite, durch Zusätze zu einigen und durch Abkürzung oder Weglassung anderer Artikel des Wörterbuchs zu heben. Andre Fehler, die in der vorangeführten Recension der Encyclopedie methodique zum Theil gerügt worden, der Oberflächlichkeit und Einseitigkeit manches Artikels, besonders von Watelets Hand, der in seinen Grundsätzen hier und da noch gar sehr jenen Vorurtheilen in dem Studium der Kunst und des Alterthums anhängt und jenen Mangel des ächten und reinen Geschmacks

ſchmacks verräth, welche der alten franzöſiſchen Schule eigen waren, — ſolche ſehr bedeutende Fehler hätten bey einer kritiſchen Bearbeitung des Werks wohl noch mehr berührt werden können als, wenigſtens in dieſem erſten Theil der deutſchen Ueberſetzung, geſchehen iſt. Auch wäre der deutſche Herausgeber über die von ihm gemachten Abkürzungen und Weglaſſungen von Artikeln, in deren Vergleichung man nicht immer das Originalwerk zur Hand zu nehmen Gelegenheit hat, dem Publicum einige nähere Rechenſchaft ſchuldig geweſen. Die Hauptartikel ſind ſo, wie ſie aus der Hand ihrer Verfaſſer kommen, unverändert gelaſſen und die Urſchrift getreu überſetzt. Das franzöſiſche Werk hat fünf Bände welche Hr. H., nach ſeiner Bearbeitung und bey dem gewählten kleinern Druck und gröſsern Format der Ueberſetzung in drey Bänden zu liefern, und in in den beiden nachfolgenden Theilen noch mehr Zuſätze, als in dieſem erſten Bande, zu geben verſpricht. Neu ſind in dieſem die Artikel: *Adel*, *Baumſchlag*, *Colorit* und *Kritik des Geſchmacks*; (der letzte in dieſem Theil.) Zur Einleitung hat Hr. H. eine Abhandlung von ſeiner eignen Hand *über die Natur der ſchönen bildenden Künſte* vorausgeſchickt, worin folgende Ideen zum Grunde liegen. — Die Theorie der ſchönen bildenden Künſte gehört zu den philoſophiſchen Wiſſenſchaften und zwar zu der *angewandten* Philoſophie. In Rückſicht des vorzüglichſten Gegenſtandes der letztern, den *Menſchen nach der ganzen Zuſammenſetzung ſeiner Natur* zu betrachten, hat die angewandte Philoſophie zwey Fragen zu beantworten, 1. was durch die Mittel der menſchlichen Natur *nach allen ihren Verhältniſſen* betrachtet geſchehen *könne*; 2. was durch ſie im Speciellen geſchehen *ſolle*? Sowohl die, allen Menſchen gemeinſchaftlichen Anlagen, als auch die beſondern nur einzelnen Menſchen eignen Gattungen derſelben, ſind Gegenſtände für die angewandte Philoſophie, und ſie enthält demnach, praktiſche Wiſſenſchaften der Cultur für die gemeinſchaftlichen ſowohl als für die beſondern Anlagen im Menſchen. Dieſe Bildungswiſſenſchaften gründen ſich auf Naturkunde des Menſchen. Das Genie für ſchöne Künſte iſt dieſem zufolge Gegenſtand der angewandten Philoſophie, welche fragt: 1. was das Kunſtgenie, leiſten *könne* (*Naturkunde des Genies*) und 2. was es leiſten *ſolle* (*Teleologie des Genies*). Die Naturkunde des Genies beſchreibt den wahren Charakter und die höchſte Wirkung des Künſtlers, die Teleologie entſcheidet über den Werth ſeiner Handlungen; jene beruhet ganz auf pragmatiſch behandelter Geſchichte der Kunſt: dieſe auf den Principien der angewandten praktiſchen Philoſophie; jene iſt ein geordnetes Aggregat von Data der Erfahrung: dieſe unterwirft ihren Inhalt einem Vernunftprincip. Der Geſchmack iſt erſt das Reſultat der Teleologie und ihr kommt es auch zu, ein Ideal für die Kunſt zu entwerfen. — Die erſte Obliegenheit aller philoſophiſchen Theorie der ſchönen Künſte iſt, ihren Gegenſtand beſtimmt darzuſtellen und die Grundfacta: *es gibt Genieen für die ſch. K.; es gibt Werke ſch. K.; es gibt ſch. K.*, in ihr gehöriges Licht zu ſetzen. Von der Entwicklung des Genies, muſs die Theorie der ſch. K. ausgehen; dieſe aber kann nur vermittelſt Zergliederung der Werke des Genies geſchehen. Bey der Beſtimmung der Thatſache: es gibt Genien für die ſch. K. erlaubt ſich der Theoriſt keinen unzuläſsigen Dogmatismus, ſondern er beſchreibt, was wirklich da iſt, und gibt dasjenige an, ohne was das wirklich Daſeyende nicht da ſeyn könnte. — Bey der Beſtimmung des Begriffs *des Genies zu ſch. K.* und in deſſen Vergleichung mit dem *Genie für Wiſſenſchaft*, muſs man unſtreitig als Hauptmerkmal des letztern, Vermögen der Erfindung auszeichnen. Nur in wiefern beide Genieen productive Kraft beſitzen und *originelle* Werke des Geiſtes hervorbringen, findet zwiſchen ihnen eine Parallele ſtatt, und nur auf die Weiſe können ſie lehrreich unterſchieden werden; daſs man beſtimme, wie die wiſſenſchaftliche Erfindung durch das Genie, von der Erfindung des Kunſtgenies weſentlich verſchieden ſey. Alle *wahre wiſſenſchaftliche Erfindung* iſt Erweiterung der Erkenntniſs des Wirklichen, entweder des *moraliſchen* oder des *phyſiſchen*. Die productive Kraft des *Genies für ſch. K.* bringt aus eigenem Vermögen Vorſtellungen und Verknüpfungen derſelben hervor, deren Form nicht gefaſst werden kann, ohne theils *unmittelbar* Vergnügen zu empfinden, theils aus *Anerkennung* der Zweckmäſsigkeit derſelben, in Beziehung auf die bey ihrer Faſſung thätigen Vermögen unſerer Natur, angenehme Gefühle zu ſchöpfen. Das Genie bringt ſolche Ganze von Vorſtellungen hervor, ohne ſich beſtimmter Regeln bewuſst zu ſeyn, welche es befolgte, und ohne das innere Wesen ſeiner Producte jemanden mittheilen zu können. Es rechnet bey der Mittheilung des Vergnügens, auf die Gleichheit derjenigen Vermögen der Menſchen, welche bey Auffaſſung der Formen der Vorſtellungen und Gegenſtände derſelben thätig ſind; und beſonders auf die Gleichheit des Verhältniſſes derſelben zum Gefühlvermögen. — *Schöne Kunſt* unterſcheidet ſich alſo ſehr weſentlich, nicht nur von aller Wiſſenſchaft, ſondern auch bloſs *angenehmer* Kunſt, deren Zweck, nach Kants Lehre, iſt, daſs die Luſt die Vorſtellungen als bloſse Empfindungen, bey ſchöner Kunſt hingegen als Erkenntniſsarten begleite. — Eine ſyſtematiſche Eintheilung der ſchönen Künſte überhaupt, iſt nicht möglich; man kann ſie nur, wie ſie als Thatſachen vorkommen aufzählen. — Beſtimmung des Weſens der ſch. bildenden Kunſt. Sie beruhet auf der Thatſache, daſs es in der Natur ſichtbare Formen der Gegenſtände gibt, welche unmittelbares Vergnügen bewirken. — Jede *freye* Schönheit (d. h. Formen die, ohne alle Beymiſchung, den Charakter des Schönen tragen, und unter keinem Einfluſs des Denkens und ſinnlichen Begehrens ſtehen) iſt zugleich eine *reiche* Vorſtellung; denn eben dieſs, daſs ſie ſo *unmittelbares* Vergnügen erregt iſt ein Princip, welches die Beygeſellung vieler rührender Vorſtellungen zu der Anſchauung derſelben veranlaſst. In dieſem Reichthum der Vorſtellungen herrſche *Freyheit*, *Harmonie* und *Einheit* — welche beiden letztern Eigenſchaften, als charakteriſtiſche Züge der freyen Schönheit in ihrer Verbindung mit congruenten Vorſtellungen anzuſehen iſt. Die Natur hat aber auch Formen, welche nicht bloſs unmittelbares

Wohlgefallen sondern zugleich Lust erregen, weil sich in ihnen immer Zweckmäfsigkeit der Gegenstände in denen sie sich finden, aesthetisch darstellt: ferner gibt es Formen welche die Phantasie mit einer Menge lieblicher Bilder umgeben (der Vf. nennt sie *schwärmerische* Formen) — endlich *bedeutende* Formen, in welchen sich Gemüthszustände, Eigenschaften, Handlungen und Leiden der lebenden Wesen ausdrücken. Reichthum, Freyheit, Harmonie und Einheit, sind bey allen diesen Formen charakteristisch. — Nach mannigfaltigen Graden besitzt der Mensch das Vermögen, aus diesen mannigfachen Formen gleichsam die Gedanken der Natur zu entwickeln, und auch das Vermögen aus diesen Formen der Natur, neue Formen zusammenzusetzen: aber nur wenige besitzen das hohe Talent, aus eignem Vermögen schöne Formen zu dichten und Ideenganze, in denen Reichthum, Freyheit und Harmonie herrschen, in schöne Formen darzustellen. — Zwischen der *Schönheit der bildenden Kunst*, und dem was man in der Natur schön nennt, mufs, wenigstens im Allgemeinen, eine Analogie seyn. Das *unmittelbare* Gefallende nennt man in der Natur *schön*; also ist auch im Allgemeinen ein Werk der bildenden Kunst, in sofern es den Zweck des unmittelbaren Vergnügens erreicht, ohne dafs man sich denselben vorzustellen braucht, schön. — Aufser der *Nachahmung der schönen Natur*, gibt es noch eine idealische Gattung der bildenden Kunst, die noch höher ist als die schöne Natur, wenn nemlich das Genie das Schöne, durch sein Dichtungsvermögen übertrift. — Bey weiten ist es die *reinere* Schönheit der Formen, welche lediglich an und für sich gefallen — z. B. die Rose — nicht allein, welche Stoff für Werke der bildenden Kunst darreicht, sondern reichere und reitzendere Gegenstände derselben, sind jene *gemischte* Formen welche zum Theil an und für sich, zum Theil aber auch deshalb gefallen, weil sich in ihnen die innere Zweckmäfsigkeit der Gegenstände in denen sie sich finden, entdeckt, oder an der Anschauung sich eine Menge von Bildern anschliefst, unter denen, bey der gröfsten Mannigfaltigkeit, dennoch Einheit herrscht — wie z. B. ein schönes Weib. — Formen die blofs und allein durch den *Ausdruck* interessiren, und nichts Wohlgefälliges haben, sind die niedrigsten von allen. Nachahmungen derselben, gehören kaum noch in das Gebiet der schönen Kunst. — Die *Eintheilung der schönen bildenden Kunst* kann in mehr als einer Rückficht geschehen. Am wichtigsten und zugleich am meisten vernachläfsiget ist die Klassification in Ansehung *der Schönheit und des aesthetischen Werthes*. 1. Die höchste Schönheit herrscht in der Gattung der *schönen Allegorie*. Ihr folgt 2 schöne *Nachahmung von Individuen der menschlichen Gattung*: schöne Nachahmung von beiden Geschlechtern, in jedem, die Schönheit zulassenden, Alter. 3. *Nachahmungen von Scenen aus der leblosen Natur*, die theils unmittelbares Wohlgefallen erregen, theils dadurch vergnügen, dafs sich an ihre Anschauung eine Menge von Bildern der Phantasie anschliefst, unter denen, bey der gröfsten Mannigfaltigkeit dennoch Einheit herrscht. 4. *Nachahmungen von vollkommnen freyen Naturschönheiten*, als Blumen. 5. *Nachahmung von Formen*, welche blofs durch *beygesellte Vorstellungen* und ihren *Ausdruck* interessiren, ohne etwas unmittelbar gefälliges zu haben z. B. Figuren von Hogarth. — Dieser Stufenleiter ist die gewöhnliche Theilung der Realbilder der K. in Allegorie, Historie, Landschaft u. s. w. untergeordnet.

Auf diese Einleitung folgt, noch vor dem Wörterbuche selbst, die Lobrede auf Watelet von Vicq-d'Azyr welche allenfalls auch Abkürzungen hätte leiden können. —

KLEINE SCHRIFTEN.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN. Ohne Druckort: *Landau, die französische Festung kann durch Inundation mit wenig Kosten in kurzer Zeit eingenommen werden.* Mit einem Kupfer. Von *J. A. Edl. v. Traitteur, Professeur du Genie* zu Heidelberg und Churpfälzischen Administrationsrath. 20 S. 4. Bekanntlich hieng der Erfolg des vorigen Feldzugs am Oberrhein, an der Saar und Mosel lediglich von dem Schicksale der Festung Landau ab. Eine förmliche Eroberung fand zu viele Schwierigkeiten, theils in dem Mangel an hinlänglichen Truppen und Belagerungstruppen und Belagerungsgeschütze, theils in den politischen Rücksichten. Man fann daher auf andere Mittel, um diesen wichtigen Zweck zu erreichen, und hoffte besonders, dafs eine mit Bombenwerfen untermischte Blokade und die Wegnahme der Linien bey Weisenburg dazu führen würde. Viele Meteorologen hielten dieses nicht für hinreichend, und es war daher ein, nicht verwerflicher Vorschlag, die Festung durch Ueberschwemmung einzunehmen. Ein Französischer Ingenieur, *Charpentier*, der lange Jahre Director der Festungswerke zu Landau, Strafsburg und Fort-Louis gewesen, und der Vf. der vorliegenden Schrift hielten dieses für möglich. Letzterer übergab daher am 1 August 1793 dem Hn. General v. *Wurmser* ein ausführliches Gutachten, und wie dieses von Sachverständigen und Dilettanten auf die mannichfaltigste Weise beurtheilt und nicht ausgeführt, aber wohl untersucht wurde, überlieferte er es durch diesen Abdruck der öffentlichen Beurtheilung.

Die Ausführung dieses Vorschlags beruht auf der Einschliefsung der in einem Thal liegenden Festung mittelst eines Schwellungsdamms, der die Oberfläche des höchsten Walls um 10 bis 12 Schuh übersteigen soll. Er sey in der Entfernung von 420 bis 800 fr. Klaftern anzulegen, würde 15 bis 22 Schuh hoch seyn, und etwa 39,500 Fl. Kosten. Zur Arbeit wären 27 Tage erfoderlich, und 28 Tage um den Kessel aus der Queichbach mit Wasser anzufüllen. In den §§ 13—23 werden die etwa zu erregenden Zweifel und in den §§ 24—28 der Nutzen der Ausführung erörtert.

Die Beylage enthält die specificirte Kostenberechnung; auch ist eine kleine geographische Karte von der Lage der Festung beygefügt. — Bey allen Bedenklichkeiten und Zweifeln verdient der Vorschlag und daher auch diese Schrift alle Aufmerksamkeit und Beherzigung.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 21. August 1794.

MATHEMATIK.

Dresden, b. Walther: *Ueber die Bemühungen der Gelehrten und Künstler, mathematische und astronomische Instrumente einzutheilen*; von *J. G. Geissler* Mitglied der Hallischen Naturf. Gesellsch. 1792. 134 S. 8. und 7 grosse Kupft.

Der Gang, welchen der Vf. bey dieser Schrift genommen hat, ist im ganzen mehr historisch als scientifisch und artistisch. Er hat nämlich die ältern Eintheilungsmethoden nur kurz und ohne Zuziehung mathematischer Rechnungen und Kupfertafeln, beschrieben, bey den neuern hingegen, besonders den Ramsdenschen die nöthigen Kupfer mit dazugenommen, auch über die Vereinfachung derselben in den Anmerkungen verschiedenes beygebracht. Nach einigen allgemeinen Bemerkungen über die Eintheilungsversuche mathematischer und besonders astronomischer Instrumente, giebt der Vf. Nachricht 1. von *Hooks* Verfahren zu Eintheilung seiner Quadranten. Es wird hiebey zwar auf Figuren verwiesen, allein weil die Buchstaben im Text und auf der Tafel nicht zusammen treffen, so hat man Mühe sich zu recht zu finden. 2. *Rowers* Verfahren zu Eintheilung astronomischer Instrumente, wo zugleich eine kurze Geschichte von der Anordnung und dem Gebrauch der beschriebenen Instrumente beygebracht ist, auch Bemerkungen über die dabey vorkommenden Mängel mit eingestreut sind. 3. *Grahams* Verfahren bey Eintheilung seiner Quadranten. Bey diesem und dem vorigen sind keine Kupfer zugezogen. 4. *Birds* Eintheilungsmethode, nebst Smeatons Bemerkungen darüber, ohne Kupfer. 5. *Branders* Eintheilungsverfahren, so wohl für die gerade Linie als den Kreis, mit Kupfer. 6. Untersuchung der Genauigkeit einer aus freyer Hand gemachten Theilung besonders nach Birds und Branders Verfahren, aus Späths Abhandlung; wo aber blos die vornehmsten Fehler angeführt werden, die sich bey der Theilung aus freyer Hand ereignen können, die algebraischen Formeln hingegen ganz weggelassen sind. 7. Des Duc de *Chaulnes* neue Art, mathematische und astronomische Instrumente abzutheilen. Hier bezieht sich der Vf. auf die von Hn. *Halle* gelieferte Uebersetzung, die ganze Maschine scheint ihm viel zu zusammengesetzt, als dass sie je von einem deutschen Künstler nachgemacht werden dürfte. Aus eben dem Grunde zweifle er auch selbst an ihrer Genauigkeit. 8. *Ramsdens* Verfahren zu Eintheilung mathematischer Instrumente. Erst die Beschreibung der Theilmaschine, denn noch besonders die Beschreibung derjenigen, mittelst welcher man die Schraube ohne Ende zur Theilmaschine geschnitten hat. Beyde sind ganz vollständig nach der französischen Uebersetzung des Hn. *la Lande* nebst den dazu gehörigen Figuren aufgenommen worden. 9. *Hindleys* Theilmaschine aus den *Phil. Transact.* Vol. 76. 1. vom Hn. *Smeaton* verfasst. Es finden sich hier erstlich allgemeine Bemerkungen, dass der 4000ste Theil eines Zolles das Aeusserste sey, was man durchs Gesicht mit Zuziehung der Mikroskope bey Beurtheilung der Theilstriche eines Instruments zu erreichen vermögend sey; alsdann 2 Briefe, in welchen *Hindley* seinem Freund *Smeaton* sein Eintheilungsverfahren vollständig mittheilt und die sich von 1748. datiren. 10. Beschreibung der *Ramsdenschen* Theilmaschine für gerade Linien, nebst besonderer Beschreibung der Maschine zur Schneidung der Schraube welche bey jener gebraucht wird. Die englische Originalbeschreibung ist zu London 1779 erschienen und von *Bachier* ins Französische übersetzt worden. Diese Uebersetzung ist hier gebraucht. 11. Anmerkungen des Herausgebers, besonders über die beyden *Ramsdenschen* Theilmaschinen. Hr. G. hat sich diese Maschinen selbst zu eignem Gebrauche, wiewohl nach einem kleinen Maasstabe verfertigt und einige vortheilhafte Abänderungen dabey getroffen. Bey der Universaltheilmaschine ist nämlich statt der weitläuftigen Vorrichtung zur Bewegung der Schraube mittelst des Fusstritts eine einfache kleine Kurbel angebracht, wodurch die Schraube ohne Ende mit der Hand leicht vor- oder rückwärts gedreht werden kann. Auch die Welle dicht neben der Schraube drückt, mittelst einer besondern Schraube ein Plättchen, wodurch die Schraube ohne Ende selbst mehr oder minder stark auf den Umkreiss der Theilscheibe gedrückt werden kann. Bey des Vf. Maschine zur Theilung der geraden Linien lässt sich eben so wie bey der Ramsdenschen, eine Platte auf ihrer doppelt so langen Unterlage frey hin und her schieben. Der Rand der obern Platte läuft in einer Fuge; der vordere streift in einer Leiste hin und wird durch die Bewegung der ähnlich vorgelegten Schraube ohne Ende, welche längs dem vordern Rande der Platte die Zahnung darauf gemacht hat, rück- und vorwärts geschoben. Um die weitläuftige Vorrichtung zu ersparen, welche Ramsden nothwendig brauchen musste, damit beym Rückwärtsdrehen der Schraube ohne Ende die Platte sich nicht hebe, hat der Vf seiner Schraube ohne Ende gegen den vordern Rand der Platte eine solche Lage gegeben, dass sie schief anliegt und zum Theil etwas überhalb der Platte zu liegen kommt, mithin nie gehoben werden kann, die Schraube mag vor- oder rückwärts gedreht werden. 12. Ein Schreiben des P. *Piazzi*, Theatiners und königl. Prof. der Astronomie auf der Universität zu Palermo

an Hn. le Lande über die von Hn. *Ramsden* verfertigten Instrumente. Man lieſt die Lebensnachrichten dieſes berühmten Mannes und die Beſchreibung ſeiner groſsen und mannichfaltigen Verdienſte um die Experimentalphyſik und praktiſche Aſtronomie hier meiſt in chronologiſcher Ordnung, und gewiſs mit vielem Vergnügen.

Winterthur, in d. Steinerſchen B. Handl.: *Logarithmiſche Tafeln zur Abkürzung kaufmänniſcher Rechnung*; bearbeitet von *Jo. Joach. Girtanner*, Lehrer der Mathem. in St. Gallen. 1794. 245 S. 4. [5 Rthlr. 16 Gr.]

In dem I. Abſchn. dieſes Buchs wird gezeigt, wie geometriſche Reihen auf die Logarithmen geführt haben. In dem II. Abſchn. wird deren Anwendung beym Multipliciren Dividiren und Wurzel ausziehen gelehrt. Plötzlich aber verläſst der Vf. die Vulgar-Logarithmen und trägt die Erfindung der natürlichen oder hyperboliſchen (S. 69.) vor. Die Kenntniſs von Subtangenten und vom Differentiiren überhaupt wird dabey von ihm vorausgeſetzt, und auf *Käſtners* Analyſis des Unendlichen verwieſen! Wir ſehen in der That nicht ein, wie der Vf. in ein hauptſächlich für Kaufleute beſtimmtes Buch ein ſo unausgeführtes Fragment habe einrücken können! Er bemüht ſich, Logarithmen zu empfehlen, und ihre Ausbreitung zu befördern, und ſollte nicht eingeſehen haben, daſs nichts mehr dienen werde, unkundige oder Arithmetiker von gewöhnlichem Schlag von Logarithmen abzuſchrecken als ein ſo unvorbereitetes nothwendig räthſelhaftes Bruchſtück? Im III. Abſchnitt kommt der Vf. wieder auf Vulgar- oder *Briggiſche* Logarithmen zurück, (ohne dieſen Uebergang deutlich anzumerken,) und zeigt, wie ſie bey Brüchen anzuwenden ſeyn; und wie man überhaupt die unten vorkommende Logarithmiſche Tabelle anzuwenden habe. In dem IVten wird näherer Aufſchluſs über die Einrichtung der Wechſelarbitrage-Tabellen, und der übrigen — mehr verſprochen, als wirklich zur Genüge gegeben. Der Vte Abſchnitt hat zur Aufſchrift: „Entwicklung der Verſchiedenheiten des Arbitrage-Geſchäftes, nebſt einer Gebrauchs-Anzeige der Tabellen.“ Dieſe Entwicklung iſt aber ſehr kurz, und recht in Eile hingeworfen. In den Beyſpielen, welche die Abkürzung der Rechnungen durch Logarithmen darlegen ſollen, vermiſst man vorzüglich die Erklärung der Art und Weiſe, warum das Reſultat durch zwey Zeilen ſich gewöhnlich ſchon ergebe? — Gelehrte ſehen dieſes freylich ein, allein für die, welchen dieſes Buch zuvörderſt beſtimmt iſt, ſollten viel deutlichere Erläuterungen angehängt ſeyn. Dieſe fehlen ebenfalls im VIten Abſchnitte, welcher eine Menge Beyſpiele ohne gehörige Auseinanderſetzung enthält. Es wäre viel nützlicher geweſen, der Vf. hätte nur 3 oder 4 Fälle ausgeſucht, und an dieſen mit ſorgfältiger Aufmerkſamkeit alles entwickelt, was die Zweifel angehender Arithmetiker hätte beſeitigen können. Dazu wäre es allerdings ſehr belehrend geweſen, wenigſtens ein Paar verſteckte Proportionen in Gliedern auszuſetzen. Im VIIten Abſchnitt (im Buch ſteht aus Verſehen S. 27. noch einmal VI.) wird der Nutzen der ſogenannten logar. Haupttabelle dargethan, z. B. Laubthaler in Gulden zu verwandeln. Endlich folgen noch Anweiſungen, mit den angefügten Intereſſen- und andern Reduction-Tabellen umgehen zu können. Die Abſicht und die Bemühungen des Vf. ſind im Ganzen lobenswerth; aber ſeine Manier, nur vorzuſchreiben, was unter einander zu ſetzen, zu addiren, zu ſubtrahiren.... ſey, iſt gar zu unbefriedigend, und in philoſophiſcher Rückſicht allerdings verwerflich. Von den *Tabellen* mit Logarithmen zeigen wir die wichtigſte im Buch, wie billig, noch näher hiemit an: Von 71 bis 107 ſtehen die Logarithmen der Abſolut-Zahlen von 1 bis 200, mit dazwiſchen eingeſchobenen Log. der Brüche $\frac{1}{100}$ .... $\frac{99}{100}$ nach *jeder* ganzen Zahl. Dieſe Arbeit iſt verdienſtlich, und für alle Rechner, die mit dem 24 Guldenfus umgehen brauchbar. Aber leider! ſind überall die Logarithmen nur bis auf 5 Ziffern mitgetheilt. Dieſe Abkürzung können wir durchaus nicht billigen; der Vf. mag es noch ſo oft behaupten, zum Gebrauch ſeyen 7 Ziffern nicht ſtreng nothwendig; er wird wohl kundige Gelehrte und Kaufleute nimmermehr hiervon überzeugen; er hat in der That weit nicht alle Fälle überſehen, in denen man ſeine Zuflucht zu den Schulziſchen oder Vegaiſchen Tafeln ſchlechthin nehmen muſs, und in welchen ſelbſt die Logar. mit 7 Ziffern kaum durchgehends zureichen, wie unter andern Hr. Hofr. *Käſtner* in ſeiner Fortſetzung der Rechenkunſt deutlich gezeigt hat. — Von S. 107 bis 183. kommen hiernächſt die Logarithmen der Abſolut Zahlen von 200 bis 2491. mit eingeſchobenen Log. von $\frac{1}{100}$ .... $\frac{99}{100}$ nach jeder ganzen Zahl. Von da an aber folgen (ohne Interpolationen) die Logarithmen der Zahlen 2492 bis 20000, durchgehends nur mit 5 Ziffern, auſſer der Charakteriſtik, ſo daſs der Log. 4,30103 heiſst. Das *Vegaiſche* Handbuch enthält 81000 Logarithmen mehr, da dieſe in demſelben bis 101000 reichen, und wir können unſre Ueberzeugung nicht verleugnen, daſs deſſen Anwendung auch bey *kaufmänniſchen* Rechnungen viel weiter auszudehnen ſey, und in praktiſchen Vorfällen aller Art viel mehr zu ſtatten komme, als dergleichen abgekürzte Special-Tabellen, dergleichen der Vf. hier geliefert hat, zumal wenn man die an Gulden hängende Kreuzer in Decimalen auszudrücken ſich angewöhnt, wie in einer Abh. des *Journals v. u. für Deutſchland*, im letzten Jahrgang (1792.) von einem Anonymus, (auch vor ihm von Hn. *Käſtner* in Beziehung auf Sachſen) vorgeſchlagen worden. In den zuletztfolgenden Procenttabellen hat der Vf. Logarithmen mit 6 Ziffern mitgetheilt. Umſtändlichere Beſchreibungen hierüber würden hier zu weit führen; und eben dieſs gilt von den Wechſelcours-Tabellen. Kaufleute können immer viele Abkürzungen aus dem Buche lernen, und es iſt gar nicht unſre Meynung, ihnen deſſen Ankauf zu miſsrathen. Auch haben unſre Erinnerungen gar nicht die Abſicht, den Muth des Vf. abzuſchrecken, mit dem er leidige Vorurtheile vieler Praktiker beſtreitet, und die ſehr wünſchenswerthe Ausbreitung des logarithmiſchen Calculs rühmlich zu befördern ſucht.

GE-

GESCHICHTE.

Hamburg, b. Bachmann und Gundermann: *Geschichte der französischen Staatsrevolution aus den Grundursachen ihrer Entstehung und ihrer Verbindung mit der ältern Geschichte Frankreichs entwickelt. Nebst Darstellung des Lebens und der Regierung Ludwig des XVI. Erster Theil.* 1793. VIII und 377 S. 8. (Auch noch unter einem andern Titel. *Lebens - und Regierungs - Geschichte des unglücklichen Ludwig des XVI, nebst einer Geschichte der franz. Rev.* u. s. f.)

Hätte dieſs Buch auch noch zehn und zwanzig verſchiedne Titel, ſo bliebe es doch nichts deſto weniger ein erbärmliches Product. Es erreget ſchon ein ungünſtiges Vorurtheil, wenn ein Schriftſteller dreiſt genug iſt, in dieſem Augenblick eine *Geſchichte der franzöſiſchen Revolution* anzukündigen, weil ſich daraus mit beynahe mathematiſcher Gewiſsheit der Schluſs ziehen läſst, daſs er gar nicht wiſſen muſs, was zu einer *Geſchichte* gehört. Der Vf., mit dem wir es hier zu thun haben, ſcheint von dieſer Erkenntniſs ſo weit entfernt zu ſeyn, daſs er allem Anſehen nach nicht einmal wuſste, was zu einem *Buche* gehört.

Es wäre nicht der Mühe werth, alle die einzelnen Eigenſchaften eines Geſchichtſchreibers anzugeben, an welchen es dem Vf. mangelt, ſein Buch iſt eine unverdaute Compilation aus unverſtandnen Büchern: nach ſeiner Abſicht ſollte es „*ein Leſebuch für unpartheyliche Weltbürger werden*“, und darum ſtellte er ſich, wie er ſagt „auf den reinſten einſamſten Gipfel des Berges, wo „er ſeine Welt — — überſehen kann“ Wie ſehr wäre es zu wünſchen daſs auf dieſem Berge die Sonne der *deutſchen Grammatik* geſchienen, und dem preciöſen ſehr oft kaum verſtändlichen Styl des Vf. wenigſtens das geringe Verdienſt der Sprachrichtigkeit verliehen hätte!

Einige Proben werden den Leſer in den Stand ſetzen, ſeine Erwartungen von dieſer *Geſchichte der franzöſiſchen Revolution* näher zu beſtimmen. S. 33. heiſst es: „Die merkwürdigſte *Verſammlung der Gene-*„*ralſtaaten* (états-généraux) *verſammelte* ſich unter ſei-„nem (Philipp des VI) Sohne Johann. Da der König „mit England *im Kriege* verwickelt war, und die Un-„terſtützung des Volks brauchte, ſo *unterzeichnete* er „der Nation mehrere *Freyheiten*.“ — Ferner S. 37. „Der König (Carl VI.) fiel *in einer Hirnwut*, deren erſte „Urſache das Gerücht auf den Herzog von Orleans wälz-„te. Er wird ermordet, und der Erbe des Throns läſst „den Mörder des Herzoges wieder *meuchelmorden*. We-„nigſtens behauptete dieſs die Parthey des Herzoges von „Burgund, der das *unſelige* Opfer war, und klagte den „Dauphin *vor das* Parlement an.“ — S. 58. „Die Em-„pörung brach nach ſeinem Tode deſto ſtärker aus, *deſſen* „Flamme der Herzog von Orleans anfachte.“ — Von *Necker* heiſst es S. 147. „Der Adel ſpottet' nicht nur „ſeiner, ſondern auch der Gelehrte ſieht ihn mit einem „ſtolzen Seitenblick an, weil es für ihn ſelbſt zu ſchwer „iſt, zu dieſer Gröſse des Bürgers zu gelangen, worauf „er“ (wer denn?) „ein näheres Anſpruchsrecht zu ha-„ben glaubt.“ — Nach des Vf. Meynung (S. 40.) iſt „die Revolution unſers Zeitalters in der Weltgeſchichte „*eine gewöhnliche Begebenheit.*“ *Die Demokratie* ſoll ſchon unter Karl dem V *und* Karl dem VII! *der Wunſch des Volks, ſo ſehr als jetzt* geweſen ſeyn. — Genug und mehr als genug!

KLEINE SCHRIFTEN.

Gottesgelahrtheit. *Frankfurt u. Leipzig: Aſſecurirter Evangeliſcher Religionszuſtand im Herzogthum Sulzbach. L. 4. Cod. de LL. et Conſtitut. Principum. Digna vox eſt maieſtate regnantis, legibus alligatum ſe principem profiteri.* 1794. 32 S. 4. Die gegenwärtige Schrift iſt gleichſam der Prodromus von einer zweyten, noch zu erwartenden, in welcher die, für die Evangeliſchen in dem Herzogthum Sulzbach ſo traurige Aufhebung der bisherigen ſimultaniſchen Landesregierung in *Sulzbach*, und Verbindung derſelben, mit der, bloſs aus katholiſchen Räthen und Beamten beſtehenden Regierung zu *Amberg* erzählet, auch dem unbefangenen Publikum, Nachricht gegeben werden wird, was die dagegen von dem evangeliſchen Theile ſo dringend, als beſcheidene Vorſtellungen bey dem Hof in *München* zu bewirken im Stande geweſen ſind. Bis dieſe erſcheinen wird, wollen wir einſtweilen den Inhalt der gegenwärtigen, die ſich eben ſo ſehr durch Gründlichkeit, als lobenswürdige Beſcheidenheit auszeichnet, kurz anzeigen, wobey wir nicht unbemerkt laſſen können, daſs vielleicht für manche, welche mit den Schickſalen der proteſtantiſchen Religion in dem Herzogthum Sulzbach nicht ganz bekannt ſind, eine ganz kurze Geſchichte derſelben, in Verbindung mit der politiſchen, erwünſcht geweſen ſeyn würde.

So groſs das Unglück war, welches die *Jeſuiten* dieſem ganz evangeliſchen Land zubereitet hatten, da der Pfalzgraf *Wolfgang Wilhelm* zu Neuburg, 1627. nach gewaltſamer Vertreibung der Augsburgiſchen Confeſſions-Verwandten, die katholiſche Religion mit bewaffneter Hand in demſelben einführen lieſs: (die traurigen Scenen, die dabey vorfielen, findet man in einer ungemein ſeltenen Schrift, die 1627. Zu *Embden*, unter dem Titel: *Jeſuiter und Pfaffen Kunſt und Heiligkeit*, gedruckt wurde, ſehr lebhaft geſchildert:) ſo ſehr hatte daſſelbe Urſache ſich zu freuen, da 1649. vermöge des Weſtphäliſchen Friedensſchluſſes, alles wieder in ſtatum integrum reſtituiret, und J. J. 1624., in welchem Kanzley, Landrichteramt, Magiſtrate und übrige Civilſtellen, *mit keinen andern Perſonen, als mit ſolchen, die ſich zur Augſp. Confeſſion bekannten beſetzt waren* — zum *Normal Jahr* angenommen wurde. Allein die Freude des Landes über dieſe Reſtitution war nur von kurzer Dauer. Denn ſchon 1652. wurde zwiſchen dem damals noch evangeliſchen Pfalzgrafen *Chriſtian Auguſt* zu Sulzbach, und dem Neuburgiſchen Erbprinzen *Philipp Wilhelm* zu *Cöln* ein gewiſſer *Staats-Vertrag* errichtet, und darin das ſogenannte *Simultaneum* etablirt, welches alsdann auch, der dagegen gemachten triftigen Vorſtellungen der Stände, der Geiſtlichkeit und der Magiſtrate, ungeachtet — vis facti — introducirt wurde. Die Evangeliſchen muſsten ſich dieſes, der Reichsfriedensſchluſsmäſsigen Reſtitution und Poſſeſſion gerade entgegen ſtehendes Verfahren gefallen laſſen, und ſich damit tröſten, daſs es dem katholiſchen Theil nicht wagen würde, ſie ganz zu verdrängen, noch ſie in ihren Rechten, daſs die Dicaſterie auch aus ihren Mitteln beſetzt

besetzt werden sollten, zu kränken — die sämmtlichen evangelischen Beamten blieben auch, nach erfolgter Einführung des Simultaneums in ihren Posten und Functionen, und nach ihrem Ableben pflegte Pfalzgraf *Christian August* von Zeit zu Zeit für seine Hofrathskanzley und andere Civildienste die brauchbarsten Subjecte *von beyderseitiger Religion* zu erwählen. Ueber dieses alles hat dieser vortrefliche Fürst, auch nachdem er selbst — wohl nicht aus Ueberzeugung — zur katholischen Kirche übergetreten war, in seinem 1704 errichteten Testament, dafür gesorget, dafs seine Erben und Successoren, seine evangelische Unterthanen *an ihrer Gewissensfreyheit*, unumschränkten *Religions-Exercitio und andern, durch den Friedenschlufs und Restitution erlangten, auch ihnen bey Introducirung des Simultanei ungekränkt zu erhalten stipulirten Juribus in keine Weise nimmermehr beeinträchtigen sollten.* Das nemliche hat ihnen derselbe in der, dem Superintendenten zugefertigten Instruction 1704. zugesichert. Ja er gieng noch weiter, und wollte sogar 1706. ein eigenes evangelisches Consistorium errichten, *damit seiner evangelischen Unterthanen Angelegenheiten nicht etwa künftig vor catholische Gerichte oder Personen gezogen werden möchten.* Allein dem Erbprinzen *Theodor* wurde dieses als eine gefährliche Neuerung von Seiten des katholischen Theils vorgestellt. Dieses bewog ihn dann, dem evangelischen Theil die Versicherung zu geben, dafs *der evangelische Religions-Zustand cum annexis jederzeit ganz ungekränkt gehandhabt, und insbesondere die Sulzbachische Landesregierung auf alle künftige Zeiten jedesmal auf eine, der simultanischen Lands- und Religionsverfassung gemäfse Weise dergestalt bestellt werden sollte, dafs sie den Evangelischen alle Vortheile eines besondern Consistorii gewähren, folglich das intendirte evangelische Consistorium vollkommen ersetzen sollte.* Diese äufserst wichtige Declaration findet man in *Struvens Pfälzischen Kirchenhistorie* S. 1152. u. f. Sie ist aber auch hier mit zweckmäfsigen Anmerkungen und nöthigen Erläuterungen abgedruckt, und besonders dieses sehr wohl erinnert worden, dafs gedachte Declaration nicht etwa blofs auf die freye Religionsübung eingeschränkt werden könne, sondern sich auf den ganzen statum politicum et civilem der Evangelischen erstrecke. Endlich ist noch der merkwürdige Religions Revers den Pfalzgraf *Theodor* vor seiner Vermählung 1692. ausstellte, ingleichen die noch wenig bekannte bündigste Religionsversicherung des Kurprinzen *Johann Wilhelms* zum Besten der Sulzbachischen Protestanten v. J. 1688. beygefügt worden. Die Folgerungen die der Vf. aus diesen Prämissen — den theuersten Versicherungen und Assecurationen der Landesfürsten ziehet — und als evidente Wahrheiten am Schlusse aufstellet — sind so wichtig, so sehr in die Augen leuchtend, dafs es kaum zu begreiffen ist, dafs je dagegen hat gehandelt werden können. Und doch ist dieses leider zur äufsersten Kränkung der Evangelischen nicht nur, sondern auch zu ihrem gröfsten Nachtheil geschehen — wie solches die Fortsetzung welcher Rec. mit Verlangen entgegen siehet, lehren wird. Gerne würde Rec. seine Meynung über eine traurige Ereignifs, besonders in Hinsicht der gegenwärtigen Zeitumstände die mit dergleichen Bedrückungen gar nicht vereinbar zu seyn scheinen, hinzusetzen, wenn er es nicht für überflüssig hielte, das, was jeder unbefangene gut denkende Mann selbst denken wird, niederzuschreiben.

Danzig, gedr. b. Müller: *Schediasma de correctione peccatoris per ecclesiae ministrum*, quo Viro Summum Venerabili Jonathani Hellero, S. Th. D., ad aedem b. Mariae cathedralem Pastori prim., et Rev. Ministerii J. A. C. Seniori longe dignissimo quinquaginta annus in officio ecclesiastico feliciter exactos pie gratulantur verbi divini in uniuscо Gedanensi Territorio ministri. 1790. 15 S. 4. — Rec. stimmt in allen Gedanken dem ungenannten Vf., der sich als einen sehr denkenden Mann zeigt, vollkommen bey. Man hat in neuern Zeiten zu sehr und zu unbedingt die Privatcorrectionen des Sünders durch den Prediger und Beichtvater empfohlen, und darauf einen zu grofsen Werth gesetzt. So wenig sie auch ganz zu verwerfen sind, und so grofsen Vorzug sie vor den sonst gewöhnlichen und schimpflichen öffentlichen Bestrafungen in der Gemeinde verdienen: so hat doch die Sache, besonders in unserm so ganz veränderten und profanen Zeitalter, grofse Bedenklichkeiten; es kommt alles auf Personen und Umstände an. Besondere Regeln lassen sich hier nicht geben; das meiste beruht auf der eignen Klugheit des Lehrers in jedem einzelnen Falle. Manche Personen lassen sich wohl solche Zurechtweisungen vom Lehrer gefallen; andere sind desto empfindlicher, und werden dadurch sogar noch verstockter und eigensinniger. Nach Rec. Meynung kann auch der Landprediger manches thun, auch stärker sich über manches Vergehen erklären, als der Stadtprediger. Ist die Sache kein ganz notorisches Vergehen, so kann hier der Religionslehrer sich durch solche Correctionen ohne allen Nutzen grofsem Verdrufse und groben Verunglimpfungen aussetzen, und sich den bittersten Hafs empfindlicher und stolzer Personen zuziehen, besonders wenn sie ohnehin keine Achtung gegen den Lehrerstand haben. Hingegen können nachdrückliche Bestrafungen des Lasters, und rührende Ermahnungen in Predigten und in Beichtreden, wenn sie nur nicht Persönlichkeiten enthalten, die ohnehin nie bessern, oft die erwünschteste Wirkung thun. Freylich, wenn sich diese Personen auch von der Kirche und vom Abendmahl selbst ausschliefsen, so fällt auch dieses Besserungsmittel weg. Doch sind nach unsrer Meynung Privatcorrectionen in vielen Fällen nicht nur nützlich, sondern sogar nothwendig und pflichtmäfsig: nur mufs der Lehrer überall mit Klugheit und Ueberlegung handeln. Mit Hitze bessert der Lehrer ohnehin nicht viel; aber eben so wenig, wenn er zu furchtsam ist, und nicht mit Nachdruck spricht. Ernst und Liebe müssen bey solchem Zurechtweisungen auf das genauste verbunden seyn: der Lehrer mufs rühren, aber nicht erbittern. Am besten thut der Lehrer, wenn er eine schickliche Gelegenheit zu einer solchen Zurechtweisung abwartet, um allen Schein von Zudringlichkeit und von geistlicher Herrschsucht zu vermeiden. Auch ist das nicht zu übersehen, dafs der Sünder, besonders wenn er schon bey Jahren ist, eine nachdrückliche Rüge eher von einen alten und allgemein verehrten Lehrer, als von einem jungen, wenn gleich noch so würdigen, Manne annimmt: der junge Lehrer mufs also äufserst behutsam seyn, und sich erst Achtung und Zutrauen zu verschaffen suchen. — Ueberhaupt mufs der Religionslehrer überall Sanftmuth und Klugheit zeigen, seine wohlwollenden Gesinnungen stets thätig beweisen, und dadurch allem Argwohn von Priesterstolz begegnen: alsdann kann er vieles auch in Privatunterredungen wirken, was ohne dieses nicht wohl möglich wäre. — Absichtlich hat sich Rec. bey dieser Anzeige etwas länger verweilet, theils um zu zeigen, dafs auch hier die Mittelstrafse die beste sey; theils weil die Klagen über vereitelte gute Absichten im Lehramte und über die Verachtung desselben immer häufiger werden. Gewifs würden ihrer weniger seyn, wenn die Lehrer sich weniger anmafsten, und mit mehr Vorsicht, Klugheit und Sanftmuth zu Werke giengen. —

Mathematik. *Raab in Ungarn*, gedruckt b. Streibig: *Perfecta Quadratura Circuli, quam e verorum numerorum proprietatibus eruit ac demonstravit Josephus Rájnis hungarus Ginsiensis*, presbyter Secularis dioeceseos jaurinensis. S. S. Theologiae baccalaureus, olim in celebri academia jaurinensi matheseos Professor. P. O. 1794. 84 S. 4. nebst einer Vorrede von 12 Seiten. (20 gr.) Wir zeigen hier nur die Existenz dieser Schrift an, als einen Beytrag zu den Verirrungen des menschlichen Verstandes. Denn nicht leicht ist uns ein gröfseres Galimathias halb verdauter Sätze der Arithmetik und Geometrie, falsch angewandter Begriffe von Einheit, Zahl u. d. gl. zu Gesichte gekommen, als in gegenwärtiger Schrift, die für das Verhältnifs des Durchmessers zum Umkreise 23:72. also 1:3, 13... heraus bringt. Es lohnt sich nicht der Mühe den Unsinn, woraus dieses Verhältnifs hergeleitet worden ist, hier auszuzeichnen, weil er in dem Verhältnisse selbst, das nicht einmal die Genauigkeit des Archimedischen hat, ganz klar am Tage liegt. Indessen hat sich doch Jemand in dem 33ten Stück des österreichischen Mercurs 1793. mit einer Recension dieser Schrift abgeben mögen, weil wir mit derselben zugleich eine Widerlegung des Vf. auf einem Octavbogen erhalten haben, worinn aber nur der Unsinn, der in der Schrift selbst vorkommt, wieder gekäuet wird, ohne die Einwürfe des Recensenten zu wiederlegen, der gröfstentheils uns mit Machtsprüchen, oder mit Verweisung auf die Schrift selbst abgespeiset wird. Schade für das Papier, und die nett gestochene Kupfertafel die auf diesen Wisch verwendet worden ist.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 22. August 1794.

ERDBESCHREIBUNG

PARIS, b. Buisson: *Memoires secrets et critiques des Cours, des Gouvernements et des Moeurs des principaux Etats de l'Italie.* Par *Joseph Gorani*, citoyen françois. *Tome* 1er 495 S. und VIII S. Vorrede. *Tome* 2d. 478 S. *Tome* 3me 480 S. 1793. 8.

FRANKFURT u. LEIPZIG: *Geheime und kritische Nachrichten von Italien, nebst einem Gemälde der Höfe Regierungen und Sitten der vornehmsten Staaten dieses Landes.* Von *Joseph Gorani*, französischem Bürger. Aus dem Französischen übersetzt. 1ster Theil 371 S. 2ter Th. 466 S. 3ter Th. 407 S. 1794. 8.

CÖLLN, b. Hammer: *Joseph Gorani's* französischen Bürgers, *geheime und kritische Nachrichten von den Höfen, Regierungen und Sitten der wichtigsten Staaten in Italien.* Aus dem Französischen, mit Anmerkungen des Uebersetzers. 1ster Th. *Neapel.* 1794. 358 S. und X S. Vorrede.

In diesem sehr merkwürdigen und interessanten Werk erhalten wir wichtige und reichhaltige Beyträge zur neuesten Geschichte der vornehmsten italienischen Staaten, von einem Mann, welcher sich als ein helldenkender Kopf, scharfsichtiger und freymüthiger Beobachter und feiner Welt- und Menschenkenner bewährt und bey seinen Verbindungen an den italienischen Höfen und mit unterrichteten Innländern, so manchen Personen und Gegenständen näher zu kommen und aus ächten Quellen zu schöpfen Gelegenheit fand, die andern Reisenden verborgen bleiben, ja der selbst in das Innre mancher Cabinette, wo der gröbste Ministerialdespotismus herrscht, tiefe Blicke that, welches nur wenigen Privatpersonen so gelingt. Solche eigene oder von sachkundigen Männern erhaltene Bemerkungen und Nachrichten sind es, die in diesen Memoiren, in einem belebten, mit vielfältigen charakteristischen Anekdoten untermischten Vortrage, welcher anzieht, angenehm unterhält und nützlich belehrt, dem Publicum vorgelegt werden. — Leser, welche die nun einmal von den neufränkischen *citoyens* adoptirte Manier, sich über gewisse ihrem System im Wege stehende Gegenstände auszulassen, kennen, werden auch bey dem französischen *Bürger* Gorani, diesen Ton zu würdigen wissen, ihn allerdings misbilligen, aber in Rücksicht so vieler hervorstechenden Vorzüge seines Werks, dem Vf., der zu Gunsten seiner damals genommenen Partey diesen Ton zuweilen anstimmt, deswegen nicht in der geehrten Republik Wasser und Feuer untersagen. Zur Beherzigung anderer läst sich versichern dass der *cidevant citoyen Gorani* jetzt den *Grafentitel* seiner italienischen Familie wieder angenommen hat. — Rec. will dem Vf. blos zu den Hauptgegenständen seiner Beobachtungen folgen und das ausheben, was neu oder weniger bekannt ist, soweit ein zusammenhängender Auszug bey der eigenthümlichen Form, worinn diese Memoiren erschienen sind, möglich ist. Diese von dem Vf. gewählte Form schadet seinem Werk bey vielen Lesern offenbar. Es stellt kein Ganzes dar. Die einzelnen Abschnitte sind ohne Plan und Ordnung der Materien in abgerissnen Bruchstücken, wie es der Zufall wollte, durcheinandergeworfen. Beobachtungen sind über einen Gegenstand angefangen, dann plötzlich abgebrochen, und man findet erst lange nachher unvermuthet den vorigen Faden wieder angeknüpft. Ohne dass diese rhapsodische Behandlung gerade der Unterhaltung schadet, indem sie Abwechslung im Vortrag befördert; gibt sie dem Werk ein flüchtiges oberflächliches Ansehen, welches sich denn auch in einzelnen, sehr leicht behandelten Materien wirklich bestätigt. Wenn gleich selbst in diesen, Gorani's Geist unverkennbar ist; so entdeckt sich doch auch jene Flüchtigkeit so vieler Reisebeschreiber, welche, ohne in weitre Untersuchung der Gegenstände hineinzugehen: sie nur obenhin berühren und mit ihrer Entscheidung abfertigen. —

In einem Zwischenraum von zehn Jahren nemlich 1780 und 1790. besuchte G. Italien zweymal. Er verbindet in seinen Memoiren die auf beiden Reisen gesammelten Bemerkungen über verschiedene italienische Staaten, hauptsächlich, die Landesverfassung, jetzige Regierungsmaximen, innere Beschaffenheit der Länder, den Zustand der Menschen und Sitten und den persönlichen Charakter der handelnden und leidenden Personen, so wie des Volks überhaupt betreffend.

Erster Theil. Neapel. Nur einen sehr oberflächlichen Blick wirft der Vf., auf dem Wege von Rom dahin, auf die pontinischen Sümpfe und die Austrocknungsarbeiten in denselben: denn sonst könnte er z. B. nicht behaupten, dass die zum Sammeln des Wassers bestimmten Abführungskanäle, *längs dem Fuss* der Berge von welchen das Wasser fliesst, und *auf den Bergen* selbst gegraben würden. Wir sind durch gründlichere und ausführlichere Nachrichten anderer Reisenden, welche die, auch von Hn. G. eingestandene Unzweckmässigkeit dieser Arbeiten beweisen, anders belehrt worden. — Der Prinz von *Saint Nicander* erster Erzieher des Königes von Neapel, trägt die ganze Schuld der von dem König noch jetzt so oft beklagten falschen Richtung seines Geistes, welche bey weniger liberalen und gutmüthigen Anlagen sie den Prinz besassen, Charakterzüge die

die ihm auch als Regenten eigen geblieben sind,) — noch viel gefährlichere Folgen hätte haben können! Hier, und in der Folge werden viele redende Züge des grundguten, aber schwachen Charakters des Königes als Privatmann, und Beyspiele von dem Einfluss der Königin auf ihren Gemahl und auf die Staatsgeschäfte u. dgl. mitgetheilt, die aber wenigstens in Ansehung der Königin, von dem Vorwurf der Uebertreibung wohl nicht frey sind. — Die damalige Zahl der Gefangnen in den verschiedenen Gefängnissen des Reichs, von 11000 ist im Vergleich anderer Staaten und der Bevölkerung unerhört grofs; und doch kennt man die schändliche Nachsichtigkeit der neapolitanischen Justiz in Ansehung der gröbsten Verbrecher, wovon hier scheufsliche Thatsachen erzählt werden. Wer Gelegenheit hatte, den Charakter des neapolitanischen Volks zu beobachten, wird die hie und da zerstreueten Charakterzüge desselben sehr treffend finden. An Anlagen zu vielem Guten fehlt es den Neapolitanern so wenig wie den übrigen Italienern. Aber sie bleiben unausgebildet. Bey einer so ganz versäumten Erziehung, schlechten Polizey und fehlervollen Regierung, mufs besonders in einem Klima, das den Ausbruch der Leidenschaften begünstigt, die Nation verwildern. — Was zum Lobe des trefflichen *Caraccioli* an mehrern Stellen gesagt ist, zeichnet den seltnen Charakter dieses zu früh verstorbenen Statsmannes doch im Ganzen nur schwach. Seine Verdienste besonders als Viceregent in Sicilien, und als Gelehrter müssen von seinem Biographen höher gestellt werden als von G. geschehen ist. Fleifsiger ausgemalt, aber freylich sehr abstechend von diesem, sind die Bildnisse der Minister *Acton*, *Tanucci* und *del Marco*. — Noch einige Anekdoten von dem Strafsenräuber *Angelino del Duca*, den man aus Bartels Briefen schon ziemlich genau kennt. G. Nachrichten stimmen mit Bartels überein. Jener setzt noch hinzu, dafs ein Theil des Adels und der Geistlichen, denen Angelino unversöhnlichen Hafs und Verfolgung geschworen hatte, (doch machte er sich nie eines Mordes schuldig) es dahin brachten, dafs der Proceis dieses merkwürdigen Menschen, nur summarisch verhandelt ward. Wahrscheinlich würde er im ordentlichen Wege Rechtens nicht am Leben gestraft seyn; denn es verwandten sich Leute von Einfluss für ihn. Die meisten seiner ansehnlichsten Beuten, die er den adlichen und geistlichen Reisenden abnahm; verwandte er zur Unterstützung der vom Adel gedrückten Bauern, zur Aussteuer armer Mädchen u. dgl. — Gefährlicher als dieser Rauberhauptmann und seine Bande war, ward vor einigen Jahren, eine Societät eigennütziger Grofsen, welche insgeheim den Landverderblichen Plan entworfen hatten, die sämmtlichen Staatseinkünfte zu pachten. Mit einem Lotto sollte der verdeckte Anfang dazu gemacht werden. Aber einige gute Patrioten, woran es in Neapel nicht fehlt, wenn gleich ihr Einfluss sonst wenig fruchtet, öffneten der Nation und dem König die Augen über die geheimen Absichten dieser Kabale, deren Ausführung sich der König hierauf mit Nachdruck widersetzte. Zu den Landplagen, welche durch das verderbliche Lehnssystem und die Formen über die Nation gebracht worden, gehören besonders die sogenannten *Contratti alla voce* oder Verabredungen der sämmtlichen Gutsbesitzer über die geringen Getraidepreise, nach welcher ihre Unterthanen zur Erndtezeit die Landfrüchte ihnen verkaufen müssen. Auf die Abstellung dieser und so vieler ähnlichen Misbräuche der Verfassung und Staatsökonomie, ist, mit patriotischer Freymüthigkeit, von mehrern Schriftstellern schon so oft gedrungen worden: aber man hört sie nicht, und jene ist ohne eine Totalreform nicht zu hoffen. — Bey einer Bevölkerung von 4,800,000 Menschen, beträgt, Sicilien ungerechnet, die Zahl der Mönche, Weltpriester und Nonnen im Königreich 105000, (so hat nemlich der Vf, in der Folge die genauere Berechnung gestellt, die in den ersten Abschnitt der davon handelt niedriger angegeben ward). Die Truppenzahl 30000. Dieser grofse Abgang für den Ackerbau und die Gewerbe, wird durch die Fruchtbarkeit der Weiber einigermafsen ersetzt. Die allgemeingewünschte Einschränkung der Mönchszahl und die Sittenverbesserung dieser unwissenden und verdorbenen Race, wird unterlassen, weil es dem Könige an Entschlossenheit und ausdauernder Thätigkeit zu solchen Reformen fehlt: denn wie wenig er sonst das Ansehen des Pabstes achtet, beweiset die — mehr als naive Antwort welche er selbst einst dem päbstlichen Abgesandten *Caleppi* gab. — Die von dem Abbate *Fortis* gemachte wichtige Entdeckung des natürlich erzeugten Salpeters in den Kalchgruben bey Molfetta, ist durch die königl. Pächter der Lieferungen des künstlichen Salpeters fruchtlos gemacht. — Der Achtung des Königes für Wissenschaften und Künste, welche um so mehr Lob verdient, je weniger seine Erziehung sie ihm einflöfste, läfst G., so wie seiner Liebe zur Nation, Gerechtigkeit wiederfahren. Letztere zeigt er bey aller Gelegenheit, aber freylich schwächt ein angebohrner Leichtsinn und der Anhänglichkeit an seine Lieblingsbelustigungen, Jagd und Fischfang, deren Wirkung; deren letzte Kraft noch oft durch die den K. zunächst Umgebende ganz vereitelt wird. Ein schrecklicher Beweis ist das Verfahren Pignatelli's und seiner Helfer, in dem unglücklichen Calabrien nach dem Erdbeben von 1783. Jener war allerdings das Hauptwerkzeug dieser Bedrückungen; aber er theilte seine Verbrechen des Unterschleifs noch mit vielen andern, welche die Verwünschungen auch treffen, die G. auf Pignatelli allein fallen läfst. Rec., der gerade damals in Neapel war, könnte hiervon Beweise anführen. Auch bestätigt er gern das, was G. über den ungeheuchelten Schmerz des Königs bey dieser Katastrophe sagt. Er zeigte viel Edelmuth und Willen zur thätigsten Hülfe der Unglücklichen; aber einen solchen Heroismus, als der Vf. ihn beylegt, dafs er sich nemlich geäufsert hätte, gern das Leben seiner sechs Kinder für den Verlust seiner Unterthanen, die auch seine Kinder wären, hinzugeben, traut wohl schwerlich jemand dem gutmüthigen Ferdinand zu. — Der Geograph *Zanoni* hat eine grofse Karte von Calabrien nach dem Erdbeben, verfertiget, worauf die Zerstörungen aufs genaueste angegeben sind. Damals aber war sie noch nicht gestochen. Lesenswerth, aber zu kurz, ist der Abschnitt über einzelne merkwürdige Gelehrte — Neapel. — Was man, besonders in Unteritalien, selten findet,

findet, besitzt Neapel, mehrere Aerzte von grosen und verdienten Ruhm, unter welchen *Cottugno*, der neulich verstorbene *Porzio* und *Gatti* die vorzüglichsten sind. *Gatti* ist dabey einer der entschiedensten Epikuräer und auch als Arzt ein gewaltiger Aristokrat, indem er seine Kunst nur den Vornehmen widmet. *Cottugno* zeichnet sich durch die oft seltsame, aber glückliche, Behandlung seiner Kranken aus. — Der Versuch einer Auseinandersetzung der neuesten Zwistigkeiten des neapol. und römischen Hofes, ist sehr unvollkommen. — Körnigt und oft sehr treffend sind die Repartien, welche nach G. Nachrichten; Ferdinand bey mehrern Gelegenheiten seinen Schwägern, dem K. v. Schweden u. a. gegeben haben soll. Diese und einige hier erzählte Jagdabentheuer des K. zeugen von seinem gesunden Verstande, Gegenwart des Geistes, Witz und von der Güte seines Charakters. — Einige sehr interessante Anekdoten von dem 1787 verstorbenen *Galliani*, einem der seltsamsten Menschen, — und von der durch ihre Schönheit und Talente berühmten *Lady Hamilton*. Hofintrigue gegen den General v. Salis: ein merkwürdiger Vorfall, welcher doch auch die Bestimmtheit und Entschlossenheit des Königes in gewissen Fällen, zu beweisen scheint. — Die Parallele zwischen dem K. v. N. und seinem Vater, dem barbarischen Jagdliebhaber in Spanien, fallt sehr zum Nachtheil des letztern aus. — Mit Achtung nennt der Vf, unter den neapol. Gelehrten und Staatsmänner besonders: D. *Leonardo Pauzini* von der Staatskanzley des M. di Sambucca, der, seit dem dieser Minister abgegangen ist, sich gleichfalls zurückzog, und die allgemeine Achtung mit sich nahm; D. *Michael Rocco*, der ein Werk über die Banken schrieb; *Vico*, er schrieb ein nicht nach Verdienst bekanntes Werk *della scienza nuova*; *Sorio*, Vf. eines gelehrten, aber sehr weitschweifigen, Werkes über den Handel der Alten; *Audrie*, Professor der Landökonomie; *Mauri*, gleichfalls ein Arzt von grosen Verdiensten; er liefet auch die *Chymie*; der vortrefliche *Filangieri*, von dessen häuslichen Leben und Familie manches, aber nur wenig von seinen Verdiensten als Staatsmann und Gelehrter, gesagt ist; D. *Xav. Mattei*, Advokat, Uebersetzer der Psalmen u. dgl. *Galanti*. — Etwas über die erbliche Gelehrsamkeit der österreichischen Regenten und königliche Familien-Scenen zu Neapel. Was hier von dem Hasse der Königin gegen ihre männlichen Erben gesagt, und dessen Grund in dem angeblichen Wunsch der K., ihr Stammhaus mit der Acquisition von Neapel zu bereichern, von dem Vf. gesucht wird, ist unwahrscheinlich oder mus doch sehr übertrieben seyn. In der Zusammensetzung dieses häslichen Gemäldes liegt, der Vf. mag noch so sehr seine unpartheyische Wahrheitsliebe betheuern, sein Bestreben deutlich genug am Tage die Meinung des Publicums von dieser österreichischen Prinzessin, noch mehr herabzustimmen. Bey den Bemerkungen über einen nordischen Barbaren den russischen Gesandten *Scabronski* und dem von seinem Principal sehr verschiedenen Legations-Secretair Hr. *Halinski*, setzt G. — wahrscheinlich durch einen blosen Schreibfehler — Hannover als Universität neben Göttingen. Die Memoires enthalten hie und da ähnliche Fehler, die dem Gedächtnis des Vfs. wohl eher als seinen Mangel an Kenntnissen zuzurechnen sind. — 1788 ward in Neapel ein auserordentlicher königl. Staatsrath gehalten, dessen Berathschlagungen dem *Corps diplomatique* lange ein Geheimnis blieb. Endlich entdeckte sichs, dass die gröste Verhandlung, die Sache *des heil. Castaldus*, des Schutzpatrons von Tarent, betraf, dem zu Ehren der dortige Bischof, wider Willen des Capitels, Gebete in das Rituale der Diöcese einrücken liefs, und gegen das Capitel Recht behielt. — Der persönliche Charakter des Gr. *Lamberg*, damaligen kaiserl. Gesandten in Neapel, ist vortheilhaft geschildert. Aber auch als feiner Beobachter, unterrichteter Gelehrter und eifriger Beförderer der Künste und der Künstler, deren mehrere damals, als dem Rec. das Haus dieses Gesandten in Neapel offen stand, bey ihm wohnten, erwarb er sich allgemeine Achtung. — Die Zahl der in dem Königreich beider Sicilien ansäsigen Toskanischen Familien wird auf 30000 angegeben. Bedeutend genug war deswegen des Königs Frage an Leopold: wie viel Neapolitaner in *Toskana* leben? In Neapel halten sie innigst zusammen, und man findet in allen Dikasterien Toskaner angestellt. *Acton* selbst ist aus Toskana und sucht seine Landsleute zu befördern. — Mit seiner Hospitalität wird der Reisende auf den von allen Bequemlichkeiten entblösten Routen im Innern des Königreichs, von den Familien und in Klöstern aufgenommen und noch dazu mit Provisionen für die nächste Tagereise reichlich versehen. — Die theatralischen Vorstellungen der Weihnachtskrippe, werden in Neapel mit vielem Prunk und lächerlichen Zeitverwechslungen gegeben. — Diplomatische Charlatanerien. Der Vf. wohnte einer feyerlichen Zusammenkunft bey, in welcher den fremden Gesandten von einem Neuigkeitsträger die lächerlichsten Materialien zu ihren ministeriellen Depeschen mitgetheilt wurden; doch schlossen sich, der englische und kaiserliche Gesandte, von solchen Conventionen aus. — Mit dem scharfsichtigen und witzigen K. von Schweden war man in Neapel sehr zufrieden und voll von Erzählungen seiner treffenden Antworten, die er gegeben hatte. — Eine Haupursache der langsamen Justiz liegt in dem Luxus der ordentlichen Richter, zu dessen Befriedigung ihre geringen Besoldungen nicht zureichen; deswegen die Processe aus Eigennutz, durch Vermehrung der Formalitäten in die Länge gezogen werden. — Dem Minister *Acton* und seinen Kabalen legt der Vf. alle die Misbräuche und Fehler in der Verwaltung der Staatsökonomie, wodurch das Aufkommen des Ackerbaues und aller Gewerbe verhindert wird, allein zur Last. Aber diese Misbräuche womit die ganze fehlerhafte Regierung des Königreichs gleichsam durchwebt ist, greifen wie die Räder einer Maschine in einander, und können nur durch das Zusammenwirken vieler Kräfte, durch eine Reform des Ganzen, besonders durch die gänzliche Vertilgung des so verderblichen Lehnssystems und der Gewalt der Baronen gehoben werden: wozu allerdings mehr Entschlossenheit des Königs, vereint mit uneigennütziger Thätigkeit eines klugen Ministers, den Weg bahnen könnten. Ein Los, welches aber jenem von der Natur so begünstigten Lande nicht

beschieden zu seyn scheint, da selbst der muthvolle Vicekönig *Caraccioli* bey seiner Rückkehr aus Sicilien, seinen dahin abzweckenden grosen Plan zu verfolgen unterliefs, und bey der fruchtlosen Arbeit ermüdete. — Specieller als die, blos allgemeinen Tadel enthaltenden, Bemerkungen des Vf. über diesen Theil der Staatsverwaltung, sind die folgenden Abschnitte über die Aus- und Einfuhr der Lebensmittel, deren Consumtion im Lande, über Bevölkerung, Klima u. dgl. Ein folgender Abschnitt, unter der Rubrik: *Projecte*, enthält manchen guten und wichtigen Gedanken die Reform der herrschenden Regierungsfehler betreffend; nur möchten die Vorschläge, wegen des eigenthümlichen Gesichtspunkts, aus welchen G. die Lage der Dinge ansieht, einiger Modificationen, in der wohl noch entfernten Ausführung selbst, bedürfen. — Von etwa 13 Millionen neapol. Ducati ordentliche Staatseinkünfte bleiben dem Könige, nach Abzug der Zinsen für die Nationalschulden, reine 7 Millionen: und dem Könige von diesem Ertrage etwa 2 Mill., denn die Kosten des Kriegsund des Etats betragen nebst den übrigen Ausgaben von Hofhaltungen, Pensionen u. dgl. etwas über 5 Millionen. Diese 2 Millionen reichen aber für die verschwenderischen Neigungen des Hofes nicht hin. Seit der Thronbesteigung der Königin sind die Staatsschulden durch Anleihen von 5 Mill. neap. Ducati vermehrt, wie der Vf. aber nach einer allgemeinen nicht zu verbürgenden Berechnung, angibt. Das Militär besteht zusammen aus 29000 Mann Landtruppen, welche nach der physischen und politischen Lage des Reichs um ein Drittheil vermindert werden könnten. Die Seemacht, bestehend in acht Linienschiffen von 64 Kanonen, zwey von 60 Kanonen, und acht Fregatten, ist unthätig und selbst den Seeräubern wenig furchtbar, welche im Angesichte der Hauptstadt, Schiffe kapern. Demungeachtet kostet sie unverhältnismäsig grose Summen, wovon aber ein ansehnlicher Ueberschuss in die Privatkasse des verschwenderischen Hofes fliesst. Zweckmäsiger würde für diesen Staat eine aus kleinen Schiffen bestehende Flotte seyn, um die Korsaren in Respect zu halten. — Das unedle Benehmen K. Josephs II. gegen den verstorbnen verdienstvollen Hofr. *Born* ist von dem Vf., so wenig diese Nachricht hieher gehört, richtig erzählt. — Endlich noch einige Bemerkungen über die von den mächtigen Güterbesitzern in den neapol. Provinzen verübten empörenden Ungerechtigkeiten gegen die Unterthanen, über den Mangel aller Volkserziehung, über die königl. sehr unwirthschaftlich verwalteten, Viehweiden-Districte, *Regii Stuchi* und *la Tavogliere*, und zuletzt noch ein Abschnitt mit, in des Vf. Geschmack vorgetragnen, Vorschlägen, zur allgemeinen Staatsreform, und allgemeine Bemerkungen über Sicilien.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Leipzig*, b. Sommer: *Epitre sur les causes de l'ignorance et de l'barbarie qui regnent dans l'ancienne Histoire de la Russie*, par *Joseph d'Ilgelström*. 20 S. gr. 8. 1793. Ein jugendlicher Versuch und ein Probestück akademischen Fleises. Die Arbeit geht nicht viel über das Allgemeine und das, was die Urgeschichten aller Völker mit einander gemein haben. Da der Gebrauch der Schrift erst unter Wladimir des Grosen Regierung, gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts, in Russland durch die christlichen Missionäre eingeführt ward, die frühesten Denkmähler hingegen, welche das Andenken merkwürdiger Menschen, Zeiten und Begebenheiten zu erhalten, und den Annalisten zu historischen Urkunden gedient hätten, wie der Vf. meynt, noch vor den Einbrüchen der Mongolen im XIII Jahrhunderte vernichtet und zerstört worden sind: so konnten freylich die bessern und glaubwürdigern Annalisten, wie Nestor u. s. w. nicht anführen, was nicht vorhanden war. Was der Vf. von den Verfall alter Denkmähler sagt, gilt wenigstens nicht von allen Provinzen des Russischen Reichs ohne Unterschied. In mehrern neuentdeckten Theilen sind noch Ruinen, Grabsteine und Befestigungen entdeckt, die Nestor wahrscheinlich noch kannte, und denn mehrere, wie schon die noch kenntlichen Aufschriften angeben, bis ins XI ja über das XI Jahrhundert reichen. Dahin gehören z. B. die Ruinen von der alten Stadt Bulgar am Flusse Kama in Kasanischen; die Ueberbleibsel von Sarai, die Pegu, Tenduk, Orden, Volgan, Lutenzug beschrieben haben, und die Pallas und andre beschrieben haben; andre Ueberbleibsel am Terek, an der Wolga, Kuma u. s. w. zu geschweigen, worüber denn aber freylich *für die Geschichte* nicht immer viel zu lernen ist. Noch ist gerade nicht allein den Mongolen die Zerstörung aller Denkmähler zur Last zu legen, sondern die Russen selbst haben in den Königreichen Sibir, Kasan u. s. w. wenig bessere Schonung gegen die Reste des Alterthums bewiesen. Die französische Schreibart des Vfs. ist correct und angenehm; nur: „*se débarrasser des langues, de la superfluité la plus grossière du pagnuisme*“ möchten wir nicht garantiren.

Philosophie. *Bückeburg*, b. d. Hofbuchdr. Althaus: *Gedanken über das Daseyn Gottes, Auferstehung und Unsterblichkeit*, entworfen von Hrn. D. *Heidsiek*; an dessen 77sten Geburtstage, auf besonderes Verlangen zum Druck befördert. 24 S. 8. Wenn ein Greis mit so gesetztem Muthe hinüberblickt in das Land, das er nun bald betreten soll, wenn er, indem er Abschied nimmt, die grosen Wahrheiten, die ihn auch schon dieses Erdenleben kennen lehrte, noch einmal in ihrem ganzen Lichte, worin sie die Vernunft und eine, vernunftmäsig ausgelegte, Offenbarung zeigt, vor seinem, noch immer regen noch immer forschenden Geiste vorübergehen lässt; wenn er sich dabey selbst gegen andere gesinnte mit der rührenden Herzlichkeit, wie hier, erklärt, und dann, indem er sein Haupt niederlegt, zum letzten langen Schlummer, mit der fühlbaren Zuversicht noch ausruft: *Sterb' ich gleich, doch werd' ich leben; Meine Seele ruhet nicht!* — so kann man dieses Schaufpiel nicht anders als unter unwiderstehlichen Ahndungen einer Fortdauer nach dem Tode mit ansehen. In einer ungekünstelten, fliessenden, aber doch noch Wärme athmenden, Schreibart wird zuerst der Beweis für Gottes Daseyn aus Röm. I, 19, 20 geführt, und gezeigt, dass es gerade immer die grösten und vortrefflichsten Männer gewesen seyen, *welche Schriftwahrheiten den Vernünftigen anzupassen*, und durch die Uebereinstimmung beider andere Ueberzeugungen zu begründen suchten (S. 1 — 14). Aus Gottes Daseyn, Gottes Eigenschaften und der Natur des Menschen wird die Unsterblichkeit des letzteren so gefolgert, dass dabey beständige Rücksicht auf die besonderen Modificationen genommen ist, welche diese Lehre durch die Offenbarung erhalten hat.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 23. Auguſt 1794.

ERDBESCHREIBUNG.

Paris, b. Buiſſon: *Memoires ſecrites et critiques des Cours, des Gouvernements et des Moeurs, des principaux Etats de l' Italie.* Par *Joſeph Gorani*, citoyen françois. etc.

Frankfurt u. Leipzig: *Geheime und kritiſche Nachrichten von Italien, nebſt einem Gemälde der Höfe, Regierungen und Sitten der vornehmſten Staaten dieſes Landes.* Von *Joſeph Gorani*, franzöſiſchem Bürger u. ſ. w.

Cölln, b. Hammer: *Joſeph Gorani's* franzöſiſchem Bürgers, *geheime und kritiſche Nachrichten von den Höfen, Regierungen und Sitten der wichtigſten Staaten in Italien.* u. ſ. w.

(Fortſetzung der im vorigen Stücke abgebrochnen Recenſion.)

Zweyter Theil. Rom und der Kirchenſtaat. Was in dieſem Theil über die Regierungsform überhaupt, über den ſchändlichen Miſsbrauch der hierarchiſchen Gewalt, den Deſpotismus der päbſtlichen Kammer und ihrer Monopole, über die ſtrafbare Schwäche der Polizey, die traurige Zerrüttung aller Gewerbe und den tiefen Verfall des ganzen Landes, ſo wie über die Eitelkeit, Ruhmſucht, Verſchwendung und den Nepotismus Pius VI. und endlich über die glänzenden Armſeligkeiten und kindiſchen Gaukelſpiele, wodurch das Volk in einer fortdaurenden Betäubung erhalten wird, geſagt iſt, ſtimmt, wie man leicht denken kann, in den gerechten Tadel, aller vernünftigen Reiſenden. Zur Vermeidung von Wiederholungen ſolcher längſt bekannten Dinge, übergeht Rec. die Abſchnitte, die dieſe Gegenſtände betreffen. — *Civita vecchia.* Um die Wiederherſtellung und Verbeſſerung dieſes, von Trajan geſtifteten Hafens, haben ſich die Päbſte *Paul III. Urban VIII, Clemens XIII* und *Alexander VII.* Verdienſte erworben. Der Handel iſt nicht beträchtlich und die räuberiſchen Klöſter haben die Reichthümer allein. Die Beſatzung beſtand aus 560 ſchlecht montirten und undiſciplinirter Soldaten. Die Galeeren- und türkiſchen Sklaven werden leidlich gehalten und treiben ſogar einen kleinen Handel; ein Vortheil, der ſogar den wirklichen Verbrechern zugeſtanden wird. — *Rom.* Sonderbarkeiten des bekannten engliſchen Banquiers und Kunſthändlers *Jenkins.* Den Verkauf der Stücke, begleitet er mit pathetiſchen Standreden über deren Schönheit, und zwingt ſich zu Thränen, wenn er für baares Geld, ſich davon trennt. *Pius VI.* iſt der Sohn eines armen Edelmanns von Ceſena. Als Jüngling ward ihm, wegen Unfähigkeit, ſogar ein ſchlechtes Canonicat, darum er bat, abgeſchlagen. Der Kardinal *Ruffo*, ein Freund von ſchönen Jünglingen, verſchaffte ihm eine Pfründe an der Peterskirche und ſeine Freundin, die Maitreſſe des K. Rezzonico, beförderte ihn zum Großſchatzmeiſter. Als Clemens XIV. ihm den Kardinalshut verlieh, begleitete er das Geſchenk mit einer bittern Bemerkung, welche auf *Braſchi's* vormalige Verwaltung des Schatzes Beziehung hatte. — G. widerſpricht einer doch ſo ziemlich notoriſchen Thatſache, der Vergiftung des edlen *Ganganelli*, den er übrigens ſehr richtig ſchildert. Seine durch die Furcht vor den Jeſuiten zerrüttete Phantaſie, ſagt er, habe den Tod dieſes Pabſtes befördert. — Die verſchiednen Klaſſen der Römer von allen Ständen zeichnet der Vf. ſehr wahr und charakteriſtiſch. Er ſpricht, als philoſophiſcher Beobachter, dem Volk gute Anlagen zu einem beſtimmten Charakter, nicht ſo ganz ab, wie viele unſerer neuen Reiſebeſchreiber thaten: aber welche Pflanze kann auf dieſen dürren Boden gedeihen? das geſellige Leben und die *Converſazioni* der Vornehmen, dieſen Aufenthalt des ſteifen Ceremoniels und der Langenweile, ſchildert er treffend, aber auch das ſind längſt bekannte Dinge. Neuer und intereſſanter iſt die aufgeſtellte Reihe von Kardinälen und Staatsmännern, welche nach dem Leben gezeichnet ſind. Im ſonderbaren Contraſt ſtehen, in dieſer Ausſtellung von charakteriſtiſchen Gemälden, achtungswürdige Männer von aufgeklärtem Geiſt, ächter Gelehrſamkeit, und Herzensgüte, neben plumpen Schwachköpfen, cyniſchen Wollüſtlingen, eigennützigen Heuchlern und ſtolzen Verſchwendern. Zu den erſtern gehört vorzüglich der edle ſpaniſche Geſandte R. *von Azara*, der ſardiniſche Geſandte Gr. *Rivera*, die Kardinäle *Alex. Albani* (der letzt verſtorbene) *Negroni*, *Bernis*, *Corſini*, *Busca*, *Palotta*, *Gius*, *Doria*, der Senator Prinz *Rezzonico*, der Prälat *Stay*. In der letztgenannten Reihe, werden die Leſer die Subjecte leicht ſelbſt finden. Von den beiden lieben Neffen des Pabſtes iſt beſonders der Herzog *Braſchi Oneſti* wegen des ſeltnen Grades der Unwiſſenheit berüchtigt. Auch von unſerm berühmten *Mengs* von dem Antiquar *Aldovrandi*, dem jetzt verſtorbenen Mathematiker Peter *Jaquier*, dem verſtorbenen Auditor *Taruffi* u. a. findet man manches Denkwürdige geſagt. — Die Fabrik der *Aqua Tofana* iſt jetzt von Neapel nach Perugia im Kirchenſtaat (!) verlegt. — In dem Jeſuiten-Collegium leben 100 Exjeſuiten. Stirbt einer, ſo ernennt der Pabſt an deſſen Stelle einen andern. Auf Begehren der ruſſiſchen Kaiſerin, welche im Scherz geſagt haben ſoll, „ſie unterhalte dieſe ausländiſchen Pflanzen in ihren botaniſchen Gärten, um denen, die es verlangten, Samen geben

zu können," ist dieses Institut vom Pabst bestätiget. — Der K. von Schweden liefs seine Zusammenkunft mit dem Pabst im Museo clementino, den G. beschreibt, durch einen berühmten französischen Geschichtsmaler *Gagneroux* malen, und der Pabst behielt eine Copie davon. Der König mufste, bey seiner Popularität, von gemeinen Römern, manche derbe Erinnerung, wegen seiner kostbaren und unnützen Reise hören, und die Correspondenz des Pasquino und Marforio war auch bey dieser Gelegenheit nicht unthätig. — Eine noch wenig bekannte, am päbstlichen Hofe aber wichtige Person, *Stephan Brandi*, ein schlauer Kammerdiener des Pabstes und sein Liebling, kommt hier auch vor. — Die erzählten Prellereyen, die der junge Graf *Fries* von den römischen Brocanteurs erfuhr, sind alltägliche Vorfälle in Rom, welche besonders den reichen und unwissenden Engländern oft begegnen. — Dafs der Sixtinische Schatz in der Engelsburg von Pius VI. *ganz* ausgeleert sey, wie der Vf. behauptet, läfst sich nicht mit Gewifsheit sagen; aber zur Hälfte verschwendet ist er wohl gewifs. — Den Proceſs *Cagliostro's* und seine Verdammung zum lebenslänglichen Gefängnifs, erklärt der Vf. für Verletzung der Hospitalität und für despotischen Eingriff in Gesetze und Völkerrechte, wodurch die römische Inquisition sich geschändet hat. *C.* schmachtet jetzt in einen dunkeln Loch, das nur oben eine Oefnung hat, durch welche man Speise hinabläfst. man bekümmert sich übrigens um die Unglücklichen, die diese abscheuliche Strafe leiden, nicht weiter, und erfährt ihren Tod erst dann, wenn der Korb mit dem Essen mehrere Tage hintereinander, von dem Gefangenen unberührt, wieder heraufgezogen wird. — Die Capitel über die Annona, über die Lehnsgüter der apostolischen Kammer und deren scheinbare Verpachtung, geben merkwürdige Aufschlüsse über die Staatsplünderungen, wodurch die begünstigten Grofsen sich bereichern, und von dem Gouvernement gefliſſentlich veranlafst und befördert werden. Die Abkömmlinge der Päbste gewinnen am meisten bey diesem Raube, und die entfernte Aussicht, sich dieser Quelle des Reichthums zu nähern, ist die Ursache, warum die Römer sich zu den geistlichen Orden drängen. — Die Herzogin *Bracciano*, wegen ihres scharfsinnigen und treffenden Urtheils und ihrer Kenntnisse geachtet, sagte als Pius VI. Pabst ward? „über diese Wahl mag sich freuen, „wer eine schöne Figur hat." (es ist bekannt, dafs Pius schöne Männer besonders schätzt.) „Grobe Mifsgriffe „werden unter dieser Regierung geschehen, Plünderungen werden sie bezeichnen." Ihr Urtheil über Pius Reise nach Wien endigte mit den Worten: „der Fürst „Kaunitz wird ihm zeigen, was am Ende des 18 Jahrhunderts ein Pabst gilt." — Das Sittenverderben hat besonders unter den Grofsen in Rom den höchsten Grad der Schändlichkeit erreicht: eines der unnatürlichsten Laster, heifst deswegen *die asiatische Sünde*, besser die Sünde des römischen Adels. Die neuern Antinous hielten dort, wie anderswo Thaliens Priesterinnen, viele Familien zu Grunde. Die Vornehmen machen gegen Fremde kein Hehl aus ihrer Lieblingssünde. G. wohnte der Toilette eines jungen schönen Kastraten bey, der von einer Versammlung von Prälaten bedient ward, die sich wetteifernd ihm zu gefallen bemühten. Bey Gelegenheit der Bemerkungen des Vf. über die Entstehung der Hierarchie, wird Rom und der vornehme Clerus daselbst als der Mittelpunkt der Hauptpersonen, die in den verschiednen Theilen von Frankreich versuchten Gegenrevolutionen angegeben. — Das Haus der Sign. *Maria Pezzelli*, einer gelehrten Pedantin, ist der Versammlungsort der römischen Gelehrten. Gewöhnlich trift man aber nur schulgerechte Pedanten, bey den hochgelahrten Disputierübungen, worin die Frau vom Hause präsidirt, und wo Gegenstände der Kunst, Literatur und Politik jämmerlich gemifshandelt werden. Unter dem Haufen dieser Pedanten und schönen Geister zeichnen sich aber die Namen *Artaga*, Vf. der von Hn. Dr. *Forkel* kritisch übersetzten Geschichte der italienischen Oper, die Abbaten *Hay* und *Serafsi* und Prälat *Borgia* rühmlichst aus. Von dem letztern, jetzigen Kardinal *Borgia*, einem Mann von hellem Kopf spricht der Vf. nur einmal und im Vorbeygehen. — In einem Capuciner-Kloster in Rom, lebte ein 90 jähriger Perſianer, vormals Schatzmeister seines Kaisers, welcher aus eigenem Triebe von Ispahan mit der dortigen Mission nach Rom kam, und hier viele Jahre, ohne seine Religion zu verändern im Ordenskleide lebte. Ein seltnes Beyspiel der Duldung des Pabstes. Der Pensionär starb 1787. — Eine sonderbare Vermuthung wird über die Entstehung der Katakomben geäufsert; dafs sie nemlich, zu Belagerungszeiten angelegte Gänge waren, um die Communication aufser der Stadt zu erhalten. Natürlicher und wahrscheinlicher ist es, sie für Steinbrüche und Erdgruben zu halten, aus welchen zum Bau der Stadt Materialien genommen wurden, eine Meynung der der Vf. bey den Katakomben in Neapel auch beytritt. — Das Volk in Rom war von dem Gange der französischen Revolution sehr unterrichtet, und äufserte, dafs die Pfaffen ihnen diese Begebenheiten entweder ganz verheimlichten oder falsch vorstellten. Die Revolutionsdemonstrationen, die G. einem Fischhändler am Markt hielt, bedürften wohl mancher unpartheyischen Berichtigung, und mögen seinem Zuhörer auch nur wenig verständlich gewesen seyn; denn diese Klasse ist äufserst roh und ungebildet. — Die Zahl der in Rom wohnenden und bekanntlich so barbarisch behandelten Juden wird hier, zu hoch, auf 16000 angegeben. Aus den sichersten Quellen erfuhr Rec vor 10 Jahren in Rom, dafs nur etwa 10000 Juden hier lebten. Die Archive des *Ghetto* oder Judenquartiers stehen bey ihren auswärtigen Glaubensgenossen, wegen ihrer wichtigen Manuscripte in grofsen Ansehen. — Die Volksmenge in Rom beträgt 180,000 und die des ganzen Kirchenstaates zwey Millionen, wovon beynahe der vierte Theil dem ehelosen Stande angehört. — Der Abschnitt, die Staatseinkünfte und Schulden, und öffentliche Ausgaben betreffend, enthält blofs allgemeine Resultate. Die Einkünfte des päbstlichen Stuhls schätzt der Vf. nach den vielen neuerlichen Veränderungen jetzt, auf 12 Millionen franz. Livres. Die Staatsschulden von 61 Mill. römische Thaler, sollen von Pius VI. noch mit 26 Mill. vermehrt seyn. Die bewaf-

bewaffnete geringe Macht zu Lande und zur See koſtet 431,935 röm. Thaler, die päbſtliche Hofhaltung, nach dem *öffentlichen* Anſchlag 164,396 Thaler aber insgeheim wird wenigſtens noch einmal ſoviel verbraucht. Für Miniſter und Sänger wird 7057 Thlr. und für Jahrgelder der Kardinäle 38,444 Thlr. berechnet. Die Nuntiaturen an auswärtigen Höfen koſten 24,254 Thaler. — Die römiſche Inquiſition iſt in neuern Zeiten durchaus unſchädlich und milde: nur in Anſehung der Behandlung Caglioſtro's leidet dieſes Zeugniſs des Vf. eine Ausnahme. Das Tribunal der Rota und die Richter deſſelben erwarben ſich die Achtung unſers Vf. Sehr epitomatoriſch ſind die Bemerkungen und Nachrichten über die zum Kirchenſtaat gehörigen Provinzen. — In der Campagna di Roma ſind, auf Veranſtaltung der, für das gemeine Wohl thätigen Familie *Odeſchalchi* mehrere Papiermühlen und Eiſenhämmer ſeit kurtem angelegt. — In dem Abſchnitt über *Bologna* wird der verrätheriſche Entwurf des Kardinal *Buoncompagno* berührt, welcher die Zerſtörung der vom päbſtlichen Stuhl noch ziemlich unabhängige Verfaſſung dieſes Staats, — die Herabwürdigung deſſelben unter das Sklavenjoch der übrigen päbſtlichen Provinzen zur Abſicht hatte, deſſen Ausführung ſich aber das Volk mit Nachdruck widerſetzte. Hier fand der Vf. die meiſten Anhänger der franz. Revolution, und ſelbſt unter den Senatoren von den älteſten Familien, viel Intereſſe, ſich nach den Fortgang derſelben zu erkundigen.

Dritter Theil. *Lucca*, ein Theil von *Toſcana*, *Modena*, *Parma*, *Genua*. Bey den Klagen des Vf. über die ſchlecht unterhaltnen päbſtlichen Landſtraſſen, erinnert ſich auch der Rec. mit Verdruſs, daſs er auf der abſcheulichen Straſſe zwiſchen Rom und Siena, zweymal ſeinen Reiſewagen zerbrach, und dabey den eigenmächtigen Mishandlungen der Poſtmeiſter, Wirthe und Handwerker auf dieſer groſsen aber unwirthbaren, Heerſtraſſe ausgeſetzt war. — Die zur Beförderung der Handlung in *Siena* von Leopold ausgeſetzten Prämien ſind von ſeinem Sohn unter dem Vorwand der damit vorgegangnen Misbräuche wieder aufgehoben. Das Frauenzimmer in Siena zeichnet ſich durch Schönheit und Verſtand, und durch den bekannten Dialekt ihrer Sprache von den übrigen Italienerinnen vorzüglich aus. — *Lucca* hat viele reiche Einwohner, wovon man einige auf 20000 Thaler jährlicher Einkünfte ſchätzt. Mit der Quelle dieſes Reichthums, dem Handel, beſchäftigt ſich auch der hohe Adel. Eine kalte bald ermüdende Höflichkeit begleitet die Hoſpitalität, womit ſonſt dem Fremden in dieſen groſsen, Häuſern begegnet wird: die kleine Republik iſt im Stande, innerhalb wenig Tagen eine bewaffnete Macht von 40000 Mann zu ſtellen. Für 25000 Mann liefert allein das Arſenal Waffen, und in den Privathäuſern werden viele Waffen aufbehalten. Der Senat unterhält 15000 Mann. Bey den in mehrerer Rückſicht vernünftigen Maximen des republikaniſchen Gouvernements, ſteht ſeine Religionsintoleranz und die ängſtliche Anhänglichkeit an dem päbſtlichen Stuhl, welche hier vielleicht noch gröſser iſt, als ſelbſt in Spanien und Portugall, im Contraſt. Auch iſt die öffentliche Erziehung äuſserſt vernachläſsiget. Dagegen wird die Juſtiz muſterhaft verwaltet, und die Unbeſtechlichkeit der Richter von dem *Diſco - Cato* ſtrenge bewacht. Dieſe Unterſuchungs-Commiſſion, über das Betragen der Bürger in kirchlicher ſowohl, als bürgerlicher Hinſicht, eine öffentliche Sittencenſur und Inquiſition, macht die Lukkeſer zu Sklaven der Polizey: denn ſie bringt Miſstrauen und Furcht in das Innere der Familien. Von einer andern Seite mag ſie zur Erhaltung bürgerlicher Ruhe und Sicherheit des Staats mitwirken, und die Bedrückung des Bürgers durch den Adel hindern, von welcher Seite ſie mit der venetianiſchen Staatsinquiſition in ihrer Wirkung Aehnlichkeit hat. Die Ariſtokraten in Lucca zeichnen ſich durch Achtung der niedern Bürgerklaſſen, denen ſie durch Handlungsgeſchäfte näher gebracht werden, aus. — Ein ſchönes Beyſpiel väterlicher Sorge des Staats für ſeine Bürger, ſind die Einrichtungen der öffentlichen Vorrathshäuſer aller Arten von Lebensmitteln. Dieſe treflichen, ſchon vorlängſt geſtifteten, Anſtalten werden mit gröſster Sorgſamkeit und Ehrlichkeit verwaltet. Gleichheit der Preiſe der Lebensmittel wird dadurch erhalten; einer Hungersnoth vorgebeugt; der Ruin der Familien, welche durch Miswachs, Hagelſchlag, Ueberſchwemmung, u. dgl. litten, gehindert, die Thätigkeit des Bürgers fürs gemeine Wohl gehoben und allgemeine Wohlhabenheit befördert. Eilftauſend Stadtbürgern, deren Ländereyen durch einen Hagelſchlag gelitten hatten, wurde damals, ohne von Privatwohlthätigkeit unterſtützt zu ſeyn, von dem Staat ſelbſt auf dieſe Weiſe geholfen. Bis auf die Ausfuhr des Korns, welches der Staat zur Verſorgung der Magazine braucht, wovon er im Lande ſelbſt nicht ſoviel findet als er braucht, iſt jeder andere Handel frey. Die Zölle ſind mäſsig, und gleich unter allen Ständen. Durch anſehnliche Summen unterſtützt der Staat die Gewerbe und Fabrikenanlagen. Dem vollkommnen Flor des Handels fehlt nichts als ein Seehafen, deſſen mögliche Anlegung aber, von den mächtigen Nachbaren gehindert wird. Auffallend iſt in Lucca die Ungleichheit der Ehen in Rückſicht des Alters der Verehlichten, wodurch der Cicisbeat befördert wird. — Die groſse Bevölkerung und Fruchtbarkeit, der ſorgfältige Anbau und die Benutzung jedes Fleckens Landes des Gebiets von Lucca iſt bekannt genug. Unvergeſslich bleibt dem Rec. *dieſer* Anblick ohne Gleichen, als er kurz vor der Erndte die geſegnete Gegend um Lucca bereiſte! — Oel führt der Staat am meiſten aus, etwa 40000 Barilen im Jahr. Der Betrag dieſes Handels iſt 1,700,000 franz. Livres. — Die Regierungsform von Lucca und die Verwaltung der verſchiednen Magiſtraturen, iſt von dem Vf. gut auseinandergeſetzt und die ſpeciellen Bemerkungen darüber, ſo wie über die Finanzeinrichtungen, ſind aus authentiſchen Quellen geſchöpft. — Es war damals eine Commiſſion niedergeſetzt, um ein neues und zweckmäſsigeres Geſetzbuch zu entwerfen. Der National-Charakter des Volks iſt gutartig; eigentliche Verbrechen werden nur ſelten begangen. — In Anſehung der Contributionen, beſitzt die Regierung die Kunſt, das Volk in einer Täu-

schung zu erhalten, damit es die Lasten, welche es wirklich trägt, nicht empfindet, wobey die Administrationen der Finanzen vortreflich ist. Die geringen Staatsausgaben stehen mit den Landeseinkünften von 1,300000 Liv. in keinem Verhältnifs, und der Vf. wirft deswegen mit Recht die Frage auf: warum der Staat denn jene geheime Bedrückung durch unnöthige Abgaben übe? — Zwey interessante Geschichten, die eines jungen Florentiners und eines Mönchs, von sehr verschiedenem Charakter sind hier eingeschoben. —

Livorno. Die berühmte Mobilien-, Kunst-, und Naturalien-Niederlage des Kaufmanns *Micali* daselbst. In diesem Magazin des Luxus und Geschmacks pflegte der sonst so sparsame Leopold, bey seinem jährlichen Besuche, an 12000 Zechinen anzulegen. — Das Zollsystem ward von Leopold unaufhörlich verändert. Man arbeitete damals an einem neuen Plan dazu, und das war unter L. Regierung der sechs und vierzigste. Der Betrag der Zölle steigt nach des Vf. Berechnung jährlich auf 2,300,000 Liv. — Die Polizey ist in Livorno wachsam, aber der sanfte Charakter der Nation selbst, befördert die innere Ruhe und Sicherheit in den toskanischen Städten. — Etwas oberflächlich sind die Bemerkungen über den Handel von Livorno. Der Vf. nimmt dabey die gesuchte Gelegenheit gegen den Handlungsgeist der österreichischen Regenten seine gewohnten Waffen zu ergreifen, wobey er, ohne philosophisch unterscheidenden Blick, den persönlichen Tadel häuft, welchen er über jedes Glied des bourbonischen und österreichischen Hauses auszugiessen pflegt. — Uebrigens ertheilt er auch in Rücksicht auf Livorno der Regierungsform von Toskana das ihr mit hohem Recht gebührende Lob. — Die Bevölkerung von Livorno wird, Fremde, Seeleute und Reisende ungerechnet, auf 58000 Menschen angegeben. Im J. 1764 betrug die Zahl der Juden 7000, im J. 1772 war sie auf 13000, im J. 1781 auf 15000 und im J. 1789 auf 18000 gestiegen. Diese Berechnung ist überhaupt, und für das Jahr 1781 wenigstens, zu hoch angegeben; denn im Jahr 1783 betrug die Zahl der Juden zwischen 10 bis 11000. — Dafs in einem gleichen Verhältnifs sich die Protestanten daselbst vermehrt haben, ist wohl auch zu viel behauptet. Die jüdischen Familien gehören zu den reichsten in der Stadt. Die Ländereyen, welche sie besitzen, sind sehr gut angebauet. In ihren Häusern herrscht Gastfreyheit, Reinlichkeit, Wohlstand und Liberalität: denn sie sind frey, ungedruckt, haben Theil an einigen öffentlichen Verwaltungen: sie leben hier glücklicher und besser als in Holland und England. Gleiche Rechte und Freyheiten geniefsen die Protestanten. — „Wenn er nur den Landesgesetzen gehorcht," antwortete der aufgeklärte Landesfürst dem Gouverneur, auf die Erkundigung: ob sich ein Genosse der Mährischen Brüder daselbst niederlassen könne? — Die Mahomedaner haben keine Moschee, wie einige Reisende fälschlich behaupten, sondern nur Privatreligionsübung, und ein Stück Landes um ihre Todten zu begraben. Es würde ihnen jedoch vielleicht nicht schwer werden, auch öffentliche Religionsübungen zu erhalten, wenn sie sich entschliefsen könnten, sich selbst ein Bethaus zu bauen und ihre Religionsdiener zu unterhalten. Aber ihr Aufenthalt in Livorno ist nur kurz und kein Mahomedaner hat ein festes Etablissement daselbst. Ungeachtet dieser allgemeinen Toleranz des Regenten, ist das Volk sehr bigott und besonders geneigt, die Juden zu insultiren, welches schon oft zur Störung der öffentlichen Ruhe Anlafs gab. Die von dem G. H. eingeführte beste Volkserziehung wird diesem Uebel entgegen wirken. — Ausführlich beschrieben ist die vortrefliche Einrichtung des Quarantainehauses oder Lazarets, welche ihres gleichen in dieser Vollkommenheit des Innern nicht hat. Alle Vorsorge der aufgeklärtesten Humanität ist hier vereint. Mifsbräuche und Vernachlässigungen sind, der über alles Lob erhabenen Einrichtung und Verwaltung, unzugänglich. — Die verschiedenen Begräbnifsplätze aufser der Stadt sind sehenswürdig. Der Platz der Holländer und Hamburger, ist zum Frucht- und Küchengarten eingerichtet und mit Citronen und Orangenbäumen eingezäunt. Auf dem Platz der Engländer sieht man kosthare Grabmale. Besonders prächtig und prahlerisch, ist das Monument des vormaligen englischen Consuls *Dick*. Die rührende Geschichte eines unglücklichen Opfers der Intriguen eines fremden Hofes, zu dessen Verderben dieser verächtliche Mensch mitwirkte, wird bey dieser Gelegenheit erzählt.

(Der Beschlufs folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. *Altona*, b. Hammerich: *Versuch einer Analyse des Gefühlvermögens, von Georg August Flemming.* 1793. 72 S. 8. Der Vf. fand die bisherigen Theorien des Gefühlsvermögens nicht befriedigend, im Gegentheil *mysteriös*, und entschlofs sich daher, nach einer hinlänglich geprüften Untersuchung, etwas klärers hierüber ans Licht zu geben! Nachdem er zuerst das Denkende und Empfindende in Menschen unterschieden, jedoch aber beides wieder als in *einer* Vorstellkraft verbunden betrachtet hat: so geht *er* zur Erklärung *des Gefühls* über, und versteht darunter: *diejenige Vorstellung, welche durch ein Afficirtwerden des innern Sinnes vermöge des Einbildungsvermögens entsteht, indem diese das Verhältnifs des vorgestellten Objects in Beziehung auf das Subject darstellt.* Die, hier angefangene, scharfsinnige Zergliederung dieser Definition, welche Rec. dem eigenen Nachdenken empfehlen mufs, weil bey einer so kleinen Schrift ein Auszug ganz zweckwidrig seyn würde, lauft fort bis S. 24., und dann wird gezeigt, wie unzertrennlich *Lust* und *Unlust*, ob sie gleich dem Gefühle nicht wesentlich angehören, dennoch mit demselben verbunden seyen. Ganz richtig werden nun die thierischen Gefühle von den edleren geistigen unterschieden, die Merkmale der Sympathie angegeben, und S. 37. wird dem Gefühle der Name eines Verstandesgefühls beygelegt, wenn das Verhältnifs zu dem, aufser dem Subject befindlichen, Objecte sich blofs auf eigene Selbstthätigkeit, mithin auf das Anschauen des beförderten oder gehinderten Thätigkeit des Verstandes gründet. *Die Lust* bezieht sich im Verstandesgefühle auf die fortschreitende oder erweiterte Selbstthätigkeit, folglich auf eine Realität, *die Unlust* auf eine, im Gefühl angeschaute, Negation. (S. 41.) Aus dem bisherigen werden in der Folge Resultate gezogen für das Aestheticsche Gefühl, für das Schöne, Mathematisch- und Dynamischerhabene, endlich wird das moralische Gefühl scharf, und ganz im Geiste der kritischen Philosophie bestimmt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 23. August 1794.

ERDBESCHREIBUNG.

Paris, b. Buisson: *Memoires secrets et critiques des Cours, des sociétés Gouvernements et des Moeurs, des principaux Etat de l' Italie. Par Joseph Gorani, citoyen françois.* etc.

Frankfurt u. Leipzig: *Geheime und kritische Nachrichten von Italien, nebst einem Gemälde der Höfe, Regierungen und Städte der vornehmsten Staaten dieses Landes. Von Joseph Gorani, französischen Bürger.* etc.

Cölln, b. Pet. Hammer: *Joseph Gorani's, französischen Bürgers, geheime und kritische Nachrichten von den Höfen, Regierungen und Sitten der wichtigsten Staaten in Italien.* etc.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Modena. Züge aus der Geschichte des vorigen Herzogs Ferdinand III. und specielle Nachrichten von einigen merkwürdigen Gelehrten, besonders von dem (nun verstorbenen) Abbaten *Tiraboschi*, unter dessen Aufsicht die wohlgeordnete herzogliche Bibliothek steht. — Wenn man die in Geitz ausartende Sparsamkeit des jetzigen Herzogs ausnimmt, wovon höchst lächerliche Anekdoten erzählt werden, zeichnet sich dieser Fürst durch vorzügliche Eigenschaften des Geistes und Herzens aus. Schon mehrere Jahre vor der Revolution in Frankreich äusserte er dem Vf., dass eine drohende Krisis unvermeidlich und diese schrecklich seyn, und eine gänzliche Zerrüttung des Reichs nach sich ziehen werde. „Die Erzählungen der Thorheiten des französischen Hofes," setzte er hinzu, „sind traurig zu hören. Ich bin überzeugt, dass sein Betragen die schöne „Monarchie in den Abgrund des Verderbens stürzen „wird. Ordnung und Sparsamkeit kann manchem Uebel „vorbeugen und es verbessern; durch sie lassen sich, sonst „unerschwingliche Dinge ausführen: so ein unvernünftiges Betragen aber zerstört die am besten organisirten „Staaten, und führt eine Reihe von Begebenheiten herbey, die man für unmöglich hielt, und sich sonst nicht „würden zugetragen haben." — Ein sehr vernünftiges wahres und ungekünsteltes Raisonnement! Von der gesunden Urtheilskraft dieses Fürsten zeugten auch seine Aeusserungen über andre europäische Staaten. — Die Viehzucht ist im Lande vortrefflich: den Handel mit Hornvieh berechnet der Vf. allein jährlich auf 1.500.000 Liv. — Nach einem neuen Catastro, sind die Landesabgaben von dem jetzigen Herzog nach gerechtern und gleichem Verhältniss vertheilt; folglich ist dadurch die Last der geringern Klassen vermindert. Die Finanzen sind jetzt auf einen viel solidern Fuss als unter dem vorigen Herzog. Das Feudalsystem anzugreifen, fehlt es dem Regenten an Muth. Auch ist dieses im Ganzen weniger drückend als in Unteritalien; denn der Adel von Modena zeichnet sich durch Milde und Billigkeit aus, obgleich die aristokratische Verfassung die Volksbedrückungen begünstiget. — Die Kornausfuhr ist ohne Noth beschränkt, da das Land viel mehr Getraide bringt als im Lande consumirt wird. Dass so manche Monopolien Generalpachtungen u. dgl. dem freyen Erwerb der Unterthanen noch Fesseln anlegen dürfen, lässt sich bey diesem sonst guten und gerechten Regenten nicht erklären. — Die Einkünfte des Herzogs betragen 300,000 Zechinen, wovon er jährlich 100,000 Zechinen erspart und in sichre Fonds anlegt. — Der Geitz des Herzogs steht manchem Guten und Nützlichen im Wege, wozu es den Regenten weder an Einsicht noch an Selbstständigkeit fehlt. — Die mit der Verschwendung des vorigen Regenten so sehr abstechende Sparsamkeit des jetzigen Hofes, und der dadurch plötzlich gehemmte Geldumlauf, ist eine Hauptursache der Verarmung vieler Familien und der häufigen Betteley. — Modena. Die Sign. *Marini*, seit dreyssig Jahren eine dem Lande unschädliche Freundin des Herzogs, geniesst eine jährliche Pension von *dreyhundert Zechinen*. Der March. von Scandiano, des H. natürlicher Sohn, lebt eben so beschränkt. — Bey der vordem berühmten Sängerin *Banzini*, der Aspasia von Modena, sieht man die besten Gesellschaften, welche sie durch ihre Liebenswürdigkeit, ihren Geist und ihre Kenntnisse an sich ziehet: Eigenschaften, die ihr in reichlichern Masse, als den beiden ersten Ministern des Herzogs, wovon man hier eine lebendige Schilderung findet, verliehen sind. — Das Militär ist reducirt, und besteht jetzt nur aus einen gut montirten und exercirten Regiment Gasde. — Der Einfluss der Hierarchen ist in Modena untergeordnet. — Die Bevölkerung wird auf 361000 geschätzt. — In dem bekannten Ton der Briefe Gorani's an gekrönte Häupter, gibt er, wiewohl etwas gemässigter, auch diesem Fürsten seinen guten Rath, in Ansehung der Wiedereinsetzung seiner Unterthanen in ihre ursprünglichen Menschenrechte, Wiederherstellung der vollkommensten Gleichheit u. dgl.

Parma. Gemälde des regierenden Herzogs — des sehr unfolgsamen Zöglings der hohen Lehren eines *Condillacs* und *Keralio* (!). — Die Finanzen sind so sehr im Verfall, dass das Deficit der Hofausgaben allein, jährlich 100,000 Liv. beträgt, und man im Lande selbst behauptet, die Schuldenlast übersteige den Werth des ganzen

zen Landes (!). — Die Herzogin von Parma ist seine Schwester der unglücklichen Königin von Frankreich und der von Neapel; — wie sollte sie der scharfen Censur des Vfs. und seiner Liebhaberey für schmutzige Carricaturen entgehen? — Herrliches Land von Lodi, durch höchsten Reichthum des Bodens und durch Arbeitsfleiss seiner Bewohner gesegnet, ungeachtet diese unter den Druck der härtesten Abgaben und Verordnungen seufzen. — Das Räubernest *Retegno* besuchte der Vf. einigemal. Der Ort ist von Mailand und Parma zugleich abhängig und hat etwa 800, in zwey Klassen getheilte, Bewohner, wovon die eine, das elende Gewerbe activ treibt, und die zweyte den Raub zu Gelde macht u. s. w. Letztere hat zu diesem Behuf, Comptoire, Commis, Mäkler und auswärtige Geschäftsträger. Das Recht der Gastfreundschaft wird jedoch von dieser Horde in ihrer Stadt nicht beleidigt, auch machen sie sich keines Mordes und anderer Gewaltthätigkeiten schuldig. Die grössten Städte Italiens sind die Tummelplätze ihrer Emissairs, welche die Effecten nach Retegno, dem Stapelplatz, versenden. Schon die Kinder werden früh in den Taschenspielerkünsten dieses Gewerbes methodisch unterrichtet. Die Bande hat ihre eigne Verfassung und Gesetze, und besänftiget — *sagt Gorani*, die Gewaltigen der benachbarten Staaten, durch reiche Gaben, um in ihrem Geschäftsfleiss nicht gestöhrt zu werden. Auch wüthen diese Herren — *sagt Gorani*, nur verstellterweise gegen ihre Vasallen, falls die Thätigkeit derselben etwa zu ruchtbar wird, züchtigen sie gelinde — und lassen sie wieder los.

Genua. Die Verläumdungen, womit dieser, gegen Frankreich freundschaftlichgesinnte, Freystaat, in den ältern Zeiten besonders, verfolgt wurde, werden von dem Vf. mit Nachdruck bestritten, und dem Aberglauben und der noch mit zu vielem Einfluss selbst in den Innersten der Familien herrschenden Priester-Caste, die Fehler zugeschrieben, welche der Verfassung etwa vorzuwerfen wären. Das von den Genuesern aufgestellte und mit factis aus der ältern und neuern Geschichte begleitete Gemälde, ist mit vielem Scharfsinn und guter Kenntniss zusammengesetzt. Das Urtheil über den Nationalgeist ist mehrentheils unpartheyisch und treffend. — Allein ein blosser Auszug dieses Theils der Memoiren würde unzureichend seyn: man muss ihn im Zusammenhange lesen. Bey einiger, von dem Vf. nicht zu verläugnender, Partheylichkeit für diese treue Freundin der französischen Nation, — deren kluges Benehmen in ihrer jetzigen kritischen Lage Lob verdient, — verschweigt er doch auch manche sichtbare und versteckte Staatsfehler nicht. Die zwischen Genua nnd Venedig gezogne Parallele, fällt mit Recht zum Nachtheil der letztern aus: doch möchte Rec. auch hierin den Vf. von aller Parteylichkeit nicht frey sprechen. — Die öffentlichen Anstalten der Hospitäler, Armen- uud Waisenhäuser haben musterhafte Einrichtungen. — Verdientes Lob des gelehrten Exdoge *Lomellini*. — Befriedigender als die unvollständigen Nachrichten von der innern Staatsverfassung von Genua ist der historisch concentrirte Abschnitt über die Insel *Corsika*, welcher die Geschichte der Unruhen auf dieser Insel und eine Rüge des Despotismus, den die Genueser über diese ihre ehemalige und noch nicht verschmerzte Besitzung übten, enthalt. Eines ähnlichen despotischen Drucks, macht die Republik sich fortdauernd in Ansehung des in ihrem Staat liegende Reichslehn *San Remo* schuldig. Dieser letzte Theil der Memoiren schliesst mit einer kurzen Nachricht von dem kleinen, aber durch eine weise und gelinde Regierung glücklichen, Fürstenthum *Monaco*.

Es bleibt dem Rec. noch übrig, ein Wort von den beiden, dem Titel nach oben angezeigten, Uebersetzungen dieses interessanten Werkes zu sagen. Beide Uebersetzer (von der in Kölln besorgten Verdeutschung hat Rec. bis jetzt nur den ersten Band und die Anzeige des herausgekommenen 2ten Bandes gesehen, haben dafür gesorgt, nebst einer vorangeschickten Schutzrede des Unternehmens selbst, die anstösigsten Stellen entweder ganz wegzulassen oder sie, ein jeder auf seine Manier, entweder mit Auslassungszeichen oder Anfangsbuchstaben der Namen u. dgl. zu maskiren, und hie und da die grellsten Farben, womit einige dieser Gemälde überladen sind, zu mildern. — Nicht eben dadurch, wohl aber durch Hinweglassung ganzer Abschnitte, die sich der zuerstgenannte Uebersetzer erlaubt hat, falls er nicht dazu genöthiget worden ist, ist *Goranis Werk* offenbar entstellt. — Was den Werth der beiden Verdeutschungen als solcher betrifft; so hat die Köllner Ausgabe allerdings einige Vorzüge in Rücksicht der Sprache (in welcher Rücksicht aber auch sie bey weiten nicht fehlerfrey ist) und mehrerer Vollständigkeit, vor der Leipziger, welche der Spuren der Uebereilung unzählige trägt, und eben so viel Lücken hat. Die Anmerkungen des Köllner Uebersetzers zum 1sten Theil sind von weniger Bedeutung: denn es kommt nach des Rec. unvorgreiflicher Einsicht bey Verschiedenheit der Meinungen nicht auf dictatorischen Widerspruch und witzelnde Repartien, sondern auf gründliche Widerlegung und Berichtigung an. Auch muss dieser *scharfsinnige* Uebersetzer den Lesern wenig eignes Urtheil und Scharfsinn zugetraut haben, wenn er glaubte, mit manchen an sich selbst herzlich wässrigten Randglossen etwas Neues sagen, oder sie eines bessern belehren zu können.

PHILOSOPHIE.

BERLIN, b. Mylius: *Magazin zur Erfahrungsseelenkunde als ein Lesebuch für Gelehrte und Ungelehrte.* Herausgegeben von *Karl Philipp Moritz.* Achter Band 1791. 368 S. Neunter Band, mitherausgegeben von *Salomon Maimon.* 1792. 395. S. 8.

Das Moritzische Magazin hat sich unleugbar um die Belebung des psychologischen Beobachtungsgeistes ein grosses Verdienst erworben, und wird sowohl als Sammlung von Beyspielen, als durch einige treffliche Beyträge zur Anatomie der dunklen Vorstellungen und des geheimen Zusammenhangs zwischen der äusern und innern Natur, für den Psychologen immer seinen Werth behalten. Dem nunmehr verstorbnen Herausgeber selbst scheinen diese Arbeiten sehr geschadet zu haben: von ihnen,

ihnen, dünkt uns, ward ihm unvermerkt die Luft zu künfteln und zu deuteln, und diejenige Unbeſtimmtheit eigen, welche in allen ſeinen letztern Schriften herrſcht, und welche durch einen gewiſſen Anſtrich von Neuheit und Wichtigkeit eben ſo, wie durch einen ziemlich melodiſchen Vortrag überaus täuſchet. Auch in den gegenwärtigen Bänden finden ſich viele Proben dieſer Manier. Gleich der erſte Aufſatz, der ſtatt einer Vorrede dient, enthält eine Menge ſchönklingender, aber theils leerer, theils wirklich ſinnloſer und falſcher Tiraden. „Die Geſchichte der Menſchheit von aufsen, heiſst es „S. 3., und die Geſchichte des menſchlichen Geiſtes von „innen, müſſen ſich doch endlich auf einem Puncte begegnen, und die wunderbaren Phänomene anfangen „ſich aufzuklären: wo das Denkende und Empfindende „ſich ſelbſt weniger fremde, mit ſich ſelber vertrauter „und ſich ſelber geſicherter wird. Das nun das Denkende durch eine dünnere Scheidewand von einander abgeſondert, ſich in einander wiederfindet, ſo iſt „die Wahrheitforſchung auch ein gemeinſchaftlicher Antheil der Sterblichen u. ſ. f.“ Aber etwas ſeltſameres, als ſeine Künſteleyen über Sprache in pſychologiſcher Rückſicht, wird man nicht leicht finden. S. 104. „Was „im Gewande zuſammen *fällt*, heiſst *Falte* — dem Fall „iſt *gleichſam* ſeine Grenze vorgeſchrieben. Ein Ganzes faltet ſich es fallt zuſammen, *gleichſam* mit dem „Vorbehalte, ſich wieder auszudehnen, ſobald es will — „das hemmende t am Ende gibt erſt dem Worte ſein „Gepräge. So ſchieſst der *Falk* auf ſeinen Raub. Der „Begriff des Fallens verbindet ſich mit der Idee von „Kraft, die ihn beſeelt, das k am Ende hemmt den Fall, „und ſetzt ihr in die Macht des aus der Luft herabſchieſſenden, Räubers, der davon ſeinen Namen führt. — „Was emporſtehend und dennoch ſchwerfallend ſich niederſenkt, heiſst *Fels* — das *Feld* liegt da — der Fels „aber ſteht und ſteigt empor — das *s* am Ende hebt „*gleichſam* den Fall.“ Von eben dieſer Manier ſind die eingerückten Bruchſtücke aus Anton Reiſer, der anderswo beurtheilet, und wovon beſonders das Fragment: die Leiden der Poeſie, in Schulzens Mikrologiſchen Aufſätzen genauer beleuchtet iſt. Jeder Aufſatz von Moritz, unterzeichnet oder nicht, verräth ſich ſogleich durch ſeine Gleichſams, und durch das Unſtete und Schwebende der Ideen. Ein ſeltſames Gegenſtück davon ſind die metaphyſiſch-myſtiſchen Träumereyen des verſt. Heinike. Was die übrigen Aufſätze des achten Bandes betrifft, ſo iſt Gutes und Schlechtes, Wichtiges und Unwichtiges, ſehr durch einander gemiſcht, und es wäre zu wünſchen, daſs jemand die im dritten Stücke eingerückten Anmerkungen und Berichtigungen von Herrn van Goens, mit noch mehrerer Strenge, fortſetzte. Den meiſten mitgetheilten Erinnerungen und Selbſtbeobachtungen ſieht man es nur zu ſehr an, daſs ſie der Seele erpreſst ſind. Auch weiſs man ja, wie viel in der Zeit zwiſchen der gehabten Vorſtellung und deren ſchriftlichen Entwickelung dazu und hinwegkommt, und wie ſehr ſelbſt die Anſtrengung, in welcher man ſich beym Erinnern und Aufzeichnen befindet, dazu beyträgt, die Facta zu verfälſchen. „Läſst uns, ſagt Herr van Goens S. 107, laſst uns ſchwatzen, ſtreiten, pſychologiſche Magazine herausgeben, ſo viel wir nur wollen, aber uns hüten, alles zu ſagen, was wir zu wiſſen oder erfahren zu haben glauben. Der erſte, der erſchrocken zu ſeinem Nachbar ſagte, ich habe einen Geiſt geſehen, hatte vielleicht Einen geſehen, aber er hätte ſchweigen ſollen. Nun hat er allen Kindern und alten Weibern einen Floh ins Ohr geſetzt, ſie glauben jetzt alle zu ſehen, wo es nichts zu ſehen gibt.“

Bey dem neunten Bande iſt Herr Sal. Maimon, der ſchon vorher viele Beyträge geliefert hatte, als Mitherausgeber zugetreten. Wie Moritz allzu oberflächlich und ſüſslich ſchwatzte: ſo ſcheint uns Hr. Maimon wieder zu trockner und ſchulgerechter Metaphyſiker, ſupertranſcendental, (wie ihn Obereit nennt) zu ſeyn. Er wird ſchwerlich ſo allgemein und ſo gern geleſen werden, wie Moritz. — Die hier vorkommenden Fragmente aus Ben Joſuas (Sal. Maimons) Lebensgeſchichte ſind anderweitig bekannt. Einige mitgetheilte pſychologiſche Erſcheinungen von Bendavid, Reinhardt, Wolfsſohn und Ungenannten geben vielen Stoff zur pſychologiſchen Hermeneutik: am drolligſten ſind aber ohnſtreitig die Aufſätze von Obereit, ſein Widerruf für Kant, wie ein Teſtament abgefaſst, und ſein Schreiben an Maimon. Man weiſs nicht, ob man über die Seltſamkeit in Gedanken und Ausdruck ſtaunen oder lachen ſoll. Nur eine Stelle zur Probe: „Da nun Obereit, zur Strafe „ſeiner Voreiligkeit ein negativer Philoſoph wird, mit „ſeinem evidenten *Salto mortale* bis ins Nichts ſeiner „ſelbſt und aller Dinge an ſich auſſer einem Ewigen von „ſelbſt, ſo nimmt er mit ſeinem neuen und alten Wirbel des *Nihilismus a ſe*, der von Ewigkeit zu Ewigkeit richtig iſt kurzab ſchweizeriſch guten Abſchied „von aller ihm gnädigen toleranten deutſchen Leſewelt, „und wünſcht aller Welt allerſeits wohl zu leben im All. „Amen in A und O. Jena, Ende Juni und Anfang Juli „1791. 13 Jahr nach des äquatoriſchen Lamberts Verſcheiden, 10 Jahr nach Kants erſter Kritik der reinen „Vernunft, 103 *et quod excurrit* nach Newtons Prinzipien dazu. Zum Grundeins von Generalphyſik und „Metaphyſik Sehen wirs bald!“ — Manche gute Bemerkung enthält Grohmanns Unterſuchung der Möglichkeit einer Characterzeichnung aus der Handſchrift, aber im Ganzen geht er doch zu weit, da er nicht blos den ganzen moraliſchen Menſchen ſondern auch ſeinen Körperbau, Stimme, Farbe und Haare aus der Handſchrift erkennen will. Und wenn er z. B. den Charakter der Römer und Griechen aus ihrer Handſchrift beſtimmt, ſo möchten wir wohl wiſſen, wo er die letztre geſehen habe. Oder nimmt er die heutige Form ihrer Buchſtaben für Handſchrift, ſo würde folgen, daſs alle Europäiſchen Nationen, welche ſich der lateiniſchen Buchſtaben bedienen, Römiſchen Charakter hätten. Moritzens Deutelgeiſt hat Hn. Grohmann angeſteckt.

MAINZ, gedr. b. Wirth: *Philoſophiſche Geſchichte der Sprache und Schrift.* Von *Anton Joſeph Dorſch*, Profeſſor der Philoſophie. 1791. 137. S. 8.

Dieſs Werk iſt eigentlich der ſiebente Heft der von Hrn. Dorſch herausgegebnen Beyträge zum Studium der

Philosophie. — *Ursprung der Sprache.* Aufstellung und Prüfung der verschiednen Meynungen darüber. Der Vf. nimmt als guten Gründen für die natürliche Hypothese, Erfindung der Sprache durch den Menschen. *Bildung und Fortgang der Sprache.* Viel Gutes in gedrängter Kürze. Allmalige Entwickelung der einzelnen Redetheile A. Interjectionen, als erste Naturlaute B. Ausdrücke welche körperlichen und geistigen Dingen zugleich zu kommen. (der Vf. nennt sie transcendentale Ausdrücke, oder solche, die zur Bezeichnung dessen dienen, was in verschiedenen Arten der Dinge gemeinschaftlich ist; concret sind ihm die, welche das auf besondre Art Bestimmte bezeichnen. Unsre Sprache, sagt er, kann z. B. den Wechsel der Veränderungen in einem Subjecte im Allgemeinen durch Bewegung ausdrücken, aber sie hat kein Wort für Bewegung *in concreto.* Entweder wir verstehen den Vf. nicht, oder er hat sich hier durch die Idee täuschen lassen, dass in der menschlichen Erkenntniss die Vorstellung des Allgemeinen, als Bedingung aller Vorstellungen, der Vorstellung des Besondern vorangeht. Also hätte der Mensch eher eine Vorstellung von Thieren überhaupt, als von Hunden u. dgl., eher von Bewegung im Allgemeinen, als von Laufen oder Springen? Und wären diese Wörter Gehen, Tanzen, Laufen, Springen u. s. nicht Ausdrücke für die Bewegung *in concreto*?) C. Zeitwörter, Hauptwörter konnte man durch Andeuten mit dem Finger u. s. w. bezeichnen, Affectionen nicht. In den Morgenländischen Sprachen kommen die *Nomina* von *Verbis* her. Bey mehrerern Wilden sind *Verba* die Hauptsache. Die *impersonalia* die erstern, weil sie in Einem Worte ein ganzes Ereigniss bezeichnen. d. Adiectiva. e. Bezeichnung des Geschlechts, der Zeit, Zahl, Personen und Arten. Anfangs ganze Wörter, in der Folge Terminationen oder Biegungen. f. Partikeln, Conjunctionen u. dgl. Am spätesten eigentliche Grammatik. *Verschiedenheit der Sprachen.* Die bekannten Gründe gut und bestimmt vorgetragen. *Von der Schrift.* Verschiedne Arten und Materialien der Schrift. *Reelle* (unmittelbare) und *organische* Schrift; hierüber und über die Schreibmaterialien das Beste zusammengestellt. *Stufenweiser Fortgang der verschiedenen Schriftformen.* Nicht blos Trieb zur Nachahmung, wie der Vf. glaubt, sondern wohl auch Bedürfniss, seinem Gedächtnisse zu Hülfe zu kommen und andern mitzutheilen, kann die Erfindung der Schrift veranlasst haben. Buchstabenschrift, wahrscheinlich eine Erfindung der Babylonier. Verschiedne Schriftzüge, kreisförmig, senkrecht, Furchenschrift, wagerecht. Ueber die Vollkommenheit der verschiedenen Schriftarten. — Aus dem ganzen Buche leuchtet Scharfsinn und zweckmässige Belesenheit des Vf. hervor, wenn wir gleich nicht zugeben können, dass er mehr, als blosse Beyträge zu einer ph. Geschichte der Spr., geliefert hat. Die Sprache ist rein und leicht, nur durch einige Provinzialismen, wie Bäne, (Bahn) Zoryll, u dgl. verunziert. Die Orthographie ist nicht consequent, in dem Masse schreibt auch der grösste Feind der Dehnung und Verdoppelung wohl sich weislich.

KLEINE SCHRIFTEN.

1. Rathsfähigkeit. *Ulm,* in d. Wohler. Buchhandl. *Etwas über die Rathsfähigkeit bürgerlicher Gelehrten in der Reichsstadt Ulm.* 1794. 32 S. 8.

2. Ebendas. *Schreiben an den Verf. des Etwas* etc. 1794. 16 S. 8.

3. Anmerkungen und Berichtigungen zu dem Etwas etc. 1794. 52 S. 8.

4. Gegenerinnerungen wider No. 2 und 3. vom Vf. N. 1.

Der Vf. von 1. behauptet, dass in der Reichsstadt Ulm Gelehrte vom Bürgerstande selbst statt der Patricier in Rath gewählt werden könnten, wenn nemlich an Patriciern überhaupt ein Misswachs (wie leider gegenwärtig!) entsteht, oder wenn wenigstens Kein *tauglicher* Patricier vorhanden wäre.

Unter bürgerlichen Gelehrten, welche solchergestalt als ein Surrogat der Patricier betrachtet werden könnten, versteht jedoch der Vf. hier blos Juristen und Cameralisten, indem Geistliche und Aerzte nicht dazu taugen, da sie als solche keine Gesetz- und Regierungs-Kenntnisse besitzen. Für nochunbrauchbarer zu Ulmischen Rathsherren hält er die *Philosophen im vorzüglichen Grade.* S. 24. sagt er deutsch heraus, dass er vorzüglich Raths-Consulenten und Officianten (Schreiber) für solche würdige Raths-Candidaten halte, welches um so naiver ist, da der Vf., soviel sich aus seiner rabulistischen Geschwätzigkeit schliessen lässt, ohne Zweifel selbst deren einer ist. Uebrigens, liesse sich wohl kaum eine ärgere Oligarchen-Despotie denken, als wenn Schreiber und Raths-Consulenten auch noch Senatoren würden?

N. 2. Zeigt das Ungereimte in der Behauptung des Vf., dass Geistliche zu Senatoren untauglich oder gar zur Wahl unfähig seyn. Zwar gründlich, aber ein wenig langweilig.

N. 3. Widerlegt verschiedene Stellen mit vieler Einsicht, und zeigt besonders, dass es nach der Ulmischen Constitution eben so wenig erlaubt ist, einen Bürgerlichen statt eines Patricier, als einen Patricier statt eines Bürgerlichen in Rath zu wählen. Auch hält er den Nothfall nicht weniger für möglich, in dem die Tüchtigkeit und Untüchtigkeit nicht bestimmt werden könne, sondern lediglich der Einsicht und dem Gewissen der Wählenden anheimgestellt werden müsse, und ein totaler Mangel an Patriciern nicht zu fürchten sey, wenn man allenfalls aus den Patricischen Officieren, deren immer ein Haufe und drüber vorhanden seyn, einen wählen könne. „Wir brauchen ja, sagt „der Vf. S. 31. sehr wohl, zu Senatoren keine Pandecten-Männer. Aber Männer haben wir nöthig von gesundem Verstande, „von gutem Willen ihn anzuwenden, von redlichem Eifer für „das gemeine Beste und von Kenntnis unsrer vaterländischen „Staats. Alles dieses lernt man nicht auf Universitäten. Alles „dieses kann also ein Officier so gut besitzen, als ein anderer, „der Universitäten besucht hat."

N. 4. Ist eine eben so geschwätzige als rechthaberische Vertheidigung wider N. 2 und 3. wodurch Rec. in seiner Vermuthung sehr bestärkt wurde, dass der Vf. des *Etwas* etc. wohl der Zunft der Schreiber oder Rabulisten angehören möchte.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

Montags, den 25. August 1794.

RECHTSGELAHRTHEIT.

1) Berlin, b. Mylius: *Institutionen des heutigen Röm. Rechts*, vom Prof. *Hugo* in Göttingen. 1789. 5½ Bog. 8.

2) Ebend.: *Lehrbuch der Rechtsgeschichte* bis auf unsre Zeiten, vom Prof. *Hugo* in Göttingen. 1790. 17 Bog. 8.

3) Göttingen, b. Dieterich: *Lehrbuch und Chrestomathie des classischen Pandektenrechts* zu exegetischen Vorlesungen, vom Prof. *Hugo* in Göttingen. Erstes Band. 1790. 86½ Bog. 8.

4) Berlin, b. Mylius: *Lehrbuch der juristischen Encyclopädie, zum* ersten mündlichen Unterrichte über die Quellen, Anfangsgründe und Lehrarten aller in Deutschland geltenden Rechte, vom Prof. *Hugo* in Göttingen. Und auch unter dem Titel: *Lehrbuch eines civilistischen Cursus*, vom Prof. *Hugo*. Erster Band, welcher als allgemeine Einleitung die juristische Encyclopädie enthält. 1792. 12 Bog. 8.

5) Ebend.: *Civilistisches Magazin*, vom Prof. *Hugo* in Göttingen. Erster Band. 4 Hefte. 1790 u. 1791. 521 S. Zweyten Bandes 1tes und 2. Heft. 1792. 256 S. 8.

Dass wir die Anzeige dieser wichtigen, auf Abänderung der bisherigen Methode, römisches Recht zu studieren, hauptsächlich abzweckenden Schriften bis jetzt verschoben haben, würde kaum zu entschuldigen seyn, wenn wir nicht die Absicht gehabt hätten, den Eindruck, welchen sie, insbesondere aufs civilistische Publicum machen würden, abzuwarten. Aber leider müssen wir jetzt, nachdem fast fünf Jahre seit der Erscheinung des ersten Buchs verflossen sind, gestehen, dass der in mehrern Rücksichten vortreffliche Plan des Vf. fast noch gar nicht geprüfe, kaum hier und da im Vorbeygehn erwähnt, vielleicht von vielen selbst akademischen Rechtsgelehrten noch nicht einmal gekannt ist: — eine Gleichgültigkeit, die uns unbegreiflich seyn würde, wenn wir sie nicht aus dem fast ganz verloren gegangenen Geschmack am römischen Rechte zu erklären wüsten. Möchte doch eine kurze Darstellung dieses Plans, der funfzig Jahre früher gewiss Epoche gemacht und Deutschlands beste Juristen in Thätigkeit gesetzt haben würde, den grösern Theil des juristischen Publicums auf eine der interessantesten Reformen aufmerksam machen, die je ein einzelner Schriftsteller in der positiven Jurisprudenz wagte!

Wir theilen unsern Lesern in dieser Absicht einen Auszug aus dem 5. Aufsatze des ersten Hefts vom civ. Magazine mit. Durchaus gehn die Vorschläge des Vf. dahin, dass nur *reines* römisches Recht auf Universitäten gelehrt werden soll, mit Ausschluss deutscher und anderer Rechte, deren Einmischung das Studium des ersten so sehr verunstaltet hat. Daher besteht sein civilistischen Cursus aus nicht mehr, als drey Collegien, wovon jedes in einem halben Jahre geendiget, und wöchentlich fünf oder sechsmal gelesen wird. Sie heissen *Institutionen*, *Rechtsgeschichte* und *Pandekten*, haben aber mit den bisher gewöhnlichen Vorlesungen dieser Art, die Rechtsgeschichte ausgenommen, fast nichts, als den Namen gemein. Die *Encyklopädie*, als summarische Einleitung in die ganze Rechtsgelehrsamkeit, macht, wie sich's von selbst versteht, keinen wesentlichen Bestandtheil des civilistischen Cursus aus, und kommt also von der Hand noch nicht in Betrachtung. In den *Institutionen* soll nur dasjenige aus dem römischen Rechte vorkommen, was heut zu Tage noch wirklich anwendbar ist, weil nach des Vf. Meynung den Anfänger das Praktische ungleich mehr interessirt, als das Gelehrte. Da blos Begriffe und Hauptsätze in diese Vorlesungen aufgenommen werden können; so darf auch ohne Voraussetzung des Naturrechts der juristische Cursus mit ihnen angefangen werden. Das zweyte Collegium ist die *Rechtsgeschichte*, worunter der Vf. nicht blos die Geschichte der Quellen versteht, sondern auch die historische Entwickelung der Rechtsresultate, systematisch geordnet, mit einem Anhange, der hauptsächlich die Geschichte des Studiums der Rechtsgelehrsamkeit überhaupt (also auch der Nichtrömischen) im heutigen Europa zum Gegenstande hat. Eine so bearbeitete Rechtsgeschichte soll die Stelle der gewöhnlichen Rechtsalterthümer, der juristischen Literargeschichte, ja einigermassen sogar die Stelle des Naturrechts einstweilen vertreten, indem sie die verschiedene Entwickelung der Rechtslehren bey verschiedenen Stufen der Cultur zeigt, und einen beträchtlichen Beytrag zur Geschichte der Menschheit liefert. Nur Eine grose Lücke bleibt noch übrig: das Detail des römischen Rechts zur Zeit der juristischen Classiker, besonders unter den Antoninen, verbunden mit Exegese der wichtigsten Texte aus dem Corpus Juris und den übrigen Quellen — — ein Gegenstand, der für die Rechtsgeschichte zu weitläuftig, vom *heutigen* römischen Rechte aber, das in den Institutionen gelehrt wird, sehr verschieden ist. Diese Lücke wird durch das dritte Collegium unter dem Namen des *Pandektenrechts* ausgefüllt, welches von den gewöhnlichen Pandektenvorlesungen schon darin abweicht, dass in den letztern blos auf das Praktische, in den Pandekten des

neuen Cursus aber blofs auf das eigentlich Gelehrte gesehen wird. Zu diesem Behuf ist eine *systematische Chrestomathie* der Beweisstellen aus juristischen und nicht juristischen Classikern nöthig, deren Anfang der Vf. auch bereits, so wie die Lehrbücher zu den beiden ersten Vorlesungen, ausgearbeitet hat. Von der Ausführbarkeit dieses Plans, der, wie unsre Leser schon selbst bemerkt haben müssen, mehr auf Abänderung des akademischen Unterrichts, als auf Reform des Systems abzweckt, hat den Vf. seine eigne mehrjährige Erfahrung, und uns das Daseyn seiner civilistischen Schriften überzeugt: folglich bleibt uns nichts, als die Prüfung beider übrig.

Den wärmsten Dank verdient der Vf. zuförderst für den Eifer, mit welchem er auf Trennung des reinen römischen Rechts vom nichtrömischen dringt. Nun aber läfst sich die Absonderung jener verschiedenartiger Gesetzresultate auf eine doppelte Art bewirken: man trägt entweder durchaus nichts, als ursprünglich römisches Recht vor, so wie es ein römischer Rechtsgelehrter aus den Zeiten der Antonine oder auch allenfalls aus Justinians Zeitalter selbst gelehrt haben würde, ohne eine Vergleichung zwischen den Grundsätzen des römischen und deutschen Rechts anzustellen; oder man läfst diese auf die ununterbrochene Reihe römischer Ideen über einen jeden den Römern bekannten Gegenstand der Gesetzgebung als Zugabe folgen. Das letzte wollte der Vf. nicht, weil ihm, wie er sich in der Vorrede zu seinen Institutionen ausdrückt, eine solche Methode eben so vorkömmt, als wenn man zum allerersten Cursus in der Geographie den Strabo wählte, und den heutigen Zustand der Länder als *usus modernus* anhinge. Sehr wahr, wenn wir in Deutschland eine allesumfassende Gesetzgebung hätten, die zwar gröfstentheils auf römisches Recht gegründet, aber doch selbstständig genug wäre, um eine unabhängige Wissenschaft zu bilden! Allein da dieses nun einmal der Fall nicht ist, da vielmehr das römische Recht den deutschen Staaten noch immer das subsidiarische Bedürfnifs ist, welches es in den finstern Zeiten des Mittelalters freylich in einem noch höhern Grade war, — da nur durch Vergleichung unsrer gegenwärtigen bürgerlichen Anstalten und Gesetze mit jenem, ehemals für Deutschland noch weniger entbehrlichen, Orakel das Gefühl der Lücken entsteht, die unsre heutige Gesetzgebung verunstalten; da wir nur mit Hülfe dieses Gefühls zur Uebersicht des Ganzen gelangen, nur dadurch lernen können, was eigentlich geltendes Recht in Deutschland ist — so liegt wohl der Fehler, den Hr. *H.* rügt, nicht in der Methode, sondern in der Gesetzgebung selbst, von welcher die Methode gerade in diesem Falle abhängig seyn mufs. Es ist freylich keine angenehme Empfindung, die sich uns aufdrängt, wenn wir für diese politische Gebrechen auch durch anerkannte Umwege im Studieren büfsen müssen; aber welcher Lehrer kann das ändern? Vergleichung des römischen Rechts mit unsrer gegenwärtigen Verfassung ist und bleibt also eine Hauptbedingung des Unterrichts; und diese fehlt gerade in Hn. *H's.* Plane ganz. Ersetzt wird sie auch durch andere Vorlesungen nicht. — Das deutsche Privatrecht darf blofs ursprünglich deutsche Rechtsgrundsätze vortragen, von welchen die wenigsten mit Gegenständen des römischen Rechts in Verbindung stehen: wo soll also der Schüler des römischen Rechts die Antwort auf die ganz natürliche Frage erfahren: was ist nun von dem allen, was ich gelernt habe, noch anwendbar? Der Vf. setze uns nicht seine auf *heutiges* römisches Recht eingeschränkten *Institutionen* entgegen; wie wenig durch diese für eine Beantwortung jener Frage gesorgt ist, soll unten gezeigt werden. — Da er indessen blofs eine durch keine Regeln von heutiger Anwendbarkeit unterbrochene Theorie des gesammten römischen Rechts hat liefern wollen, so müssen wir schon zufrieden seyn, wenn er nur alle Theile seines Gegenstandes bearbeitet, wenn er nichts wesentliches von dem vergessen hat, was sonst in Institutionen, Pandekten, Rechtsgeschichte und Rechtsalterthümern gelehrt wurde. Ob dieses in den Lehrbüchern des Vf. geleistet ist, oder nicht, mufs ihre detaillirte Prüfung ausweisen. Wenigstens war es seine Absicht, in seinen Institutionen und Pandekten nicht blofs die Hauptideen der gewöhnlichen Compendien unter diesem Titel, sondern auch noch einen beträchtlichen Theil der Rechtsalterthümer vorzutragen; das übrige aus den Rechtsalterthümern und die ganze Rechtsgeschichte soll den Inhalt seiner Rechtsgeschichte ausmachen. Zweckmäfsige Auszüge aus den Quellen und juristische Literargeschichte sind Zugaben, für welche ihm jeder Freund des gründlichen Studiums Dank wissen mufs. Aber auch auf seinem Wege waren Wiederholungen unvermeidlich — in einer Darstellung der innern Rechtsgeschichte unter Justinian mufste ja eigentlich alles wiederholt werden, was in den Institutionen des heutigen römischen Rechts, freylich aus einem andern Gesichtspunkte schon vorgekommen war, und das Privatrecht unter den Antoninen hat doch auch manchen beträchtlichen Beytrag zum *heutigen* römischen Rechte geliefert.

Ein *zweyter* Vorzug dieses neuen Plans ist das beständige Zurückweisen auf die *Quellen*, ohne welche es schlechterdings unmöglich ist, auch nur die ersten Grundbegriffe des ächten römischen Rechts sich deutlich zu denken. Und wer weifs nicht, wie allgemein diese erste Regel der Methode, welche jede positive Wissenschaft fodert, gerade im römischen Rechte vernachläfsiget wird! Es ist endlich einmal Zeit, den Schülern der Rechtsgelehrsamkeit wieder ihr *Corpus Juris* in die Hände zu geben, das selbst von manchen Geschäftsmännern nicht viel besser, als dem Namen nach gekannt wird. Besonders hat der Vf. in seinem Pandektenlehrbuche dafür gesorgt, und nicht blofs Stellen aus den Justinianeischen Gesetzbüchern, sondern auch aus der *Jurisprudentia Antejustinianea*, und aus einigen nichtjuristischen Classikern, als Belege abdrucken lassen. Allein erstlich fehlen bey diesem Plane die Beweisstellen aus dem *neuesten* römischen Rechte, davon gleichwohl viele interessanter sind, als die aus den Zeiten der Antonine — ein Mangel, den der Vf. bey einer zweyten Ausgabe von Nr. 1. leicht verbessern kann. Sodann sind, wie in allen solchen Chrestomathien, sehr viele Stellen aus ihrem ursprünglichen Zusammenhange herausgerissen, wor-

worüber ihre Erläuterungen oft äuſserſt erſchwert, und wenigſtens häufige Zurückweiſungen auf die Quellen ſelbſt unvermeidlich werden. Ob bey letztern der Zuhörer dem Lehrer immer wird folgen können, wie der Vf. von Nr. 3. ſich verſpricht, daran zweifelt Rec., wie er glaubt, mit Recht. Ueberdieſs entſteht aus dieſer Behandlung des römiſchen Rechts eine äuſserſt nachtheilige Lücke, zu deren Ausfüllung ſchlechterdings eigene Vorleſungen gehalten werden müſſen, wenn das Studium jener Excerpte einen Vorſchmack des wahren Quellenſtudiums abgeben ſoll. Rec. meynt allgemeine Vorleſungen über die Hermenevtik und Kritik des römiſchen Rechts, welche er aber in des Vf. Plane ganz vermiſst. Wie ſehr wäre zu wünſchen, daſs dieſes intereſſante, aber ſchwere, Collegium unter die Zahl der unentbehrlichſten Rechtswiſſenſchaften, (die aber freylich auf den meiſten Univerſitäten ſehr reducirt wird,) aufgenommen würde! Wir ſind überzeugt, daſs der ſcharfſinnige Vf. auch in dieſem Fache nichts gemeines liefern würde, und machen es uns zur Pflicht, ihn ſelbſt dazu aufzufodern.

Endlich würden wir undankbar gegen die Verdienſte des Vf. ſeyn, wenn wir den Einfluſs verkennen wollten, den ein nach ſeinem Plane geordnetes Studium des römiſchen Rechts auf eine genauere Prüfung des Geiſtes derjenigen Geſetze haben muſs, die, wenigſtens auf Univerſitäten, gewöhnlich das Schickſal erfahren, nur nach dem Buchſtaben gekannt zu werden. Die meiſte Gelegenheit dazu fand ſich in der Rechtsgeſchichte; aber auch in ſeinen übrigen Lehrbüchern hat der Vf. dieſen Geſichtspunkt immer vor Augen gehabt. Dieſen entſchiedenen Vorzügen des Hugoiſchen Plans glaubt Rec. nur Eine Bemerkung entgegenſetzen zu müſſen, die er aus der Erfahrung mehrerer Jahre geſchöpft hat. Der Vf. will den Anfang des Unterrichts im römiſchen Rechte ſogleich mit dem, was heut zu Tage noch davon gilt, gemacht wiſſen, weil er in der Ueberzeugung ſteht, daſs den Anfänger das Praktiſche ungleich mehr intereſſire, als das bloſs Gelehrte. Allein gewöhnlich bringt der Anfänger vom erſten Schulunterrichte, wenn er nicht ganz darinnen verſäumt iſt, eine gewiſſe Vorliebe zu Philologie, Geſchichte und Alterthümern mit in die juriſtiſchen Vorleſungen. Er freut ſich alſo, wenn er beym Eintritt in das akademiſche Studium nicht plötzlich von ſeinen bisherigen Lieblingsbeſchäftigungen entfernt, ſondern ſogar durch ſeine künftige Beſtimmung zu ihrer Fortſetzung aufgemuntert wird. Die Liebe zu dem, was in der Jurisprudenz unmittelbar anwendbar iſt — wenn es auch, ohne Nachtheil für das Studium ſelbſt, zumal im römiſchen Rechte, ſo ganz vom Nichtanwendbaren geſchieden werden könnte — findet ſich erſt in den ſpätern akademiſchen Jahren, wenn der Studierende, abgeſchreckt durch den groſsen Umfang des Gebiets ſeiner Wiſſenſchaft ſich genöthigt ſieht, ſeine Aufmerkſamkeit zuförderſt auf dasjenige einzuſchränken, wovon ihm ſeine künftige Beſtimmung die unmittelbare Anwendung ahnden läſst. Gewiſs wird die umgekehrte Methode des Vf., der für den ſpätern Unterricht die eigentlich gelehrte Theorie des römiſchen Rechts in ſeiner Rechtsgeſchichte und ſeinen Pandekten beſtimmt, dem über das, was er zu lernen hat, ſchon belehrten Zuhörer weit läſtiger fallen, als ihm derſelbe Unterricht, unter übrigens gleichen Umſtänden, aber ehe ſeine Denkungsart durch die auf der Univerſität geſammelten Erfahrungen umgeſtimmt worden war, gefallen ſeyn würde.

Nun zur Beurtheilung der einzelnen Schriften, worin der Vf. ſeinen originellen Plan ausgeführt hat!

Num. 1. hat Rec. weniger, als des Vf. übrige Schriften befriedigt. Es iſt unmöglich, in einen Raum von kaum fünf Bogen ein Syſtem des heutigen römiſchen Rechts zuſammen zu drängen, das gleichwohl mehr, als bloſse Skiagraphie der erſten Grundbegriffe ſeyn, wohl gar bisher gewöhnliche Vorſtellungen berichtigen ſoll: wie z. B. in den Anmerkungen zu §. 38. und §. 42. geſchehen iſt. Auch iſt Rec. überzeugt, daſs, wenn der Vf. jetzt erſt dieſe Anfangsgründe herausgeben ſollte, er weſentliche Veränderungen mit dem darin zum Grunde gelegten Syſteme vornehmen, beſonders aber ſeine eigenen, in einigen ſpätern Schriften geäuſserten ſcharfſinnigen Ideen von einer Trennung des reinen und angewandten Perſonenrechts ausführen würde. Der gegenwärtige Plan iſt folgender. Auf eine *Einleitung*, welche den Begriff und die Quellen des poſitiven Rechts in 7 §§. entwickelt, folgen 5 Abſchnitte: 1) *Realrechte*, 2) *perſönliche Obligationen*, 3) *Familienrechte*, 4) *Verlaſſenſchaften*, 5) *Proceſs*. Die überall und oft auf Koſten der Deutlichkeit, herrſchende Kürze entſchuldigt der Vf. damit, daſs durch ſeine Inſtitutionen die Vorleſungen über das allgemeine deutſche Privat- und Provincialrecht nicht entbehrlich werden ſollen, und daſs er daher gerade diejenigen Materien am kürzeſten abgehandelt habe, worüber die Provincialgeſetze faſt überall am ausführlichſten diſponirten. Allein kann wohl das gänzliche Stillſchweigen von den verſchiedenen Arten des *Status*, von *Vormundſchaften*, vom *Beneficium deliberandi*, und von den *Eintheilungen der Klagen* in einem Lehrbuche des *heutigen* römiſchen Rechts dadurch gerechtfertiget werden? Aber auch in den vom Vf. aufgenommenen Materien ſind überall ſehr weſentliche Lücken gelaſſen. So vermiſst Rec. §. 24. den Nichtgebrauch der Servitut und Untergang der Sache unter den Urſachen, warum Servituten verloren gehen; §. 39. hätte die wichtige Eintheilung der Bedingungen in *conditiones ſuſpenſivas* und *reſolutivas* ſo gut einen Platz verdient, als die gleich darauf folgende Erklärung des leichtern Unterſchieds zwiſchen *terminus a quo* und *ad quem*. §. 44. iſt alles, was der Vf. vom *dolus* und von der *culpa* bey Verträgen zu ſagen für nöthig fand, in folgende, äuſserſt lakoniſche Sätze zuſammengedrängt: „Man kann *immer* (?) den Erſatz des Schadens ſo„dern, — — den, der Andere vorſätzlich (*dolo*), oder „durch verhältniſsmäſsige Unvorſichtigkeit (*culpa*) zuge„fügt hat. Bey Contracten muſs jeder um ſo ſorgfälti„ger ſeyn, je vortheilhafter ihm, der Regel nach der „Contract iſt.“ Und doch iſt gerade hier das römiſche Recht noch in ſeinen kleinſten Nuancen anwendbar! Im 50. §. fehlt nicht bloſs der Name, ſondern auch die Erklärung des Begriffs von *contractibus innominatis*. Denn

dafs der Vf. zwey Beyspiele „*aus der Menge anderer „Realcontracte*," nemlich *permutatio* und *contractus aestimatorius*, ausgehoben, und am Ende bemerkt hat: „*die Klage aus diesen Realcontracten hiefse actio praescriptis verbis*," ist doch wahrlich nicht zureichend, um dem Leser einen Begriff von *Contractibus innominatis* zu machen. Ganz falsch ist es aber, wenn noch als drittes Beyspiel eines solchen *ungenannten Contracts, precarium* vorkommt, da es gleichwohl nur Ausnahme von der Regel ist, wenn *actio praescr. verb.* daraus entsteht, und die römischen Juristen durch Precarium gröfstentheils nur die Eigenschaften eines wiederruflichen Besitzes, nebst den daraus entspringenden Folgen, selten einen eigenen Vertrag bezeichnen.

(*Die Fortsetzung folgt*).

PHILOLOGIE.

Ronneburg u. Gera, b. Rothe: *Sammlung kleiner Aufsätze vermischten Inhalts in Prosa und Versen zu leichter Erlernung der englischen Sprache*, mit deutschen Anmerkungen, von *Friedr. Wilhelm Streit*, Superint. zu Ronneburg. 4 Theile. 1793. 8.

Diese Sammlung englischer Lesestücke mufs jedem Anfänger willkommen seyn, da nicht nur die Aufsätze selbst mit Hinsicht auf guten Stil und lehrreichen Inhalt aus bewährten Schriften gewählt, sondern auch die Anmerkungen von dem Hn. Herausgeber so eingerichtet sind, dafs sie sowohl Sprach- als Sacherklärungen enthalten. Wir haben sie mit Vergnügen durchgelesen, und auch nicht ein Stück gefunden, das zweckwidrig wäre. Unterhaltende Erzählungen wechseln mit moralischen Gegenständen, Prosa mit Versen ab. Die Anmerkungen betreffen gröfstentheils die der englischen Sprache eigenen Ausdrücke und Wendungen, deren Bedeutung einem Anfänger schwer zu errathen seyn dürfte, und wo ihm oft das beste Wörterbuch keine hinreichende Auskunft gibt. Auch ist verschiedenen Wörtern die richtige Aussprache beygefügt, so viel es sich durch deutsche Töne oder Buchstaben thun läfst; doch scheint *sufeit* nebst der Aussprache suffeht (3ter Theil S. 5.) ein Druckfehler zu seyn, wenigstens erinnert sich Rec. nicht, dieses Wort je gelesen zu haben. Surfeit (ssorfit) pafst in den Text. Einige Seiten weiter findet man *overwhelm* durch *überschwemmen* verdeutscht; es heifst aber *überwältigen, unterdrücken*, wie *accabler* im Französischen. Allein diese und andere Kleinigkeiten schaden dem Werthe des Ganzen nicht; denn dafs Hr. *S.* wahre Sprachkenntnifs besitzt, erhellet augenscheinlich aus den schön geschriebenen englischen Vorreden, die selbst einem gelehrten Engländer gefallen müssen. In einer derselben verspricht der Vf. eine Abhandlung über den rechten Gebrauch der englischen Präpositionen zu liefern. Man wird sie sehnlichst erwarten, da von diesem wichtigen Redetheile in den meisten Grammatiken nur eine Beyspielsammlung, aber keine Theorie gegeben wird.

Unter den prosaischen Aufsätzen zeichnen sich vorzüglich aus, 1) *An authentic history of Catharina Alexowna, wife of Peter the Great.* 2) *The distress of an english officer in America.* 3) *A traveller's opinion of the English in general.* 4) *Swift's thoughts on various subjects.* 5) *Bonsmots de Stella.* 6) *Anecdotes.* 7) *The good wife, a moral tale.* 8) *The history of Alicia.* 9) *The life of Sir Thomas More.* 10) *Historical memoirs of the late King of Prussia.* 11) *Anecdotes of the late King of Prussia, Lord North, Charles Fox, General Skene, Swift, Franklin*, etc.

KLEINE SCHRIFTEN.

Philologie. *Memmingen*, b. Seiler: *Der Sittenlehrer. Eine Rede des Isocrates an den Demonikus.* Aus dem Griechischen frey übersetzt von *J. Jacob Mayer.* 1790. X u. 32 S. 8. (3 gr.) — Hn. *M.*, der sich unter der Dedication der Weltweisheit Befliffenen auf dem Ulmischen Gymnasio nennt, will mit diesem Werkchen seinen Gönnern einen Beweis von seinem Eifer im Studieren geben, und sie dadurch bewegen, ihm auch für die Zukunft ihre Unterstützung angedeihen zu lassen. In dieser Hinsicht läfst sich die Sache noch einigermafsen vertheidigen; aufserdem aber sieht Rec. nicht ein, für wen dergleichen Uebersetzungen einzelner griechischen Reden oder anderer kleiner Schriften gedruckt werden. Zwar glaubt Hr. *M.*, dafs auch Unstudierte sich an den in dieser Rede enthaltenen trefflichen Grundsätzen erbauen und daraus viel Nutzen ziehen können; allein zu dem Ende haben wir schon eine Menge anderer Bücher, und Rec. zweifelt, ob diese Bogen Unstudierten in die Hände kommen werden, die wenigen ausgenommen, denen sie pflichtmäfsig überreicht worden. Uebrigens können wir Hn. *M.* das Zeugnifs geben, dafs er seinen Autor wohl verstanden, und ihn auf eine geniefsbare Art übersetzt hat, ohne sich eben sklavisch an die Worte zu binden. Wir haben die ganze Rede mit dem Texte verglichen, aber nur wenig gefunden, das einer Verbesserung bedürfte. Dahin gehört S. 2. *dafs Kinder, so wie sie an dem Vermögen ihrer Aeltern Theil nehmen, auch aus den freundschaftlichen Verbindungen, in denen dieselben stehen, Vortheil ziehen, ist sehr schicklich.* — Nach dem Texte heifst die Stelle kürzer und deutlicher: *dafs die Freundschaften der Väter, so gut wie das Vermögen, auf die Kinder forterben.* — S. 9. σωφρων, dem ανυσιμος entgegengesetzt, heifst *nachdenkend, ernsthaft*; Hr. *M.* gibt es, *mit deiner Gemüthsart übereinstimmend.* S. 15. gibt Isokrates unter den Mitteln, wie man seine Freunde prüfen kann, auch dieses an: περι των εμων μη απορρητων ανακοινου, entdecke ihm bekannte Dinge, (von denen sich sprechen läfst,) als wenn es Geheimnisse wären. Hr. *M.* gibt diese Worte: *deinem Freunde vertraue sowohl offenbare als geheime Sachen an* — welches in dieser Stelle ohne Sinn ist.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 26. August 1794.

RECHTSGELAHRTHEIT.

1) Berlin, b. Mylius: *Institutionen des heutigen Römischen Rechts*, vom Prof. *Hugo* in Göttingen etc.

2) Ebendaſ.: *Lehrbuch der Rechtsgeſchichte* bis auf unſre Zeiten, vom Prof. *Hugo* in Göttingen etc.

3) Göttingen, b. Dieterich: *Lehrbuch und Chreſtomathie des claſſiſchen Pandektenrechts* etc.

4) Berlin, b. Mylius: *Lehrbuch der juriſtiſchen Encyclopädie* etc.

5) Ebendaſ.: *Civiliſtiſches Magazin* etc.

(*Fortſetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion*)

Weit zweckmäſsiger würden die im juriſtiſchen Sprachgebrauche einmal eingeführten Benennungen der eigentlichen ungenannten Contracte: *do, ut des, do, ut facias* u. ſ. w. die Sachen erläutert haben. Auch hätte Rec. gewünſcht, daſs der Vf. in ſolchen Fällen, wo er abſichtlich hat kurz ſeyn, und nur einige Beyſpiele von einer Gattung anführen wollen, mit einem Winke, z. B. durch ein u. ſ. w. dieſes bemerkt, und nicht ſo entſcheidend über dergleichen Materien geſprochen hätte, wie z. B. §. 81., welcher von den *modis tollendarum ope exceptionis obligationum* nichts weiter enthält, als: „*ope exceptionis* erlöſcht eine Obligatio „1) „nach dem *SC. Macedonianum*, wenn ein Filiusfam. aus einem *mutuum* eine eingegangen hat, 2) nach dem *SC. Vellejanum*, wenn eine Weibsperſon zum Beſten eines Dritten eine *Obligatio* unternommen hat, es ſey eine *fidejuſſio, expromiſſio* etc.“ (Unter dem *etc.* ſind offenbar die übrigen Arten der weiblichen Interceſſionen, nicht aber die andern *modi toll. ope exceptionis obligg.* gemeynt.) Daſs der lakoniſche Ausdruck des Vf. oft der Deutlichkeit geſchadet hat, beweiſen mehrere Beyſpiele. Man ſehe die Anmerkung zu §. 15., ferner die Erklärung von *uſus* (§. 21.), den Schluſs des §. 43., wo er ſich zugleich ins deutſche Recht verirrt hat, wenn er ſchreibt: „Aber auch derjenige, der verſpricht, daſs er „etwas leihen wolle, konnte bey den Römern oft, *und „kann bey uns immer*, dazu angehalten werden.“ Noch räthſelhafter ſind §. 107. und 146. In jenem heiſst es: „Iſt ein letzter Wille vorhanden, ſo muſs dieſen der Re„gel nach, der Letztverſtorbene gemacht haben. *Aber „man kann bey dem Tode des Einen eigentlich einem An„dern ſuccediren;*“ (hierunter kann doch wohl nicht die *ſubſtitutio vulgaris* gemeynt ſeyn? Wenigſtens ſollte man dieſs aus den folgenden Erläuterungen des Vf. ſchlieſsen,) „man kann ſogar kraft einer Verordnung des „Vaters, der aber auch für ſich ſelbſt teſtirt haben muſs, „ſeinem unmündigen Kinde in den Gütern ſuccediren, „welche nicht vom Vater herkommen (*ſubſtitutio pupillaris.*)“ Im letzten §. aber, der von der Rangordnung der Gläubiger im Concurs einen Begriff geben ſoll, wird geſagt: „Unter den Foderungen ſelbſt werden einige „vorgezogen, weil ſie vor den Pfändern, andere, weil „ſie bey ihren Pfändern, und noch andere, weil ſie nach „den Pfändern ein Vorrecht haben.“ Einigen Dunkelheiten hätte der Vf. mit leichter Mühe abhelfen können, wenn er, wie übrigens gröſstentheils geſchehen iſt, die Kunſtausdrücke wenigſtens in Parentheſen beygefügt hätte; z. B. bey der Beſchreibung von *acceſſio naturalis* (§. 15.) und *induſtrialis* (§. 16.). Dieſer gefliſſentlichen Kürze ungeachtet hat gleichwohl der Vf. manche verjährte Irthümer berichtigt, und manche neue, zum Theil ſehr gemeinnützige, Ideen ſchon in dem gegenwärtigen kleinen Buche in Umlauf gebracht, deren Beherzigung wir jedem Freunde des römiſchen Rechts empfehlen. Um nur einige Beyſpiele anzuführen, (denn der Vf. verſteht die Kunſt, durch ſeinen lebhaften und glänzenden Vortrag auch bekannten Wahrheiten einen neuen intereſſanten Anſtrich zu geben,) rechnet Rec. dahin die im §. 32. enthaltenen Sätze von dem Verhältniſs zwiſchen einer *Obligatio* und einem *jus in rem*; dahin die §. 69 — 72. daraus gezogenen Folgerungen. Beſonders aber die im §. 33. berichtigte Vorſtellungsart von *titulus* und *modus adquirendi*. Mit derſelben Unpartheylichkeit aber, womit Rec. den entſchiedenen Verdienſten des gegenwärtigen Lehrbuchs Gerechtigkeit wiederfahren läſst, macht er ſich's zur Pflicht, noch einige Mängel anzuzeigen, welche er in einer zweyten Ausgabe verbeſſert zu finden wünſcht. Ganz gegen den Geiſt des römiſchen Rechts iſt im §. 26. geſagt: „Einigermaſsen kann „man auch die *ſuperficies* und die *emphyteuſis* §. 35. zu „den Servituten rechnen.“ Wären beide Verhältniſſe Servituten: ſo müſsten ſie entweder unter die Gattung der Real- oder unter die der perſönlichen Servituten gehören. Zu jenen können ſie nicht gerechnet werden, weil kein *fundus dominans* da iſt; zu dieſen auch nicht, da ſie ſich nicht *ihrer Natur nach* auf die Perſon des *emphyteuta* und *ſuperficiarius* einſchränken, ſondern noch nach deren Tode fortdauern können. Die in beiden Fällen zuſtehende *vindicatio utilis* rechtfertigt alſo den gemeinen Geſichtspunkt, welcher ſie unter die Arten des *dominii utilis* zählt. S. 43. heiſst es: „Durch Verträge machen ſich entweder beide Theile verbindlich „(*bilaterales*), oder nur einer (*unilaterales*). Letzteres „iſt z. B. bey der ſimpeln Schenkung, ihrer Natur nach „der Fall; aber in der Sprache der römiſchen Juriſten „gehörten dahin auch diejenigen Rechtsgeſchäfte, die „dadurch erſt verbindlich wurden, daſs der eine Theil „ſein

„sein Versprechen erfüllt hatte; z. B. *Commodatum.*“ Hiergegen erinnert Rec. 1) dass die röm. Juristen die Eintheilung der Contracte in *unilaterales* und *bilaterales* nicht gekannt, sondern erst neuere Ausleger zur bessern Uebersicht des Systems sie eingeführt haben. Bey dieser Eintheilung nahm man aber 2) nur auf *Contracte*, nicht auf römische *pacta* Rücksicht; also passt das Beyspiel der *Schenkung* nicht zur Erläuterung der Unilateralcontracte, da im ältern römischen Rechte die Schenkung bekanntlich nicht einmal ein Pactum war, und in neuern nur zum Range eines *Pacti legitimi*, nicht eines eigentlichen Contracts, erhoben wurde; 3) abstrahirten die neuern Rechtslehrer den Unterschied der Unilateral- und Bilateralcontracte von den *Klagen*, die aus solchen Contracten entstehen, nicht aber von dem *wirklichen Daseyn* einer einseitigen oder doppelseitigen Verbindlichkeit. Denn unter die Bilateralcontracte rechneten sie alle diejenigen, woraus das römische Recht entweder *actiones utrinque directas*, oder auf einer Seite *actionem directam*, auf der andern *actionem contrariam* gibt; unter die Unilateralcontracte aber die übrigen Geschäfte, woraus die römischen Juristen weder eine *actionem directam*, noch eine *contrariam* herleiteten, sondern die in ihrer Sprache so genannte *condictionem certi*. Nirgends nemlich findet man z. B. die aus dem *mutuo* oder der Stipulation herrührenden Klagen mit den Prädicaten: *directae*, oder *contrariae actiones* bezeichnet; sondern überall heissen sie entweder *actiones* ohne einen Zusatz, oder *condictiones certi*. Vielmehr setzen jene Beywörter allemal ein Geschäft voraus, aus welchem entweder *sogleich anfangs* auf *beiden* Seiten eine Verbindlichkeit nothwendig entsteht; oder zwar *anfangs* nur auf *Einer* Seite eine Hauptverbindlichkeit übernommen wird, die aber gleichwohl die zufällige Entstehung einer *spätern Nebenverbindlichkeit* auf der *andern* Seite nicht ausschliesst. Mithin ist das blosse *Daseyn* einer *einseitigen* Verbindlichkeit kein sicheres Kennzeichen der *contractuum unilateralium*, sondern nur diejenigen Geschäfte sind nach der *Kunstsprache* der *neuern Civilisten*, aber ganz im *Geiste* der *alten Juristen* Unilateralcontracte, aus welchen auf der andern Seite, im Gegensatz desjenigen, der die wesentliche Verbindlichkeit übernommen hat, eine gleichmässige, oder doch wenigstens spätere Verbindlichkeit *nicht einmal möglich* ist. Und dass dies beym *Commodato* der Fall nicht seyn kann, geben ja schon die doppelten daraus entstehenden Klagen (*actio directa* und *contraria.*) 4) Ist es eine etwas unbequeme Vorstellungsart, *alle* Realcontracte durch solche Geschäfte zu erklären, *die dadurch erst verbindlich werden, dass der eine Theil sein Versprechen erfüllt hat.* Wie kann man die Uebergabe im Deposito, durch welche der Contract seine verbindliche Kraft erhält, die *Erfüllung* eines *Versprechens* nennen, ohne dem Sprachgebrauche Gewalt zu thun, der mit dem Worte: *Versprechen*, den Begriff vortheilhafter Aussichten für den Andern, welchem das Versprechen geschieht, verbindet? Gewiss wird kein Depositar die Erfüllung *dieses Versprechens* ängstlich wünschen, um den Contract zu Stande gebracht zu sehen. — Im §. 100. scheint der Vf. die erbschaftliche Transmission, welche Justinian durch *L. 19. C. de jure deliber.* auch bey fremden Erben eingeführt hat, entweder vergessen zu haben, oder für den Fall, wenn Miterben concurriren, welchen das *jus accrescendi* zusteht, ausschliessen zu wollen. Gleichwohl muss dem Erben desjenigen Erben, der noch innerhalb des Deliberationsjahrs gestorben ist; ohne die Erbschaft angetreten oder ausgeschlagen zu haben, vor dem unmittelbaren Miterben der Vorzug zukommen; weil theils die Begünstigung der Erben des Erben Justinians Hauptabsicht bey Abfassung der *L.* 19. war, theils kein Grund des *jus accrescendi* eintritt, so lange der Erbe seinen eignen bestimmten Erben hat. — Eine Uebereilung war es, wenn der Vf. im §. 134. *jusjurandum purgatorium* erwähnte, welches bekanntlich dem reinen römischen Rechte ganz fremd ist. Ueber das bey eben der Gelegenheit als subsidiarisches Beweismittel vorkommende *jusjurandum suppletorium* wollen wir mit ihm weiter nicht rechten, da es mehrere Vertheidiger seiner Existenz im römischen Rechte gibt. — Am Schlusse des §. 131. steht wahrscheinlich durch einen Schreibfehler, statt: „*Kläger*,“ „*Beklagter*.“ — Endlich will Rec. noch bemerken, dass der Vf. seinem in der Vorrede geäusserten Grundsatze, kleine Controversen aufzunehmen, nicht ganz treu geblieben ist, wenn er §. 53. bey Gelegenheit des *pacti de retrovendendo* behauptet, dass der Regel nach der vorige Preis der Sache dabey zum Grunde liege.

Keine Arbeit ist dem Vf. besser gerathen, als Num. II. *Lehrbuch der Rechtsgeschichte.*) Es ist die erste *kritische* Geschichte des röm. Rechts, die wir besitzen. Berichtigungen verjährter Vorurtheile und falscher Vorstellungen wechseln überall mit neuen, wichtigen Entdeckungen ab, und Rec. gesteht, keine Seite dieses classischen Werks ohne Bewunderung des dem Vf. eigenen Talents, auch die trockensten Untersuchungen durch unerwartete, eben so lehrreiche, als scharfsinnige Bemerkungen anziehend zu machen, gelesen zu haben. In seiner musterhaften Darstellung der römischen Gesetzgebung nach ihren mannichfaltigen Formen herrscht ein in diesem Fache äusserst seltener Blick über das Ganze; und wir tragen kein Bedenken, sein an Bogenzahl zwar kleines, aber an Wichtigkeit des Inhalts manches voluminöse System aufwiegendes Buch als das würdigste Gegenstück zu *Bach's* unsterblichem Meisterwerke zu empfehlen, wodurch dieser von der pragmatischen Seite noch so wenig bearbeitete Theil der Geschichte gerade da, wo *Bach's* Untersuchungen aufhörten, unverkennbare Fortschritte gemacht hat. Doch unsre Leser mögen selbst urtheilen, ob wir die Verdienste des Vf. vergrössern, wenn wir in ihm einen der glücklichsten Nachahmer der *Spittlerischen* Manier zu finden glauben. Der Hauptgegenstand ist Geschichte des *römischen* Rechts, ungeachtet der allgemeinere Titel auch eine historische Uebersicht *anderer* positiver Rechte ankündigt. Da dieses Lehrbuch, nach des Vf. eigner Aeusserung, nicht zum Nachschlagen bestimmt ist, sondern zu diesem Behuf das Bachische Compendium neben dem gegenwärtigen gebraucht werden soll: so ist es kein Fehler, dass die Citate sehr sparsam, und grösstentheils nur dann, wenn der Vf. eine von der gewöhnlichen Vorstellungsart abweichende

weichende Meynung rechtfertigen will, angebracht sind. Das Ganze zerfällt in zwey Theile: 1) Geschichte des römischen Rechts im röm. Staate; und 2) Geschichte des Rechts im heutigen Europa. Im ersten Theile sind vier Perioden zum Grunde gelegt: 1) vom Romulus bis auf die Decemvirn, 2) von den Decemvirn bis Cicero, 3) von Cicero bis Alexander Sever, und 4) von Alexander Sever bis Justinian. Da der Vf. in einer jeden Periode für die Geschichte des *Studiums* einen eignen Abschnitt gemacht hat: so läfst sich diese, in der Geschichte der Quellen und des Staatsrechts nicht ganz zweckmäfsige, und deswegen bereits von *Ge. Schubart* und mehrern andern getadelte Methode einigermafsen rechtfertigen. Denn jede Periode ist wieder in drey Unterabtheilungen gebracht, welche die Rubriken: *Quellen*, *System des Rechts am Ende der Periode*, und *Studium des Rechts*, führen. Durch diese Anordnung hat der Vf. die bisherigen Grenzen der Rechtsgeschichte, welche man auf eine blofse Geschichte der wichtigsten Quellen einzuschränken pflegte, sehr glücklich erweitert, und unter der *zweyten* Rubrik die *innere* Rechtsgeschichte, in wie fern sie in einer allgemeinen Uebersicht des Inhalts der Gesetzgebung am Ende jeder wichtigen Periode besteht, unter der *dritten* aber die Geschichte der wissenschaftlichen Bearbeitung geliefert. Im zweyten kürzern Theile ist die Geschichte des Nicht-römischen, d. h. des kanonischen, Lehn- und deutschen Rechts in so fern abgehandelt, in wie fern sie mit der Geschichte des civilistischen Studiums im Mittelalter und nach der Wiederherstellung der Wissenschaften zusammenhängt, und die Entstehung jener Rechte auf dieses, oder dieses auf die Ausbildung jener Einfluss gehabt hat. Der Hauptzweck bleibt also auch hier Geschichte der wissenschaftlichen Bearbeitung des röm. Rechts, welche neben einer kurzen Uebersicht des neuern Zustandes der übrigen juristischen Wissenschaften bis auf unsere Zeiten fortgeführt ist. Eine gedrängte Darstellung der merkwürdigsten verstorbenen neuern Rechtsgelehrten, auch derer, die um Nicht-römisches Recht Verdienste haben, macht in Verbindung mit einigen methodologischen Regeln und Vorschlägen den Beschluss. Es ist unläugbar, dass das Studium des Geistes der römischen Gesetze bey dieser Behandlung der Rechtsgeschichte gewinnen muss, und dass Hr. *H.* besonders in der Darstellung der innern Rechtsgeschichte seine beiden Vorgänger, *Reitemeier*, welchem übrigens die Ehre der Erfindung gebührt, und *Tafinger* durch detaillirtere Darstellung und tieferes Eindringen in den Zusammenhang der successiven Formen der Gesetzgebung übertrifft. Auch entfernt sich das Reitemeiersche System zu sehr von dem altrömischen Plane, ob es gleich die philosophische Uebersicht des Ganzen besser befördert, als das Tafingerische, welches sich wieder durch deutlichere und bestimmtere Ausführung einzelner Gegenstände zu seinem Vortheile von dem Reitemeierschen unterscheidet. Aber in beiden ist Verbindung der Encyklopädie mit der Rechtsgeschichte der Hauptzweck; mithin konnte keiner von beiden Schriftstellern, ohne im römischen Rechte unverhältnismäfsig weitläuftig zu werden, sich auf genauere Untersuchungen einlassen, die unser Vf. bey einem auf blofse Geschichte des römischen Rechts eingeschränkten Plane nicht übergehen durfte. Nach dem Beyspiele jener verdienstvollen Männer wählt der Vf. für die Darstellung der innern Rechtsgeschichte das jedesmalige Ende der vier angezeigten Epochen, als Standpuncte, aus welchen man das Total des Rechtssystems einer jeden Epoche übersehen soll. Das *jus publicum* wird sorgfältig vom *jus privatum* geschieden, und dieses gröfstentheils nach dem Justinianeischen Institutionenplane in einer sehr natürlichen und ungezwungenen Ordnung erörtert. Beym *jus publicum* sind wieder (nach Reitemeierschen Ideen) drey Abschnitte gemacht: für die *Grundgesetze*, für das *Staatspolizeyrecht* und für *Strafgesetze*. Auch das *Religionsrecht* ist nicht übergangen, und besonders beym Justinianeischen Zeitabschnitte mit einer lobenswürdigen Vollständigkeit und Genauigkeit geschildert. In der frühesten Periode war das Zwölftafelgesetz sein Führer; und dieses gab wenigstens *sichere*, wenn gleich selten *vollständige*, Resultate. In der neuesten Periode liefsen sich die Data nicht blofs mit *Sicherheit*, sondern auch mit *Vollständigkeit* verarbeiten, da es weder an chronologischen Hülfsmitteln, noch an Quellen dazu fehlt. Die innere Rechtsgeschichte der *dritten* Periode unter *Alexander Severus* ist absichtlich weggelassen, weil sie in des Vf. Plane den Inhalt eines eigenen Lehrbuchs des Pandektenrechts ausmacht; folglich fallen alle dieser Behandlung eigne Schwierigkeiten auf die zweyte Periode unter Cicero zurück, welche bey der Unvollständigkeit ihrer Quellen, und der Dunkelheit, die über den Ursprung der meisten ältern Rechtsinstitute verbreitet ist, dem Vf. nicht wenig Mühe gekostet, und manche von dieser Behandlungsart unzertrennliche Conjecturen abgezwungen haben mufs. So ist es z. B. etwas gewagt, schon dieser frühen Periode fast das ganze, gewifs erst durch vieljährige Erfahrungen ausgebildete System der *bonorum possessio* zuzuschreiben. Auch hat gewifs manche, in ununterbrochener chronologischer Ordnung abgefafste Untersuchung einzelner Gegenstände, welche der Vf. aus dem Gebiete der Rechtsalterthümer schlechterdings verbannt wissen will, ein gröfseres und mannichfaltigeres Interesse, als die oft unsichere Aushebung derjenigen Form, welche die nemlichen Materien, gerade in gewissen gegebenen Perioden gehabt haben. Freylich sind nicht viele Gegenstände zu solchen Untersuchungen geeignet, und wer *alle* Materien des Civilrechts so bearbeiten wollte, würde nicht selten auf ganz leere Resultate stofsen, oder zu Muthmafsungen seine Zuflucht nehmen müssen. Aber überflüssig ist darum auf keinen Fall diese chronologische Bearbeitung der, durch bekannte mannichfaltige Veränderungen dazu geeigneten Gegenstände; vielmehr kann die Geschichte der stufenweisen Verbesserung oder Verschlimmerung einer Rechtsanstalt, der innern Vortreflichkeit ihrer Bestimmungen, oder der entgegengesetzten bey ihrer Anordnung begangenen Fehler, des Einflusses, welchen Sitten, Denkungsart des Zeitalters, Religion und tausend äufserliche Umstände auf sie hatten, für den Philosophen sowohl, als den denkenden Juristen nicht anders, als höchst fruchtbar und lehrreich

reich seyn. Wie leicht werden aber die feinern Räder in der Maschine der Gesetzgebung übersehen, wenn man den Freund der Rechtsgeschichte nur auf bestimmte Standpuncte führt, um ihm aus einem jeden nur einen eingeschränkten Theil ihrer Wirkungen, unabhängig von den Ursachen derselben und von ihren spätern Veränderungen, zu zeigen? Doch verdunkelt diese Bemerkung keinesweges den Werth eines Werks, wie das gegenwärtige, wodurch die Geschichte des römischen Rechts zuerst zu demjenigen Grade der Vollkommenheit ausgebildet worden ist, der sie berechtiget, ohne durch die Vergleichung zu verlieren, neben ihren ältern Schwestern aufzutreten. Wir halten es für Pflicht, unsre Leser auf einige Vorzüge und neue Ideen dieses an Gedanken so reichen Buchs aufmerksam zu machen, ohne die, verhältnismäfsig nur geringen Mängel zu verschweigen, welche die strengere Kritik daran entdeckt. Gleich im Eingange §. 6. stellt der Vf. die, in jedem Theile der Geschichte, besonders aber in dem gegenwärtigen so nöthige Warnung auf: „*nicht alles revolutionenweise vorgehen zu lassen.*“ Diesem Gesetze ist er selbst so treu geblieben, dafs er da, wo andere einen bestimmten, schneidenden Anfang für gewisse Veränderungen in der Lage des Staats und des positiven Rechts im Staate, als unbezweifelt gewifs voraussetzen, mit der strengsten Unpartheylichkeit alles auf einen einfachen, natürlichen, aus der Beschaffenheit des Gegenstandes von selbst hervorgehenden Uebergang reducirt, und manchen, bisher allgemein für wahr gehaltenen, gewaltsamen Schritt, den die Cultur der Gesetzgebung gemacht haben soll, mit ächtem historischen Prüfungsgeiste verdächtig macht. Aus diesem Gesichtspunkte widerlegt er die gemeine Meynung von der Einseitigkeit der Senatusconsulte in den Zeiten des Freystaats, und der unter den Kaisern damit vorgegangenen Veränderung (§. 58.), von einem bestimmten Anfange und einer ausdrücklichen Uebertragung der monarchischen Regierung unter August (§. 83 u. 84.), von dem frühen Ursprunge der Constitutionen, als eigener Rechtsquellen (§. 87.), von der öffentlichen Autorisirung der juristischen Gutachten unter den ersten Kaisern (§. 94.), von der gänzlichen Abstellung der Volksversammlungen unter Tiber (§. 95.), von der Stiftung zweyer, einander ganz entgegengesetzter juristischer Secten, und ihrer Vereinigung unter Hadrian (§. 118.), besonders aber die gewöhnliche Vorstellungsart von der Entstehung und Absicht des *Edicti perpetui* (§. 105 u. 106.), welche letzte Stelle Rec. die schönste im ganzen Buche zu seyn dünkt. Neu und scharfsinnig sind seine Bemerkungen über die Ursachen des Verfahrens der Römer gegen die Schuldner in den frühern Zeiten (§. 14.), über die Entstehung der förmlichen Contracte (§. 30.), über die Form des ältesten Civilprocesses (§. 36.), über die Abwechslung der Praetur und der Criminaldepartements mit Provinzialstellen (§. 44.), über den Ursprung und die Rechtmäfsigkeit des *jus honorarium* (§. 54 bis 56.), über den Einfluss der ältern Rechtsgelehrten auf die Bildung des positiven Rechts (§. 57.), über die Ursachen, warum die Römer häufig auf *arbitros* compromittirt haben (§. 75.), über den Zusammenhang des Verbots einer Veräufserung des *fundus dotalis* mit der *L. Julia de adulteriis* (§. 88.), und über die Ursachen des Verfalls der Jurisprudenz nach Alexander Severus (§. 128.). Auch kann Rec. die Kürze und Präcision nicht unbemerkt lassen, womit der Vf. oft in Einem Satze, oft nur in Einem Worte Winke gibt, welche Stoff zu seitenlangen Betrachtungen enthalten; z. B. §. 111., wo der Gegenstand des unter Septimius Severus über die Veräufserung der Mündelgüter gemachten Senatusconsulte sehr treffend durch *sichere* Grundstücke eines Minderjährigen (im Gesetze heifst's: *praedia rustica et suburbana*) bezeichnet wird. Eben so musterhaft und zweckmäfsig ist der gedrängte Auszug aus *Lex Papia Poppaea* im 90 u. 91. §. Unbedeutend sind in Vergleichung mit so entschiedenen Vorzügen die hin und wieder vorkommenden Unrichtigkeiten, Fehler und Lücken, welche Rec. nur darum genau anzeigen will, damit sein Urtheil über den Werth dieses Buchs vom Verdachte der Partheylichkeit frey bleibe. Die im §. 5. getroffene Auswahl von allgemeinen Schriftstellern über die Rechtsgeschichte hätte wohl mit noch einigen wenigstens eben so wichtigen, vermehrt werden können; z. B. mit *Ge. Schubart de fatis jurisprudentiae*, und *C. Gottfr. Hoffmanns Historia juris*, welche letztere alle Werke über die Rechtsgeschichte an Vollständigkeit übertrifft. Die angenommene Hypothese vom Ursprunge der Römer aus *Trojanern*, contrastirt mit dem kritischen Tone der übrigen Geschichte. §. 10. wird die Eintheilung der Stadt in *tribus* zu neu gemacht, da sie doch nach den Nachrichten des *Livius* und *Dionysius von Halicarnass* schon unter dem Romulus zugleich mit den Curien entstanden, aber freylich erst im Freystaate, unter einer sehr veränderten Form benutzt worden ist. §. 11. heifst es: Tarquin „habe neue *Senatoren oder Patricier* aufgenommen:“ gleich als ob beides einerley wäre. *Centuria praerogativa* ward nicht schon zur Zeit der 12 Tafeln, wie §. 20. behauptet wird, durch das Loos bestimmt, sondern erst seit der *L. Sempronia* aus dem 7 Jahrhunderte. Im §. 32. sind die Ursachen des Grundsatzes: *Nemo pro parte testatus, pro parte intestatus decedere potest*, nicht befriedigend entwickelt, zu geschweigen, dafs es sehr ungewifs ist, ob diese Regel schon zur Zeit der 12 Tafeln als unbezweifeltes Axiom gegolten hat, da *Cic. de Invent.* II. 21, auf dessen Auctorität man sich gewöhnlich beruft, sie selbst nicht für entschieden ausgibt. Unrichtig ausgedrückt ist die Alternative im 33. §.: „Sobald „kein *Suus* vorhanden war, kam es darauf an, ob der „Verstorbene einst selbst ein Sklave gewesen war, oder „etwa nur seine Voraltern.“ Offenbar fehlt hier der dritte mögliche Fall, dafs ein von völlig freyen Vorfahren herstammender Römer keinen *suus heres* hinterlafst, welches übrigens eben so entschieden werden mufs, wie der zweyte Fall.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 27. August 1794.

RECHTSGELAHRTHEIT.

1) Berlin, b. Mylius: *Institutionen des heutigen Römischen Rechts* etc.

2) Ebendaſ.: *Lehrbuch der Rechtsgeſchichte* bis auf unſre Zeiten etc.

3) Göttingen, b. Dieterich: *Lehrbuch und Chreſtomathie des claſſiſchen Pandektenrechts* etc.

4) Berlin, b. Mylius: *Lehrbuch der juriſtiſchen Encyclopädie* etc.

5) Ebendaſ.: *Civiliſtiſches Magazin* etc.

(Fortſetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.)

In der Deduction der Urſachen, welche den Einfluſs der alten römiſchen Rechtsgelehrten auf die Ausbildung des poſitiven Rechts veranlaſst oder befördert haben (§. 57.) fehlt das Verhältniſs des Patronats zwiſchen Patriciern und Plebejern. §. 82. wird die bekannte *fictio L. Corneliae* aus der *L. Cornelia de falſis* hergeleitet, da doch vorher (§. 52.) die richtigere Meynung war vorgetragen worden, nach welcher ſchon ein älteres Corneliſches Geſetz über dieſe Fiction exiſtirt hat. Zu den Bachiſchen Gründen für die letzte Meynung kommt noch der Umſtand, daſs jene Fiction nach *Paulus Sentt. recc.* III. 4. (A) 8. auch bey der *Inteſtaterbfolge* ſtatt gefunden hat. Daher kann ſie wohl in einem Geſetze von Verfälſchung der *Teſtamente* nicht einmal *vorübergehend*, wie der Vf. glaubt, erwähnt worden ſeyn. Im §. 86. hätte unter den Rechten eines *Praefectus Urbi* bemerkt werden ſollen, daſs er auch eine Appellationsinſtanz formirte. Im folgenden §. aber hätten wohl die Benennungen der verſchiedenen Gattungen kaiſerlicher Reſcripte einen Platz verdient. Unter Auguſts Edicten (§. 93.) vermiſst Rec. das zur Erläuterung der *Servitus altius tollendi* äuſserſt wichtige Edict von der Höhe der Häuſer, deſſen Wiederholungen auch unter den Geſetzen der ſpätern Kaiſer fehlen. Der in eben dem §. von Fideicommiſſen gebrauchte Ausdruck „Befehl" iſt in jeder Rückſicht unrichtig. Im §. 99. ſticht der ohne Inhaltsanzeige hingeſetzte Artikel: „*S. C. Macedonianum*" von der bald kürzern, bald längern Erläuterung der übrigen in demſelben §. vorkommenden Geſetze, wovon die wenigſten jenem an Wichtigkeit gleich ſind, etwas zu ſehr ab. Die Erklärung des Senatusconſults: *ne aedificia negotiationis cauſſa dirruerentur*, — des einzigen, deſſen Inhalt *lateiniſch* angegeben iſt — hat der Vf. wahrſcheinlich den Vorleſungen vorbehalten. Die Abſicht des *S. C. Neronianum*, wodurch der Unterſchied in den Ausdrücken der Vermächtniſſe nur zum Theil aufgehoben wurde, iſt nicht ganz beſtimmt gefaſst, wenn es heiſst: „Dieſer Unterſchied nur in ſo weit aufgehoben; *als er unbillig ſcheinen konnte.*" Wer ſucht unter dieſer Erklärung eine Verordnung, daſs in zweifelhaften Fällen Vermächtniſſe nach der Analogie des *Legatum damnationis* beurtheilt werden ſollen? Auch fehlen in dieſem §. die Senatusconſulte wegen Verfälſchung der Teſtamente aus Nero's Regierung. Der Inhalt des Edictum D. Hadriani (§. 107.) iſt wieder zu allgemein ausgedrückt, indem gerade die weſentliche Einſchränkung, ohne welche das Geſetz eines der unbilligſten geweſen ſeyn würde, fehlt. Nach §. 108. ſollte es ſcheinen, als ob Antoninus Pius nicht mehr, als drey *Edicte*, und gar keine andern Verordnungen gegeben habe, da doch die Pandekten und der Codex mehrere ſeiner *Reſcripte* enthalten. Die im 151 §. gemachte Bemerkung: „mannichfaltige Regeln hat man „aufgeſtellt — gerade das Gegentheil erklärt" — kann gar leicht zu einer Geringſchätzung aller kritiſchen und hermeneutiſchen Regeln im römiſchen Rechte verleiten. Bey Gelegenheit des 150 §. hätte wohl etwas über die Rangordnung am Byzantiniſchen Hofe, und beſonders über die Abſtufungen der *Comitum Conſiſtorianorum* geſagt werden ſollen. Der Seitenblick auf die *ſeparata oeconomia* (§. 161.) iſt in einer Geſchichte des *römiſchen* Rechts überflüſsig. Auch war das *peculium quaſi caſtrenſe* gewiſs älter, als es der Vf. in dem nemlichen §. macht. Was im Anfange des 162. §. von der Ehe überhaupt geſagt iſt, gilt eigentlich nur von der *zweyten* Ehe. *Militiae* im Sinne des neuern römiſchen Rechts ſind nicht bloſs verkäufliche *Militärchargen* (§. 164.), ſondern alle verkäufliche *Hof-*, *Civil-* und andere *Bedienungen*, oder vielmehr ihre *Beſoldungen*. Nicht das *Compendienſchreiben*, wie §. 173. geſagt wird, ſondern bloſs das Verdunkeln der Geſetze durch weitläuftige *Commentarien* war vom Juſtinian unterſagt worden: denn die *Paratitla*, welche er nie verboten hat, ſind ja nichts anders, als Compendien. Vom §. 187. konnte man mehr, als der Vf. geſagt hat, über die Gloſſatoren erwarten: z. B. die Namen der Vorzüglichſten unter ihnen, ihre Secten, die Verdienſte ihres Redacteurs, des Accurſius, den man in §. 190. nicht ſuchen würde. *Goluanus*, der Vf. des trefflichen Werks über den *Uſusfr.*, war kein Spanier, wie der Vf. §. 194. anzunehmen ſcheint, und der *Compilator Graeuna* hätte §. 199. nicht als der *einzige* merkwürdige *italieniſche* Rechtsgelehrte dieſes Jahrhunderts ausgezeichnet, ein *Vico* aber, ein *Cumpiani*, *Aueranius*, *de Januario*, *Ferratius*, *Corſini*, *Beccaria*, *Guadagni*, *Filangieri* darüber nicht vergeſſen werden ſollen. Das Urtheil über *Bynkershoek* (§. 197.) iſt eben ſo unbillig, als das über *Meerman* (ebend.) unverhältniſsmäſsig weitläuftig

häufig ausgefallen ist. Endlich wünscht Rec., dafs es dem Vf. gefallen möchte, bey einer zweyten Auflage, welche diesem wichtigen Buche gewifs bald nöthig seyn wird, einige auffallende, von modernen Ideen entlehnte Ausdrücke zu verbessern, welche den Sinn oft mehr verdunkeln, als deutlich machen: z. B. §. 92. „die römische Mutinybill," §. 111. (von der Regierung des *Septimius Severus*) „aber die ganze Verfassung von Alexander war in Rom noch nicht," §. 168. „die juristischen Gesetze," §. 173. „die Juristenfacultät in Rom."

Bey N. III. (*Lehrbuch des klassischen Pandektenrechts*) hatte des Vf. nicht so viele Gelegenheit, seinen Scharfsinn und seine Gelehrsamkeit zu zeigen, wie in den vorigen beiden Werken. Ueberdiefs ist es auch erst zur Hälfte vollendet: denn der gegenwärtige erste Theil enthält blofs das *jus publicum*, und einen kleinen Theil des *jus privatum*. Ein wichtiger Abschnitt des vom Vf. vorgeschlagenen Cursus ist die Uebersicht des römischen Rechts in der Zeit seiner gröfsten Vollkommenheit, d. h. unter den Antoninen bis auf Alexander Severus. Diese soll schon beym akademischen Vortrage aus den Quellen selbst erlernt werden. Eine Chrestomathie der vorzüglichsten Stellen, besonders aus der Jurisprudentia antejustinianea und den Pandekten, schien dem Vf. das bequemste Mittel, jenen Zweck zu erreichen. Er liefert sie unter dem Titel eines classischen *Pandektenrechts*, welcher aber auf die Justinianeischen Pandekten keine andere, als die sehr entfernte Beziehung hat, dafs, wie in diesen, so auch in der gegenwärtigen Chrestomathie auf die Rechtsgelehrten des 2ten und 3ten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung vorzüglich Rücksicht genommen ist. Daher hat er auch von den Institutionen und vom Codex nur selten, häufiger von den nicht juristischen Classikern Gebrauch gemacht. Die ausgehobenen Stellen selbst sind Belege zu dem, was er in kurzen §§. des Textes als Schilderung des Zustands der Rechtsgelehrsamkeit in der gedachten Epoche aufstellt. Die Ordnung der in diesem ersten Theile bearbeiteten Materien ist folgende: I. *Jus Publicum*. A. Von der höchsten Gewalt überhaupt: 1) vom Auguste, 2) vom Senate. B. Von den einzelnen Regierungsrechten: 1) von den obrigkeitlichen Aemtern, 2) von der Municipalverfassung, 3) von den Finanzen, 4) von der Religion, 5) vom Militär, 6) von Bestrafung der Verbrechen, 7) von der Civilgerichtsverfassung. II. *Jus privatum*. A. Personenrecht: 1) von der Sklaverey, 2) von dem Bürgerrechte, 3) von der väterlichen Gewalt, 4) von der Ehe, 5) von der Tutel. B. Sachenrecht: 1) vom Jus in rem. Hiervon ist blofs das Eigenthumsrecht und die Lehre von den Servituten erklärt. Im künftigen Bande wird also das Erb- und Pfandrecht, 2) der Abschnitt von der Obligatio, und C. der Process folgen, wie der S. 147. gegebene Conspectus verspricht. Rec. bezieht sich in Ansehung seines Urtheils über den Werth und die Zweckmäfsigkeit dieser Vorlesungen auf seine in Betreff des ganzen Plans bereits anfangs gemachten Erinnerungen, und auf die Schwierigkeiten, welche er bey der Anzeige der vorhergehenden Numer in Absicht auf Entwickelung einer innern Rechtsgeschichte aus den *mittlern Perioden* des römischen Rechts bemerkt hat. Folgen der letztern sind einige chronologische Irthümer, welche der Vf. bey aller seiner Genauigkeit und Sorgfalt nicht allemal vermieden hat: z. B. §. 42. wird noch immer die Abgabe von Erbschaften (*vicesima hereditatum*) auf Italien eingeschränkt, da doch Caracalla eben deswegen dem ganzen Orbis Romanus das Bürgerrecht ertheilt hatte, um ihn dieser Abgabe zu unterwerfen. Mehrere Beyspiele könnten aus dem 11. Buche vom römischen Bürgerrecht ausgehoben werden, wovon gewifs das meiste auf das Ende dieser Periode nicht mehr pafst, seit jener wichtigen, vom Vf. aber, zu des Rec. Verwunderung, gerade hier mit keinem Wort erwähnten Verordnung Caracalla's. Ulpians Ausführlichkeit in Bestimmung der Vorzüge des Bürgerrechts scheint ihn zu dieser Vernachlässigung verführt zu haben; aber Ulpian hat gewifs wenigstens das Buch, dessen Fragmente wir in der *Jurisprudentia Antejustinianea* besitzen, noch vor Caracalla's Gesetz geschrieben; und würde, wenn er erst unter Alexander Severus daran gearbeitet hätte, ganz anders geurtheilt haben. Ueberhaupt scheint es Rec. ein Fehler im Plane des Vf. zu seyn, dafs er für diesen Abschnitt der innern Rechtsgeschichte keinen bestimmten Standpunkt, sondern einen Zeitraum von fast hundert Jahren gewählt hat, welche seit Antoninus Pius bis zum Ende der Regierung des Alexander Severus verflossen sind. Es ist natürlich, dafs im Anfange dieser Periode vieles anders seyn mufste, als es am Ende war; und wer bürgt uns für die Beweiskraft der Stellen aus frühern Classikern, wenn sie nicht Zeitgenossen des Alexander Severus waren? Vorzüglich im zweyten Theile fürchtet Rec. die Folgen dieser Unbestimmtheit; denn gerade das Privatrecht litt in jenem langen Zwischenraume mehr wesentliche Veränderungen als das Staatsrecht. Bisweilen folgt auch aus den Beweisstellen das nicht, was der Vf. hat beweisen wollen. So wird z. B. in L. 1. §. 1. *D. de constit. Pr.* gerade das Gegentheil von dem behauptet, was im Texte des Vf. §. 12. über die gesetzliche Kraft der kaiserlichen Decrete und Interlocute gesagt ist. Die Stelle aus Lampridius v. Alex. c. 16. welche bey §. 18. citirt ist, handelt nicht vom Senat, sondern vom Consistorium des Kaisers. Eben so wenig kann aus Ulpian I. 18. die fortdauernde Gewalt der tribb. pl. unter den Kaisern bewiesen werden: da wahrscheinlich die Einführung eines *Prätor tutelaris* unter Marcus Aurelius Antoninus die Concurrenz der Tribunen in Vormundschaftssachen überflüssig gemacht hat. Manchmal hat der Vf. durch Abkürzungen den Sinn der Beweisstellen verändert. Ein auffallendes Beyspiel gibt die bey §. 127. angeführte Stelle aus Ulpian III. 3. welche er blofs auszugsweise hat abdrucken lassen: „*Latinus — si civem Romanam — uxorem duxerit, testatione interposita, — partus quoque civis Romanus est ex Senatusconsulto, quod auctore D. Adriano factum est.*" Daraus folgt nun freylich ungezwungen, was im Texte steht: „Bey einer Ehe, „wo Connubium eintritt, folgen die Kinder dem Vater, „wo keines eintritt, der Mutter, ausgenommen, wenn „diese eine Römerin und der Vater ein Peregrinus ist; „denn da folgen nach einem ausdrücklichen Volksschluss „se die Kinder der ärgern Hand." Im ganzen Zusammenhange aber lautet Ulpians Stelle so: „*Liberis jus Quiritium*

vitium consequitur Latinus, qui minor triginta annorum manumissionis tempore fuit: nam lege Junia tantum est, ut, si civem Romanam, vel latinam uxorem duxerit, testatione interposita, quod liberorum quaerendorum caussa uxorem duxerit, postea filio filiave nato natave, et anniculo facto, possit apud Praetorem vel praesidem provinciae caussam probare, et fieri civis Romanus, tam ipse, quam filius filiave ejus, et uxor; scilicet, si et ipsa Latina sit: nam si uxor civis Romana fit, partus quoque civis Romanus est ex SCto, quod auctare D. Adriano factum est." Wenn man diese Stelle mit einer andern aus Ulpian V. 8. zusammenhält, so findet man, dass der Jurist drey Gesetze über diesen Gegenstand unterscheidet: 1) *Lex Ilensia* — den ausdrücklichen Volksschluss, nach welchem, wie der Vf. sich ausdrückt, die Kinder der ärgern Hand folgen. Diese handelte von *Peregrinis überhaupt.* 2) *L. Junia* (*Norbana*), welche den *Latinis* (also einer blossen Classe der Peregrinorum) ein Mittel zeigte, wie sie nicht nur selbst für ihre Person römische Bürger werden, sondern das *jus civitatis* auch ihren Weibern und Kindern zuwenden konnten, jedoch nicht anders als: *testatione interposita* etc. 3) ein S. C. Hadrians, nach welchem es, *in Rücksicht auf die Kinder eines Latinus* weder einer *testatio*, noch der übrigen Voraussetzungen bedarf, um diesen das Bürgerrecht zuzuwenden, wenn nur die Mutter eine *römische Bürgerin* ist. Also hätte sich der Vf. auf jeden Fall im Texte des 127. §. bestimmter ausdrücken sollen. Von geringern Belange sind folgende leicht zu verbessernde Unrichtigkeiten, die zum Theil nur im Ausdrucke liegen: §. 69. „*Die Praevaricatio* ist ein eigenes *judicium publicum*," statt: „*für die Praevaricatio* ist ein eignes *judicium publicum* bestimmt." §. 126. „Wer eine Charge bekleidet, darf seine Untergebene nicht heirathen," wo es heissen muss: „Wer eine Provincialcharge u. s. w." Denn auf die übrigen obrigkeitlichen Aemter erstreckte sich dieses Verbot nicht. Nicht ganz passt der §. 146. übrigens sehr deutlich angegebene Charakter der freywilligen Entschuldigungen, warum eine Vormundschaft abgelehnt werden kann, auf die Abwesenheit in öffentlichen Angelegenheiten, weil ein solcher Abwesender auch nicht einmal genöthigt werden kann, Vormund zu bleiben, wenn er schon die Vormundschaft bereits übernommen hat. Als wesentliche Lücken endlich im Plane des Vf. bemerken wir, dass man §. 23. den *Praetor fideicommissarius fiscalis* und *tutelaris*, §. 26. eine genauere Beschreibung von dem so wichtigen Amte eines *Praefectus Praetorio*; im *achten Buche* die Materie von Verjährung der Verbrechen, welche nicht einmal bey Gelegenheit der einzelnen Verbrechen beyläufig berührt ist; im *neunten* die ganze Lehre vom *foro*, und §. 124. den Unterschied zwischen der strengen und weniger strengen Ehe vermisst; da hingegen die §§. von Appellationen im neunten Buche, mehr in den Abschnitt des zweyten Theils, der vom Processe handeln soll, und die §. 123. enthaltenen Grundsatze von der *conventio in manum* (wenn anders diese Art der Ehe noch für das Zeitalter der Antonine passt,) mit besserm Rechte in das nächstfolgende Buch von der Ehe zu gehören scheinen.

Num. IV. (*Lehrbuch der juristischen Encyklopädie*) steht mit dem eigentlichen civilistischen Cursus des Vf. in keiner so genauen Verbindung, als die ersten 3 Bücher. Ueber den Endzweck und Plan dieser Vorlesungen hat sich der Vf. selbst in einem Aufsatze seines civilistischen Magazins (1. B. 3. Heft, S. 384 ff.) näher erklärt, und zugleich zwischen seiner Encyklopädie und den drey wichtigsten bisherigen Lehrbüchern in dieser Gattung, dem *Pütterschen*, *Reitemeierschen* und *Schmalzischen* eine Vergleichung angestellt, woraus das Eigenthümliche seines Plans am deutlichsten erhellet. Um von dem letztern unsern Lesern einen Begriff zu machen, heben wir die wesentlichsten Ideen jenes Aufsatzes aus, und verbinden damit das, was der Vf. in der Einleitung dieses Lehrbuchs über die Natur und Bestimmung der juristischen Encyklopädie gesagt hat. Schon der Unterschied zwischen *äusserer* und *innerer Encyklopädie* (§. 1.) ist ihm eigen. Unter *jener* versteht er einen Unterricht, welcher blos den Begriff, Umfang, Zusammenhang und Nutzen, allenfalls auch die Lehrart der einzelnen Wissenschaften angibt: *diese* enthält auch noch überdiess von jeder ein mehr oder weniger zusammengedrängtes System. Um die letztere war es dem Vf. hauptsächlich zu thun, wenn er versprach, „vorläufige Notizen über „jeden Theil der noch jetzt anwendbaren Rechtsgelehrsamkeit, von den Büchern, woraus er geschöpft wer„den muss, von den wichtigsten Begriffen und Sätzen, „woraus er besteht, und von der Ordnung und Art, ihn „zu studieren," zu liefern. Sollte der Vf. unter den Büchern, woraus jeder Theil der Rechtsgeschichte geschöpft werden muss, andere, als Quellen und Compendien verstanden haben: so hat er in der Ausführung selbst nicht Wort gehalten. Doch wir sind weit entfernt, ihm diess als einen Fehler anzurechnen, da eine blosse trockene Bücheranzeige dem Anfänger, für welchen der encyklopädische Unterricht zunächst bestimmt ist, nichts helfen kann, weil er doch noch keinen Gebrauch von den ihm empfohlnen Schriften zu machen versteht; und wir halten daher die Sorgfalt, welche in einigen juristischen Encyklopädien, besonders in der Schottischen, auf die Literatur verwendet ist, für sehr überflüssig. Eine vorzüglich glückliche Idee war es, dass durch die Encyklopädie des Vf. die Zuhörer einen so viel möglich bestimmten Begriff und Vorschmack von allen ihren künftigen Collegien und Compendien bekommen sollten; daher macht eine gedrängte Darstellung des Systems einer jeden Wissenschaft, verbunden mit einer Uebersicht der Ordnung, in welcher die gangbarsten Compendien geschrieben sind, den grössten Theil des gegenwärtigen Lehrbuchs aus. Von dieser Seite nähert sich sein Plan am meisten dem *Schmalzischen*, der aber schon wegen gänzlicher Weglassung des Staatsrechts für deutsche Universitäten unbrauchbar ist. Desto mehr entfernt es sich aber von dem Pütterschen, in welchem ein Umriss der *Aussenseite* jeder Rechtswissenschaft, also ihr Begriff, Zusammenhang, ihre Quellen und die Studierart die Hauptsache ausmachen; und vom *Reitemeierschen*, dessen Eigenthümliches darinnen besteht, dass von der Gesetzgebung im allgemeinen ausgegangen, und die innere sowohl, als äussere Geschichte des positiven Rechts mit dem encyklopädischen Unterrichte verbunden wird. Der Vf. schliesst also die innere Rechtsgeschichte der ältern Perioden ganz aus, und schränkt sich bey jedem Rechte auf die Quellen und eine

Ueberſicht des *jetzigen* Syſtems ein, in der Ueberzeugung, daſs die beiden Claſſen von Zuhörern, für welche er ſeine encyklopädiſchen Vorleſungen zunächſt beſtimmt, nemlich Anfänger in der Jurisprudenz und Nichtjuriſten, welchen es bloſs um eine allgemeine Ueberſicht der juriſtiſchen Wiſſenſchaften zu thun iſt, die innere Rechtsgeſchichte weniger intereſſant und weit ſchwerer finden, als die andern Gegenſtände. Dieſe Einſchränkung des durch die neuſten Lehrbücher ohnehin vielleicht zu weit ausgedehnten Gebiets der Encyklopädie verdient bey den übrigen Theilen des vom Vf. vorgeſchlagenen Curſus, worin die Rechtsgeſchichte den vorzüglichſten Platz einnimmt, mehr Lob, als Tadel. Aber weniger, als ſeine Vorgänger, hat der Vf. für die Aufſtellung allgemeiner Grundſätze, worauf die poſitive Geſetzgebung beruht, und für die Ueberſicht des Zuſammenhangs aller einzelnen Rechtswiſſenſchaften unter einander geſorgt. Nicht einmal der Begriff vom *poſitiven Rechte* iſt irgendwo deutlich erklärt, und gleichwohl iſt nirgends die Gelegenheit ſchicklicher, ihn ausführlich zu entwickeln, als in der Encyklopädie. Aufs *Naturrecht* iſt im ganzen Lehrbuche keine Rückſicht genommen, wenn man etwa die Definition der Jurisprudenz (§. 3.) ausnimmt, die gerade bloſs aufs Naturrecht paſst, ſo wenig es auch die Abſicht des Vf. geweſen ſeyn kann, die Verwandſchaft des natürlichen und poſitiven Rechts dadurch anzudeuten, wie man aus den unmittelbar darauf folgenden Erläuterungen ſieht. Wir wollen die eignen Worte des Vf. herſetzen: „Die Jurisprudenz iſt die Wiſſenſchaft von „Zwangsrechten und Zwangspflichten, d. h. von dem, „was nach dem höchſten, formellen oder materiellen, Prinzipe des Rechtverhaltens erzwungen werden darf.“ (Wir würden zugeben, daſs dieſe Erklärung ſich auf *poſitive* Jurisprudenz paſste, wenn poſitives Recht überall das *wäre*, was es *ſeyn ſoll* — Vernunftrecht, durch die öffentliche Gewalt im Staate ſanctionirt. —) „Ihr eigentlicher Gegenſtand ſind freylich nur diejenigen Sätze „hierüber, welche in unſerm Staate und zu unſerer Zeit „gelten.“ (Nicht *Gegenſtand*, ſondern *Quellen* der Jurisprudenz ſind dieſe Sätze, wenn ſie eine Wiſſenſchaft der *Zwangsrechte* und *Zwangspflichten* iſt.) „Da aber dieſe „Sätze nach und nach, in ältern Zeiten und oft auch „bey andern Völkern entſtanden ſind, ſo iſt für das gründliche Studium der Rechte ihre Geſchichte ganz unentbehrlich.“ Zu dieſer Vernachläſsigung des Naturrechts enthält zwar §. 367. den Schlüſſel, wo es unter die bloſs philoſophiſchen Wiſſenſchaften gezählt wird. Aber die *encyklopädiſche Ueberſicht* des Rechts kann bey dieſer Trennung nicht gewinnen, ſobald es darauf ankommt, von allgemeinen Begriffen über Recht und Unrecht auszugehen, um die Entſtehung der poſitiven Geſetze, worauf ſich die mannichfaltigen Theile der Rechtsgelehrſamkeit beziehen, *philoſophiſch* zu entwickeln: ſo nöthig auch in der Wiſſenſchaft des Naturrechts die Warnung iſt, ſeine Grundſätze nicht aus poſitiven Geſetzen zu entlehnen, noch Demonſtrationen aus allgemeinen Begriffen, welche ſich in der poſitiven Jurisprudenz machen laſſen, mit Naturrecht zu verwechſeln. Noch nachtheiliger iſt der Mangel einer Ueberſicht des Zuſammenhangs, welcher zwiſchen den einzelnen Theilen der Rechtsgelehrſamkeit ſtatt findet. Zwar haben §. 6—8. und §. 221—229. dieſe Beſtimmung; allein die vom Vf. zum Grunde gelegte ganz neue Claſſification der juriſtiſchen Wiſſenſchaften machte es ihm unmöglich, ihre Verbindung ſo genau zu entwickeln, als es nach den gewöhnlichen Methoden möglich iſt. Es gehört nemlich unter die Eigenheiten dieſes Lehrbuchs, daſs alle Theile der Rechtsgelehrſamkeit unter zwey Hauptrubriken: *jus publicum* und *jus privatum*, gebracht ſind. Man ſieht leicht, daſs der Ausdruck: *jus publicum*, in einem heut zu Tage ganz ungewöhnlichen Sinne gebraucht iſt, wenn der Vf. will, daſs alles, was zunächſt und unmittelbar auf das Ganze ſich bezieht (*quae publice utilia ſunt*), darunter verſtanden werden ſoll, und, dieſer Idee gemäſs, auſser dem *eigentlichen Staatsrechte*, noch folgende *fünf* Fächer dahin rechnet: das *Kirchenrecht*, den *Reichsproceſs*, das *Cameral-* und *Polizeyrecht*, das *Criminalrecht* und das *Völkerrecht*. Unter der Rubrik: *jus privatum*, behandelt er die aus dem römiſchen, kanoniſchen und deutſchen Rechte zuſammengeſetzten Grundſätze des eigentlichen Privatrechts, ohne ſie übrigens in der ſyſtematiſchen Ueberſicht nach ihren Quellen abzuſondern. So wenig nun die Vervielfältigung der einzelnen Rechtswiſſenſchaften gebilligt werden kann: ſo unbequem ſind gleichwohl in gewiſſer Rückſicht die Folgen, die dieſer Verſuch, ſie zu vereinfachen, für den encyklopädiſchen Unterricht haben muſs. Wie iſt es möglich, den Regeln einer guten Methode treu zu bleiben, wenn man ſich genöthigt ſieht, im Kirchenrechte, einem Theile des öffentlichen Rechts nach der Claſſification des Vf., ſchon Grundſätze des Privatrechts von der Ehe, von der Eintheilung der Sachen u. ſ. w. vorzutragen, oder umgekehrt in das Privatrecht eine Bemerkung einflieſsen zu laſſen, wie beym Lehnrechte nach dieſer Vorſtellungsart nöthig iſt: „daſs es aus dem deutſchen Staats- und Privatrechte gemiſcht ſey (§. 351.)?“ Wie iſt es möglich, vom Reichsproceſſe mit Nutzen einen Vorſchmack zu geben, ehe die allgemeinen Grundſätze des Proceſſes, die nach des Vf. Syſtem ins Privatrecht gehören, erläutert ſind? Und zwiſchen dieſen beiden Fächern iſt im gegenwärtigen Lehrbuche eine Kluft von nicht weniger, als beyläufig 200 §§. Doch der Vf. hatte, wie es ſich in der Vorrede erklärt, bey dieſer Claſſification noch eine andere Abſicht, die wir nicht verſchweigen dürfen, ohne unbillig zu ſeyn, weil ſie gerade mit den übrigen Theilen ſeines Plans ſehr conſequent zuſammenhängt. Er hatte bemerkt, daſs der publiciſtiſche Theil weit mehr anziehe, als das Privatrecht, nemlich, als der römiſche Theil dieſes letztern, weil die meiſten Zuhörer gewöhnlich ſolche wären, die gerade in demſelben halben Jahre ſchon Vorleſungen über das römiſche Recht beſuchen. Um ihnen alſo dieſelbe Sache nicht ausführlich doppelt zu ſagen, war er im Privatrechte nicht nur abſichtlich kürzer, als im *jus publicum*, ſondern kleidete es auch in ein aus den ſämmtlichen, in Deutſchland geltenden Quellen, zuſammengeſetztes Syſtem ein, welches keine Aehnlichkeit mit Vorleſungen über reines römiſches Recht hat, und doch nicht bloſs von dieſem, ſondern auch von den übrigen, das Privatrecht betreffenden, Vorleſungen einen ſehr nützlichen Vorſchmack gibt.

(Die Fortſetzung folgt.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 27. August 1794.

RECHTSGELAHRTHEIT.

1) Berlin, b. Mylius: *Institutionen der heutigen römischen Rechts* etc.

2) Ebendas.: *Lehrbuch der Rechtsgeschichte* bis auf unsre Zeiten etc.

3) Göttingen, b. Dieterich: *Lehrbuch und Chrestomathie des classischen Pandectenrechts* etc.

4) Berlin, b. Mylius: *Lehrbuch der juristischen Encyclopädie* etc.

5) Ebendas.: *Civilistisches Magazin* etc.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension*)

Wir empfehlen daher dieses kurze System des heutigen Privatrechts als einen der glücklichsten Versuche, die Resultate der heterogensten Quellen in eine, dem neusten Zustande des positiven Rechts in Deutschland angemessene Form zu bringen, und können dem Scharfsinne des Vf. auch in diesem Stücke unsern gerechten Beyfall nicht versagen, wenn schon einzelne Lücken hin und wieder uns aufgefallen sind. So vermissen wir z. B. im Personenrechte einige Paragraphen von den Rechten der Handwerker, Bauern und Soldaten, so wie die Bemerkung, dafs daraus eigene Rechtswissenschaften gebildet worden sind. Im übrigen ist die Anordnung des gegenwärtigen Lehrbuchs folgende. Den Anfang in jedem Abschnitte macht eine kurze Entwickelung des Begriffs, der Quellen, und des Systems einer jeden einzelnen Rechtswissenschaft, nach der eigenen Vorstellungsart des Vf. Darauf folgen methodologische Regeln, nebst einer kurzen Skiagraphie des Compendiums, welches in dieser Disciplin das beste, oder wenigstens das gangbarste ist. Nur im Privatrechte ist eine Ausnahme gemacht, wo (in Gemäsheit der sehr richtigen Bemerkung des Vf., dafs der akademische Unterricht die Theile desselben mehr nach den *Quellen*, als nach den *Gegenständen* absondert, das encyklopädische Bedürfnifs aber eine Vereinigung dieser Quellen unter ein System fodert,) auf die Quellenanzeige jene allgemeine Uebersicht des ganzen in Deutschland geltenden Privatrechts folgt, ehe die Einrichtung der einzelnen jetzt gewöhnlichen, und auf Privatrecht sich beziehenden Vorlesungen über römisches, deutsches und Lehnrecht, desgleichen über den Proceſs gezeigt wird. Indessen hat der Vf. doch das System des Lehnrechts in einigen besondern Paragraphen, die mit der Uebersicht des Privatrechts in keiner Verbindung stehen, abgehandelt, ungeachtet er hofft, dafs man, wenn einmal das Collegium über das deutsche Recht seine ganze Ausdehnung erhalten haben wird, auch diese Wissenschaft mit hineinziehen werde. Weit kürzer, als die beiden ersten, fürs *jus publicum* und *privatum* bestimmten Theile, ist der dritte, welche die dem Staats- und Privatrechte gemeinschaftlichen Vorlesungen, nemlich Rechtsgeschichte, Hermeneutik, juristische Literärgeschichte, Encyklopädie und die praktischen Collegien zu Gegenständen hat. Den Begriff der juristischen Hermeneutik schränkt der Vf. wohl zu sehr ein, wenn er in ihr nur Sätze aus der *Rechtsgeschichte*, welche zur richtigen Erklärung der Quellen beytragen, findet. Die Rechtsgeschichte, selbst im weitesten Sinne, enthält weder die philosophischen, noch die grammatischen Regeln, welche die juristische Auslegungskunst auf einer der interessantesten und nothwendigsten juristischen Wissenschaften erheben. Ueberhaupt beurtheilt er diese Kunst etwas zu unbillig, wenn er eigene Vorlesungen darüber für entbehrlich erklärt (§. 354.), da er doch gerade eine andere Art von Vorlesungen — exegetische über einzelne Gegenstände — aufs neue empfiehlt, die nach des Rec. innigster Ueberzeugung ohne vorausgeschickte Auslegungsgrundsätze durchaus nicht gelingen können. Den Beschlufs macht ein doppelter Anhang: 1) von den nicht juristischen Collegien, 2) von der Art zu studieren überhaupt, welcher, so wie das ganze Werk, mehrere treffliche methodologische Winke enthält, wovon jedoch einige nur auf das Göttingische Local passen. Warum der Vf. wohl gerade nur diesem Lehrbuche, und nicht auch seinen Institutionen und seiner Rechtsgeschichte ein *Register* angehängt haben mag?

Schon ist die Anzeige der Lehrbücher des Vf. zu weitläuftig gerathen, als dafs wir uns mit verhältnismäfsig gleicher Vollständigkeit über Nr. V. (*Civilistisches Magazin*) verbreiten könnten. Auch ist hierüber, einige wenige Stellen abgerechnet, ein detaillirtes Urtheil nicht so nöthig, als bey den vorigen Numern, da der gröfste Theil der Aufsätze sich auf Entwickelung und Erläuterungen des neuen Plans von civilistischen Cursus beziehet, mit welchem unsere Leser schon bekannt sind. Die meisten Abhandlungen, aber nicht alle, rühren vom Herausg. her; einige sind blofs Uebersetzungen, zum Theil mit eigenen Bemerkungen des Herausg.; mehrere, nemlich im I. Bande Nr. 8. 12. und 21., und im II. B. Nr. 8. gehören gar nicht; andre, besonders N. 10. und N. 14. im I. B. und N. 6. im II. B. nur sehr entfernt in den Plan einer für *röm. Recht* allein bestimmten Zeitschrift. In vielen Aufsätzen hat sich der Vf. unverkennbare Verdienste um Aufklärung des römischen Rechts aus seinen Quellen, und um Berichtigungen mehrerer gewöhnlicher Vorstellungsarten erworben; in einigen ist aber zu viel, und bisweilen etwas bitter polemisirt, ungeachtet

gechtet man dem Vf. die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen muſs, daſs er, wenn er auch bitter wird, nie die Geſetze der Unpartheylichkeit aus den Augen ſetzt. Es iſt zu wünſchen, daſs dieſes in jeder Rückſicht wichtige Journal, welches eine Menge nützlicher Ideen in Umlauf bringt, und einen geläuterten Geſchmack im römiſchen Rechte befördert, mehr Unterſtützung beym Publicum finden möge, als der Zeitraum, welcher ſeit der Erſcheinung des letzten Hefts in der Oſtermeſſe 1792 verfloſſen iſt, erwarten läſst. Der Inhalt der einzelnen Hefte iſt folgender:

Erſten Bandes I. Heft. 1) *Ueber den Plan, die Abſicht und die Grenzen dieſes Journals.* Der Vf. beſtimmt folgende Gegenſtände für daſſelbe: Geſchichte des römiſchen Rechts im heutigen Europa, ſeiner Aufnahme und Bearbeitung, die ganze juriſtiſche Literärgeſchichte, in ſo fern ſie nicht andern Claſſen von Rechtsgelehrten mehr, als dem Civiliſten wichtig iſt; das Syſtem des heutigen röm. Rechts mit Ausſchluſs einzelner praktiſcher Controverſen; die Verſuche, das Civilrecht durch neue Geſetzbücher zu erleichtern, oder umzuſchaffen; endlich die Prüfung der gewöhnlichen Methoden und Vorſchläge zu beſſern. Recenſionen neuer Bücher ſoll das Journal nicht enthalten, beſonders weil der Herausg. alle ſeine Arbeiten dieſer Art den Göttingiſchen Anzeigen gewidmet hat. Dagegen will er von Zeit zu Zeit ein getreues Verzeichniſs der von ihm in jenen Zeitungen herrührenden Recenſionen civiliſtiſcher Bücher geben, um theils den Vorwurf der Namenloſigkeit zu vermeiden, theils zuweilen eine Nachſchrift oder Apologie beyfügen zu können, welches beides der Plan jener Anzeigen ſelbſt nicht geſtattet. (Hätte der Vf. das Verzeichniſs ſeiner Recenſionen blos auf die Kritiken *civiliſtiſcher* Bücher eingeſchränkt: ſo würde nichts dagegen einzuwenden ſeyn. Aber da er auch aus andern Fächern, als aus dem civiliſtiſchen, ja ſogar von *nicht juriſtiſchen* Büchern, Recenſionen anzeigt: ſo kann man ihn wohl mit Recht beſchuldigen, daſs er die Grenzen ſeines Plans überſchritten habe. Einem weniger gelehrten und fleiſsigen Schriftſteller, als dem Herausgeber, würden wir bey ſolchen Digreſſionen entweder Mangel an Materialien, oder etwas Eitelkeit zur Laſt legen; beym Vf. kann es aber vielleicht übertriebene Gewiſſenhaftigkeit ſeyn). Auch ſollen alle über den Vf. erſchienene Recenſionen mit den nöthigen Vertheidigungen abgedruckt werden. Uebrigens macht Rec. den Vf. auf den Widerſpruch zwiſchen der S. 10. dieſes Aufſatzes befindlichen Klage über den Verfall des civiliſtiſchen Studiums, und ſeinen Aeuſſerungen in der *Rechtsgeſchichte* §. 203. aufmerkſam. II. *Lemmata:* Unter dieſer Rubrik liefert der Herausg. Auszüge aus L. *Nova methodus diſcendæ docendæque jurisprudentiæ*, die ſeinen eigenen Vorſchlägen nahe kommen. Die Hauptidee des groſsen Mannes war für den vollſtändigen Unterricht in der Jurisprudenz vier Fächer abzuſondern: das dogmatiſche, hiſtoriſche, exegetiſche und polemiſche. III. *Pütter über die Art, das römiſche Recht zu lehren.* Ein Abdruck aus deſſen juriſtiſcher Encyklopädie und Methodologie, der die Uebereinſtimmung der Pütteriſchen Verbeſſerungsvorſchläge mit der Reform des Vf. beweiſen ſoll. Aber P. dringt auf ein *vollſtändiges* Syſtem des röm. Rechts, nicht auf einen *Auszug des bis auf* Tag noch nützlichen Theils deſſelben, als Surrogat der Inſtitutionen- und Pandektenvorleſungen. — III. *Eines verſtorbenen Rechtsgelehrten vom erſten Rufe Anzeige ſeiner Vorleſungen.* Unter dieſer etwas problematiſchen Rubrik, die der Vf. in einem ſpätern Hefte ſelbſt entziffert hat, iſt ein Programm von *Leyſer* gemeynt, welches unter ſeinen Meditationen Sp. 662. B. X. S. 641 ff. vorkommt. Wer ſollte auch, wenn ihn nicht die Lectüre des *ganzen* Leyſer ohne Auswahl anzieht, oder ein glücklicher Zufall gerade auf dieſe Stelle aufmerkſam macht, in einer Abhandlung *„de ficta obligatione erga patriam“* die Ankündigung eines neuen Studienplans vermuthen? Uebrigens hat *Leyſers* Plan mit dem des Herausg. nichts weiter gemein, als die Einſchränkung der erſten Anfangsgründe des röm. Rechts aufs wirklich brauchbare. *Leyſer* wählte daher für den erſten Unterricht ſtatt der Inſtitutionen — den kleinen *Struv.* V. *Erläuterungen über den neuen civiliſtiſchen Curſus.* VI. *Ueber das Studium der reinen römiſchen Jurisprudenz von Schloſſer.* Beyträge eines *Schloſſers* müſſen für dieſe Zeitſchrift ſchon eine günſtige Präſumtion bewirken, wenn ſie ſich auch durch den innern Gehalt der eigenen Aufſätze des Herausg. weniger auszeichnete. In der gegenwärtigen geiſtvollen Abhandlung jenes ächten Kenners und Freundes des römiſchen Rechts wird das Studium der reinen röm. Jurisprudenz vorzüglich aus zwey Gründen empfohlen: einmal, weil das röm. Syſtem ein vollſtändiges, zuſammenhängendes Rechtsſyſtem iſt, wie wir ſonſt keines haben; hiernächſt, weil die in den Gerichten üblichen Rechte ohne eine vollſtändige Kenntniſs von jenem weder verbeſſert, noch begriffen, noch mit Sicherheit angewendet werden können. VII. *Vorläufige Nachricht wegen der civiliſtiſchen Manuſcripte im brittiſchen Muſeum*, von Hn. *Planta* in London. Eine Stelle in *Heineccius* Vorrede zum *Corpus juris* machte den Vf. aufmerkſam auf Handſchriften des *Ulpian* und *Paulus*, die in England vorhanden und noch nicht benutzt ſeyn ſollten. Nachdem er das Verzeichniſs engliſcher Handſchriften, auf welches *Heineccius* ſich berief, nachgeſchlagen hatte, fand ſich zwar keine Nachricht von Manuſcripten des *Paulus*, wohl aber war von *Ulpian* eine doppelte Handſchrift angezeigt: eine unter dem Titel *de edendis actionibus*, eine andere unter der Rubrik: *de judiciis*. Er zog alſo Erkundigungen von dieſem Mſpte in London ein, und es fand ſich beym Durchgehen der Handſchriften des brittiſchen Muſeums allerdings ein *anonymiſcher* Tractat *de judiciis*, nebſt einem andern unter der Aufſchrift: *Ulpianus de edendo*. Von dieſem letztern wird im *dritten* Hefte Nr. XVI. Nachricht ertheilt, und es ergiebt ſich nun, daſs der ganze Fund eine unbedeutende Compilation iſt, die ſicherlich nicht den Ulpian zum Vf. hat, ſondern aus einem weit ſpätern Zeitalter zu ſeyn ſcheint, da ſelbſt Spuren des juſtinianeiſchen Rechts darin vorkommen. Durch die Gefälligkeit des Hn. Geh. Secretär *Beſt* in London iſt dem Vf. ungefähr der vierte Theil des ganzen Tractes in Abſchrift mitgetheilt worden, und davon hat der Herausg. eine Probe

im

im dritten Hefte abdrucken lassen, woraus man sieht, dass das Ganze eine ziemlich vollständige Abhandlung des Processes seyn muss. VIII. *Recensionen des Vf. in den Göttingischen Anzeigen v. J.* 1789. IX. *Was ist Obligatio?* (S. 126—128.) gegen *Hopfners* Commentar über die Institutionen, wo *obligatio* nur dem *Schuldner* zugeschrieben wird, da gleichwohl eigentlich das ganze Verhältniss zwischen Gläubiger und Schuldner im röm. Rechte darunter begriffen ist. 2tes Heft. X. *Prüfung der Theorie der Injurienprocesse, nach den Annalen der preussischen Gesetzgebung B. II. S. 36. sammt deren Anwendung auf den Starkischen Process gegen die Berliner Monatsschrift*, von *Schlosser*. (S. 129—216.) Nur beyläufig werden in diesem, übrigens sehr schätzbaren Beytrage, einige Grundsätze des römischen Rechts von Injurien nach der dem berühmten Vf. eigenen Manier geprüft, und auf den Starkischen Process angewendet. Die Hauptsache ist eine Widerlegung der Entscheidungsgründe, aus welchen das Berliner Kammergericht in dieser Injuriensache den Kläger abgewiesen hat. XI. *Berichtigung einiger gewöhnlichen Vorstellungsarten in Hopfners Commentar.* 1) *Dass Hadrians Constitutionen von keiner andern Art waren, als die ältern.* Damit ist aber immer noch nicht die Ursache des Phänomens erklärt, dass gerade der Justinianeische Codex keine ältern Constitutionen, als die vom Hadrian, enthält. Wollte man sagen, dass dies auch im *Codex Gregorianus* und *Hermogenianus* der Fall sey, den die Verfasser des Justinianeischen Codex vor Augen hatten: so bleibt gleichwohl die andere Frage unbeantwortlich; warum die Verfasser jener ältern Sammlungen sich ein gleiches Ziel gesetzt haben? Sollte nicht die Ursache im Consistorium principum liegen, dem wahrscheinlich Hadrian zuerst seine Constitutenz gegeben hat? Denn etwas muss die Sammler doch bewogen haben, gerade *nicht früher* anzufangen. 2) *Ueber die Lex Junia Norbana.* Sehr richtig beweist der Herausg. aus *Dosithei fragmentum regularum* §. 6—8., dass schon vor diesem Gesetz Freygelassene, welche nicht feyerlich manumittirt waren, keinen Antheil am röm. Bürgerrecht hatten, ja nicht einmal wahre Freygelassne waren; und dass also, wenn Tiber ihnen einen eignen Stand anwies, ihre Rechte dadurch vielmehr vermehrt, als vermindert worden sind. 3) *Ueber dominium quiritarium und bonitarium an einer res nec mancipi* — dass auch *res nec mancipi* sowohl in *dominio quiritario*, als *bonitario* seyn konnten, wird aus *Ulpian* XXIV. 7. bewiesen. 4) *Ueber die drey Bedeutungen von titulus und modus adquirendi.* Ist gegen die gemeine Vorstellungsart vom Unterschiede zwischen *titulus* und *modus adquirendi* und von der Nothwendigkeit eines vorhergehenden *titulus* zum *modus adquirendi* gerichtet. Die schon in seinen Institutionen (*Anm. zu §. 33.*) nur entfernt angedeuteten Ideen hat der Vf. hier mit einer Gründlichkeit und Präcision entwickelt, gegen welche die Vertheidiger des gemeinen Systems durchaus nichts werden einwenden können. Er unterscheidet nemlich drey Bedeutungen von *titulus*, wovon aber nur die beiden ersten in den Quellen selbst vorkommen: a) wenn man durch *traditio* unmittelbar Eigenthümer werden will, so muss eine *justa causa* (*titulus*) vorhergehen, welche allerdings, aber nur in diesem Zusammenhange, ein *jus in personam* gibt, so lange auf des andern Seite die *Obligatio ad tradendum* noch nicht erfüllt ist. b) Wenn man etwas *verjähren* will, so ist der *titulus* kein blosses *jus in personam*, sondern schon der Anfang des rechtmässig *erworbenen Besitzes* selbst, der aber noch nicht sogleich Eigenthum gibt. Hier ist also sogar *traditio*, verbunden mit ihrer *causa praecedens*, nichts weiter als titulus, wozu noch eine ganze Reihe körperlicher Handlungen, nemlich die Fortsetzung des Besitzes, hinzukommen muss, wenn die Verjährung vollendet werden soll. Am deutlichsten sieht man das an titulus *pro soluto*. Bey diesem kann doch nicht mehr von einer *blossen Foderung* die Rede seyn, da er voraussetzt, dass etwas in Gemässheit einer *Foderung* bereits *tradirt* ist. Und aus diesem Zusammenhange ist eigentlich der Kunstausdruck *titulus* entlehnt. c) Dass aber auch unter *titulus* die Ursache verstanden werden kann, welche es blos *möglich* macht, ein Recht zu erwerben, und unter *modus adquirendi* die *wirkliche Realisirung* jener Möglichkeit, ist zwar eine sehr richtige, nur aber nicht im röm. Rechte gegründete Speculation, die sich übrigens auf alle Rechte, also auch auf *jus in personam*, auf *jus personarum*, ja sogar auf *jus publicum* anwenden lässt, und dem *jus in rem* gar nicht allein eigen ist. Rec. bleibt kein Wunsch übrig, als dass es dem Vf. möchte gefallen haben, auf die vier Ausnahmen der gewöhnlichen Theorie, so wie sie *Heineccius* vorstellt, Rücksicht zu nehmen, und diese nach seinen durchaus richtigen Grundsätzen zu erläutern. XII. *Ueber Hn. Kammergerichtsraths Klein's Gespräch im Reiche der Todten.* Bezieht sich auf einen Aufsatz im April der Berliner Monatsschrift von 1790, und gehört schlechterdings nicht in den Plan dieses Journals, da der ganze Streit auf eine Untersuchung aus dem Naturrechte hinauskommt. 3. Heft. XIII. *Berichtigung einiger gewöhnlichen Vorstellungsarten in Hopfners Commentar. Fortsetzung von N. XI.* 1) Ueber die *Bonorum possessio* (S. 257 ff.). Der Vf. führt zuvörderst als einen Beweis, wie undeutlich diese Lehre von *H.* vorgetragen ist, eine Frage an, worauf er weder im *Heineccius*, noch bey *Hopfner*, noch bey irgend einem andern ihm bekannten Civilisten eine Antwort gefunden zu haben bekennt, die Frage: „*Wer geht in der Collision vor, der heres civilis „oder der bonorum possessor?*“ Er selbst hat zwar nicht hier, aber theils in seiner Disputation *de bonorum possessionibus*, (Halle 1788.) theils in seiner Rechtsgeschichte §. 70. diese Frage beantwortet; und es ist desto nothwendiger, seine Entscheidung wörtlich hieher zu setzen, da er im Magazin jeden künftigen Rec. auffodert, „diesen Fall entweder selbst zu entscheiden, oder anzugeben, wo er sich entschieden finde.“ In der Rechtsgeschichte schreibt er nemlich so: „Es ist die dreisteste „Behauptung, die sich nur gedenken lässt, zu sagen: „die *bonorum possessio* habe nur solche Personen angegangen, die nach dem Civilrechte unfähig gewesen „seyen. Durchaus niemand konnte je wirklicher Erbe „werden, für den der Prätor nicht gesorgt hatte; durchaus niemand konnte Erbe werden, wenn der Prätor

„ihm in seinem Edicte einen andern vorzog; aber wenn „dieser andere zugleich Erbe nach dem alten Rechte war, „so konnte er das Vermögen bekommen, ungeachtet „nicht er, sondern der, welcher im Edicte nach ihm kam, „die *bonorum possessio* wirklich gesucht hatte. Jede *bo-* „*norum possessio* war unwirksam, *sine re*, die ein Erbe „nach altem Rechte würde haben hindern können, so- „bald er sich gemeldet hätte.“ Aus dem Magazine erhellt, dass nach seiner Meynung auf den Unterschied zwischen bonorum possessio *cum re* und *sine re* alles ankommt, und dass dieser Unterschied nicht blos bey der b. p. *contra* tabulas, wie man gewöhnlich glaubt, sondern auch bey der *secundum* tabulas statt findet: wie aus Ulpian XXIII. 6. sehr deutlich bewiesen wird. Rec. ist zwar vom Vf. überzeugt, dass sein eigener Scharfsinn ihn auf die eben mitgetheilte Entscheidung geleitet hat; so wie es überhaupt unläugbar ist, dass er die Lehre von der *bonorum possessio* weit consequenter vorträgt, als alle seine Vorgänger; allein desto weniger unangenehm kann dem Vf. die Entdeckung einer Stelle aus einer ältern Abhandlung eines verdienstvollen Gelehrten seyn, der die *bon. poss.* fast aus demselben Gesichtspuncte betrachtet, und auch das vor den meisten Civilisten voraus hat, dass er in dem Prätor keinen Betrüger, und in der *b. p.* keine sinnreiche Bemäntelung eines Eingriffs ins positive Recht findet. Diese Abhandlung ist *Jo. Theoph. Seger* Diss. *de successorio edicto*, (Leipzig 1769.,) wo S. 20. u. 21. folgende Worte vorkommen: „*Sui atque legitimi* „*et nullo tempore ad abstinendos se cogebantur, aut ab* „*hereditatis petitione arceri poterant, nisi forte ex magna* „*caussa dies cernendi praestitutus fuisset, et ipsis Praetor* „*dabat bonorum possessionem, si e re illorum magis ea,* „*quam successio juris civilis videretur. Si quis vero su-* „*perstitibus iis, neque a paterna hereditate se abstinenti-* „*bus legitimamve repudiantibus remotior agnatus cogna-* „*tusve bonorum possessionem impetraverat, haec qui-* „*dem sine re erat, id est, absque juris effectu, ut-* „*pote qua data nihilo minus hereditas a suo legitimove* „*herede evinci posset.*“ Und nun beruft er sich auf die nemliche Stelle aus Ulpian XXVIII. 13., die der Vf. selbst in dieser Materie classisch nennt. Auch hat *Seger* besonders die Bemerkung sehr gut ausgeführt, , und auf die *bonorum possessiones* angewendet, dass es nach dem strengen Rechte kein Einrücken der entferntern Erben in die Stellen der nähern gab (*quod in legitimis hereditatibus jure civili non erat successio:* Ulpian. XXVI. 5.); ein Umstand, der am besten die Ursache erklärt, warum auch Civilerben in so vielen Fällen *bonorum possessionem* nöthig hatten. Was übrigens der Vf. bey eben dieser Gelegenheit gegen §. 701. des Höpfnerischen Commentars erinnert hat, finden wir in der *vierten* Ausgabe verbessert. 2) *Warum Realcontracte eine Klage bewirken?* Hier scheint dem Vf. des Commentars Unrecht zu geschehen. Denn er spricht von einem *vorhergegangenen Vertrag*, aus welchen ein Theil etwas *erfüllt* hat, durch dessen *Annahme* der *andere* Theil seine Zufriedenheit mit jenem Vertrage, und die Absicht, auch *seiner seits* ihn zu erfüllen, zu erkennen gibt. 3) *Begriff der Sequestration.* Es sey nicht immer eine Gattung des *depositi*, und habe auch nicht immer *rem litigiosam* zum Gegenstande. 4) *Ueber Lex si contendat.* *Höpfner* hatte sie ehemals offenbar falsch erklärt; aber nun ist auch dieser Irrthum in der neuesten Ausgabe verbessert. 5) *Warum der Kauf die Miethe bricht?* Einen der Gründe, welche der Vf. des Commentars von diesem Satze sonst angeführt hatte, findet Rec. nun in der neuesten Auflage ebenfalls weggelassen. Aber ein anderer Irrthum, welchen der Herausg. des Magazins nicht weniger rügt, ist gleichwohl stehn geblieben; dass nemlich der Satz: Kauf bricht Miethe, der Rechtsanalogie zuwider sey. 6) *Was sind quadrupedes?* Der Vf. nimmt mit *Meerman* an, dass Quadrupedes nicht blos Zug- oder Lastthiere sind. Uebrigens hat er sich in dem, dem vierten Hefte vorgedruckten Inhalte erklärt, dass er diese Rubrik nicht weiter fortsetzen wird, zumal seitdem er bemerkt hat, dass sie für ein Zeichen persönlicher Animosität gehalten werde. Inzwischen bringt es Hn. *Höpfner* eben so viel Ehre, dass er wenigstens einige jener Bemerkungen zu Verbesserungen seines gewiss sehr schätzbaren Commentars benutzt, als unserm Vf., dass er durch eine Kritik die Brauchbarkeit dieses allgemein gelesenen Buchs erhöht hat. XIV. *Ueber die literarische Bildung des sel. Prof. Brandis, von Spittler.* Auch dieser Aufsatz gehört wieder nur entfernt in den Plan des Magazins, ausser in wie fern es interessirt, zu wissen, dass auch *Spittler* die vom Vf. angefangene Reform des Civilrechts durch seinen Beyfall belohnt. XV. *Ueber die Institutionen des heutigen röm. Rechts.* Vertheidigungen gegen Recensionen, bey welcher Gelegenheit der Vf. beyläufig seine Meynung über die Natur der *rei vindicatio* und *actio Publiciana*, über den *usus*, über *servitutes praediorum rusticorum*, *emphyteusis*, Anwendung der Lehre von den römischen Sklaven, deutsche Compendien, und *impensas necessarias* und *utiles* sagt.

(Der Beschluss folgt.)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Von folgenden Büchern sind neue Auflagen erschienen:

Berlin, b. Unger: *Anweisung zum Seifensieden, Lichtziehen, Essigbrauen* u. s. w. 2te Aufl. 1791. 128 S. 8. (8 gr.)

Hannover, b. Hellwing: *Militairisches Taschenbuch zum Gebrauch im Felde.* Aufgesetzt von *G. Scharnhorst.* 2te Aufl. m. K. 1793. 480 S. 8. (2 Rthlr. 18 gr.)

Magdeburg, b. Scheidhauer: *Vom Wiedersehn in der Ewigkeit.* Vier Predigten von *C. G. Ribbeck.* 2te Aufl. 1792. 166 S. 8. (10 gr.)

Schwerin u. Wismar in der Büdnerschen Buchh.: *Oekonomische Aufsätze.* Vom Rath *G. F. Wehrs.* 2te Aufl. 1794. 582 S. 8.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 28. August. 1794.

RECHTSGELAHRTHEIT.

1) Berlin, b. Mylius: *Inſtitutionen des heutigen Römiſchen Rechts* etc.

2) Ebend.: *Lehrbuch der Rechtsgeſchichte* bis auf unſre Zeiten etc.

3) Göttingen, b. Dieterich: *Lehrbuch und Chreſtomathie des claſſiſchen Pandektenrechts* etc.

4) Berlin, b. Mylius: *Lehrbuch der juriſtiſchen Encyclopädie* etc.

5) Ebend.: *Civiliſtiſches Magazin* etc.

(Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.)

Rec. iſt zwar an dem Tadel der Erklärung, welche der Vf. von den letzten beiden Begriffen gegeben hat, unſchuldig, kann aber doch nicht unbemerkt laſſen, daſs „die Fuſsangel" welche der Vf. S. 368. für allzugelehrte Rec. beſtimmt hat, nicht ſo ſehr gefährlich iſt, um in der zu dieſem Behuf abgedruckten Stelle Ulpians Worte aus VI. 15 — 17. zu verkennen. Ob aber auch das, was bey den *impenſis dotalibus* Rechtens iſt, eine unveränderte Anwendung auf *alle* übrige und beſonders die vom Vf. angeführten zwey Fälle des Aufwands leidet, iſt eine andere Frage, deren Unterſuchung der gegenwärtige Raum nicht geſtattet. XVI. *Ulpianus de edendo* von Hn. geh. Secretär *Beſt* in London. S. oben Nr. VII. XVII. *Ueber die Vorleſungen des Herausg. im Winter* 1790 · 91. enthält beſonders die Ankündigung ſeiner Encyklopädie. 4. *Heft.* XVIII. *Ueber die pacta und contractus nach dem Juſtinianeiſchen Rechte,* von *J. G. Langsdorf.* Ein äuſserſt intereſſanter Auszug aus dem ſchon 1777 (nicht 1772, wie aus Irrthum in der Vorerinnerung des Herausg. geſagt wird) erſchienenen lateiniſchen Original, welchen der Vf. ſelbſt dem Herausg. mitgetheilt, dieſer aber mit trefflichen Anmerkungen bereichert hat. Das Original iſt übrigens bekannter, als der Herausgeb. zu glauben ſcheint, und auch in den Buchhandel gekommen, wie Rec. verſichern kann. Die Zuſätze des Herausg. betreffen folgende Gegenſtände: Geſchichte der Stipulationen, Juſtinians Literalcontract, die Quaſicontracte, die Benennung *Contract*, die Urſache, warum die Schenkung eine eigene und zwar römiſche Erwerbungsart iſt, die Condictionen, die *Pollicitatio dotis*, die unbenannten Contracte und das *precarium.* Rec. wünſchte aus dem Schatze neuer Ideen, den die Bemerkungen des Herausg. enthalten, wenigſtens einige ausheben zu können; aber ſchon hat dieſe Anzeige die gewöhnlichen Gränzen zu weit überſchritten, als daſs er ſich dieſes Vergnügen erlauben darf. XIX. *Heyne über die Ehrenbezeugungen, welche den römiſchen Rechtsgelehrten unter den Kaiſern wiederfuhren.* Ein aus den Göttinger Anzeigen wieder abgedruckter Auszug des Heyniſchen Programms, welches ſchon vor einigen Jahren in unſerer Zeitung angezeigt worden iſt. XX. *Neue civiliſtiſche Collegien in Göttingen* 1790 und 1791. Mehrere Docenten in Göttingen haben den Anfang gemacht, das römiſche Recht nach beſſern Syſtemen, als den bisher gewöhnlichen, vorzutragen: auch ſind ſchon Vorleſungen über eine Chreſtomathie aus Cicero für das römiſche Recht angekündiget. XXI. *Recenſionen des Vf. in den Götting. Anzeigen. Jahrgang* 1790. Der Recenſionen ſind 19 und auf ihr Verzeichniſs folgt die Beantwortung einer doppelten Antikritik: 1) *Glücks* in der Vorrede zum zweyten Theile ſeines Pandektencommentars, und 2) *Weſtphals* in Betreff ſeiner Theorie von Teſtamenten. Gegen den erſten iſt der Vf. ſehr bitter; — bitterer, als es gegen einen Mann von *Glücks* Verdienſten billig iſt, der doch wahrlich, einzelne Fehler abgerechnet, eine Menge der nützlichſten Ideen durch ſeinen Commentar in Umlauf ſetzt, und gewiſs manchem denkenden Kopfe Veranlaſſung zum tiefern Studium des römiſchen Rechts gibt. Wir wünſchten übrigens, daſs der Vf. dem Schluſſe dieſes Bandes auſser der Inhaltsanzeige, auch ein Regiſter beygefügt haben möchte.

Zweyten Bandes 1. Heft. I. *Daniel Nettelbladt. Einige Bemerkungen über ſeinen literariſchen Charakter.* Der Einfluſs der Wolfiſchen Philoſophie auf Nettelbladts Bildung, ſeine Rivalität mit Beemann und einigen andern Gegnern, die Urſachen ſeines akademiſchen Beyfalls, und eine unpartheyiſche Prüfung ſeines juriſtiſchen Curſus ſind die Hauptgegenſtände dieſes intereſſantes Aufſatzes. II. *D. Alb. Diet. Trekells Beſtätigung ſeiner Ideen über res mancipi und verwandte Gegenſtände, mit Anmerkungen.* In den „hamburgiſchen Berichten von gelehrten Sachen" fand der Herausg. einige Recenſionen über *Conradi's*, *Roſsmann's* und *Meerman's* Abhandlungen vom Unterſchiede zwiſchen *res mancipi* und *nec mancipi*, die den um das ältere römiſche Recht verdienten *Alb. Diet. Trekell* zum Vf. haben. Da er in dieſen Kritiken Grundſätze bemerkte, die mit den ſeinigen nicht nur gröſstentheils übereinſtimmten, ſondern ihn auch auf manche neue Idee hinleiteten, ſo lieſs er ſie mit Anmerkungen hier abdrucken, worin er ſeine Meynung über *res mancipi* und *nec mancipi*, desgleichen über *dominium quiritarium* und *bonitarium* theils berichtigt, theils genauer beſtimmt und erläutert. Beſonders hat die *Roſsmanniſche* Abhandlung ihn veranlaſst, die leich-

leichtere Erkennbarkeit als einen Charakter der *res mancipi*, neben ihrem *gröfsern Werthe* anzunehmen, in welchen letztern er in seinen ältern Schriften allein ihren Unterschied von *res nec mancipi* gesetzt hatte. Allein würde nicht unter dieser Voraussetzung die Eintheilung in *res fungibiles* und *non fungibiles* ganz mit der in *res mancipi* und *nec mancipi* zusammentreffen? Würden nicht die römischen Juristen da, wo sie jene Gattungen charakterisiren wollen, weit leichter sie durch die Bestimmung ihrer Eigenschaften als *res mancipi* oder *nec mancipi* bezeichnet haben? Und ist es wohl wahrscheinlich, dafs Justinian noch den so wesentlichen Unterschied zwischen *res fungibiles* und *non fungibiles* übrig gelassen haben würde, wenn er mit einer alten Eintheilung der Güter ganz auf eins hinausgekommen wäre? Zudem, wenn wir auch die leichtere Erkennbarkeit nicht als einen Grund des Unterschieds zwischen *res fungibiles* und *non fungibiles* annehmen wollen, was bewog die Römer, die *servitutes praediorum urbanorum* unter die *res nec mancipi*, und die *jura rusticorum praediorum* unter die *res mancipi* zu rechnen? Erkennbarer ist doch wohl eher eine *servitus urbana*, als *rustica*: und wenn jene das nicht ist: so sind doch auf jeden Fall beide wenigstens gleich schwer zu erkennen. Bey dieser Gelegenheit kann Rec. nicht umhin, den Herausg. auf eine von so vielen Civilisten und Philologen übersehene Stelle aus *Cicero* pro Flacco c. 32. aufmerksam zu machen, aus welcher *Puffendorf Obss.* II. 79. die Theorie von *res mancipi* und *nec mancipi* so meisterhaft entwickelt hat, obschon übrigens die Ideen dieses Gelehrten von *dominium quiritarium* und *bonitarium* mit der Meynung des Herausgeb. ganz übereinstimmen. III. *Ein Beytrag zur Ehrenrettung Tribonians.* Dafs das Institutionen-System, weil es nur auf *Privatrecht* geht, nicht zu verwerfen, sondern vielmehr sehr consequent sey, da es mit dem *reinen*, und nicht mit dem *angewandten Personenrechte* den Anfang mache. „Das reine „Personenrecht beantwortet bey jedem Stande blofs die „drey Fragen: Was ist er, wie entsteht er, und wie „hört er wieder auf? Es abstrahirt ganz von dem Einflusse, den er auf Mein und Dein haben kann. Hingegen das angewandte Personenrecht nimmt bey jedem „Stande auch das mit, was er an Mein und Dein bekömmt." Wir haben diese neue, so äufserst wichtige Idee, welche jeder, der ein System des römischen Privatrechts aufführen will, beherzigen sollte, mit des Vf. eigenen Worten angeführt, und freuen uns, dafs sie in einem der vorzüglichsten Producte unserer neuesten juristischen Literatur, in *Dabelow's* System der heutigen Civilrechtsgelahrtheit bereits benutzt und entwickelt worden ist. III. *Nachtrag von Berichtigungen zu Glücks Commentar*, B. II. Die Gegenstände sind: das dreyfache deutsche Bürgerrecht, die Reichsdörfer, die Ausschliefsung der Töchter von der ältesten Intestaterbfolge bey den Römern. Da der Herausgeb. zum letzten Punkte einige literarische Zusätze gemacht hat, so will Rec. diese durch die Anzeige einer gegen den *Paganinus Gaudentius* erschienenen Schrift vermehren, die aber freylich mehr wegen ihrer Seltenheit, als wegen ihres innern Gehalts angeführt zu werden verdient. Ihr ganzer Titel ist folgender: „Diatribe in *Exercitationem Paganini Gaudentii I. C. de lege, quae foeminas a successione repellit, ad Illustrissimum et Celsissimum Saxoniae Principem. Auctore Juaro Nicolai Hersholmio.* Hafn. 1663. 12." Bey dem mehr theologisch-politischen, als historischen Zwecke dieser Schrift ist die Untersuchung, ob schon die 12 Tafeln das weibliche Geschlecht von der Erbfolge ausschliefsen, ganz vermieden, indem der Vf. die entgegengesetzte Meynung mit Gaudentius als wahr voraussetzt, und nur die Moralität dieser Gleichstellung gegen *Gaudentius* vertheidigt. 2. *Heft. V. Ob die Römer Assecuranzen hatten?* Wird gegen einen in *Büsch's* und *Ebeling's* Handbibliothek befindlichen Aufsatz von Reimarus geläugnet. VI. *Ueber Wucher und Wuchergesetze. Einige Beytrage zu Herrn Lic. Günthers Schrift über diesen Gegenstand.* Dieser Aufsatz, in welchem einige Ideen der Güntherischen Preisschrift berichtigt werden, enthält eben so schätzbare Beweise von den Einsichten des Herausgeb. in der Politik der Gesetzgebungskunst, als die übrigen von seiner gründlichen civilistischen Gelehrsamkeit. Die Punkte, welche er einer nähern Prüfung unterwirft, sind folgende: 1) *Zinsen zu nehmen ist überhaupt nicht unbillig.* Der Herausgeb. glaubt eine der wichtigsten Ursachen des fast allgemeinen Hasses gegen die Zinsen in der Empfindung des Dürftigern zu finden, dafs der Reichere gerade das im Ueberflusse besitzt, dessen Mangel jenen am meisten drückt. Er vergleicht daher diesen Hafs mit dem gegen die Kornjuden. 2) *Jede gesetzliche Bestimmung des Zinsfufses ist unbillig, wenn sie eine andere Uebereinkunft der Interessenten verbietet.* 3) *Die Wucherkünste sind äufserst mannichfaltig.* 4) *Sehr viele Wucherkünste würden dadurch wegfallen, wenn nur immer der Werth der Geldprämie nach Procenten ausgedrückt seyn müfste.* 5) *Es wäre besser, die Volljährigkeit der Regel nach von der individuellen Reife, als blofs vom Alter abhängig zu machen.* Die Ursache, warum die südliche Hälfte Deutschlands einen spätern Termin der Volljährigkeit annimmt, als die nördliche, d. h. diejenige, welche dem Sächsischen Rechte folgt, liegt wohl in dem historisch erweislichen Umstande, dafs der nördliche Theil von Deutschland seinem vaterländischen Rechte treuer geblieben ist, als der südliche, der vor Einführung des römischen Rechts allerdings ein, seinem Klima angemessneres, früheres Ziel der Volljährigkeit von *achtzehn* Jahren hatte. VII. *Von dem Zinsfufse der Reichsgesetze.* Der Bogen des vorigen Aufsatzes, auf welchem der Vf. behauptet hatte, dafs der Reichsabschied von 1530 den Zinsfufs auch bey *versprochenen* Zinsen bestimme, war schon abgedruckt, als ihn die wichtige *Hufelandsche* Abhandlung über diesen Gegenstand (in dessen *Beyträgen zur Berichtigung der positiven Rechtswissenschaften*) vom Gegentheil belehrte. Diesen Irrthum nimmt er nun im gegenwärtigen Aufsatze wieder zurück, und untersucht zugleich weitläuftiger die Ursache, warum man in den Reichsgesetzen die versprochenen Zinsen nicht eingeschränkt habe. Er erklärt sie durch die Voraussetzung, dafs man damals alle *versprochene* Zinsen für unerlaubt und wucherlich gehalten habe. Bey dieser Gelegenheit macht er wieder eine schöne Bemerkung aus dem römischen Rechte, die zu wichtig

ist, als dass wir sie unsern Lesern vorenthalten können. Er findet es nemlich charakteristisch bey Justinians Gesetzgebung, dass die christliche Religion auf ihr Privatrecht so wenig Einfluss hat, und löst dadurch die Schwierigkeit, welche Justinians Begünstigung der Zinsen mit sich führt, wenn man sie mit dem Mosaischen Rechte vergleicht. VIII. *Recensionen des Vf. in den Göttingischen Anzeigen. Jahrgang* 1791. Diesmal 23. IX. *Nachtrag von Berichtigungen zu Glück's Commentar*, B. II. *Beschluss.* Ueber das Recht des Vaters am *peculium*, über die Erklärung des Latorischen Gesetzes aus Hippocrates und Galenus, über das Verhältniss der Ehe zum Concubinate, über die Zeugungsfähigkeit eines sechzigjährigen und den Zwang zur Ehe, vom Worte: *genannt*, bey Adoptivnamen, und über einen Beweis *a priori*, dass es gerade *vier* Realrechte gebe. X. *Zwey Stimmen aus dem sechzehnten Jahrhunderte über die juristische Methode.* Nemlich ein übersetzter Brief von *Wesenbek* von 1570 und eine Stelle aus *Melchior von Osse* Testament. Hoffentlich sollen diese Auszüge nichts weiter beweisen, als dass es schon im 16 Jahrhunderte Männer gegeben hat, welche eine Reform der juristischen Lehrart wünschten. Denn an Billigung der hier abgedruckten Vorschläge ist wohl im Ernste nicht zu denken. So verwirft z. B. *Wesenbek* alles Nachschlagen der Beweisstellen, so lange man auf Universitäten ist. Der Herausg. hätte noch anführen können, dass *Melchior von Osse* besonders den nach Leipzig mit vielen Kosten verschriebenen *Pet. Loriottus* anfeindete, weil er die Cujacianische Methode einführte. S. *v. O.* Testament S. 385. wo folgende naive Stelle vorkommt: „Nun hält Doctor „Petrus Loriottus in seinem Lesen einen solchen *modum*, „der hiebevorn, meines Erachtens, dergestalt in Welli„schen und Deutschen Landen nicht gehört, wiewohl „vielleicht derselbige den Schülern nütz seyn kann, *so „ist doch mein Verstand zu geringe, dass selbiger gründ„lich zu verstehen, darumb werden die bass Verständigen „betrachten, ob der Sachen dadurch geholfen.*" XI. *Juristische Nachrichten von der Leydenschen Universität*, 1790. Wieder ein merkwürdiger Aufsatz! Wir wünschten, dass der Herausg. uns mehrere ähnliche Nachrichten vom Zustande des juristischen Studiums auf andern ausländischen, besonders italienischen, Universitäten geben könnte! XII. *Beschreibung der ältesten Ausgabe von Caius und Paulus.* Nicht die *Sichardische* Ausgabe von *Caii Institt.* und *Pauli Sentt. recc.* ist die älteste, sondern eine andere von *Almaricus Bochardus*, Paris 1525. 4. welche selbst *Schulting* nie gesehn hat, aber die Göttinger Universitätsbibliothek besitzt. Der Herausg. hat versprochen, die wichtigern Varianten daraus in einem neuen Abdrucke von *Pauli Sentt.* bekannt zu machen; Rec. weiss aber nicht, ob dieser Abdruck bereits erschienen ist.

Schliesslich will Rec. noch etwas über die dem Vf. eigne Art, Stellen aus dem römischen Rechtskörper anzuführen, erinnern. Der Vf. citirt nemlich nie die Rubriken, sondern blos die Zahl der Bücher, Titel und Gesetze, welche letztere er in den Pandekten mit *fr.* im Codex mit *const.* bemerkt: z. B. XLIX. 2. *fr.* 1. §. 2. (statt: L. 1. §. 2. D. *A quibus adpell. non licet*) VI. 23. *const.* 3. (statt: L. 3. Cod. *de testam.*) Nun ist zwar Rec. kein pedantischer Vertheidiger der einmal hergebrachten Art zu citiren, und fühlt so gut als der Vf. das Abstechende dieser, aus dem Mittelalter uns überlieferten Sitte von unserer heutigen Art zu studieren. Allein es scheint ihm eben so wenig rathsam, die Sache jetzt ändern zu wollen. Denn *erstlich* denkt sich das juristische Publicum schon bey den Rubriken ungefähr die Materie, worauf das *Citatum* Bezug hat: welches bey blossen Zahlenallegaten nicht möglich ist. Sodann muss man sich dennoch, wenn man auch die Methode des Vf. befolgt, die bisherige Citirart nebenbey geläufig machen, so lange noch gerade die wichtigsten civilistischen Werke in dieser Form existiren. Dadurch wird also die Sache dem Anfänger schwerer gemacht, als nöthig ist. Endlich (welches aber Rec. eben nicht für den wichtigsten Vortheil der alten Methode ausgeben will) wird das gute Vernehmen der Anfänger mit dem *Corpus juris* durch die bisherige Gewohnheit doch in etwas unterhalten; ob aber die neue Citirart diesen Zweck befördern kann, daran zweifelt Rec. wohl nicht ohne Grund.

Noch verbinden wir die Nachricht von einer frühern Arbeit des Vf. mit der gegenwärtigen Anzeige, damit unsere Leser einen vollständigen Begriff von seinen Verdiensten ums Civilrecht bekommen. Der Titel ist folgender:

GÖTTINGEN, b. Dietrich: *Eduard Gibbon's historische Uebersicht des Römischen Rechts*, oder das 44. Capitel der Geschichte des Verfalls des Römischen Reichs. Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Prof. *Hugo* in Göttingen. 1789. 13½ B. 8.

Es war eine glückliche Idee, einen Theil eines zwar allgemein bewunderten, aber vielleicht gerade von derjenigen Classe des Publicums, für welche diese Uebersetzung bestimmt ist, weniger gelesenen Werks, gemeinnütziger zu machen. Schon das ist interessant zu erfahren, wie ein Mann von *Gibbon's* Geiste, der nicht Rechtsgelehrter von Profession war, aber über römisches Recht viel dachte und nachlas, um ein vollkommenes Gemälde von dem Geiste des Zeitalters, welches er sich zum Gegenstande seines Meisterwerks gewählt hatte, aufzustellen, wie ein solcher Mann über die Entstehung und Ausbildung des positiven Rechts urtheilt. Selbst seine Fehler sind belehrend, und der Gesichtspunkt, aus welchem er die Gesetzgebung studierte, kann nicht anders, als zu vielen neuen Aufschlüssen und zur Entdeckung vieler bisher verkannter Wahrheiten Gelegenheit geben. Sehr richtig findet Hr. *H.* eine Ursache mehrerer fehlerhafter Vorstellungen bey *Gibbon* in der allzu grossen Aufmerksamkeit, welche dieser Geschichtschreiber auf den Ausdruck gewendet hat. Einem witzigen, blendenden Einfall opferte er bisweilen die historische Wahrheit auf, und es gereicht dem Uebersetzer zum Verdienste, dass er dergleichen Verirrungen in seinen Zusätzen nicht unbemerkt gelassen hat. Die Uebersetzung selbst ist treu

und fliessend; und nur in der äussern Anordnung hat Hr. H. einiges geändert. Denn die Abschnitte sind von ihm; die Anmerkungen des Originals aber sind zum Theil unter den Text gebracht, zum Theil, wenn sie bloss gelehrten Inhalts waren, und die Lectüre des Textes stören konnten, am Ende angehängt. Seine eigenen Zusätze hat er mit [ ] bezeichnet, so wie die Noten, womit er bisweilen den Text erläutert oder berichtigt, mit Buchstaben, weil die Noten des Originals Zahlen haben. In den eigenen Anmerkungen des Uebersetzers finden wir oft mit Vergnügen die ersten Keime der neuen Ideen, welche er in der Folge in die Rechtsgeschichte oder das Magazin aufnahm. Ueber gewisse Gegenstände, z. B. über die Trennung der juristischen Secten (S. 49.) über die Ursachen, warum in *L. Jul. de adulteriis* die Veräusserung des unbeweglichen Heirathsguts untersagt wurde (S. 93.), über *res mancipi* und *nec mancipi* (S. 109.) u. s. w. dachte er damals anders, als in seinen neuern Schriften: manche Zusätze enthalten auch Bemerkungen, die er sonst nirgends wieder ausgeführt hat; z. B. S. 54. f. S. 65. f. S. 67. f. S. 86. u. s. w. Ueberhaupt sind der Zusätze zu den literarischen Anmerkungen weniger, als zu den übrigen. Ob schon wir übrigens nicht allen Meynungen, die der Uebersetzer auch hier äussern, Beyfall geben können: so müssen wir demungeachtet die Lectüre dieses kleinen geistvollen Buchs einem jeden empfehlen, für den Untersuchungen über den Geist der Gesetzgebung Interesse haben.

GESCHICHTE.

Leipzig, in der Weidmannischen Buchh.: *Geschichte des Hochstifts Lüttich*, von *Karl Moritz Fabritius*. 1792. 294 S. gr. 8.

Die Geschichte der Lütticher ist unstreitig eine der interessantesten Specialgeschichten Deutschlands. Die grossen Freyheiten der Stände dieses Landes und der stete Kampf um ihre Erhaltung gewähren einen Anblick von Kraft und Energie, der selbst bey der Vermischung mit manchen wilden und zügellosen Scenen immer noch Vergnügen zurücklässt. Sie verdiente daher um so mehr einen geschmackvollen Bearbeiter, da die beiden Hauptwerke darüber, *Foullon* und *Fisen* eben nicht zu ihrem Studium anlocken können. Leider ist aber auch die gegenwärtige Schrift ohne dieses Verdienst, vielmehr eine blosse Compilation, vorzüglich aus Foullon, nicht Geschichte des Volks, sondern Geschichte der Bischöfe, ohne feine Bemerkungen, Stil und Darstellung ungefeilt und rhapsodisch. Dass der Vf. nicht eingesehen hat, dass *Foullon* und *Fisen*, als eifrige Anhänger der Bischöfe und als Jesuiten schrieben, man folglich bey ihrer Schilderung der Revolutionärs in der Lütticher Geschichte; wie z. B. der Familie von der Mark vieles von den zu schwarz aufgetragenen Farben verwischen müsse, darf niemanden wundern, sobald er (S. 216.) den Vf. im Ernst behaupten sieht, dass der gemeine Lütticher immer ein kleines Taschenmesser bey sich führe, und damit seinem Feinde, wenn er mit ihm von ungefähr in Streit geräth, oft Galgen und Rad auf das Gesicht schneide, worin er eine besondre Geschicklichkeit besitze. Auch ist die Geschichte nicht vollständig; sondern Hr. F. beschliesst sie mit dem J. 1716: aber freylich — hört *Foullon* gerade mit diesem Jahre auf, und unerachtet wir also gar nichts von der Geschichte Lüttichs in diesem Jahrhundert, von seinen Schicksalen in dem österreichischen Erbfolgekriege, seinen Streitigkeiten mit dem König von Preussen, und besonders von den wichtigen inneren Streitigkeiten der Stände mit dem Fürsten wegen Ertheilung der Privilegien und der zum Theil dadurch veranlassten Revolution vom J. 1789 erfahren, so bescheiden wir uns doch gern, dass Hr. F. sehr triftige Gründe gehabt hat, nicht bis auf seine, sondern nur bis auf Foullon's Zeiten zu arbeiten. Sobald ein zweyter *Foullon* die Geschichte Lüttichs im achtzehnten Jahrhundert geschrieben haben wird, wird Hr. F. gewiss nicht säumen, die Lücke seines Werks gehörig auszufüllen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrheit. *Hamburg*, b. Hoffmann: *Versuch über die richterliche Billigkeit*, von *Heinrich Wilh. Lawatz*, königl. dänischen Justitzrathe. 1793. 62 S. ohne die Vorerinnerung. 8. — Diese Schrift soll die Grundregel angeben, nach welcher der Richter in Ansehung der Billigkeit zu verfahren habe. Sie enthält aber ausser einer ziemlich vollständigen Angabe der Literatur nichts, als eine Reihe von römischen Gesetzen und Stellen aus ältern und einigen neuern Civilisten mit deutschen Uebersetzungen, auch mitunter viel leere Declamation, ohne dass irgendwo der Begriff der richterlichen Billigkeit und die Regeln ihres Gebrauchs bestimmt angegeben, und an passenden Beyspielen gezeigt wären. Am Ende sind zwar einige Regeln angehängt. Sie erläutern aber nichts, und zeichnen dem Richter keine Gränzen vor. Von dieses scheint es dem Vf. auch nicht gerade zu thun gewesen zu seyn. Denn nach ihm ist die Billigkeit des Richters an keine Schranken gebunden, sondern hat auch in solchen Fällen freyen Spielraum, wo die deutlichsten Vorschriften der Gesetze vorhanden sind. Wir miskennen die gute Absicht des Vf. nicht, zweifeln aber, ob die Justizpflege dabey gewinnen würde, wenn man dem individuellen Billigkeitsgefühle des Richters Gesetz und Rechte der Partheyen Preisgabe.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 29. August 1794.

MATHEMATIK.

Leipzig, b. Crusius: *Combinatorische Analytik und Theorie der Dimensionszeichen* in Parallele gestellt, von *Heinrich August Töpfer*. 190 S., nebst 8 grosen Tafeln mit Formeln. 1793. 8.

Hr. Prof. Fischer in Berlin hat bekanntlich eine Theorie der Dimensionszeichen herausgegeben, (m. s. A. L. Z. 1793. Nr. 102. S. 76 – 80.) worüber er öffentlich eines Plagiums der Hindenburgischen combinatorischen Analytik beschuldigt worden ist. Die Absicht der gegenwärtigen Töpferischen Schrift geht dahin, diese Beschuldigung in ihr volles Licht zu setzen, und mit unwidersprechlichen Beweisen zu belegen, dass Hr. F. die Hindenburgische Analytik nur in einem neuen Gewande dem Publicum dargelegt, und solche für seine eigene Erfindung ausgegeben habe. Ehe dieses geschieht, macht Hr. Töpfer erst einige Bemerkungen über die Recension, welche von der Fischerischen Schrift a. a. O. in der A. L. Z. erschienen ist. So sehr der Rec. im Ganzen genommen mit diesem Commentar über seine Anzeige der Fischerischen Schrift zufrieden seyn kann, so übergeht er doch, was er gegen einige Aeusserungen des Hn. Töpfers selbst noch zur weitern Erläuterung beybringen könnte, und begnügt sich, blos den Inhalt der lesenswürdigen und mit sehr vieler Gründlichkeit verfassten Schrift des Hn. T. anzuzeigen, und ist weit davon entfernt, sich im geringsten in den Streit einzulassen, der zwischen beiden Partheyen bereits entstanden ist, noch weniger an der Beschuldigung des Plagiums, welches Hr. Fischer begangen haben soll, einigen Antheil zu nehmen. Sonderbar ist es freylich immer, dass Hr. F. von den Hindenburgischen Schriften nichts will gewusst haben, als bis er bereits mit seiner Arbeit fast zu Ende war. Aber es lässt sich ein *absichtliches* Plagium dieser Art mit dem Charakter eines Mannes kaum vereinigen, der nothwendig voraussehen musste, dass ihm gegen die Anmassung einer fremden Erfindung sehr wichtige Einwürfe würden gemacht werden, da die Hindenburgischen Schriften nicht leicht jemanden, der sich mit der höhern Mathematik beschäftigt hat, unbekannt seyn können. Aber Hr. F. wird zu seiner Vertheidigung selbst Gründe anzuführen wissen, und daher einem jeden Recensenten die Mühe ersparen, die Entschuldigung eines solchen Plagiums aufzusuchen.

Der Inhalt der vor uns liegenden Schrift ist in XW Hauptstücke abgetheilt. I — III. beschäftigt sich mit einer kurzen Darstellung der Gründe, worauf Hn. Prof. H. combinatorische Analytik, und Hn. Fischers Theorie der Dimensionszeichen gebaut sind. Hindenburgs Arbeit gründe sich auf eine vollständige Erläuterung aller Prämissen, und auf eine gut geordnete Gradation von Sätzen, welche die Möglichkeit einer unendlich mannichfaltigen Anwendung vorausagten, die Fischerische hingegen gleiche einem Zauberpallaste, worin so viel von dem Reichthume der H. Theorie glänze, als sein Luftgebäude nur immer habe annehmen und tragen können, und habe die mystische Aufschrift, *Theorie der Dimensionszeichen*. (Rec. glaubt, dass Hr. T., als Hindenburgs Freund, die Fischerische Schrift doch zusehr herabwürdigt. Deutlichkeit, Ordnung und Uebersicht dessen, worauf die Sache ankommt, ist doch auch in derselben nicht zu verkennen. Rec. könnte einige *Anfänger* nennen, welche sich aus Fischers Schrift sehr gut unterrichtet haben.) IV. Wie Hr. Prof. H. auf seine Combinationszeichen und deren Anwendung in der Analysis gekommen. Angebliche Veranlassung der Fischerischen Dimensionszeichen. Der Grund der Theorie dieser Zeichen falle aufserhalb des Fischerischen Werkes, in die Hindenburgischen combinatorisch - analytischen Schriften, und so sey denn, nachdem schon lange zuvor die *simpel erhabene* Hindenburgische Theorie — wie ein hellleuchtendes Gestirn aus den dunkeln Wogen des Oceans — auf- und hervorgegangen war, um ewig zu leuchten, das *luftige Meteor* einer Theorie der Dimensionszeichen ihr gefolgt, und über den Fischerischen Horizont aufgestiegen, um augenblicklich zu platzen. (Hr. Töpfer muss hier selbst gefühlt haben, etwas zu weit gegangen zu seyn, indem er in einer Anmerkung zu diesem declamatorischen Texte doch wieder etwas in Hn. Fischers Verdienste einlenkt. Uebrigens zweifelt Rec., der Hn. Prof. Hindenburg als einen der bescheidensten Gelehrten kennt, dass Hr. H. an *solchen* Lobesäusserungen Geschmack finden kann. Es kommen dergleichen noch mehrere vor, die der Vf. der Combinatorischen Analytik ohne Zweifel weggestrichen haben würde, weil sie dem Ruhme eines Werkes, das sich schon durch seinen innern Gehalt anpreiset, mehr schaden als nützen.) V. VI. VII. Ob sich denken lasse, dass Hr. Fischer nichts von Hs. combinatorisch analytischen Schriften vor Erfindung seiner Dimensionszeichen gewusst habe? (Hierauf wird Hr. F. schon zu antworten wissen.) Kurze Uebersicht des Geistes der Hindenburgischen Methode, und Vergleichung mit der Theorie der Dimensionszeichen. Daraus dann (VIII.) hergeleitet wird, die Fischerischen Dimensionszeichen, und die daraus bestehenden Formeln seyen nichts anders, als *absichtlich* verstellte Hindenburgische Combinationszeichen und Formeln. Die von Hn. F. getroffene Abänderung sey noch dazu *fehlerhaft*, und hebe zwey wesentliche Vortheile der Hindenburgischen Bezeich-

zeichnung, *Simplicität* und *Harmonie* ganz auf. Wie gegebene Zahlen zu bestimmten Summen zu *combiniren* seyen, davon habe Hr. F. keine Vorschrift gegeben, noch auch des Verfahrens, gegebene Dinge zu *permutiren*, mit irgend einer Sylbe gedacht, so viel er auch Veranlassung dazu in Festsetzung und Begründung einer deutlichern Formel für die Versetzungszahlen gehabt habe, als er (§. 37.) gegeben habe. Aber Hr. F. vermeide alle Gelegenheit, gefliſſentlich der Combinationslehre, und was damit in Verbindung steht, zu gedenken. IX. Fernere Vortheile der Hindenburgischen Darstellung zusammengehöriger Zahlencomplexionen, und (X) wie wenig Hr. F. mit seinen entlehnten Hülfsmitteln Neues geleistet. XI. Seine allgemeine Auflösungsreihe sey, sowohl ihrem Ursprunge als ihrer Form nach, mit der allgemeinen Umkehrungsreihe einerley. Vergleichung der Fischerischen Umkehrungsformel mit Hn. *de la Grange's* allgemeiner Auflösungsformel. — Zuweilen habe Hr. Fischer seine Dimensionszeichen A^{1}, A^{2}, A^{3} etc. statt *gemeiner* Coefficienten gebraucht, ganz wider den einmal festgesetzten Begriff dieser Zeichen, zum Beweise, dass er keinen recht netten Begriff von der Natur und eigentlichen Beschaffenheit dieser Zeichen habe. XII. Kurze Darstellung, was vor der Ausgabe des Fischerischen Werkes über das Problem der Umkehrung der Reihen bekannt gewesen. Die Klagen der Analysten, die auch Karsten noch geführt habe, dass die Umkehrung zu so beschwerlichen Rechnungen führe, und das allgemeine Gesetz der Coefficienten nicht gut übersehen lasse, seyen nun durch die *Eschenbachische Umkehrungsformel* gründlich gehoben. Die Fischerische Formel sey nur in andern Zeichen die Eschenbachische. (Wenn dies auch wahr ist, so sind doch die Aeusserungen S. 148. wieder etwas zu leidenschaftlich.) XIV. Ungefähre Berechnung des haaren Verlustes, welcher den Lesern, die sich durch Hn. Fischers Schrift in der Sache unterrichten wollen, daraus erwächst, dass Hr. F. gefliſſentlich sich stelle, als sey ihm von der Hindenburgischen Combinationsmethode vorher nichts bekannt gewesen. Dunkelheit und Beschränktheit der Fischerischen Theorie, Mangel an Simplicität, an harmonischer und lebendiger Darstellung der Resultate — Beschränktheit, da sie nichts weiter als Anwendung einer *einzigen* Aufgabe aus dem *unermesslichen Ocean* combinatorischer Verwickelungen sey, der Aufgabe nemlich, wie sie Hindenburg bezeichnet: *Rerum datarum, admissis repetitionibus, quaerere combinationes numeri dati sive propositi.* Was Combinationen, und Variationen zu *bestimmten Summen* ohne Wiederholungen, was Combinationen und Variationen *an sich*, mit und ohne Wiederholungen, was Permutationen und Permixtionen sind, wie sie dargestellt werden, und welchen Gebrauch sie in der Analysis haben; von cyklischen Perioden, und ihrem Einflusse auf die diophantische Analytik, von diesen und mehreren Dingen, wovon Hr. Hindenburg theils schon Auskunft gegeben, theils sich noch ausführlicher in jenem gröſsern Werke erklären wird, erführen die Leser der Fischerischen Theorie nichts. Es gehe ihnen mit den Dimensionszeichen wie den Eskimo's mit ihren Schneeaugen, wodurch sie zwar ungeblendet ihr Gesicht auf grose Fernen erstrecken, aber nur nach solchen Richtungen vor sich hin sehen können, wie ihnen die Oeffnung des Schlitzes verstattet. Man sieht aus allem angeführten, dass diese Schrift des Hn. Töpfers sehr polemisch ist. Doch trägt sie sehr vieles bey, die Hindenburgische Methode selbst inniger kennen zu lernen, von der Hr. T. sagt, es werde niemanden, selbst den gröſsten Analysten nicht die darauf verwendete Zeit und Mühe gereuen, indem er daraus den bisher mit heiligem (!) Dunkel (!) bedeckten Zugang zu der absoluten Quelle kennen lerne, woraus die Arithmetik mit ihren Zahlensystemen und die unermessliche Analysis ihren Ursprung nehme (!). (So sehr Rec. den Werth der Hindenburgischen Arbeiten schätzt, so glaubt er doch in diesen Ausdrücken des Hn. Töpfers eine sehr grose Herabwürdigung dessen, was andere Analysten bisher geleistet haben, zu finden. Sollten denn ein *Euler, d'Alembert, de la Grange* und mehrere der *gröſsten Analysten* wirklich in einem so heiligen Dunkel herumirren, als man aus diesen Aeuſserungen schliesen sollte; sollten sie so ganz uneingeweiht in den Geheimnissen der Zahlengebäude u. d. gl. seyn? Wahrlich das kann Hr. Töpfer so ernstlich nicht gemeynt haben. Wir hoffen, er werde gelegentlich diese Ausdrücke modificiren, und überhaupt in der Folge, wenn der Streit mit Hn. Fischer fortgesetzt werden sollte, seine Ausdrücke mehr zu mässigen wissen.)

BERLIN, b. Schöne: *Anleitung zur Optik, Katoptrik und Dioptrik*, von *Abel Burja*. 1793. 382 S. 8. (mit Holzschnitten im Texte.) (1 Rthlr. 12 gr.)

Gegenwärtige Schrift enthält in einer fruchtbaren Kürze die wichtigsten Lehren der optischen Wissenschaften, und empfiehlt sich, wie andere Schriften des *Vf.*, durch einen lichtvollen und gründlichen Vortrag. Die Vorrede ertheilt einiges von der Geschichte und Literatur der Optik. Das Werk selbst ist in 10 Hauptstücke abgetheilt. I. Das allgemeine vom Lichte, von Leuchtung, Erleuchtung, Helligkeit, Deutlichkeit und Farbe, also Photometrie. — Jeder leuchtende Punkt für sich, verbreite das Licht um sich in den Raum einer völligen Kugel. Sey aber jener Punkt auf der Oberfläche eines Körpers, so sey das wirklich von ihm ausstrahlende Licht nur in dem Raume einer Halbkugel enthalten, welche durch jene Oberfläche, oder bestimmter durch eine Ebene abgeschnitten werde, die man sich in jenem Punkte die Oberfläche des Körpers berührend gedenken müsse: doch werde hiebey die Oberfläche des Körpers nicht hökericht, sondern glatt, (wenn gleich nicht nothwendig als Ebene,) vorausgesetzt, weil bey einer höckerichten Fläche die tiefer liegenden Punkte ihr Licht nicht in eine vollständige Halbkugel verbreiten könnten, der erhabenern Punkte Lichtkreis aber mehr als eine Halbkugel betragen u. s. w. (Uns däucht, dass diese Bestimmungen ganz unnöthig sind, sobald man den Satz festsetzt, dass von einem leuchtenden Punkte nur dasjenige Licht in Betrachtung kommen kann, welches von keinem Theile der übrigen Oberfläche des Körpers aufgehalten wird. Es könnte die Oberfläche eines Körpers vollkommen glatt, und dennoch so gekrümmt

gekrümmt seyn, dafs einzelne Punkte ihr Licht nicht in eine Halbkugel verbreiten könnten. Uebrigens sehen wir nicht recht ein, wozu diese Sätze gleich zu Anfange der Optik nützen, als etwa um die grofsen Schwierigkeiten bemerkbar zu machen, die bey der Bestimmung des Glanzes einer Fläche Statt finden.) §. 18. und an verschiedenen andern Stellen erwähnt der Vf. der Durchdringlichkeit des Lichtes. Das will doch wohl nur so viel sagen, man gedenkt sich in der Optik die Lichtstrahlen blofs als mathematische gerade Linien, und strahlende Punkte, als mathematische Punkte. Denn dafs das Licht, *als Materie*, durchdringlich sey, kann der Vf. wohl nicht gemeynt haben. Nur die Räume, in denen die Lichttheilchen auf einander folgen, sind durchdringlich. Man stellt sich den Lichtstrahl blofs als den Weg vor, den ein Lichttheilchen beschreibt, und so wird die Betrachtung des Lichts ganz geometrisch. — Der Beweis des 21sten §., dafs die Menge Lichtstrahlen, die eine leuchtende Ebene senkrecht auswirft, sich verhalte zu der, die sie in einer schiefen Richtung auswirft, wie der Sinus totus zum Sinus des Auswurfswinkels, will dem Rec. nicht recht gefallen, weil er zu empirisch ist. Der Satz läfst sich aus der Betrachtung, wie die Lichtkugel von jedem einzeln Punkte der strahlenden Fläche ausfahren, und sich in die Räume D und E vertheilen, blofs geometrisch herleiten. II. Von der scheinbaren Gröfse, der scheinbaren Entfernung und scheinbaren Bewegung der Körper. — Zur Ursache, warum wir mit beiden Augen nur einfach sähen, wird mit angegeben, dafs wir jedesmal einen Gegenstand nur mit einem Auge betrachteten, abwechselnd bald mit dem rechten, bald mit dem linken. Versuche, welche dieser Behauptung einen grofsen Grad von Wahrscheinlichkeit geben. III. Vom Schatten. IV. Vom zurückgeworfenen Lichte und von ebenen Spiegeln. Glasspiegel seyen im Grunde auch nichts als Metallspiegel, denn die Belegung mache eigentlich den Spiegel. (Erst in der Folge erinnert der Vf., dafs gläserne Spiegel doppelte Bilder machen, dafs also doch auch die vordere Fläche des Glases einen Spiegel darstellt). Ueber die mannichfaltigen Erscheinungen der Gegenstände in ebenen Spiegeln, bey Ruhe und Bewegung sowohl der Gegenstände, als der Spiegel. V. Kugelförmige und andere gekrümmte Spiegel. Bey Gelegenheit der Hohlspiegel verschiedene optische und magische Belustigungen, Geistererscheinungen u. d. gl.. VI. Brechung des Lichtes bey seinem Durchgange durch einerley und unterschiedene Mittel. VII. Brechung in kugelförmigen Gläsern, oder Linsen, Berechnung der Brennpunkte, Gröfse der Bilder von Gegenständen — Abweichung wegen der Gestalt der Gläser u. d. gl. VIII. Vom Gebrauche einzelner Glaslinsen, zu einfachen Microscopen, Augengläsern; optischen Kästen — Camera obscura und clara, Zauberlaterne, Sonnenmicroscop. IX. Fernröhre, zusammengesetzte Microscope. X. Abweichung der Lichtstrahlen bey optischen Werkzeugen, sowohl wegen der Farbenzerstreuung, als auch wegen der kugelförmigen Gestalt der Glaslinsen und der Spiegel. Theorie der achromatischen Fernröhre, Berechnung des Verhältnisses der Gläser zu solchen Fernröhren, so elementarisch vorgetragen, als es nur geschehen kann, und dennoch zur Ausübung fast hinreichend. Des Vf. Behandlung dieses schweren Gegenstandes hat uns sehr wohl gefallen, so wie auch sein Verfahren, die Gröfse der Farbenzerstreuung zu messen, und die Vorrichtung, die er dazu angibt. Bey der Lehre von den Telescopen und Microscopen pflegt angenommen zu werden, dafs die Lichtstrahlen parallel unter sich aus dem Ocularglase kommen, und ins Auge fallen. Diese Vorstellung will dem Vf. gar nicht gefallen, und sie sey ganz der Natur zuwider. Denn das menschliche Auge sey so gebauet, dafs es durch parallele Strahlen eben so wenig sähe, als durch convergirende, es erfodere allemal divergirende. Wenn man durch ein optisches Werkzeug etwas sehen wolle, so müsse nothwendig ausserhalb des Auges ein wirkliches oder scheinbares Bild vorhanden seyn. Wo könne aber dieses seyn, falls die Strahlen parallel ankämen. Etwa in einer unendlichen Entfernung? So sey aber der Zweck dieser Instrumente ganz verfehlt, welche die Gegenstände näher, als sie sind, nicht aber unendlich entfernt, vorstellen sollen. Es müfsten demnach die aus dem Ocularglase kommenden Strahlen nothwendig so divergiren, als kämen sie aus der Ferne, in welcher man sonst mit blofsen Augen recht deutlich sähe. Dies werde in der That bey einzeln Vergrofserungsgläsern angenommen, und könne also auch bey Oculargläsern geschehen, in so ferne man durch sie das von dem Objectivglase verursachte Bild eines Gegenstandes, wie einen Gegenstand selbst durch ein Vergröfserungsglas betrachte. In so ferne glaube er also hierin von dem gewöhnlichen Vortrage abweichen zu dürfen, dafs er die Strahlen hinter einem Ocularglase ebenfalls nach divergirenden Richtungen in das Auge kommen lasse. (Unsers Erachtens ist in guten optischen Büchern bisher eben das angenommen worden, und der Ausdruck Parallelstrahlen, wird gewöhnlich nur für Strahlen genommen, die eine solche Lage haben, als wenn sie von einem weit entlegenen Punkte herkämen. Indessen ist noch immer die Frage, ob man das Bild eines Gegenstandes durch ein Ocularglas, nicht auch durch wirkliche Parallelstrahlen deutlich sehen könne. Es kommt ja nur darauf an, dafs diese Strahlen hinter der Krystall-Linse sich gerade auf der Netzhaut wieder vereinigen können, und daran wird wohl niemand zweifeln, man müsste denn aus der Natur des Auges beweisen, dafs sich die Netzhaut nie der Krystalllinse bis auf den Vereinigungspunkt paralleler Strahlen nähern könne, und dies möchte wohl ein schweres Stück Arbeit seyn. Dafs die meisten Augen divergirende Strahlen von jedem Punkte eines Gegenstandes, oder des Bildes eines Gegenstandes zum Deutlichsehen erfodern, beweist noch nicht, dafs dies allemal der Fall sey, und dafs es nicht auch manchen Augen möglich seyn sollte, durch Parallelstrahlen deutlich zu sehen.)

LITERARGESCHICHTE.

KOPENHAGEN, gedr. b. Höpfner: *Kiöbenhavns Universitäts Journal* (Journal der Kopenhagener Universität);

tät); udgiven ved Profeſſor *Jacob Baden*. 1 Aargang. 1793. 190 S. 4. ohne Inhalt.

Dieſes Journal iſt vorzüglich als ein Archiv der gelehrten Geſchichte der Kopenhagener Univerſität zu betrachten. Man findet darin Nachrichten von den Verfaſſungen der Profeſſoren und Lehrer, von den öffentlichen Prüfungen, von den Stipendien und deren Verwaltung, von andern gelehrten Veranſtaltungen; auch von den Anordnungen und Reſcripten, welche die Univerſität betreffen. Bey den meiſten dieſer Gegenſtände iſt die Publicität allerdings ſehr heilſam, zumal bey allem, was öffentliche Vorſchriften und die Stipendien betrifft; der Herausg. verdient daher ſowohl wegen ſeiner Freymüthigkeit, als wegen der Sorgfalt, welche er auf Herbeyſchaffung der Materialien wandte, den Dank des ganzen Publicums, das ſich für die Univerſität in irgend einer Rückſicht intereſſirt. Einige Aufſätze werden auch dem Literaturfreunde überhaupt willkommen ſeyn, wie z. B. die hiſtoriſche Nachricht von dem *Kopenhagener Obſervatorio* und deſſen Aſtronomen von 1736 bis 1777, deren Fortſetzung wir mit Verlangen erwarten. Auſſerdem enthält jedes Heft einige Recenſionen neuer, vorzüglich wichtiger Schriften, die mit Einſicht, aber, wie es ſcheint, nicht immer mit ſtrenger Unpartheylichkeit verfaſst ſind. Wenigſtens dünkt uns, daſs der Vf. über alles, was die vorgeſchlagene, und von manchen verdienten Männern ſo ſehr empfohlene, *norwegiſche Univerſität* betrifft, nicht die Unbefangenheit zeigt, welche dem wahren Gelehrten ſo wohl anſteht, der eine Veranſtaltung zur Ausbreitung der Wiſſenſchaften nie aus einem einſeitigen Geſichtspunkt oder in Beziehung auf perſönliche Umſtände betrachten darf. In dem vierten Hefte wird ein neuer Artikel angefangen, welcher Bemerkungen über fremde Beurtheilungen däniſcher Schriften enthält. Der Vf. will nicht gerade alle dergleichen Urtheile anführen; nur diejenigen, welche eine vorzügliche Aufmerkſamkeit auf die däniſche Literatur anzeigen, oder Sachen in einem falſchen Lichte darſtellen. Zugleich ſetzt er es ſich vor, die Fälle aufzudecken, wo eine Recenſion aus Dänemark ſelbſt ausgeſandt ſeyn möchte, um einen Freund zu erheben, oder einen Feind niederzudrücken. Die Idee an ſich iſt ſehr gut, und kann der däniſchen Literatur wahren Gewinn bringen. Nur bitten wir ihn, — *nicht der allgemeinen Literaturzeitung wegen*, welche für ſolche Künſte literariſcher Sünder unzugänglich iſt, — ſondern um *der Ehre der däniſchen Literatur ſelbſt* willen, daſs er ſich ja zu keiner inquiſitoriſchen Jagd verleiten laſſe.

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. *Hamburg*, b. d. Gebr. Herold: *Ueber die neueſten Verordnungen in Anſehung der Preſsfreyheit in Dännemark, nebſt der vollſtändigen Epiſtel Voltairens an den König von Dännemark über dieſen Gegenſtand.* Aus dem deutſchen Magazin. 1792. 47 S. kl. 8. — Dieſer Aufſatz iſt als ein hiſtoriſcher Commentar über das bekannte Reſcript vom 3ten December 1790 anzuſehen, welches in Deutſchland von manchen, unter andern vom Hn. Prof. Remer in ſeinen ſtatiſtiſchen Tabellen, für eine Einſchränkung der Preſsfreyheit ausgegeben iſt, da es doch, wie man aus der gegenwärtigen Schrift ſehr deutlich ſieht, vielmehr die Preſsfreyheit auf das neue begründet, und durch eine genauere Beſtimmung in Anſehung der daraus entſtehenden Streitſachen noch mehr als zuvor ſicher ſtellt. Nachdem nemlich die ganz unbegrenzte Preſsfreyheit, welche vermöge des Reſcripts vom 14ten Sept. 1770 ſtatt fand, wegen verſchiedener wirklicher Miſsbräuche, durch ein Reſcript vom 7ten Oct. 1771 in ſo weit genauer erklärt ward, daſs Injurien, Pasquille und aufrühreriſche Schriften, nach wie vor, den geſetzlichen Strafen unterworfen ſeyn; überhaupt aber jeder Schriftſteller, oder der Buchdrucker, wenn er den Vf. nicht angeben könnte, für den Inhalt der Schrift haften ſollten: ſo ward durch ein Reſcript vom 20ſten Oct. 1773, und deſſen nachmaliger Ausdehnung vom 27ſten Nov. 1773, dem Polizeymeiſter das alleinige Recht gegeben, Miſsbräuche der Preſsfreyheit zu unterſuchen, und mit einer Geldbuſse von 50 bis 200 Reichsthalern zu ahnden, ohne daſs eine Appellation Statt fände. Dieſe Einräumung einer ziemlich arbitrairen Macht, welche man auch, wie verſchiedene von dem Vf. erzählte Fälle beweiſen, oft auf eine eben ſo lächerliche als deſpotiſche Weiſe anwandte, hinderte im Praxi den Gebrauch der Preſsfreyheit faſt ganz, bis ſeit 1784, da der, auch wegen ſeiner Popularität allgemein verehrte Kronprinz Theil an den Staatsgeſchäften nahm, man im Vertrauen auf ſeine Denkungsart das Reſcript ſtillſchweigend bey Seite gelegt glaubte, und in dieſem Glauben durch das Stillſchweigen des Polizeymeiſters zu Schriften, beſtärkt ward, bey denen es ehedem geiſtliche Buſsübungen und Geld-Aufopferungen geregnet haben würde. Indeſs liefs unvermuthet der damalige Polizeymeiſter im Nov. 1790 durch ein zweymaliges Erkenntniſs jenes dem Geldbeutel der Schriftſteller ſo fürchterliche Reſcript wieder aufleben; allein die allgemeine Beſorgniſs des Publicums auf der einen Seite, und die Wahrnehmung des für den Staat und jeden Privatmann höchſt nachtheiligen Irrthums, daſs ein Buchdrucker durch Erlegung von 200 Thaler ſich von der Verbindlichkeit, den Vf. zu nennen, befreyen, und dieſen dadurch aller verſchuldeten Strafe entziehen zu können; auf der andern Seite gaben der Regierung Anlaſs, eben bey dieſer Gelegenheit durch das gedachte Reſcript vom 3ten December 1790, jene Verfügung ganz aufzuheben, und in Zukunft die Klagen gegen Schriftſteller an die ordentlichen Gerichte zu verweiſen, welche nach den allgemeinen Geſetzen und Anordnungen urtheilen ſollen. Dies iſt der Umriſs des Inhalts dieſer kleinen Schrift, die zugleich hinlängliche Nachricht von den hieher gehörigen Vorſchriften des däniſchen Geſetzes und den ehemaligen Cenſur-Edicten gibt. Die beygedruckte Epiſtel Voltaires ward im Jahre 1770 geſchrieben, und ſteht unter ſeinen übrigen Epitres.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 30. August 1794.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Berlin, b. Rottmann: *Katechismus der Apothekerkunst, oder die ersten Grundsätze der Pharmacie für Anfänger.* Entworfen von D. *Sigismund Friedrich Hermbstädt.* 1792. 346 S. 8. (16 gr.)

Dieses Werkchen zeichnet sich zwar vor andern Schriften, die ehedem unter demselben oder einem ähnlichen Titel von andern Verfassern herausgegeben worden sind, durch grössere Vollständigkeit, durch richtigere und den neuesten Entdeckungen angemessenere Erklärungen mehrerer Erscheinungen, und durch andere gute Eigenschaften aus; indessen ist es doch nicht so fehlerfrey, dass es ohne alle Einschränkung gelobt und den Lehrlingen der Apothekerkunst vorzugsweise empfohlen werden könnte. Wir müssen vielmehr gestehen, dass wir, im Ganzen genommen, unsere Erwartungen in demselben bey weitem nicht befriedigt gefunden haben. Der Vf. scheint bey der Ausarbeitung desselben sehr flüchtig zu Werke gegangen zu seyn, und das, was er niedergeschrieben hat, oft nicht gehörig überdacht zu haben. Die Ausdrücke, deren er sich (z. B. §. 2. 51. 623 u. s. w.) bedient, sind daher nicht immer gut gewählt, und die Beyspiele, womit er seine Behauptungen erläutert (z. B. §. 72. 108. 522 u. s. w.), sind oft nicht die passendsten; überdem mangelt es auch in seinem Werkchen nicht an Fehlern von anderer Art, die einer Berichtigung bedürfen und von einer Uebereilung des Vf. zeugen. Einige Stellen, die wir anführen wollen, werden, hoffen wir, dies Urtheil beweisen. Der Vf. gedenkt zuerst der Eintheilung der Arzneyen in galenische und chemische, und behauptet zugleich, dass die galenische Pharmacie ihren Beynamen vom *Galen* habe, und dass sie noch jetzt alle mechanische Beschäftigungen, welche in der Apothekerkunst vorkommen, in sich begreife; es ist aber, dünkt uns, bekannt genug, dass die galenischen Arzneyen ihren Namen nicht vom *Galen*, sondern vom Worte γαλήνη haben, dass man schon vor jenem Arzte einige galenische Heilmittel hatte, und dass man jetzt manche Produkte, die nicht durch mechanische Mittel allein bereitet werden, galenische Arzneyen nennt. Unter der Solution versteht der Vf. eine innige Vereinigung zweyer von einander ganz verschiedener Materien, diese Definition ist aber zu enge; denn eine wahre Solution kann auch statt haben, wenn drey und mehr verschiedene Körper mit einander vereinigt werden; auch findet nicht allemal, wie Hr. H. S. 17. sagt, bey der Auflösung ein beträchtliches Aufwallen statt, mehrere Körper verbinden sich, sowohl auf dem nassen, als auf dem trocknen Wege, ohne alles Brausen mit den Körpern, gegen welche sie eine Verwandschaft haben und gehen damit in eine vollkommne Auflösung über. Die Materie die man durchs Ausfüssen von einer unauflösbaren Substanz abscheidet, sind nicht immer, wie wir S. 22. lesen, ganz unnütze Körper; ein Apotheker, der z. B. bey der Bereitung des schweistreibenden Spiessglases keine Rücksicht auf die im Ausfüsswasser enthaltenen Salze nehmen wollte, würde beweisen, dass er wenig Einsichten habe, oder nicht ökonomisch zu arbeiten verstehe. S. 32. Die Oele, die man aus aufgelösten Seifen abgesondert hat, sind gemeiniglich sehr flüchtig, und man kann also nicht sagen, dass die Niederschläge, die sich unter einer tropfbar flüssigen Gestalt abscheiden, unsichtbar seyen. S. 61. finden wir der Luftsäure als eines Bestandtheils der atmosphärischen Luft und S. 92. der dephlogistisirten Salzsäure als eines Auflösungsmittels des Goldes nicht gedacht. S. 112. ist nicht erwähnt, dass im Bambergischen viel Süssholz gebauet wird, und dass man in Russland die Wurzel der Glycyrrhiza echinata gewöhnlich unter dem Namen Radix Liquiritiae verkauft. Vom ätherischen Chamillenöle behauptet der Vf. S. 125., dass es eine dickflüssige Consistenz habe, und an einen andern Orte sagt er, dass alle schmierige Oele in der Kälte gerinnbar seyen; eine Behauptung, die eben so, wie die Vorhergehende und manche andere, die wir in dieser Schrift (z. B. §. 69. 1. §. 84. 156. 167. 208. 638. 639. u. f. w.) gefunden haben, grosse Einschränkung leidet. An einigen Stellen (z. B. S. 247. Z. 9. vergl. mit S. 248. Z. 23, und S. 194. Z. 4. f. vergl. mit S. 219. unten) glauben wir auch Widersprüche bemerkt, und an einigen andern (z. B. S. 177. wo der tachemische Salze, und S. 242. wo der Weise, wie man, durch Auswaschen mit salmiakhaltigem Wasser, dass versüsste Queckfilber vom ätzenden Sublimate befreyen kann, nicht gedacht ist,) Vollständigkeit vermisst zu haben. Ueberhaupt hätte der Vf., wenn er nicht mehr Zeit, als er sich genommen zu haben scheint, auf die Ausarbeitung dieser Schrift hätte wenden wollen, die Herausgabe eines solchen Werkes wohl einem andern Schriftsteller überlassen können. Hr. *Hagen* hat sich, wie man weiss, schon vor einigen Jahren verbindlich gemacht, einen Auszug aus seinem Lehrbuche der Apothekerkunst, zum Gebrauche der Anfänger, herauszugeben, und wir schmeicheln uns, dass dieses Werk die Erwartungen der Leser besser, als jener Katechismus, befriedigen wird.

PHYSIK.

Weimar, in d. Hoffm. Buchh.: *Almanach oder Taschenbuch für Scheidekünstler und Apotheker*, auf das Jahr 1793. *Vierzehntes Jahr.* S. 208. 16.

Dasselbe, auf das Jahr 1794. *Funfzehndes Jahr.* Mit 2 K. S. 212. 16.

Form, Einrichtung und Gehalt dieser beyden Jahrgänge ist den vorigen gleich. *Vierzehntes Jahr.* — *D'Elhujar's*: vorgegebene Auflösung des Goldes und Silbers in Salzsäure ist dem Hn. Herausg. nicht gelungen. (Dem Rec. auch nicht; und hat er Gelegenheit gehabt, diese Versuche in Gegenwart des Hn. *D'Elh.* selbst anzustellen, und selbigem den Beweis von der nicht erfolgenden Auflösung, bey Anwendung *reiner* Salzsäure, anschaulich vorzulegen.) — Der Bereitung der Arsenikäure nach *Richter's* Methode, scheint doch Rec. die einfachere *Scheelsche* vermittelst in genugsamer Menge angewendeter Salpetersäure, nicht nachzustehen. — Die grüne Farbe der sympathetischen Dinte aus Kobalt würde Rec. lieber einem geringen Eisengehalte zuschreiben, denn, je eisenfreyer eine Kobaltauflösung ist, je mehr geht die Farbe in die blaue über. — In dem *Beytrage über den Zustand der Pharmacie in Deutschland*, — aus welchem der Hr. Herausg. füglich manches, bloss das liebe Ich des Einsenders betreffendes, was für die Käufer des Taschenbuchs kein Interesse hat, hätte ausmerzen können, — wird die Frage aufgeworfen, wie der Staat sich bessere und mit ihrer Kunst mehr bekannte Apotheker verschaffen könnte? und gesagt: man würde am ersten zum Zweck gelangen, wenn man im allgemeinen dem Apotheker dem Unterricht der Schüler ganz *entsagte* (versagte, verböte,) und dagegen in jedem Lande pharmacevtische Schulen anlegte, wo man Männer als Lehrer wählte, die schon als gute Apotheker bekannt sind. Gut gemeint, aber wie auszuführen? — *Ein* — albernes *Visum repertum eines Arztes über eine gerichtliche Untersuchung eines als verfälscht angegebenen Weins*; als eine Probe ächter (scil.) chemischer Kenntnisse im Jahr 1788. Wenn Aerzte und Physici, ohne chemische Kenntnisse zu besitzen, sich mit dergleichen Untersuchungen befassen, so versündigen sie sich sowohl an dem Angeklagten, wenn er unschuldig ist, als sie auch den Richter in seiner Untersuchung misleiten. Im gegenwärtigen Falle war es höchstwahrscheinlich nichts als etwas abgesetzter unschuldiger Weinstein, was der hochgelehrte Herr „*secundum vera principia chymico-physica*" als das *Corpus delicti*, mit vielen Umständen aus 16 Boutl. Wein geschieden hatte, und dar ber, im Zusatze vom Herausgeber zurechtgewiesen wird. — *Verbesserte Bereitung des ätzenden flüchtigen Laugensalzes, und der flüchtigen Schwefelleber*; vom Hn. Herausg. nebst beygefügter Zeichnung des Apparats dazu. — *Hr. Wohlleben* welcher benachrichtigt, in einer, mit zwey Theilen Weingeist verfertigten Benzoëtinctur 3½ Drachmen Benzoësalz gefunden zu haben, hätte dabey auch das Quantum der dazu angewandten Benzoë anzugeben nicht vergessen sollen. — In einem Aufsatze: *kleine Reflexionen über Hn. Liphardt's Bemerkungen, bey einer Apotheker* — (Apotheken —) *Visitation in einer Reichsstadt* vertheidigt ein Hr. *Böhme* die Magistrate der Reichsstädte wider *Ls.* Schmähungen. Bey der Erzählung des Hn. B. „dass die mehresten Aerzte in den Reichsstädten, redlichem Grundsätzen zufolge, manches Wechselfieber, anstatt der theueren *Cortex Peruvianus*, sehr wohlfeil und gründlich mit dem spottwohlfeilen *Os Sepiae* kuriren" möchte Rec. wohl (mit dem Hn. Herausg. in der Note) fragen: warum nicht mit Ziegelmehl? Wenn Hr. B. sagt: er habe es erlebt, dass die Magistrate dem Meister *Niesewurz* (dem Apotheker) gar scharf auf dem Haspel passten, ihm straks auf dem Dache fassen, den Kräuterkoch tapfer zwickten, Mstr. Niesewurz brav in die Büchse blasen musste u. s. w. so verrathen solche Phrasen den ungebildeten jugendlichen Schriftsteller, der da meint, ein solcher Schulcameradenton behage auch dem grosse Publicum. — Dass es in *Wien* wirklich so unwissende Apotheker gebe, welche z. B. aus Pottasche und Soda *Magnesie* zu bereiten versucht haben; muss doch wahr seyn, da Anzeiger dessen Hr. *Petráus* dabey auf seinen Namen provocirt. — Ein Hr. *Sprenger* meldet, aus 8 Unzen schweisstreibendes Spiesglanz, mit ½ Unze Schwefel versetzt, ein gleichförmig geflossenes, durchsichtiges Spiesglanzglas erhalten zu haben. —

Funfzehnter Jahrgang 1794. Versuche, vom Hn. *Erxleben* angestellt, den braunen Zuckersyrup, nach wohlgeglückter Entfärbung durch Kohlenstaub, und Klärung durch Eyweiss, zum Absterben zu bringen, wollten nicht gelingen. Im Wasserbade liess er sich zwar zur Trockne bringen, wurde aber in einigen Stunden wieder schmierig, zähe und klebrigt. — *Beschreibung eines bequemen Lampenofens für angehende Scheidekünstler, und auch für schon geübte, bey kleinen Untersuchungen*; nebst Zeichnung. Von Hn. Herausg. — In der *Untersuchung in wiefern die Probe auf Vitriolsäure, bey der wesentlichen Weinsteinsäure durch Bleyzuckerauflösung und Wiederauflösung des dadurch entstehenden Niederschlags durch die Salpetersäure, zuverlässig sey*, empfiehlt der Hr. Herausg. statt jener, eine völlig gesättigte Bleyauflösung in Salpetersäure; oder auch die, mit Säure übersetzte, salzsaure Schwererdenauflösung, nach dem die zu prüfende Weinsteinsäure zuvor mit luftvollem flüchtigen Laugensalze gesättigt worden. — *Ueber die Bereitung des essigsauren Pflanzenlaugensalzes*, vom Hn. *Bucholz*. Der Mittel ohnerachtet, essigsaures Laugensalz, welches mit Bleyzucker bereitet worden, auf den noch dabey versteckten Bleygehalt zu probiren ist Rec. doch mit H. Prof. *Göttling* gleicher Meynung, dass man diese Bereitung lieber ganz vergessen möge, weil in der Hand eines unwissenden Apothekers dadurch sehr leicht Schaden bewirkt werden kann. — *Etwas über Hahnemanns Weinprobe*; worin der Vorzug derselben vor der ältern Wirtemberger Weinprobe durch Versuche bestättigt wird. — *Einige Versuche über die Entzündung des Phosphors in reiner und atmosphärischer Luft.* Da gläserne Gefässe meistens zerspringen, so hat Hr. Prof. G. dazu einen Kolben von Messingblech aptirt, welchen eine beygefügte

fügte Zeichnung anschaulicher macht. In dem neulichst erschienenen *Beytrage zur Berichtigung der antiphlog. Chemie* hat Hr. Pr. G. diesem Apparate dadurch mehre Vollkommenheit gegeben, dafs eine, mit einem Hebel versehene Schraube die Oefnung des Kolbens verschliefst. Diese Vorrichtung dient zugleich zu eudiometrischen Prüfungen, welche auf diese Art das sicherste Resultat geben. — *Chemische Untersuchung über das phosphorsaure Quecksilber.* Die vorgegebene Auflöslichkeit desselben in Wasser ist ungegründet, und aus der dazu vorgeschriebenen Behandlung entstehet auch nichts anders, als das, schwer in Wasser auflösliche, phosphorsaure Quecksilber, was man durch den Niederschlag weit vollkommner erhalten kann. Ein nach des Hn. Prof. *Fuchs* Methode ächt bereitet seyn sollender Mercurius phosphoratus stimmte mit der Beschreibung des Hn. P. F. nicht überein, und seine Bestandtheile waren, neben einem unbeträchtlichen Antheile Quecksilber, Phosphorsäure, Vitriolsäure, und flüchtiges Laugensalz. — Hr. Prof. *Göttling* bemerkt, dafs *Hahnemann's* auflösliches Quecksilber eben so gut gerathe, wenn man die Auflösung des Metalls in der Salpetersäure durch die Wärme unterstütze, und die davon erhaltenen Kristallen anwende — Die würfliche Salzkristallen, welche Hr. *Ampfurt* im ausgetrockneten Bilsenkraut-Extracte angetroffen, und für *Kochsalz* erkannt hat, mögten wohl vielmehr in *Digestivsalz* bestanden haben. — Zur fernern Erhaltung der bisherigen guten Aufnahme dieses Taschenbuchs, würde doch eine etwas strengere Auswahl, mit Verwerfung unbedeutender Aufsätze und trivialer Bemerkungen, nicht übel seyn. —

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. 1. *Cöthen*, b. Aue: *Zuruf an die Fürsten und Völker Europa's von einem aus Frankreich zurückgekehrten Deutschen.* 1793. 36 S. 8.

2. *Berlin*, b. Matzdorf: *An die guten Völker Deutschlands* bey den bedenklichen Vorgängen der gegenwärtigen Zeit, von *F. T. Schmidt* Prediger zu Wahren in Mecklenburg. *Eine* (von der Akademie der nützlichen Wissenschaften zu Erfurt) *gekrönte Preisschrift.* 1794. XII S. und 140 S. 8.

3. *Antwort eines Oesterreichischen Offiziers auf verschiedne französische National-Zeitungen.* Frankfurt und Leipzig. 1793. 32 S. 8. — *Zweyte Antwort eines O. O.* u. s. f. 1794. 16 S. 8.

4. *Prag*, b. Calve: *Nöthige Beylage zu des Hrn. v. Archenholz Minerva. Februar* 1793. *Als Gegenstück der Schilderung Josephs II. von Karl Ungar K. K. Rath und Bibliothekar.* 1793. 71 S. 8.

1. Die guten, aber sehr gewöhnlichen, Gedanken, welche den Inhalt dieser kleinen Schrift ausmachen, würden sich besser ausnehmen, wenn sie in einer weniger declamatorischen Sprache vorgetragen wären.

2. Man mufs voraussetzen, dafs die Akademie, welche dem Vf. den Preis zuerkannte, die individuellen Zwecke, welche sie bey der Aufgabe hatte, durch seine Arbeit erreicht fand. Wem aber diese individuellen Zwecke und die Local-Bedürfnisse der Volks-Klassen, für welche der Vf. eigentlich geschrieben haben mag, unbekannt sind; der kann sich unmöglich an dieser Schrift erbauen oder ergötzen. In welchem Theile von Deutschland findet wohl eine Anrede wie die folgende noch sonderlichen Eingang? (S. 32.) „Nun aber, liebe deutsche Männer und Brüder, nachdem ihr die völlige Ueberzeugung habt, „dafs zwar wohl in einer Heerde von Schafen oder in einem „Volk von Feldhünern eine beynahe vollkommne Gleichheit seyn „könne: (nicht aber in einem wohleingerichteten Staate) nun „bitte ich euch noch besonders, schlagt die Augen auf und seht, „wie unendlich viel ihr euren Fürsten zu verdanken habt! Und „hier wünschte ich euch so in die Geschichte älterer Zeiten hinein führen zu können, dafs ihr vermögend wärt, selber einzusehen, wie viel Verbindlichkeit ihr euren *jetzigen* regierenden „Fürstenhäuptern schuldig seyt, *blofs und allein schon um der „Verdienste willen, die ihre tapfern und grofsmüthigen Ahnherrn* „um euch hatten." — Die meisten Gründe deren sich der Vf. bedient, sind aus den Briefen der Apostel *Paulus* und *Petrus* genommen, von denen ganze Kapitel hier abgedruckt erscheinen.

3. Sobald man das, was der Vf. dieser Blätter *„die Windbeutelegen der Franzosen"* nennt; einer andern Widerlegung als der, welche er selbst in der ersten Zeile für die beste erklärt — nemlich *„sie zu schlagen"* — würdigen wollte, so müfste man *Facta* und nichts als *Facta* auftreten lassen: hier stritten eigentlich nur Worte gegen Worte. Denn dafs die Franzosen am 2ten März 1793. bey *Aldenhoven*, am 18ten März bey *Neerwinden* u. s. f. geschlagen wurden, das weifs jeder, der die Zeitungen nur oberflächlich liefet. Aber detaillirte Vergleichung der grofsen und kleinen Umstände dieser oder jener Action mit den Relationen, welche die französischen Zeitungsschreiber davon lieferten: das allein ist *gründliche* Widerlegung zu nennen, wenn eine Militär-Person schreibt: dieses aber sucht man in diesen Blättern umsonst.

4. In einem unter dem Titel: *Neu-Franken und Belgien* im Februarstück 1793. der *Minerva* befindlichen, mit Geist, Fülle, und Kraft, geschriebnen Aufsatz über den Charakter der Belgischen Nation und die Eigenheiten ihres Landes war des Kayfers *Joseph II.* auf eine nichts weniger als vortheilhafte Art erwähnt: und es bleibt doch auch wahrlich, selbst für den, der einige Ausdrücke dieses Aufsatzes zu hart findet, eine grofse Frage, ob man von diesem Monarchen sehr vortheilhaft urtheilen konnte, wenn man sein Betragen gegen die *Niederländer* vor Augen hatte? — Der Vf. der gegenwärtigen kleinen Schrift ist gewifs nicht der Mann, der den Eindruck, welchen jene scharfe Censur gemacht haben möchte, verwischen wird: denn ein entschiedner, leidenschaftlicher, und bis zur höchsten Einseitigkeit verblendeter Lobredner hat keine Stimme, wo es auf Ausmittelung der nackten Wahrheit ankömmt. Hr. U. erklärt schlechtweg *alles* was der Tadler in der Minerva gegen seinen Helden aufbrachte, für unverschämte Lügen, und den, welcher diese Lügen niederschrieb, für einen *Böswicht*: Dagegen heifst *Joseph* nie anders, als der *Unsterbliche*, ein *Antonin*, ein *Gott*! In ihm vereinigten sich alle Tugenden, alles, was er that, war einzig und untadelhaft u. s. f. — Dergleichen Uebertreibungen, wenn sie noch dazu durch kein einziges *Factum* gehoben werden, können unmöglich bey Unparteyischen Eingang finden. Wenigstens hätte sich der Vf. doch auf das, was *Joseph* in Ansehung der *Niederlande* gethan hat, bestimmter einlassen, und die Behauptungen seines Gegners, anstatt sie zu beschimpfen, widerlegen sollen. Davon aber ist keine Spur in seiner, wahrscheinlich sehr wohlgemeynten und aus inniger, persönlicher Zuneigung entsprungenen, aber für die Geschichte und historische Kritik ganz unbrauchbaren Schrift. Unbegreiflich ist es, weshalb der Vf. in seinem Eifer die Weisheit Josephs der Thorheit der jetzigen französischen Regierung unaufhörlich entgegenstellt, und denen, welche des Kayfers Verfahren misbilligen, zuruft: „Wenn ihr sein Andenken so unverschämt lästert, so

„geht nach *Frankreich* u. s. f.“ — da doch der Gegner, mit welchem er kämpft, gar nicht für einen Vertheidiger der französischen Grundsätze gelten wollte, sondern gerade *gegen* die Anwendung dieser Grundsätze auf die Regierung der Niederlande bestimmt und nachdrücklich gesprochen hatte.

Geschichte. *Ohne Druckort: Gespräche über den Mainzer Freyheitsclubb. 1793. — Erstes, Zweytes, Drittes Gespräch.* Jedes von 4 8. 8.

Es wäre sehr zu bedauren, wenn diese wohlgerathnen Gespräche unter dem grossen Haufen politischer Broschüren, welche die Begebenheiten dieser Tage veranlassen, verlohren gehen sollten. Sie verdienen ein besseres Schicksal. Wenn jemals ein deutscher Schriftsteller den Ton, der sich für eine *Politik des gesunden Menschenverstandes* schickt: richtig getroffen hat, so ist es der Vf. dieser in jeder Rücksicht lesenswürdigen Blätter.

Die Haupt-Person in den drey Gesprächen ist der durch seinen thätigen Antheil an der Mainzer Revolution bekannte *Doctor Wedekind*, dem der Vf. kein Wort in den Mund legt, das nicht durch die in seinen gedruckten Reden vorhandnen Aeusserungen gerechtfertigt und bewahrheitet wäre. Sein Opponent in dem ersten Gespräch ist der *Professor Biedermann*, in den beyden andern aber der *Schlossermeister Ehrmann*. Es ist nicht möglich, dem richtigen, durchaus vernunftmäßigen, und lichtvollen Ideengange des Vf. und seiner leichten und geschickten Dialogirung volle Gerechtigkeit angedeihen zu lassen, ohne einige Stellen aus diesen Gesprächen, die gewiß jeder Leser mit Vergnügen hier finden wird, auszuheben.

Dr. *Wedekind* will dem Schlossermeister, der über die im Clubb ihm beygebrachte Grundsätze Gewissens-Skrupel fühlt, beweisen, daß er dem Kurfürsten keinen Gehorsam schuldig war, weil er sich nie durch einen gültigen Contract für dessen Unterthan erklärt hatte. Der Schlossermeister setzt ihm seinen *stillschweigenden Beytritt* zur Wahl des Kurfürsten entgegen. *W.* bleibt bey seiner Behauptung, und erklärt ihm, wie es in Frankreich mit der Wahl der Gesetzgeber gehalten wird.

„*W.* — — — Die Nation wählt Leute, welche das „Gesetz für sie machen.“

„*Ehrmann.* Das ist ja recht schön! Wie viele Leute sind denn das?“

„*W.* Bey der ersten Versammlung, wo eigentlich die Hauptsache gemacht wurde, waren ihrer Zwölfhundert.“

„*E.* Und da fragte man jeden Bürger, ob er auch jeden dieser Zwölfhundert Gesetzmacher haben wollte?“

„*W.* Anfangs war das noch auf dem alten Fuss; da wählte jeder Stand seine eignen Gesandten; man machte es aber bald „besser, hob alle Stände auf, theilte das ganze Reich in 83 grosse „Stücke, die man Departementer heißt, und jedes derselben „wählt jetzo eine gewisse Anzahl solcher Abgesandten oder Repräsentanten.“

„*E.* Sie wissen, Hr. Doctor, ich habe meine Sache gern klar; lassen Sie mich also das Ding an meiner Leyentafel ein „Bischen ausrechnen. — Richtig, auf jedes Departement kommen im Durchschnitt gegen vierzehn Repräsentanten — — „Weiters von den 25 Millionen Menschen fallen auf jedes der „83 Departementer wieder im Durchschnitt etwas über 301204. „Diese fragt man also, ob sie ihre vierzehn Gesetzmacher haben „wollen?“

„*W.* Noch nicht; jedes Departement ist wieder in mehrere „Districte getheilt, und jeder derselben wählt eine gewisse Anzahl von Leuten, welche jene vierzehn Repräsentanten auswählen; diese Leute nennt man Wahlmänner.“

„*E.* Da kömmt denn doch ein einfacher Schlossermeister „verteufelt weit von dem Ambos weg, wo die Gesetze geschmiedet werden; und wie gehts denn, wenn sein District durch „die Mehrheit Wahlmänner ernennt, die ihm nicht recht „sind?“

„*W.* Da muss er *beytreten*.“

„*E.* Und wenn die Mehrheit der Wahlmänner seines Departements Gesetzmacher ernennt, welche den Wahlmännern „seines Districts auch nicht recht sind?“

„*W.* Da müssen auch diese *beytreten*.“

„*E.* Und wenn die 1186. Repräsentanten der übrigen zwey „und achtzig Departementer Gesetze machen, welche den vierzehn Repräsentanten seines Districts ebenfalls nicht recht „sind?“

„*W.* Je nun, so müssen diese ebenfalls *beytreten*.“

„*E.* Wie ich sehe, Herr Doctor, so muss sich mein französischer Schlossermeister mit seinen Wahlmännern und Repräsentanten das *Beytreten* doch auch recht oft gefallen lassen; „und sein Contract mit dem Herrn von Frankreich, dem Gesetze, bleibt dennoch gültig?“

„*W.* Allerdings, weil er das Gesetz doch immer noch mit „gemacht hat.“

„*E.* Ja, wie die Fliege auf dem Wagenrade den Staub „mitmacht.“

„*W.* Lässt man ihn nicht seine Bevollmächtigte wählen?“

„*E.* Mit diesem Wind, Herr Doctor wehen Sie mir nun „keinen Sand mehr in die Augen. Was hat mein französischer „Schlosser mehr, als unter vielen tausend Stimmen *eine* zur Wahl „der Wahlmänner seines Districts? Um die Wahlmänner der übrigen Districte, um die 1186. Repräsentanten der „übrigen Departementer fragt man ihn eben so wenig, als man „mich um die Wahl des Kurfürsten von Mainz gefragt hat; „und die machen denn doch die Gesetze für Frankreich so gut „wie unser Kurfürst die für Mainz.“ u. s. f.

Im dritten Gespräch sucht Dr. *W.* seinen Schlossermeister mit der Lehre vom *allgemeinen Willen* bekannt zu machen.

„*W.* Die französische Republik ist auf lauter reine Vernunft-Wahrheiten gebaut, also die wahre Herrschaft des *allgemeinen Willens?*“

„*E.* By; das ist ja vortrefflich. Aber da fällt mir eben eine „tolle Frage ein: wozu denn die Franzosen ihre neue Köpfmaschine erfunden?“

„*W.* Wohl eine tolle Frage! Wozu anders, als um die „Staatsverbrecher zu bestrafen?“

„*E.* Ich dächte, für die hätten sie nur Narrenhäuser bauen „sollen, da jede Empörung gegen die allgemeine Vernunft bairer „Wahnsinn ist.“

„*W.* Er möchte wohl Recht haben, M. B., wenn die Menschen ohne alle Leidenschaften wären; so aber muss in jedem „Staat eine Gewalt seyn, welche den allgemeinen Willen aus„spricht, das ist die *gesetzgebende*; eine welche diese Aus„sprüche handhabt: das ist die *vollstreckende*, und eine welche „sie auf jeden besondern Fall anwendet; und das ist die *richterliche Gewalt*.“

„*E.* Und diese dreyfache Staatsgewalt wird denn in der „französischen Republik durch die reine unleidenschaftliche Vernunft *in eigner leibhaftiger Person* ausgeübt?“

„*W.* Was dies wieder für eine unsinnige Frage ist!“

„*E.* Nun, so ist auch ihr ganzer Kram vom Reiche des *allgemeinen Willens* bairer Unsinn.“

„*W.* Warum, wenn ich fragen darf.“

„*E.* Weil sie zwischen diesen und die armen Unterthanen „doch immer wieder *Menschen* einschieben müssen. u. s. f.“

Ueber das Betragen des vornehmsten Clubbisten kommen in diesen Gespräche sehr launigte, und sehr treffende Bemerkungen vor. Selbst in der Bitterkeit aber herrscht Anstand.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 30. August 1794.

NATURGESCHICHTE.

Weimar, im Industrie-Comtoir: *Praktische Gebirgskunde von Johann Carl Wilhelm Voigt*, Herzogl. S. Weim. Bergrathe, Mitgliede der kaiserl. Akademie der Naturforscher etc. mit einem Kupfer. 150 S. 8 1792.

Dieſs iſt eine Umarbeitung der rühmlichſt bekannten *Drey Briefe über die Gebirgslehre*, des würdigen Hn. Vf.; er fand nemlich, daſs jene drey Briefe nicht mehr ganz zu ſeinen vermehrten Cabinetten von Gebirgsarten paſſend waren, und entſchloſs ſich daher, ſie mit Benutzung der neuern Beobachtungen und Erfahrungen in der Gebirgskunde umzuarbeiten. Hieraus läſst ſich nun ſchon im Voraus abnehmen, daſs dieſe praktiſche Gebirgskunde jedem Mineralogen, und beſonders jedem Anfänger in der Gebirgskunde ſehr erwünſcht ſeyn muſs, beſonders wenn er eine von des Hn. Vf. Samlungen von Gebirgsarten bey der Hand hat, um ſich durch Autopſie, das Geleſene zum Theil ſelbſt erklären zu können; und dieſes ſcheint auch ganz Hn. *V.* Abſicht bey der Herausgabe dieſes Werks geweſen zu ſeyn, wenigſtens ſcheint der Titel: *Praktiſche* Gebirgskunde, dieſs ſagen zu wollen. Der Hr. Vf. ſagt in der Vorrede, er müſſe das Bekenntniſs ablegen, daſs es eine etwas eilfertige Arbeit ſey; und es iſt freylich nicht zu läugnen, daſs man hin und wieder Spuren von dieſer Eilfertigkeit bemerkt; allein deſſen unerachtet bleibt dieſe Schrift noch immer ſehr brauchbar, und es iſt von dem Fleiſse des Vf. wohl zu erwarten, als daſs er bey einer neuen Auflage das Publicum ſchadlos halten, und ſeiner Arbeit den gröſsten Grad von Vollkommenheit ertheilen werde.

Dadurch daſs er dieſe Schrift ſeinem Freunde dem Hn. Bergrath und Profeſſor Widenmann in Stuttgardt zugeeignet hat, gibt er einen ſchönen und ſeltenen Beweis, daſs Verſchiedenheit der wiſſenſchaftlichen Meynungen keinen Einfluſs auf perſönliche Achtung und Freundſchaft haben.

Der Vf. behält bey der Eintheilung der Gebirgs-Arten, die bekannte in vier Claſſen, als 1) in uranfängliche Gebirgsarten, 2tens Flötzgebirgsarten, 3tens in Vulkaniſche und 4tens in Aufgeſchwemmte Gebirgsarten bey. Ehe er ſich aber in die Beſchreibung der Gattungen und Arten jeder Claſſe einläſst, ſchickt er einige geognoſtiſche Betrachtungen voraus, und zwar, wie es ſcheint, bloſs in der Abſicht, um die Aufmerkſamkeit ſeiner Leſer auf dieſe Gegenſtände zu richten. § 4. u. 5. ſtellt er ſeine Meynung über die Entſtehung der Berge auf; er nimmt an, daſs in der Urzeit die äuſſere Fläche unſers Planeten allein aus Waſſer beſtanden; daſs dieſe groſse Waſſerkugel anfänglich alle die Grundbeſtandtheile der Erde aufgelöſt enthalten habe; daſs dieſe ſich nach und nach darin präcipitirt und cryſtalliſirt haben, und endlich daſs auf dieſe Art die verſchiedenen Steinmaſſen gebildet worden ſeyen, aus welchen die jetzige Erde zuſammengeſetzt iſt; er nimmt ferner mineraliſche Materien in dem Kern der Erde an, welche fähig ſind, in Gährung zu gerathen, ſich zu erhitzen und zu entzünden. So glaubt er nun, daſs durch die Gährung jener Materien, in dem erſten Zeitalter Steinmaſſen über die Oberfläche des Waſſers emporgehoben worden ſeyen und daſs ſich auf dieſe Art Klippen, Inſeln und feſtes Land nach und nach gebildet haben. Wir bekennen, daſs uns dieſe Hypotheſe mehr Wahrſcheinlichkeit zu haben ſcheint, als jene, nach welcher in der Urzeit, ſelbſt die allerhöchſten Gebirge nicht nur unter Waſſer geſtanden haben, ſondern auch darunter gebildet worden ſeyn ſollen; weil man eine ſolche ungeheure Menge Waſſer hiebey vorausſetzen muſs, daſs auch der ſcharfſinnigſte Kopf in Verlegenheit geräth, ihr in der Folge mit einiger Wahrſcheinlichkeit einen ſchicklichen Ort anzuweiſen. Wenn übrigens der Vf. in der Meynung ſteht, wie er in der Vorrede ſagt, daſs ſeine Theorie über das Hervorkommen der Erde in der Maaſse, wie er ſie vorgetragen habe, neu ſey; ſo irrt er ſich, und wir wollen ihn daher unter andern theils ältern theils neuern Schriftſtellern nur auf *Maro's* neue Unterſuchung der Veränderung des Erdbodens verweiſen, wo er das Weſentlichſte dieſer Theorie ſehr gut ausgeführt finden wird. Eben ſo irrt er ſich, wenn er nach S. 13. glaubt, daſs man kaum einen einzigen Gang wiſſe, deſſen Ende man in der Tiefe erreicht hätte; dem Rec. ſind mehrere Beyſpiele der Art im Bannat, in Oberungarn und in Steiermark bekannt; der Vf. kann es übrigens auch daraus abnehmen, daſs dergl. Fälle nicht ſo ſehr ſelten ſind, da man ja ein eigenes Kunſtwort für dergleichen Gänge hat, die keine groſse Teufe haben; man nennt ſie bekanntlich *Raſenläufer*. §. 13. theilt der Vf. die Charakteriſtik der uranfänglichen Gebirge mit, die er ſich aus ſeinen Beobachtungen abgezogen zu haben ſcheint; er ſagt nemlich: „Die uranfänglichen Gebirge haben eine majeſtätiſche Höhe, ziehen ſich gemeiniglich viele Meilen weit zuſammenhängend fort, und nur äuſſerſt ſelten findet man einzelne Berge davon über die Flözgebirge hervorragen. Wer würde den Harz, den Thüringer Wald, das ſächſiſche Erzgebirge, den Bayreuthiſche Fichtelberg, das Hühnegebirge bey Homburg und viele andere nicht für Urgebirge erkennen, geſetzt auch, daſs er ſie aus der weiteſten Entfernung erblickte, und von ihrer innern Be-

schaffenheit noch gar nicht unterrichtet wäre?" Dass die majestätische Höhe der Gebirge keinen so sichern Charakter für die uranfänglichen Gebirge abgeben könne, wie der Vf. hier glaubt, beweisen unter andern die Kärntner und Krainer, so wie die Schweizer Alpen, ferner ein Theil der Tiroler Gebirge, und selbst der Gebirgszug, der durch Thüringen, hinter Eisenach vorbey bis ins Hessische sich zieht, und an den Habichtswald anschliesst; alle diese und noch mehrere dergleichen Gebirgszüge, gehören zu den Flöz und aufgeschwemmten Gebirgen, indem sie meistens aus dichtem Kalk, Sandstein und Nagelfluhe bestehen, und doch zum Theil eine ansehnliche Höhe erreichen: im Gegentheil kommen auch ganze Gegenden von uranfänglichen Gebirgsarten vor, welche sich durch keine beträchtliche Höhe auszeichnen. Ganz sage der Vf., dass die Meynung irrig sey, nach welcher man den Granit als die einzige primitive Substanz (besser Gebirgsart) annehme, aus der in der Folge alle Gebirgsarten durch Verwitterung entstanden seyen. Rec. hätte gewünscht, dass es Hn. V. gefallen hätte, sich auf die Gründe einzulassen warum diese Meynung irrig ist; denn für den Anfänger in der Gebirgskunde, für den dann er doch hier eigentlich schreibt, wird diese Stelle sehr unbefriedigend seyn.

Bey der gewöhnlichen Eintheilung in uranfänglichen und Flözgebirgsarten, hat der Vf. es auch sehr gefühlt, dass das relative Alter nicht wohl zum Classificationsgrund beider Gebirgsarten angenommen werden könne, weil sich keine Periode festsetzen lässt, innerhalb welcher die Natur blos diese oder jene Gebirgsart hervorgebracht hat; man findet im Gegentheil häufig Spuren in der Natur, dass öfters z. B. ein Sandstein ungleich älter ist als ein anderer, so wie öfters der eine Granit ein weit geringeres Alter als der andere zu haben scheint; der Vf. bemerkt hiebey sehr richtig: dass solche Gebirgsarten schlechterdings nicht im Zimmer, sondern blos allein in ihren Lagern beurtheilt werden müssen. Ummun das Mangelhafte bey der Eintheilung in uranfänglichen und Flözgebirgsarten einigermassen zu verbessern, nimmt er *Mittelgattungen zwischen Ur- und Flözgebirgsarten* an; welches gewiss höchst nöthig ist, wenn man das relative Alter der Gebirgsarten bey der Classification beybehalten will; Rec. wünschte aber, man suchte einen andern schicklichern Eintheilungsgrund auf; denn er ist überzeugt, dass mancher Glimmerschiefer u. s. w. ungleich älter ist, als mancher Granit, und dass die Natur in einer Gegend Granit hervorgebracht, und in einer andern, zur nemlichen Zeit, ein Kalk- oder Sandstein-Flöz gebildet hat; hieraus folgt, dass man das relative Alter der Gebirgsarten nicht im *allgemeinen*, sondern höchstens nur für eine gewisse Gegend bestimmen könne.

Als Mittelgattungen nimmt der Vf. die *Sandsteinbreccie*, die *Steinkohlen*, den *Schieferthon* und den sogenannten *rauhen Kalkstein* an. Mit dem Wort Sandsteinbreccie verbindet er nicht den gewöhnlichen Begriff, nach dem man eine Zusammenkittung von Sandstein-Stücken versteht, wie z. B. unweit Gilleborg und Tharant in Sachsen grosse mächtige Banke vorkommen; sondern er versteht eine klein- und feinkörnige Sandsteinart darunter, die ein thonartiges Bindungsmittel hat; — wenigstens ist von der Art No. 63. in den *Voigtischen* Cabinets. Es ergibt sich aber auch schon daraus, dass Hr. V. den gewöhnlichen Begriff von Sandsteinbreccie hier abändert, weil er diese Gebirgsart als die älteste nach den uranfänglichen Gebirgsarten hier aufführt, und da er keinen Sandstein unter diesen hat, so konnte auch keine Sandsteinbreccie gleich nach diesen entstehen, und er müsste alsdann auch das sogenannte *rothe todte liegende*, das er unter den jüngern Flözgebirgsarten mit aufführt, zu den ältern rechnen; denn dieses ist eigentlich eine Breccie, die theils aus Sandstein, theils aus Geschieben und Stücken anderer Gebirgsarten besteht. Den *Schieferthon* würden wir gewiss nicht zu den ältern Flözgebirgsarten gerechnet haben, und wahrscheinlich hat der Vf. auch gefühlt, dass er allem Anschein nach, mit mehr Recht zu den jüngern Flözgebirgsarten gehöre; allein, da er die Steinkohlen zu den ältern rechnete, so hat er sich wahrscheinlich genöthiget gesehen, auch den gewöhnlichen Begleiter derselben, zu der nemlichen Classe zu zählen.

Was den *Rauhkalk* betrift, so versteht der Vf. denjenigen dichten Kalkstein darunter, der eine gelbliche zuweilen auch rauchgraue Farbe, und keine Spur von Versteinerungen hat; er ist aber selbst noch zweifelhaft ob dieser Kalkstein mit Recht unter die ältern Flötz- oder unter die jüngsten Urgebirgsarten — (welches im Grunde betrachtet ganz einerley ist) zu setzen sey. Es ist übrigens ausgemacht, dass in der Natur unter dem dichten Kalkstein ein grosser Unterschied statt findet, und dass mancher ungleich älter als der andere ist; nur wünschte Rec., der Vf. hätte dem ältern dichten Kalkstein, wenn er ihm je einen eigenen Namen geben wollte, einen bezeichnendern und bessern gegeben. S. 44. beschreibt er einige Beobachtungen, welche den nun fast allgemein, als richtig anerkannten Grundsatz bestätigen, *dass die Steinkohlen ursprünglich von dem Pflanzenreich abstammen*; Einen Grundsatz, den der berühmte Hr. *von Beroldingen* in seinen *Beobachtungen, Zweifeln und Fragen* etc. in so weit vollkommen erwiesen hat, als ein dergleichen geognostischer Satz zu erweisen ist.

Bey den jüngern Flözgebirgsarten wäre es auffallend, dass der Vf. den Gips in zwey verschiedenen Geschlechtern aufführt, nemlich das 42te Geschlechte enthält den ältern Gips und das 32te den jüngern Gips, ohne dass er hinlängliche Gründe zu dieser Trennung gehabt, oder vielmehr angegeben hätte; der nemliche Fall ist auch bey dem 34 und 35ten Geschlechte, wo er den Kalkstein, der Gryphiten Versteinerungen enthält, von dem übrigen Flözkalke als ein besonderes Geschlechte trennt. Ueberhaupt hat hier bey den Flözgebirgsarten der Vf. blos das thüringer Flözgebirge vor Augen gehabt, und ist daher etwas einseitig geworden. Noch müssen wir bemerken, dass Hr. V. unter den Flözarten in seinem 42ten Geschlechte den *Flussstein*, und unter den Aufgeschwemmten Gebirgsarten im 51ten Geschlechte den *Lat-*

mer

sten, im 53ten den Töpferthon aufführt, da doch gewiss diese drey Benennungen nur ein Fossil bezeichen; denn Rec. kann nicht begreifen, was unter dem sogenannten Flussleimen, Leimen, und Töpferthon für ein wesentlicher Unterschied statt haben soll; dass der Töpferthon reiner oder unreiner ist, das kommt von zufällig beygemengten Theilen her, die hier gar nicht in Betrachtung kommen.

Am Schlusse der Flözgebirgsarten richtet der Vf. noch einen Blick auf die sogenannten Flözrücken und die Versteinerungen. Von den ersten führt er ein sehr merkwürdiges Beyspiel von Bottendorf an der Unstrut in Thüringen an, welches die heftigen Wirkungen der Erderschütterungen und Zerstörungen beweist. Der Vf. theilt in der Titelvignette eine Zeichnung davon mit, die so ausgezeichnet und sonderbar ist, dass man sie kaum für der Wahrheit getreu halten würde, wenn er nicht selbst versicherte, dass er sie bey eigenen Befahrungen jenes Bergwerks richtig erfunden hätte.

Ehe der Vf. von den vulkanischen Gebirgsarten handelt, schicka er einige geognostische Bemerkungen über Ursache und Wirkung des unterirdischen Feuers und über die bestrittene Vulkanität des Basalts voraus; er sagt, wenn man auch gar nicht wüsste, dass es Vulkane in der Welt gäbe, oder jemals gegeben hätte, so würde man sich bey der Betrachtung der Basaltberge nach geognostischen Grundsätzen genöthigt finden, auf eine ehemalige Existenz derselben zu verfallen. Rec. hätte gewünscht, dass der Vf. hier ganz kalt, sowohl die Gründe des vulkanischen Systems, als die seiner Gegner gegeneinander gestellt, und dadurch seinen Leser in die Lage gesetzt hätte, selbst zu urtheilen auf welcher Seite das meiste Gewicht liegt, denn zu einer völligen Gewissheit kann man über dergleichen Gegenstände höchst selten oder vielleicht nie gelangen. Er behauptet nicht ohne viele Wahrscheinlichkeit, dass die Vulkane eher existirt haben als die aufgeschwemmten Gebirge; er sagt nemlich §. 90. „In Rücksicht des Alters literairen die aufgeschwemmten Gebirge gleichsam mit den Vulkanischen. Beide erhalten noch Zuwachs, und in Zukunft noch werden ihre Massen vermehrt werden. — Doch haben wir eher Vulkane gehabt, als aufgeschwemmte Gebirgsarten." Rec. glaubt, dass es Vulkane gebe, die gleichen Alters mit den Urgebirgen haben, dass aber auch die Entstehung mancher Gebirgsart, die wir für jünger halten, als z. B. den Granit, eher entstanden seyn, als manche Abänderung von diesem. Ueberhaupt ist kein Grund vorhanden aus welchem wir der Natur das Vermögen gegenwärtig noch Granit zu bilden, absprechen könnten; und es ist dem Rec. sogar wahrscheinlich, dass noch täglich Granit und andere sogenannte Urgebirge auf dem Theil der Erdoberfläche gebildet werden, der mit Wasser bedeckt ist; dass mithin die Formation der sogenannten uranfänglichen und Flözgebirge eben so fortdaurend als die der Vulkanischen und aufgeschwemmten Gebirge sey, welche der Vf. im §. 91. zu beweisen sucht. Ob der Tuffstein mit Recht unter den aufgeschwemmten Gebirgsarten stehe, und ob es nicht eher zu der Flözgebirgsart gehöre, wollen wir hier nicht entscheiden.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Lemgo, b. Beer: *Sammlung noch ungedruckten Predigten vermischten Inhalts* von *G. J. Zollikofer*. Nach seinem Tode herausgegeben von einem seiner dankbaren Verehrer (?) 360 S. 8. 1793. (1 Rthl.)

Ein bürgerliches Gesetz wider unbefugte Herausgeber nachgelassener Geisteswerke berühmter Männer, wäre zuverlässig eine sehr wünschenswerthe Sache! Was, seit einem Jahre dem sel. *Morus* widerfahren ist, dass ein Heer hungriger Studenten und Candidaten jeden in seinen Vorlesungen nachgebliebenen Heft, *deficiente ermene*, dem Drucke übergaben, widerfährt nun nach dem sel. *Zollikofer*. Rec. weiss so gewiss, als man eine Thatsache wissen kann, dass gegenwärtige Sammlung gerade diejenigen Predigten enthält, die Z. theils selbst, theils der Herr Hauptmann v. *Blankenburg* als solche zurücklegten, die sie des Drucks nicht wenigstens würdig fanden. Wer konnte also ein Recht haben, nachgeschriebene Arbeiten (die von diesem Scribler überdiess noch sehr entstellt zu seyn scheinen) herauszugeben? Die Gründe, womit dieser Mensch sein Unternehmen, in einer sehr unzusammenhängenden Vorrede, zu rechtfertigen sucht, sind abgeschmackt. Die Idee „dem grossen Mann „ne hiermit ein Denkmal seiner innigen Dankbarkeit zu „errichten" hat gar keinen Sinn. Unter andern behauptet er unmassgeblich „dass Z. zur Bildung des guten Geschmacks in Predigten *den Anfang gemacht habe*." Wie altklug und unwissend zugleich! *Moshim, Semler, Jerusalem, Baumgarten, Cramer, Spalding* und andere berühmte Kanzelredner, die vor Z. auftraten, hätten demnach nichts dazu beygetragen? — Dass übrigens auch diese Predigten, bey so manchem abstechenden Lappen von der Hand des preiswürdigen Herausgebers, dann noch nützlich seyn dürften, bezweifelt Rec. gar nicht.

KLEINE SCHRIFTEN.

Philologie. *Leipzig*, b. Barth: *Gedanken über das von Hn. Prof. Trendelenburg vorgeschlagene System der griechischen Conjugation*, von Joh. *Primisser*, K. K. Rth. u. öffentl. Lehrer der griech. Litteratur zu Insbruck. 1793. 94 S. 8. Der Vf. ist nicht unbedingt und durchaus gegen das System der griech. Conjugation, welches Trendelenburg in der Vorr. zu seiner griechischen Sprachlehre auf die Hamaltenwinkischen Lehrsätze gegründet hat; er hat sich aber doch gegen viele und die wichtigsten Punkte desselben mit so vielem Scharfsinne und solcher Sachkenntniss erklärt, dass viele Anhänger jenes Systems in ihrem Glauben daran wankend gemacht werden dürften. Unter der Voraussetzung, dass das Trendelenburgische System bekannt sey, zeichnen wir aus die wichtigsten Ideen und Gegenerinnerungen des Vf. dieser Schrift aus.

Die vielen von Trendelenburg als verlohren angegebenen Stammwörter haben nicht existirt. Man wußte nicht einmal zu Plato's und Xenophons Zeiten etwas davon (kein Wunder; die Sprachforschungen lagen damals noch in der Wiege, und die Periode, wo jene alten Wörter allmälig außer Gebrauch gekommen, ging bis zum Homer und zum Theil noch über den Homer hinauf). Die ältesten griechischen und neuern Grammatiker bis zu Hemsterhuis wußten eben so wenig davon. Freylich waren bey den ältesten Griechen viele Stammwörter üblich, welche nach und nach veraltet sind, und wovon sich blos einige abgeleitete Wandelzeiten erhalten haben. Die meisten derselben waren um eine Sylbe oder einen Buchstaben kürzer als die gebräuchlichern (Dieß war auch Hemsterhuisens Meinung, die aber vielleicht in zu unbedingter Allgemeinheit von ihm angenommen wurde. Wahrscheinlich waren die ältesten Wörter der rauhen Dorier hart, übelklingend und reich an zusammenstoßenden Mitlautern: dagegen die ältesten Wörter der Ionier viel einfacher, wohlklingender und reicher an Selbstlautern gewesen seyn müssen). Hingegen sind die Stammwörter, welche Trend. annimmt, gewöhnlich länger als die noch üblichen. So werden z. B. von dem noch üblichen τρεπω als Stammwörter angegeben τραπω, τραπεω, τρεφω, τεθραμμαι, τραπησομαι, τετροφα. (Wahrscheinlich ist τραπω das Hom. Stammwort, wofür die Ionier τρεπω sagten.) Die übrigen Formen sind abgeleitet. Man kehrte aber bey geläutertem Geschmacke von ihnen zu dem ursprünglichen τρεπω zurück. Im Allgemeinen möchte Rec. aber, wie schon gesagt, nicht annehmen, daß das kürzere Wort immer das Stammwort sey). 2) Die meisten veralteten Stammwörter gewähren ohne bestimmte Ordnung bald diese, bald jene Wandlungszeit, bald weniger bald mehrere. Die alten Stammwörter des neuen Systems hingegen sind sowohl in der Ableitungsform als in der Zahl und Gattung der Zeiten, die sich erhalten haben, so ordentlich und einstimmig, als wenn sie das Werk eines einzigen, mit der Vollmacht aller Griechen versehenen Grammatikers wären. 3) Unsre alten Stammwörter ersetzen nur jene Zeiten, die den gewöhnlichen entweder gar mangeln oder wenig im Gebrauche sind. Im Gegentheile bieten die veralteten Zeitwörter von Trend. lauter solche Wandelzeiten an, womit das übliche Zeitwort schon versehen ist. 4) Vor Trendelenburgs System wußte man von keinem gebräuchlichen Imperfect, das nicht auch sein gebräuchliches Präsens hatte. In diesem System kommen aber eine zahllose Menge von Imperfecten vor, von deren Präsens man schon zu Plato's und Xenophon's Zeiten nichts wußte.

Ueber die eigne Bedeutungskraft der verschiednen Temporum macht der Vf. sehr feine Bemerkungen und erläutert sie mit Beyspielen aus den griech. Classikern. Das *Präsens* drückt die angefangne, aber nicht vollendete Zeit aus, es stellt die Handlung des Zeitworts in ihrem Anfang und gemeiniglich noch fortwährend, aber nicht vollendet, als gegenwärtig dar. Das *Imperfect* oder die halbvergangne Zeit stellt wie das Präsens die Handlung in ihrem Anfang und gemeiniglich fortwährend dar, aber nicht als jetzt, sondern damals gegenwärtig, da dieß oder jenes sich zutrug. Das *Futurum* hat dieselbe Bedeutung wie in andern Sprachen. Es kommen 2 Formen des Futur vor, die aber gleichbedeutend sind. Das Futur, dessen Charakter das σ war, scheint das gewöhnlichste gewesen zu seyn. Andre, vermuthlich die Ionier, verwarfen das σ und ersetzten es durch ein ε; so wurde τυπτε ω aus τυψω. Eben so entstand für das Passivum und Medium eine doppelte Form des Futur. *Aorist* bezeichnet die Vollendung der Handlung, ohne Bestimmung der Zeit, in welcher sie geschieht. (Man könnte es ein Perfectum indefinitum nennen). Die beiden Aoriste sind gleichfalls nur verschiedne Formen, die aus den beiden Futuris entspringen. Der Vf. meint, der Aor. 2 habe darum nicht die Endung σ wie der Aor. 1. erhalten, weil in vielen Zeitwörtern der Aorist dem sogenannten Perf. med. ganz ähnlich geworden, folglich eine Zweydeutigkeit entstanden wäre, als von ελαθω würde ελαθα der Aor. und zugleich das Perf. gewesen seyn. (Allein, wurde denn nicht der Aor. 2 auf ον ebenfalls dem auf ον ausgehenden Imperf. ähnlich, wie ετυπον, εφυγον, ενεγκα, ηνεγκον? Warum gaben denn nicht die Griechen ihrem Aor. 2 eine andre Endung, um auch dieser Zweydeutigkeit zu entgehen?) Von den beiden Aoristen im Act. kommen abermals zwey Formen des Aoristi Pass. auf ν, ης, η. (Hier überzeugt uns der Vf. am allerwenigsten. Diese beiden Aoristen haben den Charakter des Passiv. μαι, μην, gar nicht; sie haben nicht nur, wie er sagt, etwas ähnliches mit dem eben so lautenden Tempus der Verbor. in μι, sondern sie kommen im Indicativ und in allen übrigen Modis mit dem Imperf. der Verborum in μι völlig überein. S. Trendelenb. Vorr. p. 37). Von den Aoristen in Medio redet er hernach. *Praeteritum perfectum*, die völlig vergangne Zeit, bezeichnet nur die vollendete Handlung des Präsens, sondern auch die fortwährende unmittelbare Folge derselben (γεγραφα, nicht blos: ich habe geschrieben, sondern auch die Schrift ist noch da). Es gibt auch 2 Formen des Perfectum, wovon das eine das sogenannte Perf. med. ist. *Plusquamperfectum* stellt die Folge der vollendeten Handlung als einst, in voriger Zeit gegenwärtig vor. Das *Fut. 3. Pass.* nennt er *Perfectum futurum* (warum nicht *Fut. exactum*?). Es sagt die Folge einer erst geschehen sollenden Handlung als künftig voraus. Τεθαψεται, er wird begraben seyn.

Das Medium oder die gemeinschaftliche Form verwirft der Vf. nicht ganz, er läßt sie aber erst spät erfunden werden, um die Zweydeutigkeiten, welche daraus entstanden, wenn man den Mittelbegriff durchs Pass. und Act. ausdrückte, zu vermeiden. Diese neuen Formen wurden aber lediglich in den Futuris und Aoristis aufgenommen. Warum, das muß in der Schrift selbst nachgelesen werden.

In Untersuchungen dieser Art läßt sich wenig geschichtlich ausmitteln, und es bleibt dem Scharfsinne und der Vermuthungskunst ein weites Feld offen. Mehr als eine Hypothese kann aufgestellt werden. Welche unter den beiden Hypothesen über die griech. Conjugation der Wahrheit am nächsten kommt, wird sich künftig entscheiden lassen, wenn man erst Hn. Trendelenburgs Rechtfertigung und Urtheil über Hn. Primisters Schrift erhalten haben wird. Bey fernern künftigen Sprachforschungen des Vf. wünschen wir von ihm Glandorffs Formenlehre des gr. Declinirens und Conjugirens 1787 benutzt zu sehen, und unterwerfen noch seinem Urtheile ein paar flüchtige Bemerkungen, zu welchen seine Schrift Veranlassung gegeben hat.

Das Verbum act. endigte sich bey den ältesten Pelasgern oder Dorieen ohne Zweifel auf ω, wie auch aus der von den Lateinern angenommnen Endung des Präs. act. klar zu seyn scheint, z. B. τυπτω. Aber die Ionier, welche weichere Töne liebten, hatten meist Zeitwörter von ein paar Selbstlautern, wie αω, εω, οω, νω; ihre Verba hatten wenigstens vor dem ω gewöhnlich einen Vocal, und sie bildeten auch die Dorischen Wörter auf ihre Weise um; z. B. ηλαω aus ηλαω. Bey den Doriern bildete sich früh noch ein andres Präs. und Imperf. mit seinen Modis im Act. und Pass. auf μι, das sich vielleicht ursprünglich in seiner Bedeutung vom Verbum auf ω etwas unterschied. Ein Verbum passivum hatten die Griechen nach Rec. Meinung anfangs nicht, sondern sie behalfen sich, wie andre rohe Nationen, mit Umschreibungen, um das leidende Vermögen auszudrücken. Erst mit dem Verbum in μι scheinen sie das Passivum (von ιστημι ιστημαι, σαι, ται etc.) gebildet zu haben, da die Passivendungen der Zeitwörter in μι gewiß nicht von den Verbis auf ω entlehnt, sondern unmittelbar zu jenen zugefügt und aus ihnen mit geringer Veränderung genommen sind, wie man bey einer flüchtigen Vergleichung wahrnimmt. Erst, nachdem das Act. und Pass. des Verbum auf μι im Gange war, fügte man auch zum Verbo auf ω ein eignes Passivum hinzu, und entlehnte mit kleiner Veränderung die Endungen vom Passiv des Verbum auf μι dazu.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 1. September 1794.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

BERLIN, b. Himburg: *Archiv für die allgemeine Heilkunde.* Herausgeben von D. *Auguſt Friedrich Hecker*, Profeſſor zu Erfurt. — *Zweyter Band.* 1792. 8. 554 S.

1. Originalaufſätze. *Neue Gedanken über die Benutzung und Lenkung der Lebenskräfte bey der Kur der Krankheiten zur fernern Prüfung mitgetheilt vom Herausgeber.* Ueber die Frage: was iſt Lebenskraft, drückt ſich der Vf. nicht beſtimmt aus: er bringt nur Helmonts und anderer ältern Aerzte Meynungen auf die Bahn. Als Aeuſſerungen der Lebenskraft gibt er mit vielen Neuern an das Zuſammenziehungsvermögen des Zellgewebes, die Hallerſche Reitzbarkeit und die Empfindlichkeit. Dieſe Aeuſſerungen ſeyen einfach: zuſammengeſetzt, aber doch von jener Kraft abhängig, ſey das beſondere Vermögen gewiſſer Theile nur gewiſſe Verrichtungen zu vollbringen, (*vita propria*); auch gehören hieher die Heilkräfte der Natur und der Bildungstrieb. Wenn nun die Lebenskraft ſtark ſey, ſo müſſen, bey übrigens gleichen Umſtänden, auch ihre Aeuſſerungen ſtark ſeyn, und mit der Stärke einer jeden einzelnen Aeuſſerung müſſen auch die übrigen, bey ſonſt gleichen Umſtänden, im Verhältniſs ſtehen. Je ſtärker das Zuſammenziehungsvermögen des Zellgewebes ſey, deſto ſtärker ſey auch jede andere Aeuſſerung der Lebenskraft: eben ſo verhalte es ſich mit der Reitzbarkeit und mit der Empfindlichkeit. So bald eine Perſon ſchwanger wird, werde ihre Lebenskraft ſtärker: ſo bleibe ſie in der ganzen Schwangerſchaft, ſinke aber ſogleich mit der Geburt, oder wenigſtens gleich nach derſelben, um einen merklichen Grad herab. Hieraus erklärt ſich der Vf. die (wir glauben nicht immer Statt habende) Erſcheinung, daſs Schwangere die ſtärkſten und wirkſamſten Arzneyen nehmen können, ohne davon Schaden zu leiden, daſs auch die heftigſten Mittel oft nicht fähig ſind Kinder abzutreiben, und daſs drey Quenten von der Tinctura Thebaica von einer Kindbetterin (aber bey dieſen ſinken ja die Lebenskräfte um einen beträchtlichen Grad herab!) ertragen würden, ohne daſs der Kopf eingenommen würde. — *Fragmente zur Geſchichte der allgemeinen Heilkunde und zur Kenntniſs und Litteratur dieſer Wiſſenſchaft vom Herausgeber.* Der Vf. klagt, daſs wir noch keine Geſchichte der Heilkunde haben: (jetzt iſt dieſem Mangel abgeholfen, wir haben ja den Anfang der ſeinigen) er verſichert *alle* Bücher, die etwas über ſeine Lieblingswiſſenſchaft enthalten geleſen (auch ſtudirt?) zu haben, und gibt hier bey weitem nicht was er zu geben verſpricht, was man von dem Mann, der ſagt, wir haben noch keine Geſchichte der Heilkunde, erwarten ſollte. Alles, was er gibt ſind unvollſtändige, magere, Auszüge aus alten Aerzten und den Aerzten des Mittelalters, verwebt mit zum Theil ſchiefen, zum Theil falſchen Raiſonnements. Weil er den Begriff der allgemeinen Heilungswiſſenſchaft nicht feſtſetzt, ſo bringt er in ſeine Geſchichte hinein was ihm gut dünkt, und überſieht die wichtigſten Gegenſtände, auf die auch bey den magerſten Fragmenten zur Geſchichte der allgemeinen Heilungswiſſenſchaft geſehen werden muſs. Wenn eine Geſchichte der allgemeinen Heilungswiſſenſchaft nützlich ſeyn ſoll, ſo müſſen 1) die Grundſätze entwickelt werden, auf welche die Aerzte ihre Heilungsmethoden bauten, 2) dieſe Heilungsmethoden müſſen beſtimmt, und zugleich muſs gezeigt werden, wie die Aerzte ſie anwendeten. Aber von dieſem allen ſagt der Vf. nichts. Er bemerkt nur, daſs die Zeichenlehre mehr durch den Hippokrates gewonnen habe, als die allgemeine Therapie. Was Hippokrates für dieſe gethan habe, betreffe nur die Diät der Kranken und die Lehre von den Purganzen. Nach den Zeiten des Hippokrates ſey in einem Zeitpunct von 400 Jahren für die allgemeine Heilungswiſſenſchaft beynahe gar nichts geſchehen, bis auf die Zeiten der Methodiker. (Rec. konnte kaum ſeinen Augen trauen, da er dieſes las. Gerad in dieſem Zeitraum, in welchem, nach dieſen Heckerſchen Fragmenten für die allg. Heilungswiſſenſchaft beynahe gar nichts geſchehen ſeyn ſoll, geſchah für dieſe Wiſſenſchaft äuſſerſt viel. Denn in dieſen Zeitraum fallen jene Theorien der berühmten Dogmatiker, auf welche ihre ganze allgemeine Heilungswiſſenſchaft gebauet wurde, in eben dieſen Zeitraum falle die Entſtehung und der Flor der empiriſchen Secte, welche bekanntlich der allgemeinen Heilungswiſſenſchaft die neue und veränderte Geſtalt gab. Galenus. Das Syſtem dieſes Arztes iſt dargeſtellt, als wenn er alles ſelbſt erfunden hätte, und iſt mit vielen Unrichtigkeiten verwebt. Wer hat je geglaubt, daſs Galenus auf die Lehre des Ariſtoteles von den vier Elementen gebauet habe? Wer, daſs die Lehre von den vier Elementen, von deren vier Eigenſchaften und von den vier Säften Eigenthum des Galeniſchen Syſtems und von dieſem zuerſt aufgeſtellt worden ſey? Wo mag endlich der in der Geſchichte und Literatur ſeiner Kunſt, nur einigermaſsen bewanderte Arzt gefunden werden, der ſich nicht ärgerte mit Hn. H. zu ſagen: *Galens Schriften nehmen zwölf Foliobände* ein, (dieſe Ausgabe wäre Rec. ſehr begierig kennen zu lernen) *die recht dazu gemacht zu ſeyn ſcheinen, durch grundloſe Theorieen die auf die langweiligſten Demonſtrationen, auf die ſubtilſten Diſtinctionen, u. ſ. w.*

u. ſ. w. gebaut ſind, und durch Streitigkeiten und Widerlegung anderer, die ohne allen Zweck weitläuftig ausgeführt werden, den Leſer zu ermüden und abzuſchrecken. Einen ſolchen abſprechenden Ton hätte der Vf. beym Galen nicht annehmen ſollen, deſſen groſse Verdienſte in der Phyſiologie allgemein anerkannt ſind, und der in der Pathologie, welche auf Thatſachen ſich gründet, und als Praktiker ſich Verdienſte erworben hat, die ihm auch (etwa den Paracelſus und deſſen Affen ausgenommen) ſeine Feinde nicht abgeſprochen haben. Endlich wird aber doch dem guten Galen wieder einiges Verdienſt um die allgemeine Heilungswiſſenſchaft zugeſtanden. Er habe die Lehre von dem indicans, der indicatio und dem indicato erfunden. (Dieſs war Erfindung weit früherer Dogmatiker, wie der ſonſt ſehr ſelbſtſüchtige und für ſeine Verdienſte eingenommene Galen ſelbſt ſagt.) Ihm ſey die Kuranzeige die wichtigſte geweſen, (alſo nicht den Dogmatikern, die ſich eben durch die Kuranzeige von den Empirikern unterſchieden?) Von den Nachfolgern des Galenus. Er habe noch im ſechzehnten Jahrhundert an Sylvius einen groſsen Vertheidiger gefunden. (Iſt denn dieſes eine ſo wichtige Thatſache? Galen hatte in dieſem Jahrhundert Anhänger und Vertheidiger in groſser Menge.) Der Verfolg dieſer Fragmente enthält weiter nichts, als Excerpte aus etlichen Annaliſten und nachherigen Aerzten. Oft ſind nur die Ueberſchriften der Kapitel abgeſchrieben, zu welchem Zweck ſieht Rec. nicht ein, wenn es nicht der war, ohne viele Mühe ein dickes Buch zu machen. *Eine neue Kurmethode, Vermehrung der thieriſchen Wärme, vom Herausgeben.* II. Ueberſetzungen und Auszüge aus den Werken unſerer Vorfahren. Ueberſetzt iſt *Stahl diſſ. de autocratia naturae, Halae.* 1696. 4. Dann folgt ein Verzeichniſs kleiner Schriften aus verſchiedenen Zeiten, die über einzelne Gegenſtände der allgemeinen Heilungswiſſenſchaft geſchrieben ſind, dermalen nur 153 akademiſche Schriften, die, wie es ſcheint, der Vf. beſitzt. Rec. ſtimmt mit Hn. H. ganz überein, dafs man die Quellen aus denen man zu ſtudieren hat, kennen müſſe: aber freylich ſieht er nicht ein, was ſolche Bruchſtücke von Diſputationstiteln, wie ſie der Vf. geliefert hat, nützen ſollen. Solche Verzeichniſſe werden erſt dann brauchbar, wenn ſie in einer gehörigen und nothwendigen Ordnung abgefaſst und möglichſt vollſtändig ſind. Was er hier nennt, will er in der *künftigen Auflage* ſeiner therapia generalis nicht nennen, und in der Folge will er die intereſſanteſten Aufſätze dem Titel nach verzeichnet liefern, die in den Werken gelehrter Geſellſchaften enthalten ſind. Wenn er bey dieſem Verzeichniſs auf die durchaus nothwendige Vollſtändigkeit ſieht, und aus den wichtigern Aufſätzen die Quinteſſenz ausliebt, ſo wird die Ausführung dieſes Verſprechens manchen Nutzen gewähren. Als Anhang iſt eine Preisſchrift beygefügt, welcher die Maynzer Akademie zu Erfurt das Acceſſit zuerkannt hat: *Wie kann man auf eine leichte und nicht allzukoſtſpielige Art den Wundärzten, denen das Land oft anvertrauet iſt, einen beſſern und zweckmäſsigern Unterricht beybringen?* Die Vorſchläge des ungenannten Vf. ſind insgeſammt gut und ausführbar, das Lehrbuch aber, nach welchem der junge Wundarzt unterrichtet werden ſoll, würde doch Rec. nicht in der Manier abfaſſen, in welcher der Vf. die zwey Probekapitel von dem Karfunkel und dem Gallenfieber abgefaſst hat.

WIEN, b. Kaiſerer: *Andr. Joſ. Stifft's*, ausübenden Arztes in Wien, *practiſche Heilmittellehre.* Zweyter Band. 1792. 557 S. 8.

Die bey Anzeige des 1 Bandes dieſes Werks (A. L. Z. 1791. No. 291.) geäuſserte günſtige Meynung des Rec. von deſſen vorzüglichem Werthe, iſt auch auf den gegenwärtigen anwendbar. Die Gegenſtände ſind mit einer genugthuenden Vollſtändigkeit, unter Vermeidung überflüſſiger Weitläuftigkeiten, abgehandelt; die Materialien ſind meiſtens aus den beſten Quellen geſchöpft, mit kritiſcher Beurtheilung benutzt, und die Fälle, in welchen das Arzneymittel anwendbar iſt, ſo wie deſſen Wirkung, gehörig auseinander geſetzt. Auch von der Naturgeſchichte der einzelnen Mittel, von deren Kennzeichen, Zuſammenſetzungen und pharmaceutiſchen Zubereitungen, iſt das nothwendigſte beygebracht. Angehende Aerzte werden ſich daher dieſes Lehrbuchs mit vielem Nutzen bedienen können. — Dieſer Band hebt mit der Fortſetzung des zweyten Abſchnitts der erſten Abtheilung an, welcher die *abführende Mittel* begreift. 1. *Gelinde abführ. Mittel.* Aus dem Pflanzenreiche ſind am vollſtändigſten abgehandelt *Caſſia*, *Tamarinden*, *Manna*. Was der Vf. bey den *abführenden Salzen*, ſowohl von dem groſsen Nutzen bey gehöriger Anwendung derſelben, als von den nachtheiligen Folgen, welche ein zu langer und unzeitiger Gebrauch mit ſich führt, ſagt, iſt ſehr wahr. — Rec. hält dafür, dafs beſonders der Miſsbrauch des *Glauberſalzes* eine ergiebige Quelle derjenigen Krankheiten geworden iſt, die in der geſchwächten Verdauungskraft ihren Grund haben. Dieſen Miſsbrauch haben vornemlich unſere Salmiakfabriken dadurch eingeleitet, dafs ſie, um den Abſatz des als Nebenproduct gewonnenen Glauberſalzes zu befördern, eigene Ausrufer beſoldeten, die jenes Salz als ein Univerſalmittel überall lobpreiſen muſsten. — S. 92. verſteht der Vf. unter *Flammenſalmiak* wahrſcheinlich das *Nitrum flammans.* — Bey Erwähnung des vormaligen groſsen Glaubens, an die *ſäuretilgenden Erden* ſagt der Vf.: „ich bin ſehr geneigt zu glauben, dafs es weit beſſer wäre, wenn eine ähnliche tändelnde Pulvermethode auch noch heute herrſchend wäre, ſtatt unſerer nunmehrigen ſo entſcheidenden und, gleich der jetzigen Kriegskunſt, alles niederſtürzenden Kurarten, welche für ungewaſchene Hände durchaus nicht taugen, und daher nie von ihnen berührt werden ſollten.“ — 2. *Stärker abführende Mittel*; unter denen *Sennesblätter*, *Rhabarber*, *Aloe*, am ausführlichſten abgehandelt ſind. Dafs die abführende Kraft der erſtern vorzüglich in einem ſchmierig-ätheriſchen Oele liegen ſollte, ſcheint wohl kaum Grund zu haben. Bey Aloe hätte, unter den Praeparaten, noch das an einigen Orten gebräuchliche *Extr. Aloës per acid. vitriol. correct.* angeführt werden können. 3. *Heftig abführ. Mittel.* Von der *Jalappe* ſey eine der beſten Zubereitungen, nach *Ackermann*, die *Jalappſeife*, welche man erhält, indem

gleich

gleiche Theile Jalappharz und Span. Seife in Weingeist aufgelöfet, und gelinde abgedampft werden. Diefe Maffe löfet fich in Waffer, zumal in lauwarmen, leicht und ohne Trennung auf. — Bey *Scammonium* wird, des berühmten Vergifters Europens, *Ailhaud's* Pulver mit gerechten Unwillen gedacht, und die Sorglofigkeit der Obrigkeit an mehrern Orten, diefem Mordmittel den Eingang zu wehren, gerügt. — Eine, der des ächten Scammon. ähnliche Wirkung leifte der eingedickte Saft der Zaun- und Ackerwinde (Convolv. Sepium u. C. arvens:) Gut wäre es, wenn mit dergl. einheimifchen Mitteln mehrere Verfuche angeftellt würden. — *Wildauria.* Auch diefe einheimifche Pflanze verdiente eine mehrere Aufmerkfamkeit der Aerzte. — *Gummigut.* Von dem ächten, von *Guttaefera vera* König: welches ein wirkliches Gummiharz ift, ift das unächte, von *Cambogia Gutta L.*, dadurch zu unterfcheiden, dafs diefes als ein blofses Harz, fich in Waffer gar nicht, faft gänzlich aber in Weingeift, auflöfet. Zur Vermeidung fernerer Verwechfelung folle man, nach *Murray's* Vorfchlag, letzteres *Korkagummi* nennen; von Korka, als dem Namen des Baums bey den Angolefen und Malabaren. Das amerikanifche Gummigutt von *Hyperic. baccif. L.* kömmt der erftern Sorte näher. — Bey der *weifsen Nieswurz* die Vermuthung, dafs fie der Helleborus der Alten fey. — *Schwarze Nieswurz.* Warnung für die der ächten meiftens untergefchobenen unfichern, theils giftigen, Wurzelarten. Das Extract derfelben war des Paracelfus Daura oder Arcanum vegetabile. — Bey *Koloquinten* führt der Vf. eine merkwürdige Beobachtung der Zufälle an, da ein Mädchen einen Abfud von zwey Koloquintenäpfeln in Wein auf einmal genommen hatte. — Der *dritte Abfchnitt* handelt von den *Schweifs treibenden* Mitteln. „Wir haben keine Mittel, — fagt der Vf. fehr richtig, — durch die wir diefe Ausführung fo zuverlafsig zu erregen im Stande wären, als wir etwa ein Erbrechen oder Abführen bewirken können. Der Erfolg ihrer Wirkung hängt faft immer von einem fehr zufammengefetzten Verfahren, und von ihrer genauen Anpaffung auf die gegenwärtigen Umftände ab, ohne dafs wir auch dadurch noch gefichert find, immer gewifs zum Zweck zu kommen." — *Vierter Abfchn.* die *harntreibende* M. unter denen die *Meerzwiebel* immer noch den erften Platz behauptet. Die folgenden Abfchnitte, bis zum neunten, begreifen die *Niefsmittel*, die *Speichel treibenden*, die *Auswurf befördernden*, die *Monatsfluss befördernden*, und die *Blahung treibenden* Mittel.

ALTENBURG, b. Richter: *Chirurgifche Arzneymittellehre, der erften Klaffe, von den ausleerenden Mitteln, erfte und zweyte Abtheilung.* 1789 und 1790. 110 und 440 S. 8. (1 Rthlr. 14 gr.)

Der ungenannte Verfaffer liefert hier den Anfang eines Werkes, das, wenn es mit gleichem Fleifse fortgefetzt wird, für die Lefer, die er bey der Ausarbeitung deffelben vorzüglich vor den Augen gehabt zu haben fcheint, das heifst für junge oder durch gelehrte Kenntniffe nicht hinlänglich ausgebildete Wundärzte, allerdings von Nutzen feyn kann; denn er befchreibt die fogenannten chirurgifchen Heilmittel nicht nur in Rückficht auf ihre äufserlichen Eigenfchaften und auf ihre allgemeinen Kräfte, fondern er lehrt auch, in einer zwar nicht zierlichen, aber doch verftändlichen und den Fähigkeiten feiner Lefer angemeffenen Schreibart, die Weife, wie fie zu gebrauchen find, und gibt die Bedingungen an, unter welchen man fich in einzelnen Fällen von ihrer Anwendung Vortheil verfprechen kann; er gedenkt überdem des Schadens, den fie, wenn fie nicht mit der gehörigen Vorficht gebraucht, oder zur Unzeit angewendet werden, nach fich ziehen, und beftätigt zugleich feine Behauptungen mit Erfahrungen, die er theils felbft gemacht, theils aus den Schriften eines *Tode*, *Schmucker*, *Theden* und anderer gefchickten Wundärzte entlehnt hat. Er handelt in den beyden Bänden oder Abtheilungen, die wir vor uns haben, von den blutausleerenden Mitteln und von den Arzneyen, welche andere Materien, z. B. wäfferige Feuchtigkeiten, den Schleim, die Milch u. f. w. auszuleeren, oder den Abgang der Würmer, Blähungen, Exkremente u. f. w. zu befördern die Kraft befitzen; befonders weitläuftig hat er fich bey der Aderlafs und bey den blafenziehenden und rothmachenden Heilmitteln aufgehalten, und die Umftände, welche die Anwendung einer oder der andern diefer Arzneyen erfordern, gut aus einander gefetzt, fo dafs ein noch nicht geübter und belefener Wundarzt diefe und auch die übrigen Abfchnitte von den durch die Nafe und den Mund ausleerenden Mitteln, von den Klyftiren, vom Einfchnitte, vom Saugen, von den Aetzmitteln, von der Anfetzung der Ziehköpfe, von den Stuhlzäpfchen, von den äufserlich auf dem Unterleibe angebrachten ausleerenden Arzneyen u. f. w mit Nutzen lefen und daraus feine Kenntniffe fehr bereichern wird. Wir wünfchen daher, dafs der Vf. fein Werk fortfetzen und die übrigen Heilmittel, mit deren Anwendung fich befonders die Wundärzte befchäftigen, eben fo forgfältig, wie die, von welchen in diefen beyden Bänden die Rede ift, befchreiben möge. — Die Anleitung zur Abfaffung der Recepte, welche der Vf. beygefügt hat, ift doch faft zu kurz und unvollftändig, als dafs fich der Wundarzt daraus hinlänglich mit diefem wichtigen und fchweren Theile feiner Kunft bekannt machen könnte; auch mangelt es in diefer Anleitung nicht an Fehlern, die zu bedeutenden Irrthümern Gelegenheit geben können, und daher einer Berichtigung bedürfen; fo ift z. B. nicht erwähnt, dafs ätherifche Oele und andere wirkfame Flüffigkeiten mit trocknen Ingredienzien gemifcht und in Pulvergeftalt als Umfchläge u. f. w. angewendet werden können, dafs manchmal zwey flüffige Materien mit einander verbunden eine dickliche Confiftenz annehmen und fo zu einer wahren Salbe werden, wie das flüchtige Liniment, das Unguentum de Lithargyrio und die fogenannten Nutrita der Alten beweifen u. f. w. Die Dickfäfte, von welchen einige, z. B. der fucc. infpiff. ftramonii, aconiti u. f. w. der Aufmerkfamkeit des Wundarztes fehr werth find, hat der Vf. S. 61. ganz mit Stillfchweigen übergangen, und an einem andern Orte, wo er von der Bereitung der Schleime redet,

redet, hat er anzuführen vergeſſen, daſs man auch aus verſchiedenen Kräutern und Wurzeln Schleime verfertigen, und dieſe oft mit Vortheil als erweichende Bähungen u. ſ. w. benützen könne. Die Beyſpiele von Formeln, welche der Vf. noch hinzugeſetzt hat, ſind indeſſen gröſstentheils gut gewählt und verdienen zur Nachahmung empfohlen zu werden. Uebrigens wünſchen wir, daſs der Vf. künftig unnütze Wiederholungen, deren wir mehrere in dieſen Bänden bemerkt haben, (man vergl. S. 131 mit S. 415, ferner Formel 5 mit 8 und 11 mit 12, denn die letztere iſt, wenn man die Beſtandtheile der Königsſalbe mit den Fettigkeiten, welche in dieſer Formel vorgeſchrieben ſind, vergleicht, von der vorhergehenden faſt gar nicht, wenigſtens nicht weſentlich unterſchieden,) vermeiden, und ſolche Stellen, wie die aus *Trillers* Gedichten S. 416, ganz wegläſſen möge; der Raum, den er dadurch gewinnt, kann zu beſſern Anmerkungen benutzt werden.

Leipzig, b. Schwickert: *Theſaurus materiae medicae et artis pharmaceuticae* quem collegit atque edidit *Joann. Chriſt. Traugott Schlegel*, M. et Chir. D. Abt. Princip. de Schönburg conſiliar. aulic. et archiater. *Tomus Primus.* c. tab. aen. 1793. 444 S. gr. 8.

Zur Empfehlung der Sammlungen von kleinen Schriften aus mehrern Fächern der Arzneywiſſenſchaft, die Hr. S. bisher veranſtaltet hat, läſst ſich allerdings viel ſagen. Die Auswahl die er trifft, iſt gröſstentheils gut, und gewöhnlich iſt jede Schrift, die er aufnimmt, wenigſtens nicht ſo häufig, daſs alle Liebhaber damit verſehen werden könnten. Aber noch empfehlungswerther und nützlicher würden ſeine Sammlungen, und auch dieſe über die *Materia medica*, ſeyn, wenn er die vielen, den Raum ohne Nutzen wegnehmenden, Auswüchſe an manchen kleinen Schriften, die Vorreden, in denen gewöhnlich der Verfaſſer nichts weiter ſagt, als daſs er eine Diſputation ſchreiben und Doctor werden wolle, die Epilogen, und auch manches was ſich zu weilen im Text ſelbſt findet und entbehrt werden kann, wegſchneiden, und dadurch ſich Raum für mehrere Schriften in einem Band verſchaffen würde. Von dieſem Geſichtspunct gieng Herr Bergr. Crell bey Bearbeitung der Hallerſchen praktiſchen Streitſchriften aus, und ſeine Arbeit wurde mit Beyfall und Dank aufgenommen, auf den auch Hr. S. ſicher würde rechnen können, wenn er bey ſeinen Sammlungen eben dieſe für den Käufer ſo vortheilhafte Erſparung des Raums nicht aus den Augen ſetzte. Die Schriften welche übrigens in dieſem gut und correct gedruckten erſten Band des *theſaurus materiae medicae* enthalten ſind, ſind alle gut und brauchbar, nemlich *I. Arn. Juliaans de ceſſina elaſtica Cajennenſi. Traj. ad Rh.* 1780. *II. Guil. Puſey Hayle diſſ. quaedam de cantharidum natura et uſu complectens.* L. B. 1786. *III. Ferd. Dejean hiſtoria, analyſis chemica, origo et uſus oeconomicus Sodae Hiſpanicae.* L. B. 1773. *IV. W. Guil. Muys obſervationes de ſalis ammoniaci praeclaro ad febres intermittentes uſu. Franequerae*, 1716., iſt vielleicht wegen ihrer Seltenheit hier abgedruckt. *V. Car. P. Thunberg de medicina Africanorum.* Upſal. 1785. *VI. Everard. Jo. Thomaſſena Thueſſinx de opii vſu in ſyphylide obſervatis comprobato.* L. B. 1785. *VII. H. Dietr. Reimari animadverſiones de opio, praecipue in Febribus, uſu.* L. B. 1784. *VIII. G. C. P. Cramer de lichene Iſlandico.* Erlang. 1780. *IX. J. B. J. Dillenius de lichene pyxidato.* Mogunt. 1785. *X. G. H. Stolle de vitriolo albo ejusque uſu medico et chirurgico.* Gott. 1787., hier aber vom Vf. verbeſſert und mit den Beobachtungen der Neuern vermehrt. *XI. Jo. Müller diſſ. iſt. medicamentorum antimonialium conſpectum.* Hayn. 1787. *XII. Jo. Ptr. Xav. Tauber de ſolutione reguli et vitri antimonii in diverſis vinis.* Viennae. 1767.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Dresden*, b. Hilſcher: *Leopolds des Zweyten muſterhaftes und wohlthätiges Leben.* Eine Skizze. 1792. 2 B. 8. Auch in dieſer Skizze findet man bloſs die gewöhnliche Darſtellung, meiſtens im Ton der Lobrede, ohne alle Hindeutung auf irgend eine neue Ausſicht, die doch einem unbefangenen Beobachter gewiſs nicht entgehen kann.

Vermischte Schriften. *Weiſsenfels u. Leipzig*, b. Severin: *Ueber Sylphen, Gnomen, Salamander und Undinen.* Zweyter Theil. 1793. 63 S. 8. In dieſem zweyten Theile ſetzt der ungenannte Vf. ſeine Collectaneen, als Anhang zu den Geſprächen über Sylphen etc. im erſten Theile, unter *acht* Nummern fort. Sie enthalten einen Catalog von Schriften über miraculöſe Dinge, deren jedoch mehrere auch ſchon im erſten Theile verzeichnet ſtehen, Meynungen alter und neuer Autoren über die Realität der Zauberey, Geſpenſter, Dämonen, Kobolde, Berggeiſter und Pygmäen. Etwas aus dem Leben des *Apollonius von Thyana*, *Lucians* Nachrichten von Elysium, und von der Wiederbelebung todter Körper und den Geiſtern nach *Korn. Agrippa*. Auch hier bleibt der Vf. ſeiner im erſten Theile beobachteten Methode getreu; er foppt die Wundergläubigen mit einer verſtellten Vertheidigung ihres Wahns; aber der Ton, in dem er ſpricht, die Miene, die ſeine Rede begleitet, bleibt immer ſo ernſt, daſs der Einfältige und Abergläubiſche in ihnen den Satyr ſchwerlich gewahr werden dürfte. Ueber Unvollſtändigkeit wollen wir noch nicht klagen, da das *Ende des zweyten Theils* noch einen vielleicht noch mehrere Theile zu verkündigen ſcheint. Aber ſeine Collectaneen und dazu gemachten Räſonnements hätte der Vf. vor dem Druck erſt gehörig in Ordnung bringen ſollen. So wie ſie jetzt da liegen, ſind es zerſtreute Fragmente, die man erſt mühſam zuſammen ſuchen muſs, wenn man über einen und denſelben Gegenſtand ein Ganzes haben will.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 2. September 1794.

GESCHICHTE.

Leipzig, in der Breitkopf. Buchh.: *Mythologie der nordiſchen Völker.* 1794. 6 Bog. 8.

Ein Handbuch der nordiſchen Mythologie für die deutſchen Liebhaber und Forſcher der allgemeinen vaterländiſchen Vorzeit war längſt ein frommer Wunſch, und ohne Zweifel wird derjenige unſern beſten Dank verdienen, der ihn endlich in Erfüllung bringen will. Aber gewiſs verlangen und erwarten wir nicht, daſs nach den bisherigen Fortſchritten in der Aufklärung der nordiſchen Mythologie uns noch die alten Träume und Irrthümer des vorigen Jahrhunderts der Reihe nach aufgetiſcht, oder gar ein Miſchmaſch von nordiſcher, celtiſcher, teutoniſcher und ſlaviſcher Götterlehre vorgeſetzt werde. Im Gegentheile hat man alles Recht, von einem Manne, der *jetzt* mit einer nordiſchen Mythologie hervortreten will, wenn gleich noch keine vollſtändige, doch eine aus den Quellen ſelbſt geſchöpfte Sammlung, kritiſche Prüfung und Abſonderung, und eine ſyſtematiſche Anordnung der Mythen zu fodern. Der Vf. der vor uns liegenden Mythologie, Hr. *Neuenhagen* (wie er ſich nach der Vorrede unterſchreibt) ſcheint an keine dieſer Foderungen gedacht zu haben; zum mindeſten ſind ſie nichts weniger als erfüllt. Die eigentlichen Quellen kennt er, wie man deutlich ſieht, nur dem Namen nach, von ſyſtematiſcher Anordnung und Kritik der Mythen aber ſcheint er gar keinen Begriff zu haben, und ſteht noch überdieſs in der glücklichen Einbildung, daſs in dieſer Arbeit keine Vorgänger vorhanden ſeyn, die er hätte benutzen können; unerachtet alles das, was er ſagt, aus ſeinen Vorgängern, nur nicht aus den beſten und bewährteſten, zuſammengetragen iſt. Es wäre bey weitem zu weitläuftig, wenn wir alle Irrthümer und Mängel dieſer Mythologie rügen wollten, wobey wir gleich mit ſeiner Definition einer Fabellehre im 1. §. anfangen müſsten, und wir ſchränken uns daher auf eine möglichſt gedrängte Kritik des Ganzen und eine Rüge der auffallendſten Fehler ein.

Gleich in der Einleitung begreift er z. B. unter den nordiſchen Völkern nicht bloſs die Dänen, Norwegen, Schweden und Isländer (in welchem eingeſchränkten Sinne jeder Geſchichtforſcher den Norden nimmt, wenn von ſeiner Mythologie die Rede iſt) ſondern auch die alten Bewohner von *Deutſchland*, *Gallien* (!!) und *Brittannien*. Man kann ſich daher nicht wundern, wenn er auch von den galiſchen *Barden* und *Druiden* handelt; aber wenn er (§. 5.) ſagt, daſs „vor jeder Schlacht ein „von den Barden verfertigtes und *in Muſik geſetztes* Bar„diet von dem ganzen Heere ſey geſungen worden, *welches dazu nach dem Tacte auf die Schilde geſchla„gen habe;*“ ſo hat er ſeinen Leſern in der That zu viele Leichtgläubigkeit zugemuthet. Die Gedichte der Barden heiſst er *groſse und wilde Naturen* und charakteriſirt ſie umſtändlicher ſo, daſs man ſieht, er begreift darunter ſowohl die galiſchen als die ihrer Natur nach an Geiſt und Ton gänzlich von ihnen verſchiedenen ſkandiſchen Gedichte, wodurch er beweiſt, daſs er keine von beiden aus eigener Anſicht kennt. Noch auffallender aber wird ſeine Unbekanntſchaft mit den Quellen, die er unumgänglich hätte benutzen müſſen, in dem Kapitel von den Quellen ſelbſt. Zwar theilt er ſie in Haupt- und Nebenquellen ein, und gibt ganz richtig die beiden Edden als Hauptquellen an. Allein auſser dem, daſs er unter *Edda* ein *Lehrbuch* der nordiſchen Mythologie verſteht, hat er auch eine ſo ſchlechte hiſtoriſche Kenntniſs von denſelben und ihrem Inhalt, daſs er die ältere Edda noch in 3 Theile, *Voluſpa*, *Havamaal* und *Runa Capitula* (ſoll heiſsen *Capitule*) eintheilt (eine Eintheilung, die man im J. 1794 keinem nur mittelmäſsigen Literator überhaupt, geſchweige einem Schriftſteller über die nordiſche Mythologie verzeihen kann) und von den drey Theilen der jüngern Edda noch den, in frühern und unkritiſchen Schriftſtellern freylich ziemlich allgemeinen, Irrthum nachbetet, daſs der zweyte Theil (welche doch die *Kenningar* oder die Sammlung der poetiſchen Ausdrücke und Benennungen der Götter und Dinge enthält) *erzählend*, und der dritte ein *alphabetiſcher Auszug* der poetiſchen Redensarten ſey, *die in den erſten Theilen vorkommen* (!!), ob es gleich ſchon ſeit 16 Jahren hinlänglich bekannt iſt, daſs dieſer Theil die poetiſchen Grundregeln, Licenzen (und Fehler) enthält. Von Ueberſetzungen aus der älteren Edda kennt Hr. N. (und vermuthlich auch bloſs vom Hörenſagen) nur die Voluspa des Hn. *Denis*; die weit beträchtlicheren Uebertragungen der Herren *Herder* und *Gräter* aber, aus denen er ſeine Kenntniſs der nordiſchen Mythologie und Dichtkunſt um ein Gutes hätte berichtigen und bereichern können, ſind ihm unbekannt geblieben. Die *däniſche* Ueberſetzung der jüngern Edda, die ſich in Reſen's Ausgabe befindet, gibt er für *ſchwediſch* aus. Zu den Nebenquellen rechnet er die Schriften des *Ol. Worm.* (worunter aber auch die *Hiſtoria Norvagica* ſteht, von welcher nicht *Worm* ſondern *Torfaeus* der Verfaſſer iſt) *Helmolds* (!) *Verſtegans*, *Rolevinks*, *Cluvers*, *Ol. Verel.*, *El. Schedius*, *Ol. Magnus*, *Adam. Brem.* *Saxo Gramm.* *Jon. Arngrim.* *Aventins*, *Ol. Petr.*, *Ubbo Emmius*, *Eric. Ol. Loccen.* *Ge. Fabric.* *Paul. Diac.* *Huldreich Mutius*, *Jul. Caeſ.* und *Cornel. Tacitus*, d. h. alles was ihm zufälligerweiſe in die Hände gerathen iſt. Nicht zu gedenken, daſs man gleich auf den erſten Anblick unter die-

diesem Verzeichnisse gerade die zuverläßigeren Forscher der nordischen Mythologie, *Bartholin*, *Torfaeus* und unter den neuern *Suhm*, *Erichsen*, *Gräter* etc. vermißt, so ist die Anordnung und Wahl der angezogenen Schriftsteller selbst ein Zeichen, wie wenig der Vf. sie zu beurtheilen, und die Materialien zu seiner Arbeit zu sammeln und zu sichten verstand. Auch scheint er keinen Unterschied zwischen *Hülfsmitteln* und *Quellen* zu wissen; sonst würde er die Commentatoren und Mythologen nicht unter die letztern gerechnet haben. Ferner gehören zu den Hauptquellen nicht blos die Lieder der ältern, und die Fabeln der jüngern Edda, sondern der ganze poetische Schatz des alten Nordens, wovon ein grosser Theil in den sogenannten *Sagen* enthalten ist. Unstreitig ist auch des *Saxo Grammaticus* danische Geschichte eine Hauptquelle, aus der man aber freylich (vor der Hand) mehr als aus jedem andern *cum grano salis* schöpfen muss. Die Ueppigkeit seines Genie's und seine Reinheitssucht im Lateinschreiben, welchen er den Vortheil des Geschichtforschers aufopferte, hat sie sehr getrübt. Möchte doch dieses wichtige Werk bald die Aufmerksamkeit des Magnäanischen Instituts auf sich ziehen. Es wäre ein desselben ganz würdiges und sehr verdienstliches Unternehmen, für eine neue kritische und zweckmäßige Ausgabe des *Saxo* zu sorgen. Klotzens Ausgabe betrifft nur die äussere Kritik nach den Handschriften, zu der innern Kritik aber hat seit dem gelehrten *Stephensen* niemand mehr die Hand geboten, die zerstreuten Bemerkungen ausgenommen, die sich hie und da in den Schriften des Hn. *v. Suhm* und anderer nordischer Mythologen und Alterthumsforscher finden. Was müsste die Kenntniss der nordischen Mythologie und Dichtkunst gewinnen, wenn man sich bemühte, den *Saxo*, so weit die fabelhafte Geschichte oder auch nur so weit die Lieder gehen, d. h. seine ersten acht Bücher so zu bearbeiten, dass die Geschichte durchaus mit den noch vorhandenen Nachrichten in der nordischen Sprache verglichen, nach ihrer Richtigkeit geprüft und daraus gezeigt würde, ob er diese oder andere Werke vor Augen gehabt, was von seinen Quellen noch vorhanden, was verloren gegangen ist, und ob diese einigen die jetzt bekannten dem Alter nach übertreffen haben? Die Gedichte aber, so viel sich ihrer in der ursprünglichen Form und Sprache auffinden lassen, neben seine poetischen Nachahmungen gestellt, und daraus beurtheilt würde, auf welche Art man noch die übrigen, von welchen die Originale nicht mehr vorhanden sind, nach der Analogie reduciren könnte; ein Unternehmen, freylich, das nur einem gebornen in der alten poetischen Literatur bewanderten und mit eigener Dichterkraft begabten Isländer unsers Bedünkens hinlänglich gelingen dürfte. Wären nur einstweilen für die römischen Ortsnamen mit Einsicht wieder die Nordischen, und für die lateinische Form der nordischen Namen ihre ursprüngliche wieder von einem isländischen Sprach- und Alterthumskenner hergestellt, wie viel hätte der ausländische Mythologe schon dadurch gewonnen! Hn. *N.* kann man allerdings da er die jüngere Edda nur aus der dritten Hand, die ältere aber, so wie die ganze altnordische poetische Literatur gar nicht, auch nicht einmal die deutschen Uebersetzungen und Nachbildungen kennt, eine solche kritische Benutzung des Saxo noch weniger zumuthen. Seine Hauptmänner, auf die er sich verlassen hat, scheinen der kurzweilige Sammler *Olaus Magnus*, und der mehr in römischen, griechischen und hebräischen als nordischen Schriftstellern belesene, mehr gelehrte als kritische *Elias Schedius* zu seyn. Das zuverläßigere mag er aus *Worm*, *Locenius* und, wo wir nicht irren, aus *Mallets Introduction* haben. Nach seinem unrichtigen Begriffe von *nordischer* Mythologie theilt er die Götter in 1) *Gottheiten der skandinavischen Völker* und 2) *besondere Nationalgottheiten* ein, unter welchen letztern er a) *germanische*, b) *sächsische*, c) *vandalische* oder *wendische*, d) *friesische* und *gothische* Götter, und e) *dänische Nationalgottheiten* begreift. Die letzte Rubrik ist besonders auffallend. Wenn er von den skandinavischen Göttern diejenigen ausheben wollte, die in einem Lande entweder vorzüglich oder sonst in keinem verehrt wurden, so musste er nicht blos von *dänischen*, sondern auch von *schwedischen*, *norwegischen* und *isländischen* sprechen. Die Angabe dänischer Nationalgottheiten selbst aber ist gänzlich falsch und lächerlich. Es sollen nemlich *Fro!* (den er vorher richtiger *Frey* (Freyr) und der nicht die *dänische*, sondern *schwedische* Nationalgottheit war), *Wagnöfd* (ein Kämpfer, kein Gott, noch weniger Nationalgott) *Haldan*, *Hadding*, (zween Könige) und *Ugartiloch* (Utgardi-Loke) seyn! Indessen liessen sich diese Unrichtigkeiten und die Irrthümer, welche unter der Rubrik der andern Nationalgötter vorkommen, noch übergehen, wenn Hr. *N.* nur in der Hauptsache, d. h. in der Abhandlung der skandinavischen, oder im eigentlichen Verstande nordischen Götter mehr gedacht und befriedigend zu Werke gegangen wäre. So aber macht er nicht einmal einen Unterschied zwischen den grössern und geringern Gottheiten (*dits majorum et minorum gentium*) und sondert nur nach einem dunkeln Gefühle die Dämonen und Halbgötter unter dem Titel *anderer* mythologischer Wesen von den Asen, und den willkührlich, auch zum Theile unrichtig verzeichneten Göttinnen ab. Zu den Asen rechnet er 13, es sind aber nur zwölf, denn *Niord* gehört, wie in den Gedichten der Edda deutlich genug angezeigt wird, nicht dazu. Zu erwarten ist es auch, dass sobald man die *Götter* nach dem Titel der Asen eintheilt, und auf den Unterschied der spätern und frühern Mythologie (der in keiner so auffallend als in dieser ist) keine Rücksicht nimmt, auch die *Göttinnen* nach diesem Titel ihren Rang erhalten, und die vierzehn Asatinnen (Asynius) zuerst gestellt werden müssen. Hier aber fehlt die Göttin *Laga*, *Hela*, *Hertha*, die *Walkyren* und *Nornen* hingegen stehen am unrechten Orte, so wie eine Göttin *Thisa*, blos in dem Kopfe unkritischer, bequemer oder in der alten Sprache nicht bewanderter Mythologen existirt hat. So wäre auch der Vf. nicht in Verlegenheit gekommen, wo er *Sonne* und *Mond* und die *andern* mythologischen Wesen unterbringen sollte, wenn ihm die schon von Hn. *Gräter* gemachte Absonderung der physischen Gottheiten von den mythischen, und seine Eintheilung der letztern in Gottheiten vom *ersten*, *zweyten* und *dritten* Range bekannt gewesen wären. (S. *Bragur* I. S. 59 u. f. worauf wir auch wegen der Richtigkeit und

Voll-

Vollständigkeit der von Hn. N. angeführten andern mythol. Wesen verweisen.) Das vierte, fünfte und sechste Stück, vor deren Abfassung Hr. N. das 4. Buch der Abhandlung des Hn. *v. Suhm om Odin* unumgänglich hätte lesen müssen, handelt von der Religion und dem Gottesdienste der Norden, wozu noch ein Anhang von den *altsächsischen* (warum denn nicht auch *skandinavischen* u. s. w.?) Namen der Monate kommt, dessen Zweck und Nutzen wir hier nicht absehen können. Den Beschluss machen einige unerhebliche Gedanken über den Werth und den Gebrauch der nordischen Mythologie. Wollten wir uns nun auch auf die Kritik jeder einzelnen Göttercharaktere, die natürlich niemals aus der ersten Quelle geschöpft und daher gröstentheils schief, unbestimmt und dürftig sind, einlassen, so würde unsere Recension zu einem Buch anwachsen. Wer die altnordischen Namen *Asbiorn*; *Asgautur*, *Asgeir* u. s. w. für altdeutsche hält, die irische Benennung der Harfe, *Telyn*, *Bragi's* Harfe beylegt, und die Göttin *Gna* mit *Goe*, der Tochter des Königs *Thorri* verwechselt, der hat noch viele Belehrung nöthig.

Memmingen, b. Seyler: *Pforzheims kleine Chronik.* Ein Beytrag zur Kunde deutscher Städte und Sitten. Von *Siegmund Friedrich Gehres.* 1792. 198 S. g. (10 gr.)

Was der Vf. in dem Vorberichte sagt: „die alten Römer in der besten Zeit ihres Freystaats hatten keine Romane, aber Chroniken, drinne (in welchen) die unsterblichen Thaten ihres grosen Volks von jedem Bürger der Reihe nach gelesen werden konnten: eben so unsre alten Deutschen lasen nichts lieber — und was sollte auch im Grunde für jeden interessanter seyn, als die auch noch so einfach abgefasste Erzählung von den Geschichten ihres Vaterlandes, oder ihrer Vaterstadt?“ ist in gewisser Einschränkung wahr, und verdiente die Anwendung, die der Vf. zur weitern Belehrung seiner Mitbürger von der Geschichte seiner Vaterstadt macht. Die Behandlung und Ausführung seiner aus Patriotismus gefalsten Idee ist sowohl für den Geschmack und die Unterhaltung des Lesers, als für den kleinen Umfang und Gehalt der sich ihm darbietenden Thatsachen gut angelegt. Er hebt die wichtigsten Perioden und Ereignisse aus dem kleinen Bezirk der Stadtgeschichte aus, und macht damit seine Mitbürger mit dem Werden und Aufkommen ihres vaterländischen Grundes und Bodens sowohl als ihrer Vorfahren, und mit den wichtigsten Schicksalen derselben bekannt. Nach des Vf. Meynung kann Pforzheim unter dem Kais. Valentinian gegründet worden seyn. Die älteste Urkunde, in welcher ein Schultheis von Pforzheim namentlich vorkommt, ist von 1245. In eben diesem Jahrhundert gehörte die Stadt Pforzheim auch schon dem Hause Baden. Eine merkwürdige Urkunde von 1256, also 12 Jahre vor dem Sturz des Hohenstaufischen Hauses, mit dem angehängten Stadtsiegel, welches auch das Siegel der Markgrafen von Baden ist, beweiset es. Durch Markgr. Rudolph, Hermanns siebenten Sohn, welcher Pforzheim in der Theilung zum Loose erhielt und in einer Urkunde des Kaisers Rudolphs von 1285 Herr von Pforzheim heisst, wurde es eine Residenz. Auch Markgraf Ernst und sein Sohn Karl II. benannten Pforzheim zur Residenz, führten auch den Titel Markgraf von Baden-Pforzheim, aber der letzte verlegte die Residenz nach Durlach und von dieser Zeit an die veränderte Titulatur. Die unglückliche Schlacht unfern Seckenheim in dem Kriege zwischen Dietrich von Isenburg und Adolph von Nassau, den beiden Bewerbern um das Erzstift Mainz, machte die Stadt Pforzheim zu einem pfälzischen Lehen. Der Markgraf Karl, der für Adolph kämpfte, wurde von Pfalzgraf Heinrich, dem Bundesgenossen Dietrichs, gefangen genommen und nur unter der Zusage eines Lösegelds von 100000 fl. und einer so bedingten Abtretung der Stadt Pforzheim, als eines pfälz. Lehens, dass es nur durch die Bezahlung von 40000 fl. wieder aufgesagt werden könnte, wieder in Freyheit gesetzt. Erst der jetzige Markgraf kaufte die pfälzische Lehnsverbindlichkeit mit 60000 fl. ab. Eine 1501 zu Pforzheim herrschende Pest veranlasste die noch daselbst existirende Todengesellschaft, aus deren Fond die armen Kranken verpflegt und, wenn sie sterben, auf Erde bestattet werden. Die Stiftungen für Studierende, in Pforzheim betragen zusammen ein Kapital von 13000 fl. Der grose Reuchlin, dessen Leben und Charakter der Vf. nach der Zeichnung Schubarts mit vieler Wärme beschreibt, steht an der Spitze der dort gebornen Gelehrten. *Johann Schwebel*, zuletzt Superintend. zu Zweybrücken, *Caspar Glaser*, dessen Nachfolger, *Barthol. Westheimer*, der Reformator der Grafschaft Mömpelgard, alle Zeitgenossen und thätige Werkzeuge der Reformation, waren zu Pforzheim geboren und erzogen. Der Uebertritt des Markgr. Ernst Friedrichs zur reformirten Religion und seine über das ganze Land verbreitete gewaltthätige Bekehrungssucht zündete die gefährlichsten Händel unter der Bürgerschaft zu Pforzheim an, deren gänzlicher Ausbruch nur durch den schnellen Tod des mit den Waffen in der Hand anrückenden Markgrafen verhindert wurde. Die Erzählung von dem Heldentode der in der Schlacht bey Wimpfen für den Schutz ihres Fürsten und die Rettung des ganzen deutschen Vaterlandes mit Tapferkeit gefallenen 400 Pforzheimer, welcher noch 1788 den 29. Jan. auf höchsten Befehl von Posselt in einer Rede gefeyert wurde, ist voll Wärme und Patriotismus. Der dreyssigjährige Krieg setzte die Pforzheimer bald den kaiserlichen, bald den schwedischen Völkern zur Beute aus. Eine schöne kindliche Handlung aus dieser Zeit erzählt der Vf. S. 131. „der damalige Amtskeller zu Pforzheim, Caspar Maler, wollte seine von Alter kraftlose Mutter gegen die Grausamkeit der Feinde an einem dritten Ort in Schutz bringen. Er setzte sie auf einen Karren und zog sie aus Mangel an Pferden selbst mit seinen Geschwistern bis an den Rhein, ward hier sogar aus Noth und Kindesliebe Schiffsmann und brachte sie in einem Nachen nach Landau.“ Das Waisen-, Zucht- und Arbeitshaus zu Pforzheim wurde 1714 zu bauen angefangen und 1718 sogleich mit 60 Waisen eröffnet. Im folgenden Jahre hatte das Haus schon 200 Pfleglinge, welche der jetzige Herr Markgraf auf das Land vertheilt und das Gebäude, nachdem das Zucht-

haus von demselben getrennt worden, den Manufacturen eingegeben hat. Die Stadt selbst ist der Stapelort für einen grosseh Theil der Gebirge und Thäler des Schwarzwaldes bis an den Bodensee. Die von Carl Friedrich begünstigte Toleranz hat den Wohlstand derselben sehr erhöht. Sie fasst über 6000 Seelen in sich und hat sowohl in dem Feldbau als in dem Kunstfleiss der Einwohner ergiebige Nahrungsquellen. Gemeine Gewerkschaften sind stärker besetzt, als es ein richtiges Verhältniss zur Gröfse des Orts zu erlauben scheint. Aufser den guten Roth- und Weifsgerbereyen hat die Stadt 40 Fleischer, 30 Beckermeister, 45 Schuhmacher, welche jährlich für mehr als 66000 fl. Waare debitiren. Sehr wichtig ist der Holzhandel mit Holland, welcher durch grofse Societäten im Badischen und Wirtembergischen geführt wird, und eben so erheblich der Bauholz- und Sägwaarenhandel, der den gröfseften Theil der am Neckar und Rhein bis Worms gelegenen Städte versieht. Die Tuch-, Zeug- und Strumpf-Fabrik gehörte erst dem Fürsten nebst dem Waisenhause allein zu, kam aber nachher in Privathände und wird jetzt immer wichtiger. Sie verarbeitet spanische, italienische, macedonische, walachische, ungarische, böhmische und Landwolle, fertigt feine, mittlere und ordinäre Tücher, Zeuge, Flanell, Strümpfe, besitzt eine gute Färberey, eine eigene Walke und hat starken Verschlufs. In den 8 zu Pforzheim bestehenden Goldarbeiterwerkstäten werden nach einer genauen Berechnung in mittelmäfsigen Jahren für 786000 fl. Gold verarbeitet. Für Arbeitslohn und andre Nebengeschäfte werden jährlich über 131200 fl. bezahlt, welche in Pforzheim bleiben. Die Entrepreneurs halten Messen in Frankfurt, Leipzig, Strafsburg und Paris, und es wird kein andres Gold, als bey massiven Waaren zu 18, und bey geringen zu 14 Karat verarbeitet, und ein fürstl. Controlleur wacht mit der genauesten Aufmerksamkeit und Richtigkeit auf diesen Gehalt. Die dortigen Schmelz- und Eisenhütten arbeiten mit 5 grofsen und 2 Kleinhämmern unaufhörlich fort. Die Leinwandbleiche, so sehr sie durch die Sperre und ihre Nebenbuhlerinnen leidet, macht doch jährlich über 100000 Ellen Leinwand weifs.

Nun aber auch, nachdem wir es unsern Lesern aus den wichtigsten von dem Vf. gegebenen Nachrichten gezeigt haben, wie sich die Chronik auch einer mittelmäfsigen Stadt zur Belehrung und Unterhaltung des Publicums bearbeiten lasse, ein Wort an den Vf. selbst. Die Wahl, die Anordnung, die Bearbeitung der aus dem Ganzen ausgehobenen Thatsachen hat unsern Beyfall, aber nicht allemal die Sprache und der Vortrag des Vf. Es ist ihm zu verzeihen, dafs er aus Patriotismus die Begebenheiten seiner Vaterstadt mit Würde zu behandeln, und dann und wann von Begeisterung hingerissen sich eben so stark auszudrücken sucht, als er fühlt und denkt. Aber er mufs sich in der Begeisterung nicht bis in die Sphäre des Dichters hinrücken lassen, nicht aus Sucht, seinen Darstellungen Würde und Schwung mitzutheilen, in das Gesuchte, das Uebertriebene und das Unschickliche fallen. Wir wollen nur einige Stellen ausheben: „Nun gings," sagt der Vf. S. 129. „in der Periode des dreyfsigjähigen Kriegs, wie „wenn an einem schwülen langen Sommertage der ganze Himmel, so weit der Blick trägt, mit Wolken überzogen ist, die immer finstrer und finstrer werden, bis „das Getümmel der Winde sich erhebt und der Staub sich „in hohen Kreisen wirbelt und der Donner kracht und „hie und da und dort der Blitzstrahl niederschmettert — „*so war Pforzheim bald den ergrimmten Kaiserlichen, „bald den Schweden zur Beute.* — Aufserordentlich grofse „Seelen, himmlisch schöne Körper formen, heifst es in „dem Vorberichte, alles, was das gewöhnliche Menschheitsmaafs überschreitet, ist gar äufserst selten, ist ein „Komet, der nur nach Jahrhunderten wiederkehrt. Darum sind auch Geschichtbücher in gewissen Perioden eher „zum Einschläfern als zum Unterhalt gemacht." Wo ist hier Einverständnifs und Zusammenhang zwischen Vor- und Nachsatz? wenn der letztre eben so tief sinkt, als sich der erstre erhebt? Es würden dem Vf. manche Charaktere, manche Darstellungen seiner Empfindungen besser gelungen seyn, wenn er nicht aus ängstlichem Streben, erhaben zu seyn, den Punkt, den er bemerkbar machen wollte, am Ende ganz aus dem Auge verloren hätte. Wir wollen nur noch seine Schilderung von Wallenstein S. 117. hersetzen: „Ihm selbst (Ferdinand II.), „war ein Feldherr, Albrecht von Wallenstein, eben so „*grofs*, als einzig, den nur das Niegewohnte, *Niedrlaubte, Ungeheure* reizte; wahnsinnig begünstigt vom „Glück, *weil er jeder Tugend trotzte*; wenn der Ewige „im Himmel einer Welt zürnt und seinen Grimm wie eine Sturmwolke über sie herwälzen will, das unüber„treffbare Werkzeug in seiner Hand; bey dem die Tugend nur der Schatten war, um das Laster desto glühender ins Licht vorzudrücken; der alles Unermefsliche wollte, weil ers konnte, und konnte, weil ers „wollte, der vom Staube der Niedrigkeit zur höchsten „Staffel der Ehre, wie in eine Entzückung, emporgerissen, droben stand ohne Staunen, ohne Wanken, als „stünd er ein Jahrtausend da, mit dem Uebergewichte „seines Geistes unerträglich drückend auf Freund und „Feind; *ein Blitzstrahl* in seiner Faust, aber dessen Masse „zu grofs und zu unbändig war, *um nach vorgezogenen Linien zu treffen*, der hie und da und dort niederschlug und zuletzt, wie alles lag, *gegen seinen Herrn „zuckt*." Es ist viel Wahrheit im ganzen Gemälde, aber keine Haltung in den einzelnen Zügen und im Ausdruck derselben. Eben dieses haben wir gegen die vielen vom Vf. eingestreuten Poesien zu erinnern.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 3. September 1794.

NATURGESCHICHTE.

Hannover u. Osnabrück, b. Ritscher: *Beobachtungen, Zweifel und Fragen die Mineralogie* überhaupt und insbesondere *ein natürliches Mineralsystem betreffend. Erster Versuch.* Die ölichten Körper des Mineralreichs, von *Franz Freyherrn von Berol dingen* Domherrn zu Hildesheim. Zweyte durchaus vermehrte Auflage 457 S. in 8.

Diese Schrift ist schon von der ersten Ausgabe vom J. 1778. her auf der vortheilhaftesten Seite bekannt; da sich nun der würdige Vf. alle Mühe gegeben hat, dieser neuen Auflage einen grösern Grad von Vollständigkeit zu geben, und er daher alle neuern Beobachtungen und Entdeckungen, die nur irgend einen Bezug auf den Gegenstand dieser Schrift hatten, mit vieler Sorgfalt gesammelt, und mit Scharfsinn benutzt hat; so ist leicht zu erachten, dafs das Ganze dadurch ungemein viel gewinnen mufste, und wir müssen daher bekennen, dafs wir diesem Werke einen grofsen Vorzug vor seinen übrigen Schriften einräumen.

Bekanntlich leitet der Vf. den Ursprung der ölichten Körper des Mineralreichs von dem Pflanzenreiche ab; er fängt daher damit an, dafs er zeigt, wie sich bey der Zerstörung der Pflanzen die Theile derselben in Erde auflösen, und wie diese Erde zur Moorerde wird, aus welcher sich durch die Fäulnifs ohne einen fremden Zusatz das empyreumatische Oel nach und nach entwickelt. Der Vf. beweist dieses durch einen, zwar einfachen, aber nichts desto weniger sehr lehrreichen und überzeugenden, Versuch mit Lucerne (*Medicago sativa* L.), geht alsdenn auf die verschiedenen Entstehungsarten des Torfs aus der Moorerde über; und nimmt folgende Fälle dabey an.

a. Dafs der Torf aus den Pflanzen entstehe, welche an dem Orte gewachsen und wieder zerstört worden sind, wo man gegenwärtig den Torf findet; dieses ist bey den Torfmooren der Fall, die in der Höhe von Gebirgen vorkommen, wie z. B. auf den hohen Schweizer Alpen, auf dem Brocken in Niedersachsen, auf dem Ramberge im Würzburgischen und auf andern hohen Gebirgen.

b. Dafs der Torf aus nach und nach zusammen geschwemmter Moorerde entstehe. Der Vf. äufsert sich über diese Entstehungsart S. 22. mit folgenden Worten: „Die Moorerden oder die Torf-Arten sind nicht allezeit an den Orten, wo man sie findet, oder wenigstens nicht immer von den daselbst wachsenden Pflanzen erzeugt, sondern diejenigen Moor- und Torfarten, die sich in niedrigen, eingeschlossenen Gegenden befinden, sind gemeiniglich und gröfstentheils durch die zusammenfliefsenden Wasser dahin gebracht worden. Man darf nur die Thäler, in denen sich dergleichen Torf befindet, mit aufmerksamen Augen betrachten, um auf diesen Gedanken zu verfallen.“ Doch hat auch dieses seine Ausnahmen.

c. Dafs der Torf auch grofsen Ueberschwemmungen von Flüssen und Seen, oder dem Austreten und Zurückweichen des Meeres zuweilen sein Daseyn zu danken habe. Der Vf. rechnet hieher vorzüglich den holländischen Torf, und erklärt sich aus dieser seiner Entstehungsart, warum in den holländischen Torfmooren der unreinere und schlechtere Torf unten, der bessere aber oben auf liegt, welches den gewöhnlichen Erfahrungen in den Torfgruben gerade entgegengesetzt ist. Wenn man bedenkt, dafs bey Ueberschwemmungen, die in dem Wasser schwimmenden Theile, sich nach dem Gesetze der Schwere hallen zu Boden setzen können, so ist diese Erscheinung leicht zu erklären.

Der Vf. räumt übrigens ein, dafs sehr oft die angezeigten Entstehungsarten des Torfs mit einander verbunden seyen, und dafs, wo einmal der Grund zu einem Torfmoor auf irgend eine Art angelegt sey, der zuerst angezeigte Fall der Entstehungsart statt habe; indem sich sodann durch die, auf und in dem Torf wachsenden Pflanzen, vorzüglich durch ihre häufigen und zasrigten Würzeln, die Masse des Torfs vermehre. Hieraus läfst sich auch leicht das Nachwachsen des Torfs erklären. Die Verschiedenheit des Torfs, sowohl in Rücksicht seiner chemischen Bestandtheile, als auch in Rücksicht seiner Arten und ihres Verhältnisses, in welchem sie in der Natur vorkommen, gründet sich blofs auf die verschiedene Entstehungsart desselben. Der Vf. setzt dieses alles sehr schön auseinander, und verdient daher von jedem, der einiges Interesse für diesen Gegenstand hat, selbst nachgelesen zu werden. Gelegentlich macht er S. 23. die Bemerkung: dafs er auf allen, von ihm so häufig bereisten Vulkanen — worunter er bekanntlich auch vorzüglich die Basaltberge rechnet, — theils beträchtliche Torfmoore, theils den Anfang dazu, selbst auf abschüssig liegenden Flächen gefunden habe. Um nun diese Erscheinung zu erklären, wirft er folgende zwey Fragen auf, von welchen er die erstere im Verfolge dieses Werks als erwiesen anzunehmen scheint; die es aber doch ganz gewifs nicht ist. Er sagt nemlich S. 24.: „Erstlich bemerke ich, dafs der Regen, besonders die Gewitterregen, auf die erloschenen und aus Lava oder Basalt bestehenden Bergen weit häufiger als auf andern Gebirgen, selbst von grö-

sserer Hitze, geschweige in dem Thale oder Ebenen seyn? "Der Regen strömt auf diesen Vulkanen mit solcher Gewalt herab, dass er alles durchdringliche z. B. die Bekleidung des Menschen, gleichsam in einem Augenblicke durchdringt." Sollten etwa die glasartigen Laven und Basalte das Regenwasser elektrisch anziehen? Zweytens ist die Dammerde dieser auch abschüssigen Gebirge immer mehr oder minder, selbst bey anhaltender Trockene nass. Ziehen vielleicht die schwammigen Laven so viel Wasser in sich, und behalten selbiges wie ein Schwamm lange Zeit in sich? woraus dann leicht die Feuchtigkeit der Dammerde zu begreifen, und die Entstehung der Torfmoore auf solchen Gebirgen daraus herzuleiten wäre?

Nachdem nun der Vf. seine Theorie von der Entstehung des Torfs auf eine äuserst lehrreiche und überzeugende Art vorgetragen hat, so fängt er S. 61 an, den Einwürfen zu begegnen, welche seiner Theorie gemacht werden können, und sucht sowohl hier, als in andern Stellen zu erweisen, dass das Bergöl ursprünglich aus dem Pflanzenreiche abstamme, welcher Meynung auch wir, aus voller Ueberzeugung, beytreten. Gelegentlich äusert der Vf. auch seine Meynung über die Entstehung einiger merkwürdigen Erscheinungen, die gewöhnlich in den Torfgruben vorkommen. Erstens sucht er die Entstehung des sogenannten natürlichen Berlinerblaus oder der blauen Eisenerde zu erklären, welche man gewöhnlich in den Torfmooren antrift; er macht es nemlich sehr wahrscheinlich, dass diese blaue Eisenerde ein Niederschlag des in dem Torf enthalten gewesenen Eisens ist, das mit Phosphorsäure und flüchtigem Alkali verbunden ist, welche beide letztere Theile aus dem Thierreich abstammen. Zweytens sucht er die Entstehung der kleinen Hügel, welche so häufig auf den Torfmooren zu sehen sind, auf eine äuserst schöne und sinnreiche Art dadurch zu erklären, indem er zeigt, dass die durch faule Gährung des Torfs entwickelte brennbare Luft, indem sie sich einen Ausweg zu machen sucht, solche Hügel aufwirft; er führt mehrere Beobachtungen an, dass auf solchen Moorplätzen im Sommer häufige Irrwische entstehen, und dass er selbst, indem er auf sie gepasst, an mehr als 20 Orten, nach Verschwindung der Irrwische solche frisch aufgeworfene Hügel wahrgenommen habe. Der Vf. widerlegt daher S. 86. auf eine sehr überzeugende Art den Hn. Bergrath Voigt und dessen Recensenten in der Oberd. A. L. Z., welche diese kleine Hügel für Tritte von Kühen halten.

Den Torf betrachtet der Vf. demnach als den Verbindungskörper des Pflanzen- und Mineralreichs, und von ihm geht er auf die Steinkohlen über, wovon er durch Erfahrungen beweist, die Dammerde in Moorerde, diese nach und nach in Pechtorf, und endlich dieser in Steinkohlen unter günstigen Umständen umgewandelt wird. S. 90. sagt er: "Es scheint mir dieser Uebergang sehr natürlich zu seyn, denn wenn ich die Erscheinungen des Pechtorfs betrachte, wenn ich die Erscheinungen, die in und bey den Steinkohlengruben vorkommen, bedenke, so werde ich gleichsam mit Gewalt auf den Gedanken gerissen, dass die Steinkohlen ebenfalls gröstentheils aus dem Pflanzenreiche herstammen, und dass sie ursprünglich nichts anders, als durch besondere Vorfälle, vorzüglich durch Ueberschwemmungen, mit verschiedenen, oft häufigen Erdlagen zugedeckte, zuweilen Dammerde, zuweilen Bäume, am gemeinsten aber überschwemmte und mit Erdreich bedeckte Torfmoore seyn, die durch die Arbeiten der Natur endlich in Steinkohlen umgeformt worden sind." Der Vf. unterstützt diese seine Theorie von der Entstehung der Steinkohlen mit sehr schönen und überzeugenden Gründen und Erfahrungen. Rec. hat sich auch durch mannichfaltige Erfahrungen, die er an verschiedenen Orten über diesen Gegenstand gesammelt hat, von dem grosen Grad der Wahrscheinlichkeit dieser Theorie vollkommen überzeugt, und er hat nur eine Erfahrung gemacht, die er sich nicht ganz zu erklären weis; er traf nemlich in Oberschwaben in der Gegend von Bahlingen in dem Herzogthum Würtemberg ein sehr schwaches Pechkohlenflötze an, das nur einen, öfters nur einen halben Zoll, und sehr selten über zwey Zoll mächtig ist. Diese Steinkohlen sind in jener Gegend unter dem Namen *Gagat* bekannt, und haben zum Theil noch eine sehr deutliche Holztextur auf dem Bruche. Wenn man nun die Holztextur und die geringe Mächtigkeit des Flötzes betrachtet; so hält es etwas schwer, sich die Entstehung dieser Steinkohlen oder dieses Gagats zu erklären.

S. 102. widerlegt der Vf. den verstorbenen *Ferber*, der bekanntlich in seinen *Beyträgen zur Mineralgeschichte von Böhmen* behauptet, dass das Wilkische Steinkohlenwerk im Pilsner Kreise in einem uranfänglichen Gebirge vorkomme, und dass die Steinkohlen ein mit Erdharz durchdrungener Thonschiefer seyen. Hr. *Lindacker* hat in dem ersten Bande der *Sammlung physikalischer Aufsätze, besonders die Naturgeschichte Böhmens betreffend*, *Ferbers* Irrthum dargethan, und Rec. pflichtet um so mehr mit voller Ueberzeugung dem Hn. Lindacker bey, indem er schon vor einigen Jahren das Gegentheil von *Ferbers* Behauptung durch eigene Beobachtungen gefunden hat. Ueberhaupt aber ist ja bekannt, dass der verstorbene *Ferber* sehr oft in seinen Schriften nur die Beobachtungen und Aeusserungen anderer aufgenommen hat; der Vf. scheint ihm daher zu viele Ehre zu erweisen, wenn er ihn in dieser Schrift bey mehrern Behauptungen als einen sichern Gewährsmann anführt. Gelegentlich sucht der Vf. auch hier zu beweisen, dass die Gegend, in welcher die Pfalzischen und Zweybrückischen Quecksilbererze vorkommen, ein Flötzgebirge, und zwar ein durch unterirdisches Feuer zerrüttetes Flötzgebirge sey, und dass sowohl der Zinnober, als das, in diesen Gebirgen vorkommende Erdpech durch Sublimation entstanden sey. Rec. bekennt, dass ihm die bisherigen Erfahrungen, die der Vf. sowohl hier als in seinen andern Schriften zum Beweise der Sublimation des Zinnobers anführt, noch kein Genüge leisten, und dass die Vulkanität jener Gegend nichts weniger als erwiesen ist.

Nach-

Nachdem nun der Vf. durch manche schöne Beobachtungen und Erfahrungen die Entstehung der Steinkohlen aus überschwemmten Torfmooren oder Bäumen und andern Pflanzenstoffen, sehr wahrscheinlich gemacht hat, so geht er auf diejenigen Steinkohlenflötze über, welche nach seiner Meynung, auf Vulkanen vorkommen, bey welchen keine Spur von Ueberschwemmung statt habe. Dahin rechnet er besonders die Steinkohlenflötze auf dem Meissner bey Allendorf und diejenigen, welche auf dem Weissenstein bey Cassel vorkommen. Sehr sinnreich erklärt er die Entstehung dieser Kohlenflötze zu Gunsten des Vulkanischen Ursprungs des Basalts. Folgendes ist das Resultat seiner Erklärung: „Auf gedachten Hessischen Vulkanen wären also unleugbare Steinkohlen, die unleugbare Spuren von ihrer Abstammung aus dem Pflanzenreiche an sich tragen, und nicht durch Ueberschwemmungen, wohl aber mit vulkanischen Auswürfen bedeckt, und darunter zu Steinkohlen gezeitiget sind. Diese letztere Bedeckung wirkte also eben das, was die angeschwemmten und aus dem Wasser niedergesetzten Thon-, Sand-, und Kalkschichten, in dem ausgehenden des eigentlichen Flötzgebirge, in den gemeinen Steinkohlenflötzen bewirkten, und dieses bestärkt mich in meiner Meynung, dass es bey dieser Arbeit der Natur vorzüglich auf Ueberdeckung, und die daraus entstandene Zusammenpressung des Pflanzenstoffs, vorzüglich aber die Abhaltung der zu häufigen atmosphärischen Luft ankomme.“ Diese Erklärung über die Entstehungsart der Steinkohlen unter dem Basalt, weicht sehr von Hn. Bergrath *Becher's* Theorie ab. — Dieser nimmt in seiner *Beschreibung des Westerwaldes* an, dass ehedem hohe mit Wasser angefüllte Krater vorhanden gewesen seyen, durch welche das Wasser durchgebrochen, die benachbarten Wälder umgestürzt und bedeckt oder mit Basalt und Lave überschüttet habe. Der Vf. bemüht sich, hier diese Meynung zu widerlegen, und zu zeigen, dass, die seinige einen grösern Grad von Wahrscheinlichkeit für sich habe, als jene; wir müssen auch bekennen, unerachtet wir noch nicht ganz von der Vulkanität des Basalts überzeugt sind, dass des Hn. v. *Beroldingen's* Theorie uns sinnreicher und einfacher zu seyn scheint, als die des Hn. *Becher's*. Freylich muss man bewundern, dass man in den hochliegenden Gegenden, wo wir öfters den Basalt als das Dach der Steinkohlenflötze antreffen, von den ehemaligen Vulkanen selbst, aus welchen die Wasser oder die Laven ausgeflossen seyn sollen, und die doch höher gewesen seyn mussten als die gegenwärtigen Basaltberge, keine Spur mehr finden. — Um diesem Einwurfe zu begegnen, und um erklären zu können, warum diejenigen Steinkohlen, welche auf dem Meissner in Hessen unmittelbar unter dem Basalt vorkommen, wahre Pechkohlen und ungleich besser sind, als diejenigen, welche unmittelbar aus dem Liegenden vorkommen, nimmt der Vf. an, dass das Meissner Kohlenflötz älter als der Berg selbst seyn, d. h. dass es erst, nachdem es schon mit Laven und Basalt überdeckt gewesen sey, durch die Gewalt eines unterirrdischen Feuers zu seiner jetzigen ansehnlichen Höhe emporgehoben worden sey. Durch die Annahme dieser Emporhebung erklärt sich der Vf. alle die merkwürdigen Erscheinungen, welche auf dem Meissner vorkommen. Denn er sagt S. 196: „Da nun aber bekanntermassen alle vulkanische Erhebungen durch unterirrdisches Feuer, und vorzüglich durch die dadurch äusserst verdünnten und elastisch gewordenen Dünste geschehen, so ist das oben angegebene Bersten der darüber liegenden Basalte nicht zugleich zu begreifen, sondern selbst eine nothwendige Folge, und da die unterirrdische Hitze bey dieser Erhebung von unten auf wirkte, nicht aber zu einem wirklichen Ausbruche und dem damit das Brennbare verzehrenden Feuer kam; so wurde zwar das, zwischen dem unten liegenden Conglomerat und dem aufliegenden festen Basalt, Holz-, Moor, oder Dammerdflötze zu einem solchen Grade erwärmt, dass das darin enthaltene gewesene flüchtige erdölartige Wesen aus den untersten, am meisten erhitzten Theilen, wie durch eine Destillation ausgetrieben wurde, und da selbiges durch den bereits erhärteten Basalt keine weitere Ausflucht fand, sich an dem obern Theile dieses Flötzes anhäufte, und so den zwar gleichen Pflanzenstoff auf Unkosten des unterliegenden bereicherte, in pechartige Steinkohlen umformen, selbst aber als ein von denen öhlichten Theilen meist gereinigtes *caput mortuum*, unter der Gestalt von Braunkohlen zurückbleiben musste, wobey es indessen doch nicht fehlen konnte, dass sich nicht auch etwas von diesem nun flüssig gewordenen Berg- oder Pflanzenöl gesenkt, und in das lose, sandigte Liegende derselben, gleichsam durch die Destillation *per descensum* gezogen haben sollte.“ Selbst bey den vorausgesetzten Umständen, scheint doch diese letztere Erklärung wider die Natur der Sache zu seyn. S. 229 — 270. begegnet der Vf. den Einwürfen, welche seiner Theorie über die Entstehung der Steinkohlen gemacht werden könnten, und zeigt auch hiebey vielen Beobachtungsgeist und Scharfsinn. S. 272. fängt er an zu beweisen, dass die Bergöle ihr Daseyn den Steinkohlen zu verdanken haben; er gibt dieser Meynung einen sehr hohen Grad von Wahrscheinlichkeit, indem er eine Menge theils eigene, theils fremde wichtige Beobachtungen und Erfahrungen anführt, um sie zu beweisen. Da man gewöhnlich in vulkanischen Gegenden verschiedne Arten von Bergölen antrifft, und nach *Pater della Torre* auch auf dem Meere und in dem *Golfo di Napoli* Bergöl schwimmend vorkommt, so oft der Vesuv tobt; so glaubt der Vf., dass sowohl die Steinkohlen ein Hauptstoff zur Unterhaltung des unterirrdischen Feuers bey den Vulkanen sey, als auch, dass unterirrdische Brände zur Erzeugung, oder vielmehr Herstellung des Bergöls nöthig seyen, und dass diese das Product einer von der Natur unternommenen chemischen Auseinanderlesetzung der Steinkohlen, und eine Sublimirung des flüchtigen Theils derselben sey. Der Vf. hat um diese seine Theorie wahrscheinlich zu machen, mehrere sehr schöne und lehrreiche Erfahrungen und Beobachtungen von mehrern Naturforschern hier zusammengestellt; es wird daher jedem Mineralogen gewiss sehr willkommen seyn, hier die vorzüglichsten Erfahrungen über einen so wichtigen Gegenstand beysammen zu finden,

wenn er auch gleich nicht der Theorie des Vf. beytreten ſollte, die übrigens nach unſerem Gefühle einen ſehr groſsen Grad von Wahrſcheinlichkeit für ſich hat. S. 337. berichtigt der Vf. einen Irrthum, der ſich in die erſte Ausgabe dieſer Schrift eingeſchlichen hat, weil er ſich durch die Autorität des Hn. *v. Juſti* verleiten liefs, anzunehmen, dafs auf den Kongsberger Silbergängen in Norwegen Erdpech vorkomme, welches doch von neuern Beobachtern widerſprochen wird. Rec. kann dieſen Widerſpruch vielleicht auflöſen; denn er kann mit vieler Wahrſcheinlichkeit verſichern, dafs das, von Juſti und andern auf den Kongsberger Silbergängen beſchriebene Erdpech, die ſogenannte *Kohlenblende* iſt, die manchmal mit gediegenem Silber zu Kongsberg einbricht, wovon Rec. einige ſehr ſchöne Stücke vor ſich hat, die man dem erſten Anſchein nach, für einen Gagat oder verhärtetes Erdpech halten kann, mit dem bekanntlich die von Hn. Bergr. *Widenmann* in dem bergm. Journ. vom Jahr 1789. im 1 B. S. 609. zuerſt deutlich beſchriebene Kohlenblende viele Aehnlichkeit in ihrem Aeuſsern hat.

S. 347. wirft der Vf. auch noch einen Blick auf die übrigen Körper, welche gewöhnlich zu den Erdharzen gerechnet werden, und betrachtet zuerſt den Bernſtein, deſſen vegetabiliſchen Urſprung er mit den, meiſtens bekannten, Beobachtungen unterſtützt. Es kommen auch die meiſten der neuern Mineralogen mit dem Vf. darin überein, dafs der Bernſtein ein in dem Mineralreich nach und nach, — vielleicht durch Mitwirkung der Vitriolſäure — verändertes Pflanzenharz ſey, welches eine Menge von Beobachtungen beſtätigen.

Von dem Bernſtein geht der Vf. auf den grauen Amber über, den er mit Hn. *Aublet.* (*Hiſtoire de Plantes de la Guiane* 1774) für das unveränderte Harz eines guianiſchen Baums, den man in ſeinem Vaterlande *Coumier* nennt, zu halten geneigt iſt. Gleichſam nur im Vorbeygehen wird das Reifsbley oder Hn. *Werners* Graphit erwähnt, den der Vf. ſo wenig als den Schwefel unter die Claſſe der brennbaren Körper des Mineralreichs zu ſetzen Willens iſt. Es iſt zwar nicht zu läugnen, dafs das Graphitgeſchlecht von den Erdharzen ſehr abweicht, und dafs es daher nicht ganz ſchicklich unter denſelben ſteht; allein da es unter den übrigen Claſſen der Mineralien noch unſchicklicher ſtehen würde, ſo müſſen wir ihm wenigſtens interimsweiſe eine Stelle unter den brennbaren Körpern des Mineralreichs geſtatten, bis uns die Zukunft über die Natur des Reifsbleys vollkommenes Licht ertheilt. Dafs die Schwefelkieſe nicht mit Recht unter die brennbaren Körper des Mineralreichs geſetzt werden, wird nun allgemein anerkannt, indem ſie ungleich mehr Eiſen als Schwefel enthalten; allein dafs der Vf. auch den natürlichen Schwefel aus der Claſſe der brennbaren Körper verbannen will, dazu ſcheint er um ſo weniger Recht zu haben, weil ſich der Schwefel nicht nur durch das Verbrennen mit einer Flamme, ſondern auch durch die Fähigkeit, durch Reiben mit einem wollenen Körpern negativ elektriſch zu werden, verbunden mit dem geringen Grade von ſpecifiſcher Schwere, — der dem Körper dieſer Claſſe eigen iſt, — auszeichnet, und an die übrigen brennbaren Körper anſchlieſst, mit welchen er auch in Rückſicht der Art ſeiner Beſtandtheile, die blofs etwas modificirt ſind, übereinkommt. Wenn man noch ferner die negativen Eigenſchaften des Schwefels in Betrachtung zieht, z. B. ſeine Unſchmackhaftigkeit, Unauflöslichkeit, u. ſ. w.; ſo ſcheint es uns, dafs man ihm mit keinem Rechte ſeine bisherige Stelle in den Mineralſyſtemen ſtreitig machen, und ihn, wie der Vf. will, unter die Salze claſſificiren kann. Der Vf. hält nemlich den Schwefel für ein vitriolſaures Mittelſalz, deſſen Hauptbeſtandtheil Vitriolſäure und deſſen Baſis ein Brennbares im weitläuftigſten Sinne ſey.

S. 385. zeigt der Vf. noch kürzlich den Zuſammenhang der brennbaren Körper im Ganzen, ſowohl unter ſich, als den Uebergang und die Verkettung derſelben mit den Erdarten, und beſonders mit der Thonerde durch den ſogenannten Brandſchiefer, den er als den Verbindungskörper der Thonarten mit den ölichten Körpern betrachtet. Der Vf. hat den Zuſammenhang dieſer beiden Claſſen von mineraliſchen Körpern durch Tabellen gezeigt, und wiederholt die Zuſicherung, einer baldigen Fortſetzung dieſes Werks, der wir, und gewifs alle wahre Liebhaber der Mineralogie mit groſsem Verlangen entgegen ſehen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Mailand*, b. Marelli. *Lettre à ſon Excellence le Comte de Pellegrini Chambellan, Conſeiller Actuel d' Etat, etc. Directeur General du Genie et Marechal dans les Armées de S. M. J. R. Ap.* 8. 1791. Dieſer Brief des Raths *de Pecis* iſt als eine ſchöne hiſtoriſch kritiſche Schrift anzuſehen. Sie entſtund über einen, für die Venetianer beleidigenden und ungerechten Ausfall des Vf. der *Melange de Remarques ſurtout ſur Ceſars et autres auteurs militaires, anciens et modernes.* Die Stelle in dem angeführten Buche lautet ſo; *Il faut ajouter que les Autrichiens* (die in Breslau belagerten nemlich) *firent des fautes qu'on ne pardonneroit pas aux Venetiens.* Der Vf. dieſer Schrift vertheidigt die Venetianer mit vieler Kraft und Genauigkeit wegen dieſer Beſchuldigung und zeigt durch mehrere Beyſpiele aus dieſem und den verfloſſenen Jahrhunderten (z. B. die Vertheidigung v. Padua 1509 v. Famagoſte 1571. von Candia, v. Corfu 1716 u. ſ. w.) dafs die Venetianer allemal mit unerſchrockenem Muth und wahrer Tapferkeit gegen ihre Feinde gefochten haben.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 3. September 1794.

ERDBESCHREIBUNG.

Prag, b. Calve: *Von den böhmischen Landständen, Landtägen und Landämtern.* Aus dem Lateinischen des *Paul Stransky* übersetzt. 1790. 67 S. 8.

Ebendas.: *Paul Stransky's Staat von Böhmen*, übersetzt, berichtigt und ergänzt, von *Ignaz Cornova*, k. Prof. d. allgem. Geschichte an d. Karl-Ferdinandischen Universität und ordentlichem Mitgliede d. königl. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften. I. Band. 423 S. II. Band. 555 S. 1792. 8.

Die erste Uebersetzung, welche das XI — XIII Kapitel von Stransky's bekanntem klassischen Werke, *de Republ. Bojema* enthält, erschien als Probe, mit dem Versprechen, dass, wenn diese wenigen Bogen Beyfall fänden, das ganze Werk von einem berühmten Schriftsteller übersetzt, und für unsere Zeiten durch Anmerkungen und Berichtigungen brauchbarer gemacht werden sollte. Indem nun in dieser Probe blos wörtliche Uebersetzung, ohne eine einzige Berichtigung, und überhaupt ganz ohne Anmerkungen geliefert wurde, so konnte man freylich noch nicht voraussehen, wieviel bey der versprochnen Uebersetzung des Ganzen geleistet werden dürfte. — Bey diesem Misstrauen musste nun Rec. sich um so mehr aufs angenehmste überrascht finden, als er obige Arbeit des Hn. Cornova in die Hand bekam. Hier erhält nun das Publicum den alten Stransky wörtlich übersetzt, und mit ausführlichen, meist sehr unterrichtenden Anmerkungen begleitet. Die Uebersetzung ist mit solcher Treue abgefasst, dass selbst seine bittern und unduldsamen Aeusserungen gegen Katholiken, gegen Jesuiten, gegen den Pabst und gegen das östreichische Haus, ohne Bedenken im deutschen Texte beybehalten wurden, nur dass diese theils in ausführlichern Zusätzen, am Ende jedes Abschnitts des Originals berichtigt sind. Nur zu Widerlegung der harten Ausfälle gegen die Jesuiten glaubte der Herausg. keinen Beruf zu haben. — „Ich war selbst Jesuit," sagt der Vf. in seiner Vorrede, „das würde auch die beste Vertheidigung „meiner Feder schwächen. Art läfst nicht von Art! „würden vielleicht gewisse Journalisten ausrufen. Und „allenfalls haben für den Nachruhm der entschlafnen Ge„sellschaft selbst in unserm Böhmen die Steplinge, die „Tessaneks, die Pubitschka etc. schon besser gesorgt, als „es Apologien könnten. Auf der andern Seite ist es eben „kein Wunder, wenn ein Gedrückter wider diejenigen „loszieht, die er mit für die Urheber seiner Leiden an„sieht; und sogar unschuldig waren Lamormaini und „Consorten an der Verfolgung der böhmischen Protestanten doch auch nicht." (Bekanntlich wurde Stransky ein Opfer seines protestantischen Eifers.)

Absichtlich schrieben wir dieses Geständniss des achtungswerthen Herausg. wörtlich ab. Unsre Leser lernen hieraus die edle Denkungsart desselben kennen, und ersehn zum Theil, mit welcher Unparteylichkeit und Schonung er selbst über den Andersgesinnten urtheilt.

Mehrmalen hat Stransky sich geographischer und historischer Sünden schuldig gemacht; diese sind hier sorgfältig berichtigt, und überdies alle Hauptveränderungen, die theils das ganze Königreich, theils auch einzelne Provinzen und einzelne merkwürdige Orte erfahren haben, aufs fleissigste nachgetragen, so dass man aus diesem Werke die alte, neue und neueste Verfassung von Böhmen ziemlich befriedigend ersehn kann.

Obige 2 Bände enthalten die ersten 8 Kapitel, und zwar 1) von Böhmens Lage, seiner Beschaffenheit, seinen Producten etc. 2) Kurze Topographie dieses Königreichs, 3) Staatsverhältnisse desselben, 4) von seinen Einwohnern und den Sitten derselben, 5) von seiner Staatsverwaltung, Erbfolge, von den Krönungsfeyerlichkeiten. (Diese Kapitel machen den ersten Band aus.) 6) Erzählung der Religionsänderungen, und Anzeige der kirchlichen Verfassung, 7) von den einverleibten Kronländern, 8) die erste Abtheilung der böhmischen Regentengeschichte, bis auf K. Karl IV. Text und Anmerkung lassen sich meist gut lesen. Indessen stöfst man doch mehrmalen auf Ausdrücke, die man verändert wünschte. So heifst es Th. I. S. 19. „dass wohlriechende und *Kronpflanzen*, selbst ausländische Gewächse in Böhmen *bekleiben*," und in einer andern Stelle Th. II. 81.: „Man vergafs nicht diese gemäfsigte Art *herzuzählen*, „allenthalben auszuposaunen;" so ist auch *ebendaf.* S. 90. *Was denn erst*, — anstatt: Wie viel mehr —

Hr. Cornova bestimmt seine Arbeit hauptsächlich für Akademiker, die, wie er sich ausdrückt, noch im Vorhofe des Tempels der Geschichte sich aufhalten, welchen es zum Grundrisse der vollständigern böhmischen Geschichte dienen könne; zunächst für den angehenden Staatsdiener und Gewerbsmann, welchen es meistens an Musse und Gelegenheit fehlt, weitläuftigere Werke über diesen Gegenstand zu lesen, und die doch mit dem Staate, dem sie dienen, anfangen, und mit dem Lande, dem sie die Früchte ihres Fleifses widmen, etwas bekannter zu seyn wünschen. Sicherlich werden Leser von diesen Klassen diese Arbeit nicht ohne Nutzen gebrauchen. Sehr bescheiden fügt Hr. C. noch hinzu: „Der Gelehrte „solle sein Buch nur in die Hand nehmen, um ihn zu„rechtzuweisen." Rec. erwiedert hierauf, dass gewiss viele

viele inländische und ausländische Gelehrte in diesem neu bearbeiteten Stransky manche Belehrung finden werden.

Hamburg, b. Herold: *Gottlob Friedrich Krebels vornehmste Europäischen Reisen.* — Neue verbesserte Auflage. *II. Theil*, welcher den Beschluss der Reisen durch Deutschland und die Schweiz, und die Reisen durch die Niederlande, Preussen, Curland, Russland, Dänemark und Schweden enthält. 1792. 312 S. 8.

Ebendas. — — *Dritter Theil*, welcher die Reisen durch Frankreich und Italien enthält. Neue Auflage. 1789. 344 S. 8.

Ebendas. — — *Vierter Theil*, welcher die Reisen durch England, Irland, Spanien und Portugal enthält. Neue Auflage. 1791. 169 S. 8. mit Karten.

Nicht selten findet man bey Vergleichung dieser neuen Ausgabe mit den ältern manche gute Berichtigungen, auch wohl zuweilen neuere Angaben von Anzahl der Einwohner einzelner Orte; aber nichts destoweniger stöfst man noch sehr oft auf viele wesentliche, leicht vermeidliche Mängel, zum Theil auf Fehler, die ohne viele Schwierigkeit, schon mit Hülfe eines mittelmäfsigen geographischen Handbuchs hätten verbessert werden können. So werden mehrere Orte Festungen genannt, wo man jetzt gar keine Festungswerke antrifft, als Minden, Emden, Lippstadt, Elbing u. a. m. Dafs die Grafschaft Sponheim von Pfalzzweybrücken und Baden Baden nicht mehr gemeinschaftlich besessen wird, sondern längst zwischen beiden getheilt ist, konnte der Vf. schon aus mehrern neuern Geographieen wissen. — Bey der Anzeige der Poststationen der Distanzen und andern Postnachrichten hat Rec. mehrmalen Abweichungen von neuern Postberichten bemerkt. Von Hamburg nach Ratzeburg werden hier 7 Meilen, in andern nur 6 Meilen gerechnet; so von Hamburg nach Wismar, anstatt 15 Meilen nur 14 u. s. w. Auch bey Frankreich finden wir in diesen Abschnitten vielerley zu berichtigen. Von Paris nach Rheims geht die Post nicht Sonnabends, sondern Freytags, und aufserdem geht noch Montags eine bestimmte Kutsche ab. Der Abgang der Posten von Paris nach Sedan, ist hier nur Montags erwähnt; allein auch Mittwochs geht eine Kutsche ab. — Unter den bey manchen Orten angeführten Gelehrten vermifst man auch oft die gehörige Auswahl; nicht selten werden Gelehrte genannt, die längst gestorben, oder auch den Ort ihres Aufenthalts seit mehreren Jahren verändert haben. Nach Flintenschüssen sollte in einem Handbuche für Reisende die Entfernung wohl auch nicht angegeben werden, wie hier einigemal geschehen ist. — Billig hätte überdiefs zuweilen auf die Verbesserung des Ausdrucks mehr Sorgfalt gewendet werden sollen. — Noch liest man hier: „Zwey Meilen von Wisbaden, *rechter Hand auswärts, liegt* — — Idstein. — Angerburg, „eine *feine* Stadt. — Rostock, die gröfste und beträchtlichste Stadt, *vom wichtigen Handel*, in den Mecklenburgischen Landen. — Frankenberg, mit Silber-, „Kupfer- und *Erzbergwerken*. — Eine Meile von Rothschild findet man das ansehnliche Schlofs Lethraborg, „in dessen Gegend man einen grofsen Stein, worauf *die „Könige* gehuldigt wurden, sieht." — Doch vielleicht liegt hier ein Druckfehler zum Grunde, da man überhaupt hier mehr Druckfehler bemerkt, als man in einem Buche, welches so viele wiederholte Auflagen erlebt hat, erwarten sollte. So findet man *Hezford*, anstatt Herford, *Oldenburg*, anstatt Oldenburg, *Wibueg*, st. Wiburg, *Pesante*, st. *Persante*, *Ootsdam* st. Potsdam, *Glaudenz*, st. Graudenz, *Tilfit*, st. Tilsit, *Stormann* st. Stormarn. — Den Werth der Karten werden unsre Leser schon aus den vorigen Auflagen kennen.

Stockholm, b. Holmberg: *Utförlig Geographie. Tredje Delen, Förra Bandet, Innefattande Storbrittannien författad af* (Ausführliche Geographie. Des dritten Theils erster Band, von Grofsbrittanien, verfafst von) *Dan. Djurberg*, Rect. Schol. 1793. 1 Alphab. 15 Bog. 8.

Der Vf., welcher auch Mitglied der Cosmographischen Gesellschaft in Upsala ist, hat schon seit einigen Jahren diese ausführliche Geographie herauszugeben angefangen, wovon dieser Band vorzüglich weitläuftig ist, sowohl weil England so viele Merkwürdigkeiten enthält, als weil, sagt der Vf., es dessen Favoritland ist, das er daher gerne genauer als andere Länder beschreiben wollen. Er gesteht es doch, dafs er bey diesem Theil hauptsächlich *Volkmann* und *Entick* gebraucht habe; doch hätten ihm, der grofsbrittannische Minister in Stockholm, Hr. Ritter Liston, und Hr. D. Seton auch manche wichtige Nachrichten mitgetheilt. Die gröfste Länge dieses Reichs vom Cap Lizard bis zur Insel North Ronalsa setzt er zu 102 Meilen, und die gröfste Breite von dem westlichsten Theil Irelands bis Jarmouth in England, zu 74 Meilen, die ganze Gröfse aber berechnet er nur zu 2880 Quadratmeilen, freylich schwedische Meilen. Auch die Anzahl der Einwohner von England zu 6 Millionen ist zu klein angegeben; er erkennt aber daselbst in der Vorrede, dafs man sie zu 7, wo nicht 8 Mill. annehmen könne, (vielleicht noch wohl gar etwas höher.) Jene Berechnung gründet sich auf die alte Häuserzahl vor 70 Jahren bey Miege, die doch seitdem gewaltig gestiegen ist. Den Inhalt der englischen Länder hat er selbst nach Kitchins Karte ausgerechnet, und zwar nicht wie Büsching nach Acres, sondern in schwedische Quadratmeilen. So gibt er England selbst 1380 Q. M., Schottland 780, und Irland gerade eben so viele Q. M. Auch ist Maafs, Gewicht und Münze alles nach schwedischem Maafs, Gewicht und Gelde berechnet. Sonst haben wir eben nicht viel wichtiges, neues oder sonst unbekanntes bemerkt. In einem beygefügten Anhang berechnet er den Gewinn der Rheder englischer Handelsschiffe von 6 p. C. zu 2,700,000 Rthlr. jährlich. 80,000 Matrosen sind dabey beschäftigt. Im J. 1791 wurden aus Grofsbrittannien ausgeführt für 99,462,974 Rthlr. Waaren, die der Krone an Zoll und Abgaben 16,334,904 Rthlr. einbrachten. In eben dem Jahr wurden 152,854,058 Rthlr. an Gold und Silber ausgemünzt. Die Anzahl der Häuser in England, welche 1780 die Fenstertaxe bezahlten, war 927,884. Die Manufacturen und der Handel in Schottland, besonders in Edinburg, haben gewaltig zugenommen. Im J.

1763

1763 wurde da verfertigt an Glas 1,769,712 Pf. an Gewicht, 6400 Ries Papier, 900,000 Ellen Cattun, 37000 Pf. Stärke; im J. 1790 aber schon 9,059,904 Pf. Glas, an 100,000 Ries Papier, 26,400,000 Ellen Cattun, und 75000 Pf. Stärke; in Edinburg waren 1763 nur 6, 1790 aber 12 Buchdruckereyen. 1763 betrug die Accise in ganz Schottland nur 563000, und 1790 beynahe 2,160,000 Rthl. Die Stempelpapierabgabe brachte der Krone 1790 eine Summe von 346,000 Rthlr. ein. Das neue Universitätsgebäude zu Edinburg, welches neulich fertig geworden, ist eins der gröfsten und bequemsten in Europa. Es ist ein länglichtes Viereck, 358 engl. Fufs in der Länge, und 255 in der Breite, es enthält Zimmer für den Vorsteher und 7 Professoren, ein Bibliothekszimmer von 150 Fufs u. s. w. Im J. 1791 waren zu Edinburg 1255 Studenten. — Wenn hier von Thaler geredet ist; so werden immer schwedische Rthaler oder Speciesthaler verstanden. Der folgende Theil dieser Erdbeschreibung wird Dännemark und Schweden begreifen, und da haben wir Ursache, von dem Vf. manches Neue zu erwarten.

FRANKFURT u. LEIPZIG, b. Pfähler: *Geographisches Taschenbuch auf nordischen Reisen, von August Gottlieb Preuschen.* 1792. 142 S. 8.

Passender würde der Titel seyn, wenn er folgendermafsen abgefafst wäre: *Taschenbuch für Reisende, welche Dänemark, Norwegen, die Ferröischen Inseln, Island und Grönland besuchen wollen.* Denn nur von diesen wird hier gehandelt. Zuerst beschreibt der Vf. Dänemark. Nach einer magern geographischen Einleitung folgen die Städte, Schlösser, vorzüglichsten Dörfer, Inseln etc. in alphabetischer Ordnung, nebst einem Sachregister. Auf eben diese Weise hat es dem Vf. beliebt, Norwegen, Island, die Ferröischen Inseln und Grönland, und zwar alle diese in einem Abschnitte abzuhandeln. Diejenigen, welche Büschings Erdbeschreibung besitzen, finden in diesem Taschenbuche gar nichts neues, indem es nichts mehr, als ein sehr dürftiges Excerpt aus Büsching ist, wiewohl oft mit etwas abgeänderter Ordnung. Zum Beweise dieses Urtheils nur folgende wenige Beyspiele:

In *Büsching* liest man:

Aakirke, ein Städtchen, — hier wird Landgericht und der Synodus gehalten.

Aalborg, die *Hauptstadt des Stifts*, — — ist grofs, *volkreich*, und nach Kopenhagen die *wohlhabendste* und beste Stadt im Königreiche, — — hat eine *Kathedralschule von 6 Classen*, welK. Christian III. 1553 gestiftet, — — hat einen sichern und tiefen Hafen, dessen Einlauf bey Hals aber etwas beschwerlich ist. Es wird hier ansehnlicher Handel getrieben, insonderheit mit Heeringen und Korn Man findet hier auch eine Seidenmanufactur, eine Zuckerläuterung, Thranbrennerey und Seifensiederey. Die hiesigen Flinten und Pistolen, Sattel und Handschuhe sind bekannt.

Ringsted, ein Städtchen, — Die hiesige grofse Kirche ist 1475 erbauet, und wegen unterschiedlicher Reliquien berühmt gewesen. Es liegen darin verschiedne Fürsten, Könige und Königinnen; z. E. K. Waldemar I u. II., Erich der Heilige, Herzog Knut etc. u. a. hohe Standespersonen, ingleichen über 80 Adliche begraben. Sie hat, wie das hiesige Kloster, verschiedne Namen gehabt, und ist bald Marien- oder Frauenkirche, bald des heil. Knuts des Märtyrers, und des heil. *Benedicts Kirche* genennt worden. — Der Ort ist vornemlich des Landgerichts wegen berühmt, an welches von ganz Seeland, Kopenhagen und Korsöer ausgenommen, appellirt wird. — — Es wird dasselbe alle 4 Wochen in einem Theile der Kirche gehalten.

In *Preuschen*:

Aakirke, eine kleine Stadt, darin die Provinzialgerichte und die Synoden gehalten werden.

Aalborg, eine von den *wohlhabendsten* und *volkreichsten* Städten nach Kopenhagen, und die *Hauptstadt in der Diöcese*, hat zwar einen guten Hafen, dessen Eingang ist aber bey Hals etwas beschwerlich. Sie treibt eine gute Handlung mit Heeringen und Früchten, hat dabey schöne Seidenmanufacturen, Seifensiedereyen, Zuckerraffinerien, und Oefen, um Fett von Salmen auszulassen. Die Aalborger Flinten, Pistolen, Sattel und Handschuhe sind hier überdies bekannt. *Christian III stiftete hier ein Collegium von 6 Classen.*

Ringsted, eine kleine Stadt, darin die wegen ihrer Reliquien vormals berühmte grofse Kirche merkwürdig ist. *Denn* man siehet da die Gräber vieler Prinzen, Könige(n) und andrer vornehmen Personen, darunter über 90 Edelleute sind. Zu merken sind besonders die Grabmäler von Waldemar I. II., von dem heil. Erik und dem Herzoge Kanutus. Hier ist ein Landgericht, das sich über die ganze Insel, Kopenhagen und Korsöer ausgenommen, erstrecket. Es kommt monatlich einmal in der Kirche des h. Benediktus zusammen.

Dafs der Vf. keinen Begriff davon hat, wie ein Taschenbuch für Reisende abgefafst seyn sollte, kann schon seine Beschreibung von Kopenhagen zeigen. Anstatt dem Reisenden auf die sehenswürdigsten Merkwürdigkeiten dieser Hauptstadt aufmerksam zu machen, spricht er blofs von ihrer Entfernung vom Sunde, ihren Haupttheilen, von Anzahl der Häuser, der Pfarrkirchen, der öffentlichen Plätze, der königl. Schlösser, Anzahl der Einwohner, von der Güte des Hafens, der nächtlichen Erleuchtung, und fährt alsdann fort: „Die Universität, der bo„tanische Garten, die öffentlichen und besondern Natu„ralien- und Kunstkabinette, die vielerley Manufactu„ren, wozu noch grofse Kunstdrechsler kommen, die Börse, „das Zeughaus, das grofse wohleingerichtete Spital u. a. „prächtige und kostbare Anlagen verdienen die gröfste „Aufmerksamkeit aller Reisenden, und können besser „und vollständiger gesehn, als beschrieben werden.“ — Doch wozu bedarf es mehrern Beweises. Mehrere Leser der A. L. Z. werden ohnedies schon Hn. *Pr.* als den Verfasser eines Taschenbuchs für Reisende nach Italien kennen, und danach den Werth des jetzigen bestimmen können! — Wie viel mehr Befriedigung findet ein Reisender in *Krebels Europäischen Reisen*, auch unerachtet ihrer wesentlichen Mängel!

Schlüfslich kann Rec. nicht unbemerkt lassen, dafs der Text oft durch Druckfehler verunstaltet ist. So findet man hier Cravemonde, statt Travemünde, Myvaen statt Myvam; Edredon statt Eyderdunen etc. Schleswich und Schleswichisch dürften hingegen wohl keine Druckfehler seyn, da sie hier mehrmals mit *ch* gedruckt sind.

NÜRN-

Nürnberg, b. Grattenauer: *Wolfgang Jägers*, Prof. zu Altorf, *Geographisch-historisch-statistisches Lexicon.* IIter Theil. M bis Z. Zweyte, durchgehends vermehrte und verbesserte Auflage. 1793. 730 S. 4.

Auch von diesem IIten Theile ist die neue Auflage mit eben dem angestrengten Fleisse, und mit eben so viel mühsamer Sorfalt, als die vom ersten Theile angezeigte, bearbeitet. Sehr oft findet man bey den geographischen und historischen Artikeln richtigere Angaben, als selbst in den neuesten Auflagen von Büschings Erdbeschreibung und andern klassischen Werken, aus den besten und neuesten Quellen geschöpft. Aufmerksamen Zeitungslesern kann Rec. nach seiner Ueberzeugung kein besseres Handbuch zum täglichen Gebrauch empfehlen, als dieses Lexicon. In einem Anhange liefert der Vf. Nachträge und Berichtigungen, gibt auch Nachricht von dem neuveränderten Zustande von Frankreich. Den Beschluss macht eine Anzeige des Flächeninhalts einiger Lande.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, b. La Garde: *Michael Montaigne's Gedanken und Meynungen über allerley Gegenstände, ins Deutsche übersetzt.* Vierter Band. 1794. 616 S. gr. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Wie bekannt, vollendete der sel. *Bode* diese seine meisterhafte Uebersetzung des *Montaigne* ganz, eh er ihren Abdruck anfangen liess; und so wurde der noch übrige Theil derselben ein höchst schätzbarer Nachlass fürs deutsche Publicum, welches schwerlich durch irgend einen andern Fortsetzer dieser Arbeit, wäre sie unvollendet geblieben, ganz hätte können entschädigt werden. Eine neue Vergleichung des Originals mit dieser eben so emsigen als glücklichen Dolmetschung hat Rec. aufs neue von ihrem grossen Werthe überführt. Jene Emsigkeit war offenbar eine Frucht der innigen Achtung, die der sel. B. sowohl für seinen Schriftsteller, als für seine Leser fühlte; und dieser glückliche Erfolg seines Fleisses war reife Frucht seiner vorzüglichen Geistes-kräfte, seines reichen Sprachbesitzes, und vornemlich seiner mit der Montaignischen ganz übereinstimmenden Art, die Gegenstände zu erwägen, und sich über sie zu äussern. Keine einzige Spur von Flüchtigkeit oder Nachlässigkeit fand Rec. in dem von ihm verglichnen grössern Theil dieses Bandes, und selbst der fast unvermeidlichen kleinen Fehlgriffe stiess ihm keiner auf. Ein Beweis, dass der edle Urheber dieser Uebersetzung seiner gewissenhaften Bedächtlichkeit nicht müde wurde, und sich alle die Zeit nahm, die dazu gehörte, unter Wendungen und Ausdrücken zu wählen, die sich ihm wahrlich nicht auf den ersten Blick darboten. Am Schluss dieses Bandes sind wieder die Verdeutschungen fremder Citate in Prose und Versen beygefügt, vermuthlich von eben der geschickten Hand, wie die in den drey vorigen Bänden. Uebrigens wird das zweyte Buch mit diesem Bande geschlossen, und es ist also noch das kürzere dritte Buch zu erwarten.

Leipzig, b. Böhme: *Frauenzimmer-Almanach* zum Nutzen und Vergnügen.

Auch unter dem Titel:

Leipziger Taschenbuch für Frauenzimmer. 1790 bis 1794. 12. m. K. (3 Rthlr. 18 gr.)

Das diesem Almanach angehängte Taschenbuch enthält 1) Auswahl von Gedichten, 2) kleine Erzählungen und Gemälde, 3) Staaten- und Völkergeschichte, 4) Naturgeschichte, 5) ländlicher Briefwechsel, 6) ökonomische Hefte, 7) Scenen aus der Familie Ehrenberg, 8) Franz Ehrenbergs Reden über die körperliche Erziehung und 9) Diätetik, wozu in den spätern Jahrgängen noch einige Rubriken kommen, als: Wirthschaftliches Vademecum — Unterhaltungen über die Toilette etc. Ungeachtet der Herausgeber sich im Jahrgange 1794 beschwert, dass ein Recensent die Gedichte nur mittelmässig gefunden hat, so was, das doch wahrlich mehr als nachsichtig, indem es wässerichte Reime sind und bleiben, wenn sie auch von den berühmtesten Männern herrühren sollten. Die meisten übrigen Rubriken dieses Taschenbuchs enthalten mährchenhafte Erzählungen, die ungleich mehr geschickt sind, die ohnehin schon rege Phantasie der Frauenzimmer zu beschäftigen, oder gar zu verderben, als ihren Verstand zu bilden, welcher Vorwurf jedoch N. 7. am wenigsten trifft, da diese Scenen aus der Familie Ehrenberg noch am natürlichsten, und nicht leer an brauchbaren Maximen sind. Die N. 3, 4, 6, 8 und 9. enthalten zwar zweckmässige und nützliche Gegenstände, die aber am wenigsten ausgeführt sind.

KLEINE SCHRIFTEN.

Physik. Weimar, b. Hoffmanns Wittwe u. E.: *Tabellarische Bestimmung der Bestandtheile der merkwürdigsten Neutral- und Mittelsalze in hundert Theilen: nach Bergmann, Kirwan, Wiegleb, Wenzel und andern Scheidekünstlern; nebst Bezeichnung ihrer Auflösbarkeit sowohl in Wasser als Weingeiste, und der Bemerkung der eigenthümlichen Schwere der Körper für Physiker, Aerzte, Scheidekünstler und Apotheker. Von Carl Aug. Hoffmann.* I. Tafel. *Vollkommene Neutral- und erdigte Mittelsalze.* II. Tafel. *Metallische Mittelsalze.* 1794. 4 Bogen. Die Hauptcolonnen dieser Tabellen enthalten die Namen der Grundlagen, als der Laugensalze, der Erden und der Metalle, die Bestimmung der Menge an Säuren, welche zur Sättigung von 100 Gran der Grundlagen nöthig ist, die Namen der aus dieser Verbindungen entspringenden Producte, das Verhältniss der Auflösbarkeit derselben in Wasser und Weingeist, mit Bemerkung der Wärmegrade. Neue Nebencolonnen zeigen die Schriftsteller an, aus denen die Data genommen sind. Ausserdem ist noch angedeutet, ob die Verbindung durch gegenseitige Verwandtschaft geschieht, ob die Säuren im starken, oder verdünnten, oder in luftleerm Zustande, auf die Grundlagen wirken etc.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 4. September 1794.

GESCHICHTE.

EISENACH, b. Wittekindt: *Verſuch einer kurzen Beſchreibung des Zuſtandes, der Sitten und Gebräuche der Hebräer für Ungelehrte*, von *Heinrich Ludwig Pfaff*. 1792. 162 S. 8. 4 S. Vorrede und Inhaltsanzeige.

Der Vf., welcher ſich ſein Publikum genau nur auf Schullehrer auf dem Lande und andre Unſtudierte einſchränkt, denen es doch um Erweiterung ihrer bibliſchen Kenntniſſe zu thun wäre, hat wohl gewiſs keine unnütze Arbeit unternommen. Er hat auf wenigen Bogen in einer, nichts weniger als unfruchtbaren, Kürze das Weſentlichſte von den Sitten und Gebräuchen der alten Hebräer in einer guten Ordnung vorgetragen und auf erläuternde Stellen der Bibel allenthalben verwieſen.

Das ganze Werkchen zerfällt in 14 Kapitel, deren jedes wieder einige Abſchnitte hat, als: 1) Von den verſchiedenen Wohnarten der erſten Menſchen. 2) Von den verſchiedenen Lebensarten der Hebräer. 3) Von den Künſten und Wiſſenſchaften. 4) Vom Hausſtande der Hebräer. 5) Von der Kleidung der alten Hebräer. 6) Von den Speiſen der Hebräer. 7) Von den Feſten der Hebräer. 8) Von den Zeitvertreiben und Ergötzungen der Hebräer. 9) Von den Münzen, Maaſsen und Gewichten. 10) Von den religiöſen Gebräuchen der Hebr. 11) Vom Aberglauben und Götzendienſt der Hebräer. 12) Von den Gerichten und Strafen der Hebräer. 13) Vom Kriegsweſen der Hebräer. 14) Von den Begräbniſſen und den dabey üblichen Gebräuchen der Hebräer. Woraus ſchon ſattſam erhellt, daſs nichts weſentliches übergegangen worden iſt.

Da Hr. *Pf.* in der Vorrede ſelbſt mit äuſſerſter Beſcheidenheit von ſeiner Arbeit ſpricht, und ſolche für nichts weniger als ganz vollkommen ausgeben will; ſo wird es ihm auch hoffentlich nicht unangenehm ſeyn, wenn wir ihn auf folgende kleine Unrichtigkeiten aufmerkſam machen: Oft wird etwas unbeſtimmt von den Hebräern behauptet, was nur eine gewiſſe Zeit von ihnen galt, ohne allemal Rükſicht darauf zu nehmen, ob es von den Zeiten Abrahams oder Davids zu verſtehen ſey. S. 56 werden ſogar die neuern Juden mit den alten Hebräern vermiſcht, da jene bekanntlich mit dieſen kaum noch den Glauben gemein haben. Nachdem nemlich mit Recht gezeigt wird, daſs ſie keinen Activhandel beſeſſen, wird §. 4 irrig hinzugeſetzt: „nach „dem *Babyloniſchen Exil* änderte ſich auch in dieſem Stüke alles und ſeit dem Untergang des jüdiſchen Staates iſt Handel faſt der einzige Nahrungszweig der Juden. Von ihnen rühret auch, wie man glaubt, die „für die Handlung überaus wichtige Erfindung der „Wechſelbriefe her.“ Letztere Bemerkung iſt hier ganz an unrechten Orte, alſo überflüſſig, da die Erfindung ſich bekanntlich von den, im 12ten Jahrhundert aus Frankreich vertriebenen Juden, herſchreiben ſoll, aber erſtere iſt ganz irrig da ſelbſt während der *Zerſtöhrung des zweyten Tempels* noch kein Activhandel bey den Hebräern war, wie ſolches aus dem Joſephus wider den Apion deutlich zu erſehen iſt.

Manche Citate ſind falſch und einige beweiſen nicht alles, was ſie beweiſen ſollen. 2. B. S. 1. läſst ſich aus Moſ. I. 19. 30. nicht darthun, daſs ganze Familien in Höhlen wohnten; denn in dieſem Verſe ſteht ausdrücklich, daſs Loth aus Furcht in Zoar (einer Stadt) nicht bleiben wollte und ſich mit ſeinen Töchtern in einer Höhle verborgen hielt. S. 7. Jerem. 43. 10. und S. 57. 2. Sam. 11. 18. beweiſen ebenfalls nichts, und Rec. möchte aus letzterm Verſe um ſo weniger zu folgern ſuchen, daſs Joab nicht habe ſchreiben können, da aus den 4 vorhergehenden Verſen wenigſtens deutlich zu erſehen iſt, daſs er Geſchriebenes leſen konnte. S. 85. iſt die Erinnerung des Vf. gegen Luthers Ueberſetzung, nach unſrer Meynung, nicht gegründet. Die Wittwe durfte wirklich vor ihrem Schwager, der die Levirathsehe ausſchlug, ausſpeyen; auch findet dieſer Gebrauch noch unter den heutigen Juden ſtatt. S. 102. §. 5. wird irrig eine Verordnung Moſis angeführt, daſs die Hebräer nicht Butter ſondern Baumöhl zu ihren Speiſen gebrauchen ſollten. Auch ſelbſt aus der angeführten Stelle 5. Moſ. 32. 13. 14. lieſse ſich allenfalls das Gegentheil erweiſen. Das Pfingſtfeſt ward nie, wie S. 112. bemerkt wird, volle 7 Tage gefeyert. Der Vf. ſcheint hierin *Michaelis* Moſaiſchem Rechte gefolgt zu ſeyn, aber auch beym *Michaelis* iſt dieſs ein Irrthum, wie ſchon *Buſching* und andre bemerkt haben. Ehemals feyerte man dieſs Feſt nur Einen Tag. Die jetzigen Juden feyern zwey Tage. Daſs nicht 12, ſondern nur 2 Wehe-Brode geopfert wurden, erhellet ſelbſt aus dem angeführten Verſe.

Unter der Aufſchrift: GERMANIEN: *Freymüthige Briefe eines Engländers über den Feldzug des Herzogs von Braunſchweig und des Generäl Wurmſers.* 1794. 252 S. 8. (1 fl. rhn.)

Der Vf. verſichert, ein Augenzeuge bey den meiſten Begebenheiten der Feldzüge am Rhein 1793 geweſen zu ſeyn. Daſs er kein Engländer iſt, verräth ſich bald; daſs er aber in der Nähe jener Auftritte war, erhellet ziemlich deutlich. Das Buch beſteht aus *neun Briefen* ohne Ort und Datum; auch iſt bey den Begebenheiten, welche erzählt werden, niemals der Tag der Ereigniſs

nicht einmal der Monat angemerkt. — I. Br. Cüstin's Ueberfall, und Einnahme der Städte Speyer, Worms und Mainz; vertheidigt sein Betragen, und das seiner Untergebenen meistentheils. II. Br. Einiges über das Benehmen des Fürsten von Nassau und des Herzogs von Zweybrücken. Gelegentlich wird dieser gegen einzelne Nachreden vertheidigt. Der gröfsere Theil dieses Briefs aber ist politisches Raisonnement über die Aenderung alter Constitutionen, und über die Abneigung der Deutschen, die Anträge der Neufranken, sich organisiren zu lassen, anzunehmen. — Die Unordnungen bey Einführung der neuen Municipalitäten werden nicht verschwiegen; dennoch aber wird den französischen Reformateren im Ganzen sehr das Wort geredet. III. Br. Hauptsächlich gegen die ausgestreute Gerüchte: „als ob unter der franzöf. Armee die Anzahl der Misvergnügten sehr grofs sey." — *Cüstine* wird mit auffallender Bemühung, sein Lob zu verkünden, geschildert; und gewifs nicht mit unparteyischen Zügen. Die Bemerkungen über die grofsen Wirkungen der Musik im Krieg, haben uns (S. 66 — 69) am meisten noch in diesem Briefe gefallen. — Die Darstellung der Gespräche in Wein- und Bierschenken über den französ. Krieg ist sehr langweilig. IV. Br. — Cüstin's Rückzug aus Frankfurt, äufserst oberflächlich beschrieben; bald folgt wieder eine Declamation über die Gröfse der französ. Republik abgelenkt. Die Freyheit in den alten griechischen und römischen Staatsverwaltungen wird sehr verächtlich herunter gesetzt; es fällt aber in die Augen, dafs der Vf. gar nicht die gehörige Kenntnisse hat, darüber abzusprechen. — S. 115. werden die französischen Emigranten sehr hart mitgenommen. Von der ausgewanderten Geistlichkeit heifst es daselbst. — „Aufser Ketzermacherey und Brevier liege alles *über* ihrem Horizont; und sie behalte ihre geheime Intoleranz auch in Deutschland, wo sie geduldet werde, bey, lohne auch die Aufnahme mit Undank. — V. Br. Eine erbärmliche Episode von einem Liebeshandel. Hierauf wird wieder Cüstine vertheidigt, wegen der zuverläfsigen Vertröstungen, welche er zu Mainz und in der dortigen Gegend gegeben: „Die Deutschen konnten nicht mehr über den Rhein kommen!" — Die Unordnungen der Armee unter Bournonville (ohnweit Trier) werden zugestanden, und die häufige Rückkehr nach Hause; — aber die Weggelaufenen, hätten doch bald wieder dem Ruf des Gesetzes gefolgt, und seyen voll Eifer zurückgekommen. — Frankreichs Verlust und Entvölkerung sey noch nicht so grofs; es könne noch viel von seinen 24 Millionen verlieren; — es müsse und werde wohl fallen, aber wann? — stehe noch weit dahin. — — VI. Br. Von der Belagerung von Mainz, und *Cüstin's* letzten Versuche gegen die Würmf. Armee. Durchaus unbedeutende Nachrichten. Der Tadel vieler aristokratisch gesinnter Bürger in den neu eroberten Städten und Dörfern im Elsafs, welche die Patrioten sehr unbesonnen verfolgt haben sollen, möchte wohl nicht ungerecht erscheinen, wenn er auf wohl erweisliche Facta gegründet wäre. In diesem Buch ist alles ohne Bestimmung des Orts und der Zeit zusammengeworfen. S. 175 — 177 wird der Geschwindigkeit der Franzosen im Manövriren ein Panegyricus gehalten. VII. Br. Einiges von der Uebergabe von Mainz, und deren Folgen; auch von dem Schicksal der Clubbisten. — Wieder alles sehr obenhin! — Darauf wird General v. Wurmser gegen Nachreden in Schutz genommen; auch die Preussischen Anführer im Zweybrückischen dazu. VIII. Br. Tapferkeit des Herzogs von Braunschweig und seiner Truppen bey Pirmasens. — Unvermuthete Wiedereinnahme des französischen Lagers unweit des *Kettenacher* Bergs, da sie Tags zuvor erst geschlagen, und ganz vertrieben waren. Rückzug der Franzosen über die Saar. Die Geschicklichkeit, welche der Herzog von Braunschweig hiebey bewiesen, werde verkannt! — Einnahme der Linien bey Weissenburg durch die Wurmserische Armee. IX. Br. Gefechte der Preussen an der Saar. Die Franzosen seyen in ihren Lägern allerdings sehr wohl mit Betten und andern Meubles versehen gewesen. — Ueber die Fehlschlüsse, was die Folgen nach Einnahme der Weissenb. Linien seyn würden. — Verstärkung der französischen Armee; Zurückdrängung der Oestreich. Armee bis Mannheim. — Alles kur- und in einem sehr ungebildeten Styl erzählt. Der Vf. hat durchaus kein Talent zu einem guten Schriftsteller; er scheint gar nicht zu wissen, was Provinzialismen sind, noch was Achtung gegen das Publicum erfodern. S. 46 und an andern Stellen kommt der Ausdruck *Kosen* in ungewohnter verwerflicher Bedeutung vor. — S. 77. heifst es: „Der Freyheitsbaum that einen *starken Schufs*, — und hel!" — Von Friedr. II. Schriften wird S. 118 angeführt: „sie würden nur hie und da noch auf einem Dachstüblein gelesen!" — Von *Cüstine* wird angegeben: „Alexanders und Darius Beyspiel möge sehr auf seine Handlungsart gewirkt haben." — So oft der Vf. nur sich auf Geschichte und Philosophie einläfst, verunglückt ihm beynahe jede Zeile. — Auch sein hie und da angebrachter Witz ist fad und abgeschmackt.

Berlin, in der academ. Kunsthandl.: *Kurze Biographieen der berühmtesten Römer*, als Vorbereitung zur Erlernung der römischen Geschichte, für junge Leute. Mit zwölf Kupfern. *Erstes Bändchen.* 1792. 263 S. 8.

Der von dem ungenannten Vf. in der Vorrede angegebene Gesichtspunkt, dafs es zur Belehrung junger Leute dienen solle, welche noch gar keinen Unterricht in der römischen Geschichte erhalten haben, rechtfertigt die Form und Einrichtung desselben. Begebenheiten, wenn sie der Geschichte berühmter Männer angereiht sind, prägen sich dem Gedächtnisse leichter ein, als wenn sie in eine fortlaufende Erzählung nach historischen Gesichtspunkten geordnet sind; und so können allerdings einzelne Anecdoten und kurze Biographieen eine zweckmäfsige Vorbereitung zu der Erlernung der eigentlichen Geschichte seyn. Der Vf. läfst die Leben berühmte Römer in chronologischer Ordnung auf einander folgen, so dafs sie, wie beym *Aurelius Victor de Viris Illustribus*, doch wenigstens einen ohngefähren Zusammenhang der römischen Geschichte bilden. Er hat hiebey vorzüglich den *Livius* und *Plutarch* benutzt, so dafs er die Nachrichten des ersten gröfstentheils wörtlich

lich übersetzt, die des letztern im Auszug mittheilt. Hiebey ist nun nicht immer die gröfste Genauigkeit beobachtet. In dem Leben des Romulus S. 23. stiefsen wir auf eine Stelle, wo zum Lobe dieses Königes gesagt wird: „Er tödtete nicht, nachdem er König war (geworden war) Mörder und Räuber; sondern überwand ganze Völkerschaften im Kriege, zerstörte aber nicht ihre Städte; sondern füllte sie mit Pflanzern an. Diss ist wörtlich aus der Vergleichung des *Theseus* mit dem *Romulus* genommen ist; woraus erhellt, mit wie wenigen Nachdenken der Zug: *er tödtete nicht Mörder und Räuber*, hier aufgenommen ist. Ein solcher Mangel an Nachdenken zeigt sich auch in dem Anfange der Biographie des *Tullus Hostilius*, S. 32. wo es heifst: Tullus Hostilius, ein Enkel *desjenigen Hostilius*, der sich in der Schlacht gegen die Sabiner durch seine Tapferkeit so sehr ausgezeichnet hatte; welches aus dem *Livius* genommen ist. I. 22. *nepotem Hostilii, cujus in infima arce clara pugna adversus Sabinos fuerat*, mit Beziehung auf das, was er I. 12. erzählt hatte. Aber unser Vf. hatte jenes Hostilius in dem Leben des Romulus keine Erwähnung gethan, indem er dort nicht dem *Livius*, sondern dem *Plutarch vita Romuli* c. 18. gefolgt war. Unverständlich ist, was S. 24. vom Numa gesagt wird: Die Begierden durch Vernunft zu besiegen, hiefs ihm nur wahre Tapferkeit. Beym Plutarch *vita Numae* c. 3. ἀνδρείαν ἀληθῆ τὴν ὑπὸ λόγου τῶν ἐπιθυμιῶν ἐν αὐτῷ κάθειρξιν ἡγούμενος. Die rhetorischen Blumen, welche *Plutarch* so gerne ausstreut, und die in einer ausführlichen Schrift entschuldigt werden können, stehen in einem trocknen Auszuge nicht an ihrer Stelle. z. B. S. 25. Alles war von Freude erfüllt; es schien als wenn die Stadt *nicht einen König, sondern ein Königreich erhielte*, und S. 30. Numa wirkte nicht blofs auf sein Volk; sondern auch die umliegenden Städte, *als ob eine reinere und heitere Luft, von Rom aus, zu ihnen herüber wehte*, fingen an, ihre Sitten zu mildern. Beyde Stellen sind aus dem *Plutarch* entlehnt. Die bekannte Stelle des *Bacchylides* auf die Segnungen des Friedens (Anal. v. P. T. I. p. 150) welche *Plutarch* auf den Zustand des römischen Staats unter dem Numa accommodirt, ist hier so angeführt, als wenn *Bacchylides* denselben absichtlich besungen hätte. „Ein alter griechischer Dichter, heifst es hier, sagt ohne Uebertreibung von seiner Regierung." Der Styl ist meistentheils fliefsend, obschon weder rein noch gleichförmig, wie bey dieser Art die verschiednen Quellen zu benutzen nicht wohl möglich war. Die beygefügten Kupfer, angebliche Bildnisse von zwölf in diesem Bande abgehandelten Männern, sind unter der Kritik.

Lund, b. Lundblad: *Konung Gustaf den Förstes Historia Förre Delen*, efter gamla och ostridiga Handlingar, samman sefvven af *Dr. Olof. Celsius*, Biskop öfver Lunds-Stift, Pro-Cantsler, Commandeur af Kongl. Majts Nordstierne-Orden och en af de Aderton i Svenska Academien. Tredje Uplagan (Geschichte König Gustav des Ersten, aus alten ungezweifelten Urkunden zusammen getragen, von D. O. *Celsius* — Dritte Auflage). 1792. 1 Alph. 5 Bog. 8.

Dieses Buch, welches 1786 zuerst in Schwedischer Sprache erschien, bleibt ungeachtet einiger kleinen Fehler, immer eine der besten Geschichten, die wir bisher von einem schwedischen Könige haben. Sie wurde, obgleich eben nicht zum besten, bald ins Deutsche übersetzt, und Rec. hat die zu Kopenhagen 1753 erschienene deutsche Uebersetzung vor sich, bey der doch die Dedication an den Kronprinzen Gustav, die Vorrede des Vf., und ein vorangesetztes Gedicht von der berühmten Schwedischen Dichterin: Nordenflycht, fehlt, die wir wieder bey dieser dritten Edition finden. Schon 1775 erschien eine zwote Auflage dieser Geschichte, aber ohne Wissen des Vf. und also ganz ungeändert. So viel Rec. aus der Vergleichung mit der deutschen Uebersetzung von 1753 urtheilen kann; sind auch wohl wenige oder gar keine Veränderungen bey dieser dritten Ausgabe vorgenommen worden. Doch dient es zur Bequemlichkeit, dafs wenigstens die Jahrzahlen am Rande beygesetzt sind. Der Pabst wird noch hier S. 341 so wie in der ersten Ausgabe beschuldigt, dafs er sich an die Türken gewandt und sich mit ihnen verbunden habe. Clemens VIII. wird S. 350 noch für einen Sohn oder Enkel Leo X. angesehen. Auch ist des sogenannten Daljunkers Brief an die Dalbauern hier gleichfalls nur im Auszuge mitgetheilt; in der ersten Auflage war er auf dem Bogen Z ganz abgedruckt; der ganze Bogen, worin dieser Brief vorkam, der aus Westerhelms Historie Gustav I. in MS. genommen war, mufste aber, wegen einiger darin vorkommenden harten Ausdrücke gegen Ausländer und Deutsche, auf Befehl ungedruckt, und nur im Auszug mit Weglassung solcher Stellen geliefert werden; eine Vorsicht, die bey einer so alten Urkunde ganz unnöthig war.

Wien, b. Kurzbek: *Barthol. Germonis*, e. S. I. Aurelian. *Disceptationes diplomaticae*, quibus praemittitur earundem *historia e Gallico Aeg. Bern. Rugueti* recens in latinum versa. Omnia olim in Gallis seorsum semel, nunc primum in Germania conjunctim edita. 1793. Rogueti histor. enthält 128. und Germonii Werk 446 S. ohne die Vorrede Inhalt und Register.

In der Geschichte der Diplomatik ist bekannt, welche Streitigkeiten sich in dieser Wissenschaft erhuben, nachdem *Mabillon* sein vortrefliches Werk *de re diplomatica* herausgegeben, und der Jesuit *Barth. Germon*, um den P. *Papebroch* als Mitglied seines Ordens gleichsam zu vertheidigen, ihm die *disceptationem de veteribus Regum Francorum diplomatibus* etc. entgegengesetzt hatte. Diesen Streit unsern Lesern hier zu wiederholen würde unnöthig seyn, diejenigen, denen daran liegt, ihn zu wissen, finden ihn hier, in dem vor uns liegenden Werke des Abbé Raguet auf 128 S. weitläuftig erzählt. Diese Schrift wird, wir wissen nicht warum, besonders paginirt. Nachher folgen die 3 Abhandlungen des Germon. Man ist der Verlagshandlung vielen Dank schuldig, dafs sie diese Aufsätze eines Verfassers, der bey allen seinen Sophistereyen, der diplomatischen Kunst viel genutzt hat, da sie schwer aufzutreiben waren, zusammen herausgab; sie hat sich dadurch mehr Verdienste um die Wissenschaften als durch ihre schlüpfrige Geschäfts-

des eigentlichen Nachdruckens erworben. Dass zu diesem Gewerbe seine Typographie nicht eingerichtet sey, versichert der Hr. von Kurzbek in der kleinen Vorrede selbst.

Nürnberg u. Altdorf, b. Monath und Kussler: *Geschichte Kaiser Heinrichs des Sechsten*; von *Wolfgang Jäger*, Prof. zu Altdorf. 1793. 8. 118 S. und 6 S. Vorr.

Diese Schrift führt auch den Titel: *Sammlung historischer Aufsätze* von *Wolfg. Jäger* 1tes Stück. Der Hr. Vf. kam durch die Bearbeitung der Geschichte Konradins auf den Gedanken, die Folge der Kaiser aus den Hohenstaufischen Hause zu liefern, und zwar diejenigen, welche noch nicht gründlich und einzeln bearbeitet sind, allein da ihm die Bünauische Geschichte Friedr. I. und die Gundlingische von Philip ziemlich befriedigend zu seyn dünkte und der Vf. der Geschichte K. Friedrichs II. ihm zuvor gekommen war, so werden wir, da Konrad IV. Laufbahn nach seines Vaters Tode, unbedeutend ist, nichts mehr aus dieser Kaiserreihe zu erwarten haben.

Der Hr. Vf. hat seine Schrift in 5 Kapitel abgetheilet, und trägt dieselbe auf seine bekannte Art gründlich und gut in einer schönen Sprache vor. Heinrichs gute Seite, d. i. sein Muth, und seine schlechte, d. i. seine Grausamkeit, sind zu bekannt, als dass wir etwas mehr sagen dürften, wenn wir versichern, dass der Hr. Vf. ihn schilderte, wie er war.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, b. La Garde: *Aehrenlese vom Calenderfelde, bestehend in einer Auswahl vorzüglicher Aufsätze aus Deutschlands Taschenbüchern* für das Jahr 1794. 12. 296 S. (ausser dem Calender, und den 12 Kupf. mit Erklärungen) (1 Rthl. 2 gl.)

Die zwölf Kupfer sind Abbildungen einzelner Scenen aus Hn. *Schinks Abdera*; alle von *Barbiez* gezeichnet, aber von 3 verschiedenen Künstlern von H. Romberg, L. Buchhorn, und W. Arend, gestochen. Die Beleuchtung ist oft viel zu stark, und bey zu vielen Figuren angebracht; doch ist charakteristischer Ausdruck in mehrern und Fleiss in der Ausführung nicht zu miskennen. Das letzte Blatt wird erst durch die beygefügte Erläuterung zu einer Zoten-Schilderey. Ueberhaupt sind diese angehängte Erläuterungen (beynahe durchgehends) äuserst unnatürlich, voll gezwungenen Witzes und einer Affectation, die eigentlich zurückstösst. Man bemerkt einen unglücklichen Nachahmer Lichtenbergs, der manche andre Talente haben mag, nur nicht *das*, über Kupferstiche gefällig zu commentiren. Der *Vorbericht* ist vielleicht von dem nemlichen Vf., und handelt hauptsächlich von dem Werthe der Weiber, oder von der gebührenden Rangordnung des andern Geschlechts. Mit Umschweifen, die wenig belustigen, und wir wissen nicht wen? erbauen sollen, wird gegen dessen unnatürliche Anmaasungen gefochten, und gezeigt, dass es sich gefallen lassen müsse, dem männlichen nachzustehen. Es ist eine oberflächliche Declamation, die mit sichtbarer Eile aufgesetzt ist.

Hierauf folgen die gesammelten Aufsätze selbst, welche eben die *Aehrenlese* ausmachen. Sie sind äusserst gemischten Inhalts, aus Almanachen aller Art, auch wohl aus andern Büchern zusammengetragen; 41 an der Zahl. Nirgends ist angegeben, woher sie genommen seyen. Viele derselben sind aus sehr bekannten Taschenbüchern entlehnt. Wir halten es durchaus für Unrecht, wenn Schriftsteller, welche Belehrungen zu verbreiten zum Zweck haben, die sie nach eigenem Geständniss aus andern *borgen*, nicht angeben, woher sie solche geborgt haben. Ohnedem sollen Fragmente aus Oekonomie, aus Physik, aus Geschichte in Bücher, wie das vorliegende ist, zusammengelesen, nur die Aufmerksamkeit der Leser erregen, den kurz behandelten Gegenständen näher nachzufragen, sollen nur reizen, sich nach umständlichern Ausführungen umzusehen. Wie wenig sind aber die Herausgeber solcher Schriften hiezu behülflich, wenn sie die Quellen verbergen, indem sie entweder zu bequem waren, sie selbst aufzusuchen, oder blos aus Excerpten, die oft selbst unlauter sind, ohne gehörige Prüfung, nur wieder excerpirten! —

Zu den vorzüglichern Aufsätzen dieser Sammlung zeichnen wir die *von der Erde*, *von Thurnieren*, *von Lichtenegen* aus. Die Nachrichten von Federblumen, von Zwirn, Spitzen, Battist, von Handschuhen, von Fingerhüten, auch von Briefsiegeln, Schreiben und Zugehör etc. mögen immer zu wiederholtenmalen gedruckt, und zur Unterhaltung vorgelegt werden. Sie sind geschickt, Nachdenken über Producte der Natur und der Kunst zu erwecken, über die leider! unsre feine Welt für sich nur allzuselten nachzudenken sich bequemt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Technologie. *Leipzig* u. *Altona*, b. Kayen: *Geheimnisse aller Arten Tinten zu machen, und mit Muscheln, Gold und Silber zu schreiben.* 1793. 62 S. 8. Zu welcher Schriftsteller-Klasse der ungenannte Vf. ohngefähr gehöre, lässt sich aus der ganz ungebildeten, possirlich-undeutschen Schreibart, die vom Titel an bis ans Ende herrscht, genüglich errathen. — Zur schwarzen Dinte allein dient der Vf. mit 22, so wie zur rothen Dinte mit 12 Vorschriften. Zur letztern lautet die siebende: „Nehmet Honig und Salz unter einander einander in ein Becken, lasset es wohlverdeckt 8 Tage lang stehen, alsdenn siedet es, und seihet es klar ab, und verwahret es vor Staub.“ Wer von unsern Lesern würde wohl der grose Apoll gewesen seyn, um hieraus ein Recept zu rother Dinte zu errathen? Auch der Mond hat Einfluss auf die *schwarze* Dinte; denn die 3. Anm. besagt: „Im *letzten Viertel des Mondes* kann man am besten Dinte anstellen, so wird solche bey dem *ersten Viertel* gut.“ Gleichermasen muss die *rothe* Dinte bey schönen, hellen, klaren Wetter bereitet werden. Unter den — *Geheimnissen von der Feder und Federmesser* — räth der Vf. die Auerhahn- und *Strausenkiele*, weil solche eine schwere Faust machen, billig zu vermeiden.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 5. September 1794.

ARZNEIGELAHRTHEIT.

HANNOVER, in der Hahnschen Buchh.: *H. M. Marcard*, Oldenburgischer Leibmedicus, *über die Natur und den Gebrauch der Bäder*. 1793. XVIII u. 456 S. gr. 8.

Um den verständigen Gebrauch der Gesundheitsquellen und Bäder, fährt Hr. *M.* fort, sich sehr grosse Verdienste zu erwerben. Er gab das erste Beyspiel, dass ein Brunnenarzt seiner Quelle nur dann dauerhaftern und allgemeinern Zugang verschaffen kann, wenn er ihre Kräfte nach ihren Bestandtheilen und nach reinen Beobachtungen mit Unbefangenheit entwickelt und mehr darauf ausgeht, ihren Wirkungskreis zu beschränken, als zu erweitern, vor allem aber ihn ganz bestimmt zu bezeichnen. Der Probierstein ist hier immer, wenn die ganze Gattung von Wasser, nicht dieses einzelne nur der Gegenstand ist, den die Brunnenschrift behandelt und die Krankheiten, gegen die diese Mittel empfohlen werden, nicht schief und einseitig gefasst werden. Durch die *Beschreibung von Pyrmont* haben alle eisenhaltigen Quellen, von denen wir eine zuverlässige chemische Analyse haben, nicht weniger an Aufklärung und Bestimmung ihres Werthes gewonnen, als die Pyrmonter selbst, und unabhängig vom Gebrauch mineralischer Wasser greift jeder Arzt nach diesem Werke, wenn er über Nervenkrankheiten und über die Uebel, die ihren Ursprung von Verstopfung der Eingeweide des Unterleibes haben, den gründlichsten Unterricht sucht. Von Hn. *M.* würdigem Verfahren, dem das Bewusstseyn zum Grunde liegt, dass *seine* Pflichten als Mensch und Schriftsteller mit der Politik eines Brunnenarztes nie in Collision kommen *können*, gibt die Geschichte dieses neuen Werkes den überzeugendsten Beweis. Es sollte in ihm die Rede seyn vom Baden in Pyrmont und es handelt nur vom Baden überhaupt, weil richtige Begriffe von diesem festgesetzt seyn müssen, ehe von jenem gehandelt werden kann. Diese Einleitung wurde aber so gross, daß sie als eine besondre Schrift erscheinen musste. Sie ist ohne alle einseitige Rücksichten mit der grösten Unpartheylichkeit verfasst und jede Badeanstalt, die sich nicht geheime Kräfte anmasen will, kann dieselbe Anwendung von ihr auf sich machen, die der Vf. in einem besondern Werke in Beziehung auf Pyrmont entwickeln wird. Von welcher Einleitung zu einer localen Brunnenschrift liess sich bis jetzt dasselbe sagen? Da durch diese Abhandlung die gangbaren Ideen von warmen und kalten Bädern gänzlich berichtigt werden und über diese grosse Mittel in den Händen dessen, der sie zu gebrauchen weiss, hier der lehrreichste Aufschluss gegeben wird, so freuen wir uns, dass die Einrichtung der A. L. Z. es gestattet, von einem so bedeutenden und originellen Werke einen vollständigen Auszug mitzutheilen; durch den wir hoffen, die Resultate der mit so vielem Fleiss und Scharfsinn unternommenen Untersuchungen in gröfsern Umlauf zu bringen, und Gelegenheit zu erhalten, auch unsrerseits diese wichtigen Forschungen durch einige Bemerkungen und Winke ihrer völligen Aufklärung in etwas zu nähern.

Heiss ist ein Bad, das die Wärme des menschlichen Körpers übersteigt, folglich über 96 Grade warm ist. Zu den *warmen* oder *lauligen* zählt Hr. *M.*, was zwischen 96 und 85 Graden innesteht; *kühle* Bäder setzt er von 85 bis 65 herab; *kalt* sind sie von 65 bis zu 32 Graden. Solche Classificationen haben ihr mangelhaftes und allerdings etwas Willkührliches, weil ein Grad keinen merklichen Unterschied macht, ausgenommen jedoch den einen 97ten Grad, der die Blutwärme übersteigt. Indess muss man einen Maasstab haben, und dieser scheint der beste zu seyn. Kritik andrer Eintheilungen, vorzüglich Marets, der ein Bad von 93 Grad noch kühl und ein Bad von 109 Grad noch lauwarm nennt. Wärme und Kälte sind zwar relative Begriffe in mancher Hinsicht, aber in einer nicht. Nemlich alsdann nicht, wenn der ganze Körper im Bade einem so dichten Fluido, wie dem Wasser, das zu dem Grad warm ist, ausgesetzt wird. Der natürliche Wärmegrad des Menschen bestimmt da genau, was für ihn warm oder heiss ist. Dieser Grad ist im Durchschnitt 96 Grad und in der heftigsten Fieberhitze, in der grosen Wärme heisser Klimaten, so wie in der strengsten Kälte wird darin, ausser in den Extremitäten durch die Kälte, nicht sehr viel verändert. Verändert sich der Grad der Wärme beträchtlich, so heisst ihn dieses aus seinem natürlichen Zustand und er wird dadurch zerstört, wenn es weit geht oder lange anhält. Die Hauptabsicht des Werkes geht auf die warmen oder lauligen Bäder (beide Ausdrücke gelten durchaus für eins). In Absicht dieses Bades von 80 bis 96 Grad ist zu meisten zu berichtigen, und es ist dasjenige, welches vom ausgebreitesten Gebrauch und Nutzen ist. Ein solches Bad wirkt am wenigsten gewaltsam, daher findet vernünftigerweise seine Anwendung am häufigsten statt; es kann am längsten ertragen und fortgesetzt werden, daher ist es ungeachtet seiner Gelindigkeit von der grösten Wirkung. Wenn man die allgemeinere Meynung, sogar die der mehresten Aerzte zum Grunde legen wollte, so wäre es ausgemacht, dass ein kaltes Bad beynahe keine andre Wirkung habe, als zu stärken und das warme keine andre als zu erschlaffen. Daher entstand in spätern Zeiten die übertriebne Vorliebe für das eine und für das andre eine ungerechte Zurücksetzung. Wirklich wenn man vor kurzem noch ein lauwarmes Bad anrieth,

rieth, so schallte es einem von allen Seiten, von Kranken und Aerzten entgegen: es schwächt, es entkräftet, es erschlafft. Griechen und Römer, die wegen des häufigen Gebrauchs, den sie von den warmen Bädern machten, im Stande waren, darüber zu urtheilen, dachten nicht so, wie Hr. *M.* zeigt. Hercules, der Held der Stärke, war den warmen Bädern vorgesetzt. Wenn die Alten die Bäder wegen der angenehmen Empfindung, die sie erwecken, zu den Wollüsten zählten, die weichlich machen durch öftere Wiederholung, vielleicht auch empfindlich gegen die Eindrücke rauher Witterung, wofern an kein Gegengewicht gedacht wurde; so war allemal vom Missbrauch die Rede und nicht sowohl die physische Erschlaffung und Schwäche damit gemeynt, als die moralische, wodurch die abgehärtesten Körper in kurzer Zeit zwar nicht eben körperlich schwach, aber doch unbrauchbar für die Gefahren und für das Ausdauren im Kriege werden. Alles was man bey den römischen Satyrenschreibern gegen die Bäder findet, geht immer auf einen unbändigen Missbrauch, auf Schlemmerey und Lasterhaftigkeit, die dadurch befördert und auf Wollüste, die dabey getrieben wurden. Man hat mit Leder allerley Versuche angestellt, um die erschlaffende Wirkung des warmen Bades darzuthun, aber diese Versuche sind nicht ganz richtig, lassen eine andre Erklärung zu und leiden gar keine Anwendung auf die belebte Haut. Die Erscheinung, dass der Ring im kalten Bade weiter, im lauwarmen, wenn die Hand vorher nicht kälter war, ein wenig enger, und im heissen Bade beträchtlich enger werde, hat nichts mit Erschlaffung zu thun: sie ist theils die Folge von Wärme und Kälte auf den lebendigen Körper (denn im todten Körper ist das Enger und Weiterwerden unter solchen Umständen unbetrachtlich) theils aber rührt die Verdickung des Fingers daher, dass die lymphatischen Gefäse im lauligen Bad zuweilen stark einfangen. Im heissen Bad wird der Ring viel enger, weil zugleich die grössre Wärme den Finger verdickt und hauptsächlich daneben die Blutgefäse durch Reiz anlaufen. Wie kann man sich vorstellen, dass der Körper dadurch erschlafft werde, dass er mit Feuchtigkeiten an seiner äussern Oberfläche umgeben ist, die seine eigne Wärme und noch wohl etwas darunter hat. In seinem ganzen Innern sind ja alle Hölen, die eine gar viel grössre Oberfläche ausmachen, immerfort von warmen Feuchtigkeiten benetzt und befeilt, und keine Faser wird dadurch zu schlaff. Wo in seltnen Fällen ein Bad von warmen Wasser den Anschein hat, zu schwächen, müssen andre Ursachen einwirken, etwa ein Aufwand irgend eines feinen Stoffs durch die mehr geöffnete Haut oder eine unbekannte Wirkung des warmen Wassers auf die Nerven. Hr. *M.* merkte nie wahre Entkräftung oder Erschlaffung von den vielen tausend Bädern, die er zum Theil zarte, schwache Weiber, schlaffe, kachektische Personen und zuweilen sogar Leute mit angelaufnen, nur nicht wassersüchtigen Beinen nehmen sahe. Wenn er aber Fälle anführen sollte von Menschen, deren Kräfte sich augenscheinlich herstellten während des Badens; so würde die Reihe lang werden. Unzählige male hörte der Vf. von fremden Personen, sie fühlten sich am stärksten an dem Tage, wenn sie gebadet hätten, am meisten aber von Frauenzimmern und schwächlichen Menschen. Wenn sich zuweilen jemand über unangenehme Gefühle von Mattigkeit nach dem Bade beschwert, so sind das immer die stärksten Männer, bey denen man doch nicht so schnell an Erschlaffung der Fiber denken kann. Viele schwache Menschen werden in den schweizerischen Bädern, wo man wenigstens schon von 1489 an so lange im Bade verweilt, zu Baden in Argow 4—5 Stunden, zu Pfeffers 7—12 täglich und das meistens zwey Monate durch, zu Leuk im Walliserlande beynahe den grössten Theil der Zeit des Aufenthalts daselbst. Diese Bäder sind zwar grösstentheils nur halbe Bäder, weil nur der untre Theil des Körpers dem Wasser ausgesetzt ist, aber die obern Theile sind doch in einer dichten Wolke von warmen Dunst, der nach aller Theorie mehr erschlaffen sollte, als das flüssige Wasser. Aber zu Landecke in Schlesien nimmt man das Bad über den ganzen Körper auf dieselbe Weise. Alle diese Bäder haben keine Mischung, von der man erwarten könne, sie wirke der Erschlaffung entgegen. Hingegen bey den allerstärksten Bädern, die wohl etwas hätten, der Erschlaffung das Gegengewicht zu halten, ist es von uralten Zeiten hergebracht und also wohl durch Erfahrung erprobt, dass man nur kurze Zeit bade. Warme Bäder können im Uebermaafs oder in einzelnen Fällen schädlich seyn, wie Hr. *M.* wohl selbst sahe, aber dem einer besondern Art von Reizbarkeit oder unbekannten Ursachen zuschrieb, denn das warme Bad an sich reizt nicht, sondern thut vielmehr das Gegentheil (*Schwächen* kann nur, was die Lebenskräfte unmittelbar niederwirft oder grosse Erschütterungen, Anstrengungen und Bewegungen hervorbringt. Weder das eine noch das andere lässt sich vom lauwarmen Bade behaupten. Dennoch machte man ihm diesen Vorwurf ziemlich allgemein und selbst noch neulich in einer *lobenden* Recension dieses Werkes. Solche tief eingerissne, ganz grundlose Vorurtheile sind am schwersten auszurotten, aber desto verdienstlicher ist es auch, wenn es gelingt. Indess ist es wichtig, nachzuspüren, wie sie entstanden und mit welchen Vorstellungen sie zusammenhängen. Es sind offenbar vom Einfluss der Wärme und Kälte auf den menschlichen Körper überhaupt, sehr falsche Begriffe im Umlauf, nicht nur, wie sie im Baden, sondern auch in der Atmosphäre, in unsern Kleidungsstücken, Betten und in der Bereitung unsrer Speisen auf uns wirken. Man unterscheidet die Grade der Hitze und Kälte nicht genug und bedenkt die eigenthümliche Einrichtung unsers Körpers zu wenig, nach der der ihm eigne Grad von Wärme in den kältesten und wärmsten Ländern und Jahrszeiten, bey kalter oder warmer Lebensart, selbst im gesunden und kranken Zustand nur mit seltnen Ausnahmen um ein geringes im Steigen verändert wird; denn davon, dass er sinke und abnehme, ist, so viel wir wissen, kein Beyspiel bekannt. Was man der Kälte aus Erfahrung oder Hypothese Gutes nachsagte, das wollte man zum Nachtheil der Wärme umkehren, ohne zu erwägen, dass der Grad der Wärme, von dem die Rede ist, den Grad der Wärme unsers Körpers selten erreicht, und also in Bezug auf ihn gar nicht so genannt werden kann. Man nahm überdiess auf die unmittelbaren Gefühle und Erscheinungen

nungen zu viele Rücksicht, und deutete sie falsch. Das Beruhigende, Einschläfernde des warmen Bades, z. B. nahm man für Erschlaffung, die Abnahme der Thätigkeit aller Organe bis auf einen gewissen Grad für Entziehung von Kraft. Diese Wirkungen haben allerdings viel Unerklärliches; da der gleiche Grad von Wärme, so oder so angebracht, nach aller Vernunfteinsicht gar keine Aenderung hervorbringen müsste; aber sie für Erscheinungen der Schwäche zu nehmen, ist so wenig Grund da, dass man nach derselben Analogie dem Liede, womit man ein Kind so oft zur Ruhe und zum Schlafe bringt, eine entkräftende Wirkung zuschreiben müsste. Ein grosser Theil der Beweise, die der Vf. braucht, um zu beweisen, das warme Bäder nicht erschlaffen, könnten doch wohl noch streitig gemacht werden. Sie sind von kranken Menschen hergenommen. Die Mittel, die ihnen *ein Harcard* verordnet, werden ihrem Zustand und der Krankheitsursache immer so angemessen seyn, dass sie den Körper von allem Schädlichen befreyen und wird dieses vermindert, es sey nun auch durch eine Methode, die offenbar schwächt, als z. B. häufige, ununterbrochne Abführungen, so heben sich die Kräfte, die vorher unterdrückt waren, immer mehr.

Die Alten hielten dafür, dass warme Bäder nicht erhitzen. Viele Neuere denken hierüber ganz anders. Fast überall, wo man ein Buch über Bäder öffnet, behauptet man, dass warme Bäder erhitzen, und warnt davor. Die Gesetze des Uebergangs der Kälte und Wärme leiden auf den belebten thierischen Körper keine Anwendung. Hr. *M.* theilt Erfahrungen mit, die das darthun und zeigt mit vielem Scharfsinn, in wiefern diess die bekannten Versuche der Engländer beweisen. Es ist also noch zu bezweifeln, dass heisse Bäder, die wärmer sind, als der Körper in eben dem Grad den lebendigen, als den todten Körper erhitzen, aber von warmen Bädern, die nicht über die Blutwärme haben, lässt es sich nicht denken, wie sie erhitzen könnten. Wenn man Schlüsse zieht aus der Wirkung der Atmosphäre auf die eines Bades von gleicher Wärme, so vergleicht man sehr ungleiche Dinge. Ein Bad, das den Grad der Blutwärme beträchtlich übersteigt, erhitzt zwar ungemein viel stärker, als der gleichlange Aufenthalt in gleichwarmer Luft und das wegen der grösseren Dichtigkeit des Wassers. Wer sieben Minuten lang in einem Bade sitzen wollte, das 211 Grad F. heiss wäre, der hätte sein Leben verloren, obgleich der Doctor Solander es so lange in einer so warmen Luft aushielt. Aber ganz umgekehrt verhalten sich in diesem Punkt die Luft und das Bad, wenn sie auf dem 96ten Grad warm oder darunter sind. Es ist bekannt, dass eine Luft, die über 96 Grade warm ist, wenn sie einen ganz umgibt, beschwerlich, ängstlich, drückend und erhitzend sey, man zerfliesst darin in Schweiss. Aber dieses rührt nur daher, weil wir diese Luft *einathmen*. Sässe man nur bis an den Hals in solcher Luft und hauchte kühlere ein, so würde das blos eine angenehme Empfindung ausmachen. Wirklich ist man in Federbetten beynahe in dem Zustande. Hingegen ein Bad, das nicht 96 Grad übersteigt, erhitzt durchaus nicht. Man darf nur einen Menschen ansehen, der Stundenlang in demselben sitzt, wie wohl ihm ist, wie ruhig und natürlich er aussieht, um sich davon zu überzeugen. Es ist aber ja auch nicht möglich, dass ein Körper mittelst einfacher Berührung dem andern eine grössre Wärme mittheilen könne, als die er selbst besitzt. Ueber den Einfluss der verschiednen Bäder auf den Puls haben einige Engländer und Franzosen Versuche angestellt, die Hr. *M.* anführt, deren Benehmen und Resultate aber theils den Foderungen der Kritik keine Genüge thun, theils aber ihrer Bedeutung nach nicht eingesehen wurden und so für die Praxis verloren gingen. Hr. *M.* hat solche Versuche in grosser Menge und mit besondrer Genauigkeit angestellt. Er hebt die vorzüglichsten und lehrreichsten aus und folgert dann: 1) jedes Bad, welches unter 96° warm ist, vermindert die Schnelligkeit des Pulses, wenn nicht besondre Ursachen diese Wirkung hindern; 2) je mehr der Puls unnatürlich schnell schlägt, um desto mehr wird er gewöhnlich durch das Bad vermindert; 3) die Temperatur des Bades, welche das grösste Vermögen zu haben scheint, die Pulsschläge zu vermindern ist die zwischen 96 und 85 Fahrenh. Graden, also das warme Bad; 4) je länger die Bäder fortgesetzt wurden, desto langsamer schlug der Puls. Welches aber die Grenze sey, wo diese Verminderung aufhöre, lässt sich aus Beobachtung noch nicht bestimmen; 5) obgleich das Gesetz, sehr seltne Abweichungen nicht zu rechnen, allgemein ist, dass das warme Bad den Puls vermindert, so gibt es doch darin keine gewisse Norm, wornach sich diese Erscheinung richtet und man nimmt die grösste Mannichfaltigkeit hierin wahr. Dieselbe Temperatur wirkt auf denselben Körper zu verschiednen Zeiten nicht gleich. Das warme Bad macht nach einiger Zeit und der Regel nach, den Athem langsamer. Es gibt freylich Fälle, wo der Athem sonderlich im Anfang des Bades etwas schneller wird, aber das rührt entweder von der Ungewohnheit des Badens und von dem veränderten äussern Druck auf die Bauchmuskeln und auf die Brust, oder wenn es fortdauert und später im Bade geschieht, von besondrer Reizbarkeit des Körpers her, bey welcher es möglich ist, dass selbst ein sanftes, warmes Bad als ein Reiz wirken könne. Etwas verändert bleibt doch wenigstens eine beträchtliche Zeit des Bades die Respiration. Wenn sie auch sehr langsam geht, so bemerkt man, dass bey m Einziehen eine etwas grössre Anstrengung gebraucht wird und dass das Ausblasen sich mit einem kleinen Stoss endigt. Offenbare Wirkung des grössern Drucks des Wassers auf die Brust und den Unterleib. Hierüber wären noch Beobachtungen und Versuche anzustellen, deren Schwierigkeiten aufgezählt werden. Zu oft bemerkte der Vf. indess die Langsamkeit des Athemholens, um daran zu zweifeln. Es ist natürlich, dass wo allgemeine Ruhe entsteht, auch die Respiration Theil daran nimmt. Aber auch schon weil der Puls langsamer wird, muss das Athmen langsamer werden. Dass hingegen bey Personen, die mit Furcht und Angst ins Bad gehen, das Athmen schneller sey, so lange dieser Gemüthszustand dauert, ist leicht vorauszusehen. Die warmen Bäder sind für jetzt das einzige Mittel, welches auf eine sanfte und

gelinde, in den meisten Fällen unschädliche und mehrentheils leicht zu bewerkstelligende Weise den Puls auf der Stelle beträchtlich vermindert. Und wenn gleich das Factum nicht ganz neu ist, so ist es doch die Anwendung desselben. Wer, warum und in welchen Arten von hitzigen Krankheiten man habe warm baden lassen. Es ist gewiss oft höchst zuträglich zur Stillung gewisser Symptomen, zur Reinigung und Erweichung der Haut, zur Hebung krampfhafter Zufälle und Spannungen, sich der warmen Bäder in hitzigen Krankheiten zu bedienen. Aber es gibt auch Fälle, wo man ohne Rücksicht auf Symptome den grösten Vortheil daraus ziehen kann, blos indem man dadurch die heftigste Wuth des Fiebers, wäre es auch für eine Weile bändigt. Es ist zuverlässig zuweilen ein grosser Gewinn, wenn man in schweren Krankheiten das zu starke zerstörende Fieber auch nur auf ein paar Stunden vermindern kann, gesetzt es würde auch nachher wieder eben so stark, wie zuvor; welches doch häufig nicht geschieht. Man gewinnt dadurch zuweilen Zeit und mit ihr nicht selten *alles*. Der Vf. will diesen Gedanken hier nicht ganz ausführen, sondern sich blos auf eine Krankheit einschranken, bey der man zwar zuweilen Bäder anräth und selten gibt, wobey sie aber Niemand aus den Ursachen und zu dem Zwecke gegeben hat, um deswillen er sie anrathen möchte; nemlich in den Kinderblattern während des ersten Fiebers. Die Wirkung der Bäder auf den Puls allein leitete ihn auf diesen Gedanken. Es ist wohl allgemein angenommen und nur von sehr wenigen bezweifelt, dass von dem Grade der Heftigkeit des ersten oder Ebullitionsfiebers die Zahl der darauf folgenden Blattern und also wenn das Uebrige gleich ist, die Leichtigkeit oder Gefährlichkeit der ganzen Krankheit abhänge. Dieses Fieber zu schwächen ist der Zweck der ganzen kühlenden Methode, kann aber durch nichts besser erreicht werden, als durch das warme Bad, denn auf einen fieberhaft schnellen Puls wirkt es immer sehr beruhigend. In zwey Fällen erfuhr Hr. *M.* grosse Wirkung davon. Vermittelst der Bäder habe man das erstre Blatternfieber gänzlich in seiner Macht und wenn davon die Menge der Blattern abhängt, die ganze Krankheit. Da, wo man es nöthig finde, könnte man in einem Tage mehrere Bader von etlichen Stunden geben lassen und wäre denn beynahe in dem Fall, nach Willkühr, wenigstens bis auf einen gewissen Grad darüber zu gebieten. Ob man aber das erste Fieber, wenn es sehr schwer ist, ganz unterdrücken darf, ist eine blos theoretische Frage, zu deren Bejahung die Ungarn interessante Thatsachen hergeben. Gewiss ist es inzwischen, dass ein Bad überflüssig wäre, wo das Fieber an sich gering wäre und vollends müsste man es nie da geben, wo die Wirkung der Natur ohnehin zu schwach wäre, wo der Ausbruch deswegen zurückbleibe, weil die Kräfte nicht lebhaft wirken, wo man also austreibender Mittel benöthigt wäre. In den nicht sehr häufigen Fällen, wo wirklich Mohnsaft, Kampfer, spanische Fliegen u. s. w. in der Absicht angewandt werden müssen, um die Kräfte zu unterstützen, um zu reizen und auszutreiben, da passt nimmermehr ein lauwarmes Bad, denn es hemmt die Lebhaftigkeit der Bewegungen im Körper und wirkt wie das Gegentheil eines Reizes. Ein warmes Bad kann die Blattern nicht heraustreiben; ein heisses könnte wohl so wirken, aber es in einer Krankheit, wie die Blattern zu verordnen, wäre ein fürchterliches Wagestück. Wenn ein krampfhafter Zustand den Ausbruch der Blattern hindert und jener durch ein warmes Bad gehoben wird, so kann man doch nur uneigentlich sagen, es habe die Blattern hervorgetrieben.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

RECHTSGELAHRTHEIT. *Leipzig*, b. Klaubarth: Exercitatio iuris publici atque privati *De iure regio recipiendi iudaeos iudaeorumque in Saxonia Electorali iuribus et obligationibus*. Praes. D. *Christiano Gottlob Biener* Iur. nat. et gent. Prof. publ. ord. ad disceptandum proposita a *Christiano Winckelero*. Lipsiens. 1792. 62 S. 4.

Diese wohlgerathene Streitschrift zerfällt in 2 Kapitel. Das 1te handelt von den ehemaligen Rechten der Juden in Meissen. Hier wird besonders ein Gesetz des Markgrafen Heinrichs von Meissen v. J. 1345 zergliedert, und gezeigt, wie dasselbe nach und nach in Polen, Böhmen, Mähren, Schlesien und andern Ländern aufgenommen worden ist. Das 2te Kapitel zählt die rechtlichen Verhältnisse der Juden nach den neuesten, noch geltenden kursächsischen Rechten auf. Sie sind kürzlich folgende: es ist Grundsatz des sächsischen Staatsrechts, dass keine Juden geduldet werden sollen; nur eine besondere, vom Kurfürsten erlangte Befreyung begründet eine Ausnahme von dieser Regel. Solche aufgenommene Juden nun sind in bürgerlichen und peinlichen Sachen den ordentlichen Obrigkeiten unterworfen, bezahlen den Kurfürsten eine jährliche Kopfsteuer, und der Obrigkeit des Orts, wo sie wohnen, einen jährlichen Zins; öffentliche Religionsübung kann ihnen nie gestattet werden, im Privatgottesdienst hingegen bleiben sie ungestört; in allen ihren Privatverhältnissen werden sie nach den gemeinen Rechten beurtheilt, nur ihre Erwerbszweige sind auf mancherley Weise eingeschränkt: auf diejenige Gerechtsame, deren Genuss das Bürgerrecht vorausetzt, können sie keine Ansprüche machen, sie können daher auch keine unbewegliche Grundstücke eigenthümlich erwerben, wohl aber zu andern Rechten in Ansehung unbeweglicher Güter gelangen. — Fremde Juden müssen beym Eintritt in das sächsische Gebiet durch richtige Pässe sich legitimiren, den Leibzoll bezahlen, und für jeden Tag, den sie des Handels wegen in Sachsen zubringen, die Messzeiten und die Zeit der Reise allein ausgenommen, die Kopfsteuer entrichten; übrigens werden auch sie in ihren rechtlichen Verhältnissen nach dem gemeinen Recht beurtheilt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 6. September 1794.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

Hannover, in d. Hahnschen Buchh.: *H. M. Marcard*, Oldenb. Leibmed., *über die Natur und den Gebrauch der Bäder* etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension

Hr. *M.* geht noch die andern Rücksichten durch, die den Gebrauch des warmen Bades vor und nach dem Ausbruch der Blattern empfehlen. Er hält das warme Bad auch für nützlich, um das Brennen und den Schmerz in den Blattern selbst und an der entzündeten, gespannten Haut, die dazwischen ist, zu lindern. (Ist der Satz wirklich so allgemein angenommen und *erwiesen*, dass das Ausbruchsfieber und die Zahl der Blattern in Verhältniss stehen? Rec. kann die Schriftsteller jetzt nicht darüber befragen, aber seine eigne Erfahrung sagt ihm, dass ein sehr heftiges Fieber dem Grade und der Dauer nach zwar viele, so wie ein sehr gelindes sehr wenige Blattern zur Folge habe, aber dass die Fälle, die in der Mitte zwischen diesen äussersten Graden von Fieber stehen, sich nicht gleich sind in Rücksicht des Ausbruchs der Blattern, und er es nie übernehmen würde, zwischen mehrern Blatternkranken, deren erstes Fieber eine höhere oder niedere Stufe in dieser Mitte ausfüllt, den relativen Unterschied der Blatternanzahl vorauszusagen; als z. B. A. wird weniger Blattern bekommen, als B. weil *caeteris paribus* das Fieber von A. 12 — 16 Stunden früher nachliess, und überhaupt um 10 — 20 Pulsschläge geringer war. Doch das geht die in sehr vielen Fällen gewiss vielversprechenden, erfindungsreichen Vorschläge des Vf. weniger an, als sein Raisonnement. Aber wie, wenn grosse, in volle Bewegung gesetzte Krankheitsursachen, ein offenbar entzündlicher, gallichter, oder ein aus beiden gemischter Zustand das Ausbruchsfieber unterhält, und zu der Höhe treibt, soll man da sich aufhalten, die Pulsschläge z. B. eine kleine Weile zu verringern, und die Zeit verlieren, die Ursachen aus dem Wege zu räumen? Nutzt das Baden in solchen Fällen etwas, so kann es nur seyn, indem es der Krankheitsursache mit entgegenwirkt, und die andern Mittel unterstützt, nicht indem es einen kleinen oder grössern Stillstand des Fiebers hervorbringt. Wir finden aber nicht einmal Erfahrungen beym Vf., die uns zu der Erwartung berechtigen, dass wenn solche bedeutende materielle Ursachen da sind, das Baden es dennoch vermag, den Puls herunterzubringen. Jetzt da Rec. sich mit diesen Ideen beschäftigt, kommt ihm ein Fall vor, wo bey einem eingeimpften Kind ein heftiges, mit vielen krampfhaften Zufällen verknüpftes Ausbruchfieber sich äussert, das allen Anzeigen nach blos vom Reiz des Blatterngifts abhängt, und ganz unvermischt zu seyn scheint. Es ist aber ein ganz auffallender Drang des Blutes nach dem Kopfe damit verbunden. Würden dieses letztern Umstandes wegen Bäder hier Anwendung leiden? Wie bey lebhaften Congestionen nach irgend einem Theile Bäder wirken, finden wir von Hn. M. nicht erörtert. Der Gebrauch dieses grosen Mittels bleibt zweifelhaft, so lange dieser Punkt nicht aufgeklärt ist. In der Eiterungsperiode baden zu lassen, scheint uns doch wegen der Schwierigkeit des Abtrocknens, und wenn viele Blattern da sind, wegen der Schmerzen, die jede Bewegung verursacht, nicht ganz ausführbar zu seyn. Die, welche nach C. L. Hoffmanns die Lungen, als ein reinigendes Organ in den Blattern eine vorzügliche Rolle spielen lassen, werden dem vielen Baden den ganzen Verlauf der Blatternkrankheit durch nicht sehr gewogen seyn, weil es die Respiration langsamer macht, und so das Absetzen verdorbener Theile durch das Ausathmen unterbricht.

Er könnte die alte Vorstellungsart nicht verwerfen, die Fieber seyen, in einzelnen Fällen wenigstens, eine Bemühung der Naturkräfte, gewisse heilsame Veränderungen im Körper hervorzubringen. Wenn also nicht jedes hitzige Fieber eine unordentliche Bewegung ist, die auf den Untergang abzielt, so ist es auch gar nicht rathsam, es überall und unbedingt *zu erdrücken*. (Kann das aber das warme Bad *immer* und *dauernd?* Versuche in den Anfällen des kalten Fiebers, in gallichten, fäulichten und entzündlichen Fiebern wären hierüber erst anzustellen.) Also würde durchaus der Gebrauch der Bäder nicht bey jedem selbst starken Fieber statt finden, am wenigsten aber da, wo die Wirkungen der Natur schon ohnehin zu schwach sind, und wo wir mehr reizen, als besänftigen müssen, wie bey der *febr. lenta nervosa*. Aber es gibt oft auch Fälle, wo das Augenmaass, welches die Erfahrung verleiht, uns sagt, dieses Fieber ist zu stark, es wird den Körper zerstören, wenn es lange dauert. Hier hätte das Bad eine sehr wichtige Stelle. (Ob es aber in solchen Fällen allein viel ausrichten könnte?) Bey Localentzündungen, mit welchen Schmerzen verbunden sind, (also eine Nebenindication,) brauche er die Bäder nicht erst zu empfehlen. Die Noth kann schon längst diese Hülfe empirisch aus. Alle Entzündungsfieber dieser Art gehören zu der Classe derer, die man mit Vernunft und Mässigung unterdrücken darf, weil ihre Arbeit nicht auf Befreyung des Körpers von irgend etwas Schädlichen, sondern auf die Vernichtung eines Theils abzielt. (Unter dem antiphlogistischen Apparat, zu dem man hier greift, steht das Baden aber

gewiss nicht oben an.) Nach überstandnen hitzigen, und manchmal auch nach geheilten langwierigen fieberhaften Krankheiten bleibt nicht selten ein schneller Puls übrig. Ein gewisser Schwung in den Organen der Circulation scheint zur Gewohnheit geworden zu seyn. Wenige Bäder heben diese Schnelligkeit des Pulses. Fieber von der langwierigen Art haben keinen so bestimmten Endzweck, wie viele hitzige, und endigen, wenn sie ihren Gang fortgehen, gewöhnlich in Vernichtung des Körpers. Man darf sie daher stören und unterdrücken, wo man kann, auch wenn die Sache unheilbar wäre, wie bey Vereiterungen edler Eingeweide. In andern Fällen, wo das Fieber von kleinen Ursachen herrührt, lässt sich alles damit gewinnen. Nur dürfen keine besondere Gründe dagegen seyn, wie etwa starke, wasserfüchtige Geschwülste. Es wäre eine Thorheit, bey einer Lungenauszehrung zu baden, obgleich, wie er gesehen habe, das Fieber dadurch sogleich und auf etliche Stunden herabgesetzt. Neigung zum Geschwulst und zu den Schweißen könnte hier vermehrt werden. Bey andern langwierigen Fiebern, die Auszehrung drohen, kann durch das Bad die Heilung sehr erleichtert werden, theils indem es mit auf die Ursache wirkt, theils indem es den Fieberpuls mäßigt, vorzüglich wenn sie ihren Grund im Unterleibe haben. Er habe Beyspiele von Kindern und Erwachsenen gesehen, bey welchen die übrigen sehr zweckmäßigen Arzneymittel nicht eher anschlugen, bis das Bad zu Hülfe kam. Es gibt bey nervenkranken Personen einen schnellen Pulsschlag, der immer fortdauert, der oft das Hauptsymptom ausmacht, der auf die Dauer den Körper sehr mitnimmt, gewöhnlich mit manchen andern Beschwerden, oft mit einer übernatürlichen Lebhaftigkeit, auch wohl mit Schlaflosigkeit verbunden ist, und wenn er auch nichts eigentlich auszehrendes in sich hat, doch wohl dahin führen kann. Hr. M. möchte ihn *Nervenfieber* nennen, weil er wirklich ganz von den Nerven abhängt, aber der Name ist schon vergeben, wie Hr. M. glaubt, sehr unschicklich. Bey dem sogenannten Nervenfieber, bey dieser mehrentheils epidemischen Krankheit, wo die Kräfte versinken, wo man den Wein in so grosser Menge geben muss, dass es für manchen Gesunden zu viel wäre, wo man alle reizenden, erweckenden und belebenden Mittel erschöpft, kann kein Bad dienen, weil es eine Wirkung hat, die der des Weins völlig entgegensteht. Man will durch den Wein reizen, weil alles zu träge hergeht, und darf also nicht durch das Bad die Reizbarkeit vermindern und beruhigen. Ich werde wenigstens nicht der erste seyn, der bey einem solchen Fieber Bäder versucht, erklärt Hr. M., und *es sehr schwerlich glauben*, dass sie dabey unschädlich, geschweige denn nützlich seyn können. (Hr. Sanitätsrath Brandis hatte ihnen, in seiner Abhandlung über Driburg, in dieser Krankheit das Wort geredet, die man allerdings immer Nervenfieber nennen darf, wenn man durch diesen Namen die Aufmerksamkeit von einer materiellen Ursache, die die Aerzte immer gern mit ins Spiel ziehen, abwenden will; und die Erklärung „Fieber mit unterdrückter Nervenkraft" unterschiebt. Er suchte sie daher gegen diese Aeusserungen im fünften Stück des Journals der Erfindungen (Gotha, bey Perthes) zu rechtfertigen. Der Aufsatz ist sehr interessant. Hr. Brandis führt Beobachtungen an, die viel Ueberzeugendes haben, Schade, dass das Raisonnement nicht ganz richtig ist. Der Gegenstand verdient vielseitige, unpartheyische Untersuchung. Diese soll uns auch von Hn. Ferro willkommener seyn, zumal wenn er wirklich durch *beweisende* Krankengeschichten darthun kann, dass „das laue Bad noch das *zuverlässigste* Mittel in dieser tödtlichen Krankheit ist, die die *blühendsten* (?) Menschen in *jedem* (?) *Winter* wegrafft." Durch so eine enge Behauptung und Kürze vor dem ganzen Publicum (Journal der Erfindungen 6tes St. S. 135.) lässt sich aber die Sache nicht abthun. Rec. kann nicht aus Erfahrung sprechen, aber er glaubt, warme Bäder können hier nützen, wenn sie die Ursache, irgend ein Miasma wegschaffen. Vielleicht hindern sie sein betäubendes Einwirken auf den Körper, so wie sie das reizende andrer Krankheitsursachen aufheben. Die Bewegungen, die statt finden, zu hemmen, hat wohl kein Bedenken, da sie niemals heilsam sind. Es ist die Frage, ob ein betäubter, niedergedrückter Zustand durch lauwarme Bäder überhaupt vermehrt wird. Wir sind sehr gespannt, Hn. M. Endurtheil hierüber zu hören.) Was die Bäder hingegen bey dem Zustand thun, den Hr. M. Nervenfieber nennt, das habe er oftmals erfahren. Dieses langwierige Nervenfieber kann mehrere Monate dauern, und dann doch schnell durch Bäder gehoben werden. Die Ursache davon scheint gänzlich in grosser Reizbarkeit zu liegen, die manchmal durch kleine Anfälle in Bewegung gesetzt wird. Oft rührt der Zustand ursprünglich von Verkältung her. Es kommen häufig Personen nach Pyrmont, die sich in einem solchen Zustand befinden. Manche Frauenzimmer sehen aus, als ob es mit ihnen zur Auszehrung gienge. Viele Hypochondristen sind dabey in steter Unruhe, Lebhaftigkeit und Ueberspannung, hatten die hartnäckigste Schlaflosigkeit und die so häufig damit verbundne höchst unangenehme Empfindung von Hitze und Brennen in der ganzen Oberfläche des Körpers. Das kalte Bad, womit sich einige abkühlen wollten, brachte die aufrührerischen Nerven nur noch mehr in Bewegung. Warme Bäder von süssem Wasser sind das beste Mittel dagegen.

Fast jeder Schmerz vom grösten bis zum kleinsten wird durch warmes, an den leidenden Theil angebrachtes Wasser, mehr oder weniger gemildert. Es bringt auch durch Mitleidenschaft die nemlichen Wirkungen bey innerlichen Schmerzen hervor, wenn es äusserlich in Gestalt des Bades, selbst nur des Fussbades angebracht wird. Bey den heftigsten Arten von Schmerzen in den Därmen ist das Bad als ein Linderungsmittel von Alters her nicht unbekannt, obgleich in unsern Zeiten nicht eben häufig gebraucht. Die lindernde Wirkung der Bader bey den grausamen Schmerzen der Urinwege, und bey den Steinschmerzen wird allgemein gerühmt. Manche Aerzte und Kranke werden sich erinnern, dass sie unter andern bey rheumatischen und gichtischen Zufällen grosse Linderung des Schmerzens im warmen Bad erfuhren. Sogar bey dem Podagra, wo man ein eigentliches Fussbad scheuet, lindert der warme

Was-

Wasserqualm die Schmerzen für eine Weile ungemein und ganz unschädlich, wenn man sich nicht dabey erkältet. Die allgemein schmerzstillende Kraft des warmen Bades kannten die Alten vielleicht besser, als wir. Es gibt einige Ausnahmen, wo sie die Wirkung nicht thun, oder wo sie unschicklich wären, wie etwa bey einigen Arten von Kopfschmerz; aber sie wenden in der Absicht, um Schmerzen zu heben, gegen welche sie doch so augenscheinliche Hülfe leisten, zu wenig von uns gebraucht. Aber Bäder beruhigen auch mancherley andre unnatürliche Bewegungen im Körper von krampfhafter und convulsivischer Art, wenn auch nicht alle Krämpfe und Convulsionen. Bey dem krampfhaften Brechen ist es ein bekanntes, wirksames Mittel, und viele der schmerzhaften Zufälle, die es lindert, hebt es ja nur deswegen, weil es die krampfhafte Zusammenziehung löset, welche den Schmerz verursachte. Manche Harnbeschwerde lindert es nur aus diesem Grunde. Bey den französischen Aerzten, zumal bey Tissot, ist es bekannt genug, dass man häufig erst durch das Bad, oftmals nur im Bade selbst, dahin kommt, dass die nützlichen Mittel ertragen werden können, die wahre Unruhe und Krämpfe verursachen, aber im Bade nicht, weil darin die Neigung zu solchen Bewegungen geringer ist. Bey hartnäckigen Verstopfungen wirken die Abführungsmittel zuweilen nicht eher, als bis man die Kranken ins Bad setzt. Die letzte in die Augen fallende Wirkung der Bäder, die hieher gehört, ist die Neigung zum Schlafe, zu der sie mehr oder weniger disponiren, und manche Badende so sehr, dass sie nur mit grosser Mühe vom wirklichen Einschlafen abzuhalten sind. Diese Neigung hat die allersanfteste und gelindeste Ursache, die sie nur haben kann, denn ein Gefühl von Wohlbefinden, Beruhigung und Stillung gaht vorher. Diese Kräfte der warmen Bäder, den Puls langsam zu machen, Schmerz und Krampf zu stillen und Schlaf zu erregen, sucht Hr. M. aus einer Quelle herzuleiten. Das Angenehme, was man in einem warmen Bade fühlt, ist vielleicht etwas Negatives, ist Beruhigung, Stillung, und wird dadurch angenehm; wenigstens ist diese Beruhigung immer mit dabey, wenn auch active Wirkungen auf die Gefühlswerkzeuge geschehen. Es gibt Mittel, die Empfindungskraft zu erhöhen und zu verstärken, und die Reizbarkeit zu vermehren, es gibt andere, die sie auf eine gewaltsame Weise unterdrücken und zerstören. Könnte es nicht auch Mittel geben, die sie auf eine sanfte Weise mildern? Es gibt unzählige Dinge, die als Reiz wirken, warum sollte es auch nicht etwas geben, das wie das Gegentheil eines Reizes, (will man es Sohmeichel nennen, frägt der Vf. ?) wirkt? Vielleicht ist das warme Bad dieses Mittel. Da die Nerven in einem so grossen Consensus stehen, so ist kein Wunder, dass erhebliche Folgen entstehen, wenn so ein grosser Theil von ihnen, — und besteht die ganze Oberfläche des Körpers nicht beynahe aus einem Gewebe von Nerven? — in eine sehr angenehme Lage gesetzt, *geschmeichelt* wird. Warum eigentlich das Bad so angenehm wirkt, wird uns wahrscheinlich immer verborgen bleiben. So viel ist uns bekannt, dass alle Wärme ihnen bis zu gewissen Graden angenehm sey, und dass die ihnen angenehme Wärme, sie angenehmer berührt in dem Vehikel des Wassers, und noch angenehmer in der weichern Milch und im Oel. Wie diese Berührung im Innern der Nerven wirke, das kann keines Menschen Auge sehen. In der Psychologie bemerkt man ähnliche Erscheinungen. Der Mann, den man für jetzt in eine höchst glückliche Gemüthslage setzt, wird von andern Eindrücken, die nun folgen, auch von sehr unangenehmen, nicht so sehr in Bewegung gerathen, als vor oder nachher, und selbst was eben vorher unangenehm auf ihn wirkte, wird von seinem Eindrucke verlieren. Also indem das Bad den Werkzeugen des Gefühls schmeichelt, indem es sie angenehm stimmt, vermindert es vielleicht die Kraft aller Eindrücke, und allein durch die Nerven auch die Muscularreizbarkeit. Dadurch vermindert es also den Schmerz, beruhigt die unnatürlichen Bewegungen, die man Spannungen, Krämpfe und Convulsionen nennt, vermindert sogar die Reizbarkeit des Herzens und der übrigen Organe, welche daher im Bade dem beständigen Reize nicht ganz auf die gewöhnliche Weise antworten. So sagt der Bademeister in Pyrmont aus, dass bey den vielen hundert Bädern, die eine Brunnencur durch gebraucht werden, kaum in einem Sommer zwey- oder dreymal der Fall eintrete, dass während des Badens Bedürfniss zum Stuhlgang eintrete, und die des Vormittags baden, haben vorher den Brunnen getrunken, der gewöhnlich auf den Leib wirkt, und gefrühstückt. Der Reiz zur Leibesöffnung wird also vermindert, wenn sie nicht vorher krampfhaft zurückgehalten wurde. Indem solchergestalt das Bad das ganze System beruhigt, so führt es das Maximum der Ruhe des lebendigen Körpers herbey, den Schlaf. Es ist leicht abzusehen, dass das Bad aus eben diesen Gründen noch mancherley andre Wirkungen haben möge, die nur nicht so augenscheinlich sind, die wir aber in ihren Folgen spüren. Aus keinem andern Grunde fliesst die bekannte Wirkung der lauwarmen Bäder, das Gefühl von Ermüdung und Abspannung nach anhaltender Anstrengung der körperlichen Kräfte und nach ermüdenden Reisen wegzunehmen. Gewiss liegt darin wenigstens eine Hauptursache von so vielen wohlthätigen Wirkungen der Bäder bey dem mannichfaltigen kränklichen Zustand des Unterleibes, des Umlaufs der Säfte, des Blutes selbst und einzelner Organe. Vermuthlich wirken Ueberschläge, Cataplasmen und Fomentationen gröstentheils, durch Sympathie so wohlthätig. Wie wenig Rücksicht hier auf die eigentliche Reizbarkeit der Fieber zu nehmen sey, zeigt Hr. M. sehr scharfsinnig und lehrreich.

Eine sehr sinnreiche Zusammenstellung der Thatsachen, die die Einheit der Mannichfaltigkeit von Erscheinungen darthut, und also von vielem Werth ist, wenn sie auch nicht den vollen Aufschluss einer Erklärung gibt, die der Vf. auch nicht verspricht, Er hat selbst die Analogie psychologischer Erfahrungen zu Hülfe gerufen. Hier ist es aber ausser allem Zweifel gesetzt, dass die Seele oftmal keine Empfänglichkeit für solche angenehme Sensationen hat, und dass sie zuweilen sich ihnen durchaus nicht hingeben will, so wie viele Menschen durch sie

erst gestimmt werden, von unangenehmen Ereignissen ganz niedergedrückt zu werden. Wir würden also vom warmen Bade etwas ähnliches erwarten, und durch Beobachtungen näher zu bestimmen suchen. Sollte es in der That nicht Fälle geben, wo der Körper diesen *Schmeichel* nicht mag, und andre, in denen die Empfindlichkeit für Schmerz gerade dadurch nachher erhöht wird? Aber um doch einen Einwurf gegen die ganze Zusammenstellung zu machen, liefs sich behaupten: was den Sinnen sonst wohl thut, und sie angenehm afficirt, ist doch so leicht nicht, und nie zuverlässig von auffallenden Einflüssen auf die körperliche Stimmung und den Blutumlauf, und hiemit müfste doch der Badeschmeichel die gröfste Aehnlichkeit haben. Aber sollte man diesen Schmeichel nicht viel öfter, als Hr. M. will, gebrauchen dürfen? Uns dünkt, es liefs sich einiges dafür sagen. Nicht nur viele Fieber sind Bestrebungen der Natur, üble Stoffe auf- und wegzuschaffen, und kränkliche Modificationen der festen Theile umzustimmen, sondern viele andre Krankheiten auch, zumal wenn sie von der Kunst und einer schicklichen Lebensart unterstützt werden. Der Arzt soll da in der Regel die Ursache ins Auge fassen, und sie ihn auch in Rücksicht der Bäder bestimmen. Es ist eine anerkannte, vortrefliche Einrichtung unsers Körpers, von allem Schädlichen, das in den Körper kommt, oder in ihm sich erzeugt, gleich beunruhigt und beängstigt zu werden, weil das oft Bewegungen mit sich führt, welche die Gesundheit zeitig herzustellen im Stande sind, wenigstens in Ansehung der Diät behutsam machen, und die Aufmerksamkeit des Arztes auf sich ziehen. Werden nun aber die Bäder wenigstens eine Zeitlang nicht beunruhigen und einschläfern, und diese kränklichen Reize zustimmen machen, die also Zeit gewinnen, um sich zu greifen? Von dem grofsen Nutzen der Bäder in sehr vielen Uebeln und von dem Werth des Unterrichts, den sie, den uns Hr. M. in diesem Werke gibt, kann keiner höhere Begriffe haben, als wir; aber wir wollen doch bemerklich machen, dafs selbst die Consequenz der M. Ideen auf die Möglichkeit von häufigeren Nachtheilen führt, sogar im gesunden Zustand, sobald man ihn in Beziehung auf Störungen denkt. Diese Nachtheile unter dem Worte „*schwächen*" zusammenfassen zu wollen, würde nur verwirren. Die Erfahrung mufs sie überhaupt erst näher bestimmen, und spricht sie hier auch zu uns durch einen Arzt, wie der Vf., so wird gewifs kein Zweifel übrig bleiben. Nach allgemeinen Begriffen, die hier immer von der rechten Bahn abgeleitet haben, mufs es keiner unternehmen, etwas festsetzen zu wollen. Das sey allen denen gesagt, die die allgemeine Therapie so preisen, weil sie die Kunst lehrt, auf alle solche Fragen ohne Anstrengung, und freylich auch ohne Wahrheit und nützliche Anwendung schulgerechte und weitläuftige Antworten geben zu können.

(Der Beschlufs folgt.)

PHILOLOGIE.

Leipzig, b. Junius: *P. Fr. Ach. Nitsch Vorlesungen über die klassischen Dichter der Römer.* Zweyter Band, welcher das vierte und fünfte Buch der Oden und das erste Buch der Satyren des Horaz enthält. 1793. 593 S. gr. 8.

Der sel. Nitsch war einer von den *geschwinden* Schriftstellern, wie sie Horaz in der vierten Satyre des ersten Buchs schildert. Immer verdient aber der Fleifs und die Anstrengung Achtung, mit welcher er in der ungünstigsten Lage in kurzer Zeit eine Reihe von Werken ausarbeitete, deren keines ganz schlecht war. Das Gute und das Mangelhafte seiner Bearbeitung des Horaz haben wir bereits bey der Anzeige des ersten Bandes Nr. 71. bemerklich gemacht, und wir finden keine Ursache, von jenem Urtheile jetzt abzugehen. Ueber die Epoden als eine eigne Dichtart wird ziemlich richtig in einer Einleitung gehandelt, eben so über die Satyre nach Flögels Geschichte der komischen Literatur. In der Uebersetzung fanden wir Spuren von Eilfertigkeit. *ep.* I. 15. *et pro sollicitis non aniculæ reis*, er schweigt nicht, wenn Beklagte in Gefahren sind. Hr. N. hat theils zu viel, theils zu wenig gesagt, indem er überflüssig und beredt, wenn er für *pohlmäuerige Rechtsgelehrsamkeit*, Von der Beredsamkeit sagt Horaz nichts, aber er sagt, dafs sein Freund nicht stumm war, wenn es die Sache hartnäckiger Freunde galt, und das ist aus der Uebersetzung nicht zu ersehen. Gleich darauf, *et tantum pro nullius* ist auf eine wunderliche Art übertragen: *Was braucht es mehr*, ein *junger Mann von tausend Talenten*. Schade, dafs der Vf. die Bearbeitung der Satyren und Episteln nicht beendigen konnte! Sie bedürfen noch weit mehr einer umständlichen Erläuterung für die Jugend, als die Oden, über welche wir gelegentlich sehr vorzügliche Erläuterungen für Knaben, Jünglinge, und Männer besitzen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Wolfenbüttel* u. *Leipzig*, b. Severin: *Einige geistliche Reden, öffentlich gehalten von einem Mitmenschen und einem jungen Diener, herausgegeben für Leser von Geschmack.* Nebst einer Vorrede auch für Leserinnen. 1794. 98 S. 8. (6 gr.) — Dieser geistlichen Reden sind vier an der Zahl, nämlich: 1) Gedächtnifsrede auf Friedrich den Grofsen. 2) Bekenntnifs meiner Religionsüberzeugung, von einem jungen Diener. 3) Abschiedsrede eines Feldpredigers von Regiment, und 4) eine Traurede. Traurede? von dem Vf. der Abschiedsrede. Diese Reden gehören überhaupt zu den schlechten, aber für so wichtig können wir sie auch nicht halten, als sie der Herausgeber im Vorberichte macht.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 6. September 1794.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

HANNOVER, in der Hahnschen Buchh.: *H. M. Marcard*, Oldenb. Leibmed., *über die Natur und den Gebrauch der Bäder* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Wenn wir aber alles das erwägen, so scheint es uns sehr bedenklich, das warme Bad als ein diätetisches Mittel zum täglichen Gebrauch zu empfehlen. Die Gewohnheit müsste denn auch hier viel ändern, aber dann gingen mit ihr die Heilkräfte der Bäder auch verloren. Sollten warme Bäder den Puls desjenigen herunterzubringen immer auch vermögen, müssen wir also fragen, der sie Jahre durch von seiner Kindheit an täglich gebrauchte? und müsste es uns nicht bestimmen, sie aus der Diätetik zu verweisen, wenn sich ergäbe, dass man dann in Krankheiten weniges auf sie rechnen könne? Die Sache ist noch viel wichtiger, als sie scheint, denn sie geht alle unsere warmen Genüsse aus der Küche, in den Stuben, Betten und Kleidern, und sogar die lauligen Klystiere mit an. Dass sie schwächen, lässt sich schlechterdings nicht behaupten, aber ob sie nicht sonst schaden können, lassen wir dahin gestellt seyn. Die Stimme aller Aerzte und Völker ist gegen sie im Allgemeinen; aber falsche Ideen und nicht Erfahrung liegen diesem sie verbannenden Urtheil, das nie zur Ausführung kam, zum Grunde. Wir protestiren nun gegen alle Entscheidung, die nicht aus noch zu sammelnden reinen und einfachen Beobachtungen fliesst, und wollen nur den Grundsatz festsetzen, der noch wenig recht eingesehen wurde: die Gesetze der Uebergänge von Hitze und Kälte im thierischen Körper weichen von den gewöhnlichen so weit ab, dass die Grade äusserer Körper, die mit dem menschlichen in Harmonie stehen und also ohne Mittheilung irgend einer Art bleiben müssten, dennoch, nach dem sie in dem oder jenem Vehicul angebracht werden, mehr oder weniger ändern, wenn auch gerade nicht in Ansehung der Hitze und Kälte selbst (obgleich uns das Zunehmen des Umfangs der Hand im lauwarmen Bad der Analogie mit heissen Bädern noch sehr verdächtig bleibt, zumal da wir des Vf. Erklärung dieser Erscheinung nicht annehmen können) doch in so vieler andrer Rücksicht. Denn den Puls immer so herunter zu bringen, eine Ruhe, die bis zum Schlafe geht, selbst in einem sehr gereizten Zustand zu schaffen, sind keine gleichgültigen Wirkungen. Wer wird zu erforschen vermögen, wie das alles mit dem Vermögen unsers Körpers zusammenhängt, Hitze zu erregen und zu zernichten! Es wundert uns nicht wenig, dass ein so gelehrter Arzt als Hn. Brandis in dem oben angeführten Aufsatz alle diese Schwierigkeiten übersieht, und die Erklärung durch einen vermehrten freyen Umlauf in den kleinern Gefässen der Oberfläche, der den Zudrang des Blutes nach den Herzen (nicht auch nach dem Kopfe?) und also den Reiz desselben vermindert, so leicht glaubt. Aber dass der Umlauf in den kleinern Gefässen der Haut sich vermehrt, ist die Erscheinung, die, wenn alle andre auch auf sie zurück gebracht werden können, gerade unerklärlich ist, weil das Räthsel immer bleibt, dass das, was in der todten Welt ohne alle Folge ist, in der belebten menschlichen so durchgreifend wirkt, nemlich ein ganz gleicher Grad von Wärme der umgebenden Körper. Einer unsrer tiefforschendsten Aerzte, Hufeland scheint das gefühlt zu haben, und daher bey den warmen Bädern weniger auf die Wärme, als auf eine Zersetzung des Wassers durch die Wärme, die vielleicht Lebensluft gibt, rechnen zu wollen. Gewiss die Muthmasung eines Mannes von Genie, sie mag nun mit dem neuesten System der Chemie stehen oder fallen! Klärt sich aber wirklich alles so leicht auf, wenn man diese vermehrte Circulation auf der äussern Oberfläche zugibt? Mit nichten; denn wir haben mehrere Mittel, die offenbar diese Circulation vermehren, ohne den Puls so zuverlässig und bedeutend herunter zu bringen.

Theorie und Erfahrung setzen es ausser allen Zweifel, dass die lymphatischen Gefässe stark einsaugen werden, wenn flüssige Substanzen unter einer von der thierischen nicht sehr entfernten Temperatur mit ihnen auf eine längere Zeit in Berührung gebracht werden. Eine wenige Idee ist: die Quaalen des Tantalus würde daher jetzt kein Naturforscher so hoch anrechnen, als die Dichtung sie angibt. Aber uns scheint nicht hieher zu gehören, dass Kleidungsstücke, die etwas enge an der Haut liegen, nach einem warmen Bade noch enger werden und schmerzen anzuziehen sind. Hr. *M.* sagt, man erkläre diese Erscheinung ohne Zweifel am richtigsten aus der durch verstärkte Einsaugung angefüllten lymphatischen Gefässen. Er setzt denn noch hinzu, gröstentheils wird wohl der vermehrte Umfang des Körpers daher rühren, dass die in den Zwischenräumen des Zellgewebes abgesetzten Feuchtigkeiten bey der Menge, in der sie aus dem Bade eingesogen werden, nicht so schnell können aufgenommen werden. (Aber das Zellgewebe nimmt ja aus dem Bad nichts auf. Was an Flüssigkeit in den Körper kömmt, wird durch die einsaugenden Gefässe hineingebracht. Ins Zellgewebe kann sie durch die allgemeine Circulation späterhin erst abgesetzt werden. Wir schreiben dem Stocken der aufgenommenen Flüssigkeiten nichts zu, weil damit Ungleichheit der Zunahme des Umfangs unsers Körpers verbunden seyn musste, wovon wir immer das Gegen-

gentheil bemerkten.) Durch Versuche mit einiger Genauigkeit auszumachen, wie viel der menschliche Körper überhaupt ausdünste und aus der Atmosphäre einsauge, ist unmöglich. Die immer fortgehende Ausdünstung, zumal auch desjenigen, was durch die Lungen fortgeht, wird immer hindern, sicher zu bestimmen, wie viel der Körper einsaugt; die immer fortgehende Einsaugung wird nie zulassen, dass man jemals bestimmt, wie viel der Körper in einer gegebnen Zeit ausdünstet. Im Bade hat man nun auch das Verdunsten des Wassers während des Versuchs und die Feuchtigkeit, die am Körper sitzen bleibt, zu berechnen. Ueberdies sind das Einsaugen und Ausdünsten Geschäfte, die sich in demselben Menschen durch die kleinsten Umstände verändern und in denen keiner mit dem andern übereinstimmt. Die Versuche, die man angestellt hat, um hier auf das Reine zu kommen und die anderweitigen Beobachtungen, die sich hieherziehen lassen, führt Hr. *M.* an und beurtheilt was ihnen zur vollen Beweiskraft fehlt und was sich aus ihnen folgern lässt. (Nicht ganz richtig ist es wohl, wenn der Vf. hier und anderwärts aus dem Verhältniss dessen, was getrunken worden ist, zu dem Abgang des Urins sich Schlüsse erlaubt, auf das, was der Körper nur durch Einsaugung erhalten konnte. Die Speisen enthalten ja auch Feuchtigkeiten und wer weiss, wie weit das Vermögen des Körpers, zumal unter kränklichen Umständen oft reicht, feste Theile in flüssige zu verwandeln.) Er glaubt nicht weit von der Wahrheit zu seyn, wenn er rechnet, dass man bis zu einem Pfunde während einer Stunde im Bade ausdünsten könne, ohne zu schwitzen. Die Menge einer guten starken Einsaugung in einer Stunde nimmt er zu vier Pfunden an. Sie wird indess oft viel geringer und zu andern Zeiten noch stärker seyn. Gewiss ist sie in der ersten halben Stunde stärker, als nachher. Die Abschnitte, in denen von der Wichtigkeit der Ausdünstung in der thierischen Oeconomie; die Plattner und Weikard so verkennen, von den Folgen unterdrückter Ausdünstung, von der eigentlichen Natur catarrhalischer Uebel, von der Beschaffenheit der Ausdünstungsmaterie gesprochen wird, beweisen, wie ein Selbstdenker und ein Mann von Erfahrung höchsttriviale Gegenstände, denen man den Stoff zu einer Inauguraldissertation nicht einmal zutrauen würde, aus einem neuen Gesichtspunkt fassen kann, gerade indem er Paradoxen vermeidet und wie wenig irgend etwas *für ihn* erfunden ist. Wir können bey den lehrreichen Ideen des Vf. nicht verweilen. Wenn man auch keinen Urin ins Bad lässt, so spürt man bald nach dem Bade an dem warmen Wasser einen starken und unangenehmen thierischen, etwas urinösen Geruch und das Wasser geht sehr viel geschwinder in Fäulung über, als anders gewärmt gewesen es Wasser. Da ein solches Bad 4 bis 600 Pfund Wasser enthält, so muss es auch nicht wenig seyn, was aus dem Körper in Zeit einer Stunde übergeht, um so starke Wirkung hervorzubringen. *Abscheulich* ist es daher, *solches* Wasser zu einem neuen Bad zu gebrauchen. Es ist mehr als wahrscheinlich, dass die Perspiration im Bade stärker sey, als in der Luft. Die angenehme Wärme disponirt ohne Zweifel die Mündungen der ausdünstenden Gefässe, sich freyer zu öffnen und ihre Feuchtigkeiten von sich zu geben. Sehr wenig kann man darauf rechnen, dass Theile, die diese Mündungen verschliessen, hinweggewaschen werden und nur im ersten Bade könnte etwas hierdurch bewirkt werden. Ueberhaupt lassen sich die ausdünstenden Poren nicht so leicht mechanisch verschliessen, als man wohl denkt. Zum Beweise führt Hr. *M.* an, dass die grossen Pechpflaster nicht einmal so wirken können. (Sehr wahr, obgleich die Menge sich hierdurch zum Baden bestimmen lässt.) Gewiss ist es also, dass im Bade die Ausdünstung vermehrt und das Wasser eingesogen und in ziemlicher Menge in die umlaufenden Säfte kommt. Nur einige Wirkungen, die dadurch entstehen müssen, lassen sich ganz klar einsehen. Wenn die lymphatischen Gefässe weniger geneigt sind, einzusaugen; so wird man dieses befördern, wenn man eine warme milde Feuchtigkeit in Berührung mit den Oeffnungen der einsaugenden Gefässe bringt. Schon als Haarröhrchen werden sie an sich ziehen und vielleicht dadurch wieder die verlorne Uebung erhalten. (Wir sehen nicht ab, wie sich hiervon praktischer Gebrauch machen lassen kann, da wir uns keine Zeichen eines solchen Zustandes auf der Oberfläche der Haut denken können, oder von dem Vf. angegeben finden. Selbst die folgende Anwendung auf das Alter ist etwas vage.) Das Alter besteht zum Theil darin, dass viele der feinsten Gefässe zusammenfallen und unwegsam werden. Die lymphatischen Gefässe verschwinden. Bäder würden ihnen daher immer so heilsam geachtet. Das physische Alter des Körpers kann dadurch auf gewisse Weise für eine Zeitlang zurückgehalten werden. Dieses Wasser durchströmt aber in solcher Menge nicht nur die ganze Länge der Saugegefässe, sondern auch die vielen krummen, verwickelten Gänge der lymphatischen Drüsen. Wenn sich darin etwas festgesetzt hätte, wenn verdickte Feuchtigkeiten daran stocken, so ist es klar, dass immer etwas davon aufgenommen und nach und nach das Fehler gehoben werde. Aber es kommt die Frage an die Reihe: ob sich durch das Bad überhaupt auf die Säfte wirken lasse und insonderheit, ob sich durch in das Blut geführte, reine oder vermischte Feuchtigkeiten irgend nützliche Wirkungen auf die Masse der umlaufenden Säfte erhalten lassen? Hier gibt der Vf. nach einer drückenden Verpflichtung, die er auf sich genommen hatte, eine Apologie der Humoralpathologie, die ihm später selbst keine Genüge leistete, in seinen Augen für eine so theoretische Lehre zu wenig in die Theorie hineingeht. Wir haben in ihr dennoch manchen feinen Wink zur Bestreitung der Nervenpathologie und einige vortreffliche Bemerkungen gefunden, obgleich der ganze Gang der Untersuchung uns nicht gefällt und Hr. *M.* mehr zu vertheidigen übernimmt, als uns, die wir selbst Anhänger der in Schutz genommenen Lehre sind, gerechtfertigt werden zu können scheint. Ein jeder mag es immerhin nach seiner Weise erklären, sagt Hr. *M.*, aber gewiss ist es, dass warme Bäder überhaupt und noch gewisse Bäder besonders eine grosse Wirksamkeit auf diejenige Beschaffenheit des Körpers zeigen, die man bisher der Schärfe der Säfte zugeschrieben hat. Nicht aber blos alsdann sahe er Hülfe, wenn die Krankheit sich auf der Haut äusserte, die von dem Bade unmittelbar

bar bespült werd, sondern auch wenn das Gesicht oder die Augen angegriffen waren, wohin das Bad nicht kam oder wenn innerliche kränkliche Folgen entstanden, nach dem der Ausschlag von der Haut gewichen war. Die Heilkraft einiger Bäder, vorzüglich in der Schwein, besteht darin, dass sie einen Ausschlag hervorbringen, der den Aufenthalt im Bad den grösten Theil des Tages durch nöthig macht, das ihn endlich auch heilt. Man darf die Cur nicht unterbrechen, bevor der Ausschlag vergangen ist. (Hierüber findet sich einiges näher bestimmt in den trefflichen Aufsätzen über die Wichmannsche Aetiologie der Krätze von Doctor am Stein, dem verstorbnen Brunnenarzt zu Pfeffers, im Schweitz. Museum für Aerzte, 2ter Th.) Das Bad als Reinigungsmittel zum diätetischen Gebrauch. Die Unreinigkeiten werden von der Haut abgewaschen, die, wenn sie bleiben, von den einsaugenden Gefässen eingesogen und dadurch nachtheilig werden können. (Sollte *dieses* Einsaugen sich beweisen lassen?) Personen, die sich reinlich halten und oft die Wäsche wechseln, haben jedoch selten dieses Bedürfnifs, sonderlich wenn sie gesund sind. Es scheint eine gewisse Kraft im gesunden Körper zu seyn, die der Unreinigkeit widersteht. Treffliche Beobachtungen hierüber. Das Bad befördert auch die Erneuerung der äusersten Bedeckung des Körpers. Man weifs, dafs die obersten Lamellen des Oberhäutchens von Zeit zu Zeit in kleinen kleyenartigen Schuppen abfallen und dadurch einer neuen Oberfläche Platz machen. Diese lösen sich in grösser Menge durch die Benetzung. Vom Drucke des Wassers, der von seiner gröfsern Schwere als der der Luft herrührt, hat man mancherley herleiten wollen. Aber er ist so stark nicht. Seinetwegen möchte doch der Vf. keinen häufig baden lassen, der den *habitum apoplecticum* in hohem Grade hätte; eben so wenig, wie bey einer bedenklichen Pulsadergeschwulst und was dem ähnlich ist. Ob man in einem flachen oder tiefen Bad sitzt, soll nicht gleichgültig seyn und auffallende Verschiedenheit wirken.

Von den heifsen Bädern. Hr. *M.* liefs bey seinen Bädern nie über 100 Grad Fahrenh. überschreiten und kann daher aus eigner Erfahrung nicht viel über sie sagen. *Von den Dampf- oder Qualmbädern* hat er schon in seinen *medicinischen Versuchen* auf eine belehrende Weise gehandelt. Wie und wo sie gebraucht worden, was sie wirken können, findet sich hier mit trefflichen Räsonnements begleitet. Wir behandeln offenbar viele, zumal langwierige Krankheiten, vermittelst purgierender Mittel und heilen sie wohl auch endlich langsam, die gewifs schneller durch die Haut, nur nicht durch sogenannte schweifstreibende bittere Arzneyen auszutreiben stünden. Es ist unstreitig, dafs sehr grobe Materien durch die Haut fortgehen können. Die Ausdünstung wird als Heilmittel zu sehr versäumt. Es wurde oft Wöchnerinnen geholfen, nachdem alles vergeblich versucht worden war, indem man bey ihnen auf den Schweifs wirkte, dem man gemeiniglich so gern ausweicht. Man kann es wohl schwerlich bezweifeln, dafs manche Krankheiten in warmen Ländern nicht so häufig oder nicht so schlimm sind, weil die Ausdünstung freyer ist. Die allgemeine Einführung der russischen Schwitzbäder in Pohlen würde zur Ausrottung des Weichselzopfs nicht wenig beytragen. *Vom kalten Bade* von S. 345 bis 446. In dem hier sehr zusammengedrängten Vortrag und in dem Gang der Untersuchung, die hier [illegible] von so ganz neuen Gesichtspunkten ausgeht, als vielmehr die gangbaren Vorstellungen — ein gewifs nicht minder grofses Verdienst — auf die männichfaltigste Weise berichtigt oder bestätigt, liegt es, dafs wir uns nicht darauf einlassen können, hier das Neue und Eigne auszuheben. Sowohl Hn. *M.* Ideen als seine Erklärungen sind in diesem Kapitel so tief geschöpft, so vielseitig gemäfsigt und durchaus genugthuend, dafs wir zu Zusätzen keine Gelegenheit haben würden, und denn ist das Abschreiben nicht zu verantworten. Es finden sich hier folgende Abschnitte: 1) unmittelbare augenscheinliche (augenblickliche in die Sinnen fallende) Wirkungen des kalten Bades. 2) Betrachtung der fernern Wirkung des kalten Bades. (Diese Zusammenstellungen sind diesem Werk ganz eigen, sind mit grofser Kunst ausgearbeitet und geben viel Licht.) 3) Heilkräfte des kalten Bades bey einzelnen Krankheiten und Krankheitsdispositionen. Hr. *M.* weifs sie so gut wie irgend ein Arzt zu benutzen. 4) Von den Nachtheilen, die das kalte Bad haben kann. (Die nie genug in Anschlag gebracht wurden.) 5) Von dem diätetischen Gebrauch des kalten Bades. Hr. *M.* beschränkt ihn mit Recht sehr. 6) Von der besten Art kalte Bäder zu gebrauchen. Die Hauptregeln aus diesem Abschnitt wollen wir doch ausheben. Ein jedes kalte Bad über den ganzen Körper mufs *kurze Zeit* dauern. Der Engländer springt plötzlich ins Wasser, kehrt sich darin um und in wenigen Secunden geht er wieder heraus; er wiederholt zuweilen diese Operation zum zweyten, ja sogar zum drittenmal; alsdenn lässt er sich trocken abreiben, kleidet sich an und macht sich Bewegung. Bey jedem kalten Bad mufs der Kopf voran kalt werden. Die Engländer, die hier Muster sind, stürzen sich daher gewöhnlich über Kopf in das Wasser. Der Eintritt in jedes kalte Bad mufs *plötzlich* seyn. Bäder über den ganzen Leib sollten nie kälter als zu 45° Fahrenh. seyn. Man mufs nicht erhitzt seyn, wenn man ins kalte Bad geht. Aber ein Irrthum ist es auch, wenn man glaubt, man müsse aus der grösten Ruhe des Körpers ins kalte Bad gehen. Viel besser ist es, den Körper vorher ein wenig zu bewegen. Wie überhaupt die Morgenzeit die beste für alle Arten von Bädern ist, so ist sie dieses noch ganz besonders für kalte Bäder. Was Hr. *M.* gegen die Errichtung von Seebädern an den deutschen Küsten beyläufig sagt, wird nur im Wege seyn, wenn man das Seewasser nicht erwärmt nehmen lassen will; wovon wir die Absicht nicht einzusehen vermögen, da es in England, so viel wir wissen, doch auch hin und wieder erwärmt wird.

NATURGESCHICHTE.

Nürnberg, in d. Frauenholzischen Kunsthandl. *Johann Martyns Abbildung und Beschreibung seltener*

Gewächse, neu überſetzt und mit Anmerkungen begleitet von Dr. *G. W. F. Panzer*. Erſte Lieferung. Foilland. Kupfertafeln. gr. fol. (Preis 2½ Rthlr. ſächſ.)

Von Hn. *Panzers* Texte kann Rec. nicht urtheilen, da er ihn bey den Kupfern nicht findet, und der Verleger ſich deshalb in einer Note auf dem Umſchlage entſchuldigt. Was die Kupfer anlangt, ſo kann er, als unpartheyiſcher Referent, ihre Bekanntmachung, oder vielmehr Ausbietung, in der jetzigen Zeit nicht loben. Vor 30 Jahren konnten ſie ihren Werth haben, und vor 40 Jahren für Liebhaber erträglich ſeyn, jetzt iſt keiner von beiden Fällen zu hoffen. Sie ſind weder einer neuen Auflage, noch eines ſplendiden, und von Hr. P. ausgearbeiteten Textes werth. Nicht einmal zu Tapeten taugt ein, ſo ſehr Geſchmack und feine Kenntniſs beleidigendes Machwerk, wie dieſes. Die groben Umriſſe, die hölzernen und lederigen Formen, die ekle, ſorgloſe Schattirung mit Punzen, und die dunkle, todte Färbung, vereinigt mit völliger Vernachläſsigung der feinern, dem bloſsen Auge ſichtbar geweſener Theile, laſſen nicht begreifen, wie man ſo etwas jetzt zum Verkauf hat anbieten, und zu einem Preiſe, der hier immer noch im Verhältniſs mit der Waare zu hoch iſt, hat anſetzen können. Rec. iſt kein Freund ſplendider Werke über die Naturgeſchichte, wenn die vernünftige Abſicht die Pracht als nothwendig nicht entſchuldigt, weil noch ſo viel zu thun iſt, was durch die Koſtbarkeit nur verzögert wird. Nur den vortrefflichſten Künſtlern kann es erlaubt ſeyn, Gegenſtände prachtvoll darzuſtellen, die man für die Wiſſenſchaft minder koſtbar, oder als bekannt gar nicht gebraucht hätte. Dann iſt es Sache des Kunſtbeförderers, aber nicht des Naturforſchers. Aber wie ſehr miſsbraucht man die Geduld der Deutſchen beſonders, indem man ihnen koſtbare Naturbilder aufdringt, die der Kenner nicht brauchen, und über die ſich der Liebhaber nicht freuen kann?

Leipzig, b. Voſs u. Comp.: *Botaniſches Bilderbuch für die Jugend und Freunde der Pflanzenkunde*, herausgegeben von *Friedrich Droves*. *Erſter Band* (vorjetzt nur das erſte Heft deſſelben). 1794. 4.

Hr. *Droves* wurde als praktiſcher Erzieher auf das von Hn. *Bertuch* unternommene und mit ſo vielem Glück fortgeſetzte Bilderbuch aufmerkſam gemacht, und, von dem Nutzen und Erfolg dieſer Unternehmung überzeugt, entſchloſs er ſich, einen einzelnen, ſehr intereſſanten Theil jenes Werkes, die Kenntniſs der Pflanzen auf eine ähnliche Art, jedoch ausführlicher zu behandeln, als es, wegen Concurrenz mit ſo viel andern Gegenſtänden, im Bertuchiſchen Werke möglich geweſen wäre. Jeden Monat wird er ein dem gegenwärtigen ähnliches Heft von 6 Kupfertafeln, denen jeder eine Pflanze, mit ihrer Blumenzergliederung enthält, und von einer deutſchen, franzöſiſchen und engliſchen Erklärung, zuſammen auf zwey Quartblättern, begleitet wird, den Freunden ſeines Unternehmens überliefern. In den Beſchreibungen werden, ſo viel es hier nöthig ſchien, beſtimmt, die Namen, der Wohnort, die Stelle im Linneiſchen und natürlichen Syſtem, die am meiſten bezeichnenden Theile, die Blühezeit, und das Merkwürdigſte beym Gebrauch angemerkt, auch zuletzt noch die Figuren einzeln erklärt. Stich und Illumination ſind rein, nur iſt letztere ohne Noth etwas zu blaſs, auch ſollten ſich die Grenzen der übereinanderliegenden Theile beſſer heben. Doch das wird ſich in der Folge geben, ſo wie auch Uebereilungen, wie bey Tab. V. „*mit einem Saamen*“ *une ſeule ſemence* „*one ſingle ſeed*“ zu vermeiden ſind, da es in der Kupfererklärung ſchon gehörig widerlegt wird. Das erſte Heft enthält den *Sauerklee*, die *Waldanemone*, den *Wieſenehrenpreiſs*, den *Löwenzahn*, den *Grasnelkenmeyer*, und den *weiſsen Steinbrech*.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Leipzig*, b. Schwikert: *De prima expeditione Attilae Regis Hunnorum in Gallias ac de rebus geſtis Walthharii Aquitanorum Principis. Carminis Epici Saec. VI. continuatio* ex MSto. Membram. optimae notae ſumma fide deſcriptum, variantibus lectionibus et omni antiquitatum genere inprimis vero monumentis cotevis illuſtratum et ad auctum. 1792. 34 S. 4. — Das von Hn. Fiſchet entdeckte groſse, für die Geſchichte gewiſs wichtige, epiſche Gedicht iſt zu bekannt, als daſs wir mehr darüber reden dürften; der Schluſs deſſelben fehlte: ward aber durch Hn. Hofr. und Bibliothekar Mohr aus einer ältern Karlsruher Handſchrift, 1782 in Meuſels hiſtoriſcher Literatur nachgeliefert, und von ihm das ganze Gedicht in deutſche Verſe überſetzt und beſonders in Karlsruh 1782 herausgegeben. Hr. F. benutzte hierauf dieſes ganze Gedicht zu einer ſehr gründlichen Schrift: Sitten und Gebräuche der Europäer im V und VI. Jahrhunderte 1787 und hing demſelben, den von Hr. *M.* aufgefundenen Schluſs an. In der gegenwärtigen Schrift liefert er nun dieſen Schluſs nochmals mit ſeinen Anmerkungen, welche bis S 11. gehen, wo die *curae poſteriores et lectiones variantes* über das Gedicht ſelbſt, anheben, und ſich S. 37. mit einem äuſserſt unbedeutenden und zu kleinen Regiſter endigen.

Naturgeschichte. *Halle*, b. Dreyſsig: *Naturhiſtoriſches A B C Buch*, oder Abbildungen von neun und zwanzig merkwürdigen Thieren auf ſechs Kupfertafeln, nebſt einer Beſchreibung ihrer Lebensart. Ein Weynachtsgeſchenk. 72 S. 8. — Iſt bloſs eine Auswahl von Thierbeſchreibungen die zu denen von Hn. *D.* gefertigten Zinnfiguren gehören, in eine alphabetiſche Ordnung geſtellt, wobey einige Buchſtaben mit mehrern Numern verſehen wurden. Die Güte jener von Hn. Profeſſor Klügel ausgearbeiteten Beſchreibungen iſt bereits anerkannt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 8. September 1794.

GOTTESGELAHRTHEIT.

WINTERTHUR, b. Steiner: *Psalme (n) dem Könige David und andern heiligen Sängern nachgesungen;* in vier Büchern. 1793. 288 S. 8.

Der uns unbekannte Vf. bemerkte, dass die Reste der hebr. Poesie von einer wichtigen Classe des gebildeteren Publicums, von denen, die ihren Geschmack aus Dichterwerken der griech. römischen und vaterländischen Litteratur geschöpft haben, oft wegen ihrer äussern rohern Form verkannt und eben deswegen nicht genug empfunden und genossen werden. Diesen zunächst dachte er durch eine nicht allzufreye Uebertragung der Psalmen in horazische Silbenmasse jene schönen Blumen des Morgenlands gefälliger darbringen zu können. Er hofft, dass dieselbe in dieser Einkleidung auf Leser von jener Art den Eindruck machen werden, welchen sie, bloss als dichterische Werke betrachtet, auf ein unverzärteltes Gefühl mit vorzüglicher Stärke machen müssten. Und in der That; seine Uebersetzung nähert sich diesem Ziel weit mehr, als die meisten Versuche metrischer Psalmenübersetzer. Sie zeigt, dass er seinen Text fleissig studierte und mitfühlte, wenn gleich der einzelnen Stellen viele seyn möchten, wo der genaue Exeget Erinnerungen machen könnte. Vorzüglich scheint der Vf. bey manchen Psalmliedern mehr auf ihren theologischen Gebrauch, als auf ihren Localsinn Rücksicht genommen zu haben; welches ihn sogar zu unnöthigen Einschiebseln verführte, die in einer Uebersetzung für aufgeklärte Leser eine den Absichten des Vf. gerade entgegengesetzte Würkung thun müssen. Wenn z. B. im Ps. 2. gesungen wird:

— Des Ewigen
Wort verkünd ich! zu mir sprach Er! du bist Mein Sohn
Heute hab ich dich *Einzigen*
Mir gezeuget. Wohlan, *heische*, so will ich dir
Alle Völker zum *Erbe* dir
Alle Gränzen *der Welt* geben zum Eigenthum —

so stehn die Worte: *Einzigen mir* und das doppelte: *alle*, im Texte nicht, und haben im Localsinn desselben keinen Grund, misleiten vielmehr den Leser, welchem der Vf. seine Arbeit bestimmt, auf jene unrichtige Deutungen, die Männern von Geschmack die hebr. Psalmen eher verdächtig machen als empfelen müssten. Der Localsinn des Psalms hätte vielmehr gefordert, dass übersetzt worden wäre: alle Gränzen *des Lands*, statt: — *der Welt*. Mehr Nebensache ist es, dass der Ausdruck: *heische*, allzu obsolet ist, und statt *Erbe* überhaupt Besitz gesetzt seyn sollte.

Eben so ist im 110 Psalm in der Stelle:

Jehovah schwor schwur) und nimmer gereuet ihn
Sein Schwur: „Du bist ein Priester in Ewigkeit,
Bist wie Melchisedeck in *Salem*
Fürst der Gerechtigkeit, Fürst des Friedens.

Die letzte Zeile nebst den Worten: *in Salem* sind blosser, im Text nicht gegründeter, Zusatz, wenn gleich Ebr. VII, 1 – 3. dazu vom Vf. allegiert wird. Zusätze um des Sylbenmasses willen bisweilen zu machen, muste dem Vf. bey seiner Absicht zugestanden werden. Aber auch diese mussten nur aus dem Localsinn des Texts geschöpft und selten seyn, wie sie denn wirklich nicht allzuhäufig sind. Hingegen müssten Zusätze ohne Noth etwa blos um eine gewisse dogmatisierende Deutung unter Leser, die man als Nichtkenner voraussetzt, einzuführen, gerade solche Leser gegen den Vf. scheu und mistrauisch machen. Uebrigens lassen sich im Ganzen genommen die meisten seiner Uebertragungen recht gut lesen und seine Arbeit verdient, bey ähnlichen Zwecken, zur weitern Vervollkommnung zum Grunde gelegt zu werden. In seiner Form empfiehlt sich wirklich das Schöne der Psalmen, wenn der Vf. auch nichts bedeutendes daran ändert. Man höre z. B. die Vergleichung des glücklichen Rechtschaffenen im 1 Psalm:

Er ist dem Baum gleich, welcher, am Wasserbach
Gepflanzt, mit nimmer welkem Laube,
Grünet und unter der Früchte Lasten
So oft die Zeit kömmt, immer die Zweige beugt.
Sein Werk gelingt. Denn Seegen begleitet ihn — —

Um so mehr sind undeutsche Ausdrücke zu vermeiden, wie Ps. 1. „welcher Pfade der Sünder nie betrat" Ps. 5. o lass sie dem Vorsatz tief *entstürzen*, zu dem *schwellend* ihr Herz sich erhob. — Vorzüglich schön sind die 5 ersten Strophen des XIX Ps. ausgedruckt.

Aller Himmel Gesang tönet den Preis des Herrn
Und das Sternengewölb ist der Verkündiger
Seiner herrlichen Werke.
Ein Tag ruft es dem andern zu,
Jede kommende Nacht rufts der andern kund
Was Jehovah vermag; Sprache nicht, Worte nicht
Sinds, womit sie verkünden;
Doch vernehmliche Stimmen sind's.

Weit verbreitet ihr Schall über die Erde sich;
Bis an jegliches Ziel menschenbewohnter Welt

Beugt ihr Knien sind bis zum
Strahlenzelte des Sonnenballs,

Wo Er prächtig hervorgeht, wie ein Bräutigam
Aus der Kammer der Braut; wo er des Anbeginns
Seinerglänzenden Laufbahn,
Wie ein munterer Held, sich freut.

Sieh in äussersten Ost steigt er am Himmel auf,
Und bis dahin kreiset er ruhelos;
Nichts entgeht der heissen
Allumfassenden Strahlen Macht.

Statt: bis an *jegliches* Ziel, würde Rec. lieber setzen: bis ans äusserste Ziel; statt: *prächtig*, schickt sich zum Bild des Bräutigams besser: heiter. Das *Kreisen* und *allumfassend* will uns auch nicht gefallen.

JENA, b. Cuno's Erben: R. *Saadiae Phijumensis versio Jesaiae* Arabica cum aliis, speciminibus Arabico-Biblicis e Mstis Bodleianis nunc primum edidit atque ad modum *chrestomathiae Arabicae Biblicae* glossario perpetuo instruxit *Henr. Eberh. Gottl. Paulus*, A. A. M. etc. *Fasc. II.* 1791. 8.

Der zweyte Theil enthält Saadiä Uebersetzung von dem 27ten Kapitel Jesaiä bis zu Ende auf 164 S. Alsdenn folgen einige nicht paginirte Bogen Verbesserungen zu beyden Theilen hauptsächlich zu dem ersten. Als Anhang werden einige Proben einer noch nicht edirten arabischen Version des Jesaias, die nicht von Saadias, aber doch aus dem Hebräischen von einem Juden gemacht ist, und einer andern, die aus dem Syrischen gemacht ist, mitgetheilt. Der Bodleianische Codex, worin letztere befindlich ist, ist nach Uris Catalog der Orientalischen Manuscripte dieser Bibliothek in dem Jahre der Märtyrer 1075, Hedschra 759, Christi 1357 (diese Zahl stehet bey Uri, nicht 1317, wie S. XVIII. unrichtig gedruckt ist) geschrieben. Der Vf., der die Arabische Unterschrift hat abdrucken lassen, welches Uri nicht gethan hat, las 779 statt 759, Hat der Vf. recht gelesen, so hat sich der Araber verschrieben. Denn J. 759. der Hedschra entspricht dem J. 1357. der christlichen Zeitrechnung. Vielleicht hat Uri den Fehler des Abschreibers, der sich leicht entschuldigen läßt, weil dem Abschreiber, als einem Christen, wie man aus der von ihm gebrauchten Märtyrer- oder Diocletianischen Aera schliesen muß, die Mohamedanische Aera weniger bekannt war, verbessern wollen. Wenn Uri behauptete, dass die Uebersetzung mit der Griechischen Alexandrinischen übereinkomme, so scheint dieses eine Folgerung zu seyn, welche er aus dem Vaterlande des Manuscripts, das nach der Aera der Märtyrer zu urtheilen Aegypten war, zog. Wichtig ist die Bemerkung des Vf. dass die Version nach dem Syrischen Texte gemacht ist. Denn sie beweiset den bis ins 14te Jahrhundert dauernden Gebrauch der Syrischen Version in Aegypten, aus welcher damals eine arabische Uebersetzung gemacht wurde. Der erste Anhang ist mit hebräischen Buchstaben, womit der Codex geschrieben ist, abgedruckt. Die übrigen Stücke sind, wie in dem ersten Theile, oder Fasciculus, in arabische Schrift von dem Vf. übergetragen, denen Erklärungen der den Anfängern weniger bekannten Wörter auf derselben Seite beygefügt sind. Der Vf. verdient den Dank der Kenner, dass er diese Frucht seiner gelehrten Reise nicht in seinem Schreibepulte hat verwelken lassen (ein Schicksal, das manche Originale und Abschriften der Art haben) sondern durch den Druck einem jeden geniesbar gemacht hat. Seiner versprochenen Commentatio in Jesaiam Saadianum singularis sehen wir mit Begierde entgegen.

ARZNEYGELAHRTHEIT.

HAARLEM, b. Loojes: *Bedenkingen en Proefneemingen tot Verbetering der Middelen ter Redding van Drenkelingen* (Bemerkungen und Versuche zur Verbesserung der Rettungsmittel bey Ertrunkenen) door *M. van Marum*. 1798. 122 S. gr. 8. (1 fl.)

Wer den Inhalt dieser Schrift und den Namen ihres Vf. liest, kann selbst urtheilen, ob sie nicht der genauesten Prüfung derjenigen werth sey, welche auf Mittel denken, die Ertrunkenen wieder herzustellen. Man hat schon lange geglaubt, dass die dephlogistisirte, oder besser, reine Lebensluft in Betäubungen und Ohnmachten und besonders bey Ertrunkenen sehr gute Dienste thun könne. Man sieht dieß deutlich aus der Abhandlung des H. *Goodwyn*, die von der Gesellschaft zur Rettung der Ertrunkenen zu London den Ehrenpreiss erhalten hat: und doch gab sich jener Vf. keine Mühe, diese Art von Luft vor der gewöhnlichen Luft des Dunstkreises besonders anzupreisen; vielleicht, weil er kein Mittel wuste, diese Luft in einem solchen Gefäse einzuschliesen worin sie nach dem Orte, wo ein Ertrunkner liegt, getragen, und woraus sie hernach in eine Blase oder Pumpe gebracht werden kann, mit welcher man sie einem Ertrunkenen beybringt. Dieß Mittel erfand Hr. von *Marum*, der bereits durch seine grose Elektrisirmaschine in Deutschland vortheilhaft bekannt ist, und theilt sie in dieser nützlichen Schrift der Welt mit. Er zeigt darin nicht nur, wie die dephogistisirte Luft auf eine bequeme und wohlfeile Weise zu erhalten sey, ohne Verlust ihrer Reinigkeit lange Zeit aufbewahrt werden könne; sondern gibt auch die Methode an, sie aus dem Gefäse in die Lunge der Erstickten oder Ertrunknen zu bringen. Auserdem redet er noch von andern Mitteln, die Ertrunknen in das Leben wieder zurück zu rufen. Aus jeden dieser Abschnitte wollen wir etwas anführen. Hr. *Marum* bekommt diese Luft, wenn er Salpeter in kleinen Gläsern mit einem Halse glühen lasst, die aus Porcellanerde in der bekannten *Wedgwoodschen* Fabrik gemacht werden, und mit einem Leim aus gleichen Theilen Pfeifenerde und Sand mit Kühhaaren vermengt, überzogen worden sind. Aus 4 Pfund Salpeter erhält er auf diese Weise 8 Cubikfuss gereinigte Luft; und diese 8 Fuss kosten nicht mehr als 1 Thaler und 4 gr. Conventionsgeld. Für diesen Preis hat er nicht so viel, weder aus dem Braunstein, noch aus dem Merc. prac. rub. erhalten können.

Zum

Zum Aufbewahren dieser Luft bedient sich der Vf. gewisser Recipienten, die er bey der Beschreibung seines Gazometers bekannt gemacht hat. In diesem kann die Luft so gut verschlossen werden, dass sie sich länger, als ein Jahr in ihrer Reinigkeit erhält; man kann sie bequem von einem Ort zum andern bringen, und die Luft aus denselben sehr gut in eine Blase oder Pumpe leiten, durch deren Hülfe man sie die dem Ertrunkenen beybringt. Ein beyliegendes Kupfer, macht das ganze Experiment deutlich; ohne dasselbe sind alle Beschreibungen unzureichend.

Hr. *Marum* merkt an, dass eine Blase mit einem Hahn versehen, das einfachste Mittel sey, die reine Luft aus dem Glase zu leiten und in die Lunge der ertrunknen Person, die von der schädlichen Luft gereiniget worden, zu bringen. Es kann aber eine Blase gar bald eine Oefnung bekommen, oder verderben; deswegen ist eine einfache Pumpe, die auch in einem Kupfer abgebildet ist, das beste Werkzeug. Hr. *Goodwyns* braucht zum Einblasen der Luft aus dem Dunstkreise eine Pumpe, die 100. Cubikzoll in sich enthält. Mit Recht glaubt Hr. *M.* dass sie für diese Absicht zu gross und seine kleinere die nur 23 Zoll in sich enthält, dazu geschickter sey. Unstreitig leistet diese Bemühung dem Ertrunknen grosse Hülfe, wie viele Versuche zeigen, die man erst bey in's Wasser geworfenen Kaninchen, und alsdann auch bey verunglückten Menschen gemacht hat. Allein es muss auch ausser dem Hineinbringen der reinen und dem Wegbringen der schädlichen Luft zur Rettung derselben die thierische Wärme wieder hergestelt werden. Dazu zieht er mit Recht ein warmes Bad allen sonst gewöhnlichen Mitteln vor, weil man sich hierdurch in Stande befinde, einen bestimmten Grad von Wärme dem ganzen Körper des Ertrunkenen stufenweise mitzutheilen und zu unterhalten. Wenn man aber dasselbe nicht haben könne, empfiehlt er heifs gemachte Asche.

Als ein grosser Kenner und Liebhaber der Elektricität wendet Hr. v. M. dieselbe auch hier an, bey einem hohen Grad von Ohnmacht, wobey die zwey angeführten Mittel nichts helfen, sollte man zur Erregung des forteilenden Lebensgeistes in dem Herzen des Ertrunkenen mit Vortheil und nöthiger Vorsicht von dem elektrischen Stof Gebrauch machen. Wenn die Ströme von einer guten Elektrisirmaschine durch das Herz des Ertrunkenen geleitet werden, so ist es wohl nicht zu leugnen, dass die Reitzbarkeit desselben gewekt und die Fäsern der Muskeln zusammen gezogen werden. Wenn aber die elektrischen Stösse zu stark sind, so kann dieses Experiment sehr schädlich werden, denn eine wiederholte Erfahrung hat gelehrt, dass durch starke Stösse die Reitzbarkeit der Muskelfasern nicht erregt, sondern vernichtet wird. Wer erinnert sich hier nicht an die Wirkung manches Blitzes? Es ist auf alle Fälle viele Vorsicht bey dem Gebrauch dieses Vorschlags nöthig. Doch glaubt Rec. hier ein gutes Mittel zu sehen, wodurch man erkennen kann, ob ein in's Wasser gefallener, oder Erstickter wieder hergestellt werden könne, oder nicht. So lange nemlich in den Muskeln des Herzens noch einiges Leben ist: so werden sie sich zusammen ziehen, so bald der elektrische Strom durch sie hingehet; wenn aber in den Armen und Beinen des Ertrunkenen nach diesem Versuch, und wenn man auch wohl einige mittelmäfsige Stösse hat durchgehen lassen, keine Bewegung wahrnimmt, so ist es wohl vergeblich, andere Versuche zur Wiederherstellung zu machen.

KLEINE SCHRIFTEN.

SVAATSWISSENSCHAFTEN. *Göttingen*, *Ueber den Werth des Juden-Eides vor Christlichen Obrigkeiten.* Von *Joh. Bernh. Gottfried Ossan*, M. Pastor zu Adelebsen. 1794. 4o S. 8. Es ist nicht zu verwundern, dass bey den unendlichen Geschäftsbeziehungen, die in der handelnden Welt zwischen Juden und Christen täglich vorfallen, und Processe fürchten, und eintreten lassen, eine Schrift Aufmerksamkeit erregt, die neue Mittel vorschlägt, wie dem Juden der Eid heilig zu machen und aufdeckt, wie selbst seine Frömmigkeit hier Sophisterey zu treiben versteht oder erheuchelt ist. Zu oft ist auch schon der Judeneid als etwas sehr misliches dargestellt worden, als dass man, — es liege in diesen Bedenklichkeiten auch noch so viel Misverständniss oder Vorurtheil gegen die Juden — nicht wünschen sollte, ihm, seine Misbräuche und die Mittel, ihm Zuverlässigkeit zu geben, einmal tief untersucht zu finden. Diese wenigen Bogen sollen nun alles das leisten. Sie sollen mit Sachkunde, grosser Ueberlegung, Mässigung und weiser Menschenliebe geschrieben seyn. Man weiss, woher sie uns als ein sehr wichtiges schriftstellerisches Produkt angekündiget worden sind, von einem Orte her, wo einige wenige jüdische Wucherer die Data hergeben müssen, eine weit verbreitete Nation zu beurtheilen und wo die elendesten Schriftsteller, wenn sie nur den Juden recht viel Böses nachsagen, immer hoffen können, eine Parthey zu finden, die ihn mit Beyfall aufnimmt, weil doch dort immer einiges Wahrheit ist, was mit Unrecht der ganzen Nation vorgeworfen wird, und weil man jenen Wucherern die nachtheilige Stimmung des Publicums gönnt. Wir werden daher einen umständlichen Auszug von den Ideen des Vf. hier geben und so mit Anmerkungen begleitens unsre Leser mögen dann über den Werth der Schrift selbst urtheilen.

„*Wahr, ausgemacht wahr ist es zwar*" so beginnt unser Vf. „*dass die Juden für* (vor) *dem feyerlichen Eide, welchen sie unter „sich und in ihren eigenen Angelegenheiten mit allen Gebräuchen, „den Gebräuchen in ihrer Synagoge schwören, die grösste Ehrfurcht haben, und sie würden den sogleich, unter den schauderhaftesten Flüchen, ausstossen*" (ist ihnen nicht das Excommuniciren in den meisten Staaten weislich verbothen?), „*der es wäre* (also der Ort gibt erst dem Eide Nachdruck, nicht sie, und beobachteten Gebräuche, nicht die Bedeutung einem andern Juden?) „*ungle, falsch zu schwören. In aller Juden Augen ist ein „Meineid das schrecklichste und fürchterlichste Verbrechen, zumal da „es bey ihnen ein kirchlicher (?) Grundsatz ist, dass die ungöttlichen „Strafen des Meineides nicht allein auf sie fallen, der ihn begeht, sondern auch auf dessen ganzes Geschlechte, so auch auf das „ganze Volk, indemalle Israeliten für einander sind.*" (Also muss auf Verhütung dieses durch nicht so rein von allen Verbrechen entfernten

den?) „*Allesdieses ist aber nur von den Eidschwüren zu verstehen, „welche in der Synagoge, vor der Gemeine, auf die heilige Gesetz-„rolle, Thora, abgelegt werden, weil selbige das Gesetz des Aller-„höchsten enthält.*“ (Was hier von der Tho gesagt wird, gilt in den Augen des Juden von jeder hebräischen Bibel.) „*Der „Grund meiner Behauptung,*“ fährt der Vf. fort, „*liegt in fol-„gendem: die Juden selbst machen einen Unterschied, unter dem „Eide nach dem Gesetze und unter dem Eide nach den „Lehrsätzen der Rabbinen: bey letztern (?) ist der Ge-„brauch der Thora nicht nöthig. Blofs jener hat höchst verbind-„liche Kraft für Gewissen, nicht aber dieser; der nur ein jura-„mentum persuasorium ist*“ (wer fasst so den Unterschied dieser beiden Eide? Warum ist dieser laxer, jener strenger? Von welcher Behauptung des Vf soll diese Eintheilung den Grund enthalten? Vor allem hätte er doch nach ihrem Ursprunge forschen und ihre verschiedene Anwendung in Rechtshändeln anzeigen sollen. Er citirt den *Bodenschatz*; fliefst denn diese Quelle so rein und klar, dafs man sicher daraus für sich schöpfen und andern zum Gebrauch davon mittheilen kann? Wer den Geist des heutigen Judenthums kennt, weifs, dafs das alte Testament und der Talmud ihm, leider, gleich heilig sind, dafs es diesen, als eine durch Tradition erhaltene Fortsetzung und heilige unrügliche Auslegung von jenem ansieht. Es ist also gar nicht wahrscheinlich — und auch keinesweges wirklich gegründet — dafs unter dem Eide nach dem Gesetze und dem Eide nach den rabbinischen Lehrsätzen, in Rücksicht auf die dadurch zu bekräftigende Wahrheit distinguirt werde.) „*Aber sollte man, „wenn Juden in ihren Rechtshändeln mit Christen vor christlichen „Obrigkeiten schwören, wohl eine gleiche Sicherheit haben? Der „Jude erhalte durch seine Erziehung zu viel Hafs gegen die Chri-„sten.*“ (Vielleicht nicht so viel Hafs als die Christen gegen die Juden, und doch mit etwas gröfserm Rechte, wenn man unpartheyisch seyn will.) „*und bey seinem Unterrichte zu wenig „fruchtbare Kenntnifs von seiner eigenen Religion. Mithin fehle „es ihm an den nöthigen hellen Begriffen von der Moralität des „Eides.*“ Um zu diesem Resultate zu gelangen, wird ein Gemälde von dem Religionsunterrichte der jüdischen Jugend entworfen, denn von ihrer anderweitigen Erziehung ist nicht die Rede. „*Die fünf Bücher Mosis machen die Grundlage.*“ (Nach den Nachrichten des Rec. das ganze alte Testament.) „*Die Me-„thode, nach der gelehrt werde, tauge nichts.*“ (Die ist sehr verschieden. Viele Lehrer suchen doch hier vieles ein zuschärfen und sind nicht ohne Talent, den angenommenen Sinn verständlich zu machen. An den mehrsten Orten ist die Unterweisung der christlichen Kinder um nichts besser, als sie der Vf. bey den Juden schildert. Man läfst sie dunkle dogmatische Sätze auswendig lernen und gibt ihnen einzelne Sprüche aus der Bibel ohne alle Auswahl auf, die nur im Zusammenhang Interesse haben und gefafst werden können. Der Judenknabe liest doch das ganze alte Testament in seiner natürlichen Folge.) „*Die 248 Gebote und 365 Verbote, die der Jude zu beobachten „haben soll*“ lernt der grofse Haufe, wie hier behauptet wird, nie auswendig, sondern aus Beobachtung und gelegenheitlichen Gesprächen. Und es ist zu bewundern, wie frühe sie ihm geläufig werden und wie unerschütterlich fest er an ihnen hängt. Der Vf. mache nur einmal den Versuch wie unterrichtet ein orthodox erzogener Judenknabe von zehen Jahren in seinen Geboten und Verboten ist und stelle eine Vergleichung mit einem andern, gemeinen Bürgers Sohn an. Schade, dafs diese 61, Gesetze so leere, (schiefe Dinge zum Theil verlangen und unrecht. Schade, dafs dem orthodoxen Juden Ceremonien über Handlungen gehen und dafs die Handlungen geschätzt werden, ohne dafs man die Gesinnungen, aus denen sie fliefsen, würdigen kann. Doch — da es hier auf Vergleichung ankommt — wie viele Christen haben Ich dien Denkart eigen gemacht, die Christus Lehre, aber nicht die gangbarsten christlichen Schulschriften, so erhebt? Falscher kann man sich indessen auch über die Anzahl der Gebote und Verbote wohl nicht ausdrücken. Freylich sollen sich in den 5 Büchern Mosis nach der Auseinandersetzung der Rabbinen 613 Gesetze finden. Aber wohl die Hälfte davon ist nach der Auflösung und Zerstreuung der Nation nicht mehr im Gebrauche. Dahingegen ist noch eine ungeheure Menge von den Rabbinen erfundener Gesetze hinzugekommen, die der Reihe nach von dem besten Gedächtnisse kaum gefafst werden könnte. Völlig falsch ist es auch, und in so bestimmten Behauptungen sich gänzlich zu irren, ist etwas stark, „*dafs der Ju-„denknabe gerade im 15ten Jahre die Gemarah und die stockfin-„stere rabbinische Dogmatik* (Noch etwas anders als Gemarah?) „*lerne.*“ (Der gröfsere Haufen wird in dieses Studium gar nicht eingeweihet.) „*dafs er im 18 Jahre tüchtig und geschickt* (im physischen oder religiösen Sinn?) *zum heyrathen ist und im 20ten Jahre Handel und Wandel treiben darf* (nach den Landes- od-r Religionsgesetzen? *womit er will*“ (gewöhnlich handelt der Jude unter den Klassen, die für ihre Bildung nicht viel thun können, sobald er nur einige Fähigkeit hat unter der Leitung und zum Vortheil seines Vaters. Nach der Verheyrathung tritt er mit seinem Vater oder Schwiegervater in Handlungsgesellschaft oder etablirt sich selbst An wie wenigen Orten der Welt darf er aber handeln, *womit er will?*) „*und der Thalmud. „leider ist es wahr, macht ihm keine Sunde daraus die Christen* (?) „*zu betrügen* (?) *wo er nur kann.*“ (Diese zuverlässig falsche Sage ist wieder aus dem *Bodenschatz* genommen. Hr. *O.* versprach ja aus den Quellen selbst zu schöpfen.)

„*Das wesentliche beym Judeneide ist die ächte heilige Gesetz-„rolle; kann der Richter aber diese untersuchen, dafs er weifs, sie „sey ganz so beschaffen, wie sie nach dem jüdischen Abergl-uben „seyn mufs? Das ist unmöglich hierin mufs er immer Juden trauen. „Man lasse sie daher, wenn es sonst angeht, in der Synagoge „schwören oder halte wie das Obertribunal in Celle eine eigene „Thora.*“ (Juden mufsten diese doch für ächt erklären, und ob sie es noch sey, denn durch Zeit und Gebrauch leiden sie viel, kann wieder nur durch Juden ausgemittelt werden. Die Wahrheit aber ist, dafs es hierauf gar nicht ankömmt. Wenn Juden gegen Juden Processe führen; so stellen sie solche Untersuchungen niemals an. Es ist ihnen gleichgültig wo und wie geschworen wird, in der Synagoge oder der Gerichtsstube, bey der Thora oder bey einer gedruckten gewöhnlichen jüdischen Bibel. Sie erforschen zu diesem Behufe nicht, wie diese Thora beschaffen ist. Aus vielfältiger Erfahrung können wir dies behaupten. Nur aus offenbarer Chicane dringen gemeine Juden gegen reichere, etwa liederliche Dirnen gegen angesehne Juden wegen angeblicher Schwängerung darauf, dafs in der Synagoge, vor der Gemeine der Eid abgenommen werden soll. Sie wollen nicht das Gewissen schärfen, sondern eine falsche Schamhaftigkeit rege machen, die das Aufsehen der Sache scheuen und einen vortheilhaften Vergleich abdringen soll. Wie gleichgültig das Formelle bey einem Judeneide ist, kann man hinlänglich hieraus ersehen.)

„*Aber der jährliche Versöhnungstag entbindet von allen Ver-„brechen.*“ Viel falsches und schiefes findet man hier, das wir weiter nicht auseinander setzen, da die wenige Bekanntschaft mit dem Judenthum und die Leichtgläubigkeit des Vf. von uns dargethan ist. In allen Religionen kann man seine Sünden durch Bekenntnis und Reue los werden. Wenn es damit Ernst ist, wer den festen Entschlufs fafst ein besserer Mensch zu werden, kann am jüdischen Versöhnungstag, mit der Gottheit wieder in Harmonie sich setzen, die nun nach den herrschenden Begriffen ihm ihre Gewogenheit zwar wieder schenkt, aber doch von seinem bisherigen Lebenswandel mitausgeht, wenn sie seine künftigen Schicksale bestimmt. So beschränkte Versöhnung bleibt weit hinter der zurück, der katholische Religionsgenossen entgegensehen, wenn sie zur Beichte gehen und es ist doch ungleich beruhigender, wenn ein Priester *einem Einzelnen Absolution* gibt, als wenn in der Synagoge eine alte Formel gelesen wird, in der, der *ganzen Gemeine Vergebung der Sünden erflehet und verheifsen wird.* Warum läfst man nun Katholiken ohne Bedenken schwören? — Noch ein paar Anmerkungen. Christliche Ammen zu nehmen ist den Juden nicht verbothen und sehr gewöhnlich. — Chasen wird *Judenschulmeister* übersetzt, heifst aber *Vorsinger*, Cantor, in der Synagoge, der allerdings in kleinen Gemeinen oft auch den Schulmeister macht.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 9. September 1794.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Berlin, b. Felisch: *Ueber Religion als Gegenstand der verschiednen Staatsverfassungen, von A. Riem.* Kanonikus zu Herford, Sekretär der Akademie der Künste zu Berlin u. s. f. 1793. 228 S. 8.

Dieses Buch gehört unter diejenigen, deren Charakterisirung die Kritik in eine gewisse Verlegenheit setzt. Der Gang des Raisonnements ist nicht neu, die Resultate sind nicht wichtig genug, um eine umständliche Auseinandersetzung zu rechtfertigen, und doch ist ein allgemeines Urtheil deshalb nicht zulässig, weil die einzelnen Theile von sehr verschiednem Gehalt sind. Es wäre ungerecht alles zu verwerfen; es wäre pflichtwidrig alles gut zu heissen.

Des Vf. Hauptzweck bey dieser Schrift war, die Rettung und Aufrechthaltung des *Rechtes in Religionssachen zu dissentiren*, welches er nicht allein als vereinbar mit einer jeden nicht geradehin auf *hierarchische* Grundsätze gegründeten Staatsverfassung, sondern als eine der festesten Stützen einer solchen Verfassung darstellt, für welche er, wie auch sonst ihre Beschaffenheit seyn mag, im Religionsdruck und Glaubens-Despotismus die Quelle der grösten Gefahren und eine nahe Veranlassung ihres Unterganges, in den entgegengesetzten Maximen aber die Bürgschaft einer langen Dauer, und einer unwandelbaren Ruhe sieht.

Es ist über diese Materie zeither so viel geschrieben und gesprochen worden, dass man entweder etwas sehr präcises und sehr strenge gedachtes, oder etwas sehr originelles darüber sagen muss, um Aufmerksamkeit zu erwecken, und Eindruck zu machen. Beides findet man in der gegenwärtigen Schrift nicht. Zwischen den einzelnen Abschnitten ist kein recht klarer Zusammenhang, und sie scheinen weit eher flüchtige Gedanken eines mit dem Gegenstande vertrauten Mannes, als Bestandtheile eines innig-verknüpften Systems zu seyn. Daher kann man einige von des Vf. Sätzen z. B. sein letztes Resultat: „Die Politik verwaltet nur dann richtig das geistliche Departement, wenn „sie auf *das Zeitbedürfniss* Rücksicht nimmt" annehmen und doch andre z. B. „Religion und Politik sind zwey „so heterogene Dinge, dass erstre die letztre *bloss zur „Schande der Politik und des Verstandes* unterstützen „kann, sobald er vornemlich annimmt, dass Religion „die Basis des Staatswohls sey" — oder „die Lehre von „der *Versöhnung Christi* habe eine Tendenz, Revolutionen zu bewirken" schlechterdings verwerfen, oder wenigstens nur mit grosen Einschränkungen, und oft in einem ganz andern Sinne als der Vf. ihnen beylegt gelten lassen.

Vielleicht wäre das ganze Buch gründlicher und unterrichtender geworden, wenn der Vf. nicht für gut gefunden hätte, sein Augenmerk durchgehends nur auf Einen Staat, und nur auf gewisse Begebenheiten und Verhältnisse in diesem Staat zu richten. Bey einer Unterhaltung, wie diese ist, können specielle Situationen und Vorfälle wohl als Beyspiele zur Erläuterung dienen; sie müssen aber nie so sehr prädominiren, dass der unpartheyische Leser zweifelhaft wird ob Erforschung der Wahrheit, oder geflissentlicher Tadel dieser und jener Localverfassung oder Localverfügung der Hauptzweck des Vf. war. Denn wenn das letztere auch zu seiner Zeit noch so heilsam, und für einen gewissen Theil des Publikums noch so interessant ist, so hat doch ein andrer Theil des Publikums gerechte Ursach, sich zu beschweren, dass man ihm diese Localkritik unter einer Aufschrift, die ein allgemeines philosophisches Raisonnement verspricht, aufzudringen suchte.

Ohne Druckort: *Freymüthige Betrachtungen eines philosophischen Weltbürgers über wichtige Gegenstände, entsprechend den Bedürfnissen unsers Zeitalters und des Menschengeschlechts.* 1793. 206 S. 8. ohne die Vorrede.

Schleswig u. Leipzig, b. Boie: *Ueber die jetzige politische Lage Europens.* Nebst einem Anhange. An alle Gutgesinnte. 1794. 50 S. 8.

Wir stellen diese beiden Schriften ihres gleichartigen Inhalts wegen zusammen, ob sie gleich übrigens unbezweifelt von verschiedenen Verfassern herrühren.

Die *erste* enthält vorzüglich einige historische Bemerkungen über die jetzigen Zeitläufte, besonders in Beziehung auf die österreichischen Staaten. Man findet hier allerdings manches Wahre und Treffende, aber noch mehr Uebertreibungen, unbestimmte Behauptungen und unrichtige und schiefe Darstellungen. Notwendig muss der Vf. eben durch diese Mischung von guten, mittelmässigen und schlechten Sachen seinen Zweck bey manchen und oft verfehlen.

Zuerst schaale Gemeinplätze über den Nachtheil zahlreicher stehender Heere, vermischt mit einigen, zum Theil schief angewandten Anekdoten. Militairisches Ehrgefühl. *Trajan*, wenn er Officiere machte, gab ihnen den Degen mit den Worten: *pro me: si merear, in me.* *Souwarof* soll fast ohne Kanonen, ohne nöthige Leitern und anderes Zugehör, vorzüglich durch das Zutrauen des grosen Haufens, mit dem er als Bruder und Kammerad lebt, Ismael im Sturm erobert haben, der auf beiden Seiten 30000 Mann kostete, und wobey die

die Stimmen über die Hofe zusammen schmolzen. Vom Corps Diplomatique, unmäßiges Geschwätz. Von geistlichen Reichsfürsten; übertriebene Schilderung der Mißbräuche an geistlichen Höfen, und der Schwäche einiger Fürsten, besonders eines der ansehnlichsten geistlichen Fürsten, gegen den der Vf. sich Ausfälle erlaubt, die durch nichts zu vertheidigen sind. Von der Revolution in Frankreich und dem daher entstandenen Kriege, alles bis zum Theil ausgedroschene Declamationen über die entferntern Ursachen der Revolution und die Sonderbarkeit des Krieges gegen Frankreich. S. 110 steht eine nicht bekannte Anekdote, deren Werth wir aber nicht verbürgen wollen. Im Jahre 1755. wären zwey wichtige Franzosen, wovon der eine seine Tochter bey sich hätte, nach Mainz gekommen, um dem Minister des Kurfürsten, Grafen *Stadion* den Plan einer Verschwörung zu entdecken, welche nichts geringeres als die Absetzung des Königs und eine gänzliche Veränderung der Regierung zum Ziel hatte, damit der Kurfürst zu seiner Zeit die Sache bey dem Reichstage und an deutschen Höfen so einleiten mögte, dass alles Aufsehen vermieden würde. Der Kurfürst vertraute sich dem kaiserlichen Gesandten, Grafen *Pergen*. Dieser reiste mit der wichtigen Nachricht schleunigst nach Wien. Als er ankam, war Tags zuvor der Allianztraktat mit Frankreich unterzeichnet. Er erhielt die Weisung der Sache eilfertig vorzubeugen. Die Franzosen merkten auch bald, dass sie verrathen wären. Der eine erschoss sich; seine Tochter stürzte sich in den Rhein, der andere verschwand auch, ohne wieder nach Frankreich zu kommen. Von Oesterreich. Den Wienern wird Eingeschränktheit und Selbstdünkel schuld gegeben. Schlechte und dennoch äuserst lucrative Verwaltung der Posten. Häufiger Gebrauch des sogenannten *Secret de la Poste*, gewisser Kunstgriffe die Briefe zu öffnen, die Petschafte mit einem *Amalgama* abzudrucken, um das schändliche Handwerk von Geheimnisspähern und Delatoren treiben zu können. Recht der Künstler und Handwerker nach einem *Hof*-Titel. Voreiliges Verbot fremder Fabrikwaren. Joseph II. soll nichts eigentlich für Wissenschaften und Aufklärung gethan, nur bloss mittelbar einige Veranlassung und Ermunterung gegeben haben. Die Wiener Gelehrten sollen fest überzeugt seyn, dass ihre Universität die erste in Europa sey. Erstaunende Menge der Adelichen in Wien. Lächerlichkeiten, die aus dem Unterschiede zwischen der hohen und niedern Noblesse, und aus dem Dünkel auf alten Adel fliessen. „Wenn „jemand das Recht hat" sagt Marius beym Sallust, „mich „meines Adels wegen zu verachten: so thut er auch „das nemliche an seinen Vorfahren, welche eben so „wohl mit neuem Adel angefangen haben." Gebrechen des Gouvernements, vorzüglich sichtbar durch Seichtigkeit der Köpfe, so mancher Beamten und durch Partheylichkeit für gewisse Kriecherey. *Iffland* belegt unser Kratzmann mit dem neuen Namen *Pflumenfeh!* Nachtheile des Majorats. Wirksamkeit des Adels und der Geistlichkeit den Krieg gegen Frankreich anzuspinnen. Schlimme Folgen der gutgemeynten Verordnung Kaiser Josephs, dass niemand zu Beförderung und Gehalt gelangen soll, der nicht zuvor als Praktikant auf Kanzleyen gestanden habe. Drückende Auflagen auf die Ungarischen Producte.

In der *zweyten* Schrift findet man unter der Rubrik: *Glaubensbekenntniss über die gegenwärtige politische Lage Europens; von einem menschlichen Menschen, der nicht in einem schlechten Staate wohnt, aber an seinen unglücklichen Mitmenschen völlig Antheil nimmt*, einige durch nichts ausgezeichnete Resultate der Betrachtungen des Vf. über die französischen Angelegenheiten, die besonders darauf hinausgehen, ein billigeres Urtheil über die jetzige Verwirrung in Frankreich zu veranlassen, wobey den Umständen alles das eingeräumt würde, was ihnen in der That zuzuschreiben ist; denn aber auch den jetzigen Krieg als thöricht und gefährlich darzustellen, und die Deutschen zu ermuntern, gegen jede Theilung auf der wachsamsten Hut zu seyn. Die zweyte Hälfte von S. 30. u. f. — besteht aus einem Abdruck der von *Wieland* mit Recht so sehr empfohlenen *Recapitulation* einiger neu gemachten Entdeckungen im Reiche der Wahrheit am Ende des achtzehnten Jahrhunderts, aus dem 5ten Stücke des Schleswigischen Journals für 1793, nebst den Aeusserungen Wielands im August des Merkurs für 1793, die ihrer Gemeinnützigkeit wegen auch durch diese Blätter wieder verbreitet werden sollten.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HALLE, b. Kümmel: *Versuch über Lucian oder Gemälde alter und neuer Sitten*, aus dem Italienischen. 1793. 182 S. 8.

Die Briefe aus denen dieses zu Venedig 1789. erschienene Werk besteht, sind an eine Dame gerichtet, und enthalten über den Lucian nicht mehr als etwa eine Dame zu wissen nöthig hat. Neue Gesichtspunkte, aus denen die Werke dieses berühmten Schriftstellers betrachtet werden könnten. Schilderungen seines Geistes, Analysen seiner Manier, würde man vergeblich in demselben aufsuchen. Nur hin und wieder hebt der Vf. einzelne Stellen aus seinen Werken aus, um aus ihnen zu zeigen, wie Lucian die Religion seiner Zeit, die philosophischen Betrüger, die hochmüthigen und intoleranten Secirer, die Geizigen und die Tyrannen gezüchtigt habe. Tief ist nirgends geschöpft; und auch von der Oberfläche ist nur so viel weggenommen, als der Vf. für brauchbar hielt, um gewisse Dinge, welche ihm am Herzen gelegen zu haben scheinen, an den Mann zu bringen. Denn in der That handelt der gröste Theil dieses Buches nicht vom Lucian, gleich in dem ersten Briefe nimmt er von der Erziehungsgeschichte des Samosatensers Gelegenheit über die Ausbildung der untern Stände und über das thörichte Streben, besonders der Landleute, sich aus ihrem Stande zu erheben, zu sprechen. Er sagt hierbey manches Gute, wie dies denn bey einem solchen Gegenstande nicht schwer ist. In den übrigen Briefen zieht er häufig gegen die neue Philosophie zu Felde, worunter er die Philosophie der Franzosen, vornemlich der Encyklopädisten versteht, denen er ihre cosmogonischen und ontologischen Träume, aber noch

mehr ihre grenzenlose Eitelkeit, ihre Intoleranz und Inconsequenz, nicht eben mit grossem Unrechte, vorrückt. Schade, dass diese Angriffe so spät kommen, und keinem der getadelten Philosophen mehr nützlich werden können; wodurch zwar nicht die Richtigkeit, aber wohl das Verdienst der Anklage um ein grosses geschmälert wird. Weiterhin spricht er über die Bildung der Grossen und den Einfluss des Geldes auf die Staaten und Menschen. — Der Vortrag in dieser Schrift ist unterhaltend und abwechselnd, so viel sich nemlich die Eigenschaften desselben durch das Medium der elendesten Uebersetzung erkennen lassen. Von der Sprache des Originals versteht ihr Verfertiger nicht mehr als sich nothdürftig aus dem Wörterbuche lernen lässt, und von seiner eignen weiss er so viel als nichts. Von Schicklichkeit im Ausdruck hat er gar keinen Begriff. S. 27. lässt er den Jupiter zum Amor sagen: hörst du, Amor, nicht auf, mich mit deinen *geilen* Waffen anzufallen; wo das Original wahrscheinlich *arme lascive* hat. — Der erste Periode lautet folgendermassen: „Sie wollten gerne den Lucian kennen (lernen) Lucian schreibt *von Liebschaften und angenehmen Dingen; und* deshalb gebührt ihm mit Recht ein Platz unter den Zierrathen *auf* der schönen Toilette *cultivirter* (coltivate) und den Grazien werther Damen, *wie Sie sind.* Es würden aber *die groben Zoten* und die Irreligion, die ihn gar zu *sehr* verunstalten, Ihre keuschen Blicke beleidigen. Ich will Ihnen lieber den Lucian von *Häßlichkeiten* gereinigt so darstellen, dass er sie auf eine *liebliche* Weise unterhalten soll, *ohne sich im geringsten für* (vor) *ihm schaudern zu dürfen.*" Am Schlusse dieses so wohl begonnenen Briefes lässt der Uebersetzer den Verfasser von den wenigen Kenntnissen sprechen, die sein *schwacher Kopf* (debile ingegno) sich habe erwerben können. Dann setzt er hinzu: „ich wünsche, *holdseligste Frau*, mir noch zur Belohnung meiner Studien weiter nichts als *ihr grossmüthiges Mitleiden* (mit seinem *schwachen Kopfe* wahrscheinlich. Doch wird wohl der Vf. indulgenza geschrieben haben.) Noch einige kleine Proben S. 20. Lucian wollte mit seinem muntern Geiste die platonische Aufmerksamkeit (?? vielleicht gravità) dadurch aufheitern, dass er in das Gespräch das Gepränge und die artigen Schwenke (Schwänke) der Comödie (gli ornamenti e scherzi della Commedia) brächte, womit er dann eine von den zwey jetzt genannten Gespräche (Gattungen des Gesprächs) geschwängerte (impregnata) dritte Gattung von Gespräche erschuf. S. 21. die höllischen Schatten *gli ombri infernali.* — *giovine* wird immer durch ein *junges Bürschchen* gegeben. S. 71. wird gesagt, dass Lucian die Philosophen (in dem Piscator sive reviviscentes) mit Schauspielern vergleiche, welche auf der Bühne die Rolle von Helden spielten, (Lucian nannte den *Achill*, *Theseus* und *Herkules*) im gemeinen Leben, aber die nichtswürdigsten Menschen wären. Hier macht der Uebersetzer aus den Schauspielern *Seiltanzer*, und unter den Helden der Bühne führt er statt des *Achilles* den *Aristoteles* auf. Einen *finto filosofo cinico* übersetzt er durch einen *hündischen Philosophen* und *au travers de la sa modestie* heißt bey ihm *quer durch seine Bescheidenheit.*

Leipzig, b. Hertel: *Neue chemische und medicinische Erfahrungen über die Angusturarinde und Hoffmannas auflösliches Quecksilber.* A. d. Latein. Mit einigen Anmerk. 1793. 111 S. 8.

Die erste dieser beiden Abhandlungen ist eine Uebersetzung von Diss. de cort. Angusturae etc. Auct. *Fiter.* Jen. 1791. Die, nur mit geringen Mengen angestellte, Untersuchung des Verhältnisses des harzigen und wässrigen Extracts trift mit dem, schon von *Heyer* angegebenen, ziemlich zu. Ihre zusammenziehende Kraft sey geringer als die der Chinarinde. Einige neuere Beobachtungen, welche die gute Wirksamkeit derselben in Wechselfiebern, Faulfiebern, Ruhr und Durchfall bestätigen. — Die zweyte besteht in der Uebersetzung von *Amelung's* Diss. de mercurio solubili Hahn. Jen. 1792. Wirkungsart des Quecksilbers im Allgemeinen. Chemische Zubereitung des auflöslichen Quecksilbers zum Niederschlagen desselben sey es einerley, oder noch besser, statt des ätzenden Salmiaksgeistes, das aus kalcinirten Eyerschalen bereitete Kalkwasser anzuwenden; — welcher Meynung Rec. nicht ist. Wirkung und Gebrauch. — Die vorgegebene leichte Auflösbarkeit desselben in Essigsäure und in mit fixer Luft geschwängertem Wasser ist doch nur unter gewisser Einschränkung zu verstehen. Zuletzt einige neuere Beobachtungen zu Gunsten dieses Mittels. — Druckfehler, als S. 80*) *Weingeistsilber*, st. Quecksilber S. 93. *Fenchelsalbe* st. Fenchelsamen, hätten doch bey so wenigen Bogen leicht vermieden werden können.

Landau, b. Silberling u. Comp.: *Geist des Sokrates ein Lesebuch zur Seelenbildung.* 1793. 192 S. 8. (12 Gr.)

Dieses Lesebuch hat unstreitig den Titel: *Geist des Sokrates*, wie *lucus a non lucendo*, weil schlechterdings auch nicht die kleinste Spur von Sokratischen Geiste darin zu entdecken ist. Es enthält eine Reihe kurzen Erzählungen, Anekdoten und Gedichte, die ohne Plan und Zweck unter einander geworfen und an sich leer und geistlos sind, ausgenommen wo aus *Gellert*, *Hagedorn*, *Gleim* u. a. eine moralische Erzählung genommen worden. Es kommen auch sogar manche Sächelchen darin vor, die nichts weniger als einen moralischen Eindruck machen dürften. Häufiges Schnitzern wider die Sprachlehre und Rechtschreibung verräth sich bey einem solchen Autor von selbst. S. 14. „*Worte eines sterbenden Vaters zu seinen Kindern*" (an seine Kinder). „Seht meine Lieben! so ist der Mensch. Achtzig Jahre sind vorüber, froh *lebt'* ich sie *durch*. Hab' sie (ich habe sie) kennen gelernt die Welt in jedem Betracht (e). Die Stunde meiner Auflösung nähert sich; *muss* (ich muss) fort. Wyhlan denn die Bibel (wie bewunderungswürdig das zusammenhängt!) sey das Buch, das ihr gemeinschaftlich *lesen* (!) sollt. *Lehret* sie die (ihre) Lehren *unmittelbar* (?) beglücken sie den Menschen." Doch kein Wort weiter über dieses magere Product! Wer an unserm Urtheile darüber zweifeln sollte, der lese es auf seine Gefahr selbst.

KLEINE SCHRIFTEN.

GOTTESGELAHRTHEIT. *Strassburg*, b. Heitz: *Abweichungen des Hannöverischen Catechismi von der Bibel und den Bekenntnissbuchern der protestantischen Kirche.* Von D. *Johann Michael Lobstein.* Da aber die Leute schliefen, kam der Feind und streuete Unkraut zwischen den Weizen. Matth. XIII, 25. 1792. 16 S. 8. „Da dieser Catechismus mit stehenden Buchstaben gedruckt und folglich dessen Vermehrung in alle Welt, und so mit *Christi Entehrung* in alle Welt verbreitet werden solle, so wirds doch wohl eines christlichen Theologen (?) Pflicht seyn, auch ein Scherflein (ja wohl, ein wahres Scherflein) zur Ehre Jesu herzugeben, damit soviel an ihm ist (d. h. sehr wenig), die Seelen, die der Herr mit seinem Blut erkauft hat, nicht irre geführt (!), der Glaube nicht verrückt und die Gemüthsruh (die Spötter nennen das die faule Vernunft) als der einige Zweck aller Religionen nicht untergraben werden möge." Nach diesem prologus galeatus seufzt Hr. *L.* die Verblendung der hannöverischen Consistorialen, in der sie „die leidigen Wirkungen der bösen Engel und des Teufels mit Stillschweigen übergangen, in der sie dem Menschen einen freyen Willen zuschreiben, der sich zu edlen Tugenden gewöhnen könne; in der sie von der sowohl thätigen, als leidenden Genugthuung Jesu viel zu wenig sagen, ohne welche wir doch im *ewigen Feuerpfuhl* büssen müssten; in das sie über das *officium sacerdotale*, ohne welches doch Jesus nicht auf die Sünden der Väter zurückwirken konnte, viel zu leicht hinweg gehen" u. s. w. „Es ist demnach, schliesst der eifernde Vf. dieser Catech. *meiner* Einsicht nach bey der es auch wohl bleiben mag), ein aufgewärmter, bereits im 3ten Jahrhundert verdammter Irrthum in der Lehre von Gott, vermischt mit socinianisch naturalistischen Grundsätzen, in der Lehre von der Genugthuung und dem menschlichen Verderben, den *Herrn* Pontificiis sowohl, als den *Herrn* Reformirten favorisirend in der Lehre vom heil. Abendmahl; kurz ein Nationalkatechismus, der die Religionen zusammenschmelzen soll in Lehren, die in der Bibel keinen Grund haben. Darum: ach bleib bey uns Herr Jesu Christ, weil es nun Abend worden ist" u. s. w. In der That scheint es in der Seele des Hrn *L.* nicht nur Abend, sondern dunkle Mitternacht zu seyn.

GOTTESGELAHRTHEIT. *Norimbergae*, b. Stein: *Figmentum de anima humana, ante subtet terra existente, quam corpori coniungeretur, Ebraeis falso attributi demonstrat — O. Th. Serz*, 1792. 22 S. 4. Der Vf. gründet seine Behauptung auf eine Stelle des Philo und auf etliche des N. T. Allein alles zugegeben, so scheint derselbe doch weiter nichts bewiesen zu haben, als dass auch jene Meynung, nach welcher man den noch nicht mit dem Körper verbundenen, oder von demselben getrennten Seelen ihren Aufenthalt in den obern Regionen angewiesen, unter den Juden Statt gefunden habe. Durch einen Druckfehler steht pag. 18. Ps. 135. 15.

ÖKONOMIE. *Stuttgard*, b. Cotta: *Anleitung zur Taxation und Eintheilung der Laubwaldungen; nach einem Plan und vier Tabellen.* Von J. M. J. 1794. 88 S. 8. (20 kr. rhl.) Der Vf. erklärt in der Vorrede: Er schreibe als Förster, blos für sein Vaterland, nicht als Gelehrter. — Das Werkchen ist in vier Kapitel abgetheilt. Das 1ste handelt von *Messung* der Waldungen. Belehrungen für Geometer kommen hiebey nicht vor; sondern blos Bemerkungen, was nach allgemeiner Messung einer Waldung von dem gefundenen Flächen-Inhalt abzuziehen, oder besonders auszuzeichnen sey; z. B. Seen, Wiesen u. s. w. Eine beygefügte Zeichnung eines eingetheilten Forstes erläutert, was der Vf. hiebey zur Vorsicht empfiehlt. Das II. Kap. legt die Gesinnungen des Vf. über Taxation eines Waldes dar. Er hält nicht viel auf *mathematische* Taxationen; glaubt, sie nehmen zu viele Zeit weg, verursachten zu grosse Kosten, und gewährten doch keine Gewissheit. Es ist hier der Ort nicht, seine Zweifel zu widerlegen; wir bemerken blos, dass gute Forsttaxatoren, bey Anwendung ihrer Mathematik, allerdings schon längst Vorsicht gebrauchen, um nicht Fehlschlüsse von der Gattung zu begehen, deren der Vf. erwähnt. Er hält dafür: „die beste Schätzung, sey die, welche durch redliche „Leute, die ein geübtes Augenmass haben, unternommen wer„de; und am besten taugten hiezu alte erfahrne Holzhauer, die „in Beyseyn der Förster die Taxation zu verrichten hatten. „Der Forstbeamte habe dieselbe in einer geraden Linie, so na„he dass sie sich sehen könnten, durch den Wald fortrücken zu „lassen, und sie müssten, in gleichen Entfernungen, jeder seine „nächsten Bäume überschauen und schätzen. — — Wir müssen bekennen, dass uns der Glaube des Vf. nicht überzeugt habe. — — Hierauf folgen Vorschriften, wie Special-Tabellen über die geschätzte Waldungen anzulegen seyn. Das III Kap. giebt einige Regeln über Verfertigung eines Forstetats, über Bestimmung der Hauungsperioden, bey Stammholz und Schlagholz, und erläutert abermals die Vorträge durch Tabellen. Das IV Kap. handelt von den Erfordernissen gehöriger Holzberichte, und deren schicklicher Einrichtung. Die Muster und Beyspiele, welche der Vf hiebey mittheilt zeugen von vielem Fleiss, und rühmlicher Liebe zur Ordnung.

GESCHICHTE. *Hildburghausen*, b. Hanisch: *Criminalprocess Roberts von Artois*, Graf (en) von Beaumont, Pair (s) von Frankreich. Aus dem Französischen des Herrn *L'Averdy*. 1793. 84 S. gr. 8. Nicht eine Schrift des Hrn. *L'A.*, sondern nur von ihm in den bekannten *Nachrichten und Auszügen aus den Handschriften der K. Bibliothek zu Paris* herausgegeben und wie die andern Stücke hier besonders ausgegeben, was diese wohl recht dient. In dem sonderbaren Detail dieses Processes, der mit Urkundenverfälschung anfieng und mit Einmischung des Teufels schloss, liegt Stoff genug zu lehrreichen Betrachtungen über das damalige Criminalverfahren (welches Hr. *L'A.* sorgfältig mit dem neuern vergleicht), über die Sitten und über den Geist der Zeit. Merkwürdig ist insonderheit das Benehmen des Königs, nach den ihm Robert gegen den Vorwurf der Empörung den Vorwurf des Meuchelmords zurückgegeben hatte. „Man „sieht, sagt Hr. *L'A.* S. 50 f., wie die königliche unabhängige „Majestät auf die Vorwürfe einer leitet Unterthanen antwortet, „seine Beschuldigungen widerlegt, und ihm alle mögliche und „gerechte Mittel sich selbst zu vertheidigen, ertheilt. Dieser Act „heisst im Proceß und in der Handschrift *die Entschuldigungen „des Herrn R. v. A. und die Antworten des Königs auf dieselbi„gen.* — Hr. *L'A.* nennt dieses das *einzige Beyspiel in seiner Art*, aber auch einen Beweis: *„was für eine alte Einfalt und „was für ein Geist der Gerechtigkeit diese alten Zeiten belebt habe."* Auf die Verdeutschung dieser Schrift scheint etwas mehr Fleiss gewendet zu seyn, als vor einigen Jahren von der Uebersetzung des ersten Bandes gerühmt werden konnte (*A. L. Z.* 1791. Nr. 206): allein sie lässt doch immer noch sehr viel zu erinnern übrig. — So ist es gleich S. 4. ganz fehlerhaft, wenn die Abstammung des Grafen von Artois so angegeben wird: *„Sein Sohn* u. s. w. *Er zeugte* u. s. w. *Er heurathete* u. s. w. Dieses *Sein* und *Er* sind unrichtige Beziehungen, denn sie führen zurück auf Ludwig VIII, von welchem vorher die Rede war. Nothwendig mussten die verschiedenen Generationen durch *diesen* oder durch Wiederholung der Namen entschieden werden. — S. 5. „woraus eine Menge von Ungemach herausfloss." — S. 53. findet man wie mehrmal, die falsche Construction: *das — so* u. s. w. — S. 84. *„alldieweil* der Bischof das Richteramt *exercir„te."* Ob *wegen* mit dem Genitiv oder mit dem Dativ construirt werden, scheint dem Uebersetzer gleichgültig zu seyn; wenigstens sagt er: „wegen *dem* Ungehorsam, wegen *des* Nichterscheinens.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 10. September 1794.

PHILOLOGIE.

HALLE, b. Curts Erben: *Joh. Simonis — Lexicon manuale hebraicum et chaldaicum*, in quo omnium textus sacri Vet. Test. vocabulorum hebr. et chald. significatus secundum primitivorum et derivativorum ordinem explicantur; optima quaevis ex aliis Lexicis scriptisque philologicis collecta exhibentur, plurima vocum etyma restituuntur, integrae phrases illustrantur, et subinde cum graecis ac latinis conferuntur, nominum derivatorum discrimen ex ipsorum formis definitur, anomaliae, quantum fieri potuit, ad analogiam reducuntur, variantes lectiones, quas Kri et Ketibh (Cetibh) vocant, enodantur et multis denique vocibus locisque obscuris lux affunditur. *Recensuit, emendavit, auxit Jo. Godofr. Eichhorn*, M. Britanniae Regi a Cons. Aul. et Prof. P. O. Georgio Augustae. *Editio tertia.* 1793. auf 1766 und XXII S. gr. 8.

Die erste Ausgabe dieses Werks von 1756 enthielt ohne den Index Latinus 1082 Seiten, die zweyte 1100. Die jetzige hat also eine beträchtlich gröfsere Ausdehnung, welche aber doch nicht blofs den hinzugekommenen Vermehrungen, sondern auch einer minderen Sparsamkeit im Druck zuzuschreiben ist.

Der, von Simonis entworfene, sehr ausführliche Titel enthält auch jetzt noch den Plan, welchen die gegenwärtige Ausgabe vor sich hatte. Nur die Worte: *nominum derivatorum discrimen ex ipsorum formis definitur*, hätten weggestrichen werden sollen, da, was Simonis oft (doch nicht immer) allzu subtil und künstlich über die Formen der Worte erinnert hatte, schon zum Theil in der zweyten, und noch mehr in dieser Ausgabe weggeblieben ist. Die übrigen auf dem Titel angegebenen Obliegenheiten eines Lexicographen werden am besten für unsere beurtheilende Anzeige die Rubriken seyn können, unter welchen wir, was geleistet sey und was wir vermissen, angeben können, da wir eine aus so vielem Einzelnen bestehende Materie wenigstens einigermasen ordnen wollen. Um unser Urtheil zu bestimmen, haben wir nicht nur die Manier der Bearbeitung im Ganzen betrachtet, sondern auch viele Themata und Worte aus dem ganzen Werk mit Auswahl geprüft, und den ersten Buchstaben, da der Fleiss der Bearbeitung gleich beym Anfang einer so mühsamen und ermüdenden Unternehmung wahrscheinlich in der vollsten Thätigkeit gewesen ist, gröfsentheils Wort für Wort untersucht. Zu unsern Bemerkungen nehmen wir die Belege meist aus dem ersten Buchstaben, weil es unbillig seyn würde, Materie zur Kritik aus dem Ganzen eines so vielfach zusammengesetzten Werks zusammengetragen zu haben.

Die Aufnahme dieses neubearbeiteten hebr. Lexicons in den meisten gelehrten Anzeigen, die uns bisher zu Gesicht kamen, hat uns zu unserer Befriedigung überzeugt, wie allgemein das Bedürfniss gefühlt worden ist, dafs in diesen Fundamenten der hebräischen Literatur weit mehr, als bisher, geleistet werden müsste. Aber diess wirklich zu leisten, ist eine schwere und abschreckende Unternehmung, deren Ausführung in dem gegenwärtigen Werk gar nicht erwartet oder gefodert werden dürfte, wenn es nicht vor allem gewiss wäre, dafs es Hr. E. seit einer guten Reihe von Jahren zu bearbeiten übernommen hatte. Unter solchen Umständen ist es dann so möglich als nöthig, dafs man, besonders wenn man bey Vorlesungen über das A. Test. oder bey Beurtheilungen anderer Schriften auf einzelne schwere Worte und Stellen zu verschiedenen Zeiten hingeleitet wird, bald da bald dort ein ganzes Stammwort mit seinen Derivaten neu untersucht, seine Bedeutungen ohne alle Anhänglichkeit an das Hergebrachte prüft, berichtigt, classificirt, und also nach und nach die schwersten Materialien ins Reine bringt, ehe man die ganze Last in Bewegung zu setzen anfängt.

Denken wir, nach einer sehr natürlichen Ideenassociation, an das Schleusnerische Lexicon über das N. T., so ist das gute Beyspiel einer äufserst fleissigen und geordneten Bearbeitung auffallend, welches in manchen Rückfichten daher noch genommen werden könnte. Ein gutes Wörterbuch, das sich auf ein bestimmtes Volumen von Schriften bezieht, sollte nach jenem Beyspiel *jede Stelle*, wo eine *schwere Form*, eine *schwierige Bedeutung* vorkommt, nicht nur angeben, sondern kurz mit einer geprüften Uebersetzung begleiten. Wird der Raum überhaupt schriftstellerisch und typographisch (und welches Beyspiel gab hierin Castellus!) für das Nothwendige und Beste möglichst gespart, so würde er hiezu hinreichen. Das blofse Citiren einiger Stellen hilft, zumal da sich leicht Druckfehler in die Zahlen einschleichen, dem, der ein Handlexicon bedarf, sehr wenig. Auch die bekannten Bedeutungen, kurz die ganze Genealogie eines Worts genau zu *ordnen*, ist unerlässliche Pflicht des hebräischen Lexicographen. Eine solche Deduction gilt oft schon für einen Commentar, und man versteht nie ein Wort ganz, wenn man den Zusammenhang seiner Bedeutungen und ihr Abfliefsen aus der Quelle nicht einsieht. Dabey ist für eine *gewöhnliche* Bedeutung und Form in einem Handlexicon meist Eine angeführte Stelle schon hinreichend. In allen diesen Stücken aber mufs der Bearbeiter den nach gehöriger Prüfung von ihm angenommenen Regeln festen Fufses folgen. Hr. E. sagt in seiner Allg. Biblioth. der bibl. Litt. V. Bd. III. St. in einer Selbstrecension: es sey nicht Nachlässigkeit, nicht

Richtigkeit, nicht Uebereilung, wenn er sich in mehreren Artikeln *zu widersprechen scheint*. Es sey Folge seiner Bemühung, auch anders denkenden brauchbar zu werden, Folge seiner Entfernung von der Anmafsung, seine Ueberzeugung für die allein richtige anzusehen und aufzudringen! Uns scheint der letztere sehr rühmliche Zweck ohne den Schein von Inconsistenz und Widerspruch mit sich selbst wohl erreichbar. Der Lexicograph, welcher seine Meynung nicht allen aufdringen zu wollen die nothwendige Bescheidenheit hat, führe nur, was von andern mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit über ein Wort oder eine Stelle gezeigt ist, zugleich neben seiner Deutung an. Wie dieſs der Ausführung nur alsdann werth ist, wenn es übrigens das Beste ist, was sich bey andern fand, so mufs dann doch der Lexicograph in seiner eigenen Erklärungsweise immer den nemlichen Gang gehen, und sich selbst getreu bleiben, so lange er seine Grundsätze für richtig hält. Nie wird es alsdann scheinen, dafs er sich selbst widerspreche. Eben so wenig aber, dafs er gegen andere zu anmafslich sey. Er wird für fremdes Verdienst vielseitig seyn, aber auch sein eigenes durch Festigkeit in Grundsätzen und Anwendungen vor allem dem Verdacht von selbst sichern, gegen welchen Hr. E. zum voraus sich zu verwahren für nöthig gefunden hat. Wie die Bearbeitung eines Lexicons alles wortreiche verbietet, und jede leere Rednerfigur weggeschnitten haben will, so sehr ist eine gleichförmige Behandlung des Ganzen nothwendig. Es ist auffallend, dafs von vornen herein das gegenwärtige Werk eine viel weitläuftigere Anlage hat, als in den nachfolgenden Artikeln und Buchstaben. Das א nimmt 193 S. ein, das ה, welches doch zwey reiche Buchstaben in sich vereinigt (ח und ה) und überhaupt der vollste Abschnitt eines hebräischen Wörterbuchs seyn mufs, hat nur 186. In die erste Ueberarbeitung schleicht sich leicht eine solche Ungleichförmigkeit ein. Da aber ein Lexicon doch nicht in den Druck gegeben werden kann, ohne ganz fertig, und mehrmalen revidirt zu seyn, so hätte durch Weglassung manches sehr unnöthigen, zur Literatur der Worterklärungen entweder beybehaltenen oder neu eingeschobenen Excerpts die Harmonie der ganzen Bearbeitung hergestellt werden können. Wenigstens was offenbar zweckwidrig ist, sollte dem vielen Nothwendigen Platz machen. Und würde auch durch alle mannigfaltige Auslassungen nichts erreicht, als Verminderung des dicken, für die Menge kostbaren Volumens, so wäre der Gewinn schon reell genug. Nur wenige Beyspiele! In das Lexicon gehört die *Bedeutung* des Buchstaben א. Aber alle übrigen 7 Usus desselben, wie sie S. 1. stehen, gehören in die Grammatik und Formenlehre. Sogleich der erste Artikel hätte also, da Hr. E. was aus der Formenlehre sonst von Simonis angegeben war, mit Recht wegliefs, von 18 Zeilen auf 3 planmäfsig zurückgebracht werden sollen. Viele unnöthige Literatur ist mit gröfstem Recht weggelassen. Aber, wenn je eine der schlimmsten Parthien daraus S. 34. unter: Adam, beybehalten werden sollte, so bedauerten wir dennoch überdies für die Epicrisis: *ne harum nugarum patronos et impugnatores revocando plus chartae, olei nue otii perdamus*, verschwendeten Raum, da wir sie noch mehrmalen finden, und sie, so scharf sie klingt, den Andersdenkenden doch nicht belehrt. Auch wir wissen nicht, aus welchem Grunde Hr. E. die *zweyte* Ausgabe des Lexicons öfters noch zum Nachschlagen allegirt, da die längst unternommene Veranstaltung einer dritten den Mangel an Exemplarien der zweyten voraussetzt. Aufser der veralteten Literatur hätte noch eine Ueppigkeit der Arbeit von *S.* öfter beschnitten werden sollen. Nach der Art seiner Zeit illustrirte *S.* oft die bekanntesten Bilder aus einem Mischmasch von lateinischen und griechischen Stellen, die so leicht aus jedem Index zusammen zu stoppeln sind. So gehen auf der nächsten Seite (p. 35.) eilf Zeilen über dergleichen Citationen verloren, um den Tropus *Traubenblut* sogar aus Achilles Tatius etc. zu belegen. — Selten ist ein schwereres Wort, bey welchem nicht eine oder einige Deutungen noch nachgeschleppt würden, die gleich auf den ersten Anblick so verwerflich sind, dafs sie kaum in einem kritischen, den ganzen historischen Gang der Sprachforschung umfassenden Lexicon zur Warnung ausgezeichnet werden dürften. S. Obnaim, Abrec, Abin, Aegofs, Adar etc. Sind noch in einem Handlexicon mehrere Zeilen zu verlieren, dafs מאד nicht von מרד abstamme? dafs אגוז nicht mit أجاص zu vergleichen sey? u. dgl. m.

Einige andere Desiderata mögen unter den Hauptrubriken, welche der Titel des Werks vorzeichnet, auftreten.

1. Die erste Erfodernifs eines hebr. biblischen Handlexicons war: *alle* Worte des hebräischen und chaldäischen Textes *nach der Ordnung der Stammwörter* zu verzeichnen. Sehr gut ist deswegen, dafs die Nomina propria in diese Ausgabe auch eingetragen worden sind, wenn gleich hie und da noch eines fehlen mag. (Dafs Thallaba p. 2. auf d'Anvilles Karte inter gr. long. 36. 37. lat. 53. 54. liege, ist, im Vorbeygehen dies zu sagen, unrichtig. Es ist dort sub gr. long. 37. und lat. 59.) Gar zu viele Abweichungen hingegen finden sich von dem Gefetz, jedes Wort *nach Ordnung der Stammwörter* aufzuführen. אבל müsste unter בל stehen, da das א nur formativ ist; אבן leitet Hr. E. mit grofser Wahrscheinlichkeit von בנה ab, es sollte also dorthin versetzt seyn. דם *Blut* ist gewifs ein ursprüngliches Wort, von welchem eher אדם *roth seyn*, abzuleiten wäre, als umgekehrt. אדר *area magna* p. 40. ist אבדר. Dies Wort gehört also zu א — דר *non* und *vas* aber nicht unter אוד *voluit*. Noch viel häufiger hätten Worte unter andere Stammworte versetzt werden sollen, wenn nach der dritten Regel des Plans die Stammworte genauer aufgesucht worden wären. Worte, die von verschiedenen Wurzeln abstammen, sollten hier nicht mehr gemischt unter einander stehen. Hr. E. unterscheidet selbst unter אגר zwey Radices أوج *beugen, krümmen, belasten*, und أيد *stark, gewaltthätig seyn*. Dennoch stehen die Derivata

rivata von jenem und dieſem ganz ungeordnet. Und doch hätte noch überdieſs bemerkt werden ſollen, daſs אוּר (etwas, womit man das brennende Feuer hin und her wirft, *rutabulum*) zum Rd. ירה وري *jacere* gehöre. Unter רוּל werden zwar S. 521. die Radices حول, خول und حيل unterſchieden, aber die Derivata nicht darnach geordnet, da doch ein jedes Stammwort bloſs ſeine Familie unter ſich haben ſollte. אדשׁ p. 43. als ein eigenes Verbum anzuführen, war nach unſerer Einſicht ſo unnöthig, als unerweislich, da אָרַשׁ Jeſ. 28, 28. ohne Anſtand regulär, als I. perf. fut. Kal überſetzt werden kann, alſo, um ein ἅπαξ λεγομενον ins Lexicon einzuführen, nicht hinreicht. Noch weniger verdient die willkührliche Vergleichung von אדשׁ und ארשׁ auch nur Eine Zeile! Uns iſt, ſo ſehr wir das Gegentheil als unentbehrliche Verbeſſerung der hebräiſchen Wörterbücher wünſchten, faſt kein Beyſpiel aufgefallen, wo die Bedeutungen der Worte genau geordnet, und die Worte ſelbſt, die zu ähnlichen, aber in der That ganz verſchiedenen Wurzeln gehörten, von einander gehörig unterſchieden wären. עדה *tranſiit*, invaſit (عدو) und *ornavit* (عدى). עדר *ſe ſubtraxit* (غدر) und עדר *ordinavit* עזר *ſuſtentavit familiam* (غزل) und עזר *perverſe egit* haben ihre Derivate, wie alle ähnlichen Verba, die wir nachſchlugen, gemiſcht untereinander behalten. Alle ſolche Artikel bedurften einer Umarbeitung.

2. *Das Beſte aus andern Wörterbüchern und philologiſchen Schriften auszuwählen*, war das zweyte Hauptſtück im Plane des erſten und auch des neuſten Bearbeiters. Reichthum an ſolchen Excerpten war hier am meiſten zu erwarten. Hr. E. rühmt ſelbſt, durch Archidiac. *Goez* in Stuttgart und Prof. *Trendelenburg* in Danzig Collectaneen hiezu erhalten zu haben, die theils reich, theils auserleſen waren. Und wie vieles hatte nicht ſchon Simonis theils geſammelt theils nachgewieſen? Bey allem dem, was wir jetzt zuſammengetragen finden, bemerken wir ein auffallendes Miſsverhältniſs, und alſo auf der einen Seite beträchtlichen Mangel. Aus den niederländiſchen Philologen iſt faſt allein, aus deutſchen faſt nichts geſammelt. Wenn wir Boyſen, Schnurrer und J. D. Michaelis abrechnen, ſo wird faſt nie ein deutſcher Ausleger an Stellen, die er beſonders aufgeklärt hat, genutzt. Und doch hatte Hr. E. in ſeinem Plan: *copias philologicas, quae per quinquaginta abhinc annos a viris doctis paratae eſſent*, zu Verbeſſerung ſeines Wörterbuchs anzuwenden. Aber vielleicht nahm *das Beſte* und doch weniger Bekannte der niederländiſchen Schrifterklärer den Beyträgen der Landsleute allen Raum? die unter uns geleſenen Werke mögen alſo zurückſtehen? Rec. iſt ſich aller möglichen Partheyloſigkeit für die deutſchen Bibelforſcher bewuſst, wenn er verſichert, daſs aus den Niederländiſchen hier wahrhaftig nicht bloſs das Beſte, ſondern ſehr häufig Dinge geſammelt ſind, die einem deutſchen Orientaliſten nicht hingehen, noch weniger je aus ihm ausgewählt werden dürften. Hie und da cenſirt Hr. E. ſelbſt ſolche Batavismen von Schultens und ſeiner Schule, wo ſie gar zu ſchlimm ſind. Allein wo „*optima quaevis*“ anzuführen waren, hätten dergleichen Fehler, welche jeder, wenn er die Mittel der hebräiſchen Sprachforſchung auch nur ſo, wie ſie Anfängern gezeigt werden müſſen, kennt, ſelbſt zu beurtheilen im Stand wäre, lieber weggelaſſen, und dadurch ſonſt für eine wahrſcheinliche oder gute Erklärung Raum gewonnen werden ſollen. Nicht ſelten aber ſind ſolche niederländiſche Excerpte ohne Kritik eingerückt, wenn ſie gleich nicht zu den guten Eigenheiten jener Schule gehören. Was iſt es anders, als eine Ausſchweifung jener den Schultenſiſchen Philologen eigenen willkührlichen Kunſt, Grundbedeutungen zu errathen, wenn ſogleich S. 2. „*A. Schultenſio* (bey Abab) *micandi et emicandi notio placet.*“ Dergleichen unerweisliche Placita verdienen von einem Schultens eben ſo wenig, als von Boyſen, eine Anführung. Da die Collectaneen aus den Schriften dieſes Deutſchen, welcher einſt im erſten Anfang des beſſern orientaliſchen Studiums in Deutſchland nach der Weiſe jener holländiſchen Orientaliſten zu philologiſiren verſuchte, ſelten etwas anders, als verwerfliche Wortforſchungen, enthalten, ſo iſt der Raum, den ſie einnehmen, faſt immer für etwas beſſeres verloren, und nichts dadurch gezeigt, als daſs auch ein Deutſcher eine ſchlimme Sitte der Schultenſiſchen Schule zu befolgen gewuſst habe. Deutſche, die ſich mit beſſerem Geſchmack an jene Schule anſchlieſsen, wie *Arnoldi*, wie *Storr*, hätten weit mehrere Beyträge zum *Beſten*, das in einem Wörterbuch zu ſammeln iſt, gegeben. Und hätten nicht Pococks Schriften eben ſo ſehr wegen ihrer arabiſchen Gelehrſamkeit gebraucht werden können, als die Schultenſiſchen? Aber man vermiſst ſogar das Beſte aus ſolchen Schriftſtellern, welche abſichtlich von einem hebräiſchen Wort und gut gehandelt haben. Unter Badal, Daraſch, Merachephet, Chul — wer erwartet da nicht *Aurivillius* eigene Abhandlungen über dieſe Worte benutzt? In der That würde die Bearbeitung dieſer Artikel durch Vergleichung dieſes Schweden gewonnen haben. Rec. bedenkt von ſelbſt, daſs eine Sammlung des Beſten aus den Bibelerklärern ſeit 50 Jahren eine äuſserſt mühſame und zeitfreſſende Arbeit iſt. Er würde auch dann, da der Herausg. ſie ſich zum Plan gemacht zu haben ſelbſt verſichert, dieſs gar leicht entſchuldigen, daſs vieles nicht geſammelt iſt. Aber da unter ſo vielen, welche Auszug verdienten, faſt keiner excerpirt iſt — wie der Sachkundige dieſs nicht bloſs daraus, daſs ſie nicht citirt ſind, einſieht — ſo iſt wenigſtens jene Verſicherung ſehr eingeſchränkt zu verſtehen: daſs „bey der „neuen Ausgabe des Simonis von *allem*, was ſich aus „*deutſchen* und niederländiſchen Schriften zuſammenbringen lieſs, ohne Vorliebe, *mit beſtändiger Rückweiſung „auf die Schriften ſelbſt*, treuer Gebrauch gemacht ſey.“ S. die Selbſtrecenſion des Vf. am angef. Ort S. 563. Hr. E., von welchem das Publicum mit Recht lieber *eigene* Arbeiten annimmt, hätte gewiſs ohne allen Anſtand erklären können, daſs Excerpiren nicht ſeine Sache ſey, und

er also hierin weder im Einzelnen noch im Ganzen Vollständigkeit versprochen hätte, hätte er gar keine Excerpte gemacht oder angenommen, hätte er dagegen das Ganze für sich selbst nach seinen Wortforschungen, wie sie seinen vieljährigen Vorlesungen über das A. T. im Ganzen und Einzelnen schon zum Grunde liegen müssen, durchgearbeitet, und dabey das Beste aus andern zwar geprüft, aber nun blofs in seiner Form gegeben, wer würde nicht: desto besser! ihm zugerufen haben? So, wie die Sache ist, halten wir es nicht für Vorliebe und Einseitigkeit in der Beurtheilungsweise Eichhorns, sondern blofs für Einseitigkeit der vorhandenen Excerpte, dafs die philologische Ausbeute aus Deutschen gegen die niederländische Schule so sichtbar zurückgesetzt ist. Wenn wenigstens der Vf. von seinen Landsleuten sagt: *praeter ingeniam et bonam voluntatem saepenumero vix habent, quo glorientur*, so müsste doch selbst das übrige, wo sie etwas mehr, als guten Willen zeigten, nicht wenig seyn, da offenbar die Interpretation des A. Testam., wie sie in Deutschland getrieben wird, hinter unsern Nachbarn allen nicht zurück ist. Die Schultensischen hebräischen Philologen haben allerdings mehr auf die Deduction der Bedeutungen eines Worts im Ganzen hingearbeitet, da die meisten deutschen Bibelerklärer sich zu begnügen pflegen, für eine einzelne schwere Stelle eine passende Bedeutung zu treffen. Der handschriftliche Bibliothekschatz von arabischen Lexicographen und andern Schriftstellern gab den Niederländern den Stoff zu jener Art von Wortforschung reicher, als den Deutschen Golius und Castellus, — welche übrigens, mit Fleifs benutzt und studirt, doch auch weit mehr geben, als man bey so manchem Lächeln über sie vermuthen sollte. Aber wie haben jene ihren Vorrath genutzt? So, dafs man ihn, weil uns unsere Bibliotheken wenig oder nichts dergleichen anbieten, aus ihnen mit Dank annehmen, gewöhnlich aber eine ganz andere und bessere Anwendung davon machen mufs, als diejenige seyn kann, welche dort, mehr nach Spielen des Witzes als nach ächten Grundsätzen der Interpretation, gemacht ist. Wenn A. Schultens etc. so häufig irgend einen höchst unbestimmten und allgemeinen Significat zur Grundbedeutung setzt, nicht weil er entweder noch jetzt in den verwandten Dialecten als gebräuchlich sich entdecken läfst, oder weil die vorhandenen erweislichen Bedeutungen in ihm *zunächst* zusammenlaufen; wenn er alsdann solche selbstgemachte Grundbedeutungen überall, und sogar in seine Uebersetzung der arabischen Stellen hineinträgt, welche die unpartheyischen Führer und Belehrer des Wortforschers seyn sollten; so mufs man diese angegebenen Stellen zwar freylich aus ihm borgen, aber sie selbst erst richtiger übersetzen, und dann die derivirten Worte nur nach einem solchen Significat, als Grundbedeutung, ordnen, der entweder noch jetzt durch Sprachgebrauch, als philologische Thatsache, erweislich ist, oder wenigstens deswegen vorhanden gewesen seyn mufs, weil der ganze Umfang der abgeleiteten Bedeutungen in ihm zusammentrifft, nicht aber in so fern er höchst unbestimmt und allgemein, sondern weil er der *nächste* frühere oder höhere Begriff ist, welchen die Derivata als ihren gemeinschaftlichen Ursprung voraussetzen. Ueberdiefs mufs der hebräische Sprachforscher so vieles reinigen, wo die niederländische Schule den alten Versionen und rabbinischen Lexicographen zu viel traute, und aus einzelnen Stellen gewisse Bedeutungen gegen die Stimme der verwandten Dialecte deswegen für unwidersprechlich annehmen zu müssen glaubte, weil sie in der Interpretationskunst selbst zu wenig Gewandtheit, und allzuoft dogmatische Vorurtheile hatte, selten aber Sinn genug für das Charakteristische des hebr. Alterthums, und reines, einfaches Gefühl für seine Poesie und Prophetensprache besafs, ja sogar an der Masorethischen Punctation und Interpunction meistens als an einem treuen Führer hieng. Da nun ein *Handlexicon* nicht sowohl Materialien zu einer bessern hebr. Sprachforschung, als viel mehr das verarbeitete davon liefern soll; so sieht man von selbst, dafs zu diesem Zweck Excerpte aus niederländischen hebräischen Philologen nicht das erste Erfoderniss waren, zumal, da gerade derjenige unter ihnen, welcher seine Materialien am besten verarbeitet hat, *Seb. Ravius*, weniger als andere excerpirt worden ist. — Dafs nun aber eben diese Excerpte, wenn sie einmal eine Hauptzugabe zu S. Lexicon werden sollten, accurat seyn mufsten, versteht sich von selbst. Dahin bemerken wir gelegenheitlich — denn ein Nachschlagen der meisten Excerpte wird dem Rec. niemand zumuthen — dafs unter אחר p. 46. die Angabe unrichtig ist; Schultens habe in den *Animadverss. ad Iobum* יאחוז Job. 25, 5. aus *hâlal* erklärt. Sein *juvenilis conatus*, wie er es nennt, erläuterte die Stelle nach der Grundbedeutung von *Ahal*: *passend seyn*, und hatte dabey den Parallelismus in dem folgenden יזר für sich.

(Der Beschluss folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

VOLKSSCHRIFTEN. *Leipzig*, b. Crusius: *Ideal eines Lesebuchs für Bürger- und Landschulen*, von M. *Karl Traugott Thieme*, Rect. der Schule zu Löbau. 1793. 8½ S. 8. (4 gr.) In drey Abtheilungen: 1) Allgemeine Grundsätze, 2) von der Einrichtung, und 3) vom Gebrauche des Lesebuchs, gibt der Vf. Nachricht von der Einrichtung desjenigen Lesebuchs, mit dessen Ausarbeitung er beschäftigt ist, und welches als Folge der ersten Nahrung für den gesitteten Menschenverstand, oder als zweytes Lesebuch angesehen werden kann. Nach einem sehr aufmerksamen und prüfenden Durchlesen legte Rec. diesen Entwurf mit gröfstet Zufriedenheit aus der Hand, und mufs aus Liebe zu einer vernünftigen und der Natur angemessenen Erziehung und Bildung wünschen, dafs nicht nur alle diejenigen, welche für die Jugend schreiben, sondern auch alle Lehrer und Erzieher diese wenigen Bogen und die darin enthaltenen, aus der Natur gezogenen Vorschriften und Anweisungen lesen, beherzigen und befolgen möchten. Freunde der Jugend und eines bessern Unterrichts derselben haben Ursache, auf des Vf. Lesebuch sich herzlich zu freuen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 10. September 1794.

PHILOLOGIE.

Halle, b. Curts Erben: *Joh. Simonis — Lexicon manuale hebraicum et chaldaicum* — ed. *Eichhorn* etc.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

3. *Die Stammwörter und Bedeutungen wieder herzustellen*, war eine dritte Aufgabe, welche auf die erste, das *Ordnen* der Derivaten nach den Primitiven, entschiedenen Einfluss haben muste. Für diesen nöthigen Theil des Plans finden wir am wenigsten gethan, und doch ist er der schwerste, in welchem ein geübter Philolog den Angehenden vorarbeiten muss, so viel er irgend kann. Man kann hier gar leicht zu viel und zu wenig suchen. In jenem Fall ersinnt man gerne Bedeutungen und Grundworte ohne gegründete Veranlassung. Viel öfter müsten auch Nomina als das Grundwort selbst angenommen seyn, anstatt dass man fast alles auf Verba zurückführen will. Zu חָזַק z. B. war es nicht nöthig, ein Verbum חזק *crevit* zu muthmassen, noch weniger dem Verbum חזה die Bedeutung *spitzig machen* zuzuschreiben, da es nur *stärker forttreiben* bedeutet. S. נָגַח und seine Derivata. חָזָה ist onomatopoetisch, *irgend etwas spitzes*, daher: חזה stachelichte Gewächse, Fischangeln, auch חָזִיז ein schmaler gleichsam sich zuspitzender Ort, Ritze, und so auch: ein Schlupfwinkel. Davon ist dann erst das Verbum أحاز eine Ritze machen, sich verstecken. Eben so ist דָּם *Blut* gewiss eher das Stammwort als נסך *sanguinem fudit*. אִבְחָה darf nicht nach נבח *stravit, prostravit* gedeutet werden, da נבח *concidit* und נבח *aperuit* und *apparuit*, aber nicht *stravit* bedeuten, لباحة 2. Macc. 26, 6. also *caedes* übersetzt werden muss. — Wenn man Reland l. c. nachschlägt, dass zur Erläuterung von אגרת *Igeret* im Persischen kein ähnliches Wort sich finde, als اغالبدن *Agatidem* so wird man die Ableitung des Worts aus dem Persischen nicht wahrscheinlich finden können. Zu אגרטל hingegen findet sich das ähnlichere جرين und جرتان u. s. f.

Von der Nothwendigkeit, Stammwörter und Bedeutungen noch weit genauer wiederherzustellen, mögen folgende Beyspiele, die blos den Anfang des E. Handlexicons betreffen, zeugen. Bey Abab *rieth* A. Schultens auf die Grundbedeutung *enicare*. Fasst man die erweisliche Bedeutungen von אנ zusammen, so sieht man, dass sie *protendit* als Grundbedeutung voraussetzen. Dieses Wort bedeutet: *protendit gladium, tramitem, vitae cursum*, und daher auch: was durch Wachsen *sich hervorstreckt*. Abib ist das *hervorgeschossene*. אב *das Aufschiessen*, und *das was aufschiesst*. Viror liegt nicht in der Bedeutung. — Abad bedeutet hebräisch *periit*, arab. *perennavit*. Wie erklärt sich dieses aus dem Etymon wahrscheinlicher, als wenn man den Gesichtspunkt fasst, dass dieses Wort *schnell hingehen* wirklich bedeutet. Dieses ist dann nicht: *abiit sine spe redeundi*, wie Schultens uns vorkünstelte, sondern vom *Hingehen* leitet sich ohne Metaphrasis ab: 1) hingehen in die Länge, Dauer; also dauern, 2) hingehen um zu fliehen, daher auch: fehen werden, und 3) hingehen, zu Grunde gehen. Uebrigens ist dieser Radix nach seinen Formen, die nicht schwer sind, ohne Noth mit ungewöhnlicher Weitläuftigkeit behandelt. Und doch hätte (עצות) אוֹבֵד 4. als ein eigenes Wort, als *forma constr.* von אוֹבֵד יסר p. 6. eingerückt werden sollen. Die Form אֹבֶד aber p. 5. wäre Grund genug gewesen, einen Radix אבר *projecit e manu* zu setzen, wie nach אוֹבֵד p. 6. den Radix יבר *male habuit*. Da אָבָה hebr. *wollen* und arab. *nichtwollen* bedeutet und die Bedeutung: Hin- und Herhängen, auch aus dem Derivatum אֵבֶר *arundo* wahrscheinlich ist, so wäre wohl ohne Zweifel als Grundbedeutung *pendit sive retrorsum sive antrorsum* anzunehmen. הָבָא aber kann aus יבא nicht erklärt werden, weil dieses Wort: *innuit digito, ut quis recedat* bedeutet. Von der Bedeutung des Verbum אָבָה *aversari* ist auch im hebr. אבוי *nauseandum* als passive Form p. 9. eine Spur. Prov. 23, 29. *cuipam dicas impune: o nausea! i. e. nauseande!* — Die Derivata von אבס nach أبس *collegit* zu erklären, wäre der Regel und den einzelnen Stellen gemässer, als die Vergleichung mit أبس *pressit valide*, welche Bedeutung nicht einmal von den niederländischen Gewährsmännern erwiesen ist. אֲבֻסִים 1 Reg. 5, 8. sind *collectae fenis*, ein Geheg. שׁוֹר אָבוּס Prov. 15, 17. ist *caro tauri in*

coenam collecta s. collata, wie أبش *das Zusammentragen von Gerichten zu (gemeinschaftlichen) Malzeiten* bedeutet. אֲבוּס ist *locus, ubi coacervatur vel triticum, vel pabulum quodcunque.* Job. 39, 9. übersetzen wir: *an stabit ad (juxta) pabularium tuum?* Der wilde Stier, ist der Sinn, würde es sich nicht bey dir, nicht einmal neben deinem Futterstall, gefallen lassen. — אבק *pulvis* ist nicht *dictus a tegendo*, weil ابق *nicht* eigentlich die Bedeutung: bedecken, hat, sondern *sich entziehen*, entfliehen (wie Queckſilber) daher: *sich verstecken.* Verwechslungen mit ابق sollten zum voraus verurtheilt und also gar nicht angeführt seyn. Dass die Wolken *der Staub* unter Gottes Füssen Nah. 1, 3. genannt seyn sollten, wäre sonderbar genug. Vergisst man aber die Bedeutung: *subtraxit se*, nicht, so übersetzt sich die Stelle leicht: *cum turbine Deus vadit et nubes sunt id, quod se subtrahit pedibus ipsius;* die Wolken fliehen unter seinem Fusstritt! — Fasst man die Bedeutungen, welche אבר in den semitischen Dialekten gewiss hat, zusammen, so scheint *pupugit* allerdings die Grundbedeutung. Daher zunächst *aeber, aebrah, heaebir, penna, pennatus fuit.* Aber eben so stammt alsdann die Bedeutung *Befruchten* (beym Palmbaum, bey Thieren etc.) von jenem Etymon *durchstechen* ab, und drittens entsteht bey der passiven Form אָבִיר die Bedeutung *fruchtbar, reich seyn*; welches mit שָׁדִי (rd. שָׁדַד) *affluens* synonym scheint. אֲבִיר יעקב ist: *der für Jakob wirksame.* Hingegen אַבִּיר rechnen wir zu גָּבַר wie גֵּר zu אָגִיר als *Hiphelica*, um den verdoppelten Mittelbuchstaben sprachrichtig zu erklären. — אַבְרֵךְ ein uniormlicher Imperativ? Natürlicher würde es als hebräisches Wort betrachtet, die 1. *pers. fut. Hiph.* seyn: *ego genua flectere faciam i. ego, ηπυξ, regis nomine genua flecti jubeo.* Als koptische Formel ist es von Pfeiffer p. 21. am natürlichsten gelöst, wenn man sensu nicht *optativo*, sondern *imperativo* übersetzt: *ut inclinet se so. quivis.* — Dass אָגַר *collegit* bedeute, ist nicht aus den Bibelstellen, wo dieſs Wort sich findet, noch weniger aus den Dialekten erweislich. Jene Bedeutung gehört also gewiss zu denen aus den Rabbinischen Wörterbüchern mit Unrecht beybehaltenen. Die Grundbedeutung scheint: *wieder geben*, zu seyn. أجر ولده *er hat sein Kind wieder gegeben*, wenn es starb. Daher: *wieder gesund machen*, aber auch: die Arbeit erstatten, *lohnen, miethen*, auch *gemiethet werden, als ein belohnter arbeiten, belohnt werden.* Die von Schulz beym Coccejischen Lexicon angenommene Bedeutung *colligavit os fractum* (von welcher Hr. E. sagt: *qua auctoritate nitatur, equidem nescio*) steht zwar wirklich bey Castellus, p. 33. beweist aber nicht *notionem ligandi* sondern steht unter dem allgemeinern: wieder gesund machen. Wir übersetzen Prov. 6, 8. *wie ein Gedungener* (d. i. hart) *erarbeitet* die Ameise in der Aernte ihr Futter; 10, 5. klug ist, wer in der Aernte *wie ein Gedungener arbeitet.* Devt. 28, 39. Weingärten magst du anpflanzen, aber keinen *Lohn empfangen.* So stimmt denn auch die von Hn. E. selbst für אֲגֻרָה richtig angenommene Bedeutung: *merces*, mit dem Wurzelworte zusammen. Für אֵרֶן *basis* und אָרוֹן *dominus* ist wahrscheinlich תַּחַת רוּן *subtus, infra*, der wahre Radix und אֵרֶן aus אֵרוֹן wie אָרוֹן aus אֲדֹנִי zusammengezogen. Eben so gehört אַדֶּרֶת *pallium* wahrscheinlich nicht zu Adar, da jenes Wort, auch wenn es allein steht 1. Kön. 19, 13. 29. Mantel bedeutet; eine Bedeutung, die nur A. Schultens von أدر *hernia laboravit* abzuleiten rathen könnte! Wir halten אַדֶּרֶת für zusammengezogen aus אַדְוֶרֶת von דור *herumgehen, etwas rund umgeben.* Das Verbum אָדַר aber scheint uns seine Bedeutung von dem noch einfachern und also primitiven דרר *abundavit, luxuriatus est*, wie אהב von חבב zu haben. Da אדר *gross* bedeutet, so scheint uns die Bedeutung *Oberrichter* für Adargaserin Dan. 3, 2. 3. die passendste, weil sie sogleich nach den Pachavata, den Statthaltern der Provinzen, genannt sind; אַדַּרְכּוֹן aber scheint uns nicht einerley mit דַּרְכְּמוֹן sondern vielmehr eine Zusammensetzung aus אדר *gross* und כון *ein Fabricat*, hier: *Münze.* Eben so אדרמלך *der Grosskönig*, der höchste König des Himmels.

Doch, dieſs sey genug. Der Beweis, dass nach des Rec. Ueberzeugung für genaue Erforschung und Bestimmung der Abstammung, Grundbedeutung und der übrigen Significate hebräischer Worte noch viel mehr als bisher geleistet werden müsste, wenn durch fortschreitende Bemühungen der wenigen, welche hiezu Kenntnisse, Luſt und Fleiſs vereinigen, dieſs Fach, so weit als es nach der Natur der Sache möglich ist, berichtigt werden solle — dieſer Beweis war auf keine andere Art zu führen, als durch eine nach der alphabetischen Folge der Worte dargelegte kurze Uebersicht, wo wir neuangestellte, von dem hergebrachten unabhängige Untersuchungen bey Hn. E. erwartet hätten. Nicht als ob nun wir gerade immer die richtige und natürlichste Auflösung gefunden zu haben wähnten. Wir wollten nur nicht auf Lücken deuten, ohne wenigstens einen Versuch zur Ergänzung gemacht zu haben. Aber dass man bey den alten, meist von A. Schultens erborgten Versuchen noch nicht stehen bleiben könne, scheint uns durch diese Proben, die Schritt für Schritt leicht durch das ganze Lexicon verfolgt werden könnten, schon genugsam erwiesen. Fern ist deswegen auch die Absicht von uns, dieſs alles zum Tadel des Eichhorn. Werks häufen zu wollen. Immer ist dieſes besser, als seine Vorgänger. Desto nothwendiger

wendiger aber bleibt die Obliegenheit des Rec., wenn das tiefere Eindringen in dieſes Studiums nicht ſelbſt dadurch gehemmt werden ſoll, wie ſehr weit man überhaupt noch vom Ziele ſey, nicht vergeſſen zu laſſen!

4. *Auch einzelne Redensarten zu erklären, und dabey manche anſcheinende Anomalie zu heben*, welche oft allzu ſchnell von Schröder u. a. in eine Regel verwandelt worden iſt, bleibt nothwendig. Auch hiezu wenigſtens einiger Nachtrag! אוֹבֵד p. 6. iſt nach der Form: *periens, perditus*, nicht *perditio*. Die Phraſis Num. 24. 20. 24. עַדֵי אוֹבֵד iſt daher wahrſcheinlich ſprüchwörtlich zu deuten: *usque ad perditum ſunt i. e. omnino ſunt perituri.* אַבְנִים גְּדוֹלוֹת מִן הַשָּׁמַיִם p. 14. aus Joſ. 10, 11. gehört unter diejenige Stellen, deren Anomalie zu heben geweſen wäre, *da eine wahre Ungleichheit des Genus*, ſoviel Rec. findet, *auch im hebräiſchen nie vorkömmt*, wie ſie nach der Sprachanalogie in keiner nur etwas gebildeten Sprache vorkommen kann. גָּדַל جدل iſt *torquere, vibrare.* Daher wäre zu überſetzen: *lapides, vibrationes a coelo, i. e. a. c. vibrati.* Daſs אַבְנֵי־שׁ Ezech. 13, 11. 13. 38, 22. den arabiſchen Artikel ال p. 305. haben ſollte, iſt wider alten ſonſtigen hebr. Sprachgebrauch. Sollte er bey dieſem einzigen Wort beybehalten ſeyn? جبس iſt *jactare.* אֵל *Deus*, wird manchen Worten vorgeſetzt. *Dei jactatum i. e. Deo jactatum*, (Gottes Hagel) ſcheint uns weit wahrſcheinlicher. Ueber *Obnaim* iſt uns die Deutung von Hn. E. daſs es von בנה *Maſchine* bedeute, ſehr wahrſcheinlich. Das Wort *muſs* aber nicht ein Dualis ſeyn, ſo wenig als מַיִם und andere Derivate von Verbis לוּ und לִי. — Will man Jeſ. 10, 13. wie p. 20. geſchieht, überſetzen: *ut tauros ad lanienam deduco alte ſedentes*, ſo wird gerade das Bild: *alte* in den Text hineingetragen. Der Sinn ſcheint vielmehr dieſer: *ut heros (turgidus coll. נמס, incolas deturbo ſc. ex* עִתְרוֹתֵיהֶם *munimentis ſuis.*

Die noch übrigen Theile des Plans berühren wir nicht, da ſie auf das Ganze eines hebr. Lexicons wenig Einfluſs haben. Mögen die bisherigen Bemerkungen wenigſtens unſern „guten Willen“ beweiſen, das ſeinen Geſetzen bey weitem noch nicht genug thuende hebräiſche Sprachſtudium, nach Hülfsmitteln, wie wir ſie haben, zu vervollkommnen und zu ſeiner Vervollkommnung aufzumuntern.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Königsberg, b. Hartung: *Sammlung einiger Predigten*, von D. *Johann Ernſt Schulz*, Oberhofprediger. 1791. 330 S. 8. (20 gr.)

Wenn man bey dem bloſsen Durchblättern dieſer Predigten auf Stellen trifft, wie z. B. folgende (S. 73.): „Es wird gewiſs das vorzüglichſte Glück ſeyn, ſo (welches) ein Menſch hier erreichen kann, wenn ihm durch die Verſöhnung Jeſu Vergebung der Sünde, Gnade, Leben und Seligkeit für dieſe und jene Welt dargereicht wird. Denn was kann in dieſem Sinne *an Jeſum glauben* in dieſer Abſicht wohl anders heiſsen, als durch die *Schuldforderungen des Geſetzes* angeklagt, von unſerm eigenen Gewiſſen beunruhigt und *überzeugt* (?) und aller Drohungen der Gerechtigkeit völlig werth befunden, bey Jeſu die Verſicherung *der geleiſteten Bezahlung unſerer Schulden abholen* (!) und dagegen Segen und Heil für uns bereitet finden? Was heiſst es anders, als zu Schmach und Marter verurtheilt, des Todes würdig, nun durch Jeſum das gewiſſe Urtheil von Gott erhalten, daſs die Herrlichkeit, Seligkeit und Unſterblichkeit des Himmels das uns zugefallene Loos iſt? (Alſo kann Gott wirklich einen Menſchen anders beurtheilen, als er iſt?) Was heiſst es anders, als *betteln* von Jeſu einen überſchwenglichen Reichthum der ſchätzbarſten Segensgüter, wodurch uns in Zeit und Ewigkeit geholfen wird, *in Empfang nehmen?*“ Wenn man, wie geſagt, auf ſolche derb orthodoxe Stellen wie dieſe kömmt, und deren gibt es in dieſer Sammlung mehrere, ſo wäre es wohl zu verzeihen, wenn man das Buch ſogleich bey Seite legte. Rec. hat ſich aber dennoch nicht abhalten laſſen, einen Theil dieſer Predigten ganz durchzuleſen, und er muſs geſtehen, daſs er in moraliſcher und aſcetiſcher Rückſicht viel Nützliches darin gefunden hat. So hat er z. B. die zweyte „von der Eitelkeit menſchlicher Unternehmungen“ mit vieler Theilnehmung geleſen. Darſtellung und Ausdruck ſind da auch etwas anders beſchaffen, als wo der Vf. ſeine alte Compendiendogmatik zum Beſten gibt. Zur Nachricht für unſere Leſer wollen wir die Ueberſchriften noch abſchreiben. 1) Der Menſch kann ſich nichts nehmen, es werde ihm denn von Gott gegeben. 2) Die Eitelkeit der menſchlichen Unternehmungen. 3) Die Mildthätigkeit eine Menſchen- und Chriſtenpflicht. 4) Daſs die Bekehrung ſchon an ſich ſelbſt und ihrer Natur nach eine ſelige Sache ſey. 5) Vor Gott wird der Wille der That gleich geachtet. 6) Die nothwendige Verbindung der Liebe gegen (zu) Gott mit der Liebe gegen den Nächſten. 7) Gedächtnifspredigt auf Friedrich den zweyten. 8) Huldigungspredigt bey dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelm II. 9) Das Glück der Könige in der Hand Gottes. 10) Betrachtungen über den Waiſenſtand unter (den) Menſchen. 11) Lehrer des Chriſtenthums als Lehrer, die von Gott kommen. 12) Die vermeinte Klugheit des Irrdiſchgeſinnten. 13) Die wahre Klugheit des Frommen. 14) Von der Liebe des Chriſten zu Gott. 15 und 16) Daſs, denen die Gott lieben, alle Dinge zum Beſten dienen müſſen.

Leipzig, b. Gabler: *Andachtsbuch für chriſtliche Soldaten*, von M. *Carl Friedr. Eucius*, Katecheten an der Peterskirche in (zu) Leipzig. 1794. 294 S. 8. (16 gr.)

Dieſe religiöſen Betrachtungen ſind nicht von gleichem Werthe; faſt alle aber haben den Fehler, daſs ſie zu monotoniſch, zu lang und mit einer Menge Tautologien angefüllt ſind. Die Sprache iſt declamatoriſch, nirgends ſimpel und herzlich; ein Fehler in welchen faſt alle

junge Schriftsteller verfallen, wenn sie mit Erbauungsbüchern vor das Publicum auftreten. Vielleicht würde auch Hr. L. irgend ein anderes gelehrte Arbeit besser gelungen seyn, als diese, welche er lieber einem bejahrten Feld- oder Garnisonprediger hätte überlassen sollen. Die 15te Betrachtung ist lesenswerth, nur wird die gute Wirkung, welche sie haben könnte, dadurch sehr vermindert, dass ein Soldat seinem, mit Todesschmerzen ringenden, Cameraden in einem recht altpriestermäßigen Tone sein Sündenregister verhält, da doch in solchen Umständen Gemüthsruhe zu erhalten, weit zweckmäßiger seyn würde. Die S. 237. vorkommende historisch-dogmatische Charfreytagsbetrachtung hätte ganz wegbleiben oder mit etwas Bessern vertauscht werden sollen. Da sich der Vf., wie er in der Vorrede sagt, keine ganz rohen Leser gedacht hat, so sieht man nicht ein, wie er diese Betrachtung mit folgenden Worten anfangen konnte: „Es lebte einst ein Mann, Jesus von Nazareth, unter dem jüdischen Volke u. s. w.“ Jeder Betrachtung ist eine biblische Stelle vorgesetzt, die Hr. L. nicht für den Text dazu, sondern für ein bloßes Motto will angesehen wissen (Vorr. S. X.). Auch ein Motto muss wenigstens passend seyn, was hier nicht immer der Fall ist, z. B. S. 208. „*Bey der Rückkehr in's* (in das) *Vaterland.* Zeuch deine Schuhe aus von deinen Füßen, denn der Ort, da du auftrittest, ist ein heilig Land 2 B. Mos. IV. 4. „S. 128. Betrachtung eines Soldaten der zum erstenmale gegen den Feind geht.“ *Siehe ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe; darum seyd klug wie die Schlangen und ohne falsch wie die Tauben*, Matth. X. 16. Hier hat Hr. L. den höchsten Grad des Abgeschmackten erreicht, und die Leiter mit sich hinaufgezogen!

Dessau, b. Hofmann u. Comp.: *Auswahl der vorzüglichsten Kanzelreden* des seligen Seniors *Patzke* in Magdeburg, in einem *Jahrgang Predigten über die Evangelien*, aus dessen hinterlassenen Manuscripten geordnet und von seinen Erben herausgegeben. Erster Band. 1794. 340 S. 8. (1 Rthlr.)

Der ungenannte Herausgeber versichert, diese Predigten, deren erster Band vom 1. Adv. bis Septuages. geht, aus vielen Jahrgängen des sel. Mannes ausgewählt zu haben und schreibt in der Vorrede sehr vieles zu ihrem Lobe. Indessen zeichnen sich doch diese Kanzelreden weder durch Auswahl der Materien, noch durch die Art der Behandlung und des Vortrags vor andern sonderlich aus. Zum Belege der Unbestimmtheit des Ausdrucks, auch mancher vorkommenden Hebraismen mögen zwey Perioden aus der ersten Predigt dienen. Sie fängt folgendermaßen an: „Wir kehren heute wieder *in die Kirche Jesu zu der Zeit* zurück, die wir vor einem Jahre *um diese Zeit* anfingen; wir kehren wieder zu den Wahrheiten des Evangeliums Jesu zurück, die wir vor einem Jahre um diese Zeit zu erklären anfingen;“ und der Schluss lautet so: „Du Erlöser, dessen Zukunft im Fleisch wir feyern, erbarme dich über jedes verlorne Schaf, über jede verirrte Seele und füge sie wieder zu deinem Leibe, das (?) doch wohl heißen: zu der Gemeine deiner ächten Bekenner) dass wir alle, alle dich recht erkennen und deine *Kinder* am Ende dieses Jahrs, (?!) seyn mögen.“ — Es ist indessen nicht zu leugnen, dass im Ganzen genommen, diese Predigten, besonders Minderaufgeklärten, zu Beförderung guter Gesinnungen nützlich seyn können.

Breslau, Berlin u. Leipzig, b. Leukardt, Frank u. Junius: *Johann Timotheus Hermes Predigten für die Sonntage und Feste des ganzen Jahres* (1792) 480 S. 8. (2 Rthlr. 6 gr.)

Ebendas.: *Desselben neue Predigten für die Sonntage und Feste des ganzen Jahres* (1793) 480 S. 8. (2 Rthlr. 6 gr.)

Wir nehmen diese beiden Jahrgänge zusammen, weil sie, wie alle übrige homiletische Arbeiten des Vf. einander durchaus ähnlich sind. An Popularität des Ausdrucks fehlt es ihnen beynahe gänzlich, und wir möchten daher keinem angehenden Prediger oder Kandidaten anrathen, sich dieselben zu seinem Muster in der Vortragsart der Religionswahrheiten vor einer vermischten Versammlung von Zuhörern auszuwählen. In mancher andern Hinsicht aber vereinigen sie in sich sehr viel schätzbares, wie sich das von einem Manne, welchen das Publicum schon lange von einer sehr ehrenwerthen Seite kennt, nicht anders erwarten liess, so viele treffende Charakterschilderungen aus dem Leben Christi und der Geschichte seiner Zeit und Volksgenossen; so viele feine Winke für Welt und Menschenkenntniss, so viele lehrreiche Hinweisungen auf Bedürfnisse unsrer Zeit, so viele kräftige Empfehlungen der christlichen Rechtschaffenheit mit genauen Anwendungen auf die Verhältnisse des gemeinen Lebens u. s. w. Leser aus gebildetern Klassen werden daher bey diesen Predigten vorzüglich ihre Rechnung finden. Auch dürften angehende Religionslehrer allerdings wohlthun, wenn sie dieselben als einen reichen Stoff zu ihrer eigenen weitern Verarbeitung in ihrer Manier zu benutzen suchten.

Erlangen, b. Palm: *Predigten für die Bedürfnisse unserer Zeit* in der Universitätskirche zu Erlangen gehalten von *Albrecht Bayer*, Prof. der Phil. Zweytes Bändchen. 1793. 288 S. 8. (12 gr.)

Die ersten beiden, welche von der Vaterlandsliebe und von den gegenseitigen Pflichten der Obrigkeit und der Unterthanen handeln, erschienen ein Jahr früher und wurden mit verdientem Beyfall aufgenommen. Der Vf. hat sie aber in dieser Sammlung mit abdrucken lassen, weil ihr Inhalt sich ganz auf neuere Zeitbedürfnisse bezieht. Die übrigen vier über folgende Themata: Glückseligkeit ist Bestimmung des Menschen hienieden — von dem Endzweck der Ankunft Christi auf Erden, die Sittlichkeit zu befördern — von der Sinnesänderung — wie lernt der Christ an dem Beyspiele Jesu sterben? möchte man auch in einem andern guten Sinne Predigten für die Bedürfnisse unsrer Zeit nennen, in sofern wir solcher Kanzelreden, die mit *dem* Lichte, mit *der* Ordnung und Eindringlichkeit wie diese abgefasst sind, gerade in unsern Tagen am allerwenigsten entbehren können.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 11. *September* 1794.

SCHÖNE KÜNSTE.

Zürich, b. Orell u. Comp.: *Gedichte* von *Friedrich Matthiſſon.* Dritte vermehrte Auflage. 1794. mit einem Titelkupfer von Lips gezeichnet und von Guttenberg geſtochen. 166 S. 8.

Daſs die Griechen, in den guten Zeiten der Kunſt, der *Landſchaftmalerey* nicht viel nachgefragt haben, iſt etwas bekanntes, und die Rigoriſten in der Kunſt ſtehen ja noch heutiges Tages an, ob ſie den Landſchaftmaler überhaupt nur als ächten Künſtler gelten laſſen ſollen. Aber, was man noch nicht genug bemerkt hat, auch von einer Landſchaft-*Dichtung*, als einer eigenen Art von Poeſie, die der epiſchen, dramatiſchen und lyriſchen ohngefähr eben ſo, wie die Landſchaftmalerey der Thier- und Menſchenmalerey gegenüber ſteht, hat man in den Werken der Alten wenig Beyſpiele aufzuweiſen.

Es iſt nemlich etwas ganz anders, ob man die unbeſeelte Natur bloſs *als Local einer Handlung* in eine Schilderung mit aufnimmt, und, wo es etwa nöthig iſt, von ihr die Farben zur Darſtellung der beſeelten entlehnt, wie der Hiſtorienmaler und der epiſche Dichter häufig thun, oder ob man es gerade umkehrt, wie der Landſchaftmaler, die unbeſeelte Natur *für ſich ſelbſt* zur Heldin der Schilderung, und den Menſchen bloſs zum Figuranten in derſelben macht. Von dem erſtern findet man unzählige Proben im Homer und wer möchte den groſsen Maler der Natur in der Wahrheit, Individualität und Lebendigkeit erreichen, womit er uns das Local ſeiner dramatiſchen Gemälde verſinnlicht? Aber den Neuern, (worunter zum Theil ſchon die Zeitgenoſſen des Plinius gehören,) war es aufbehalten, in Landſchaftsgemälden und Landſchaftspoeſien dieſen Theil der Natur für ſich ſelbſt zum Gegenſtand einer eigenen Darſtellung zu machen, und ſo das Gebiet der Kunſt, welches die Alten bloſs auf Menſchheit und Menſchenähnlichkeit ſcheinen eingeſchränkt zu haben, mit dieſer neuen Provinz zu bereichern.

Woher wohl dieſe Gleichgültigkeit der griechiſchen Künſtler für eine Gattung, die wir Neuern ſo allgemein ſchätzen? Läſst ſich wohl annehmen, daſs es dem Griechen, dieſem Kenner und leidenſchaftlichen Freund alles Schönen, an Empfänglichkeit für die Reize der lebloſen Natur gefehlt habe, oder muſs man nicht vielmehr auf die Vermuthung gerathen, daſs er dieſen Stoff *wohlbedächtlich* verſchmähet habe, weil er denſelben mit ſeinen Begriffen von ſchöner Kunſt unvereinbar fand?

Es darf nicht befremden, dieſe Frage bey Gelegenheit eines Dichters aufwerfen zu hören, der in Darſtellung der landſchaftlichen Natur eine vorzügliche Stärke beſitzt, und vielleicht mehr als irgend einer zum Repräſentanten dieſer Gattung, und zu einem Beyſpiele dienen kann, was überhaupt die Poeſie in dieſem Fache zu leiſten im Stand iſt. Ehe wir es alſo mit ihm ſelbſt zu thun haben, müſſen wir einen kritiſchen Blick auf die Gattung werfen, worin er ſeine Kräfte verſuchte.

Wer freylich noch ganz friſch und lebendig den Eindruck von *Claude Lorrain's* Zauberpinſel in ſich fühlt, wird ſich ſchwer überreden laſſen, daſs es kein Werk der *ſchönen*, bloſs der *angenehmen* Kunſt ſey, was ihn in dieſe Entzückung verſetzte; und wer ſo eben eine Matthiſoniſche Schilderung aus den Händen legt, wird den Zweifel, ob er auch wirklich einen Dichter geleſen habe, ſehr befremdend finden.

Wir überlaſſen es andern, dem *Landſchaftmaler* ſeinen Rang unter den Künſtlern zu verfechten, und werden von dieſer Materie hier nur ſoviel berühren, als zunächſt den *Landſchaftdichter* anbetrifft. Zugleich wird uns dieſe Unterſuchung die Grundſätze darbieten, nach denen man den Werth dieſer Gedichte zu beſtimmen hat.

Es iſt, wie man weiſs, niemals der *Stoff*, ſondern bloſs die *Behandlungsweiſe*, was den Künſtler und Dichter macht; ein Hausgeräthe und eine moraliſche Abhandlung können beide durch eine geſchmackvolle Ausführung zu einem freyen Kunſtwerk geſteigert werden, und das Portrait eines Menſchen wird in ungeſchickten Händen zu einer gemeinen Manufactur herabſinken. Sieht man alſo an, Gemälde oder Dichtungen, welche bloſs unbeſeelte Naturmaſſen zu ihrem Gegenſtand haben, für ächte Werke der ſchönen Kunſt (derjenigen nemlich, in welcher ein Ideal möglich iſt) zu erkennen; ſo zweifelt man an der Möglichkeit, dieſe Gegenſtände ſo zu behandeln, wie es der Charakter der ſchönen Kunſt erheiſcht. Was iſt dieſs nun für ein Charakter, mit dem ſich die bloſs landſchaftliche Natur nicht ganz ſoll vertragen können? Es muſs derſelbe ſeyn, der die ſchöne Kunſt von der bloſs angenehmen unterſcheidet. Nun theilen aber beide den Charakter der *Freyheit*; folglich muſs das angenehme Kunſtwerk, wenn es zugleich ein ſchönes ſeyn ſoll, den Charakter der *Nothwendigkeit* an ſich tragen.

Wenn man unter Poeſie überhaupt die Kunſt verſteht, „uns durch einen freyen Effect unſrer productiven „Einbildungskraft in beſtimmte Empfindungen zu verſetzen“ (eine Erklärung, die ſich neben den vielen, die über dieſen Gegenſtand im Curs ſind, auch noch wohl wird erhalten können) ſo ergeben ſich daraus zweyerley Foderungen, denen kein Dichter, der dieſen Namen verdienen will, ſich entziehen kann. Er muſs fürs erſte

unsre Einbildungskraft frey spielen und *selbst handeln* lassen, und zweytens muss er nichts desto weniger seiner Wirkung *gewiss* seyn, und eine *bestimmte* Empfindung erzeugen. Diese Foderungen scheinen einander anfänglich ganz widersprechend zu seyn, denn nach der ersten müsste unsre Einbildungskraft herrschen, und keinem andern als ihrem eigenen Gesetz gehorchen; nach der andern müsste sie dienen, und dem Gesetz des Dichters gehorchen. Wie hebt der Dichter nun diesen Widerspruch? Dadurch, dass er unserer Einbildungskraft keinen andern Gang vorschreibt, als den sie in ihrer vollen Freyheit und nach ihren eigenen Gesetzen nehmen müsste, dass er seinen Zweck durch Natur erreicht, und die äussere Nothwendigkeit in eine innere verwandelt. Es findet sich alsdann, dass beide Foderungen einander nicht nur nicht aufheben, sondern vielmehr in sich enthalten, und dass die höchste Freyheit gerade nur durch die höchste Bestimmtheit möglich ist.

Hier stellen sich aber dem Dichter zwey grosse Schwierigkeiten in den Weg. Die Imagination in ihrer Freyheit folgt, wie bekannt ist, blos dem Gesetz der Ideenverbindung; die sich ursprünglich nur auf einen zufälligen Zusammenhang der Wahrnehmungen in der Zeit, mithin auf etwas ganz empirisches, gründen. Nichts desweniger muss der Dichter diesen empirischen Effect der Association zu *berechnen* wissen, weil er nur in soferne Dichter ist, als er durch eine freye Selbsthandlung unsrer Einbildungskraft seinen Zweck erreicht. Um ihn zu berechnen, muss er aber eine Gesetzmässigkeit darin entdecken, und den empirischen Zusammenhang der Vorstellung auf Nothwendigkeit zurückführen können. Unsre Vorstellungen stehen aber nur in sofern in einem nothwendigen Zusammenhang als sie sich auf eine objective Verknüpfung in den Erscheinungen, nicht blos auf ein subjectives und willkührliches Gedankenspiel gründen. An diese objective Verknüpfung in den Erscheinungen hält sich also der Dichter, und nur wenn er von seinem Stoffe alles sorgfältig abgesondert hat, was blos aus subjectiven und zufälligen Quellen hinzugekommen ist, nur wenn er gewiss ist, dass er sich an das *reine Object* gehalten, und sich selbst zuvor dem Gesetz unterworfen habe, nach welchem die Einbildungskraft in allen Subjecten sich richtet, nur dann kann er versichert seyn, dass die Imagination aller andern in ihrer Freyheit mit dem Gang, den er ihr vorschreibt, zusammenstimmen werde.

Aber er will die Einbildungskraft nur deswegen in ein bestimmtes Spiel versetzen, um *bestimmt* auf das Herz zu wirken. So schwer schon die erste Aufgabe seyn mochte, das Spiel der Imagination unbeschadet ihrer Freyheit zu bestimmen, so schwer ist die zweyte, durch dieses Spiel der Imagination den Empfindungszustand des Subjects zu bestimmen. Es ist bekannt, dass verschiedene Menschen bey der nemlichen Veranlassung, ja dass derselbe Mensch in verschiedenen Zeiten von derselben Sache ganz verschieden gerührt werden kann. Ungeachtet dieser Abhängigkeit unserer Empfindungen von zufälligen Eindrücken, die ausser seiner Gewalt sind, muss der Dichter unsern Empfindungszustand *bestimmen*; er muss also auf die Bedingungen wirken, unter welchen eine bestimmte Rührung des Gemüths *nothwendig* erfolgen muss. Nun ist aber in den Beschaffenheiten eines Subjects nichts nothwendig als der Charakter der Gattung; der Dichter kann also nur in sofern unsere Empfindungen bestimmen, als er sie der Gattung in uns, nicht unserm specifisch verschiedenen Selbst, abfodert. Um aber versichert zu seyn, dass er sich auch wirklich an die reine Gattung in den Individuen wende, muss er selbst zuvor das Individuum in sich ausgelöscht und zur Gattung gesteigert haben. Nur alsdann, wenn er nicht als der oder der bestimmte Mensch (in welchem der Begriff der Gattung immer beschränkt seyn würde) sondern wenn er *als Mensch überhaupt* empfindet, ist er gewiss, dass die ganze Gattung ihm nachempfinden werde — wenigstens kann er auf diesen Effect mit dem nemlichen Rechte dringen, als er von jedem menschlichen Individuum Menschheit verlangen kann.

Von jedem Dichterwerke werden also folgende zwey Eigenschaften unnachlasslich gefodert; *erstlich*: nothwendige Beziehung auf seinen Gegenstand (objective Wahrheit); *zweytens*: nothwendige Beziehung dieses Gegenstandes, oder doch der Schilderung desselben, auf das Empfindungsvermögen (subjective Allgemeinheit). In einem Gedicht muss alles *wahre Natur* seyn, denn die Einbildungskraft gehorcht keinem andern Gesetze, und erträgt keinen andern Zwang, als den die Natur der Dinge ihr vorschreibt; in einem Gedicht darf aber nichts *wirkliche* (historische) *Natur* seyn, denn alle Wirklichkeit ist mehr oder weniger Beschränkung jener allgemeinen Naturwahrheit. Jeder individuelle Mensch ist gerade um soviel weniger *Mensch*, als er individuell ist; jede Empfindungsweise ist gerade um soviel weniger nothwendig und rein menschlich, als sie einem bestimmten Subject eigenthümlich ist. Nur in Wegwerfung des Zufälligen und in dem reinen Ausdruck des Nothwendigen liegt *der grosse Styl*.

Aus dem gesagten erhellet, dass das Gebiet der eigentlich schönen Kunst sich nur soweit erstrecken kann, als sich in der Verknüpfung der Erscheinungen Nothwendigkeit entdecken lässt. Ausserhalb dieses Gebietes, wo die Willkühr und der Zufall regieren, ist entweder keine Bestimmtheit oder keine Freyheit; denn sobald der Dichter das Spiel unserer Einbildungskraft durch keine *innere* Nothwendigkeit lenken kann, so muss er es entweder durch eine *äussere* lenken, und dann ist es nicht mehr *unsre* Wirkung; oder er wird es gar nicht lenken, und dann ist es nicht mehr *seine* Wirkung; und doch muss schlechterdings beides beysammen seyn, wenn ein Werk poetisch heissen soll.

Daher mag es kommen, dass sich bey den weisen Alten die Poesie sowohl als die bildende Kunst nur im Kreise der Menschheit aufhielten, weil ihnen nur die Erscheinungen an dem (äussern und innern) Menschen diese Gesetzmässigkeit zu enthalten schienen. Einem unterrichteteren Verstand, als der unsrige ist, mögen die übrigen Naturwesen vielleicht eine ähnliche zeigen; für unsre Erfahrung aber zeigen sie sie nicht, und der Willkühr ist hier schon ein sehr weites Feld geöffnet. Das Reich *bestimmter* Formen geht aber den *thierischen Körper* und das *menschliche Herz* nicht hinaus, daher nur in

dieſen beiden ein Ideal kann aufgeſtellt werden. *Ueber* dem Menſchen (als Erſcheinung) gibt es kein Object für die Kunſt mehr, obgleich für die Wiſſenſchaft; denn das Gebiet der Einbildungskraft iſt hier zu Ende. *Unter* dem Menſchen gibt es kein Object für die *ſchöne* Kunſt mehr, obgleich für die *angenehme*, denn das Reich der Nothwendigkeit iſt hier geſchloſſen.

Wenn die bisher aufgeſtellten Grundſätze die richtigen ſind (welches wir dem Urtheil der Kunſtverſtändigen anheim ſtellen), ſo läſst ſich, wie es bey dem erſten Anblicke ſcheint, für landſchaftliche Darſtellungen wenig Gutes daraus folgern, und es wird ziemlich zweifelhaft, ob die Erwerbung dieſer weitläuftigen Provinz als eine wahre Grenzerweiterung der ſchönen Kunſt betrachtet werden kann. In demjenigen Naturbezirke, worinn der Landſchaftmaler und Landſchaftdichter ſich aufhalten, verliert ſich ſchon auf eine ſehr merkliche Weiſe die Beſtimmtheit der Miſchungen und Formen; nicht nur die Geſtalten ſind hier willkührlicher, und erſcheinen es noch mehr; auch in der Zuſammenſetzung derſelben ſpielt der Zufall eine, dem Künſtler ſehr läſtige, Rolle. Stellt er uns alſo beſtimmte Geſtalten, und in einer beſtimmten Ordnung vor, ſo beſtimmt *er*, und nicht *wir*, indem keine objective Regel vorhanden iſt, in welcher die freye Phantaſie des Zuſchauers mit der Idee des Künſtlers übereinſtimmen könnte. Wir empfangen alſo das Geſetz von ihm, das wir uns doch ſelbſt geben ſollten, und die Wirkung iſt wenigſtens nicht rein poetiſch, weil ſie keine vollkommen freye Selbſthandlung der Einbildungskraft iſt. Will aber der Künſtler die Freyheit retten, ſo kann er es nur dadurch bewerkſtelligen, daſs er auf Beſtimmtheit, mithin auf wahre Schönheit, Verzicht thut.

Nichts deſtoweniger iſt dieſes Naturgebiet für die ſchöne Kunſt ganz und gar nicht verloren, und ſelbſt die von uns ſo eben aufgeſtellten Principien berechtigen den Künſtler und Dichter, der ſeine Gegenſtände daraus wählt, zu einem ſehr ehrenvollen Range. Fürs erſte iſt nicht zu läugnen, daſs bey aller anſcheinenden Willkühr der Formen auch in dieſer Region von Erſcheinungen noch immer eine groſse Einheit und Geſetzmäſsigkeit herrſchet, die den weiſen Künſtler in der Nachahmung leiten kann. Und dann muſs bemerkt werden, daſs, wenn gleich in dieſem Kunſtgebiet von der Beſtimmtheit der Formen ſehr viel nachgelaſſen werden muſs (weil die Theile in dem Ganzen verſchwinden, und der Effect nur durch *Maſſen* bewirkt wird) doch in der Compoſition noch eine groſse Nothwendigkeit herrſchen könne, wie unter andern die Schattirung und Farbengebung in der maleriſchen Darſtellung zeigt.

Aber die landſchaftliche Natur zeigt uns dieſe ſtrenge Nothwendigkeit nicht in allen ihren Theilen, und bey dem tiefſten Studium derſelben wird noch immer ſehr viel willkührliches übrig bleiben, was den Künſtler und Dichter in einem niedrigern Grade von Vollkommenheit gefangen hält. Die Nothwendigkeit die der ächte Künſtler an ihr vermiſst, und die ihn doch allein befriedigt, liegt nur innerhalb der menſchlichen Natur, und daher wird er nicht ruhen, bis er ſeinen Gegenſtand in dieſes Reich der höchſten Schönheit hinübergeſpielt hat. Zwar wird er die landſchaftliche Natur für ſich ſelbſt ſo hoch ſteigern als es möglich iſt, und ſo weit es angeht, den Charakter der Nothwendigkeit in ihr aufzufinden und darzuſtellen ſuchen; aber weil er, aller ſeiner Beſtrebungen ungeachtet, auf dieſem Wege nie dahin kommen kann, ſie der menſchlichen gleich zu ſtellen, ſo verſucht er es endlich, ſie durch eine ſymboliſche Operation in die menſchliche zu verwandeln, und dadurch alle der Kunſtvorzüge, welche ein Eigenthum der letztern ſind, theilhaftig zu machen.

Auf was Art bewerkſtelligt er nun dieſes, ohne der Wahrheit und Eigenthümlichkeit derſelben Abbruch zu thun? Jeder wahre Künſtler und Dichter, der in dieſer Gattung arbeitet, verrichtet dieſe Operation, und gewiſs in den mehreſten Fällen, ohne ſich eine deutliche Rechenſchaft davon zu geben. Es gibt zweyerley Wege, auf denen die unbeſeelte Natur ein Symbol der menſchlichen werden kann: entweder als Darſtellung von Empfindungen, oder als Darſtellung von Ideen.

Zwar ſind Empfindungen, *ihrem Inhalte nach*, keiner Darſtellung fähig; aber *ihrer Form nach* ſind ſie es allerdings, und es exiſtirt wirklich eine allgemein beliebte und wirkſame Kunſt, die kein anderes Object hat, als eben dieſe Form der Empfindungen. Dieſe Kunſt iſt die *Muſik*, und in ſofern alſo die Landſchaftmalerey oder Landſchaftpoeſie muſikaliſch wirkt, iſt ſie Darſtellung des Empfindungsvermögens, mithin Nachahmung menſchlicher Natur. In der That betrachten wir auch jede maleriſche und poetiſche Compoſition als eine Art von muſikaliſchem Werk, und unterwerfen ſie zum Theil denſelben Geſetzen. Wir fodern auch von Farben eine Harmonie und einen Ton und gewiſſermaaſſen auch eine Modulation. Wir unterſcheiden in jeder Dichtung die Gedankeneinheit von der Empfindungseinheit, die muſikaliſche Haltung von der logiſchen, kurz wir verlangen, daſs jede poetiſche Compoſition, neben dem, was ihr Inhalt ausdrückt, zugleich durch ihre Form Nachahmung und Ausdruck von Empfindungen ſey, und als Muſik auf uns wirke. Von dem Landſchaftsmaler und Landſchaftsdichter verlangen wir dieſs in noch höherem Grade und mit deutlicherem Bewuſstſeyn, weil wir von unſern übrigen Anfoderungen an Producte der ſchönen Kunſt bey beiden etwas herunterlaſſen müſſen.

Nun beſteht aber der ganze Effect der Muſik (als ſchöner und nicht bloſs angenehmer Kunſt), darin, die inneren Bewegungen des Gemüths durch analogiſche äuſsere zu begleiten und zu verſinnlichen. Da nun jene innern Bewegungen (als menſchliche Natur) nach ſtrengen Geſetzen der Nothwendigkeit vor ſich gehen; ſo geht dieſe Nothwendigkeit und Beſtimmtheit auch auf die äuſsern Bewegungen, wodurch ſie ausgedrückt werden, über; und auf dieſe Art wird es begreiflich, wie, vermittelſt jenes ſymboliſchen Acts, die gemeinen Naturphänomene des Schalles und des Lichts, von der äſthetiſchen Würde der Menſchennatur participiren können. Dringe nun der Tonſetzer und der Landſchaftmaler in das Geheimniſs jener Geſetze ein, welche über die innern Bewegungen des menſchlichen Herzens walten,

und ſtudirt er die Analogie, welche zwiſchen dieſen Gemüthsbewegungen und gewiſſen äuſsern Erſcheinungen ſtatt findet, ſo wird er aus einem Bildner gemeiner Natur auch wahrhaften Seelenmaler. Er tritt aus dem Reich der Willkühr in das Reich der Nothwendigkeit ein, und darf ſich, wo nicht dem plaſtiſchen Künſtler, der den *äuſsern* Menſchen, doch dem Dichter, der den *innern* zu ſeinem Objecte macht, getroſt an die Seite ſtellen.

Aber die landſchaftliche Natur kann auch *zweytens* noch dadurch in den Kreis der Menſchheit gezogen werden, daſs man ſie zu einem Ausdruck von Ideen macht. Wir meynen hier aber keinesweges diejenige Erweckung von Ideen, die von dem Zufall der Aſſociation abhängig iſt; denn dieſe iſt willkührlich und der Kunſt gar nicht würdig; ſondern diejenige, die nach Geſetzen der ſymboliſierenden Einbildungskraft nothwendig erfolgt. In thätigen und zum Gefühl ihrer moraliſchen Würde erwachten Gemüthern ſieht die Vernunft dem Spiele der Einbildungskraft niemals müſſig zu; unaufhörlich iſt ſie beſtrebt dieſes zufällige Spiel mit ihrem eigenen Verfahren übereinſtimmend zu machen. Bietet ſich ihr nun unter dieſen Erſcheinungen eine dar, welche nach ihren eigenen (praktiſchen) Regeln behandelt werden kann; ſo iſt ihr dieſe Erſcheinung ein Sinnbild ihrer eigenen Handlungen, der todte Buchſtabe der Natur wird zu einer lebendigen Geiſterſprache, und das äuſsere und innre Auge leſen dieſelbe Schrift der Erſcheinungen auf ganz verſchiedene Weiſe. Jene liebliche Harmonie der Geſtalten, der Töne und des Lichts, die den äſthetiſchen Sinn entzücket, befriedigt jetzt zugleich den moraliſchen; jene Stetigkeit, mit der ſich die Linien im Raum oder die Töne in der Zeit aneinander fügen, iſt ein natürliches Symbol der innern Uebereinſtimmung des Gemüths mit ſich ſelbſt und des ſittlichen Zuſammenhangs der Handlungen und Gefühle, und in der ſchönen Haltung eines pittoresken oder muſikaliſchen Stücks malt ſich die noch ſchönere einer ſittlich geſtimmten Seele.

Das Tonſetzer und der Landſchaftmaler bewirken dieſes bloſs durch die Form ihrer Darſtellung, und ſtimmen bloſs das Gemüth zu einer gewiſſen Empfindungsart und zur Aufnahme gewiſſer Ideen; aber einen Inhalt dazu zu finden, überlaſſen ſie der Einbildungskraft des Zuhörers und Betrachters. Der Dichter hingegen hat noch einen Vortheil mehr; er kann jenen Empfindungen einen Text unterlegen, er kann jene Symbolik der Einbildungskraft zugleich durch den Inhalt unterſtützen und ihr eine beſtimmtere Richtung geben. Aber er vergeſſe nicht, daſs ſeine Einmiſchung in dieſes Geſchäft ihre Grenzen hat. Andeuten mag er jene Ideen, anſpielen jene Empfindungen; doch ausführen ſoll er ſie nicht ſelbſt, nicht der Einbildungskraft ſeines Leſers vorgreifen. Jede nähere Beſtimmung wird hier als eine läſtige Schranke empfunden, denn eben darin liegt das Anziehende ſolcher *äſthetiſchen Ideen*, daſs wir in den Inhalt derſelben wie in eine grundloſe Tiefe blicken. Der wirkliche und ausdrückliche Gehalt, den der Dichter hineinlegt, bleibt ſtets eine endliche; der mögliche Gehalt, den er uns hinein zu legen überläſst, iſt eine unendliche Gröſse.

(*Der Beſchluſs folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Bergamo*, b. Locatelli: *Galateo dei Medici.* 63 S. 8. 1791. (1½ Liv. Venet.) Der Vf. dieſes kleinen Werks iſt Hr. D. *Paſta*, der ſich ſchon durch mehrere Schriften als ein gelehrter und für das Wohl des Ganzen wirkender Schriftſteller gezeigt hat. Es iſt in acht Abſchnitte getheilt, worin er alles Wichtige über die Eigenſchaften und Pflichten eines Arzts geſammelt und zuſammengeſtellt hat.

Königsberg, b. Hartung: *Chorus Euripidei e Bacchis excerpſit et illuſtravit Johannes Michael Hamann.* 1794. 20 S. 8. Eine Probeſchrift bey dem Antritte ſeines Correctorats von dem Vf. geſchrieben und dem Königsberger Senat gewidmet. Sie betrift den 370 — 433. Vers aus der auf dem Titel genannten Tragödie des Euripides. Voraus gehen einige unbefriedigende Vermuthungen über die Gründe, welche den Tragiker zu der Wahl eines Sacrifs bewogen haben möchten, gegen den vielleicht ſein theiſer Freund und Lehrer manches einzuwenden gehabt haben dürfte. Vielleicht, meynt der Vf. unter andern, ſey Euripides in ſeinem Alter etwas abergläubiſch geworden. Uns ſcheint [illegible] der Dichter dieſen Chor theils um ſeiner tragiſchen [illegible] theils um ſeiner Bearbeitung willen auf die Bühne gebracht haben ſollen, gewählt und dabey an eine Empfehlung der Bacchiſchen Orgien ſo wenig gedacht, als Aeſchylus an eine Vernichtung des Jovisdienſtes bey Verfertigung ſeines Prometheus. Von dem Chor ſelbſt, welcher hier nach *Barneſius* abgedruckt iſt, glaubt Hr. H. er ſey in Gegenwart des Pentheus abgeſungen, was uns ſehr unwahrſcheinlich dünkt. In der Erklärung deſſelben iſt ihm eigen, daſs er V. 375. die Worte *μετα τ'αυλου γελασαι* von den *ludis nimiris* verſteht, aus denen die dramatiſche Poeſie entſtanden ſey, *qui, cum in ſpectaculis captando plerumque verſarentur, bene hoc expreſſit poëta μετα τ'αυλου γελασαι.* Der Interpunktion im 378. V. nach *πιστοι* können wir unſerm Beyfall nicht geben. Im Ganzen findet man hier nicht die Genauigkeit, welche man bey einer Probe der Erklärungsart erwartet. So ſoll V. 378 *ειτ'* ein nachdrückliche Wiederholung ſeyn. Recht gut, wenn nur *δε* nicht dabey ſtände. V. 386. erſchöpft der Aufwand von Worten bey *αγαλματων στομασιν* doch die Sache nicht, und die Metapher bleibt unentwickelt. V. 405. verwirft der Vf. die gewöhnliche Erklärung und die *Reiskiſche* Verbeſſerung des *Ηαφον* in *Φαρον*, wiewohl er mit ihm darinne übereinſtimmt, daſs *τροπος* [illegible] der Nil ſey. *Nulla verò opus eſt commutatione*, ſagt er, *ſi modò cogites hic Aegyptiacam aliquam Ηαφον deſignari.* — *Si quaeris, an ullibi fuerit in tota Aegypto urbs aliqua Paphos appellata, haud ſcio.* Dieſs klingt ein wenig unkritiſch. — Eine genauere Ueberſicht der Gedankenreihe in dieſem Chor vermiſst man hier.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 12. September 1794.

SCHÖNE KÜNSTE.

Zürich, b. Orell u. Comp: *Gedichte von Friedrich Matthisson. etc.*

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochnen Recension.*)

Wir haben diesen weiten Weg nicht genommen, um uns von unserm Dichter zu entfernen, sondern um demselben näher zu kommen. Jene dreyerley Erfoderniße landschaftlicher Darstellungen, welche wir so eben nahmhaft gemacht haben, vereinigt Hr. *M.* in den mehresten seiner Schilderungen. Sie gefallen uns durch ihre Wahrheit und Anschaulichkeit, sie ziehen uns an durch ihre musikalische Schönheit, sie beschäftigen uns durch den Geist, der darin athmet.

Sehen wir bloß auf jene Nachahmung der Natur in seinen Landschaftsgemählden, so müssen wir die Kunst bewundern, womit er unsre Einbildungskraft zu Darstellung dieser Scenen aufzufodern, und ohne ihr die Freyheit zu rauben, über sie zu herrschen weiß. Alle einzelnen Parthien in denselben finden sich nach einem Gesetz der Nothwendigkeit zusammen, nichts ist willkührlich herbeygeführt, und der generische Charakter dieser Naturgestalten ist mit dem glücklichsten Blick ergriffen. Daher wird es unserer Imagination so ungemein leicht, ihm zu folgen, wir glauben die Natur selbst zu sehen, und es ist uns, als ob wir uns bloß der Reminiscenz gehabter Vorstellungen überließen. Auch auf die Mittel versteht er sich vollkommen, seinen Darstellungen Leben und Sinnlichkeit zu geben, und kennt vortreflich sowohl die Vortheile als die natürlichen Schranken seiner Kunst. Der Dichter nemlich befindet sich bey Compositionen dieser Art immer in einem gewissen Nachtheil gegen den Mahlen, weil ein grosser Theil des Effects auf dem simultanen Eindruck des Ganzen beruhet, das er doch nicht anders als *successiv* in der Einbildungskraft des Lesers zusammensetzen kann. Seine Sache ist nicht sowohl, uns zu repräsentiren, was *ist*, als was *geschieht*; und versteht er seinen Vortheil, so wird er sich immer nur an denjenigen Theil seines Gegenstandes halten, der einer *successiven* Darstellung fähig ist. Die landschaftliche Natur ist ein auf einmal gegebnes Ganze von Erscheinungen, und in dieser Hinsicht dem Mahler günstiger, sie ist aber dabey auch ein successiv gegebenes Ganze, weil sie in einem beständigen Wechsel ist, und begünstiget in sofern den Dichter. Hr. *M.* hat sich mit vieler Beurtheilung nach diesem Unterschied gerichtet. Sein Object ist immer mehr das Mannichfaltige in der Zeit als das im Raume, immer mehr die *bewegte*, als die feste und ruhende Natur. Vor unsern Augen entwickelt sich für immer wechselnd des Drama, und mit der reizendsten Stetigkeit laufen ihre Erscheinungen in einander. Welches Leben, welche Bewegung, findet sich z. B. in dem lieblichen *Mondscheingemählde* S. 85.

Der Vollmond schwebt im *Osten*,
Am alten Geisterthurm
Flimmt bläulich im *bemoosten*
Gestein der Feuerwurm.
Der Linde schöner Sylfe
Streift scheu in Lunens Glanz,
Im dunkeln Uferschilfe
Webt leichter Irrwichtstanz.

Die Kirchenfenster schimmern;
In Silber wallt das Korn;
Bewegte Sternchen flimmern
Auf Teich und Wiesenborn;
Im Lichte wehn die Ranken
Der öden Felsenkluft;
Den Berg, wo Tannen wanken,
Umschleyert weisser Duft.

Wie schön der Mond die Wellen
Des Erlenbachs besäumt,
Der hier durch Binsenstellen,
Dort unter Blumen schäumt,
Als lodernde Kaskade
Des Dorfes Mühle treibt,
Und wild vom lauten Rade
In Silberfunken stäubt u. s. w.

Aber auch da, wo es ihm darum zu thun ist, eine ganze Decoration auf einmal vor unsre Augen zu stellen, weiß er uns durch die Stetigkeit des Zusammenhanges die Comprehension leicht und natürlich zu machen, wie in dem folgenden Gemählde S. 54.

Die Sonne sinkt; ein purpurfarbner Duft
Schwimmt um Savoyens dunkle Tannenhügel
Der Alpen Schnee entglüht in hoher Luft,
Geneva mahlt sich in des Fluten Spiegel.

Ob wir gleich diese Bilder nur nach einander in die Einbildungskraft aufnehmen, so verknüpfen sie sich doch ohne Schwierigkeit in eine Totalvorstellung, weil eines das andere unterstützt und gleichsam nothwendig macht. Etwas schwerer schon wird uns die Zusammenfassung in der nachfolgenden Strophe, wo jene Stetigkeit weniger beobachtet ist.

In Gold verfließt der Berggehölze Saum;
Die Wiesenflur, beschneyt von Blüthenflocken,
Haucht Wohlgerüche; Zephyr athmet kaum;
Vom Jura schallt der Klang der Heerdenglocken.

Von dem vergoldeten Saum der Berge können wir uns nicht ohne einen Sprung auf die blühende und duftende Wiese versetzen; und dieser Sprung wird dadurch noch fühlbarer, dass wir auch einen andern Sinn ins Spiel setzen müssen. Wie glücklich aber nun gleich wieder die folgende Strophe!

Der Fischer singt im Kahne, der gemach
Im rothen Wiederschein zum Ufer gleitet,
Wo der bemoosten Eiche Schattendach
Die netzumhangne Wohnung überbreitet.

Zeigt ihm die Natur selbst keine Bewegung, so entlehnt der Dichter diese auch wohl von der Einbildungskraft, und bevölkert die stille Welt mit geistigen Wesen, die im Nebelduft streifen, und im Schimmer des Mondlichts ihre Tänze halten. Oder, es sind auch die Gestalten der Vorzeit, die in seiner Erinnerung aufwachen, und in die verödete Landschaft ein künstliches Leben bringen. Dergleichen Associationen bieten sich ihm aber keineswegs willkührlich an; sie entstehen gleichsam nothwendig entweder aus dem Locale der Landschaft, oder aus der Empfindungsart, welche durch jene Landschaft in ihm erweckt wird. Sie sind zwar nur eine *subjective* Begleitung derselben, aber eine so allgemeine, dass der Dichter es ohne Scheu wagen darf, ihnen eine objective Würdigung zu ertheilen.

Nicht weniger versteht sich Hr. *M.* auf jene musikalischen Effecte, die durch eine glückliche Wahl harmonirender Bilder, und durch eine kunstreiche Eurythmie in Anordnung derselben zu bewirken sind. Wer erfährt z. B. bey folgendem kurzen Lied nicht etwas dem Eindruck analoges, den etwa eine schöne Sonate auf ihn machen würde. S. 91.

Abendlandschaft.

Goldner Schein
Deckt den Hayn.
Mild beleuchtet Zauberschimmer
Der *umbuschten* (?) Waldburg Trümmer.

Still und hehr
Strahlt das Meer;
Heimwärts gleiten, sanft wie Schwäne,
Fern am Eiland Fischerkähne.

Silberstrand
Blinkt am Strand;
Röther schweben hier, dort blässer,
Wolkenbilder im Gewässer.

Rauschend kränzt
Goldgeglänzt
Wankend Ried des Vorlands Hügel,
Wildumschwärmt vom Seegeflügel.

Malerisch
Im Gebüsch
Winkt mit Gärtchen Laub und Quelle
Die bemooste Klausnerzelle.

Auf der Flut
Sinkt die Glut,
Schon erblasst der Abendschimmer
Aus der hohen Waldburg Trümmer.

Vollmondschein
Deckt den Hayn.
Geisterlispel wehn im Thale
Um versunkne Heldenmahle.

Man verstehe uns nicht so, als ob es blos der glückliche Versbau wäre, was diesem Lied eine so musikalische Wirkung gibt. Der metrische Wohllaut unterstützt und erhöht zwar allerdings diese Wirkung, aber er macht sie nicht allein aus. Es ist die glückliche Zusammenstellung der Bilder, die liebliche Stetigkeit in ihrer Succession; es ist die Modulation und die schöne Haltung des Ganzen, wodurch es Ausdruck einer bestimmten Empfindungsweise, also Seelengemählde wird.

Einen ähnlichen Eindruck, wiewohl von ganz verschiedenem Inhalt, erweckt auch der *Alpenwanderer* S. 61. und die *Alpenreise* S. 66.; zwey Compositionen, welche mit der gelungensten Darstellung der Natur noch den mannichfaltigsten Ausdruck von Empfindungen verknüpfen. Man glaubt einen Tonkünstler zu hören, der versuchen will, wie weit seine Macht über unsere Gefühle reicht; und dazu ist eine Wanderung durch die Alpen, wo das Grosse mit dem Schönen, das Grauenvolle mit dem Lachenden so überraschend abwechselt, ungemein glücklich gewählt. Man kennt schon Hn. *M.* zauberischen Pinsel in Darstellung des Sanften und Lieblichen; hier ist eine kleine Probe von dem, was er im Starken und Erhabenen zu leisten im Stand ist. S. 62.

Im hohen Raum der Bläue
Wälzt die Lawine sich,
Es kreische im Wolkensitze
Der Adler fürchterlich.
Dumpfdonnernd wie die Hölle
In Aetnas Tiefen rast,
Kracht an des Bergstroms Quelle
Des Gletschers Eispallast.

Oder auch folgende Darstellung. S. 67. 69.

Nun sterben die Laute beseelter Natur;
Dumpftosend umschäumen Gewässer mich nur,
Die hoch an schwarzen Gehölzen
Dem Gletscher entschmelzen. u. s. f.

Hier wandelte nimmer, der Odem des Mays;
Hier wiegt sich kein Vogel auf duftendem Reis;
Nur Moos und Flechten entgrünen
Den wilden Ruinen.

Jetzt zeigt sich allmählig von eisigem Plan
An steiler Granitwand hinunter die Bahn.
Wie dräun, halb dunstig umflossen,
Die Felsenkolossen!

Oft reissen *hoch* aus der *Umwölkungen* Schoos
Mit Donnergetöse die Blöcke sich los,
Dass rings in langen Gewittern
Die Gipfel erzittern.

Endlich finden sich unter diesen Landschafts-Gemählden mehrere, die uns durch einen gewissen Geist oder Ideenausdruck rühren, wie gleich das erste der ganzen Sammlung, der *Genfersee*, in dessen prachtvollem Eingange

gange uns der Sieg des Lebens über das Lebloſe, der Form über die geſtaltloſe Maſſe ſehr glücklich verſinnlicht werden. Der Dichter eröffnet dieſes ſchöne Gemählde mit einem Rückblick in die Vergangenheit, wo die vor ihm ausgebreitete paradieſiſche Gegend noch eine Wüſte war:

Da wälzte, wo im Abendlichte dort
Genevä, deine Zinnen ſich erheben,
Der Rhodan ſeine Wogen trauernd fort
Von ſchauervoller Hayne Nacht umgeben.

Da hörte deine Paradieſes Flur
Du ſtilles Thal voll blühender Gehege,
Die groſsen Harmonien der Wildniſs nur
Otkau und Thiergeheul und Donnerſchläge.

Als lenkte ſich ſein zweifelhafter Schein
Auf eines Weltballs ausgebrannte Trümmer,
So goſs der Mond auf dieſe Wüſteneyn
Voll trüber Nebeldämmrung ſeine Schimmer.

Und nun enthüllt ſich ihm die herrliche Landſchaft, und er erkennt in ihr das Local jener Dichterſcenen, die ihm den Schöpfer der Heloiſe ins Gedächtniſs rufen.

O Clarens! ſeiedlich am Geſtad erhöht,
Dein Nahme wird im Buch der Zeiten leben.
O Meillerie! voll rauher Majeſtät
Dein Ruhm wird zu den Sternen ſich erheben.

Zu deinen Gipfeln, wo der Adler ſchwebt,
Und aus Gewölk erzürnte Ströme fallen,
Wird oft, von ſüſsen Schauern tief durchbebt,
An der Geliebten Arm der Fremdling wallen.

Bis hieher wie geiſtreich, wie gefühlvoll und malleriſch! Aber nun will der Dichter es noch beſſer machen, und dadurch verderbt er. Die nun folgenden, an ſich ſehr ſchönen Strophen, kommen von dem kalten Dichter, nicht von dem überſtrömenden, der Gegenwart ganz hingegebenen Gefühl. Ist das Herz des Dichters ganz bey ſeinem Gegenſtande, ſo kann er ſich unmöglich davon losreiſsen, um ſich bald auf den Aetna, bald nach Tibur, bald nach dem Golf bey Neapel, u. ſ. w. zu verſetzen, und dieſe Gegenſtände nicht etwa bloſs flüchtig anzudeuten, ſondern ſich dabey zu verweilen. Zwar bewundern wir darin die Pracht ſeines Pinſels, aber wir werden davon geblendet, nicht erquickt; eine einfache Darſtellung würde von ungleich gröſserer Wirkung geweſen ſeyn. Soviele veränderte Decorationen zerſtreuen endlich das Gemüth ſo ſehr, daſs, wenn nun auch der Dichter zu dem Hauptgegenſtand zurückkehrt, unſer Intereſſe an denſelben verſchwunden iſt. Anſtatt ſolches aufs neue zu beleben, ſchwächt er es noch mehr durch den ziemlich tiefen Fall beym Schluſs des Gedichts, der gegen den Schwung, mit dem er anfangs aufflog, und worin er ſich ſo lang zu erhalten wuſste, gar auffallend abſticht. Hr. *M.* hat mit dieſem Gedicht ſchon die *dritte* Veränderung vorgenommen, und dadurch, wie wir fürchten, eine *vierte* nur deſto nöthiger gemacht. Gerade die vielerley Gemüthsſtimmungen, denen er darauf Einfluſs gab, haben dem Geiſt, der es anfangs dictirte, Gewalt angethan, und durch eine zu reiche Ausſtattung hat es viel von dem wahren Gehalt, der nur in der Simplicität liegt, verloren.

Wenn wir Hn. *M.* als einen vortreflichen Dichter landſchaftlicher Scenen characteriſirten, ſo ſind wir darum weit entfernt, ihm mit dieſer Sphäre zugleich ſeine Grenzen anzuweiſen. Auch ſchon in dieſer kleinen Sammlung erſcheint ſein Dichtergenie mit völlig gleichem Glück auf ſehr verſchiedenen Feldern. In derjenigen Gattung, welche freye Fictionen der Einbildungskraft behandelt, hat er ſich mit groſsem Erfolg verſucht, und den Geiſt, der in dieſen Dichtungen eigentlich herrſchen muſs, vollkommen getroffen. Die Einbildungskraft erſcheint hier in ihrer ganzen Feſſellosigkeit und dabey doch in der ſchönſten Einſtimmung mit der Idee welche ausgedrückt werden ſoll. In dem Liede, welches das *Feenland* überſchrieben iſt, verſpottet der Dichter die abentheuerliche Phantaſie mit ſehr vieler Laune; alles iſt hier ſo bunt, ſo prangend, ſo überladen, ſo grotesk, wie der Charakter dieſer wilden Dichtung es mit ſich bringt; in dem Liede der *Elfen* alles ſo leicht, ſo duftig, ſo ätheriſch, wie es in dieſer kleinen Mondſcheinwelt ſchlechterdings ſeyn muſs. Sorgenfreye, ſelige Sinnlichkeit athmet durch das ganze artige Liedchen der *Faunen*, und mit vieler Treuherzigkeit ſchwatzen die *Gnomen* ihr (und ihrer Conſorten) Zunftgeheimniſs aus. S. 141.

Des Tagſcheins Blendung drückt
Nur Finſterniſs beglückt!
Drum hauſen wir ſo gern
Tief in des Erdballs Kern.
Dort oben wo der Aether flammt,
Ward alles, was von Adam ſtammt,
Zu Licht und Glut mit Recht verdammt.

Hr. *M.* iſt nicht blos mittelbar, durch die Art, wie er landſchaftliche Scenen behandelt, er iſt auch unmittelbar ein ſehr glücklicher Mahler von Empfindungen. Auch läſst ſich ſchon im voraus erwarten, daſs es einem Dichter, der uns für die lebloſe Welt ſo innig zu intereſſiren weiſs, mit der beſeelten, die einen ſoviel reicheren Stoff darbietet, nicht fehlſchlagen werde. Eben ſo kann man ſchon im voraus den Kreis von Empfindungen beſtimmen, in welchem eine Muſe, die dem Schönen der Natur ſo hingegeben iſt, ſich ohngefähr aufhalten muſs. Nicht im Gewühle der groſsen Welt, nicht in künſtlichen Verhältniſſen — in der Einſamkeit, in ſeiner eigenen Bruſt, in den einfachen Situationen des urſprünglichen Standes ſucht unſer Dichter den Menſchen auf. Freundſchaft, Liebe, Religionsempfindungen, Rückerinnerungen an die Zeiten der Kindheit, das Glück des Landlebens, u. d. gl. ſind der Inhalt ſeiner Geſänge; lauter Gegenſtände, die der landſchaftlichen Natur am nächſten liegen, und mit derſelben in einer genauen Verwandtſchaft ſtehen. Der Charakter ſeiner Muſe iſt ſanfte Schwermuth und eine gewiſſe contemplative Schwärmerey, wozu die Einſamkeit und eine ſchöne Natur den gefühlvollen Menſchen ſo gerne neigen. Im Tumult der geſchäftigen Welt verdrängt eine Gattung unſeres Geiſtes ängſtlich die andere,

andere, und die Mannichfaltigkeit unsers Wesens ist hier nicht immer unser Verdienst; desto treuer bewahrt die einfache, stets sich selbst gleiche, Natur um uns her die Empfindungen, zu deren Vertrauten wir sie machen, und in ihrer ewigen Einheit finden wir auch die unsrige immer wieder. Daher der enge Kreis, in welchem unser Dichter sich um sich selbst bewegt, der lange Nachhall empfangener Eindrücke, die öfmahlige Wiederkehr derselben Gefühle. Die Empfindungen, welche von der Natur als ihrer Quelle abfliessen, sind einförmig und beynahe dürftig; es sind die Elemente, aus denen sich erst im verwickelten Spiele der Welt feinere Nüancen und künstliche Mischungen bilden, die ein unerschöpflicher Stoff für den Seelenmahler sind. Jene wird man daher leicht müde, weil sie zu wenig beschäftigen; aber man kehrt immer gerne wieder zu ihnen zurück, und freut sich, aus jenen künstlichen Arten, die so oft nur Ausartungen sind, die ursprüngliche Menschheit wieder hergestellt zu sehen. Wenn aber diese Zurückführung zu dem Saturnischen Alter und zu der Simplicität der Natur für den cultivirten Menschen recht wohlthätig werden soll, so muss diese Simplicität als ein Werk der Freyheit, nicht der Nothwendigkeit, erscheinen, es muss diejenige Natur seyn, mit der der moralische Mensch *endigt*, nicht diejenige, mit der der physische *beginnt*. Will uns also der Dichter aus dem Gedränge der Welt in seine Einsamkeit nachziehen, so muss es nicht Bedürfniss der Abspannung, sondern der Anspannung, nicht Verlangen nach Ruhe, sondern nach Harmonie seyn, was ihm die Kunst verleidet, und die Natur liebenswürdig macht; nicht weil die moralische Welt seinem theoretischen, sondern weil sie seinem practischen Vermögen widerstreitet, muss er sich nach einem *Tibur* umsehen, und zu der leblosen Schöpfung flüchten.

Dazu wird nun freylich etwas mehr erfodert, als blofs die dürftige Geschicklichkeit, die Natur mit der Kunst in Contrast zu setzen, die oft das ganze Talent der Idyllendichter ist. Ein mit der höchsten Schönheit vertrautes Herz gehört dazu, jene Einfalt der Empfindungen mitten unter allen Einflüssen der raffinirtesten Cultur zu bewahren, ohne welche sie durchaus keine Würde hat. Dieses Herz aber verräth sich durch eine *Fülle*, die es auch in der anspruchlosesten Form verbirgt, durch einen *Adel*, den es auch in die Spiele der Imagination und der Laune legt, durch eine *Disciplin*, wodurch es sich auch in seinem rühmlichsten Siege zügelt, durch eine nie entweyhte *Keuschheit* der Gefühle; es verräth sich durch die unwiderstehliche und wahrhaft magische Gewalt, womit es uns an sich zieht; uns festhält, und gleichsam nöthigt, uns unsrer eignen Würde zu erinnern, indem wir der seinigen huldigen.

Hr. *M.* hat seinen Anspruch auf diesen Titel auf eine Art beurkundet, die auch dem strengsten Richter Genüge thun muss. Wer eine Phantasie, wie sein *Elisium* (S. 34.) componiren kann, der ist als ein Eingeweyhter in den innersten Geheimnissen der poetischen Kunst und als ein Jünger der wahren Schönheit gerechtfertigt. Ein vertrauter Umgang mit der Natur und mit klassischen Mustern hat seinen Geist genährt, seinen Geschmack gereinigt, seine sittliche Grazie bewahrt; eine geläuterte heitre Menschlichkeit beseelt seine Dichtungen, und rein wie sie auf der spiegelnden Fläche des Wassers liegen, mahlen sich die schönen Naturbilder in der ruhigen Klarheit seines Geistes. Durchgängig bemerkt man in seinen Producten eine Wahl, eine Züchtigkeit, eine Strenge des Dichters gegen sich selbst, ein nie ermüdendes Bestreben nach einem Maximum von Schönheit. Schon vieles hat er geleistet, und wir dürfen hoffen, dass er seine Grenzen noch nicht erreicht hat. Nur von ihm wird es abhängen, jetzt endlich, nachdem er in bescheideneren Kreisen seine Schwingen versucht hat, einen höheren Flug zu nehmen, in die anmuthigen Formen seiner Einbildungskraft und in die Musik seiner Sprache einen tiefen Sinn einzukleiden, zu seinen Landschaften nun auch Figuren zu erfinden, und auf diesen reizenden Grund *handelnde Menschheit* aufzutragen. Bescheidenes Mistrauen zu sich selbst ist zwar immer das Kennzeichen des wahren Talents, aber auch der Muth steht ihm gut an; und so schön es ist, wenn der Besieger des Python den furchtbaren Bogen mit der Leyer vertauscht, so einen grossen Anblick gibt es, wenn ein Achill im Kreise thessalischer Jungfrauen sich zum Helden aufrichtet.

KLEINE SCHRIFTEN.

PARIS. *Bologna: Jo. Baptist. Guglielmini de diurno Terrae motu experimentis physico mathematicis confirmato* opusculum. 1792. 8. 38 90. m. 1 Kupfert. Dass ein senkrecht in die Höhe geworfener, oder fallender Körper wegen der Bewegung der Erde um ihre Axe von seiner senkrechten Richtung abweichen müsse, hatte man durch Versuche mit Schiessgewehr zu beweisen gesucht. Allein diese Versuche schienen dem Vf. nicht sicher und beweisend genug, sondern er stellte dergleichen mit fallenden Körpern an. Ihr Resultat hatte er in einer, Rom 1789. herausgegebenen Schrift öffentlich bekannt gemacht. Die Versuche wurden in Bologna von dem Thurme degli *Asinelli* zuerst angestellt, und, da ihr Erfolg gar zu sehr der Erwartung widersprach, auf der Sternwarte des Instituts wiederhohlt. Die Höhe, von welcher die 1″ im Durchmesser haltenden Bleykugeln herabfielen, betrug 90 Fuss. Die mittlere östliche Abweichung von ihrer Richtung betrug 5,375 Linien, die mittlere mittägige hingegen nur 5,272 Lin. Dieses Resultat stimmt mit des Verfass. Theorie auf eine auffallende Art überein. Dennoch fand er manche Widersacher, z. B. an *Jos. Calandrelli, Theod. Bonati* u. a. deren Einwürfe er hier zu beantworten und seine Theorie zu bestätigen bemüht ist. — Auf der beygefügten Kupfertafel ist auch die Maschine abgebildet, deren sich G. bedient hat, um die Fäden der aufgehangenen Kugeln abzubrennen, ohne die Kugeln im geringsten zu bewegen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 13. September 1794.

PHILOSOPHIE.

MARBURG, in der neuen akadem. Buchh.: *Geist der speculativen Philosophie* von *Dieterich Tiedemann*. Dritter Band. 1793. XVI und 567 S. 8.

Wir freuen uns, dass Hr. T. so rastlos an der Fortsetzung dieses Werkes fortarbeitet, welches ungeachtet seiner Fehler doch durch seine Reichhaltigkeit, gründliche Gelehrsamkeit, scharfsinnige Beurtheilung und bessere Behandlungsart der Philosopheme vor allen bisher erschienenen Werken über diesen Theil der Geschichte der Philosophie einen rühmlichen Vorzug behauptet. Im Ganzen herrscht in diesem vor uns liegenden Theile eben derselbe Geist, und es sind eben dieselben Vorzüge und Mängel sichtbar, welche ein anderer Rec. der zwey ersten Bände so treffend und gründlich charakterisirt hat. Unsere Beurtheilung wird also diesesmal von dem *Geiste* abstrahiren, und sich gröstentheils auf den *Körper*, die Materialien, einschränken. Da es nicht fehlen kann, dass dieses Buch sowohl wegen seiner gegründeten Vorzüge, als wegen des Namens seines Verfassers ein klassisches Ansehen in der gelehrten Welt erhalten wird, da die Sammlung und Bearbeitung der Materialien zur Geschichte der Philosophie eine so weit umfassende, mühsame und schwierige Arbeit ist, dass auch bey der gröstten Gelehrsamkeit und Belesenheit etwas Menschliches begegnen kann: so dürfte eine Kritik von dieser Seite um so weniger zwecklos seyn, in wie fern eine gründliche und vollständige Kenntnis der Quellen und Materialien zwar nicht Geschichte der Philosophie selbst aber doch eine nothwendige Bedingung derselben ist. Wir werden uns daher auch nicht auf den dritten Band allein einschränken, sondern alle drey aus dem angegebenen Gesichtspuncte beurtheilen.

Ein grosser Vorzug dieses Werks vor andern besteht darin, dass der Vf. mit sichtbarem Fleisse die Quellen der griechischen Philosophie selbst aufgesucht, und den in ihnen enthaltenen Stoff zur Geschichte der Philosophie durch Hülfe einer gründlichen Kritik und Auslegungskunst sehr glücklich entwickelt hat. Allein die dazu erforderliche Belesenheit ist von zu grossem Umfange, als dass *ein* Mann alles übersehen, und von der rechten Seite fassen sollte; die Materialien sind in so vielen Schriftstellern zerstreut, deren Werke in Ansehung der Schreibart, der Deutlichkeit, des reinen oder verdorbenen Textes und des innern Gehalts einander so ungleich sind, und eine so mannichfaltige Behandlungsart erfodern, dass ein Mann auch bey der vertrautesten Bekanntschaft mit der alten Literatur doch leicht der Menge des Stoffs erliegen, und Stellen anführen kann, welche bald das nicht beweisen, was sie beweisen sollen, bald unrichtig verstanden sind. Es wird Rec. daher nicht für Tadelsucht ausgelegt werden, wenn er nur die Fehler und Mängel, welche ihm vorgekommen sind, darlegt, und den Werth des Werkes als schon anerkannt voraussetzt; er ist vielmehr überzeugt, dass er auf keine bessere Art dem Vf. seine Achtung bezeugen kann, als wenn er diejenigen Bemerkungen, welche das Studium sowohl seines Werks, als der Quellen der Geschichte der Philosophie bey ihm veranlasst haben, mittheilt.

In der Vorrede zum 1. B., worin viele schätzbare Bemerkungen über die Bearbeitung der Geschichte der Philosophie vorkommen, nimmt der Vf. Aristoteles als die Hauptquelle für die älteste Geschichte gegen die Beschuldigungen der Partheylichkeit, der absichtlichen Verdrehung und Verdunkelung aller Philosopheme mit vielem Nachdruck in Schutz. Allein zugegeben, dass Aristoteles den Willen und das Vermögen hatte, die Behauptungen seiner Vorgänger rein und treu darzustellen, so ist doch noch eine grosse Frage: ob wir sie wirklich in dieser Eigenschaft aus seinen Schriften schöpfen können, weil sie theils sehr verdorben sind, theils noch von allen nicht ausgemacht ist, ob sie den Aristoteles zum Verfasser haben. Die Streitigkeit, ob Aristoteles die Philosophien treu dargestellt habe, (denn das Wollen bleibt hier als zum Charakter gehörig ausser dem Spiel) kann nicht eher entschieden werden, bis die Kritik noch mehr an den Werken dieses Philosophen geleistet hat. Wir wünschen, dass der Vf. auf diese und ähnliche Punkte mit Rücksicht genommen, und dadurch die bis jetzt noch immer problematische Sache der Entscheidung näher gebracht hätte. Denn in manchen Punkten ist die Treue und Unpartheylichkeit des Stagiriten noch sehr zu bezweifeln, wie auch schon Fülleborn Beytr. 1. B. S. 43. bemerkt hat. Wir wollen nur noch einige Beyspiele anführen. Melissus wird Metaph. 1. 5. als ein ungeschickterer Kenner dem Parmenides weit nachgesetzt, welches er aber gar nicht ist, zumal wenn das erste und zweyte K. *de Xenoph. Zen. et Gorg.* nach Spaldings wichtigen Gründen von diesem Philosophen handelt. Wenn *de generat. et corrup.* II, 1. gegen den Plato behauptet wird, die erste Materie bestehe nicht aus Flächen, so weiss man nicht, was man dazu sagen soll. Doch nun zum Werke selbst.

In dem ersten Bande S. 29. heisst es: Plato verachtete griechische Kenntnisse gegen die ägyptischen. Dies ist zu allgemein und unbestimmt gesagt, und lässt sich nicht erweisen. Dies gilt auch von der Behauptung S. 165., Plato habe die Pythagoräische Lehre verdorben.

V. Hauptſtück. *Pythagoras.* Das Raiſonnement aus dem Sextus adv. Math. X. 263—276. führt zwar Hr. [illegible] nicht, wie Sextus thut, als Pythagoräiſch an, ſondern ſiehet es für eigne Erläuterung der Zahlentheorie an; doch hätte die Erinnerung nichts ſchaden können, daſs es eben ſo wie das S. 101. angeführte nur auf ein ſpäteres durch Platoniſche und Ariſtoteliſche Philoſophie aufgeſtutztes Syſtem paſst, weil die Monas und Dyas zu Principien der Zahlen gemacht werden. Vergl. Stob. Ecl. Phyſ. ed. Heeren S. 20. In dieſer angeführten Stelle ſoll bewieſen werden, daſs die Monas und Dyas die Principe von den abſoluten entgegengeſetzten und relativen Dingen ſeyen. Von den relativen wird es §. 272. gezeigt. Es iſt daher ein Verſehen, wenn Hr. T. ſagt, die dritte Eintheilung ſey übergangen worden, S. 107. Die Stelle des *Ariſtoteles* Phyſ. III. 4. iſt nicht deutlich überſetzt. Sie lautet eigentlich ſo: das Unendliche in die Einheit oder das Endliche aufgenommen (συλλαμβανόμενον) und durch dieſelbe begränzt, gibt den Dingen die unendliche Mannichfaltigkeit, woraus ſich ein ſehr philoſophiſcher Sinn entwickeln läſst. S. 123. wird die Behauptung der Pythagoräer von dem *leeren Raume* angeführt Ariſt. Phyſ. IV. 6. aber nicht erklärt. Das Leere, ſagten ſie, ſey in den Zahlen gegründet, und *es* unterſcheide ſie von einander. „Daſs demnach," ſetzt H. T. zur Erklärung hinzu, „eine Zahl nicht die andere iſt, und daſs nicht alle Zahlen zuſammenfallen in eine Maſſe, iſt Wirkung des Leeren." Allein die Pythagoräer konnten das wohl nicht von den arithmetiſchen Zahlen verſtehen. Unter den Zahlen werden hier wohl keine andere verſtanden, als die ἀριθμοὶ μεγεθῶν ποιητικοί, Gröſsen im Raume durch das Schema der Gröſse gedacht. Bey dieſen iſt das Leere die Grenze, welche macht, daſs ſie von einander getrennt ſind. Ueberhaupt iſt auch die Zahlenlehre der Pythagoräer, ungeachtet alles darauf gewandten Scharfſinnes, noch nicht genug in das Licht geſetzt worden. S. 127. *Philolaus* lehre nicht, daſs die Götter unſere Regenten ſind, ſondern daſs man nicht ſelbſt Hand an ſein Leben legen dürfe, und das nicht einmal mit deutlichen Gründen, wie aus der angeführten Stelle Plato Phaedo S. 139, 140 erhellet. — S. 135. — Der Grund von der Behauptung: *Aehnliches kann nur durch Aehnliches* erkannt werden, iſt doch ſo ſchwer nicht zu entdecken, wenn man nur vorausſetzt, daſs von Erkenntniſs der Dinge an ſich die Rede ſey. Auch hat Ariſtoteles de Anim. 1, 2. ihn ſchon ſo ziemlich getroffen. Ob die Pythagoräer Gründe für die Unſterblichkeit der Seelen entwickelt haben oder nicht, iſt keineswegs problematiſch, wie S. 136. geſagt wird, ſondern Cicero Tuſc. Qu. 1, 17. behauptet, Pythagoras habe keine aufgeſtellt. Wie konnte man auch nach Gründen der Fortdauer fragen, wenn man überzeugt war, daſs ſie aus einem Körper in den andern wandern, bis ſie in die Weltſeele übergehen?

VI. Hauptſt. *Xenophanes.* Es iſt zu bedauern, daſs Hr. T. die kleine Schrift *de Xenophane Zenone et Gorgia* nicht ſo benutzen konnte, als es nach der neulichen ſchätzbaren Bearbeitung des Hn. *Spalding* möglich iſt. Das erſte und zweyte K. wird daher noch auf die Lehre des Zeno bezogen, da es doch die Philoſophie des Meliſſus zum Gegenſtande hat, woraus natürlich die Folge entſpringt, daſs dem Zeno fremde Behauptungen beygelegt werden. — S. 140. Der Sinn des Xenophaniſchen Satzes: *Gott und das Univerſum, alles, was exiſtirt, iſt nur Eins,* iſt nicht ganz richtig dargeſtellt worden. Von den drey Bedeutungen iſt gerade die erſte, welche verworfen wird, die einzig wahre. S. 149. wird geſagt: der Grundſatz, *aus Nichts wird Nichts,* habe bey dem Xenophanes die Nebenbedeutung gehabt, daſs alles *Werdende* ſchon vorhanden ſeyn muſs; nicht dieſe, ſondern vielmehr die Bedeutung hatte der Satz: Jedes Entſtehen muſs ſeinen zureichenden Grund haben, und da der Verſtand keinen ſolchen denken kann, ſo wird alles Entſtehen geläugnet. VII. Hauptſt. *Parmenides Philoſophie.* S. 167. Parmenides verſtand keinesweges unter dem ὄν das *Poſitive,* und unter dem μὴ ὄν *Negationen,* Beraubungen, ſondern das ὄν iſt das *Gedachte Exiſtirende,* und μὴ ὄν das Entgegengeſetzte Nichtexiſtirende, und er ſchloſs ganz richtig von dem Setzen des Einen auf die Ausſchlieſsung des andern. Ariſt. Metaphyſ. 1, 5. Was S. 171. 172. zur Erläuterung und Beurtheilung des Parmenidiſchen Syſtems geſagt wird, bedarf daher noch mancher Berichtigung. Wie die Läugnung der Theilung ins Unendliche und des leeren Raums mit dem Hauptſatze: es iſt nur ein Reales, wirklich, zuſammenhänge, hätte gezeigt werden ſollen. S. 188. heiſst es: *In allen Nachrichten von Parmenideiſchen Lehren iſt man kaum vermögend, etwas zu entdecken, das einem Beweiſe von Unzuverläſſigkeit der Sinne einigermaſsen gleicht.* Sollte nicht das aus dem Ariſtoteles S. 186. angeführte, daſs Vernunft und Erfahrung einander widerſprechen, daſs nach jener nur eine nach dieſer mehrere Subſtanzen geſetzt werden müſſen, zureichender Grund für Parmenides geweſen ſeyn, die Wahrheit der Erfahrung zu bezweifeln? — VIII. Hauptſt. *Heraclits Philoſophie.* Daſs *Heraclit* das *Feuer* als homogen aus andern elementariſchen Stoffen nicht zuſammengeſetzt angenommen habe, wie S. 196. geſagt wird, iſt nicht ſehr wahrſcheinlich. Zugegeben, was die angeführten Beweisſtellen enthalten, daſs aus dem Feuer durch Verdickung und Verdünnung alles entſtehet, ſo folgt noch nicht daraus, daſs das Feuer als reines Element betrachtet wird. Es würde alsdann nicht einmal begreiflich ſeyn, wie er in dem Feuer ein Entgegenwirken und Widerſtreit annehmen konnte, wenn in dem Feuer nicht heterogene Theile waren. Oder wie konnte er behaupten, die Welt ſey aus disharmonirenden Theilen ein harmoniſches Ganze geworden. Plato Sympoſium S. 195. Zweybr. Ariſtot. Nicomach. VIII. 1. Und für dieſe Erklärung ſpricht auch die Stelle de mundo c. 5, und Plutarch. de Placit. 1, 3., wo ein feinerer und gröberer Theil des Feuers unterſchieden wird. Der Grundſtoff des Heraclits, aus welchem er alles entſtehen lieſs, war alſo wohl nichts anders, als die *durch das Feuer verdünnte und aufgelöſte Materie.* Wenn man dieſs annimmt, ſo läſst ſich dann die Behauptung, daſs das Feuer aus ſehr feinen Theilen beſtehe, Plutarch 1, 13. ſehr gut mit dem Ganzen vereinigen. S. 198. Die *Ausdünſtung* oder die Luft, welche einige anſtatt des Feuers für Heraclits Princip aller

Dinge

Dinge erklärten, scheint, einigen Stellen zufolge, Plutarch. Placit. I, 27. und Stobaeus Ecl. Physic. (ed. Heeren). S. 60, 178. nichts anders als das Factum, oder die in dem Feuer enthaltene und alles durchdringende Vernunftkraft gewesen zu seyn, und die Stelle des wirkenden Princips vertreten zu haben. — S. 202. wird Diogenes von Laerte getadelt, dass er gedankenlos seine Nachrichten zusammengerafft habe. So gegründet aber sonst dieser Tadel ist, so scheint uns doch in diesem Falle der arme Sammler kein so hartes Urtheil verdient zu haben. Heraklit liess nemlich aus dem Feuer die sichtbare Welt entstehen, und in bestimmten Perioden alles wieder in Feuer aufgelöst werden. Die Art und Weise, wie aus dem Feuer die übrigen Grundstoffe abgeschieden werden, nennte er den *Weg nach Unten*, und die Art und Weise, wie sie sich in Feuer wieder auflösen, *den Weg nach Oben*. S. 212. „*Des Schicksals Wesen besteht in einer durch des Universums ganze Substanz ausgebreiteten Einrichtung.*“ λογος ο δια της ουσιας των παντος διηκων. Wir wissen nicht, warum λογος nicht Vernunftthätigkeit übersetzt werden soll. Denn Heraklit dachte sich das Feuer als das Substrat einer Denkkraft, welche alles durchdringt, wie aus seiner Erklärung des Denkens und der Träume erhellet. Wenn man daher auch eine vernünftige Einrichtung stillschweigend verstehen wollte, so würde das doch dem Begriff des Heraklits wohl kaum entsprechen, da er unter dem Fatum nicht eine Bestimmung der Objecte der Welt, (welche nichts Beharrliches enthalten, als ihre Bestandtheile,) sondern das Gesetz, nach welchem das wirkende Princip in dem Universum wirkt, verstanden haben kann. Und daraus kann erst der Zusammenhang aller Begebenheiten in der Welt abgeleitet werden. Es lässt sich daher begreifen, wie das Fatum als das Gesetz des wirkenden Princips, oder der Gottheit, für die Gottheit selbst gesetzt werden konnte. Stobaeus Ecl. Phys. c. 5. p. 60. — S. 218. Heraklit musste zwar seinem System gemäss behaupten, dass nichts als der Grundstoff und das Princip beharrlich, alles übrige aber in einem beständigen Flusse sey; allein die Ableitung des Resultats, dass jeder uns vorstellbare Gegenstand nichts sey, als eine Vorstellung, welche durch das Afficiertwerden eines Gegenstandes auf die Sinne entstehe, wie wir sie bey dem Plato am angef. O. lesen, gehört wahrscheinlich dem Heraklit nicht an. Denn Plato nennt den Heraklit niemals als Urheber dieser Behauptung; er klagt über Dunkelheiten und Mangel eines zusammenhängenden Raisonnements, Theaet. S. 129. 130. 3. und er unterscheidet immer die Thesis des Theaetets, *Wissen sey so viel, als empfinden*, von der Behauptung des Heraklits, *alles fliesse*, und des Pythagoras, *jeder Mensch habe sein eignes, blos subjectives Kriterium der Wahrheit*, wiewohl er nicht läugnet, dass sie alle mit einander zusammenhängen, und aus einer gemeinschaftlichen Quelle fliessen. Theaet. S. 96, 68, 70, 87. — S. 221. Wie Heraklit neben dem *gemeinen* Verstande (κοινος λογος) noch einen *besondern* jedem Menschen geben konnte, sagt d. V. begreift sich nicht. Es lässt sich, wie uns dünkt, begreifen, wenn man annimmt, dass er den Verstand für ein blos leidendes Vermögen, oder für Empfänglichkeit hielt; in so fern nun ihm die Vorstellungen der göttlichen Denkkraft gegeben werden, ist es der gemeine Verstand, in so fern er aber die Eindrücke von den andern vergänglichen Dingen empfängt, ist es der individuelle Verstand. IX. Hauptst. *Philosophie des Leucipps*. S. 231, 232. Die Gründe für die Wirklichkeit des leeren Raums gehören nicht dem Leucipp allein zu, sondern Aristoteles legt sie ihm und dem Demokrit gemeinschaftlich bey. Physic. IV, 6. — S. 238. Die aus dem Aristoteles angezogene Stelle von der Seele und der Verbindung des Lebens mit dem Athemholen, hätte etwas deutlicher dargestellt werden können. Leucipp behauptete nemlich, die runden Atomen sind die Ursache des Lebens, sie sind in unaufhörlicher Bewegung, und strömen aus dem Körper aus. Die äussere die Körper umgebende Luft versammelt die mit Bewegkraft versehenen Atomen, und stösst sie aus. Diese werden durch das Athemholen eingezogen, und verhindern zugleich das Ausströmen der im Körper befindlichen. Und dadurch ist das Athemholen eine äussere Bedingung des Lebens. S. 240. Dass Leucipp die Nothwendigkeit das Fatum und die Vorsehung für einerley gehalten, würden wir dem Stobaeus nicht ohne strengere Prüfung nachsagen. Plutarch legt denselben Gedanken dem Parmenides und Demokrit bey; Plac. I, 25, und Diogenes IX, 37. behauptet, Leucipp habe nicht bestimmt, was er unter Nothwendigkeit verstehe. Es würde dabey immer problematisch bleiben, was er sich unter der Nothwendigkeit dachte, wenn man diesen Begriff nicht schon aus dem Geiste seines Systems anticipiren könnte. X. Hauptst. *Philosophie des Empedokles*. S. 245. Es ist ein kleines Versehen, wenn gesagt wird, Empedokles habe das Eine μονας genennt; denn es kömmt in den angeführten Stellen nur unter dem Ausdruck εν vor. — S. 246. Das Philosophem des Empedokles von den Elementen und der Absonderung derselben aus dem *Einem* ist nicht ganz richtig in dem Geiste dieses Philosophen dargestellt, weil der Sinn in den Stellen des Stagiriten de Gener. et Corr. I, 1. Metaph. I, 3. III, 4. etwas missverstanden ist. Doch senkt der Vf. auf der folgenden Seite wieder ein, und berichtigt die Darstellung durch Vergleichung mit andern Stellen, welche aber nichts anders, als jene, aussagen. — S. 246. Von den Elementen hätte noch angemerkt werden können, dass Empedokles sie auf zwey Klassen reducirte, indem er dem Feuer die drey andern entgegensetzte. Arist. de Gen. et Corr. II, 3. — S. 249. Aristot. Phys. II, 4. λεγει γ' ουν εν τω κοσμοποιια, ως ετυ συνεκυρσε τοτε τοτε πολλακις δ' αλλως. Hr. T. übersetzt: *das nimt machte es Gott so, oft auch anders*. Allein es ist hier nicht von Gott, sondern von Göttern, das ist den Elementen, und nicht von einer Casualität, sondern von der zufälligen Verbindung und Zusammenstossen der Elemente die Rede. S. 252. kommt ein ähnliches Versehen vor, wo in der Stelle Arist. Metaphys. III, 4. dem Worte ξυνει eine willkürliche Bedeutung untergeschoben wird. Wir wollen den Text und die Uebersetzung neben einander setzen: οταν γαρ συνελθη τοτε εστιν ιδια το νεικος, dass während des Uebergewichtes der Freundschaft sich die Feindschaft bis in die äussersten Grenzen zurückzieht. Wir übergehen das XI. Hauptst. *Demokrits Philosophie*, in dem

wir wenig zu bemerken gefunden haben. XII. Hauptst. *Philosophie des Zeno.* S. 286. Hr. T. hält den Zeno für den ersten Erfinder der Dialektik und der Sophistik. Die angeführten Beweisstellen sagen nichts davon, dafs er die Sophistik erfunden habe, und schwerlich konnte ein Mann, wie Zeno, Wohlgefallen an der Kunst finden, „welche allen alles zu beweisen, und auch das Ungereimteste und Widersprechendste mit einem Firniss von Wahrheit zu überziehen vermag." Dafs Zeno ein Dialektiker in der Bedeutung gewesen sey, dafs er die Schlüsse der Vernunft als blosse Spielereyen betrachtet, und durch sie selbst alles Erkennen weg vernünftelt habe, würde freylich bewiesen seyn, wenn es ausgemacht wäre, dafs er demonstrirt habe, es gebe gar nichts Reales, selbst das *Eine* sey ein blosses *Nichts*. Beweise dafür werden wirklich S. 297 — 299. angeführt. Allein Bayle vermuthete mit gutem Grunde, dafs diese Nachrichten verfälscht seyn müssten. Aristoteles scheint freylich Metaphys. III, 4. zu sagen, Zeno habe behauptet, wenn das Eine untheilbar sey, so sey es so viel, als nichts. Nun wird aber vom Plato und andern zuverlässig behauptet, dafs Zeno allen Scharfsinn aufgeboten habe, zu beweisen, es existire nur eine Substanz, und man verwickele sich in vielfältige Widersprüche, wenn man mehrere Substanzen annehme. Parmenides S. 75. Zeno behauptete ferner mit den Eleatikern, das *Eine* sey untheilbar. *Ἀλεξάνδρου Ἀφροδ. περὶ ἀτόμων γραμμῶν.* Simplicius Comment. in Physic. Arist. edit. Ald. S. 19. Läfst es sich nun wohl denken, dafs eben derselbe Denker das Eine zu einem Undinge solle gemacht haben. Warum hätte er sich um ein Nichts so viele vergebliche Mühe gemacht? Es sind nur drey Fälle möglich, entweder spricht Zeno in der angeführten Stelle von seinem Einem, dem absoluten Wesen, oder von einer andern Einheit, oder Aristoteles hat jenen Satz entweder nicht recht verstanden, oder diesen falsch gedeutet, oder endlich der Text in jener Stelle ist verdorben. Das Zweyte dürfte vielleicht nicht unwahrscheinlich seyn; denn nach dem Simplicius S. 30. hatten zwey Schriftsteller, Alexander und Eudemus, die Zenonische Behauptung ebenfalls so missverstanden. Simplicius zeigt nun, dafs Zeno keineswegs die Absicht hatte, zu demonstriren, das Eine sey nichts, weil es untheilbar ist, sondern vielmehr, dafs es nicht viele real existirende Dinge gebe: er beruft sich ausdrücklich auf Stellen aus Zenos Schrift, und die vorhin angeführte Stelle des Plato geben seiner Aussage noch mehr Gewicht. Zeno dachte wahrscheinlich so: wenn man viele reale Dinge (im Raume) annimmt, so müssen sie ausgedehnt seyn, und eine Gröfse haben, als ausgedehnte Gröfsen sind sie aber ins Unendliche theilbar. Wir kommen auf eine Vielheit ohne Einheit, und doch läfst sich ohne diese keine Vielheit denken. Nehmt ihr aber eine Einheit an, welche nicht mehr ausgedehnt ist, und keine Theilung weiter zuläfst, etwas Einfaches, etwa ein Punkt, so läfst sich keine Möglichkeit denken, wie aus solchen Einheiten oder Punkten eine ausgedehnte Gröfse werden könnte. Denn ihr möget Punkte zu Etwas hinzusetzen, oder wegnehmen, ihr vergröfsert und verkleinert dadurch jenes im geringsten nicht. Eine solche Einheit ist also Nichts. Denn wie zu Etwas angedern gesetzt, oder von demselben weggenommen, es nicht vergröfsert noch verkleinert, das ist kein Reales, sondern Nichts. Und daraus folgerte Zeno, dafs das wahre Eine weder eine Gröfse noch theilbar seyn könne. Simplic. S. 19, 30. Aristoteles verstehet dieses alles nicht von der letzten Einheit, sondern von dem einen realen Wesen; und Rec. weifs das nicht anders, als durch einen Misverstand zu erklären, wenn nicht etwa der Text verdorben ist. Die übrigen angeführten Stellen aus dem Isokrates und dem Plato beziehen sich höchst wahrscheinlich auf Zenos Bestreitung des Systems von vielen Substanzen, und müssen aus Platos Parmenides S. 75. erklärt werden. Seneca Epist. 88. aber hat vermuthlich den Zeno nicht besser verstanden als Eudemus und Alexander. — Kurz, es ist noch nicht erwiesen, dafs Zeno ein blosser Vernunftkünstler ist. — Rec. erinnert noch, dafs das Raisonnement S. 90. nicht dem Zeno, sondern dem Melis angehöret, wie Hr. Spalding bewiesen hat. XIV. Hauptst. *Anaxagoras.* Der Vf. folgt in Erklärung der Homeomerien dem Lucrez, der die chaotische Materie schon aus organischen Körpern bestehen läfst, welches Anaxagoras Sinn gewifs nicht war, und mit Aristot. Metaphys. I, 7., und Plutarchus Placit. I, 3. streitet. — S. 329. Anaxagoras soll den Aether für die Substanz der Gottheit gehalten, und da das mit der Behauptung, die Vernunft sey von aller Materie abgesondert, streitet, sich in Schlingen verwickelt haben. S. 332. Der gute Anaxagoras wufste von diesen Schlingen wahrscheinlich nichts, denn die Gottheit ist ihm weder Luft noch Aether, sondern ein nicht materielles Wesen. Man sehe auch Plato Phädo S. 223. Die Stellen des Aristot. de Coelo I, 3. und Meteorol. I, 3., welche zum Beleg für jene Meynung angeführt werden, sagen nichts davon, sondern nur dafs Aether für den Sitz der Gottheit gehalten würde, und dafs Anaxagoras sich irrte, wenn er Feuer für Aether nahm. S. 347. steht noch eine Behauptung des Anaxagoras, dafs es zwischen jeder Bejahung und Verneinung noch etwas Drittes gebe. Aristot. Metaphys. III, 7. — XV. Hauptst. *Die Sophisten.* S. 350. Plato stellt den Zeno nicht als ersten Sophisten auf, sondern als einen Lehrer, der gegen ein Honorar Unterricht gab. XVI. Hauptst. *Hippokrates, Melis und Diagoras* S. 378. Die Unendlichkeit, welche Melis dem Einen beylegte, wird für Formlosigkeit erklärt. Allein Melis kann nichts anders darunter verstanden haben, als die Grenzenlosigkeit in der Zeit. Daher sagte er, was ewig ist, ist unendlich, und in der Schrift *de Xenophane Zenone et Gorg.* c. 2. heifst es ausdrücklich: *πάντα γὰρ εἶναι τὴν ἀρχὴν καὶ τελευτὴν τῆς γενέσεως.* Ueber die Vergleichung des Parmenideischen und Melissischen Lehrgebäudes S. 383. liefsen sich noch manche Bemerkungen machen. Melis ist wohl eben so wenig Atheist, als Parmenides, er konnte das Eine für die Gottheit halten, und dabey noch immer behaupten, man dürfe nicht von (mehreren) Göttern reden. S. 384. Diagoras verdient keine Stelle unter den griechischen Philosophen; denn in seiner Gottesläugnung hat nicht das Gefühl, als die räsonnirende Vernunft, Antheil.

(*Der Beschluss folgt.*)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 13. September 1794.

PHILOSOPHIE.

MARBURG, in der neuen akadem. Buchh.: *Geist der speculativen Philosophie* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

II. Band. 11. Hauptst. *Sokrates.* S. 13. Es ist historisch unrichtig, dass Sokrates zur Zeit der dreyssig Tyrannen Rathsherr (συνεδρος) gewesen sey. Der Vf. hat sich gewiss nur nicht richtig ausgedrückt. Einer von den Bewegungsgründen, warum Sokrates nicht auf die gewöhnliche Weise sich vertheidigen wollte, war nach S. 24., weil er überzeugt war, dass *sein Ruhm neuen Glanz erlangen werde.* Ist das etwas anders als Ehrgeiz, wovon ihn doch Hr. *T.* frey spricht? Die Stelle aus dem Xenoph. ist nicht treu genug übergetragen, so wie eine andere S. 49. Xenoph. Mem. I, 4. 18. Ob sich Sokrates die Gottheit nach S. 41. als ein denkendes durch das ganze All verbreitetes Wesen gedacht habe, ist noch problematisch; es liegt zum wenigsten nicht in der angeführten Stelle. Xenoph. M. S. I, 4. 17. ὁ ἐν τῷ παντὶ νοῦς ist die Denkkraft, welche sich in dem ganzen Universum wirksam zeiget. — IV. Hauptst. *Megariker, Cyniker und Cyrenaiker.* S. 49. Die Sage, dass Euklid sich mit Lebensgefahr nach Athen geschlichen habe, und von dem Verbote der Athenienser hätte nicht ohne schärfere Kritik aufgenommen werden sollen. Von dem Euklid finden sich doch noch einige logicalische Sätze, welche Aufmerksamkeit verdienen. S. 56. *Also hat es guten Grund,* heisst es von den Cyrenaikern, *dass wir nichts als unsre Modificationen zu erkennen vermögen, und dass daher entweder sie, oder ihre Ursachen für Gegenstände müssen genommen werden.* In dem Text des Sextus stehet φαντασιαι, man würde daher richtiger sagen die vorgestellten Gegenstände. Denn die Cyrenaiker leugneten nicht, dass den Erscheinungen etwas zum Grunde liegen könne, welches aber für uns durchaus nicht erkennbar sey. S. 60. Vom *Aristipp* hätte das noch Erwähnung verdient, dass er alle Endursachen verwarf, weil sich aus ihnen nichts demonstriren lässt. Aristot. Metaphys. 11. c. 2. S. 64. Es ist doch vielleicht nicht unmöglich, den Grund von der Behauptung des *Antisthenes, man könne nicht widersprechen* aufzufinden. Irren wir nicht, so liegt er in einer andern, welche Aristot. Metaphys. VII. c. 3) anführt, es sey nicht möglich ein Ding zu definiren; man könne nur durch Vergleichung seine Beschaffenheit bestimmen, aber nicht was sein inneres Wesen sey, es gebe daher nur identische Sätze Arist. Metaph. V. 29. Plato Sophista S. 270. V. Hauptst. *Plato.* Es scheint, als wenn der Vf. bey den Philosophemen des Plato zuweilen die äussere Einkleidung und die Ausdrücke mit dem Geist und Gedanken verwechselt habe; er lässt z. B. den Plato lehren, Philosophie sey Studium des Todes, die Quelle aller Tugend sey Seligkeit jenseit des Grabes, nähere Vereinigung mit Gott S. 69. und erklärt den Sinn dieser bildlichern Vorstellungsarten nicht durch logisch bestimmtere an denen es doch Plato auch nicht hat fehlen lassen. S. 73. *Von allgemeiner Philosophie findet sich bey dem Plato ausdrücklich und abgesondert nichts, im Vorbeygehen nur werden einige dahin gehörige Gegenstände berührt. Die speculative Philosophie hebt ihm sogleich nach aller Vorgänger Beyspiel, mit Festsetzung der obersten Principien alles existirenden an.* Woher will man das wissen? Etwa weil der Timaeus ein Compendium der Platonischen Philosophie ist? Hätte er nur die einzelnen Streifereyen des Plato in die allgemeine Philosophie, und die Sätze vom Vorstellen, Denken und Erkennen gesammelt und in ein Ganzes verbunden, er würde sich dadurch in Stand gesetzt haben, die Philosophie des Plato im Ganzen viel richtiger darzustellen. Denn wir müssen gestehen, dass es uns schwer worden ist aus den einzelnen nicht zusammenhängenden, wiewohl zum Theil vortrefflichen Bemerkungen und Läuterungen, eine das Ganze umfassende und durchgreifende Idee hervorzuziehen. Auch einzelne Sätze und Bemerkungen hätten dann richtiger und bestimmter vorgetragen werden können, z. B. dass Plato das blos Gedachte von dem Anschaulichen nicht unterschieden habe. S. 75. von der Formlosigkeit und der Form der Materie, dem Inhalt des Begriffs der Materie als eines μεγα και μικρον S. 78 — 82. und den Ideen S. 89 ff. — S. 99. Dass es für Werke menschlicher Kunst und für Verhältnisse keine Ideen gebe, sagt zwar Aristoteles, es ist aber eine andere Frage, ob das in dem System des Plato so enthalten war; zum wenigsten scheint dagegen Phädo S. 231. 232. de Republ. X. S. 284 — 287. und Cratylus S. 241. zu streiten. — Die Idee von der Weltnatur als ζωον als Inbegriff aller lebendigen Wesen, aber diese Idee ist nicht der Inbegriff aller Ideen. S. 97. Die zehen Classen von Veränderungen sind nicht vollständig aufgezählt. S. 99. Sollte Plato dem Verstande Kreisbewegung beygelegt haben? War es nicht ein bildlicher Ausdruck? S. 107. Die Untersuchung der Frage, ob sich Plato die Gottheit ganz immateriell, oder als eine feine Materie z. B. Licht gedacht habe, wird, ungeachtet einer scharfsinnigen Auflösung, doch nicht alle befriedigen. Plato soll sich Gott als feine Materie, und die Stellen wie S. 167. 168. gesagt wird, einfach, das ist doch wohl immateriell gedacht haben. Wenn S. 116. Gott eine sphärische Gestalt beygelegt wird, so beruht das auf einem kleinen Misverstand der Stelle im Timaeus. S. 203. Denn

Plato sagt hier, Gott gab dem Universum eine ihm angemessene Gestalt, welche eine Figur ist, die sich in allen Punkten selbst ähnlich ist, oder eine Sphäre, *πάντων τελεώτατον ὁμοιότατόν τε αὑτὸ ἑαυτῷ σχημάτων*. Hr. T. beruft sich zwar darauf, dass die Alten diese Worte eben so verstehen, als er; allein die Note des Casaubonus zu Diogenes Laert. III, 72. hätte ihn eines andern belehren können. S. 124. Rec. wunderte sich, dass der Vf. in der Stelle de Rep. VI. S. 119. 120 die Idee des Guten nicht für das allererste Wesen, sondern für einen blossen Begriff von der Idealität erklärt, um wie es scheint, sich vor den schwärmerischen Deuteleyen der Alexandriner zu hüten, da der Satz, dass Gott die Quelle alles Realität, der Form der Dinge (*ἀληθείας*) und der Vernunft als des reinen Erkenntnissvermögens ist, gerade das Hauptsatz des ganzen Systems ist, ohne welchen seine Lehre von den Ideen gar nicht verstanden werden kann. Wer nun seinen Timaeus gelesen hat, kann nichts anders als Gott in jener Stelle finden. Die Unentbehrlichkeit jenes Satzes in dem Platonischen Systeme muss der Vf. auch selbst eingestehen, indem er seine Erklärung nicht anders retten kann, als dass er den Plato widersprechende Sätze lehren lässt. — S. 152. Dass Plato in den übrigen Himmelskörpern keine solchen Elemente annehme, als auf unserer Erde vorkommen, ist eine Vermuthung, welche nicht nur unerwiesen, sondern auch falsch ist. Wir dürfen nur auf die Stellen Tim. S. 307. und Epinom. S. 253. verweisen, woraus das Gegentheil sattsam erhellet. S. 169. Eine ursprüngliche Gleichheit der Thierseelen scheint Plato doch nicht angenommen zu haben. Phaedr. S. 326. Theaet. II. S. 143. Und wie hätte er sonst das Vernunftvermögen als einen Vorzug des Menschen betrachten können? S. 184. heisst es: Plato stellte sich das Denken als ähnlich dem Empfinden, als ein Berühren des Intelligibelen vor, welche Behauptung aber blos auf der einseitigen Worterklärung des *ἐπιβάλλεσθαι* beruhet. Eben so wird auch das Wort *ἰδεῖν* missverstanden, welches nicht nur anschauen, sondern auch denken bedeutet. Den Unterschied zwischen dem Anschauen und dem Denken hat übrigens Plato gar nicht verkannt, man sehe nur z. B. de Republ. VI. S. 118. S. 191. 192. Die verschiedenen Arten des Erkenntnissvermögens sind nicht vollständig aufgezählt, es fehlt das, was Plato *δόξα* nennt; sie sind auch nicht ganz richtig erklärt. S. 192. wird einer verloren gegangenen Schrift des Plato *περὶ φιλοσοφίας* gedacht, welche aber nicht dem Plato, sondern den Aristoteles zum Verfasser hat. Diog. V. 22. Cic. Nat. D. I, 13. Wir müssen, um des Raumes zu schonen, mehrere Bemerkungen zurückbehalten. — VI. Hauptst. *Aristoteles.* Die Philosophie des Aristoteles würde, wie Rec. dünkt, an Zusammenhang und Deutlichkeit gewonnen haben, wenn der Vf. von der Theorie des Vorstellens und Denkens, von den ersten Grundsätzen des Erkennens und den Kategorien ausgegangen wäre. Von den Kategorien, was sie dem Aristoteles waren, und wie er darauf kam, kommt, so viel wir wissen, nicht einmal eine Erklärung vor. Mit der Metaphysik wird der Anfang gemacht, und der Satz des Widerspruchs, den der Stagirite an die Spitze stellte, wird erst am Ende derselben angeführt. Doch wir wollen uns nur auf Bemerkungen über einzelne Stellen einschränken. S. 226. Das Ens unterscheidet er in zwey Klassen, das *Ens an sich*, und das *Ens nicht an sich* — unter den letztern versteht er diejenigen Prädicate der Dinge, die ohne Subjecte nicht können gedacht werden, und für sich allein in Erfahrungen nicht vorkommen. — Aristot. erklärt sich deutlich genug an andern Orten, dass er unter *ὂν καθ' αὑτο*, die nothwendigen und allgemeinen unter *ὂν κατὰ συμβεβηκὸς* die zufällige Prädicate der Dinge versteht. Metaphys. V, 30. VII. 1. 2. 3. S. 220. Dass Aristoteles blosse allgemeine Begriffe und Abstractionen zu Substanzen gemacht habe, ist eine falsche Behauptung, welche sich auf die Verwechslung der verschiedenen Bedeutungen des Wortes *εἶδος* gründet. Auch leugnet Hr. T. dieses selbst S. 231. Hieraus lässt sich die S. 233. angeführte Schwierigkeit, wie Aristoteles *jede Substanz aus zwey Substanzen, Materie* und *Form* konnte bestehen lassen, heben, vergl. Arist. Metaphys. VIII, 3. S. 293. *Bey dem, was er accidentell Eins nennt, ist der Grund von Einheit nicht, dass ein Subject das andere Prädicat ist* — auch wollte das Aristot. nicht sagen, sondern nur was er unter zufälliger Einheit verstehe, nemlich die Verbindung eines zufälligen Prädicats mit einem Subjecte. S. 244. *Einheit ist der Erkenntnissgrund dessen was sich von jeder Art Dinge sich sagen lässt. Sie ist aber nicht in allen Geschlechtern einerley, bey einigen ist sie Vocal, bey andern Consonans, bey der Schwere etwas anders als bey der Veränderung.* — Man wird hieraus schwerlich verstehen können, dass hier Aristot. von der Einheit als dem Maassstabe zur Beurtheilung der Qualität und Quantität der Dinge spricht. Wir wissen daher nicht, warum der Vf. die Stelle Met. V. 6. blos übersetzte, und sie nicht zum wenigsten aus der viel deutlichern X. 1. erklärte. S. 245. *Bewegung* (*κίνησις*) ist eine Art von *Widerspruch?* nein von *Verneinung*, *ἀπόφασις*. Metaphys. V, 22. S. 281. Die *Veränderung* (*μεταβολὴ*) in *engerm Sinne.* — Billig hätte erklärt werden sollen, was Veränderung in engern und weitern Sinne sey. Von den Arten der Veränderung, welche Aristoteles unterschied ist eine, nemlich das *Entstehen* und *Vergehen* *γένεσις, φθορὰ* übergangen worden. Arist. Metaph. XII, 2. — Der Beweis des Satzes: jede Veränderung setzt Bewegung voraus, ist aus Phys. VIII, 7. theils unrichtig, theils unverständlich übertragen. Es heisst nicht, die Ursache der Veränderung muss sich dem Verwandelten nähern, — sondern, es ist einleuchtend, dass sie nicht einerley Verhältniss zu dem veränderten Objecte hat, sondern demselben bald näher bald entfernter ist. S. 283. *Diese Materie ist ein empfindbarer Körper, mithin nicht ohne alle sinnliche Qualitäten.* — Das Gegentheil sagt d. V. selbst S. 284. und die zum Beweis jenes Satzes angeführte Stelle Cic. Acad. Qu. I, 7. Die Stelle des Aristot. de gen. et corrupt. I, 5. enthält nun zwar wirklich jenen Satz; aber er beziehet sich nicht auf die Materie überhaupt *ὕλη καθ' αὑτην*, sondern auf die geformte Materie, in sofern ihr Wachsthum oder Abnahme zukommt. Sonst würde sich auch der Philosoph selbst widersprechen, vergl. Met. VII, 3. — S. 288. Die Weltewigkeit sollte Aristoteles ohne Grund angenommen haben? Er hatte allerdings einen Grund. Es lässt sich kein

kein Anfang der Bewegung denken. Phyf. VIII, 1. S. 296. Gott verhält ſich zur Welt wie ein Feldherr zum Heere. *Er iſt nicht um der Ordnung, ſondern die Ordnung um ſeiner willen.* Den Worten nach iſt das richtig überſetzt; beſſer iſt es aber doch, διὰ mit dem Accuſativ für einen Atticismus zu nehmen, und zu überſetzen: *Er iſt nicht durch die Ordnung, ſondern die Ordnung iſt durch ihn.* S. 304. Ariſtoteles behauptete keineswegs, daſs das Empfinden (der Luſt und Unluſt) Begehren und Vorſtellen weſentlich einerley ſey, ſondern nur, daſs dieſe Aeuſserungen des Gemüths in einem nothwendigen Zuſammenhange ſtehen. S. 312. φαντασια überſetzt der Vf. durch Vorſtellungsvermögen, und daher kommt denn die paradoxe Behauptung, daſs Ariſtoteles die Empfindungen (αἰσθησεις) für keine Vorſtellungen gehalten habe. S. 314. Der *leidende Verſtand iſt* nicht das *Gedächtniſs*, ſondern die Empfänglichkeit der Form des Denkens. — In den folgenden Hauptſtücken haben wir wenig zu bemerken gefunden. S. 328. Von dem Speuſipp finden ſich doch einige eigenthümliche Behauptungen, z. B. Ariſt. Metaphyſ. VIII, 2. XII, 7. Sextus adv. Mathem. VII, 145. S. 412. Stilpo's Behauptung: es gebe nur identiſche wahre Sätze, wird ſchon dem Antiſthenes beygelegt, der ſie vielleicht von den Megarikern angenommen hatte. Arift. Metaphyſ. V, 29. Plato Sophiſta S. 270. — S. 449. So gründlich auch die Darſtellung der Stoiſchen Philoſophie iſt, ſo ſcheint ſie doch in einem Punkte ſich von der Wahrheit zu entfernen, ja ſelbſt widerſprechend zu ſeyn. Die Stoiker machten das Feuer zum Subſtrat der höchſten Intelligenz. Das Feuer ſpielt daher in ihrer Phyſiologie eine gedoppelte Rolle, als Element und als Denkkraft. Der Vf. läſst nun dieſe Welt bildende Kraft, die die Stoiker doch als Vernunft denken, nicht nach Vorſtellungen und Zwecken das Univerſum bilden, ſondern dabey blos nach gewiſſen in der Materie enthaltenen Bildungsgeſetzen wirken, welches aber nicht wohl mit den eigenen Erklärungen der Stoiker, welche der I. S. 543. 544. 536. anführt, übereinſtimmt, vermöge deren ſie die Ordnung und Zweckmäſsigkeit in der Welt von einer Intelligenz ableiten, die nur nach ihren eignen Geſetzen handelt, und dadurch die Urheberin des Schickſals oder des unveränderlichen Naturgangs iſt. Es iſt offenbar, daſs ſie die Naturgeſetze der Freyheit unterordnen. Wenn man dieſes nicht vorausſetzt, ſo wird man dem Syſteme keinen Zuſammenhang und Einheit geben können! — Noch müſſen wir erinnern, daſs Theophraſt ſo gut als mancher andre Philoſoph eine kleine Stelle in dem Geiſt der ſpeculativen Philoſophie verdient hätte.

Der dritte Band führt die Geſchichte der Philoſophie von der neuern Akademie bis auf die Perioden der Araber fort. Einen groſsen Theil dieſes Bandes nehmen, wie in den beiden vorhergehenden, Betrachtungen und Erzählungen aus der politiſchen Geſchichte ein, welche mit der Geſchichte der Philoſophie in keinem oder nur ſehr entferntem Zuſammenhange ſtehen. Zur Ueberſicht des Inhalts ſetzen wir die Ueberſchriften von den Hauptſtücken her. I. Hauptſt. Uebergang der Philoſophie von Griechenland nach Rom. — S. 41. II. Ausbreitung der Philoſophie in Rom bis ans Ende der Republik. — S. 68. III. Geſchichte Roms vom Untergange der Freyheit an bis auf den Verfall des Reichs. — S. 95. IV. Von der Orientaliſchen Philoſophie. — S. 101. V. Wiederaufleben der Pythagoriſchen Schule. — S. 137. VI. Cabbaliſten. — S. 164. VII. Uebergang der Chriſten zur Philoſophie und Annäherung der Platoniker zum Alexandriniſchen Syſteme. — S. 195. VIII. Verfall des römiſchen Reichs und der Wiſſenſchaften. — S. 254. IX. Einige Platoniker, die mehr oder weniger dem Alexandriner nahe kommen. — S. 263. X. Plotin. — S. 433. XI. Porphyr und Jamblich. — S. 455. XII. Auguſtin und Nemeſius. — S. 519. XIII. Proklus Claudianus Mamertus, Boethius, Caſſiodor, Aeneas aus Gaza, Dionys der Areopagit, und Zacharias aus Mitylene. — S. 567. Die wenigſten Philoſophen aus dieſer Periode haben ſich bleibende Verdienſte um die Philoſophie erworben; die meiſten ſetzten ſich aus den Syſtemen vorhergehender Denker eine Art von Syſtem zuſammen, welches durch ihre eigne Denkungsweiſe modificirt war. Es iſt daher ſehr zu loben, daſs der Vf. der Geſchichte der Philoſophie dieſer Männer gewiſſe Gränzen geſetzt und es ſich zum Geſetz gemacht hat, nur diejenigen Sätze anzuführen, die ihnen eigenthümlich angehören, und alle diejenigen mit Stillſchweigen zu übergehen, die ſie unverändert von ältern Philoſophen annehmen. Nur iſt dieſe Gränzbeſtimmung, wie uns dünkt, in der Ausführung nicht immer beobachtet worden. Beweiſe davon ſollen gleich angeführet werden. Wir theilen nun noch einige Bemerkungen über einzelne Stellen dieſes Bandes mit. — S. 61. fehlen die Citate zu dem Verſuch des Antiochus, die verſchiedenen Secten zu vereinigen. Ob er aber darin ſo weit gegangen ſey, daſs er nichts als Verſchiedenheit in Worten für das Unterſcheidende derſelben gehalten habe, iſt wohl noch zu bezweifeln, obgleich Cicero das in Anſehung der Peripatetiker und Stoiker verſichert. de Nat. Deor. I, 7. Vergl. Akad. Q. II, 43. Sextus Hypot. I, 235. — S. 86. Das Räſonnement gegen die Unmöglichkeit einer allgemeinen Ungewiſsheit gehört nicht dem Antiochus an, ſondern die Stoiker bestritten damit die neuere Akademie. In dem V. Hauptſt. wird von der Entſtehung und Ausbreitung der neuern ſchwärmeriſchen Pythagoräiſchen Secte gehandelt. Das Leben und die Wunder des Apollonius von Tyana nehmen faſt einen ganzen Bogen von S. 108 — 122. ein, und doch geſteht der Vf. ſelbſt ein, daſs dieſer Mann ſich durch neue und tiefe Gedanken ſich nicht ausgezeichnet, und daher nicht mehr oder auch noch weniger Anſprüche auf eine Stelle in der Geſchichte der Philoſophie hatte, als Seneca, Epiktet und Antonin. S. 94. In eben dieſem Abſchnitte gibt der Vf. Nachricht von den Sätzen, welche Philo der Jude aus dem Plato annahm, und ihnen einen myſtiſchen Sinn unterlegte, welche zur Kenntniſs und Geſchichte der merkwürdigen Verirrungen des menſchlichen Geiſtes in dem Neuplatonismus einen guten Beytrag liefern. S. 174. Der Beweis des Juſtinus Martyr, für das Daſeyn unkörperlicher Weſen und die Subſtanzialität der Seele kommt doch ſchon bey dem Plato faſt in denſelben Ausdrücken vor. Eben das gilt auch von dem Beweis des Plutarchs, daſs das Veränderliche nichts Beharrliches ſey (ἀπ᾽ οὐ). S. 177. Man vergl. Timäus S. 301. 317. 318. Wir bemerken hier noch einen unrichtigen Ausdruck, Plutarch ſagt nicht, *die Zeit iſt nicht*, ſon-

sondern sie ist nichts *Beharrliches* (μη ον), das ον ist nicht das Existirende, sondern das Beharrende. — S. 179 folg. trägt der Vf. einige Sätze aus Alcinous Einleitung in die Philosophie des Plato vor, um zu beweisen, wie nach und nach aus dem ächten Platonismus das Alexandrinische Systeme hervorgegangen sey. Allein wir müssen gestehen, dieser Beweis hat uns nicht befriedigt. Die angeführten Sätze sind ächt platonisch, zum Theil mehr entwickelt, zum Theil mit Aristotelischen vermischt; sie haben aber nicht die entfernteste Beziehung auf den Neuplatonismus. Wir wollen zum Beweis des Gesagten nur eine dieser Behauptungen prüfen. *Die erste Materie, in ihrer Beschreibung Plato den Atomisten mehr sich nähernd, bezeichnet Alcinous durchaus Aristotelisch, als ein Wesen ohne Qualitäten, aber alle anzunehmen fähig; weil mit gewisser Form, Fähigkeit zur Uebernehmung aller, unvorstellbar wäre.* c. 8. Diese Behauptung ist ächt platonisch, wie aus den Stellen Timaeus S. 345. 346. 386. erhellet. Und hat sie nicht Hr. *T.* selbst dafür anerkannt. IIter Band S. 77. Dem Plato sind die Dreyecke als Grundfiguren nicht ursprüngliche in der Materie befindliche Formen, sondern er läßt sie durch Gott mit der Materie vereiniget werden. Tim. S. 351. Der Vf. thut also dem Alcinous auch darin wieder Unrecht. Der Satz: Gott ist der Inbegriff aller Realitäten und doch durch kein erkennbares Prädicat bestimmbar, der auch im Plato schon vorkommt (θεος ακτεινα καιας de Republ. VI. S. 120.) ist nicht die Sprache der Mystiker, wie der Vf. S. 183. meynt, sondern ein richtiger Ausdruck des menschlichen Unvermögens Gott zu erkennen, oder ihn anders als eine Idee zu denken. Weder Plato noch Alcinous konnte es sich in den Sinn kommen lassen, Gott als Gegenstand äusserer Wahrnehmung, als (erkennbare) Substanz darzustellen. — In dem 10ten Kap. der Alcinoischen Schrift kommt eine Stelle vor, in welcher man noch eher eine Aehnlichkeit mit dem Neuplatonismus finden könnte, welche der Vf. übersehen hat, es heißt nemlich da: Gott ordnete die *himmlische Vernunft* und die *Weltseele*. Doch ist das auch noch einer andern Auslegung empfänglich. — Das X. Hauptst. von *Plotins* Philosophie ist das längste in diesem Buche und mit vorzüglichem Fleiß bearbeitet. Es ist verdienstlich, daß sich der Vf. die mühevolle Arbeit auferlegte, die nicht sehr zusammengereiheten Gedanken dieses Mannes in eine Art von Zusammenhang zu bringen, noch verdienstlicher, daß er nicht allein die schwache sondern auch gute Seite, und die lichten Punkte dieses Systems herauszuheben suchte. Denn Plotin ist kein gemeiner, sondern ein philosophischer Schwärmer, der sein System nicht allein aus der Platonischen und andern Philosophien zusammensetzte, sondern auch zum Theil durch eigenes Denken erzeugte. Nur können wir nicht unbemerkt lassen, daß man hier noch keine vollständige Darstellung dieser Philosophie in Ansehung ihres Gesichtspunkts und allgemeinen Charakters, noch keine pragmatische, aus den Gesetzen des menschlichen Geistes geschöpfte, Geschichte ihrer Entstehung suchen darf. Was hier geleistet ist, ist Vorbereitung dazu, eine Sammlung und Zusammenstellung der einzelnen Sätze; über diese machen wir noch einige Bemerkungen. Einige Sätze, welche der Vf. dem Plotin als eigenthümlich anrechnet, kommen schon in der Platonischen Philosophie vor, z. B. der Begriff eines unveränderlichen Wesens S. 287. Plato Tim. S. 317. der Unterschied zwischen einer unaufhörlichen Dauer in der Zeit, und einer Existenz ohne alle Zeitfolge. S. 288. Plato Tim. S. 317. die Voraussetzung einer formlosen Materie. S. 295. — Auch in dem Beweis von der Nothwendigkeit einer ursprünglichen Materie. S. 294. wird Plotin dem Plato keineswegs untreu, wie Hr. *T.* sagt. Man vergleiche Timaeus S. 343. 344. 346. wo der nemliche Ideengang sichtbar ist. Von der Wahrheit aller hier aufgestellten Behauptungen kann sich Rec. nicht überzeugen. Bey einem Manne wie Plotin, der sich oft so dunkel ausdrückt, kann auch dem scharfsinnigsten Forscher etwas Menschliches begegnen. Hiervon einige Beyspiele, S. 299. Die Materie dachte sich Plotin als das, was allen Erscheinungen zum Grunde liegt, das Beharrliche in dem Raume, welches, aber durch kein bestimmtes Merkmal gedacht wird (μη ον), er vergleicht daher den Begriff der Materie mit der Vorstellung von der Finsterniß, aber er sagt nicht, daß sie selbst *das Finstere* sey. Daß sie durchgängig unveränderlich und unvergänglich sey, obgleich in ihr die Formen wechseln, ist ein sehr wahrer Gedanke, der sich auf ein nothwendiges Gesetz des Verstandes gründet, welchen der Vf., wie es scheint, nicht recht gefaßt hat, wenn er sagt, daß die Erfahrung gegen denselben streite. Plotin fehlt nicht darin, daß er die Materie, als das Beharrliche im Raume denkt, sondern daß er diesen Begriff wie den der Form intellectualisirt und dann hypostasirt. Ennead. VI. 3. 4. — S. 309. Plotin sagt in den angeführten Stellen keineswegs, daß die Weltseele Licht sey. S. 314. Numerische Einheit aller Seelen findet Rec. nicht, vielmehr sagt Plotin ausdrücklich, daß es weiser einer Intelligenz viele Intelligenzen, neben einer Seele viele Seelen gebe. Enn. IV. 8. 3. er leitete aus einer, der *Weltseele*, alle übrigen ab, aber er bestreitet ausdrücklich die Behauptung, daß alle Seelen nur ein *numerisch identisches Wesen* ausmachen. IV. 9. 2. Der Vf. hat also den Plotin mißverstanden. S. 340. Plotin handelt Enn. IV. 2. 1. nicht von dem Mittelwesen, dem Organ der Empfindung, sondern von der Seele selbst. S. 378. *Aber, könnte man sagen, mehrere Thätigkeiten kann doch das Urwesen der Einheit und Einfachheit unbeschränkt enthalten?* Nein, entgegnet der ägyptische Philosoph, *denn diese Thätigkeiten sind entweder Substanzen (ουσιαι) oder nicht.* Das Wort ουσια bedeutet hier offenbar nicht Substanz sondern Wesen. Der disjunctive Satz lautet daher so: *Die verschiedenen Thätigkeiten sind daher entweder in den Wesen gegründet, machen einen Theil des Wesens aus, oder nicht.* — Eben so verdienstlich als das X. ist das XII. Hauptst. in welchem der Vf. die philosophischen Behauptungen des Augustins aus seinen Schriften herausliest.

Wir haben in den angeführten Stellen zuweilen nicht das gefunden, was sie dem Texte nach enthalten sollten, und vermuthen daher, daß sie durch Druckfehler entstellt sind. Ueberhaupt sollte auf correcten Druck mehr Fleiß verwendet werden. Das Verzeichniß von Druckfehlern ist an jedem Bande ansehnlich, und doch läßt sich noch sehr vermehren. — Wir wünschen, daß der vierte Band von diesem schätzbaren Werke bald erscheinen möge, und wir erwarten in demselben besonders von der Platonischen Philosophie recht viel Neues.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 15. September 1794.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Vieweg d. ältern: *Vorlesungen über den Styl; oder praktische Anweisung zu einer guten Schreibart in Beyspielen aus den vorzüglichsten Schriftstellern*, von *Karl Philipp Moritz*, weil. K. Preuss. Hofr. u. Prof. *Zweyter Theil.* 1794. 357 S. 8.

Von dem ersten Theile dieser Vorlesungen wurde zu seiner Zeit von uns Nachricht ertheilt, und ihre Ausführung als vorzüglich scharfsinnig und lehrreich empfohlen. Ihr nun verstorbener Vf. vollendete nur die ersten Abschnitte dieser Fortsetzung, von S. 1—128; das Uebrige ist von dem Hrn. Prediger *Jenisch* in Berlin. Die *erste* hier gelieferte Vorlesung ist Versuch einer Entwickelung des Periodenbaues, wobey eine Stelle des Prof. *Garve* zum Grunde liegt, deren Periodenbau ein getreues Bild von der allmählichen Entwickelung schöner und ruhiger Gedanken ist. Sie ist aus seiner Abhandlung über die Geduld; und der Hauptgedanke ist, dass Geduld Krankheit und körperliche Schmerzen heilt. Die Entwickelung ihrer Schönheit und Rundung ist überaus gut; und nicht minder die in der *zweyten* Vorlesung versuchte Zergliederung einiger *Lessingischen* Perioden, worin keine sanfte Uebergänge, sondern rasche Sprünge vorkommen, weil hier Periodenbau und Wohllaut der Absicht untergeordnet wurden, den Gedanken in sein volles Licht zu setzen. Sehr richtig ist die Bemerkung, dass sich Lessings Prose immer gewissermasen zum Dialog neige, worin er seine gröste Stärke und Uebung hatte. Von andrer Art ist eine in dieser Vorlesung zergliederte Stelle von *Engel*, worin der Ausdruck allmählich zum Erhabenen hinansteigt, und wo die Umkehrung der Redefolge alles zerstören würde. In Fällen dieser Art muss das *gröste* Wort auch das *letzte* Wort seyn, damit der volle Eindruck in der Seele bleibe, und das Grosse nicht gegen das Kleine wieder in den Hintergrund zurücktreten dürfe. Die *dritte* Vorlesung lehrt den Unterschied zwischen *Vorstellung* und *Darstellung*, wenn das Schreiben in Handeln übergeht, und es uns nicht bloss um Entwickelung unsrer Ideen zu thun ist. So, wie die Gegenstände in der Perspektiv eine ganz andre Stellung und Richtung gegen einander, als in der Wirklichkeit erhalten, so muss auch in der Darstellung oft ein Begriff oben angestellt werden, der in der Vorstellung ganz unten an stand, und umgekehrt. Bey der Darstellung kommt also alles darauf an, in was für einen Zusammenhang wir den Gedanken, der uns wichtig ist, in einer fremden Vorstellungsart, bringen, und hier müssen wir uns selbst den Gegenstand, durch das Interesse der Menschheit, vorzustellen suchen. Dies wird durch das Beyspiel eines Briefes erläutert, worin ein Sohn seinem Vater zu dessen Geburtstage Glück wünscht, und eines Briefes von Voltaire. Zugleich zeigt hier der Vf. noch näher den Unterschied zwischen dem *mündlichen* und *schriftlichen* Ausdrucke. Jener ist unmittelbar, dieser mittelbar. Die *vierte* Vorlesung betrifft den Unterschied zwischen *Wort* und *Sache*. Das Wort, womit ich die Sache, worüber ich denken will, benenne, deutet dieselbe eigentlich nur an, und bestimmt ihren Umfang nur schwankend und ungewiss. Meine Begriffe aber von dem eigentlichen Umfange der Sache müssen durch mein Nachdenken erst bestimmt werden. *Fünfte* Vorlesung, *von der Vermeidung des Zweydeutigen im Ausdruck*, an einer Reihe von Beyspielen, wobey zugleich gezeigt wird, wie das Unbestimmte und Schwankende zu vermeiden gewesen wäre. In der *sechsten* Vorlesung werden verschiedene Proben einer guten und schlechten Schreibart neben einander gestellt, und die Vorzüge der ersten vor den letztern gezeigt. Diese Proben sind aus verschiednen Gattungen des Styls, des historischen, belehrenden, schwülstigen, des matten poetischen, u. s. f. gewählt, und sie machen den Schluss von dem Antheil, den der sel. *Moritz* noch an dieser Arbeit hatte.

Diesen Antheil betrachtete der Fortsetzer, Herr *Jenisch*, als blosse vorbereitende Einleitung, und entschloss sich, die allgemeinen Eigenschaften einer guten Schreibart, nemlich die Deutlichkeit, Bestimmtheit, Lebhaftigkeit, die Würde und den Wohlklang, in ihrem Verhältniss zu den Fähigkeiten unsers Geistes, in so fern diese auf die Rede Beziehung haben, darzustellen, ihren gegenseitigen Zusammenhang, so wie ihre Vollzähligkeit, nach psychologischen Grundsätzen zu entwickeln, und, nach der durchaus praktischen Manier seines Vorgängers, durch Beyspiele von der fehlerhaften und von der klassischen Gattung zu erläutern. Zuvörderst wird also (Vorl. 7.) der Zusammenhang gezeigt, in welchem die gedachten Eigenschaften einer guten Schreibart mit einander stehen, in so fern sie auf die unabänderlichen Eigenthümlichkeiten des menschlichen Geistes gegründet, und durch seine Kräfte und Bedürfnisse, in so fern sie auf die Rede Beziehung haben, bestimmt. Die Deutlichkeit beschäftigt vornehmlich den Verstand; die Bestimmtheit ist nichts anders, als die auf jeden einzelnen Theil der Rede angewandte Deutlichkeit, wirkt aber schon mehr auf die Einbildungskraft. Unser Geist wünscht indess, vermöge seines Hanges zur Thätigkeit, auch angenehm beschäftigt zu seyn, und dies geschieht durch die Lebhaftigkeit des Ausdrucks. Hier wird dann auf Einbildungskraft und Em-

Empfindung vorzüglich gewirkt, und dieſe Eigenſchaft gehört eigentlich zum Schmuck der Rede. Indeſs gibt es eine gewiſſe Lebhaftigkeit des Ausdrucks, unabhängig von Bildern, Gleichniſſen und rhetoriſchen Wendungen die ſchon durch die bloſse Deutlichkeit und Beſtimmtheit des Ausdrucks hervorgebracht werden kann. Aber es gibt auch einen gewiſſen Grad in der rhetoriſchen Lebhaftigkeit, der mit jener zuſammenfällt; und dieſs iſt der Punkt, wo die Kunſt Natur wird, den das Genie allein trifft, den *Klopſtock* als Dichter, und *Schiller* als Geſchichtſchreiber, ſo glücklich zu treffen wuſsten; ſo wie *Göthe* in ſeinem Werther und in ſeiner Iphigenia die nackte, antike Natur, die durchaus Bedeutung, nirgend Schmuck und Punk iſt, höchſt glücklich erreichte. In der guten Schreibart ſind die allgemeinen Eigenſchaften derſelben nicht iſolirt, ſondern vereint, und in einander verſchmolzen. — In der *achten* Vorleſung werden die allgemeinen Eigenſchaften einer guten Schreibart durch Beyſpiele erläutert und angewandt; und am Ende macht der Vf. einen Verſuch, ſie in einem gewiſſen Sinne auf alle ſchönen Künſte anzuwenden. Bedeutſamkeit iſt das höchſte Geſetz der Compoſition in jeder ſchönen Kunſt. — Die *achte* Vorleſung verbreitet ſich über richtige Erkenntniſs und lebendige Anſchauung des Gegenſtandes, als das einzige Mittel einer wahren und richtigen Darſtellung deſſelben. Der Sinn, der Begriff der Sache iſt Grund und Zweck der Rede, iſt der Maſsſtab aller Eigenſchaften der guten Schreibart. Man muſs daher innigſt von ſeinem Gegenſtande durchdrungen ſeyn, um ſich treffend und zweckmäſsig über ihn auszudrücken. Verſchieden von der richtigen Erkenntniſs des Gegenſtandes iſt noch die lebendige Anſchauung deſſelben; dort iſt der Verſtand, hier die Einbildungskraft beſonders thätig. Dieſe letztere iſt auch der Darſtellung günſtiger. Jene geht oft in dieſe über. Bey dieſer Gelegenheit macht der Vf. über die Begeiſterung einige ſcharfſinnige Bemerkungen. Das Genie beſteht in der Gabe, dieſen Zuſtand des Gemüths in ſich hervorzubringen, den Gegenſtand mit Leidenſchaft zu ergreifen, und ihn dann kalt und ruhig darzuſtellen. — *Vorl.* 9. Ueber die Deutlichkeit. Hinderniſſe, die ihr entgegen wirken, beſonders der Eigenſinn der deutſchen Wortſtellung. Eintheilung der Deutlichkeit in die logiſche, grammatiſche und äſthetiſche. Abſchweifung über die Klarheit der Diction. — *Vorl.* 10 und 11, wird die Lehre von der Beſtimmtheit des Ausdrucks mit Beyſpielen erläutert; und dann noch von der Eigenthümlichkeit des Ausdrucks oder der intenſiven Beſtimmtheit, gleichfalls an Beyſpielen gezeigt. Dieſs wird in der *zwölften* Vorleſung fortgeſetzt, die Bemerkungen über die Uneigenthümlichkeit und Dunkelheit des Ausdrucks enthält. Hier findet man verſchiedene gute Erinnerungen über die manchen Schriftſtellern ſo gewöhnlichen Anſpielungen, und das Vorübergehende ihrer Verſtändlichkeit. Man muſs *aus* dem Geiſt ſeiner Zeiten, und *in* den Geiſt der Zeiten ſchreiben. Sehr wahr iſt es, dafs die Urſache der Unpopularität vieler deutſchen Schriftſteller theils in ihrer gelehrten Erziehung liegt, theils in den gelehrten Verhältniſſen, in welchen ſie gröſstentheils ihr Leben hinbringen, und endlich in dem noch immer ſo wenig ausgebildeten Geſellſchaftston. *Vorl.* 13. Ueber Präciſion, oder extenſive Beſtimmtheit, und ihr Gegentheil, die Weitſchweifigkeit; erklärt, und durch Beyſpiele erläutert. Der Vf. nennt die Eigenthümlichkeit der Rede die *intenſive* Beſtimmtheit, weil ſie es mehr mit der Abmeſſung und Abwiegung der einzelnen Worte und Ideen, und ihrem innern Gehalt zu einander, alſo mit der Kraft oder Intenſion der Rede, zu thun hat; die ſo genannte Präciſion aber nennt er die *extenſive* Beſtimmtheit, weil ſie das Ganze der Rede, das Verhältniſs der einzelnen Ausdrücke, Ideen und Bilder zu dem Ganzen, alſo Extenſion betrifft. *Vorl.* 14. Lebendige Anſchauung, Drang und Bedürfniſs, ſind Urſache und zugleich Maasſtab aller Beſtimmtheit, Eigenthümlichkeit und Präciſion des Ausdrucks. Hierauf über die dichteriſche Darſtellung, als das Maximum, oder der höchſte Punkt des Schriftſtellers. *Vorl.* 15. Ueber die Lebhaftigkeit. Leidenſchaft, Laune, und Symbolik der Sprache ſind die Quellen der Verſchönerung des Ausdrucks. *Vorl.* 16. Natur und Weſen des bildlichen Ausdrucks. Bild malt immer Empfindung oder lebendige Anſchauung. Die Natur des bildlichen Ausdrucks ſetzt der Vf. darin, dafs man ſeinen Gegenſtand vorzüglich lebhaft fühlt, und durch das Bild ſeine innere Empfindung in dem Gegenſtand überträgt. Der Ausdruck iſt nur der Wiederhall der Empfindung und innern Anſchauung des Schriftſtellers. Es iſt alſo höchſt verkehrt, wenn er bey dem Ausdruck anfängt. In der *17ten Vorleſung* werden die vorgetragnen Grundſätze der Lebhaftigkeit auf Beyſpiele der lebhaften Schreibart angewandt.

Schon aus dieſer kurzen Anzeige des Inhalts der Fortſetzung ergibt ſich zur Genüge, dafs ſie der Moritziſchen Vorarbeit im geringſten nicht unwürdig iſt, ſo beſcheiden auch der Vf. in der Vorrede ſich darüber erklärt, wenn er ſie unbedeutenden Anſchlafs eines ungeübten Meiſters nennt. Mit nicht geringem Vergnügen fand Rec. in dieſer Fortſetzung einen mit ähnlichem Scharfſinn denkenden Kopf, der die neuen Geſichtspunkte, welche ihm die Behandlung ſeines Stoffs darbot, glücklich zu faſſen und darzuſtellen wuſste. Beſonders angenehm war es ihm aber die Schreibart und Gedankenfolge hier ganz anders zu finden, als in des Vf. früheren ſchriftſtelleriſchen Verſuchen. Es gilt nun auch von ihm, was er S. 156. ſehr richtig bemerkt, dafs das allgemein gefallende Ebenmaafs aller Geiſteskräfte, welches allein den guten und groſsen Schriftſteller bildet, als die letzte Vollendung des Geſchmacks und Genies müſſe angeſehen werden, und dafs dieſe von Schriftſtellern mit auſserordentlichen Talenten immer ſchwieriger, und gewöhnlich auch ſpäter, erreicht werde, als von ſolchen, in deren Geiſt keine Kraft, keine Fähigkeit beſonders hervorragt. Frühe Korrektheit, ſetzt er hinzu, beweiſt nie Genie.

BERLIN, b. Maurer: *Lodovico Arioſto's Satyren. Aus dem Italiäniſchen. Von Chriſtian Wilhelm Ahlwardt, d. W. M.* 1794. XVI u. 120 S. 8.

Es iſt gewiſs nicht zu viel geſagt, wenn wir dieſe Ueberſetzung als Ehre und Gewinn für die deutſche Lite-

ra-

teratur, und als reiche Beute vom Auslande her, ankündigen; denn sie unterscheidet sich von den meisten bisherigen Versuchen ähnlicher Art ungemein, und ist um so verdienstlicher, je schwieriger sie war. In der That hätte Rec. es kaum für möglich gehalten, die Arioſtiſchen Satyren, die er immer für Meiſterwerk ansah, mit ſolch einem Glücke, mit ſo vieler Leichtigkeit des Ausdrucks, mit der ganzen lebendigen Kraft des Originals, nur bloſs vom Reim, nicht aber von ihrer metriſchen Schönheit entkleidet, in unſre Sprache übertragen zu ſehen. Unbekannt ſind dieſe Satiren in Deutſchland nicht; in der Jagemanniſchen, ſogleich wieder abgebrochenen, Fortſetzung der Meinhardiſchen Verſuche waren Auszüge und Proben von ihnen gegeben, und in Proſe, mit vieler Einſicht und Sprachkenntniſs, überſetzt; freylich aber nicht ſo, daſs der dem Originale nicht gewachſene Leſer alle ihre Schönheiten gewahr werden und faſſen konnte. Bey der Gleichgültigkeit, womit man die in ihrer Art überaus glücklichen Ueberſetzungen des *Taſſoni* und *Fortinguerra* vom Hn. Prof. *Schmitt* in Liegnitz aufnahm, gehörte wahrlich viel Enthuſiasmus und Muth dazu, ſolch eine mühvolle, und doch vielleicht undankbare Arbeit, wie die gegenwärtige, zu übernehmen. Werke von dieſer Art gehören nicht zu denen, die man Lehrlingen der italiäniſchen Sprache in die Hände gibt; und über die erſten Lehrjahre, oder gar Lehrmonate, kommen nicht nur unſre Damen und Herren, die oft nur zum Verſtändniſs der Opernbücher Italiäniſch lernen, ſondern auch ſelbſt viele vorgebliche Liebhaber und Kenner der ſchönen Literatur ſelten hinaus. Und doch iſt der volle Genuſs ſolcher Ueberſetzungen, wie die hier anzuzeigende, nur für diejenigen, die Original und Kopie gegen einander halten können. Der volle Genuſs; aber immer bleibt hier noch Vergnügen und Unterhaltung genug für diejenigen, die nur die Ueberſetzung leſen können; denn gerade darin liegt eins der gröſsten Verdienſte des Hn. *A.*, daſs er ſeine Kopie von dem Original unabhängig genug zu machen, oder ſie vielmehr, mit Beybehaltung der ganzen Manier, zu originaliſiren, und in Deutſchland zu naturaliſiren gewuſst hat. „Gedichte voll Witz und Laune laſſen ſich nicht, wie er richtig bemerkt, wörtlich überſetzen, oder ſie haben das Schickſal der witzigſten Werke der Griechen und Römer, daſs ſie in der Ueberſetzung ſteif, hölzern, und ungenieſsbar werden.) Der Wort- und Sylbenknecht iſt nicht immer der getreue, wenigſtens nicht der gute Ueberſetzer; daher hat ſich der Vf. bey aller Treue nicht überall ängſtlich an die Worte gebunden, und launichte Wendungen und Ausdrücke, die, wörtlich übertragen, ſchaal und unſchmackhaft geweſen wären, durch andre launichte Wendungen und Ausdrücke unſrer Sprache zu geben ſich bemüht. Dieſem Verfahren iſt er durchgängig treu geblieben; und es war unſtreitig das beſte und zweckmäſsigſte, aber auch bey weitem das ſchwerſte und verdienſtlichſte. Denn es iſt minder leicht, auf dieſe Art frey, als wörtlich zu überſetzen; und am Ende iſt doch der wörtliche Dolmetſcher nicht der treueſte, weil er nur die äuſsere Hülle, nur den Wortausdruck beybehält, aber darüber gar zu leicht Geiſt und Charakter ſeines Schriftſtellers verſtreuet. Bey der Zuſammenhaltung ſind uns wirklich mehrere Stellen vorgekommen, wo wir zweifelhaft waren, ob in der glücklichen Wendung des Gedankens und ſeiner Einkleidung dem Arioſto, oder ſeinem Ueberſetzer der Vorzug gebühre; und überall fand Rec. Urſache, die Gewandheit des Ausdrucks und die immer rege Geſchicklichkeit des Ueberſetzers, den Hauptgedanken richtig und völlig zu faſſen, und ihm die ſeiner Sprache angemeſſenſte Form zu geben, mit der gröſsten Befriedigung zu bemerken. Schade, daſs wir davon unſre Leſer durch keine längere Probe, als die folgende, überführen können. Sie iſt aus der dritten Satyre.

Queſta opinion mia ſo ben che ſolle
Diranno molti, che ſalir non tenti
La via che l'uom ſpeſſo à grand' onori ſalle
Queſta povera ſciocche inutil gente
Sordide infami à gia levato tanto,
Che fatti gli à adorar da Rè potenti.
Ma chi fu mai ſi ſaggio o mai ſi ſanto,
Che d'eſſer ſenza macchia di pazzia
O poca o molta dar ſi poſſa vanto?
Ognun tenga la ſua, queſta è la mia.
Se a perder ſ'à la libertà, non ſtima
Il più ricco Cappel che in Roma ſia.
Che giova a me ſeder a menſa il primo,
Se per queſto più ſazio non mi levo
Di quel ch' è ſtato aſſiſi a mezzo o ad imo?
Come sè vibe, coſi van ricevo
Più quiete, più pace, e più contento
Sobben di cinque Mitre il capo aggravo.
Felicitate iſtima alcun; che cento
Perſone s' accompagnino a Palazzo,
E che ſia, il Volgo a riguardarti intento.
Io lo ſtimo miſeria, e ſon ſi pazzo,
Che penſo e dico che in Roma famoſa
Il Signor è più ſervo che' l Ragazzo.

In der Ueberſetzung:

Ich weiſs es wohl, daſs viele dieſe Grille
Für Thorheit ſchelten, daſs ich nicht den Pfad
Betreten will, der viele Leute ſchon
So oft erhob zu groſser Ehr' und Würde.
Auf ihm ſind Bettler, Pinſel, Taugenichte,
Verächtliches, abſcheuliches Geſindel,
Zu ſolcher Würde ſchon emporgeſtiegen,
Daſs ihnen mächt'ge Könige fuſsfällig
In Demuth den Pantoffel küſſen muſsten.
Allein, war Einer je ſo weiſ' und klug,
Der frey von Thorheit (gröſser oder kleiner
Iſt was gleich viel) zu ſeyn ſich rühmen könnte?
Behalte Jedermann ſein Steckenpferd!
Ich reite meines. Soll ich meine Freyheit
Verlieren: wahrlich, für den reichſten Hut
In Rom geb' ich nicht eine Bohne hin.
Was hilfts mir an der Tafel oben an
Zu ſitzen, wenn ich drum mit ſaurem Magen
Vom Tiſch mehr geh', als wer am Ende ſaß?
Und ſo wie ich ſatt nicht, ſo werd' ich auch

Nicht ruhiger und nicht zufriedner werden,
Und drückten gleich fünf Inful'n mir die Stirne.
Halt' wer es will für Glück, wenn dir ein Troſs
Von hunderten in deinen Pallaſt folgt,
Und ſtill der Pöbel ſteht, und ſtaunend dich begafft.
Ich halt's für Elend, und bin ſo ein Thor,
Zu glauben und ſogar es laut zu ſagen,
Daſs in den qualmerfüllten Mauren Roms
Der Herr mehr Sklav, als wie ſein Diener iſt.

In dem vorletzten Verſe lieſt vermuthlich die Baſſaner Ausgabe, der der Vf. gefolgt iſt, fumoſa für famoſa; dieſs letztre ſcheint aber doch wohl die richtigere Lesart, und das hier paſſendere Beywort zu ſeyn. — Die Wahl der fünffüſsigen Jamben, die zuweilen mit Alexandrinern wechſeln, war für dieſe Ueberſetzung ohne Zweifel die ſchicklichſte, zumal da die Wielandiſche Ueberſetzung der Horaziſchen Briefe und Satyren das Ohr des deutſchen Publikums in dieſer Gattung von Gedichten mehr daran gewöhnt hat, und der Jambe von Alters her der Satyre eigenthümlich war. Hr. *A.* hatte zuerſt den Verſuch gemacht, die terze rime des Originals, beyzubehalten, und gibt in der Vorrede eine Probe dieſes Verſuchs, die glücklich genug ausgefallen iſt; aber die Schwierigkeit der Ueberſetzung wäre dadurch zu ſehr vergröſsert worden; und ungern laſen wir den Zuſatz, daſs dieſe Schwierigkeit mehr Heiterkeit des Geiſtes und mehr Zeit erfodert, als dem Ueberſetzer in ſeiner für die Muſen ſehr ungünſtigen Lage vom Schickſal verliehen worden. Er iſt nemlich als Rector der lateiniſchen Schule zu *Demmin* in Pommern angeſetzt; aber die gegenwärtige Arbeit, und eine von ihm gleichfalls in der letzten Oſtermeſſe gelieferte poetiſche Ueberſetzung der Hymnen des *Kallimachus* mit erläuternden Anmerkungen, ſind von der Art, daſs ſie hoffentlich alle Aufmerkſamkeit auf einen jungen Mann von ſo ausgezeichnetem Talent und ſo glücklichem Fleiſs erregen, und dazu beytragen werden, ihm die Lage und Muſse zu verſchaffen, deren Geiſtesarbeiten dieſer Art ſo ſehr bedürfen. Auch eine Ueberſetzung der Luſiade des *Camoëns*, wovon unlängſt das Journal für Gemeingeiſt eine nicht minder beyfallswürdige Probe geliefert hat, ſteht von ihm bald zu erwarten. — Wir ſetzen nur noch hinzu, daſs zum Verſtändniſs der vielen Anſpielungen, lokalen und perſönlichen Beziehungen in *Arioſto's* Satyren durch erläuternde Noten hinlänglich geſorgt iſt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Geschichte. *Verona*, b. Moroni: *Daciana Diaconiſſa*. Diſſertazione Accademica ſopra una iſcrizione del Muſeo Veronieſe: editione ſecunda con aggiunte. 1793. 8. Der Gegenſtand dieſer Academiſchen Vorleſung, eine Arbeit des Hn. *Domenico Gottardi*, Arciprete di S. Donato alla Colomba, iſt der Leichenſtein einer *gewiſſen* Diaconiſſin *Daciana*, der Tochter eines *gewiſſen* Conſul *Palmatus* und Schweſter eines *gewiſſen* Presbyter *Victorinus*, die mit der unſchätzbaren Gabe der Weiſſagung geſchmückt, in ihrem ſechs und vierzigſten Jahre der Welt entriſſen und wahrſcheinlich zu Ferrara begraben ward. Der Vf. ſuchte etwas näheres von den auf dem Steine genannten Perſonen zu erfahren, und entdeckt in dem Codice Theodoſiano einen Palmatus, der im Jahr 412. praefectus urbis war: Dieſer kann in der Folge Conſul, wenigſtens ſuffectus, geworden ſeyn, im Jahr 413, wie der Vf. vermuthet, wo der Conſul Heraclianus, mitten in ſeiner Amtsverwaltung getödtet ward. Er zeigt hierauf, daſs die Daciana, zu folge ihres Amtes, als Jungfrau geſtorben ſeyn müſse (pregio ammirabile, maſſime in una femmina di ſi alto ſtato.) Worinne ihre Gabe zu Weiſſagen beſtanden habe? u. ſ. w. Nicht ohne Scharfſinn wird aus den trocknen Worten des Leichenſteins ein kleiner Roman von den Leben und Tugenden der bis jetzt unbekannt geweſenen Daciana herausgeſponnen, der indeſs für wenige Leſer intereſſant ſeyn möchte. In einem Anhange werden noch mehrere Palmati und Palmatii aufgeführt.

Schöne Künste. *Parma*, nel regal Palazzo: *Diſſertazione intorno al Sublime* del P. D. *Girolamo Prandi*. Benedettino Caſinieſe e Socio della reale Accademia di Mantova, MDCCXCIII. 68 S. fol. min. Neue Aufklärungen über den Begriff des Erhabnen darf man in dieſer academiſchen Vorleſung nicht erwarten. Der Vf. derſelben nimmt nicht einmal einen eignen Gang in der Unterſuchung, ſondern folgt Schritt vor Schritt den Fuſstapfen *Hugo Blairs*, welcher in der fünften und ſechſten ſeiner Vorleſungen über die *Grundſätze der Rhetorik* auch dieſen Gegenſtand, ſo weit es ſein Zweck erfoderte, abhandelt. Dieſe Vorleſungen ſind hier in Auszug gebracht und an vielen Stellen wörtlich überſetzt. Bisweilen, aber ſelten, ſind die Meynungen andrer Schriftſteller beygebracht, angenommen oder widerlegt. So ſchickt der Vf. folgende Erklärung des Erhabnen nach *Longin* voraus: „Diejenige Art zu reden, welche die Zuhörer hinreiſst und auſser ſich ſetzt; die wie ein Blitzſtrahl jedes Hinderniſs niederſchlägt und mit einemmal die ganze Kraft des Redners zeigt; die die Seele mit einem tiefen Gefühle erſchüttert und ihr mehr zu denken gibt, als die Worte befagen; die endlich bey der ſtrengſten Unterſuchung nichts von ihrer Gröſse verliehrt — iſt im eigentlichen Sinne und einzig und allein erhaben zu nennen.“ Ohne zu bemerken, daſs dieſe Beſchreibung der Wirkungen des Erhabnen von allem, was in einem hohen Grade intereſſirt, gilt; und daſs in ihr das unbeſtimmte und ſchwankende der Begriffe herrſcht, welches *Blair* mit Recht in dem Werke *Longins* tadelt. An der Stelle, wo *Blair* gegen *Burke* ſtreitet, nimmt es unſer Vf. auch noch mit *Helvetius* auf; welcher eine doppelte Art des Erhabnen annahm, dasjenige, welches aus der Vorſtellung der Macht der Natur, und ein anderes, welches aus der Betrachtung der moraliſchen Kraft entſpringt. In beyden Fällen behauptete er, daſs ein Gefühl der Unluſt (Schrecken und Unzufriedenheit über die Einſchränkung unſerer [ſinnlichen] Kräfte) dem Gefühl des Erhabnen vorausgehn. Was gegen dieſe Meynung, welche einen Theil der Wahrheit enthält, vorgebracht wird, iſt von weniger Bedeutung, und der dem Engländer abgeborgte Hauptgrund, daſs die unbegränzte Macht, ſie mag nun mit Schrecken begleitet (als feindlich gedacht werden) oder beſchäftigend ſeyn, das Gefühl des Erhabnen erregen; iſt der Behauptung des *Helvetius*, wenn ſie recht verſtanden wird, mehr günſtig als nachtheilig. — In der Vorrede verſpricht der Vf., die von *Blair* angeführten Beyſpiele mit Stellen italieniſcher Dichter zu vermehren und auszutauſchen. Dieſes iſt aber nur an drey Stellen geſchehen. Der Druck und das Aeuſsere dieſes Werks fällt auſserordentlich gut in die Augen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 16. September 1794.

PHYSIK.

Prag, b. Widemann: *Johann Andreas Scherers d. A. K. Doct. der kön. böhm. Gesellsch. d. Wiss. der hochfürstl. Hessenhomb. u. der mit ihr verein. Gesellsch. Mitglied's, genaue Prüfung der Hypothese vom Brennstoffe.* A. d. Lat. übers. von *Carl Bretfeld*, Hörer der med. Wissensch. 1793. 107 S. 8.

Um in dem Bestreben zur Erreichung des Ziels, welches sich der Vf. in gegenwärtiger Schrift vorgesteckt hat, nach einer bestimmten Ordnung zu verfahren, schickt er eine kurze Uebersicht von den Grundsätzen, auf welchen das antiphlogistische Lehrgebäude gebauet ist, voran, und geht alsdenn zur Untersuchung der Schwierigkeiten und Einwürfe über, welche diesem Systeme von verschiedenen Gegnern sind entgegengestellt worden. Der Anfang dieser Prüfungen trift *Kirwan's* Theorie von der Identität der brennbaren Luft mit *Stahl's* Phlogiston; wobey der Ungrund von *Ks.* Satze, dass in allen Körpern brennbares Gas enthalten sey, erwiesen und dagegen gezeigt wird, dass man aus Schwefel, Kohle, Metallen, durch die Gewalt des Feuers nur in soweit brennbares Gas erhalte, in wieweit diese Körper Feuchtigkeit, welche bey diesem Feuersgrade zerlegt wird, besitzen. (Dem Vf. ist damals noch nicht bekannt gewesen, dass *K.* selbst schon diese seine ehemaligen Meynungen aufgegeben habe.) Weiter berührt der Vf. die Einwürfe des *H. de la Metherie*; von denen unter andern folgender, gegen die Erklärung der Antiphlogistiker von der Entstehung des Lichts und der Flamme bey Entzündungsprocessen, aus der Hypothese, dass Wärme und Licht nur in Modificationen eines und desselben Wassers bestünden, erheblich schien: „Wenn durch den Wärmestoff, der durch die Zerlegung des Sauerstoffgas entwickelt ward, die Erscheinungen der Entzündungen hervorgebracht würden, so müssen sie auch Statt haben, so oft dieses Gas seine gasförmige Gestalt ablegt. Dass aber dieses nicht geschehe, lehre die Mischung des salpetrichten Gas mit dem Sauerstoffgas, wo man nebst (ausser) der Wärme nichts beobachten, obschon auch hier das Sauerstoffgas in einem Augenblicke zerlegt wird." Diesen Einwurf sucht nun der Vf. durch Folgerungen aus dem Satze: dass die Zerlegung des Sauerstoffgas nach verschiedenen Stoffen geschehe; nach welchen bald blosse Wärme, bald Wärme mit Licht, entbunden werde, zu entkräften. (Nach *Göttling's* neuer Theorie von den Bestandtheilen der Lebens- und Stickluft ist jener Einwurf jetzt leichter zu heben.) In gleicher Art fährt der Vf. fort, bey den übrigen dahin einschlagenden Erscheinungen das unzulängliche oder widersprechende in den Erklärungen nach der Lehre des Phlogistons zu Tage zu legen, und dagegen die Uebereinstimmung der Erscheinungen mit den Lehrbegriffen des entgegengesetzten Systems aus einander zu setzen. Am ausführlichsten ist der Vf. in der Prüfung der Beweise, durch welche *Westrumb* die Gegenwart des Sauerstoffs in dem salzsauren Gas, welches man durch Destillation der Salzsäure über Braunstein erhält, bestreitet, und dagegen die Quelle des Lichts und der Flamme, bey den darin stattfindenden Entzündungen, einzig dem, mit der gasförmigen Säure verbundenen, Wärmestoffe zuschreibt. — Zum Schlusse mag folgende S. 59. ausgehobene Stelle bezeigen, wie gram der Vf. der Lehre vom Phlogiston sey. „Wenn man nur jene wankenden, und unbeständigen Erklärungen von der Reduction der Säuerlinge (Metallkalke, die oft sich gerade entgegengesetzt, und widersprechend sind, betrachtet; oder den Brennstoff selbst, der aus Substanzen aller Art zusammengesetzt ist, den man kaum mit einer Art von Körpern vergleichen kann, der sich selbst widerspricht, und ein wahres chemisches sich in verschiedene Gestalten verwandelndes Monstrum ist, einer Betrachtung unterwirft; so muss man aufrichtig gestehen, dass Stahls Lehre der Chemie nicht nur nichts genützt, sondern sehr geschadet habe, indem sie die chemischen Erscheinungen, die man tiefer erforschen sollte, gleichsam mit einer phlogistischen Wolke umhüllte. Und wenn je die Chemiker sich in Juno's Wolke hüllten, so war es gewiss da." — Angehängt ist ein alphabetisches Verzeichniss der deutschen chemischen Benennungen, welche in dieser Abhandlung vorkommen, nach Hrn. *Scherers* neuen Nomenklatur; welchen die lateinischen, französischen, die deutschen des Hn. *Hermbstädt* und Hn. *Girtanners* und endlich die sonst gebräuchlichen, beygefügt sind.

Stendal, b. Franzen u. Grosse: *Des Hrn. W. van Barneveld Abhandlung über die Bestandtheile des Wassers nach Lavoisierischen Grundsätzen.* Aus dem Holland. übersetzt von *Joh. Bernh. Keup*, der Arzneygel. Doct. 1792. 86 S. 8.

Ist in 2 Abschnitten, als 2 Vorlesungen, vorgetragen; in deren erstern der Vf. mehrere aus der neuern Chemie hergenommene, Versuche und Beweise, dass das Wasser ein zusammengesetztes Wesen sey, aufstellt; in der zweyten aber zu zeigen sucht, dass diese neue Lehre ein ausgebreiteter Licht über viele Erscheinungen verbreite. Hie und da scheint doch der Vf. die Lehrsätze der neuern Chemie, welche er seinen Lesern demonstriren will, sich selbst noch nicht genau richtig und deutlich zu eigen gemacht zu haben; er würde

sich sonst (4 Vers.) nicht folgendermaßen vernehmen lassen: „man werfe ein Stückchen Salpeter auf eine glühende Kohle; durch die Verbrennung des Salpeters tritt das principe calorique zu der Basis der reinen Luft, und erzeugt, durch den Beytritt vom Azote des Dunstkreises, darauf Salpetersäure. Wenn dieser Versuch in zugemachten Gefäßen vorgenommen wird, fängt man die reine Luft abgesondert auf." Eben so unrichtig hat er die Wirkung des Schießpulvers auseinander gesetzt; und hat er die bey dessen Entzündung erzeugte Luftmenge üfig für eine Mischung von reiner und entzündbarer Luft. — Der S. 26. *) als der gemächlichste empfohlene Weg, das Azote zu erhalten, nemlich glühende Kohlen auf einer Schüssel unter einem mit Wasser gesperrten Glase verlöschen zu lassen, taugt nichts. — *Scheidkünstig* st. chemisch; *Kunstluft* st. künstliche Luft, u. dgl. sind vom Uebersetzer herrührende, neu gebildete Ausdrücke.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Riga, b. Hartknoch: *Quelques Idées du Passe-temps.* 1792. 130 S. 8. (10 Gr.)

Ebendas., b. Ebendemf.: *Ressouvenir sur la Russie.* 1792. 132 S. 8. (10 Gr.)

Ebendas., b. Ebendemf.: *Beschäftigungen meiner Muse* (Muße) *und Rückerinnerungen an Rußland.* Nach dem Französischen des Russ. Kais. Hrn. geh. Raths, Senateurs, wirkl. Kammerherrn und Ritters *Alexei Wasiliewitsch Narischkin.* 1794. 198 S. 8. (12 Gr.)

Nr. 1. enthält Beobachtungen und Einfälle, veranlaßt durch den Ausbruch der französ. Revolution; Glossen über einige Lieblingswörter der „*schwindlichen neuen Philosophie*", die einiges Gute und Wahre, aber ungleich mehr falsche, verkehrte Vorstellungen, und viel vage und leere Declamation in sich schließen. Der Vf. ist ein abgesagter Feind der *Pressfreyheit*; er behauptet, gegen ein gutes Buch, aus dem ein vernünftiger „Mann etwas lernen könne, gebe es *unzählige*, die den „großen Haufen irre leiteten und verdürben." *Constitution. Freyheit.* „der Mensch, als moralische Existenz, habe keine andere Freyheit, als die bürgerliche, „die nichts anders ist, als das Resultat der in der Gesellschaft festgesetzten guten Ordnung." *Gleichheit, Menschenrechte.* Der Mensch habe, als solcher, keine Rechte; diese wären nur Schadloshaltung und Vergütung, welche die Gesellschaft für alle die Sorgen, Gefahren und Aufopferungen, die sie bey Beobachtung der Pflichten und Einschränkungen auflegt, bewilligen. *Despotismus.* Der Vf. verwechselt die ungehemmte Wirksamkeit des Gesetzes und seiner Vollstrecker mit der Willkühr eines oder mehrerer über das Gesetz erhabener Individuen, und so wird es ihm freylich leicht, die Nothwendigkeit des Despotismus darzuthun. Empörend ist die Vertheidigung der *Sklaverey*, die sich auf denselben Irrthum oder dieselbe absichtliche Verdrehung gründet. Dem *dritten Stand*, den Städten und Stadtbewohnern ist der Vf. von Herzen gram. Er will nichts als Edelleute und Sklaven. Vor einigen Jahrhunderten suchte der Adel dem Wachsthum der aufblühenden deutschen Städte mit Feuer und Schwert zu hindern; zum Glück darf der Vf. in unsern Tagen gegen die Städte in seinem Vaterlande nur die Feder zücken, und *Catharina II.* denkt und handelt in diesen Stücken nach ganz entgegengesetzten Principien. Wenn man ihm glauben will, so ist der dritte Stand nur ein untergeschobenes Kind fremder und erkünstelter Bedürfnisse. Eigentlich gehört in denselben nur der Kaufmann, aber auch *Pfaffen*, *Advokaten*, *Professoren*, *Glücksritter* und *Pöbel* (welch eine Gesellschaft!) drängen sich hinein. Diese und ähnliche Floskeln widerlegen, hieße ihnen mehr Ehre erzeigen, als sie verdienen. Je desto glänzender mußte dem Vf. durch den Kontrast der Adelstand in der Schilderung des adlichen Vf. Edelleute sind ihm Personen, die diese Benennung, wegen ihrer Obliegenheit, dem Vaterlande zu alten Zeiten mit gänzlicher Hintansetzung ihrer selbst zu dienen, erhielten. Vom Augenblick der Geburt an ist der Edelmann nicht sich, sondern dem Vaterland geweiht. Seine ganze Erziehung zweckt nur darauf ab, ihm die Opfer, die er bringen soll, kennen zu lehren, und ihn zu gewöhnen, daß er sie einst bringe. Der Edelmann vergißt sich jeden Augenblick für Andere; sein Geist ist, eben seinem Stande nach, *nothwendig* edel und großmüthig u. s. w. Wäre der Vf. nicht selbst von Adel, so würde man in Versuchung gerathen, hier den bittersten, giftigsten Spott zu vermuthen. Die Muster, auf die er allenthalben hinweist, sind Rußland und — China, seine Helden Burke, Calonne u. s. w. Fast in nichts konnte Rec. dem Vf. ganz beystimmen, als in dem Wunsche, womit er seine Rhapsodie schließt: *Friede und Eintracht dem Menschengeschlecht!*

Ungleich interessanter und lesenswürdiger ist Nr. 2. Man findet hier einige gute und wenig bekannte Nachrichten von den Sitten und Charakter der russischen Nation unter den beiden Vorgängern von Peter I. Hr. v. N. scheint diesen Aufsatz vorzüglich in der Absicht geschrieben zu haben, zu zeigen, wie sehr man irre, wenn man diesen in der That großen Fürsten für den ersten Schöpfer seiner Nation, und den einzigen Urheber ihrer Macht und Cultur halte, und glaube, er habe sich allein im Auslande zum großen Regenten gebildet. Die französischen Schriftsteller, die so vorlaut von Dingen urtheilen, von denen sie wenig verstehen, und die fast immer übertreiben, führten zuerst diese Sprache, und andere Ausländer lallten ihnen, ohne eigene Prüfung, nach. Peter dem I. ward von seinen Vorgängern schon viel vorgearbeitet, und hier ward so wenig, als sonst wo, aus Nichts Etwas. Peter weckte nur zuerst die Imagination seines Volkes, und brachte ihm Geschmack an erkünstelten Bedürfnissen und Nachahmung bey. Schon Alexei Michailowitsch war ein weiser, kluger, arbeitsamer Fürst, der in Rußland zuerst die Stände zusammenrief, dem Reich Gesetze zu geben. Noch hat man von ihm ein Werk über die Kriegskunst, und eine bis in das kleinste Detail gehende Polizeyinstruction für die Stadt Moskau. Er traf viel weise und heilsame Anstalten ohne Geräusch. Er kannte und

wirk-

wirkte auf den Nationalcharakter seiner Unterthanen. Merkwürdig ist die Nachricht von den täglichen Versammlungen des Volks auf dem sogenannten schönen Platz zu Moskau vor dem Pallast des Zars. Der Vf. erzählt Wunderdinge von dem Einfluss, den diese Gewohnheit auf die moralische Bildung der Einwohner der Hauptstadt gehabt; aber gewiss ist hier vieles verschönert und übertrieben. Wenigstens stehen Ursach und Wirkung ausser allem begreiflichen Verhältniss. Dort habe der Zar die Denkungsart des Volks über neue Einrichtungen geprüft und seine Massregeln darnach genommen. Abscheu der alten Russen vor Lügen. Beyspiele der Sittenreinfalt. „Gold war selten und Papiergeld noch nicht vorhanden. Da man ohne Beschwerde nicht viel Silbergeld bey sich tragen konnte, so ging man ohne alles Geld in Gesellschaften. Der Hausherr gab einem seiner Bedienten Säcke mit einigen tausend Rubeln, um sie unter die Spielenden zu vertheilen. Am folgenden Tag schickte jeder dem Bedienten so viel Geld wieder, als er genommen und verspielt hatte. Nie hörte man von einem Streit oder einer unrichtigen Rechnung. Diess versuche jemand in Paris oder London!“ Das häusliche Leben hatte viel Patriarchalisches: an Festtagen ass man bey dem ältesten der Familie, den man als das Haupt derselben ansah und ehrte, und im Innern des Reichs ist diess noch gewöhnlich. Die Familiengerichte waren eine sehr heilsame Einrichtung, und sind es zum Theil noch. Die Russen waren und sind noch, gastfrey, dienstfertig und uneigennützig. (Von den letztern wird der Vf. hoffentlich Ausnahmen gelten lassen.) Die Religion hatte solche Gewalt über ihre Gemüther, dass sie die Rachsucht unterdrückten, und dass keine Tugend gemeiner war, als Verzeihung und Versöhnlichkeit. (?) Bey einem Aufstande der Strelitzen ging ein Archiv in Feuer auf, in welchem die Contrakte der Herrschaften mit ihren Bedienten aufbewahrt wurden: gleichwohl verliess auch nicht Einer von den letztern, welche die Aufrührer doch ausdrücklich für frey erklärten, seinen Herrn, sondern alle blieben ihren übernommenen Verbindlichkeiten getreu. Der Vf. muthet seinen Lesern zu, zu glauben, diess sey allein Folge eines lebendigen Gefühls von Pflicht und Recht gewesen! — — Die Erziehung, die Peter d. Gr. genoss, bereitete ihn zu alle dem vor, was er that, und war gewiss besser, als die Erziehung seiner Zeitgenossen seines Standes. Sein Hofmeister, ein Hr. *Zotow*, war ein geschickter Mann, und unterwies seinen Zogling in der Erdkunde, Geschichte, Moral u. s. w. Man errichtete eine Compagnie aus Kindern fast von seinem Alter, die man aus den vornehmsten adlichen Häusern nahm, und nannte diese Comp. Potescheaja Rota oder die zeitvertreibende Comp. Peter trat zuerst als Tambour in dieselbe. Der Ort, wo sie sich in den Waffen übte, hiess Preobtaschenska, und diess ist der Ursprung des ersten, oder Preobraschenskischen Garderegiments. Hier lernte Peter als Kind gehorchen, um dereinst befehlen zu können. — Fedors kurze, aber weise und ruhige Regierung, unter welcher das Reich so glücklich war. — Glänzende Schilderung der Eigenschaften von Peters Mutter, wobey man jedoch nicht vergessen muss, dass sie von Geburt eine *Narischkin* war. Von seiner Schwester, der Prinzessin Sophia, hatte Peter so grosse Begriffe, dass er oft sagte, wenn sie nur ihren Ehrgeiz hätte müssigen können, so würde er ihr gern das Staatsruder abgegeben, und seinem Vaterlande unter ihr gedient haben. — — Von den Deutschen, sagt der Vf. (S. 158.), dass sie unter allen Europäern am meisten dächten, demohngeachtet aber, und trotz der *zwölftausend* neuen Bücher, die jährlich bey ihnen erschienen, noch nicht ganz glücklich wären. Sind aber wohl die Russen bey ihren wenigen Büchern *ganz glücklich*? — — Hr. v. N. verspricht eine Fortsetzung dieser Skizze bis auf die Regierung der jetzigen Kaiserin. Am Ende gibt er einige Nachrichten von sich selbst. Durch besondere Gnade der Kaiserin ward er schon im 20sten Jahre Auscultant des Senats, Mitglied der Commission für die neue Einrichtung des Reichs, hierauf Gouverneur von Pleskow und Polozk, endlich Senator. Auf Befehl der Kaiserin durchreiste er in Gesellschaft des Grafen v. Woronzow acht und zwanzig Gouvernements, zu untersuchen, ob das Innere des Reichs ganz so verwaltet werde, wie sie in ihren eigenhändig entworfenen Verordnung kurz vorher befohlen hatte. Jetzt hält er sich seiner geschwächten Gesundheit wegen im Ausland auf. —

Die Uebersetzung (*Nr.* 3) ist, bis auf einige kleine Flecken — *unstreitig, dezeitig* — gut gerathen, treu und lesbar. Uebrigens ist der Vf. derselben, obgleich von Geburt ein Deutscher, so wie Hr. v. N. ein feuriger Lobredner von Russland, wo er, seiner Versicherung nach, Glück Ruhe und *Freyheit* fand. Bey dieser seiner Arbeit hatte er keinen geringern Zweck, als: „Maximen zu verbreiten, bey denen das Menschengeschlecht sich Jahrhunderte hindurch wohl befand, und fremde Völker zu bewegen, die Russen und ihre Verfassung und ihren Wohlstand nicht nur zu beneiden, sondern auch zum Muster zu nehmen.“

Weimar, im Verl. d. Industrie-Comtoirs: *Benjamin Franklins kleine Schriften, meist in der Manier des Zuschauers, nebst seinem Leben.* Aus dem Englischen von G. *Schatz.* Mit Franklins doppeltem Bildnisse. *Erster Theil*, 352 S. *Zweyter Theil*, 428 S. gr. 8. 1794. (2 Rthlr.)

Nicht nur an der Bewunderung, sondern auch an dem Genuss, der politischen, literarischen und moralischen Verdienste des wahrhaftig grossen Mannes, dessen Leben und kleine Schriften hier geliefert werden, hat auch Deutschland längst zu lebhaften und erkenntlichen Antheil genommen, als dass sich nicht eine fast allgemeine Aufmerksamkeit unsers Publikums auf ihn und seine Schriften, und eben so allgemeiner Wunsch einer vollständigen Charakteristik seines Geistes und Herzens voraus setzen liesse. Bald nach seinem Tode wurde es kund, dass *Franklin* selbst den frühern Theil seines Lebens bis zum J. 1757. beschrieben, und zwey Abschriften davon, die eine an die Hn. *Rochefaucault* und *le Veillard* in Paris, die zweyte an Dr. *Price* und Hn. *Vaughan* in

London überschickt habe. Natürlich erregte diese Nachricht sowohl in als ausser England das Verlangen nach ihrer Bekanntmachung, und man hoffte sie, und hofft sie noch immer, aus den Händen von *Franklins* Enkel, *William Temple Franklin*, der auch seine übrigen noch ungedruckten Papiere besitzt, und von dem man nun eine Ausgabe seiner sämmtlichen Werke erwartet. Indess sich aber immer noch die Erscheinung derselben verzögert, lieferte man schon im J. 1791. eine französische Uebersetzung von einem Theile jener Selbstbiographie, der bis zum J. 1731. geht; und *le Veillard* erklärte im Journal de Paris, dass er zwar an dieser Bekanntmachung keinen Antheil habe, dass sie jedoch ächt, aber nur der dritte Theil des Ganzen sey. Diess Bruchstück wurde nun sowohl einzeln, als bey den im vorigen Jahr zu London gedruckten Werken, oder kleinen Schriften Franklin's, wieder ins Englische übersetzt; und der Herausgeber dieser letztern bemühte sich, das in Franklin's Manier zu thun; wiewohl, nach dem Urtheile der englischen Kunstrichter, mit keinem sonderlichen Erfolg. Zugleich lieferte er die Fortsetzung von *F's* Lebensumständen v. J. 1731. bis zu seinem Absterben 1790; von einem seiner Freunde, dem unlängst verstorbenen *Dr. Stuber* in Philadelphia aufgesetzt, mehr Skizze als Biographie. Alle diese Materialien hat nun Hr. *Schatz* in dem ersten Bande, der ganz biographisch ist, mit Wahl und Einsicht benutzt, und ausserdem noch mehrere Zusätze, einzelne Anekdoten, interessante Thatsachen, u. dgl. theils in kurzen Anmerkungen unter dem Texte anführt. Die dabey gebrauchten Quellen sind in der Vorrede nachgewiesen. — Der *zweyte Theil* enthält *Franklin's* kleine Schriften, die zum Theil schon durch anderweitige Uebersetzungen in verschiednen Zeitschriften bekannt geworden sind. Durch die Angabe auf dem Titel, dass sie meistens in der Manier und im Geschmack des *Zuschauers* geschrieben sind, werden sie ziemlich unzulänglich charakterisirt. Freylich haben sie mit dieser Wochenschrift den Zweck einer gemeinnützigen Belehrung gemein; ihr Ton aber hat einen weit höhern Grad von Popularität, und eine gewisse Herzlichkeit, die den Leser sogleich für den Verfasser und seine Wohlmeynung einnimmt, und ihn mehr in das Licht eines redlich für das Beste seiner Mitbürger besorgten treuen Rathgebers, als eines schwer zu befriedigenden und strengen Moralisten stellt. Unleugbar hat auch *F.* durch diese kleinen Aufsätze, und durch seine Geschicklichkeit, ihnen allemal das dienlichste Vehikel zu geben, auf die Bildung und Aufklärung seiner Landsleute, die ihm von ihrer Freyheit und glücklichen Lage einen so beträchtlichen Antheil verdanken, ungemein vortheilhaft und wohlthätig gewirkt. Inhalt, Vortrag und Einkleidung dieser Aufsätze sind mannichfaltig. Der grösste Theil derselben betrifft Gegenstände der Politik und Philosophie des Lebens. — „Auch der kleinste und minder wichtige trägt unverkennbar das Gepräge der Originalität, und ist wenigstens von einem Funken des Geistes beseelt, der, wohin er auch nur einen flüchtigen Blick warf, überall Licht und Wärme verbreitete. — — Einzig und unnachahmlich erscheint *Franklin* in der Manier, die bekanntesten Sätze der Sitten- und Klugheitslehre durch die glücklichsten Bilder, durch die natürlichsten, und doch überraschendsten Wendungen, auf eine Art vorzutragen, dass man sie zum erstenmal zu hören glaubt, und dass sie sich dem Gemüthe tief und unauslöschlich einprägen. Die Darstellung ist durchaus voll Leben, Kraft und Eigenthümlichkeit; der Styl ist nie gesucht, eher bisweilen etwas nachlässig, aber nachlässig mit Anmuth. Immer ist er voll Ruhe, oft von erhabener Einfalt. — Uebrigens findet man hier die sämmtlichen, bis jetzt bekannt gewordenen kleinen Schriften *Franklin's*, mit Ausnahme jedoch der eigentlich wissenschaftlichen, der physikalischen und mathematischen, und der in besondern Rücksicht auf die amerikanischen Unruhen geschriebenen Aufsätze. Einige derselben finden sich in keiner bisherigen, selbst nicht in der neuesten Ausgabe seiner Werke. So bald die vollständige Ausgabe dieser letztern erscheint, soll auch zu gegenwärtiger deutschen Bearbeitung — die wohl nicht leicht in bessere Hände hätte fallen können — noch ein *dritter* Theil geliefert werden, der die übrigen Aufsätze und die Fortsetzung des Lebens von eigner Hand enthalten wird. Auch wird hier zu einer neuen Uebersetzung von *F's* sämmtlichen *physikalischen* Schriften von Hn. *Kries* Hoffnung gemacht, der seinen Beruf zu dieser Arbeit unlängst durch die Uebersetzung der *Enlerschen* Briefe über verschiedene Gegenstände der Naturlehre, und von *Adams* Anweisung zur Erhaltung des Gesichts, rühmlich bewährt hat. — Jedem dieser zwey Bände ist ein sauber gestochnes Bildniss des grossen Mannes vorgesetzt; das eine nach einer in Paris nach der Natur entworfenen Zeichnung, und das andre nach einem vortrefflichen Medaillon von Sever Biscuit gearbeitet, das ein berühmter deutscher Gelehrter mitgetheilt hat, der *F.* bey seiner letzten Anwesenheit in Frankreich persönlich kannte, und die vollkommene Aehnlichkeit desselben verbürgt. Beide sind ganz so, dass ihr Eindruck dem Leser seines Lebens und seinen Schriften höchst einnehmend und in der schönsten Uebereinstimmung mit seinem gleich einnehmenden Vortrage, vorschweben wird.

Von folgenden Büchern sind Fortsetzungen erschienen:

Cölln, b. Hammer: *Joseph Gorani's, französischen Bürgers, geheime und kritische Nachrichten von den Höfen, Regierungen und Sitten der wichtigsten Staaten in Italien.* Aus dem Französischen mit Anmerkungen des Uebersetzers. 2 Th. 1794. 352 S. 3 Th. 338 S. 8.

Nürnberg u. Altdorf, b. Monath u. Kussler: *Allgemeine Uebersicht der Entwickelung der menschlichen Kräfte im gesellschaftlichen Leben und der mannichfaltigen Kenntnisse und Fertigkeiten, die sich die Menschen erworben haben.* 1791. 627 S. 8. (2 Rthlr.)

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 17. September 1794.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Göschen: *Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich* im Jahr 1785 bis 1786. *Dritter Theil* 302 S. *Vierter Theil* 308 S. *Fünfter Theil* 464 S. 8. 1794. jeder mit zwey Kupfern und einer Titelvignette von *Penzel* gezeichnet und gestochen.

Als die ersten beyden Theile dieses Meisterwerks (A. L. Z. 1790. No. 347.) angezeigt worden, wagte es der Recensent kaum auf eine Fortsetzung zu hoffen; glaubte noch weniger, dass es möglich sey, bey dieser Fortsetzung das Vergnügen des Lesers in gleicher Intension zu erhalten, am wenigsten erlaubte er sich die Ahndung es noch um mehrere Grade gespannt zu sehn. Aber was ist der mächtigen Bildungskraft eines solchen Genies unmöglich? Hier steht eine wahre Schöpfung vor uns; aus einem einzigen zwar drolligen aber unbedeutenden Abentheuer, hat der Dichter ein Werk voll Glanz und Leben hervorgebracht, das bey unerschöpflicher Mannigfaltigkeit sich doch immer in dem schönsten Einklange mit dem romantischen Grundtone des Ganzen erhalt, und durch die mehr als jemals hier verrathene Kunst aus *Nichts* — *Etwas* zu machen, ihm den seltnen Titel eines *schöpferischen Geistes* aufs glücklichste bewährt. Bey einem solchen Werke, dessen Anfang jeden Leser, der die in Producten der Dichtkunst so seltne Originalität zu schätzen weiss, nach den folgenden Theilen lüstern gemacht hat, könnte sich die ganze Anzeige, ohne dass irgend etwas dabey verloren ginge, auf den simpeln Ausruf beschränken: *Sie sind erschienen!* — käme nicht bey der überlästigen Concurrenz von Schriftstellern, die sich alle das Publikum zu unterhalten und zu vergnügen berufen glauben, das schönste Werk des Geistes manchem aus dem Gesichte, wenn ihn nicht ein *Cicerone* bey der Hand nähme, und sich um ihn eben das Verdienst machte, das sich *Cicero*, (der vermuthlich nur darum seinen Namen in Italien auf eine ihm sonst mehrentheils sehr unähnliche Klasse von Leuten in Italien vererbte,) einst um die Syracusaner erwarb. Sie wussten nichts davon, dass sie das Grabmal des grösten Mathematikers besassen, hätte sie Cicero nicht, nach weggeräumten Dornen und Disteln, an den Platz geführt, und ihnen zugerufen: *Seht hier ist das Grabmal des Archimedes!*

Man erinnert sich unfehlbar, wie sonderbar die kleine *Margot*, das unschuldige Bauermädchen unsern Reisenden täuschte, das er in sich verliebt hielt, indess es seine Wünsche, bescheidner und in alle Wege vernünftiger auf seinen, ehrlichen Bedienten gerichtet hatte, mit dem er es am Schlusse des zweyten Theils verband und dafür der Margot Bruder, Bastian, in seine Dienste nahm. Hierauf bezieht sich der Anfang des Briefes, den er seinem Freunde am Neujahrstage schreibt:

Freund! dass ein frisches Gesicht, im Schatten wild fliegenden Haares,
Dem keine Feder, kein Schmuck den Bau der Locken verbog;
Ein Busen, welcher, bey Gott, mit allem was er auch Rares
Entdeckt' und verbarg, zwo Mirabellen kaum wog;
Ein kleines närrisches Ding, das gaukelnd — sonder ein klares
Bewusstseyn seines Berufs, mit dem Geschwätze, des Staares
Den Baum der Erkenntniss des Guten und Bösen anflog —
Dass eine Fee dieser Art, jüngst auf ein eben so wahres
Als seltnes Weihnachtsgeschenk an ihre Tafel mich zog;
Und als ich hungrig erschien, mich, wie wir wissen, betrog,
Für einen Schüler Berlin's war das zum Schlusse des Jahres
Ein ärgerlicher Epilog!

Muthiger, als je am ersten Feyermorgen des Jahrs ein Philosoph erwachte, warf sich unser Held und Geschichtschreiber seinen Leichtsinn vor, und entschloss sich, nie wieder sich auf ähnliche Art berücken zu lassen.

Ist's möglich, dass ein Geist, der Sonnen zu erklettern
Vermag und ihre Stralen theilt,
Zum Thron des Ewigen in blitzerfüllten Wettern
Mit unversengtem Fittig eilt,
Nun diesen Fittig senkt, und kindisch sich verweilt,
Um eine Rose zu entblättern?
So tief sank Newton nie! An weis're Sorgen band
Er seine Thätigkeit und seines Namens Ehre,
Zu stolz für ein System, das weniger Verstand
Als Mark erheischt, — war ihm ein Kuss, — ein Druck der Hand,
Und was ein *Mann* nur wünscht, dass ihm ein *Weib* gewähre.
Ein Spiel, das er nicht werth der Untersuchung fand,
Unnöthig zum Beweis der Lehre,
Die er von dem *Gesetz der Schwere*
Der sträubenden Natur entwand.
Von allen Globen, die uns Licht,
Und Ebb' und Flut, und Tag und Nacht gewähren,
Kannt' er den Lauf und das Gewicht.
Hob alle Schleyer auf, das Dunkle aufzuklären

Selbst von Johannes Traumgesicht.
Die Globen auf, die, wie ihr Schmeichler spricht
Den Musen gleich, uns in der Kindheit nähren,
Als Mann, als Greis erfreun, selbst unsern Wohlstand ehren,
Und unsre Freunde sind, wenn Rath und Trost gebricht.
Nur die besuchtesten von allen Hemisphären
Besuchst er nie und kannt' er nicht.

Indem er auf der Reise nach dem päpstlichen Gebiete von Avignon begriffen dem wunderbaren Spiele des *Zufalls* nachdenkt, gibt ihm sein Genius eine der schönsten Oden an diese launenvolle Gottheit ein, aus der wir nur einige Strophen ausheben, die ihre Allgewalt auch im Reiche der Literatur in einer unvergleichlichen Composition von Figuren schildern:

Wie vieler Unsinn, klug betitelt,
Hätt' es Dein Compass nicht vermittelt,
Schwamm unbemerkt im Strom der Nacht!
Dir danken wir die Kunst den Schall zu mahlen,
Du hast manch Quentchen Witz zu einer Zentnerfracht
Erhöht, und Kern und Schalen
Der Schreibsucht flott gemacht.

Gewohnt dem Grübler nachzuwandern,
So weit ein Zirkel in den andern
Bis über unsre Grimmen tritt,
Spricht er im Hohn, wenn er das Unsichtbare
In einer Tiefe sucht, die noch kein Mensch beschritt,
Und bringst dafür uns Ware,
Die wir bedürfen, mir,
Der Propagande Jünger dringen,
Um Gott, mehr Ernten zu erringen,
Bis in der Bonzen Heiligthum.
Der Feind verderbt zwar ihre frommen Saaten,
Doch Du entschädigst sie, Du schickst sie heim mit Ruhm
Mit Puten und Pataten
In's Refectorium.

Und Heidenkost strömt neuen Seegen
Auf Länder, die des Lichtes pflegen,
Das aus der Offenbarung strahlt.
Schmaust ein Prälat — seht ob nicht in der Mitte
Des christlichen Gelags, das die Commun bezahlt,
Ein fetter Proselyte
Des Land's Calcutta prahlt?
So bringen selbst aus Deinen Schachten,
Die Heiligen die dich verachten,
Beweise deiner Huld an Bord,
Europens Ruhm trägst Du nach China über,
Führst uns Rhabarber zu, getauscht um Gottes Wort,
Und peitschest deutsche Fieber
Mit Peru's Ruthen fort.

Sollten wir nun unsere Leser erst durch einen Auszug aus der Geschichte, die sich nun anhebt, zur Lectüre, oder welches eben so viel wäre, zur Betrachtung des schönsten Körpers durch Vorzeigung eines Skeletts ermuntern? Zwar würde es schon die Neugierde reizen, wenn wir ihnen sagten, durch was für wunderbare Zufälle sie hier einen schacherden Juden in einen christkatholischen Küster, ein Paar tragische Schauspieler erst in Marionettenspieler, dann in päpstliche Soldaten, und endlich in Livereybediente, eine junge Heilige in eine Buhlerin, und den Helden des Stücks selbst, aus einem ketzerischen Beginnens halber peinlich verhörten Inquisiten in einen angebeteten Wunderthäter sich verwandeln sähen, oder was die drey Blasensteine der heil. Clara von Falkenstein als ein vermeinter symbolischer Beweis des Geheimnisses der Dreyeinigkeit, zusammt einem in einer Reliquienversteigerung für 41 Ducaten eritandnen Strumpfband der Jungfrau Maria hier für sonderbare Rollen spielen. Dennoch würden wir damit bey einem Werke, wo der noch so wunderbar verflochtne Grundfaden gegen die schöne Form des Ganzen immer nur wenig bedeutet, wenig mehr leisten, als dass wir unsern Lesern das Vergnügen raubten, dem Dichter selbst durch die Irrgänge seiner Phantasie, die mit so grosser und doch so unmerklicher Kunst angelegt bey jedem Schritte mit einer unerwarteten Ansicht überraschen, zu folgen! Gewiss eine sehr ungefällige Gefälligkeit! Verwünscht sey der Prologus, der uns langweilig erzählt, was für schöne Scenen folgen werden, indess wir ungeduldig den Aufzug des Theaters erwarten!

Oder sollten wir in allgemeinen Ausdrücken den nie versiegenden Sprudel bald muthwilliger, bald schalkhafter Laune, das in so mannigfaltigen Farben spielende Colorit der poetischen Stellen, die ernsthafte Sittenlehre, in die der Vf. oft aus den leichtfertigsten Gemählden übergeht, die sokratische Ironie und die lebendige Beredsamkeit in seiner Vertheidigungsrede, zu der er sich genöthigt sah, als er in gerechtem Eifer anderthalb Dutzend Bände jesuitischer Casuisten ins Feuer geworfen hatte, und eine Menge andrer Schönheiten in Anlage und Darstellung preisen? Da möchten wir in den Fall kommen Göthens Werther das Selbstbekenntnis nachzusprechen: „Das ist alles geistiges Gewasche, was ich da von ihr sage, leidige Abstractionen, die nicht einen Zug ihres Selbst ausdrücken. „Nicht einmal noch einige *disjecti membra poetae* wollen wir weiter vorzeigen, denn es lassen sich, so vollendet ist die Harmonie des Ganzen, äusserst wenig Stellen ausheben, ohne durch die Trennung vom Context zu verlieren.

Blos die herrliche Weissagung womit der Dichter bey seiner Abreise aus Avignon seine Betrachtungen über diesen so schönen und so gemissbrauchten Erdstrich, (am Ende des fünften Theils) beschliesst, soll auch diese Anzeige beschliessen:

Ihr Räuber dieses Landes! höret
Der Wahrheit Ruf, die aus mir spricht,
Buch droht, die ihr das Volk bethöret,
Des Volkes blutiges Gericht!
Ich seh' im Kreis von euern Bürgern
Des Aufruhrs schwarze Fahne wehn,
Und eure Schafe — zu den Würgern,
Furcht zur Verzweiflung übergehn!
Und seh' erstaunt, wie jede Puppe
Der Andacht in ihr Nichts verfinkt,

Wie nicht mehr die geweihte Schnuppe
Der ew'gen Lampe sie umflinkt, —
Kein Kuttenträger mehr die Zofe
Der heiligen Maria macht,
Und kein an eines Priesters Hofe
Gebildeter die Land bewacht!

Seh' eure Heiligen zerstückeln,
Seh' die Legenden in dem Wind
Zu edlern Stoffen sich entwickeln
Die eines Gottes würdig sind;
Und seh' entfernt, wie aus dem Staube
Die Tugend ihre Stirn erhebt,
Und neue Hoffnung, neuer Glaube
Und neues Glück dies Land belebt.

Und dann erst, möge Gott es wollen!
Wird Ordnung und Natur gesehn;
Die Wüsten werden Früchte zollen,
Die öden Berge guten Wein,
Gesundes Volk wird angesegnet
Im Schatten seiner Lauben ruhn,
Und ohne dass ihm Gott begegnet
Doch redlich seine Arbeit thun.

Dann erst entsteigt den Finsternissen
Des Glaubens die versteckte Flur;
Man wird von keinen Wundern wissen,
Als von den Wundern der Natur;
Der Pflüger wird sie nur im Reize
Der Unschuld seines Mädchens sehen,
Und manch Kapellchen ohne Kreuze
Wird seiner Andacht offen stehn.

Cilli, mit Jenkölschen Schriften: *Kritische Untersuchungen über die Ursache und Wirkung des Lächerlichen.* Von *Keppler.* 1792. Erster Theil. 358 S. Zweyter Theil. 191 S. 8.

Abermahls ein dickes Buch über einen Gegenstand, über den schon so viel geschrieben worden; und was das schlimmste ist, ein dickes Buch, das wenig Neues und noch weniger Wahres enthalt. Der Vf. hat die meisten und besten Werke über seine Materie gelesen, auch selbst darüber nachgedacht; allein von der einen Seite fehlte ihm der helle und scharfe Blick, der erfordert wird, neue Beobachtungen zu machen und tief eindringende Untersuchungen anzustellen; von der andern wendete er offenbar nicht Fleiss und Ueberlegung genug an, die zusammengetragenen Materialien zweckmäsig auszuwählen, in gute, einleuchtende Ordnung zu stellen, und mit gehöriger Bestimmtheit und Eleganz der Sprache vorzutragen. Im Ganzen genommen sind wir durch das angezeigte Werk um wenig weiter gekommen, als wir schon vor demselben waren: die Decke, die uns den Ursprung und die wahre Natur des Lächerlichen verbirgt, ist dadurch keinesweges hinweg gehoben, und der einzige Gewinn von demselben sind einige zerstreute Bemerkungen, und eine Definition, so mangelhaft als nur irgend eine der bisher aufgestellten. Hr. K. hebt sein Buch mit einigen allgemeinen Betrachtungen an, (dass das Lächerliche blos relativ sey u. s. w.) zählt die Veränderungen auf, die beym Lachen im menschlichen Körper vorgehen, (was desto weniger hieher gehörte, da der Vf. auch nicht einmahl einen Versuch macht, aus diesen körperlichen Veränderungen Schlüsse oder Vermuthungen auf die geistige Natur des Lachens herzuleiten.) Nichts ist seltsamer als seine Classification der verschiedenen Arten des Lachens: er distinguirt *Lachen in der Einsamkeit*, *Lachen in der Gesellschaft* u. s. w. Hierauf geht er zu einer Prüfung der Erklärungen fort, die mehrere Alten und Neuern von dem L. gegeben haben, und die grösstentheils von der des Aristoteles wenig verschieden sind. Jede enthält einige wahre Merkmahle, aber alle sind entweder zu eng oder zu weit. Hrn. K.s Kritik ist weitschweifig und bringt nicht sonderlich viel treffendes zur Sache dienendes vor. Im dritten Kap. gibt er endlich seine eigne Meynung zum Besten, und dieser zufolge ist *angenehme Empfindung mit Ueberraschung die allgemeine Quelle des Lachens.* Wie wenig dies gegründet sey, muss sich sogleich jedem, auch bey einer nur flüchtigen Betrachtung, zeigen. Wie oft lachen wir nicht über Gegenstände, die uns durchaus unangenehm sind; wie oft da, wo nicht die mindeste Ueberraschung statt findet! und so umgekehrt können sich angenehme Empfindung und Ueberraschung zusammentreffen, ohne dass dadurch der mindeste Reiz zum Lachen entstünde. Dass dies in einigen ja in vielen Fällen geschehen mag, gehen wir dem Vf. gern zu; nothwendige Bedingung, geschweige einzige Quelle des Lächerlichen aber ist die mit Ueberraschung verknüpfte angenehme Empfindung offenbar nicht, und seine Definition ist daher nicht vollkommener, als irgend eine von den schon vorhandenen bessern. Bis jetzt kannte man noch keine Eigenschaft, noch keine Verbindung von Eigenschaften der Dinge, die immer und nothwendig Lachen erregen müsste, und auch Hr. K. hat uns keine solche kennen lehren. S. 61. ruft er triumphierend aus: „*Meine gegebene Erklärung ist vollkommen.*“ Rec. musste, als er auf diese Worte kam, laut auflachen, und doch war er sich gewiss keiner angenehmen Empfindung, sondern nur der Bemerkung eines auffallenden Kontrastes bewusst; auch ist ihm bey seiner langen Erfahrung kein Autordünkel mehr überraschend. 4. Kap. Verschiedene Arten und Eintheilung des L. Nicht tief geschöpft. Nach der Beziehung: allgemein und local; nach den Sitten: hoch und niedrig; nach der Behandlung: fein und grob. Als ein Beyspiel des Feinkomischen wird das bekannte Sinngedicht auf Mirons Kuh angeführt; das zwar unendlich fein aber am geringsten nicht komisch ist. Hr. K. wird das Komische doch nicht darin finden, dass die Kuh redend eingeführt wird? Nicht glücklicher, als die schon gedachte Erklärung des L. sind die versuchten Definitionen von Humor, Naivität u. s. w. S. 94. Humor ist nichts „anders, als eine *gewisse Ernsthaftigkeit*, welche durch „eine *übertriebene Hartnäckigkeit* in Behauptung einer „Meynung, oder durch das Sonderbare der Sitten und „Gewohnheiten, da man nemlich unwichtige Dinge „mit einer Art von Schwärmerey zu den wichtigsten Gegen-

„genständen erhebt, das Lachen erweckt.“ Dieſs iſt keine Erklärung der Natur, ſondern bloſse Beſchreibung einer zweifachen Aeuſserung des Humors, dergleichen es noch eine Menge anderer gibt. Ueberhaupt ſcheint der Vf. ſeine allgemeinen Regeln immer nur von einzelnen, wenigen Beyſpielen abgezogen zu haben. 5. Kap. Von der Art, das Komiſche zu erwecken. Marmontel iſt hier fleiſsig, und nur zuviel benutzt. So ſcheint auch manches aus andern franzöſiſchen Schriftſtellern ohne ſonderliche Ueberlegung abgeſchrieben zu ſeyn. Z. B. eine Stelle S. 105. oder hält auch Hr. K. Religion und Aberglauben für eine und dieſelbe Sache? „Die Mitwirkung höherer Mächte, die dem Volk ehrwürdig ſind, kann nicht zum Zwecke des komiſchen Dichters wirken. Will er aber die Erſcheinung höherer Mächte lächerlich machen, ſo ſpottet er über die Religion, kämpft wider Aberglauben und Schwärmerey, macht alſo eine Satyre.“ — Das folgende Kap. handelt von der Schönheit und ſcheint ſich nur durch einen Zufall in dieſes Buch verirrt zu haben. 7. Kap. Von den Schwierigkeiten des Komiſchen. Eines der beſſern, aber doch weder vollſtändig noch erſchöpfend. 8. Kap. Von der Dauer d. K. der Vf. wollte ſagen: von der Dauer der Eindrücke, die das K. macht. Nur das bekannte. 9. Kap. Von den verſchiedenen Formen des Lächerlichen. Dieſes 170 S. lange Kap. konnte, in ſo weit das beygebrachte hieher gehört, ganz bequem auf ein paar Blätter zuſammengedrängt werden. Daſs das Komiſche überhaupt, ſo wie die einzelnen Gattungen deſſelben, alle Formen der poetiſchen Darſtellung annehme, ſelbſt die der Elegie und des Trauerſpiels (in der Parodie), die ihrer Natur nach am weiteſten von demſelben abſtehen, bedurfte keines langen Beweiſes: allein der Vf. fand für gut, eine Menge Abſchweifungen zu machen, ſehr entbehrliche Beyſpiele, die zum Theil viele Seiten füllen, anzuführen u. ſ. w. Die beſondern Dichtungsarten betrachtet er nicht bloſs, wie er billig ſollte, als Vehikel des Komiſchen, ſondern er verliert ſich ganz zweckwidrig in das Allgemeine ihrer Theorie. Den beyläufig eingeſtreuten Urtheilen über Dichter und ihre Werke fehlt es meiſt an Beſtimmtheit, Wahrheit und Billigkeit. Sie ſind weniger ſtreng, als keck und gewagt. „Logau's Witz drückt Unverſtändlichkeit.“ Eine ganz neue Entdeckung iſt es, daſs Werke ſich durch leichtflieſsenden Vortrag auszeichne. Eine Aufzählung der vornehmſten Luſtſpieldichter der Franzoſen ſchlieſst der Vf. mit den Worten: „Dieſe Dichter behaupten die Ehre Frankreichs, England gab ihnen noch keinen Nebenbuhler, wenn auch Goldſmith die Bühne der Britten mit Ruhm betrat. Deutſchland harrt auf einen kommenden Luſtſpieldichter.“!!

Der *zweyte Theil* handelt in zwölf Kap. von dem Urſprunge des Lächerlichen; von den verſchiedenen Graden ſeiner Wirkung nach Art der Behandlung; von ſeiner Wirkung auf die Empfindlichkeit der Menſchen und auf den Verſtand; von dem L. als einem Probirſtein der Wahrheit; von ſeinen Verhältniſſen zur Sittlichkeit und zum Staat; von den Vortheilen deſſelben; von dem Misbrauch, der Satyre und den Mitteln dagegen; von dem L. in Rückſicht des Charakters im Allgemeinen und der verſchiedenen Nationen; von der Verſchiedenheit des L. oder von der Narrheit der Menſchen. — Schon Flögel hat dieſe Gegenſtände im erſten Band ſeiner Geſchichte der komiſchen Litt. nur in einer ungleich beſſern Ordnung, und weit gründlicher und bündiger behandelt. Aeuſserſt ſeicht und durchaus unbefriedigend iſt gleich das 1 Kap. des Vfs. wo er ſich bloſs bey Nebendingen verweilt, und die Hauptſache faſt ganz unberührt läſst. Nicht viel beſſer ſind das 2 und 3 Kap. Sehr unbedeutend iſt das, was Hr. K. über die bekannte Streitfrage: ob das Lächerliche ein Probirſtein der Wahrheit ſey? vorbringt. Er bejaht die Frage, aber ſein Beweiſs beweiſst mehr nicht, als daſs das Lächerliche ein Mittel ſey, das Ungereimte gewiſſer bereits erkannter Irrthümer in ein helles Licht zu ſetzen, nicht aber in allen Fällen das Wahre von dem Falſchen zu unterſcheiden. Die Behauptung, *daſs alles lächerlich gemacht werden könne*, ſucht er durch die Inſtanz zu widerlegen: „Man verſuche einem Mathematiker die Bewegung der Erde lächerlich zu machen!“ Dieſer Einwurf iſt der deutlichſte Beweiſs, daſs der Vf. den Sinn des Satzes, den er zu wiederlegen gedachte, gar nicht gefaſst hat. Kein vernünftiger Menſch hat noch behauptet oder kann behaupten, daſs es möglich ſey, irgend eine Wahrheit in den Augen deſſen, der ſie als ſolche, nicht auf Treu und Glauben annimmt, ſondern wirklich erkannt, lächerlich zu machen. Freylich, wenn richtige und eigene Einſicht und Erkenntnils da iſt, ſo kann das Lächerliche weder haften, noch zum Irrthum verführen; heiſst dieſs aber mit andern Worten nicht eben ſo viel, als daſs Vernunft und Wiſſenſchaft, nicht das Lächerliche der Probirſtein der Wahrheit ſey? Das Lächerliche entdeckt keinen Irrthum, ſondern wirft nur ein helles Licht auf den ſchon gefundenen, es beleuchtet ihn, und hebt ihn heraus. — — Hier und da hat auch dieſer zweyte Theil eine gute Bemerkung, das ganze aber iſt viel zu wenig durchdacht, und viel zu eilfertig compilirt. Durchaus iſt das Beſtreben des Vfs. ſichtbar, ſeinem Buche viel Körper zu geben. Ohne Noth und Nutzen lieſs er ganze lange Gedichte, eine Menge Anekdoten, Bonmots u. d. gl. abdrucken. Dieſs kann wohl den, der in Vademecums nicht beleſen iſt, eine Weile unterhalten, zur Belehrung aber trägt es wenig oder nichts bey.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 17. September 1794.

PHILOLOGIE.

Leipzig, b. Müller: *Anacreontis Teii Carmina*, graece e recensione Guilielmi Baxteri cum ejusdem notis; tertium edidit varietatemque lectionis atque fragmenta cum suis animadversionibus adjecit *Jo. Frider. Fischerus*. 1793. 8. maj. Praef. LXXXIII S. 519 S. ohne die Register.

In dem langen Zeitraume von dreyssig Jahren, welcher zwischen der Erscheinung der ersten Fischerischen Ausgabe des *Anacreon* (1754.) und der vor uns liegenden verstrichen ist, haben sich die Ausgaben, und Uebersetzungen, so wie die Erklärungsschriften über diesen Dichter auf eine fast unglaubliche Weise vermehrt. Während die Beschaffenheit des Textes dem Scharfsinne der Kritiker ein weites Feld eröffnete, reitzte die Anmuth der Erfindung und Sprache in einigen seiner Gedichte den Liebhaber der Poesie zu ästhetischen Untersuchungen und Uebersetzungen; so wie endlich der kleine Umfang dieser Sammlung, die Leichtigkeit des Inhalts, und die auf ihn gewendeten Bemühungen so vieler Gelehrten, die bösen Büchermacher zu literärischen Spekulationen aufmunterte. Unter allen diesen Schriften war in kritischer Rücksicht keine so wichtig, als der Abdruck des Textes aus dem Vatikanischen Codex, (Romae, 1781.) dem einzigen, in welchem sich diese Oden erhalten haben, und demnach der einzigen vollgültigen Widerlegung derjenigen, welche den ersten Herausgeber des Anacreon der Betrügerey und des Unterschleifs schuldig glaubten. Diesem Abdrucke kommen die *Brunckischen* Ausgaben an Wichtigkeit am nächsten, indem durch sie der Text eine neue Gestalt erhielt; und zwar eine solche, von welcher man wünschen durfte, dafs sie die ursprüngliche gewesen seyn möchte. Denn dafs für jede aufgenommene Lesart keine unverwerfliche Bürgschaft geleistet werden konnte, war eine Folge der Umstände, welche die Handschriften dieses Dichters vernichtet haben; aber in den Augen der strengen Freunde des Alten und Hergebrachten mufste den *Brunckischen* Recensionen schon der Umstand schaden, dafs sie zu verschiedenen Zeiten verschieden von einander ausfielen. Ganz gewifs würde bey dieser Classe von Kritikern ein gewisser Grad von Steifigkeit und Hartnäckigkeit in der einmal angenommenen Meynung, die sich, wäre es auch nur durch Sophisterey en und geschmacklose Erklärungen, doch am Ende vertheidigen läfst, diesen scharfsinnigen Kunstrichter, dem an Feinheit des kritischen und ästhetischen Gefühls nur wenige gleich gekommen seyn dürften, in ein ganz anderes Ansehn gesetzt haben. Der verdiente und gelehrte Hr. Rector und Prof. *Fischer* hat auch in dieser dritten Ausgabe den Baxterischen Text, so wie in den beyden vorhergehenden, *gravissimis de causis*, mit Recht beybehalten; aber alles was ältere und neuere Kritiker zur Verbesserung des Dichters beygetragen haben, benutzt. Mit einem seltnen und bewundernswürdigen Fleifse ist alles, das beste und das schlechteste, zusammengetragen; und es ist der kritischen Noth des Textes dadurch gesteuert worden, dafs der mittlere Raum zwischen Text und Anmerkungen auf jeder Seite nicht mehr hinreichte, ihn zu fassen, sondern die *Varietas lectionis* mit den Anmerkungen hinter einander fortlaufen mufsten. Bey einigen Zeilen nimmt jenes ganze Seiten ein, wo gleich der Herausg. nur äufserst sparsam und mit dem geringsten Aufwande von Worten sein Urtheil darüber fällt. Und doch hätte hier der Raum gänzlich gespart werden können, wenn der Herausg. nicht bey jeder abweichenden Lesart eine so grofse Menge von Ausgaben angeführt hätte. Nachdem in der Vorrede bemerkt war, welche Ausgaben die *Stephanische* und welche die *Brunckische* Recension aufgenommen haben, war es doch in der That ganz unnütz, sie auch da anzuführen, wo sie mit ihrem Originale übereinstimmen. Aufser dieser vermehrten Ausgabe der *Varietas Lectionis*, in welcher besonders die genaue Bemerkung aller Lesarten des *Cod. Vatic.* höchst schätzbar ist, hat diese Ausgabe eine sehr ansehnliche Vermehrung in den Anmerkungen erhalten. Diese Vermehrungen bestehen nicht so wohl in neuen Erklärungen, denn so weit wir verglichen haben, ist der Herausgeber seinen ehemaligen Meynungen fast durchgängig treu geblieben, als vielmehr in Zusätzen neuer Beweisstellen und lexicalischer Bemerkungen. Ob dieses in der That ein neuer Reichthum sey, dürfte man doch bisweilen bezweifeln, wenn man wahrnimmt, dafs die allerbekanntesten Dinge mit einem langen Gefolge von Citaten begleitet werden, die derjenige, welcher die Bemerkung selbst machen hätte, dem Herausg. sicherlich nicht verdenken wird. Zu dem 1. V. der ersten Ode wird die Dunkelheit des Adjectivs *ἀμφιγυήεις* durch zehn Stellen dargethan, dafs die Bedeutung des Adjectivs *Argento, vel Aere tectus* genannt werden könne, wenn auch die Zweckmäfsigkeit solcher Anmerkungen nicht in Anspruch genommen werden kann, doch gar nicht einzusehen ist, warum das Dutzend nicht bis zum Hundert vermehrt worden ist. Eben so werden in derselben Ode V. 10. sechszehn Stellen beygebracht, um die bekannte Bedeutung von *λοιπὸν*, wo es *postea* heifst, dazuthun. Dafs *τιθέναι* für *τοιεῖν* gesetzt wird (S. 46.) und dafs dem *κρύος*, *der Kälte*, *θάλπος* und *καῦμα*, *die Wärme*, entgegensteht (III. 23.) bedürfte wohl auch keiner Beweisstellen. Ueberhaupt aber kennen wir

nicht leicht einen Commentar, in welchem die Weitschweifigkeit so ermüdend und die Anmerkungen so wenig gesichtet und auf ihren Zweck berechnet wären. Zu III. 2. wird nicht nur sonst viel bekanntes, und zum Verständniss des Dichters vollkommen überflüssiges von dem grossen Bär gesagt, sondern auch gelegentlich beygebracht, dass *Thales Milesius* den kleinen Bär zuerst beobachtet habe. Bey dem 9 Vers ist die ehemalige Vertheidigung der Lesart τχίσεις noch mit diesen Worten vermehrt worden: *Cupido videri poterat, non tam praesens poetae somnium rupisse, quam somnia futura abrupturus esse hac importuna sua. Poëtam enim facile (?) apparet veritum esse, ut excussus somno eum recuperaret, et ne adeo carere cogeretur suavitate somniorum, quae menti ipsius objicerent species puerorum suorum, puellarumque, gratas et jucundas: id quod eum eo gravius tulisse in promtu est, quo magis sciret, somnia, quae extremis mortibus viderenturi esse, non modo certiora, 8. Tertul. de Anima. c. 48. p. 313. T. 4. Semi, sed etiam clariora et evidentiora. v. Plato. Criton. 2. u. f. w.* Auf dieselbe unglückliche Weise wird die gemeine Lesart mehrmalen, selbst gegen die sinnreichsten Vermuthungen in Schutz genommen. Hievon wollen wir um der Kürze willen nur ein Beyspiel anführen. VII. 6. Lesen die alten Ausgaben: προχάοντα πεῖρεν ὕδρου Κραδίη δὲ ἑνὸς ἔχρις ἀμέβαινε. Eine dem ganzen Zusammenhange ganz widerlaufende Lesart. Amor verfolgt den Dichter mit einem Hyacinthenstengel; dieser läuft über Berg und Thal, das Herz klopft ihm bis an die Kehle hinauf; seine Kräfte schwinden dahin; da tritt Amor zu ihm, kühlt ihm die Stirne mit seinen Fittigen und sagt: Du kannst nicht lieben. Eine sehr artige Erfindung, welche die Worte πεῖρεν ὕδρου ganz und gar verdirbt. Der cod. Vat. liefert πεῖρεν ἴδρος und Salmasius fiel daher ganz natürlich auf πεῖρεν ἰδρώς, welches dem Sprachgebrauche und dem Zusammenhange einzig und allein angemessen ist. Einer Vermuthung von diesen Eigenschaften, bey welcher von der handschriftlichen Lesart nur ein einziger Strich weggelöscht worden (an dessen Existenz der vielleicht noch zweifeln dürfte, dem die Gestalt des ρ und τ in alten Handschriften bekannt ist) seinen Beyfall versagen, heisst unseres Bedünkens, eben so viel, als die ganze Conjecturalcritik für ein thörigtes Spielwerk, und die Sammlung abweichender Lesarten für die unnützeste Beschäftigung von der Welt erklären. Hr. *Fischer* beurtheilt sie auf folgende Weise: V. 12. *γαρ vices particulae δὲ sustinet, ut sensus existat hic: si tu ab hydro laesus animo linqueris: quid fiet, si ego telis cor tuus trajecero? Putamus enim* v. 6. *recte legi πεῖρεν ὕδρου ut visum est etiam Martinio Varr. Lectt. l. II. nam quamquam conjectura Salmasii et Dorvillii, qui cod. Vaticano praeeunte, legi jubebant πεῖρεν ἴδρος, confecit me sudor: per pectus mihi manavit sudor: aqua frigida fluxit per artus meos(!); per se elegans est: ipse enim Homerus hac formula sic usus est, ut λ. ε. 796. Φ. si tamen parum commoda videatur? quam sudor deprimat et deficiatet debilitet animum, ut non possit recte ἀναβλέπειν dici.* Freylich hebt der Schweiss den Athem nicht, aber doch das Laufen! Auffallend war uns übrigens bey dieser Stelle die Berufung auf *Martini Varias Lectt.* von dessen Geschmack es uns befremdete, dass er gegen Salmasii glückliche Verbesserung gestimmt haben sollte. Aber beym Nachschlagen fanden wir, dass Martini jene Verbesserung gar nicht kannte, dass er die Stelle nur anführt, und zwar nicht einmal in Beziehung auf den Biss der Schlange, sondern auf das προσβὰν ἵππῳ: ἄχρις ἀνέβαινε, was er mit ähnlichen Redensarten aller Dichter vergleicht. Dieses Citat erinnert uns an ein anderes von ähnlichen Werth. XX, 15. wo der Dichter der Schuh seiner Geliebten zu werden wünscht: *Cum ipsa ista insania poëtae compara furorem patris imperatorii Vitelli ap. Suet. in ejus Vita* c. 2. wo nemlich erzählt wird, Claudius habe der Messalina bisweilen den Schuh ausgezogen, denselben im Busen getragen und von Zeit zu Zeit geküsst.

Uebrigens hat der Herausgeber die Sammlung der anakreontischen Gedichte in dieser Ausgabe mit einem Scolion aus dem Cod. Vatic., und die Fragmente mit dreyzehn neuen Zusatzen vermehrt, von denen einige aus Villoisons Anecdotis, den Scholien zu dem Homer der St. Marcus Bibliothek, den Reden des Himmerius genommen sind. Das CXXXIX. gehörte eigentlich nicht unter die Fragmente, indem es nur eine varians lectio von XII. 2. ist. Höchst schätzbar und gewiss allen Freunden der griechischen Literatur willkommen ist der hier hinzugekommene Index *graecitat.*, welchen ein Index der in den Anmerkungen erklärten Wörter begleitet. Die Vorrede zu der zweyten Ausgabe, welche von neuem hier abgedruckt ist, hat eine Menge literarische Zusätze enthalten. Aber die S. 507. angeführten *Carmina Crinagorae ed. Manso. Gothae.* 1792. 4. sind so viel uns bekannt, ein Non-ens in der literarischen Welt.

BERLIN, b. Voss: Gotth. Ephr. *Lessingi Observationes criticae in varios scriptores graecos atque latinos; ex operibus ejus collectae atque in ordinem redactae ab Jo. Frid. Jac. Reichenbachio. a. M. et Scholae Thom. Lipsi. Coll. V.* 1794. 320 S. 8.

Die Gründe, welche der Herausgeber dieses Buches zur Rechtfertigung seines Unternehmens in der Vorrede zusammenstellt, scheinen uns zur Begründung eines vollständigen Beweises keineswegs hinreichend. Denn so gerne wir das im Allgemeinen gefällte Urtheil über *Lessings* kritischen Geist, seinen seltnen Scharfsinn und seine ausgebreitete Gelehrsamkeit unterschreiben, so sehr sind wir doch überzeugt, dass ihm seine Versuche in der Wortkritik auf keiner Stelle, auch nur unter den mittelmässigen Kritikern, Anspruch geben. Wer hievon nicht überzeugt wäre, den kann diese Sammlung *aller Lessingischen* Conjecturen zu einer Ueberzeugung verhelfen, welche nicht die Absicht des Sammlers gewesen zu seyn scheint, und welche dem Ruhme des unsterblichen Mannes nachtheilig seyn würde, wenn dieser nicht auf andre und weit wichtigere Verdienste unerschütterlich gegründet wäre. Auffallend sonderbar ist es indess allerdings, dass *Lessing* gerade auf diesem

sein Wege, den er doch oft genug betrat, und wo es eben die Talente gilt, die er in einem so ausgezeichneten Grade besafs, so geringe Fortschritte gemacht hat. Zwar da, wo es nur darauf ankömmt, den Irrthum aufzudecken, findet man den geübten und scharfsinnigen Dialectiker mit Vergnügen wieder; aber selten gelingt es ihm die Wahrheit da zu finden, wo sie nur durch einen glücklichen Einfall gefunden werden kann. So gilt von ihm, was *Cotta* beym *Cicero* von sich sagt: *mihi non tam facile in mentem venire solet quare verum sit aliquid, quam quare falsum.* Zu seinen glücklichen Conjecturen gehören daher nur diejenigen, wo sich die richtige Lesart, nach Aufdeckung des Irrthums in der gemeinen, ohne weiteres Herumrathen von selbst ergab; wie z. B. in dem *Biographo anonymo Sophoclis* (Lessings Leben des Sophocles S. 32.) Die Versetzung der Zahlen, die das Resultat einer chronologischen Berechnung war, und auch von Musgrave in dessen *Chronologia scenica ab Euripidis nati tempore ad ejusdem mortem* entdeckt worden ist. Dasselbe gilt von einer andern Verbesserung an demselben Orte, des Λαμπίου in Λάμπρου, auf die auch ein ganz gemeiner Kopf hätte fallen müssen, wenn ihm einmal die Stelle beym Athenäus I. p. 20. zur Gebote stand. Da wo die Umstände nicht von dieser Beschaffenheit sind, fallen seine Vermuthungen meistentheils gezwungen aus, und, wenn es darauf ankommt sie zu rechtfertigen, nimmt er die Gründe überall eher, als aus dem Sprachgebrauche her, welcher doch gerade zuerst um Rath hätte gefragt werden müssen. Wer wird ihm, um nur ein Beyspiel anzuführen, glauben, dafs beym Plinius XXXVI. 4. §. 5. die Worte: *Ejusdem est Cupido objectus à Cicerone Verri, ut ille* (so liefst er statt *illi*) *propter quem Thespiae visebantur, nunc in Octaviae Scholis positus*, soviel bedeuten könnten als *similis illi propter – ?* obschon aus der Vergleichung mit *Cicero* in Verr. IV. 2. zur Genüge erhallt, dafs der Amor, welchen Verres in Sicilien raubte, und der zu Thespiä, zwey verschiedene Werke des Praxiteles waren. Aber L. hätte hieraus nicht sowohl auf die Verdorbenheit des plinianischen Textes schliefsen, noch viel weniger aber eine so ungrammatische Verbesserung vorschlagen, sondern vielmehr bemerken sollen, dafs dem *Plinius* hier, wie oft, etwas menschliches begegnet sey, und dafs er die Stelle beym *Cicero*, auf die er sich beruft, nur flüchtig angesehen habe. So wie bey dieser Vermuthung, sieht man *Lessings* Scharfsinn auch anderwärts an den Klippen der Grammatik scheitern; wie z. B. in dem *Leben des Sophocles* S. 23. wo er die Namen Σόφιλος und Θεόφιλος für einerley erklärt, weil Σιος bey den Lacedämoniern so viel bedeutet habe als Θεος, und dadurch den Meursius widerlegt zu haben glaubt, welcher den Namen des Vaters vom *Sophocles* beym *Diodorus Siculus* für verdorben hielt. Nicht glücklicher ist S. 29. Die Vermuthung, in πωλονίτης sey die Silbe τη; soviel als θης, welches einen Arbeiter um Lohn bedeutet. Wenn er endlich in der Stelle beym *Pausanias* p. 442. in der Beschreibung der Genien des Schlafes und des Todes, meynt, die Worte καθεύδοντι ὁμοίοτα könnten auf den vorhergenannten schlafenden Knaben bezogen werden, *dormienti illi puero similem*, so hat er nicht daran gedacht, dafs es dann τῷ καθεύδοντι heifsen müfste. Einige aus *Lessings* nachgelafsnen Schriften genommene Anmerkungen, wären, auch wohl den Augen des Publicums besser entzogen worden, wie so manches andre, was aus den Vorräthen dieses grofsen Mannes, mit mehr Begierde als Achtung gegen den Ruhm des Verstorbnen, an das Licht gebracht worden ist. Dahin rechnen wir z. B. eine Bemerkung über den *Clemens Alexandrinus* in dem Anhang zu Laocoon S. 366. wo συμφορας von dem Schmerz der Ceres über den Verlust ihrer Tochter verstanden werden mufs; wodurch alle Verbesserungsvorschläge unnütz werden. — Es ist also wohl schwerlich die Wichtigkeit und Vortreflichkeit der *Lessingischen* Verbesserungen alter Schriftsteller, welche eine Sammlung derselben rechtfertigen könnte; wobey noch der Umstand in Betrachtung gezogen zu werden verdient, dafs dieselben meistentheils in einem so genauen Zusammenhange mit dem übrigen Raisonnement stehn, dafs sie oft nur mit einer Art von Gewaltthätigkeit aus dem Zusammenhange gerissen werden mufsten. Wenn Hr. R. in der Vorrede sagt, die Schriften *Lessings*, in welchen kritische Bemerkungen enthalten wären, pflegten von den *humaniorum literarum studiosis* entweder *gar nicht*, oder doch *nur selten* angesehn zu werden, so wissen wir nicht, was das für Humanisten in Deutschland seyn können, die einen *Laocoon*, das *Leben des Sophocles*, die *Abhandlung über das Epigramm* und die *äsopische Fabel*, die Abhandlug über die *Darstellung des Todes bey den Alten* u. a. entweder gar nicht, oder doch nur selten ansehn und zu Rathe ziehn. — Endlich hat der Sammler auch auf die Ausländer Rücksicht genommen und um ihrent Willen erscheint die Sammlung in lateinischer Sprache. Er bemerkt ganz richtig, dafs *Lessing* vor vielen andern Deutschen von den Ausländern gekannt zu werden verdiene; aber dafs dieses gerade von dieser Seite geschehen möchte, dürfte der, welcher auf den Ruhm seines Vaterlandes eifersüchtig ist, mit Recht bezweifeln. Und ein *lateinischer* Lessing! Das will uns nicht in den Sinn. In *seiner* Sprache mufs er gelesen werden, wenn nicht ein grofser, vielleicht der gröfste Theil seiner Originalität verschwinden soll. Aber die Ausländer lernen kein Deutsch. So mögen sie ihn immerhin ungelesen lassen, und es ihrer eigenen Trägheit zuschreiben, wenn sie von einem der vortreflichsten Schriftsteller nur den verstümmelten Namen kennen. Die Deutschen verlieren nichts dabey. — Wir können hierbey nicht unbemerkt lassen, dafs der lateinische Styl des Ueberfetzers schwerlich von der Beschaffenheit ist, um mit *Lessings* meisterhafter Prose zu wetteifern, und sie, nicht den Worten, sondern dem Geiste nach, darzustellen. Die Form *Epicurissimus* (S. 158.) *primam argumentum* statt *prius*, weil von zweyen die Rede ist (S. 8.); *providentiam Deorum agnoscere incipere*; und ähnliche Germanismen fallen dem Ohre ein wenig hart auf. Aengstlich schliefst sich der Uebersetzer an die Wortfügung an, und verfehlt dadurch fast überall den Genius der Sprache, in wel-

eher er schreibt. Wir führen eine Stelle zur Probe an, welche unser Urtheil zur Genüge rechtfertigen wird:

Leben des Sophocles S. 25.

Ein geringes Herkommen war für die Dichter der alten Comödie eine unerschöpfliche Quelle von Spöttereyen. Wehe dem berühmten Manne, dem sie von dieser Seite etwas vorrücken konnten! Da war kein Verschonen, wenn er sich um den Staat auch noch so verdient gemacht hätte. Themistocles, sagt der Biograph erzählen. Und das gute Euripides setze ich hinzu. Wie viel musste er wegen seiner Mutter Klito, die eine Krauthökerin gewesen war, von dem Aristophanes leiden. Nun war zwar Aristophanes ein besonderer Feind des Euripides, dem er den Sophocles sehr weit vorzog. Aber würde er, dieser poetischen Gerechtigkeit wegen, einen Einfall unterdrückt haben? Da kennt man den Aristophanes nicht! Da kennt man die alte Comödie nicht! Als Sophocles in seinem Alter Gedichte für Geld machte, wozu ihn vielleicht die Noth zwang, wie bitter warf es ihm Aristophanes vor! Und er sollte ihm seine Herkunft geschenkt haben? Auch Krathinus und Eupolis, und wie sie alle heissen, sollten sie ihm geschenkt haben? Denn man muss annehmen, dass der Biograph oder die Wärmänner des Biographs, von der alten Komödie mehr gelesen hatten, als uns davon übrig geblieben ist.

Genus humile poëtis comoediae veteris ingentem irridendi materiam praebuit. Vae viro claro, cui hactenus aliquid objici potuerit! Nulla sibi lenitas suis expectanda, etiamsi quam optime de civitate meritus esset. Themistoclea, ait Biographus, hoc experius est; addo bonum Euripidem! Quantum propter Clitonam, quae olerum venditrix fuerit, perferre ab Aristophane cogebatur! Tametsi Aristophanes infestissimus fuit Euripidis inimicus, cui longe Sophoclem anteferebat; tamen num tandem, hoc poëtico jure (?) adductus, commentum illud repressisset? Tum Aristophanem, tum veterem comoediam ignoraremus! Sophocles, cum aetate provectus carmina, mercede proposita, pangeret, vobis angustis feriasse coactus, quam acerbe propterea Aristophanes eum mordebat! quid? humile genus si condonasset? Crotinus, Eupolis, et qui sunt reliqui Comici, ab eo exercitando abstinuissetis? Existimavit dubium debere, Biographum, vel ejus auctores, plura, quam nobis restet (Sic), de veteri comoedia lectitasse.

Lateinisch, b. Sommer: ΕΥΡΙΠΙΔΟΥ ΜΗΔΕΙΑ. e recensione et cum notis Rich. Fr. Phil. Brunck. curavit Henricus *Biümner*. Jur. et Phil. Doctor. 1793. 90 S. 8.

Dieser Abdruck der *Medea* ist für die Vorlesungen des Herausgebers bestimmt. Bey dieser Absicht halten wir die Wiederholung der sämmtlichen Brunckischen Anmerkungen, welche zur Rechtfertigung des neuen Textes nothwendig waren, aber nicht bey jedem Abdruck desselben aufgewärmt zu werden beauchen, für unnütz. Die wenigen Abweichungen der *Beckischen* Recension hätten auch wohl eher unter dem Texte angegeben werden, als in den Brunckischen Noten eingeschaltet werden sollen, wo man sie nicht leicht findet. Für die Correctheit des Textes ist hinlänglich gesorgt. Ausser den, am Ende von dem H. selbst angezeigten Druckfehlern, haben wir in den ersten 800 Versen noch folgende, mehr oder minder wichtige, bemerkt: Argument. χάρμος statt χάριτος. V. 104. γῆ st. γᾶ. 443. οὐδὲ 457. ἐστὶ st. ἔστω. 479. ἔσωσα δ' st. ἔσωσά τ'. 519. χρῆσθ' st. χρᾶσθ' 556. αὐτηκόουρον st. αὐτηκόεστον. 578. οὐσας. 585. γλῶσσαν. 609. πρόσσω. 627. ἀχρεῖον st. χρεῖον. 670. ἀρσενῶν. 690. ξυμπέτηχ' st. συμπέτηκ'. 799. ἐντανῦν st. ἐντανῦσα.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Frankfurt am Mayn*, b. Döring: *Empfehlung für junge Frauenzimmer*. Ein Gesellschaftsstück zur Empfehlung für Jünglinge. 1792. 78 S. 8. (6 gr.) In sieben Abschnitten enthalten theils schon gedruckte Abhandlungen, theils Compilationen, die alle, sowohl ihrem Inhalte als Ausdrucke nach, höchst unzweckmässig sind, wie aus folgenden Stellen der ersten Abhandlung „von der wahren Bildung eines Frauenzimmers" erhellen wird. „Die Jugendjahre, so fängt diese Abhandlung an, sind der Frühling unsers Lebens. Sie bestätigen entweder die Hofnung des Alters oder sie vereiteln sie. Wir sind für eine Ewigkeit erschaffen. — Diese Welt hat nichts, das uns wahrhaft glücklich — das uns zufrieden machen kann, sie ist keine Thränen werth, sie vergeht mit alle ihrer Lust." Der *Vf.* ermahnet also die Damen „ihr ganzes Bemühen nach einem andern, nach einem bessern „Leben zu richten" — die Gesetze der Reinigkeit und Tugend zu beobachten und empfiehlt die Religion und Cultur der Seele. „Vor allen Dingen (S. 12.) lassen Sie sich die Cultur ihrer Seele angelegen seyn. Nähern Sie sich hierin den Engeln, „die eine geistige Natur haben und mit allem Fleiss auf die Cultur ihres „geistigen Wesens bedacht sind." etc. S. 19. „Wenn Sie den „Gedanken, der des Engels im Himmel ist, bey sich denken, „dass Gott ihnen sieht, dass Ihre ganze Seele vor ihm offen mit „ihren Thränen liegt; wenn stets Ihr unbefriedigtes Herz in stiller, „heiliger Entzückung wallet," etc. S. 29. „Nur darauf seyn Sie stolz, „dass Sie tugendhaft, dass Sie eine Christin, dass Sie die Vorzüge eines Gliedes Christi und seiner Kirche besitzen, dass Sie dereinstens „Theil haben sollen, an der grossen Seeligkeit, an den unendlichen „Freuden, die fromme edle Seelen zu erwarten haben." In den dritten Abhandlung über das schädliche Lesen eifert er S. 53. folgendermassen wider die Romane: „Ein Frauenzimmer „empfiehlt sich auf keine Weise, die ihre Grundsätze aus Romanen „empfindet geformt hat. Nichts ist lächerlicher, als wenn man „sich für *eine* Roman interessirt, *die* ein Schriftsteller aus Gewinnsucht geschrieben, *die* aus einem Chaos von Ideen geformt ist, *die* theils schwärmerisch und theils sittenlos ist." Der sechste Abschnitt enthält unter dem Titel: „Nöthige Regeln für Frauenzimmer, die ihre Haushaltung selbst führen wollen" das allerverworrenste Zusammengeschmiere einiger Sätze von von Bedürfnissen, Gerichten, Hauswirthschaft, jährlichem Geschäftsbuche etc., welches der *Vf.* mit der Zusicherung eines Mackschwyzers beschliesst, indem er S. 75. sagt: „Wer diese Kurze, „allgemeine, nothwendige Regeln beobachtet, wird bey Ausübung „derselben den vollkommenen Nutzen empfinden, wird in dem „Zirkel seiner Familie häusliche Glückseligkeit verbreiten und befördern."

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 18. September 1794.

RECHTSGELAHRTHEIT.

HALLE, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Verſuch einer ausführlichen ſyſtematiſchen Erläuterung der Lehre vom Concurs der Gläubiger.* Von *Chriſtoph Chriſtian Dabelow*, d. R. D. und Prof. zu Halle. Erſter Theil. 1792. 370 S. 8. Zweyter Theil. 1792. 344 S. 8.

Die Lehre vom Concurs der Gläubiger iſt bekanntlich eben ſo praktiſch wichtig, als ſchwierig. Man hat überall mit einer Menge widerſtreitender Meynungen der Rechtsgelehrten, mit Colliſionen zwiſchen dem römiſchen, deutſchem Rechte, und einem nicht ſelten ſehr ungewiſſen und ſchwankenden Gerichtsbrauche zu kämpfen. An einem Werke, in dem dieſe Materie nach ihrem ganzen Umfang behandelt worden wäre, fehlte es bisher; alle darüber erſchienene Schriften haben nur einzelne Zweige derſelben zum Gegenſtande. Daneben betrachtete man gewöhnlich dieſen Rechtstheil, wie dieſs das Schickſal ſo vieler andern iſt, nicht aus dem richtigen Geſichtspunkte; man ſonderte das Theoretiſche vom Praktiſchen nicht ſorglich genug, und wandte römiſches Recht an, wo doch dieſes mit unſerer Staats- und Gerichtsverfaſſung entweder ganz, oder zum Theil unvereinbarlich iſt. Dieſemnach iſt es ein gewiſs ſehr verdienſtliches Unternehmen, dafs Hr. D. die bemerkte Lehre nach einer von jenen Mängeln gereinigten Methode zu bearbeiten unternahm. Sein Werk weicht nach Form und Materie von den ältern ab; er will blofs das Theoretiſche dieſer Rechtslehre liefern, und dieſes aus ſeinen Urquellen, ohne ſich durch Autoritäten blenden zu laſſen, ableiten. Wie ihm das geglückt iſt, davon mag folgende genaue Inhaltsanzeige zeugen. — — In der volle 74 Seiten füllenden Einleitung handelt der Vf. a) *Von den verſchiedenen Bedeutungen des Worts — Concurs der Gläubiger.* — b) *Von den Kriterien des Concurſes der Gläubiger.* — c) *Von dem Bevorſtehen und dem Anfang des Concurſes.* Hier ſtellt der Vf. folgende Grundſätze auf: Ein Concurs ſteht bevor, wenn einige Gläubiger gerichtlich auf ihre Befriedigung gegen den Schuldner andringen, welche zwar noch wegen ihrer Anſprüche aus ſeinem vorhandenen Vermögen befriedigt werden könnten; allein ſchon mehrere ſich zu regen anfangen, und es ſich deutlich ergiebt, dafs wenn auch dieſe ſich gerichtlich melden ſollten, das ſchuldneriſche Vermögen nicht hinreichend ſeyn würde, ſie mit denjenigen Gläubigern, die ſich ſchon gerichtlich gemeldet haben, zu befriedigen. Dahingegen mufs der wirkliche Anfang des Concurſes in denjenigen Zeitpunkt geſetzt werden, wo ſo viele Gläubiger gegen den Schuldner mit ihren Foderungen ſich gerichtlich gemeldet haben, dafs zur völligen Befriedigung derſelben ſein gegenwärtiges Vermögen nicht hinreicht. — Rec. ſcheinen dieſe Beſtimmungen nicht fein genug gezeichnet, ſondern er tritt vielmehr der von einigen neueren Rechtslehrern angegebenen, und vorzüglich in *Danzens* Grundſätzen der ſummariſchen Proceſſe erläuterten Abtheilung in den imminenten, materiellen und formellen Concurs aus den daſelbſt angeführten Gründen mit voller Ueberzeugung bey. d) *Von den verſchiedenen Eintheilungen des Concurſes in den materiellen und formellen, in den allgemeinen und den beſondern.* Beide Abtheilungen verwirft der Vf. ganz, aber aus Gründen, die den Rec. wenigſtens nicht überzeugen. e) *Von der Benennung der Gläubiger, des Schuldners, und des Vermögens des Letztern nach entſtandenem Concurſe; wie auch den ſogenannten Creditoribus maſſae, dem Contradictor und Curator bonorum.* f) *Von dem Vindicationsrechte beym Concurs.* Rec. billigt es vollkommen, dafs der Vf., nach dem Vorgang einiger neuerer Schriftſteller, die Vindicanten von den Concurs-Gläubigern ganz abgeſondert hat. Er unterſucht hier: wem ſtehet das Vindicationsrecht zu, wenn findet es ſtatt, welche Verbindlichkeiten liegen dem Vindicanten bey Ausübung deſſelben ob, und endlich welche Wirkungen bringt es mit ſich. — Die Abhandlung ſelbſt zerfällt in folgende zehen Hauptſtücke: *Erſtes Hauptſtück. Von den Wirkungen, welche der Concurs der Gläubiger hervorbringt.* Dieſe ſind nach dem Vf. in einer dreyfachen Rückſicht zu betrachten, nemlich 1) in Rückſicht auf den Gemeinſchuldner von der einen, und die Concursgläubiger von der andern Seite; 2) in Rückſicht auf die Concursgläubiger ſelbſt unter und gegen einander; und endlich 3) in Rückſicht auf die Concursgläubiger von der einen, und einem Dritten von der andern Seite. *Zweytes Hauptſtück. Von dem Concursgerichte.* Der Vf. hält das *forum domicilii* des Schuldners für das einzig zuſtändige, und das ſelbſt auch dann, wenn gleich der gröſste Theil des ſchuldneriſchen Vermögens unter einem andern Richter gelegen iſt; läugnet den gemeinen Lehrſatz, von der anziehenden Kraft des Concursgerichts in Anſehung der gegen den Gemeinſchuldner bey andern Gerichten, zu der Zeit wo der Concurs ausbricht, anhängigen Proceſſe, und behauptet, dafs die von andern Gerichten anhängigen Proceſſe dorten gelaſſen, und zu Ende gebracht, und nun alsdann, wenn das Urthel Befriedigung aus dem Vermögen des Schuldners fodere, an das Concursgericht abgegeben werden müſsten; nimmt hingegen diejenige anziehende Kraft des Concursgerichts, die auf die unter einer andern Gerichtsbarkeit gelegene Güter und Vermögensſtücke des Schuldners wirkt, ohne Einſchränkung

an solche Güterstücke mögen demselben, oder einem fremden Landesherrn unterworfen seyn. — Eine Behauptung, die, sie verhalte sich auch nach der Theorie wie sie wolle, in Praxi niemals wird durchgesetzt werden können. *Drittes Hauptstück. Von den zum Nachtheile seiner Gläubiger, von dem Gemeinschuldner, in Hinsicht auf sein Vermögen, vorgenommenen Dispositionen und was dabey Rechtens ist.* Hier werden die beiden Hauptgattungen solcher Dispositionen, Vermögensentäusserung und Nichterwerbung nemlich, durchgegangen und die in beiden Fällen statt findende Rechtsmittel, vorzüglich aber die Paulianische Klage umständlich zergliedert. *Zweyter Theil. Viertes Hauptstück. Von den Compensations- und Retentions-Rechte bey dem Concurse der Gläubiger.* Der Concursgläubiger, sagt der Vf., kann in dem einzigen Fall der Ausflucht der Compensation sich bedienen, wenn die wechselseitige Schuldforderung nicht nur vor entstandenem Concurse vorhanden war, sondern auch damals schon als von beiden Seiten exigibel angesehen werden konnte; das Retentionsrecht hingegen, es sey nun ein simples, oder ein qualificirtes, ist bey dem Concurse, in so fern ein Gläubiger des Schuldners darauf Anspruch macht, gänzlich zu verwerfen. Bey Ausführung dieser letztern Behauptung ist der Vf. sehr weitläuftig, macht aber wieder so viele Ausnahmen von seiner Regel, dass am Ende fast alles auf die gemeine Lehre hinausläuft. *Fünftes Hauptstück. Von der Präclusion und deren Wirkung beym Concurse.* Hier ist Hr. D. fast ganz der von Tratzschierischen Abhandlung gefolgt. *Sechstes Hauptstück. Von dem Vorzugsrechte der Gläubiger, und der Ordnung, in welcher sie bey einem entstandenen Concurse zu befriedigen.* Dass hiezu Gmelins vortreffliches Werk zur Grundlage genommen worden, wird man vermuthen, eben so wird aber auch jeder schon zum voraus überzeugt seyn, dass in einer so vielen Streitigkeiten unterworfenen Rechtslehre Hr. D. bey einzelnen Fällen und Fragen nicht immer der Gmelinischen Meynung beygetreten seyn wird. — — Nun wären noch die vier letzten Hauptstücke des Werks, von der Succession der Gläubiger, den Nachlass-Verträgen, dem Absonderungsrechte und den Concurskosten nemlich, zu bearbeiten übrig. Diese will der Vf. in dem dritten Theile liefern, der zugleich die Abweichungen der vorzüglichsten statutarischen Rechte in Deutschland von dem gemeinen Rechte in einem Anhange, und ein vollständiges Register über das ganze Werk enthalten soll. Endlich ist Hr. D., wenn ein competenter Richter die Forderung der Verlagsbuchhandlung, den Concursprocess noch besonders zu bearbeiten, annehmlich finden sollte, auch zur Uebernahme dieser Arbeit bereit. — Ohne uns nun als den angerufenen competenten Richter hier darstellen zu wollen, wird es uns doch erlaubt seyn, unsere unmaßgebliche Meynung dahin zu äussern, dass, wenn es gleich an einigen in jedem Betracht vorzüglichen Schriften über den Concursprocess nicht fehlt, das Publicum doch der Vollständigkeit wegen eine neue vollständige Bearbeitung desselben aus Hn. D.'s Feder gewiss mit Vergnügen lesen wird, und das um so mehr, da Hr. D. durch das vorliegende, in aller Rücksicht meisterhafte Werk, das überall von vielem Scharfsinne, ausgebreiteter Gelehrsamkeit und gutem Geschmacke zeugt, alle Kenner zu sehr grosen Erwartungen berechtiget. — — Uns bleibt daher nur noch der Wunsch übrig, dass der versprochene dritte; und zu hoffende vierte Theil recht bald, ihren ältern Brüdern ähnlich, erscheinen mögen.

FRANKFURT a. M.: *Versuch einer münzwissenschaftlichen Beantwortung der Fragen: Wie ist eine Geldschuld abzutragen? und wie hat man bey Valvirung aller ehedessen sowohl in Gold, als Silbergeld angelegten Capitalien zu verfahren, damit weder der Gläubiger noch der Schuldner beschweret werde?* Nach dem zeither dabey beobachtetem Verfahren, ganz entgegenstehenden Grundsätzen behandelt und vorgetragen von *J. G. Dietze*. Derer Hochlöblichen Chur- und Ober-Rheinischen-Craise General-Münzwardein. 1791. 136 S. 8.

Bey Beantwortung der aufgeworfenen Fragen macht der Vf. einen Unterschied zwischen den Anleihen, die in Gold, und denjenigen, die in Silber gemacht worden, und behauptet: bey den ersteren sey einzig auf den zur Zeit der Darlehnung bestandenen äussern Werth der vorgestreckten Goldsorten zu sehen; der Schuldner erfülle mithin bey der Wiederbezahlung seine Verbindlichkeit, wenn er eben so viel Silber für die entlehnten Goldsorten entrichte, als er ehemals dafür kaufen können, oder, welches dasselbe sey, wenn er den ehemaligen äussern Werth der Goldsorten, reducirt in den zur Zeit der Ablage bestehenden Münzfuss, mit dem, dessen Werth allein bestimmenden Silbergeld, abtrage. — Die ganze Verfahrungsart in solchen Fällen bestehe mithin darin: Man schätze die angelegten Goldspecies nach ihrem ehemaligen äussern Werth in Silbergeld, wie sie der Debitor dermalen ausgeben und benutzen könnte, und transportire sodann dieses in den jetzigen Münzfuss. — Die Richtigkeit dieser Behauptung wird durch folgenden Grundsatz erwiesen: Das Gold kann kein selbstständiges Vergütungsmittel anderer Fellschaften abgeben, denn dessen Werth wird (wie derjenige einer jeden andern Waare) durch das alleinige selbstständige Vergütungsmittel aller Dinge (das Silber) bestimmt. Es ist also dasselbe auch blos nach diesem zu achten; und der Werth einer Goldsorte besteht mithin blos in dem, was dieselbe in Silbergeld gilt. — Bey der Valvation hingegen eines ehedessen in Silber angelegten Capitals, fährt der Vf. fort, hat man überhaupt also zu verfahren, dass, wenn bey der Anlage eines solchen der äussere Werth der Silbersorten nach deren innern Gehalt bestimmt gewesen, man bey deren jetzigen Valvation entweder deren Feinheit, oder die Guldenzahl der Species zum Grunde legen, oder auch auf beides zugleich Rücksicht nehmen kann, und ein und dasselbe Resultat erhalten muss. — Als Grund dieser Behauptung wird folgendes angegeben: Es hat mit dem Silber im Allgemeinen eine ganz andere Beschaffenheit, als mit dem Golde. Seine mehrere Theilbarkeit macht es vor diesem vorzüglich fähig ein Vergütungs-

gütungsmittel anderer Feilschaften zu werden. Deswegen sieht man auch, dafs der Werth dieser letztern blofs nach demselben geachtet wird. Denn wenn es die Umstände erfodern, dafs der Preis des Silbers, und damit der Münzfufs erhöht werden mufs; so steigen hernach auch alle Producte verhältnifsmäfsig, und so umgekehrt. Diesen Einfluss hat die Veränderung des Goldwerths aber keineswegs, weil dasselbe keinen selbstständigen, sondern einen vom Zufall abhangenden Werth mit andern Dingen gemein hat. Die äufsere Erhöhung des Silberwerthes hängt zwar auch von zufälligen Ursachen (als dessen Mangel) ab; allein sein innerer Gehalt bleibt immer selbstständig, und mufs also bleiben, so lange es der Mafsstab aller Güter ist, und wenn auch jener noch so sehr erhöhet würde; so bleibt doch dieser ein und eben derselbe. Daher müssen sich auch alle richtige äufsere Werthsbestimmungen des Silbergelds im Allgemeinen auf dessen innern Gehalt gründen, und die bis daher erschienene gesetzlichen Schätzungen desselben haben sich auch wirklich darauf gegründet. Als z. B. die Mark Silber zu 10½ fl. ausgebracht wurde, war auch in 10½ fl. eine Mark fein Silber wirklich enthalten, so wie jetzt im 24 Guldenfufs in 24 fl. ebenmäfsig eine Mark fein Silber befindlich ist. Dadurch also, dafs in dem äufsern Werth einer Mark fein Silber wiederum eine solche wirklich enthalten seyn mufs (dieselbe gelte nun 10½, oder 24 fl.), und folglich das Silber nur mit einer gleichen Masse an Gewicht seiner selbst vergütet werden kann, wird dessen selbstständiger und unveränderlicher innerer Werth bewährt. Nicht also verhält es sich aber mit dem Golde, welches sich selbst nicht vergüten kann, und dessen Werth nur darin besteht, was solches äufserlich, und zwar in Silbergeld gilt. — Die einzelnen Ausnahmen von diesen Regeln, und die nähern Ausführungen selbst berufen theils auf zu detaillirten Fällen, theils auf zu umständlichen Berechnungen, als dafs wir uns hier darauf einlassen könnten. — Das Werk mufs ganz studirt werden, wozu wir es einem jeden, der in Rechtsfällen der Art zu arbeiten hat, empfehlen können. — — Die mehr holprichte Schreibart, und die vielen vorkommenden Sprachunrichtigkeiten dürfen von der Benutzung der an sich brauchbaren Materialien nicht abschrecken.

SCHÖNE KÜNSTE.

Halle, in d. Waisenh. Buchh.: *Blumen des Abend- und Morgenlandes*, Nebst zwey Abhandlungen philosophischen Inhalts von *Friedrich Ech.* 1793. 312 S. 8.

Der Vf. dieser Sammlung poetischer und prosaischer Aufsätze gehört zu den jungen Schriftstellern, denen es weniger an Anlagen und Talent, als an Einsicht und einem gewissen innern Sinn fehlt, der sie lehrte, den besten und zweckmäfsigsten Gebrauch von demselben zu machen. Die Blumen, die Hr. *E.* hier dem Publicum mit einer gewissen Zuversicht vorlegt, bestehen, dem gröfsten Theil nach aus Uebersetzungen aus Griechen, Lateinern, Engländern, Franzosen etc., die ihm viel Mühe gekostet haben mögen, und womit er doch wenig Dank verdienen wird. Die Fragmente aus Orpheus Argonautenfahrt, die Heroiden von Ovid, die Idyllen des Vida und Rapin haben an sich schon in der Ursprache nur für ein sehr kleines Häufchen von Menschen Interesse, und wie wenige selbst von diesen haben die Geduld, Uebersetzungen von jenen und ähnlichen Stücken zu lesen, die zwar nicht ohne Verdienst, aber doch bey weitem nicht vortreflich und musterhaft sind! Wie fremd, wie unverständlich oder doch ungeniefsbar mufs nun erst den ungelehrten Lesern hier alles seyn! Wie kann man bey der immer zunehmenden Indolenz des grofsern Publicums, das schon die Lectüre deutscher Gedichte von einigem Umfange zu beschwerlich findet, hoffen, mit Uebersetzungen alter Schriftsteller und ihrer Nachahmer, die selbst im Original von wenigen gelesen werden, sich Zugang zu verschaffen, und nicht ganz umsonst gearbeitet zu haben? Fiele unsern angehenden Schriftstellern bisweilen die Frage ein: *cui legat haec?* so würden sie gewifs ihre Zeit und ihre Talente ganz anders verwenden, als sie jetzt so oft thun. Wir haben nichts dagegen, dafs man die Alten zur Uebung übersetze; ja wir halten solche Versuche in vieler Rücksicht für sehr nützlich — aber dazu müsste man nur die vortreflichsten Stellen aus ihnen wählen, und diese Uebungsstücke nicht gleich drucken lassen. Verse, wie z. B. nachstehende, sind nicht schlecht; allein — was doch alle Verse sollten — Vergnügen gewähren sie nicht:

Gütiger hab' ich, als dich, selbst reifsende Thiere gefunden,
Keinem auf Erden als dir kommt ich mich schlecher vertraun.
Diese Zeilen erhältst du von jenen Gestaden, o Theseu,
Wo, die Segel, geschwellt, fliehend dein Schiff mich verlohren,
Wo mich Arme mein Schlaf und du Grausamer verriethen.
Du, der du meinen Schlaf hinterlistig nachmend betrogst!
Eben fielen die Perlen des Thaus auf der Erde Gefilde,
Und vom Laube geschützt, girrten die Vögel ihr Lied.
Ungewifs wachend, und matt vom Schlaf noch, streck ich den Theseus
Zu umfangen, die Hand nach dem Entflohenen aus.
Keiner ist da; ich ziehe zurück sie, und taste von neuem
Ueber das Lager hin; aber, ach! keiner ist da.
Schrecken verjaget den Schlaf; voll Bestürzung entspring ich dem Boden;
Stürz' ich mich wieder zurück auf das verödete Bett.
Und es erschallet der Busen vom wühlenden Schlage der Hände,
Und das zerlegene Haar rauf ich in Locken mir aus u. s. w.

Die Uebersetzungen aus neuen Dichtern sind ohne Ausnahme mittelmäfsig, und zum Theil schlecht. Aus Schonung und Achtung gegen die sonstigen guten Anlagen des Vf., dessen Geschmack nur noch sehr ungebildet ist, unterlassen wir es, Belege anzuführen: sie werden aber sogleich erfolgen, wenn er den einzig wahren Grund dieser Unterlassung verkennen sollte. Die übersetzten prosaischen und moralischen Erzählungen sind Mahr-

chen, bey denen man ganz buchstäblich im Stehen einschlafen könnte. Ungleich günstiger müssen wir von dem Anhange urtheilen, der zwey philosophische Abhandlungen enthält. In der ersten versucht der Vf. die Frage zu beantworten: *ob Unsterblichkeit der menschlichen Seele in einem gewissen Sinne des Wortes physisch, metaphysisch und moralisch angenommen werden könne und müsse?* Dieser Aufsatz verräth Nachdenken und etwas Scharfsinn, wenn gleich im Ganzen Hr. *E.* seinen Satz so wenig streng bewiesen hat, als seine Gegner den ihrigen. Man kann ihm zugeben, dass die gänzliche und wesentliche Verschiedenheit von Körper und Geist eine durchaus unerweisbare Sache sey, ohne deshalb mit ihm eine gänzliche Identität beider zu folgern, und die Aufhebung des unsrer Denkkraft innewohnenden Bewusstseyns als nothwendig verbunden mit der Auflösung der Organisation unsers Körpers und der Zerstreuung seiner materiellen Theile zu betrachten. Die Schlüsse des Vf. gehen so gut sprungweise, wie die in den bisherigen sogenannten Beweisen der Unsterblichkeit der menschlichen Seele. Seinen zuversichtlichen Ton bey einem Gegenstande dieser Art, und den Ton, in welchem er von den Behauptungen und Hypothesen älterer Philosophen spricht, wollen wir schonend, auf nichts schlimmeres, als seine Jugend schieben. Mit Ausdrücken, wie: *Absurdität, abentheuerliches Machwerk*, — ist er nicht sparsam; die Meynungen seiner Gegner „legt er in die philosophische *Polterkammer*, zu einer vorherbestimmten Harmonie und andern verrosteten Waffen der Speculation." Wie würde der Schatten *Leibnitzens* lächeln, wenn er diese Tirade des jungen Hn. *Eck* vernehmen könnte! Die Abhandlung *über den Umgang mit andern und sich selbst*, ist die Frucht der Lectüre und darüber angestellter Reflexion, nicht von eigener, lange fortgesetzter Beobachtung von Welt und Menschen. Ohne diese letztere kann man zwar, wie Hr. *F.* hier gethan hat, einen ganz lesbaren Aufsatz liefern, der auch für junge Leute seinen Nutzen haben mag; Männern aber kann man nichts Neues sagen, und noch weniger die Kunst und Philosophie des Lebens erweitern und bereichern. — Was wir dem Vf. bey künftigen ähnlichen Arbeiten vorzüglich empfehlen wollen, ist eine grösere Bestimmtheit und Präcision des Ausdrucks, mehr Zusammendrängung der Ideen und weniger Streben und Haschen nach Bildern und Redezierathen, wenn sie sich nicht von selbst darbieten. Gewiss wird er dann nicht mehr den Philosophen rathen (S. 297.) „ihre Empfindung und „Einbildungskraft zuweilen in den *Schlaf zu wiegen*, um „indess auf den *Eulenschwingen der Vernunft* die fernen „Gefilde des abstracten Wissens zu besuchen."

NEUWIED u. LEIPZIG, b. Gehra: *Menschen nach ihren Handlungen*, geschildert von *L. T. von Buri*. Dritter Band. 295 S. Vierter Band. 286 S. 8.

Meine Absicht, sagt der Vf., *ist keine andre, als meinen Landsleuten, und besonders meinen Landsmänninnen, ein Buch in die Hände zu liefern, das ihnen wenigstens nützlicher seyn kann, als ein Roman voll Empfindeley, der, wie ich aus der Erfahrung weiss, den Kopf mit Schwindel anfüllt, ohne das Herz zu bessern.* Dawider ist nichts einzuwenden. Wir haben selbst einige Romane des Hn. *v. B. ex officio* lesen müssen, die den Kopf zwar nicht schwindeln, wohl aber in sanftem Schlummer rücken machen. Selbst schlechte Auszüge aus der Geschichte dünken uns angenehmer und nützlicher. In diesen zwey Theilen finden sich mehrere, besonders von K. Heinrich IV von Frankreich. Manche sind abgebrochen, z. B. *die Inquisition in Goa*. Wenn Hr. *v. B.* sich doch nur befleissigen wollte, etwas reiner zu schreiben, und nicht gar so grobe Schnitzer zu machen; z. B. II. Th. S. 67. und gewöhnlich *seyn*. S. 100. *Er störte sich nicht an dieses Beyspiel*. S. 218. *Nothdürftige Oerter* (heimliche Gemächer). S. 245. gesteht er in einer Note, er wisse nicht *donaturiare* zu übersetzen. Der Ausdruck *Abentheurer* ist doch bekannt genug.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Leipzig*, b. Baumgärtner: *Theoretischer und praktischer Unterricht über das Buch Thot, oder über die höhere Kraft, Natur und Mensch, mit Zuverlässigkeit die Geheimnisse des Lebens zu enthüllen, und Orakel zu ertheilen.* Mit 79 fein illuminirten Kupfern. 1793. 106 S. (2 Rthlr. 8 gr.)

Von diesem marktschreyerischen und sinnlosen Titel ist ein Buch feil, das dem alten bereits zu Boden geworfenen Aberglauben zu Wahrsagen, Offenbarung künftiger Schicksale und Traumdeuterey wieder aufhelfen soll, wozu der Verleger durch saubern Druck mit lateinischen Lettern, schönes Papier und einen blauen, mit Einfassungen und Emblemen verzierten Umschlag, beyzutragen nicht ermangelt hat. Die Hauptsache sind die 78 Kartenblätter mit in Kupfer gestochenen und gefärbten Figuren, die der Vf. das *Buch Thot* nennt, und von denen er so unverschämt oder so einfältig ist, in allem Ernste zu behaupten, dass sie die Hieroglyphen der ältesten ägyptischen Mysterien enthielten. Die Schrift selbst ist der Gebrauchszettel dieser moralischen Universalmedicin, und soll Unterricht ertheilen, wie man jene Blätter legen muss, um daraus auf vorgelegte Fragen Orakel zu ertheilen oder Träume auszulegen. Dieser Unterricht ist aber, wenn man auch den mystischen Unsinn, mit welchem er verwebt ist, davon absondert, so confus und mangelhaft, dass man das Ding nicht einmal als ein gewöhnliches Karten- und Zahlenspiel brauchen kann.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 19. September 1794.

GOTTESGELAHRTHEIT.

ERLANGEN, b. Palm: *Entwurf einer Christologie des alten Testaments*, von *D. Christoph Fr. Ammon*. Ein Beytrag zur endlichen Beylegung der Streitigkeiten über Messianische Weissagungen und zur biblischen Theologie des Vf. 1794. 178 u. XXXII S. 8.

Bey weitem das Beste, was man bis jetzt über das Ganze messianischer Stellen des A. T. nachlesen und den Liebhabern reinbiblischer und geistiger Theologie zum Nachlesen empfehlen kann. Der Vf. bekennt freymüthig, selbst einst in dem Fall gewesen zu seyn, dass er Exegeten, welche in dem historischen Sinn des 16 u. 22 Psalms und des 53 Kap. Jesaia nicht eine deutliche Hinweisung auf Jesus und seinen Tod fanden, entweder für ungläubige oder für seichte und leichtsinnige Schrifterklären hielt. Diese eigene Erfahrung, verbunden mit einer gewissen Nachgiebigkeit gegen Andersdenkende, die er im Besitz ihrer subjectiven Wahrheit nicht gewaltsam hatte stören wollen, sey ihm Veranlassung gewesen, auch in seiner biblischen Theologie der zwar von *Ernesti* schon längst mit Recht verworfenen, von dem seel. Bathe aber häufig aus Furchtsamkeit und Schonung wieder eröffneten Gesichtspunkt von einem gedoppelten, einem niedern und höheren Sinn der hebräischen Orakel nicht mit einem mal seinen Lesern untergehen zu lassen. Aber selbst Dodekein, der durch seine früheren Arbeiten dem messianischen Orakelsystem die möglichste Nothhülfe geleistet hatte, äusserte darüber — und diese Aeusserung gehörte unter die letzten Worte dieses von der denkenden und glaubenden Parthey der Dogmatiker so lange geschätzten Theologen — dass der gegenwärtige Zustand der alttestamentlichen Exegese eine gänzliche Revision jener Weissagungen nothwendig mache, deren Resultat deswegen dem Publicum so überzeugend als möglich vorgelegt werden muss, weil bey vielen durch vermeintliche und erkünstelte Rettung solcher sehr irregulären Aussenwerke die unüberwindliche Festigkeit des Wesentlichen im Christenthum und die Redlichkeit seiner Bekenner in Verdacht kommt. Der sehr richtige Gesichtspunkt des Vf. ist nun dieser: dass es ein weit belohnenderes Geschäft sey, in der ganzen alttestamentlichen Religionsökonomie von der einfachen Gottesverehrung der Patriarchen an bis auf den Zeitpunkt, wo die veraltete jüdische Staatsverfassung unter ihrer eigenen Last erliegen musste, die auf Erscheinung besserer Zeiten und einer ächten geistigen Religion, auf die Erscheinung Jesu, vorbereitende höchste Vorsehung aus unserm höhern Standpunkt zu bewundern, als — den ängstlichen und ungewissen Blick auf einige erzwungene Weissagungen auf Jesu Rock, Geburtsort, Einzug in Jerusalem u. dgl. einzuschränken. Politisirende Heucheley über diese Dinge bereitet gerade dem Strom des Unglaubens freyen Lauf. Wie eine Politik, welche nicht von Moral unterstützt wird, sich (zu allen Zeiten) als ein System des Verderbens zeigt, so wäre Theologie, die sich auf eine solche Politik gründete, dem Weisen ein Greuel, dessen höchst traurige Folgen, da sie von Verachtung aller Religion ausgehen, unabsehlich seyn würden.

So entschieden wahr dieser Gesichtspunkt ist, so richtig sind auch die exegetischen Grundsätze des Vf. Da aber die Anwendung der nemlichen Grundsätze auf einzelne Stellen in dem so weiten Feld, welches hier zu durchlaufen war, oft andern Forschern noch einzelne Aufschlüsse, welche dem vorgesteckten Ziele näher führen, andeutet; so wollen wir hier über die aus den kleinen Propheten genommenen Stellen einige Bemerkungen einstreuen. Von der Stelle aus Micha 5, 1. redet nicht „der allegorisirende Matthäus" (S. 113.) Gemeinen, sondern blos jüdische Schriftdeuter, welche König Herodes um den Geburtsort des Messias gefragt hat (oder haben *soll*). Micha sagt offenbar nicht, dass Bethlehem gerade der Geburts*ort* des Messias seyn werde, sondern dass der Messias aus der uralten Familie Davids, und also *aus* Bethlehem *abstammen* werde. Jüdischen Schriftdeutern können die Christen diess zum Eigenthum lassen, dass sie, weil solche alles wissende Schriftgelehrte bekanntlich auf jede Frage eine Antwort haben müssen, sich nicht besser über eine Anfrage um den Geburtsort des Messias zu helfen wusten, als dadurch, dass sie in den Propheten mehr hineinlegten, als er bestimmt gesagt hatte. — Jacob, der Apostel, da er Actor. 15, 17. die Stelle Amos 9, 11 — 15. anführt, folgt einer andern Lesart und setzt *των ανθρωπων* (אדם) statt ארום voraus; doch ohne auf dieses Wort zu bauen. Uns scheint er aber doch nicht nach einer *blossen Accommodation* zu sprechen, sondern wirklich *nach einer Analogie*, aus den Worten *κατα τα εθνη* zu *argumentiren*. Längst, sagt Jacob, haben die Propheten bey ihren Aussichten auf messianische Zeiten, dass diese auch auf andere Völker (unter gewissen Modificationen) Glück verbreiten würden. Sollte nicht unser jetzt erschienener Messias auch diese, jetzo nach seiner einen geistigeren Heile zukommenden Art wirklich leisten? Sollten nicht einmal dort Heiden ausgeschlossen seyn, wie viel weniger nun bey dem Messias Jesus! — Vergleichen wir Matth. 16, 4. Marc. 8, 12. Luc. 11, 30. mit Matth. 12, 40, so scheint es uns klar, dass Jesus sich mehrmalen auf ein *σημειον ιωνα* berufen habe, aber ohne *selbst* hinzuzusetzen, in wie-

wiefern Er ein Zeichen für seine Zeitgenossen, wie Jona für die Niniviter, sey. Da er dieſs selbst nicht ausdrückte, so suchten andere seiner Zuhörer und Jünger sich *eine Deutung*, und diese lesen wir, gleichsam in einer Parenthese, nicht aber als Worte Jesu, Matth. 12, 40. Diese Deutung scheint aber wirklich Jesu Sinn nicht getroffen zu haben. Die Juden hatten ein Wunder zur Bestätigung seiner Ermahnungen verlangt. Er antwortet ihnen: Eine andere Vorbedeutung gebe ich euch nicht, als Jona den Ninivitern gab. — Jona nun that zu Ninive, da er die Stadt vor Untergang warnte, *kein* Wunder. Jesu Sinn war also: Meine Warnungen bedürfen, eben so wenig als dort, einer wundersamen Bestätigung! Jesus war vor Juden gerechtfertigt, sobald er das Beyspiel eines alten Propheten für sich hatte, wenn dieſs auch gleich blos aus einer Parabel genommen war. Diese war doch dem Inhalt nach eines Propheten Meynung. — Die Worte aus Zachar. 12, 10. sie werden sehen, in welchen sie gestochen haben, sind Joh. 19, 17. Apoc. 1. 7. blos aus einer Version geborgt, welche את im hebr. *ganz übersehen* hatte. Wäre אלי zu lesen, so wäre das folgende את überflüssig, und unhebräisch. Wenn gleich jetzt mehrere Manuscripte und Versionen אלי zu bestätigen scheinen, so ist dieſs doch wohl nur Correctur aus dem Johannes. Der Sinn der hebr. Worte dünkt uns dieser: Sie werden den, welchen sie verletzt haben, an mich (den beym Propheten redenden Jehova) weisen. הביט bedeutet *intuerl* und *intueri facere*. Beym Maleachi hat der Vf. die Stelle vom Glanz des zweyten Tempels nicht berührt, die in Beziehung auf den Messias neuerlich mehrmalen in Contestation gekommmen ist. Aber im Ganzen hat er in der That durch diesen Beytrag zur unpartheyischen local-historischen Theologie des alten Testaments viel nützliches geleistet, besonders was die Exegese der Stellen nach dem Hebräischen betrift. Die Frage: *in wiefern* die neutestamentlichen Schriftsteller sie gebrauchen, scheint uns mehr noch einer eigenen Aufklärung zu bedürfen, wobey fürs erste die schwankende Theorie der Accommodation für sich bestimmt, und dann bey jeder einzelnen Stelle die Anwendung, welche von ihr gemacht wird, möglichst genau erforscht werden müsste. Meist scheinen uns die neutestamentl. Schriftsteller das alte Testament logisch richtiger und bündiger zu gebrauchen, als diejenigen, welche die Theorie von der Accommodation mit einer gewissen Unbestimmtheit annehmen, es ihnen zutrauen. Argumentationen a minori ad majus, a simili ad simile u. dgl. m. sind beym populären Schriftsteller doch auch gültige Schlussarten, wenn er nicht mehr als sie wirklich beweisen, aus ihnen folgern will. Der Vf. verspricht zu anderer Zeit seine Christologie auch durch die Apokryphischen Bücher fortzusetzen, wozu ihn der Beyfall des Publicums unfehlbar aufmuntern wird.

Frankfurt a. M., b. Andreas: Wilh. Fr. Hezels praktische Anleitung zur Erklärung des Neuen Testaments für Anfänger, in exegetischen Vorlesungen über das Evang. Joh. und die schwersten kleinern Paulinischen Briefe als Beylage zu seinem Bibelwerk. *Erste Hälfte des Evang. Johannis.* 1792. XXIV. u. 471 S. 8.

Der Vf. lässt hier für Leser seines Bibelwerks *aus der Prediger- und Kandidatenclasse, die in der Urschrift mehr mit eigenen Augen sehen wollen*, seine zum akademischen Gebrauch bereits ausgearbeitete Vorlesungen abdrucken. Seine Protestation, dass er *hier* nicht *für grosse Ausleger* schreibe, kommt nach Materie und Form mit dem Inhalt der ganzen Schrift sehr überein. Schon der Ausdruck ist nachlässig genug, noch nachlässiger als in andern seiner Schriften. S. XX. Apollo hat sich für Jesu Lehre *sehr portirt*; Joh. 1, 11. ἐαυτοῦ παρέλαβον sie verwarfen ihn und *blieben lieber bey ihrem unseligen jüdischen Plunder*; S. 76. soll noch einmal eine Judenbekehrung *existent werden*; S. 53. Wenn man erst guten Wein getrunken hat und man ist noch bey Sinnen, so darf uns doch gewiss niemand mit *schlechtem Kratzer kommen*; u. dgl. m. sind Beyspiele, worinn die Herrn Kandidaten dem Vf. *nicht* ähnlich werden sollen. Mit diesen äussern Nachlässigkeiten des Vf. wetteifert der Druck durch eine Menge den Sinn entstellender Druckfehler, welche für solche, *die sich zu grossen Auslegern erst bilden wollen*, sehr hinderlich seyn müssen. Die Erklärungen selbst sind oft sehr wortreich und tautologisch, selten so zweckmäsig, d. h. so klar, bestimmt und mit ausgesuchten hinreichenden Beweisen belegt, als das Bedürfnis jener Leser offenbar fodert, welchen der Vf. nützen will. An bedeutenden Stellen hingegen, wo man vom Vf. wohl mit Recht mehrere Sprachbeweise und Sacherklärungen erwartete, findet sich davon *gar nichts*; z. B. bey Joh. 1, 14. ὁ λογος σαρξ ἐγενετο erwartet man umsonst eine philolog. Erklärung von σαρξ *menschliche Natur, Mensch*, und eine Sacherläuterung: wie denn von der *göttlichen Natur* Jesu (ὁ λογος) gesagt seyn könne, dass sie Mensch (menschliche *Natur*) *geworden sey*. Doch bleibt es immer noch besser, über einen solchen Punkt nichts zu sagen, als ihn so aufzulösen, wie Hr. H. in eben diesem Vers bey den Worten: ἐθεασαμεθα την δοξαν αυτου commentirt. „τ. δοξ. α. ist die „göttliche Majestät Christi: *diese sah man!* worauf? aus „seinen Wundern? Ja, in sofern er sie aus eigener Kraft „verrichtete. Denn sonst könnte aus den Wundern Je„su seine Gottheit nicht erwiesen werden. Denn andere Propheten und die Apostel thaten ja auch Wunder, „und waren nicht Gott. Sie thaten sie nemlich nicht „*aus eigener Kraft.*" Aber wie *sah* man denn dieſs? würde der Kandidat fragen, wenn es ihm erlaubt wäre, den Vf. zu unterbrechen. — Selbst bey Stellen, wo der Vf. als orientalischer Archäolog sehr entschieden spricht, dürfen „seine Leser aus der Prediger- und Kandidatenclasse" ihm nicht immer geradezu trauen. Joh. 1, 18. ὁ ων εις τον κολπον τ. πατρ. wird so commentirt: „Die Redensart setzt die Art der Morgenländer zu sitzen „voraus: mit *auswärts gestreckten* (seitwärts ausgestreck„ten) Knien. Hier *berührt immer einer* des andern Knie, „da das Knie des einen kömmt auf das Knie des andern „zu liegen. Also es steht (sitzt?) gleichsam einer auf *des* „andern Schoos. Davon nun ist die Redensart auf „eines

„eines Schoos sitzen d. i. ihm unmittelbar an der Seite „sitzen.“ Sonderbar genug! Weil das *Eine Knie* des so Sitzenden *auf* dem *Knie* des Nachbars aufliege (welches sich der Nachbar wohl verbitten würde!) soll man die Redensart haben: der so Sitzende sitze *selbst* auf des Nachbars *Schoos*!! Dieſs heiſst aus Luthers Ueberſetzung, nicht aus den Sitten des Orients, erklären. Κολπος iſt hier חֵיק Busen nicht *Schoos*. Beym zu Tiſche liegen der Alten lag der nächſte Tiſchgenoſſe nach dem erſten, ſo auf den linken Arm geſtützt, daſs, wenn er ſich weiter gegen jenen Nachbar hinbeugte, er mit dem Kopf (εις τον κολπον α.) in ſeinen Buſen reichte und ſo mit ihm unmittelbar ſprechen konnte. Joh. 13, 23. 25. Dieſe Deutung findet ſich auch beym Vf. in der letzten Stelle wirklich, aber nur *neben* jener unrichtigen, die er *(um nicht unnöthige Bogen zu füllen,* S. Vorr.) noch einmal wiederholt, da er ſie vielmehr, wenn ja das ſchon abgedruckt war, was er bey Joh. 1, 10 darüber geſagt hatte, angehenden Schriftforſchern zum Beſten, wenigſtens hier, hätte zurücknehmen ſollen. — Rec. findet es immer doppelt unerträglich, wenn die Beſtimmung einer Schrift für Ungelehrte oder weniger Gelehrte von einem Vf. als ein Freybrief für alle mögliche Nachläſsigkeiten gemiſsbraucht wird!

Frankfurt u. Leipzig: *Wiedergefundene Hieroglyphen der heiligen Schrift, oder Blick in das tiefe Weisheitsſyſtem.* 1793. 112 S. 8.

„Man ſchaffe die gewöhnlichen mathematiſch-philoſophiſchen Lehrſtühle ab, docire die ächte Weisheit „der Schrift und die hebräiſche Sprache *ganz und ſo,* „*wie ſie wirklich iſt.* Sodann werden unvermerkt nach „und nach *Wahrheiten*, ſo wie ſeit 20 Jahren Hete„rodoxien, genug Eingang finden und alle Mängel der „übrigen Fächer der Gelehrſamkeit werden, ohne groſse „Umkehrungen, verbeſſert und ausgerottet werden.“ Dieſs iſt am Schluſs der gute Rath des Ungenannten, nach deſſen „vor ihm in unſern Tagen noch von niemand erkannten und entdeckten“ Sprachkenntniſs *Schemeſch* mit dem Atnach die Sonne, mit dem Silluc den Mond (S. 61.) anzeigt, ſo wie er aus den Accenten S. 61. findet: daſs David bey Bathſeba gerade in der Sabbathnacht geſchlafen habe. Seine Hieroglyphen ſind nemlich die „von Gott zugleich dictirten“ Accente, welche er die *Verſtandgebende* nennt. Für ihn waren ſie dieſs offenbar nicht! Er ſchreibt jedem Accent eine gewiſſe Aenderung der Bedeutung des Worts zu, wo er ſteht, z. B. S. VIII. „Jakeph Gadol, *der gröſste Aufrichter,* „zeigt das höchſte Ziel einer Perſon und Sache an, als „le Hawdil, zur doppelten höchſten Unterſcheidung, li„ſchenor, aufs äuſserſte zu beobachten.“ — Jehova Eloham mit dem Segolta, *dem Niederdrücker,* iſt der heil. Geiſt S. IX. u. f. f. Kurz: ſeine ganze Entdeckung iſt Unſinn und dazu, wie das letzte Beyſpiel zeigt, *ſehr heterodox*, da ihm Jehova durch den Niederdrücker zum heil. Geiſt wird. Ungeachtet ihm der Vf. des Buchs des *Erreurs et de la verité*, des *tableau naturel* und „ihres vortreflichen Erläuterers“ Magikon, die höchſten Weiſe ſind, und er auf die Bücher der Martiniſten lobredneriſch verweiſt S. 93. 97. ſo können wir doch in ihm ſelbſt *auch nichts ſchlimmeres*, als Unſinn, entdecken. Wir wollen ihm in ſeiner Sprache wünſchen, daſs, wenn er ſich einen Weiſen nennt, nicht der Accent Jerech dabey ſtünde. Dieſer iſt ihm „der Um- oder Verkehrer,“ welcher den Gegenſatz (er will ſagen: das Gegentheil) anzeige. Noch eine Neuigkeit. S. 1. verſichert: daſs man die Wichtigkeit ſolcher Verſtandgebenden Punkte *in Wien* bereits eingeſehen habe!

Nürnberg, b. Grattenauer: *Joh. Chriſt. Fr. Schulzii,* Theol. in Acad. Gieſſ. Prof. Ordin. *Scholia in Veteris Teſtamentum, continuata a Georg. Laur. Bauer,* I. I. Orr. in Acad. Altorf. Prof. *Vol. VIII. Haggaeum, Zachariam, Malachiam et primam Jeſaiae partem continens,* 1794. 480 S. 8.

Der Vf. verfolgt mit unverminderterm Fleiſs ſeinen nützlichen Plan, durch eine beurtheilende Auswahl aus den beſten Auslegern angehende Bibelerklärer zu unterſtützen und zugleich an manchen Stellen eigene Bemerkungen einzuſtreuen, welche, wie ſeine Beurtheilung anderer, Sprachkenntniſs und Geſchmack beweiſen. Für die Bedürfniſſe der Studirenden, welche dergleichen Scholien zunächſt bey akademiſchen Vorleſungen über ein bibliſches Buch zu gebrauchen pflegen, würde es bequemer geweſen ſeyn, wenn ſowohl die kleinen Propheten als Jeſaias in einen Band ungetheilt vereinigt worden wären. Doch, da der nächſte Band den Jeſaias endigen wird, ſo wird dieſes Handbuch immer nach den Umſtänden bequemer und nach dem Gehalt zum wenigſten nicht unpaſſender ſeyn, als die allzugedehnten Roſenmüllerſchen Scholien über Jeſaias.

Von folgenden Büchern ſind neue Auflagen erſchienen:

Salzburg, in d. Mayriſchen Buchh.: *Lehr- und Bethbüchlein für Kinder und junge Leute,* von *P. Aegidius Jais.* 2te Aufl. 1793. 112 S. 8. m. K.

Leipzig, b. Voſs. u. C.: *Anleitung vermittelſt der dephlogiſtiſirten Salzſäure zu jeder Jahreszeit vollkommen weiſs, geſchwind, ſicher und wohlfeil zu bleichen.* Nebſt einer kurzen Anweiſung, wie man dieſes Mittel beym gewöhnlichen Waſchen, beym Cattundrucken, in der Färberey und beym Papiermachen mit Nutzen anwenden könne. Von D. *J. G. Tennert.* Mit 9 Kupfert. 2te Aufl. 258 S. 8.

Berlin, b. Oehmigke d. J.: *Ueber die neueren Entdeckungen in der Lehre von der Luft und deren Anwendung auf Arzneykunſt,* in Briefen an einen Arzt von *J. F. Gmelin.* 2te Aufl. 1792. 272 S. 8. (20. gr.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Gottesgelahrtheit. *Tubingen*, b. Fues: *Diſſ. Exeget. Praeſ. (et Auct.) Gottlob Chriſt. Storr, Th. D. et P. P. O. Duc. librorum N. T. hiſtoricorum ſinguli loci, pars tertia, quam* [illegible] *Theol. Superintendens dieb. Jun. phil. defendet* [illegible] *Philoſ.*

lof. Magistri et Examinis theol. Candidati in Duc. Seminario theol. 1794. 968. 4. Durchaus Anmerkungen über schwere Stellen, denen es W. an philologischer Gelehrsamkeit und Subtilität zu Hülfe kommt, und zum Theil wirkliche Hülfe leistet. Mehrere dienen blos zu historischen und antiquarischen Erläuterungen. Unter denen, welche wegen ihrer Anwendung eine größere Wichtigkeit haben, ist die Bemerkung, dass Marc. 10, 12. von der *nichtjüdischen* Sitte die Rede sey, nach welcher auch die Frau aus der Verbindung mit ihrem Ehemann treten durfte: *ἀπολύειν τον ἀνδρα*. Doch scheint der Vf. uns auch in diese Stelle allzu viele und entfernte Rücksichten hineinzulegen, einen Fall, der leicht zu geschehen pflegt, wenn man selbst, ausser den nächsten Beziehungen, alles mögliche entfernte aufzusuchen, die Gabe besitzt, und sogar die Pflicht zu haben glaubt. Er glaubt: Jesus habe jene Regel seinen Jüngern *in futuros usus* gegeben, um ihnen zu sagen: *quae ipsis de uxore pro nationum earum consuetudine maritum repudiante fore scio, ea non licenda esse.* Gerade deswegen habe Petrus seinem für Ausländer schreibenden Marcus eben diese *praeceptum Jesu* mitgetheilt. Uns scheint es weit weniger gesucht, wenn man blos an das denkt: dass Jesus und seine Jünger *schon damalen* Heiden genug in Palästina *um und neben sich* sahen, unter welchen eine nichtjüdische, Jesu missfällige Sitte herrschte. Jesus tadelt sie *in seinem* Geschichtskreis, *wenn praesentem, in praesentia*. Dass aber die Jünger alsdann auch in der Folge dagegen predigten, versteht sich von selbst. Von Paulus ist es auch, mit Berufung auf Jesu „des Herrn" Ausspruch 1 Cor. 7, 11. wirklich geschehen. Bey Joh. 1, 28. scheint uns wieder des Vf. Vermuthung, dass *alia, ac Heterosozomis vicina* Bethanie zu verstehen seyn möchte, wohl die in Paulus Samml. der merkw. Reisen in den Orient I. Th. S. 287. vorgeschlagene Veränderung der Interpunction nothwendig und passend. Wir übersetzen: dieses war zu Bethanien (bey Jerusalem) geschehen, jenseit des Jordans, wo (d. i. an welchem Jordan) Johannes taufte. Hier dann, wo Jesu sonst tauften, geschah das folgende. Solche etwas ungenaue Wendungen der Rede sind in dem Syst. des Joh. nicht selten. S. 50—55. erklärt sich Hr. St. gegen eine in der A. L. Z. 1793. Nr. 295. 296. vorgetragene Deutung des bekannten: ehe Abraham ward, bin ich. Joh. 8, 58. Der Rec. bemerkte dort, dass *εγω ειμι* nach dem hebräischgriechischen Sprachgebrauch, wie הוא, bedeute: bin ich es, und also die Beziehung von diesem *es* im Vorhergehenden zu suchen sey. Er ergänzte die Rede: *ehe Abraham ward, bin ich der, dessen Erscheinung Abraham* (nachher, versteht sich), *erwartet hat.* Wir wundern uns sehr, dass *ein Storr* diese Deutung sogleich als *Sociniana loci interpretatio* einführt. *Musste* sie eine Brandnarbe mit sich bringen, noch ehe sie widerlegt wurde? So viel wir wissen, hat nicht einmal je ein Socinianer die Stelle so erklärt. Wird eine Erklärung dadurch socinianisch, wenn sie unter andern auch von Socinianern angenommen werden *kann*, vom Socinianischen System aber gar nicht unentbehrlich ist? Oder lebt der Vf. in einer Gegend, wo die Bezeichnung *socinians interpretatio* völlig unanstössig und arglos, eine blosse kirchenhistorische Benennung ist, wo man alles, es sey Kephisch oder Apollisch, blos nach dem prüft, was es ist? Rec. Welcher sich kein Socinianer ist, vielmehr das socinianische System, insofern es einen Menschen deificirt, weder biblisch noch philosophisch erweislich findet, würde es für unschicklich halten, eine Schrifterklärung, welche er widerlegen wollte, *orthodox* zu nennen, so lange er weiss, dass selbst diese Benennung in manchen zum voraus mehr ein lächelndes Absprechen und Verwerfen, als eine ruhige Prüfung veranlassen könnte. Ein Gewissen aber würde es sich daraus machen, etwas, das nicht ein erklärter Socinianer, als seinem System nothwendig, behauptet hat, socinianisch zu nennen, so lange er nicht weiss, dass dieser Name für manche etwas schlimmeres als ein Neckname ist und mehr als alle Widerlegung verdammt, oft leider! ein Wink wird, nicht blos die Behauptung, sondern auch die Person oder einen ganzen Aufsatz zum voraus zu verabscheuen. Ueberhaupt verdient bey keinem Unpartheyischen irgend eine *Exegese* einen Partheynamen, als die, welche blos einem gewissen System zu Gefallen, gegen alle philologische Erweislichkeit, erdrömen ist. Wie viele weiland *fortunatae et armenianae interpretationes* sind jetzt orthodox und auch von Hn. S. angenommen, die einst von Leuten, welche ein Monopol der Orthodoxie haben wollten, mit jenen Verdammungsnamen belegt worden sind, selbst wenn ein Grotius sie, so partheylos als möglich, vorgetragen hatte. Nur ein eigenwilliger und störriger Zänker ists, den Paulus Tit. 3, 10. als *αἱρετικον* zu meiden lehrt. Nur gegen *offenbar sittenverderbliche* Lehrer kennt der Lieblingsjünger Jesu keine christliche Toleranz. 2 Joh. 10. 11. Aber dass man einer exegetischen Frage mit einem *hieniger es* entgegen gehen dürfe, hat Rec. in der Schule Jesu und der Apostel nicht gelernt. — Noch einige Worte von der Darstellung selbst. Ohne Zweifel leidet es oft der Ideengang, dass man im Präsens ausdrückt, was man auch im Praeteritum sagen könnte. Ein solches Praesens ist entweder wie *ἐστι* Joh. 1, 19. zur Vergegenwärtigung in einer historischen Erzählung, oder es wird gebraucht, wenn die Sache, *in-soferne* davon die Rede ist, war und noch ist, wie *ἐστι* Joh. 15, 27. *ἀμαρτιαν* 1 Joh. 3, 8. Ob aber Jesus gegen seine Zeitgenossen hätte sagen können: ehe Abraham ward, *existire* ich, (d. h. ich *bin*, ehe es einen Abraham gab) oder ob dieß ein ganz anderer Fall sey, als in den angeführten Stellen ist, dünkt uns, leicht zu beurtheilen. Sagte aber Jesus: ich *bin* der, welchen Abraham erwartet hat, schon vor Abraham, so zeigt er dadurch, dass Abraham, in sofern er bessere Zeiten (die man nachher Messianische nannte) überhaupt erwartete (ohne freilich an das Individuum Jesus zu denken) doch gerade *seine* Zeit, *seine* Erscheinung erwartet habe. *Ich*, sagt uns Jesus, *bin* er immer, den man erwarten, so ist man vor oder nach Abraham oder zu Abrahams Zeiten selbst, das was durch den Messias wirklich geworden ist, erwartet hat. Der 58 Vers ist allerdings Antwort auf den nächsten, den 57., nur nicht eine beystimmende, sondern eine widersprechende. Deswegen geht sie zu dem, was Jesus vorher [illegible] gesagt hatte, über die widersinnige Missdeutung des Juden V. 57. hinweg, und gerade zurück. Es sey uns eine Umschreibung erlaubt: dass Ich, sagt Jesus nach unserer Einsicht Abraham gesehen habe, ist mir auch nicht in den Sinn gekommen, zu behaupten; dennoch aber, damit ihr einsehet, er habe lieber geharrt und nun *meiner* ansichtig sich gefreut, kann ich euch sagen: Was ich jetzt bin, dieß bin ich, selber Abraham war. Wenn er selbst, oder wenn einer vor ihm, auf den Messias, nach deutlichen oder unentwickelten Begriffen, sich freute, so freute er sich, ohne von meiner Person zu wissen, doch *gerade auf mich*. „Ich bin es und kein anderer, vor Abraham schon." Hätte Jesus, um zu zeigen, dass er mehr als Abraham, denken wollen, dass er *ewiger Gott* sey, so wäre hier ein ganz kein Verhältniss zwischen Mittel und Zweck. Um zu zeigen, dass er grösser als Abraham sey, war es die nächste Stufe zu sagen: ich bin der Messias, also grösser als alle eure Vorväter! Aber den Uebergriff ins Unendliche brauchte es keineswegs, um sich grösser zu zeigen als Abraham, zeige ich nur an, dass ich bin der — Ewige selbst! Zwischen Abraham und dem Unendlichen, wo fände da noch eine Vergleichung statt? Und wie hätte der weise Lehrer Jesus glauben können, dass Juden diese fassen würden, da sie ihn noch nicht einmal als Messias anerkannten? Hätten sie nur erst diesen gefasst, so wäre auch der Satz: Jesus ist grösser als Abraham, leicht, ohne einen Sprung, dem sie gar nicht zu folgen vermochten, erwiesen gewesen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 20. September 1794.

PHILOLOGIE.

Leipzig, b. Kummer: *Kajus Valerius Katullus*, in einem Auszuge, Lateinisch und Deutsch von *Karl Wilhelm Ramler*. 1793. 392 S. 8.

Dieser Auszug aus dem *Catull*, welchem Hr. R. dieselbe äussere Einrichtung gegeben hat, als seinen Uebersetzungen aus dem *Martial*, enthält sieben und siebzig Stücke jenes Dichters, unter denen man keines von vorzüglichem Werthe oder Ruhme vermissen wird. Die ganz unbedeutenden, diejenigen, welche nur durch die Kenntniss individueller Umstände erklärbar seyn mochten, so wie diejenigen, die allzuentstellt und verstümmelt sind, als dass man in ihnen etwas mehr als die *disjecti membra poetae* erkennen könnte, sind mit Recht übergangen und keiner Uebersetzung gewürdigt worden. In den hier aufgenommenen Gedichten ist auf die Kritik des Textes Rücksicht genommen, und es sind nicht nur, bey Stellen von ungewisser Lesart die wichtigsten Abweichungen und Conjecturen angegeben, sondern auch hin und wieder von dem Uebersetzer selbst eigne Vermuthungen gewagt worden. So vermuthet er XIX. 3. *et beato puotamnis* statt des gewöhnlichen *ut beato quot annis*; wobey nur nicht recht begreiflich ist, wie eine so leichte Lesart habe verschwinden und von einer weit schwerern verdrängt werden können. Uns hat es immer wahrscheinlich geschienen, dass nach dem 4 V. eine Zeile verlohren gegangen sey, in welcher vielleicht *copia* als das Hauptwort zu *beata* stand. XX. 3. schreibt Hr. R. *agellulum, siniſtra a gellubrum vides!* statt *siniſtra tute quem vides*. nicht unglücklich! indem dadurch zugleicher Zeit dem Sinne und dem Sylbenmasse aufgeholfen, und, wie uns dünkt, eine der Sprache dieses Dichters angemessene Art zu reden eingeführt wird. In demselben Gedichte V. 14. ist wir glauben mit Recht, *Douville's* Verbesserung *tenella* statt *teneraque* in den Text aufgenommen. Andere Veränderungen dieser Art übergehen wir, um noch einer kritischen Entdeckung von Wichtigkeit Erwähnung zu thun. Die so genannte *Elegia ad Manlium* ist hier in zwey Theile getheilt, deren jeder ein für sich bestehendes Ganze ausmacht, und die nichts mit einander gemein haben, als den Namen des Mannes, an welchen beyde gerichtet sind. Der erste schliesst mit dem 40ten Vers. Er enthält eine Entschuldigung, dass er seinem Freunde gewisse Schriften nicht schicke, und eine Nachricht von seiner Traurigkeit über den Verlust eines geliebten Bruders. Der zweyte ist zum Lobe des *Manlius* geschrieben, und enthält eine Erwähnung der Verdienste, welche sich dieser um seinen Freund *Catull* gemacht hatte. Die Vermuthung hat einen hohen Grad der Wahrscheinlichkeit; welcher bey der Betrachtung der Verschiedenheit des Inhalts und Tones, und des Umstandes dass der 21. 22 und 23 Vers weiter unten V. 94. 95 und 96. noch einmal vorkömmt — was doch der Dichter in einem und demselben Werke gewiss nicht gethan haben würde — fast bis zur Evidenz steigt. — Was die Uebersetzung selbst betrifft; so bemerkt man überall mit Vergnügen die noch nicht verlohrne Geschmeidigkeit des grossen Dichters, sich jeden Ton und Farbe zu eigen zu machen, und sein Original, wie mannichfaltig auch immer der Charakter desselben sey, in Geist und Wahrheit darzustellen. Indessen sind ihm doch, wie es uns wenigstens vorkömmt, die Hendekasyllaben und Jamben, vergleichungsweise, am besten geglückt; entweder weil ihr Inhalt und die ganze Art des Ausdrucks in denselben den Uebersetzer begünstigte, oder weil sich die deutsche Sprache an dieses Sylbenmass ohne allen Vergleich leichter anschmiegt, als an den Hexameter und das elegische Sylbenmass. Welchem Freunde des Schönen ist nicht die vortreffliche Uebersetzung der *Nänie auf Lesbiens Sperling* im Andenken, welche der deutschen Sprache dadurch nicht weniger als der lateinischen angehört? Sie ist hier unverändert — und was hätte auch an einem so vollendetem Werke gebessert werden können? eingerückt. Wir setzen hier ein Gedicht von ganz andern Styl und Inhalt hierher, das dem Uebersetzer nicht schlechter gelungen ist:

Wider ein gewisses Weib.

Kommt zusammen, ihr Hendekasyllaben,
Daher, dorther, so viel ihr seyd, kommt alle!
Eine schändliche Metze will mich aufziehn,
Eure Täfelchen mir nicht wiedergeben.
Traun! das leidet ihr nicht. Wohlan! verfolgt sie;
Fodert, was sie gestohlen hat, wiedum — Ringt ihn —
Wer sie ist? — die so schamlos dort einhergeht,
Die gleich einer Theatermarke lacht.
Einen gallischen Jagdhundsrachen aufsperrt.
Tretet um sie herum und mahnt sie, herzhaft,
Geile Metze! die Täflein gib uns wieder!
Gib die Täflein uns wieder, geile Metze!
Wie? Das achtet sie nicht? O Unmath! Schmutzige
Oder was noch verworfner irgend seyn mag!
Aber lasst es dabey noch nicht bewenden.
Wenns nicht mehr ist, so wollen wir doch Röthe
In dieſs eiserne Betzen-Antlitz jagen.
Ruft noch Einmahl, und ruft ein wenig lauter:
Geile Metze! Die Täflein gib uns wieder!
Gib die Täflein uns wieder, geile Metze!

Doch, wir richten nichts aus, das rührt sie gar nicht.
Ändert also den Angriff und versuchet,
Ob ihr fähig seyd, etwas auszurichten. —
Gib die Täflein uns wieder fromme Keuschheit!

Zu den wohlgerathensten Stücken dieser Sammlung rechnen wir auch den Hymenäus auf die Vermählung des Manlius Torquatus mit der Julia Aurunculeja, aus dem wir einige Strophen zur Entschädigung für diejenigen abschreiben, denen die Poesie des angeführten Stückes ein Aergerniss seyn dürfte. Der Dichter redet den Hymen an:

Auf denn, lenke den Schritt hierher,
Und verlass die geweiheten
Felsengrotten Aoniens,
Die von oben mit kalter Fluth,
Agenippe bewässert.

Führ ein Fräulein zur Ehe reif,
In dieß Haus, als Gebie erinn.
So mit Liebe bestrick' ihr Herz,
Wie sich irrender Epheu pflegt
Um den Pappelbaum windet.

Und ihr, denen ein gleicher Tag
Früher, später, erscheinen wird,
Unberührete Jungfraun, fuget
Wechselseitig: Gott Hymen, komm!
Komm, Holdseliger Hymen! u. s. w.

Unsere Leser sehen aus den angeführten Proben, dass sich Hr. *R.* an das Sylbenmaas des Originals gehalten hat; und dieß hat er fast überall gethan. In dem XVII. XIX. und XXX. Stück hat er sich eine Ausnahme von der Regel erlaubt und Hexameter an die Stelle der antispastischen Tetrameter gesetzt. Bisweilen möchte man den Versen, besonders in dem elegischen Sylbenmaasse, etwas mehr Wohlklang wünschen; ob wir schon sehr gut wissen, dass sich der Uebers. eines *Catull* in dieser Rücksicht etwas mehr erlauben darf, als der Uebersetzer *Virgils*. Hier fallen uns gleich einige Hexameter in die Augen, die entweder nicht über die Zunge gehn, oder das Ohr ganz unbefriedigt lassen:

Jene mit Kistchen sie, ten der Orgien tiefes Geheimniss. —
Mit dergleichen Bildern war der prächtige Teppich —
Und so wie wenn von dem regen Feuer der Sonne —
Als sie gewichen waren kam von Pelions Gipfel —

In dem Pentameter läßt Hr. *R.* oft den Abschnitt in die Mitte eines Wortes fallen. Dieses geschieht in der Elegie, *Coma Berenices*, allein sechsmal:

Und die Latmische Berg || Höhle zu suchen bewegt.
Den er von der jung || fräulichen Scheitel erkämpft.
Als ein kleines Jung || fräulein schon muthig gekannt.
Durch den Athos das mord || gierige Kriegesschiff drang.
An dem himmlischen Stern || Ufrich nicht immer allein.
Venus Gottheit mit fest || täglichen Opfern vermehrt.

Die Härten in dem Sylbenmaasse sind indess nicht die einzigen, auf welche man in dieser Sammlung stößt. Manche allzungewöhnliche oder undeutsche oder unverständliche Art zu reden hätten wir, um der übrigen schönen Verse und schönen Sprache willen, weg gewünscht. z. B. S. 12. von dem Phaselus:

Des argen Pontus Busen nicht,
an dem er, *nachmals Schiffchen*, einst behaarter Wald gewesen ist.

Wo uns scheint, dass die Worte *post phaselus*, dem Sinne unbeschadet hätten übergangen werden können. In der *Vermählung des Peleus und der Thetis* S. 196. wird nicht leicht jemand, der das Original nicht zu rathe ziehen kann, den Vers: *So hat dich Einen der Neptuninen schönste beglücket*? deutlich finden dürfte. In demselben Gedicht S. 214. heißt es von Theseus, er

Zog sich dann unversehrt und mit Ehre gekrönet zurück.
Seinen irrenden Schritt *mit zartem Gewebe* regierend.

Wo wir nicht sehen, warum aus *filo tenui* ein *zartes Gewebe* geworden ist, was dem Theseus bey seinem Umherirren in dem Labyrinthe durchaus von keinem Nutzen seyn konnte. Das an sich unbedeutende LIII. Gedicht, ist hier fast ganz unverständlich geworden:

Lachen mußt' ich, ich weiss nicht *über welchen*,
Beym Gericht: da mein Kalvus alle Frevel
Des Vatinius gründlich vortrug, hub *mein*
Mann die Hände verwundernd auf —

Dass die Worte: *mein Mann* auf den ersten im Vers ziemlich undeutlich (und undeutsch) angezeigten Unbekannten gehen sollen, wird nicht leicht jemand errathen, der nicht unten liest: *Risi nescio quem — qui admirans ait haec manusque tollens* am wenigsten ist aber wohl dem Uebersetzer das erste Gedicht, die Zueignung an den *Cornelius Nepos*, gelungen:

Wem das lustige neue Büchlein schenken,
Das der lockere Bimsstein glatt gemacht hat?
Dir Cornelius! Der du meine Possen
Doch für etwas zu halten dich nicht schämtest,
Warst du gleich in Italien der Erste
Welche kühnlich auf drey, bey Gott! gelehrte
Schwere Blätter uns alle Zeiten brachte. u. s. w.

Der Uebersetzer ist hier einigemal von seinem Original abgewichen. *Catull* weiss *in dem Augenblicke, wa sein Buch fertig geworden ist*, nicht gleich, wem er es zueignen soll. Hier ist also der Zug *arida modo pumice expolitum* von Bedeutung, da er in der Uebersetzung, durch die Auslassung des *modo*, zu einer müssigen Beschreibung wird. Vielleicht wäre auch *lepidum* eher durch *munter, scherzhaft*, als gerade durch *lustig* zu übersetzen gewesen. In dem folgenden scheint uns der Gesichtspunkt des Dichters ganz verrückt zu seyn. *Catull* erinnert seinen Freund an eine gewisse Zeit, wo sie schon Freunde, und dieser schon ein Bewunderer seiner leichtfertigen Muse gewesen war. Aber um dieselbe Zeit, wo *Catull* muthwillige Hendekasyllaben schrieb, hatte sein Freund ein ernsthaftes historisches Werk herausgegeben, und der Dichter benutzt diesen Umstand zu einem kleinen Compliment für den Cornelius. Hier aber wird es auf eine Weise herausgehoben, bey welchem der Dichter die Rolle der Demuth spielt. Das dich

nicht schämtest und die durch *Warst du gleich* angedeutete Vergleichung gehört nicht dem Original sondern dem Uebersetzer an. Bey *schweren Blättern* denkt man wohl schwerlich an *chartas laboriosas*.

Wir können nicht unbemerkt lassen, dass sich Hr. R. der Diminutiven, die wohl bisweilen eine gewisse Naivetät in die Sprache bringen, gar zu häufig und oft ohne alle von dem Dichter gegebne Veranlassung bedient. Das *Zeitvertreibchen*, das sich Lesbia — mit ihrem Sperlinge macht; das *Goldköpfelchen*, bey welchem sich Atalante verspätet; die *Kupidchen* und *Charitinnchen*; scheinen uns hier possierlich als naiv zu seyn. Dieß ist auch gewiß der Fall in folgender Strophe des Hochzeitlieds:

Ein Torquatchen, ein süßes Kind,
Lieg' im Schooße des Mütterchens,
Streckt freundlich die Händchen aus,
Lächle lieblich den Vater an
mit halb offenem Mündchen.

Göttingen, b. Vandenhöck und Ruprecht: *Αριστοτέλους περι ποιητικης. Aristotelis de Poetica liber.* graece. In usum Scholarum recensuit *Jo. The. Buhle.* Prof. in Götting. 1794. 70 S. 8.

Der Herausgeber der sämmtlichen Werke des *Aristoteles* liefert hier einen Abdruck der Poetik, nach einer ihm eigenthümlichen Recension, jedoch ohne die Gründe und Quellen seiner Veränderungen anzugeben. Dieses soll in der grösern Ausgabe geschehn, wozu aber leider, das Manuscript von den Neufranken zur Beute gemacht und entführt worden ist. — So viel sich aus einer Vergleichung ergibt, welche wir mit der ersten Hälfte dieses Abdruckes angestellt haben, schliesst sich der Text zunächst an den *Reizischen* (Lipsiae. 1786. 8.) an. Doch hat der Vf. manche neue Lesart und manche bis jetzt vernachläßigte Vermuthung in denselben aufgenommen. Wir wollen hier die wichtigsten aus dem von uns verglichnen Stücke auszeichnen. 1. 4. ἕτεροι διὰ τῆς Φύσεως statt. διὰ τῆς Φωνῆς, wie die ältern Ausgaben, oder ἐ. δὲ τῇ Φωνῇ wie *Reitz* liest. Diese Lesart ist, wie wir aus den Göttinger g. Anzeigen. 1793. 191 St. sehn, aus einer handschriftlichen Anmerkung an dem Rande einer edit. Wechel. der Göttinger Bibliothek genommen. Schon in der Bibliotheca critica Vol. II. p. 1. pag. X. schlug ein Gelehrter διὰ Φύσιν vor, und vertheidigte diese Lesart mit guten Gründen; nur dass, da in den vorhergehenden Gliedern διὰ mit dem Genitiv construirt wird, auch διὰ Φύσεως besser ist als διὰ Φύσιν. τ. λόγοις οὐ ψιλοις ἢ μέτροις aus einer auch bey *Harles* angeführten Conjectur. Die Worte ἢ μέτροις sind denn Erklärung des ungewöhnlichen Ausdrucks λόγοις οὐ ψιλοις, *verbis non-solutis*. In jedem Fall muss ἢ explicative, nicht wie mehrere Uebersetzer gethan haben, disjunctive verstanden werden. 19. Ηγήμων ὁ Θάσιος. Die beyden letzten Worte verwirft *Reitz* gänzlich. Hr. B. hat sie als verdächtig eingeklammert. II. 9. ὑπῆρξεν statt ὑπέδειξεν, wir wissen nicht woher. III. 8. ist die gemeine Lesart διάνοιαν beybehalten, dahingegen R. διάνοια hat, welcher demnach auch das Vorhergehende τὰ δὲ ἤθη. für den Nominativ genommen hat. 11. ὅψιν ἔχει παν καὶ ἦθος. (wie auch die gemeinen Ausgaben lesen) statt des R. εἶδος, eine Lesart, deren Grund wir uns nie haben erklären können. 23. Hier weicht der H. von der *lectione Victorii*, welche R. unverändert aufgenommen hat, darinne ab, dass er die Worte ὁ λέγων dem ersten Gliede beyfügt, da sie bey jenem in dem zweyten Gliede stehn. IV. τι ποίαν τινὰ δεῖ. Das mittlere Wort ist, wir wissen nicht ob mit Vorsatz ausgelassen. 15. Die Worte ὁμοίως δὲ καὶ τὴν Ιλιάδα sind eingeklammert, und dadurch, wie uns scheint, mit grosem Rechte für eingeschoben erklärt. 27. statt des unverständlichen τῶν δὲ ἁπλῶν μυθῶν, welches aus dem folgenden Cap. genommen ist, wo μυθοὶ ἁπλοῖ erwähnt werden, ist hier die Verbesserung von Castelvetro ἁπλῶς δὲ τῶν μυθῶν aufgenommen. So ist auch VII. 10. *Barthelemis* Verbesserung ἐπὶ γὰρ τῶν σκηνικῶν ἀγώνων statt ἐπὶ γὰρ τῶν σκηνῶν καὶ ἀγώνων in den Text gerückt. 12. σύστασις vor ἡ διπλῆ, ist vielleicht wegen des gleich darauf folgenden σύστασιν verworfen. 24. ὁ Τηλέγονος ὁ ἐν τῷ — richtiger als bey R. welcher den Artickel nicht wiederholt. Diese Beyspiele werden hinreichend seyn, die Eigenthümlichkeiten dieser neuen Recension kenntlich zu machen. Der Druck ist ausser einigen Fehlern in den Spiritus und Accenten, correct. In der an den Hn. Hofr. Ebert gerichteten Vorrede handelt der H. von der Aechtheit der *Poetik* und glaubt, dass sie ohne allen Widerspruch dem *Aristoteles* beygelegt werden müsse. Zugleich aber bemerkt er, dass vieles in derselben verwirrt und mit ungleichartigen Materien vermischt sey. Die grammatischen Bemerkungen über die Elemente der Sprache, welche in die Poetik gar nicht gehören, scheinen fast wörtlich aus dem Werke de Interpretatione abgeschrieben. Was ferner in dieser Schrift über den poetischen Ausdruck vorkömmt, ist weit besser in der Rhetorik abgehandelt. Ferner ist in keinem Werke des *Aristoteles* die Sprache so räthselhaft und unzusammenhängend als in diesem; ein Umstand, welcher um desto mehr auffallt, da sich derselbe Schriftsteller anderwärts über die nemlichen oder verwandte Materien weit verständlicher auszudrücken pflegt. Hieraus zieht der H. den sehr wahrscheinlichen Schluss, dass wir aus dem Fragmente der Poetik, welches sich erhalten hat, nur noch Excerpten besitzen, in denen also ein strenger Zusammenhang vergeblich gesucht wird. So hat es uns auch immer geschienen. Ganz gewiß lesen wir in dieser Schrift manche Stelle, die entweder gar nicht von dem Stagiriten herrührt (so wie z. B. der ganze pannus K. 28—30. gar wohl das Machwerk eines oder mehrerer etymologisirenden Grammatiker seyn könnte), oder aus einer andern seiner verlohrnen Schriften hier eingeschoben ist. Die höhere Kritik behält also in dieser Schrift, die seit so langer Zeit ein *crux eruditorum* war noch vollauf zu thun, und es würde schon vieles gewonnen seyn, wenn die einzelnen unzusammenhängenden Bruchstücke von einander getrennt, und dadurch der wahre Zustand des Werkes deutlicher vor Augen gelegt würde. Wir wünschen dass Hr. Pr. B., den seine Bekanntschaft mit dem Geiste und Sprache des *Aristoteles* ausdrücklich

den Stand setzen dürfte, sich dieser Arbeit mit Glück zu unterziehen, sich bey der Fortsetzung seiner Ausgabe, wo dieselbe auch immer zu Stande kommen mag, dieses Verdienst um die Poetik erwerben möge.

KLEINE SCHRIFTEN.

Rechtsgelahrtheit. *Giessen*, Diss. inaug. *De valore et efficacia pactorum seu statutorum familiarum illustrium et nobilium iuxta tertii praecipue creditoris.* Praes. *Helvico Bernhardo Jaup.* Respond. *Guilielm. Joseph. Schwarz.* Aquisgranensi. 1792. 48 S. 4. Auf den ersten 27 S. dieser Streitschrift werden blos allgemeine Sätze von dem Begriffe und Gegenstande, dem Grunde, dem Gränzen, und der Errichtungsart der Familien-Statuten vorgetragen, sodann aber in Ansehung des auf dem Titel angegebenen eigentlichen Gegenstandes dieser Abhandlung folgende Grundsätze aufgestellt: 1) Haben die Gläubiger, von deren Rechten die Rede ist, schon von Errichtung des Familien-Statuts Geld dargeliehen, und also Gerechtsame schon vorher erworben, so kann ihnen die erst nachher erfolgte Anordnung des Schuldners, oder seiner Familie in keiner Rücksicht nachtheilig werden, wenn gleich die Bestätigung des Regenten nachgesucht, oder das Eintücken in die öffentliche Schuld- und Hypothekenbücher erfolgt, oder die öffentliche Bekanntmachung des Status besorgt worden seyn sollte; 2). Wenn hingegen die Gläubiger erst zu der Zeit, wo das Familien-Statut schon bestand, ihr Geld vorgestreckt haben; so sind folgende Fälle zu unterscheiden: a) Enthält das Familien-Statut solche Bestimmungen, die dem deutschen Rechte, und den ächten Grundsätzen von der Natur und dem Wesen der Stammgüter zuwider sind, so erzeugt es nur in Ansehung derjenigen Gläubiger eine Verbindlichkeit, denen dasselbe bekannt gemacht worden, und die sich solches haben gefallen lassen, ohne dass hierbey die Bestätigung des Regenten, oder das Eintücken in öffentliche Pfandbücher, oder eine sonstige öffentliche Bekanntmachung etwas zu ändern vermag; b) Ist hingegen das Statut den Grundsätzen des deutschen Rechts und der Autonomie zwar gemäss eingerichtet: die besonderen Landesgesetze schreiben aber solchen Statuten, wenn sie anders für Dritte, die nicht Familienglieder sind, verbindlich seyn sollen, eine besondere Form vor; so muss diese von den diesen Landesgesetzen unterworfenen Mitteltaren von Adel allerdings beobachtet werden; c) In Ermangelung besonderer Landesgesetze hierüber kehet dem Gläubiger, der sich nach dem Daseyn und dem Inhalte der etwa vorhandenen Familien-Statuten erkundiget hat, gegen diejenige Familienglieder allerdings eine Klage zu, die ihm das Daseyn, oder den Inhalt dieser verheimlicht haben; d) Hat hingegen der Gläubiger unterlassen, sich um die Natur und Beschaffenheit derjenigen Güter, in Ansehung deren er contrahirte, zu erkundigen, oder, dieser wohl bewusst, sich nicht darum bekümmert; so gelten die an sich rechtmässig errichteten Statuten allerdings zu seinem Nachtheil, ohne dass die gemeinen Rechte den Familiengliedern die Verbindlichkeit auflegen, den Beweis zu übernehmen, dass diese Statuten von dem Regenten bestätigt, oder öffentlich bekannt gemacht, oder den öffentlichen Pfandbüchern einverleibt worden. — — Eben diese Grundsätze führt der Vf. fort, sind denn auch bey Bestimmung der rechtlichen Verhältnisse gegen den Käufer, oder sonstigen dritten Besitzer solcher mit Stammguts-Eigenschaft behafteten Güter anwendbar — — Rec. tritt mit voller Ueberzeugung der Meynung des recensirten Vf. bey, und bemerkt nur noch, was jeder schon voraus vermuthen wird, dass auch diese Abhandlung durch gute Ordnung, ausgesuchte vollständige Literatur, Deutlichkeit und Bestimmtheit sehr zu ihrem Vortheile sich auszeichnet.

Philosophie. *Osnabrück*, b. Bethmann: *Diss. de facultate objectorum Philosophiae criticae theoretica in corporum* [illegible] *Praes. Mag. Joh. Chr. Mahrbeck*, Ph. theoret. et practic. Prof. reg. et ord. h. t. Rect. Magnif. et Comite Palatino Caes. nec non Fac. Philos. Decano, pro laurea P. P. *Petrus Ryberg.* V. D. M. Bahus. Gothob. — die VIII. Apr. 1794. 40 S. 4. Blos als Seltenheit nennen wir diese Dissertation, die sonst leicht der detaillirtesten Geschichte der Philosophie unserer Tage entgehen möchte. Nach S. 40. hat der *Celeberrimus Praeses — de Differentia Iudiciorum analyticorum et syntheticorum contra Auctorem Criticae rationis purae* sonst schon dissertirt. Sollte wohl auch hier Präses und Auctor Eine Person seyn? „*O Critici*, ruft S. 17, *o Neutrorum, quae Vos capit, caecitas! Quantum est in Vobis innane* (sic).. *Petegetisue, Amici, .. infelicitas, quam Cel. Crusius et M. Immanuel Kant manifestarunt*, quorum ille opinatus est, se pari ratione existentiam Dei posse demonstrare, et hic credidit, eodem jure ad existentiam mundi perfectissimi concludi posse? „Uebrigens wird diese Lanze gebrochen, um die *debilitatem* der *Prüfung der Mendelssohnischen Morgenstunden* zu entdecken.

Volksschriften. *Leipzig*, b. Sommer: *Das Volksfest der Brandisser Gerichtsunterthanen, gefeyert am 5ten und folgenden Tagen des Nov. 1793., zur Beherzigung für Herren und Unterthanen* beschrieben von *B. F.* 1792. 71 S. 8. (4 gr.) Im J. 1792. verheirathete sich *Hr. von Bodenhausen*, gegenwärtiger Besitzer von *Brandis*, einem kleinen Städtchen und Rittersitz, 3 Stunden von Leipzig und 2 St. von Wurzen. Die Hochzeit wurde zu Planitz im Voigtlande gefeyert. Er bestimmte den 5ten Nov. zum Einzuge mit seiner Gemahlin in Brandis, und den Tag darauf sollten die Bürger daselbst, nebst den Einwohnern der ihm ebenfalls gehörigen 4 Dörfer, ihm als ihrem Herrn öffentlich huldigen. Hier wird nun in einem sehr umständlichen Detail erzählt, wie diese Einholung und Huldigung geschehen, was dabey für Feyerlichkeiten, Gastmale und Tänze vorgefallen, welche Geschenke den Vermählten verehrt, welche Lieder und Rundgesänge dabey gesungen wurden. Sogar die Namen aller Unterthanen, welche die Geschenke überreicht haben, sind nicht unbemerkt geblieben. Man kann indessen nicht umhin, aus der Theilnahme, mit welcher dieses Fest veranstaltet und ausgeführt worden, so wie aus dem Benehmen und so manchem Zug von Herzlichkeit der Unterthanen und ihrer Herrschaft gegen einander, auf ein glückliches Verhältniss zwischen beyden zu schliessen, und dieses vor ihnen gegebene schöne Beyspiel zur Beherzigung zu empfehlen. Auch die Armen und Gebrechlichen nahmen Theil an der öffentlichen Freude, und bey Tafel wurden 70 Rthlr. für sie eingesammelt. Hr. v. B. erliess seinen Gemeinden die gegen 700 Rthlr. betragenden Erbzinsen auf ein Jahr, mit dem Zusatze, dass sie dieses ja nicht als eine Bezahlung ihrer Geschenke ansehen möchten; denn mit Gelde könne er diese nicht bezahlen, und das Vergnügen, welches sie ihm gewähret hätten, könne er nicht vergelten. „Tief gerührt sprach er zu den Armen, als die letzten Töne ihres Huldigungsliedes verhallt waren: Ich danke euch, meine Kinder! so lange mir Gott Brod schenkt, sollt ihr es auch haben; und seine Gattin versetzte den, als seinen Vorsatz: sie würde sich bestreben, das Lob auch zu verdienen, welches ihr Gemahl sich erworben habe. Zuletzt noch einige Züge aus dem Leben und Charakter des Hn. v. B. nebst einigen Hochzeitgedichten. Von jenen führen wir nur das an, dass er die in Oetheln und Beuchelden auferlegten Geldstrafen seinen Gerichtsunterthanen für die Brandisser Armenkasse bestimmt hat.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 20. September 1794.

TECHNOLOGIE.

FREYBERG u. ANNABERG, b. Kraz: *Bergmännisches Journal*, von *Köhler* und *Hoffmann*. Fünfter Jahrgang. (Mit Kupfern.) 1792. 1. B. 558 S. 2. B. 504 S. 8. (4 Rthlr.)

Um Raum für wichtigere Dinge zu gewinnen, sollen in gegenwärtiger Anzeige die Abhandlungen durch den ganzen Jahrgang, der Reihe nach und die, welche Fortsetzungen haben, gleich durch angezeigt werden, ohne ihre Ueberschriften zu wiederholen, oder ihre Anzeige abzubrechen. Auszüge und Recensionen müssen ganz übergangen werden. Die Abhandlungen des gegenwärtigen Jahrganges sind: 1) *Versuch über einige physikalische und chemische Grundsätze der Salzwerkskunde, von F. A. v. Humbold.* Die Absicht des Vf. geht hauptsächlich dahin, die neuen grosen Entdeckungen in der Chemie und Physik auf den technologischen Theil der Salzwerkskunde (Halurgie) anwendbar zu machen. 2) *Ueber die Ausbreitung des Steinkohlendebits in Schlesien.* Im Jahre 1790 wurden von den schlesischen, schweidnitzischen und glazischen Steinkohlen überhaupt 987498 Scheffel (=0.66 oder etwas über ⅔ Dresdner Scheffel) verkauft — im Lande 765992 Scheffel, wodurch 158196 Klattern Holz erspart wurden, wenn man fünf Scheffel Steinkohlen für Eine Klafter Holz rechnet. Dadurch wurde eine Geldsumme von 105136 Rthlr. in Circulation gesetzt. Nach einer kurzen Nachricht S. 382. brachte man es im Jahre 1791 auf 1119741 Scheffel. 3) *Ueber die bisherigen Fortschritte des Steinkohlenbergbaues im Fürstenthum Schweidnitz* — enthält ähnliche Berechnungen, die die ausserordentliche Nutzbarkeit dieses Fossils bestätigen. 4) *Von den Ursachen der bisherigen Fortschritte des Steinkohlenbergbaues im Fürstenthum Schweidnitz.* Die Benutzung und Aufsuchung der Steinkohlen in dieser Provinz ist sehr alt, und verliert sich in mehrere Jahrhunderte zurück. Schon im J. 1550 brannte man Kalk und Ziegeln bey Steinkohlen, doch ging sämmtlicher Bergbau im 30jährigen Kriege ein, und fing erst 1769 wieder an aufzuleben, wo der grose Friedrich Vorkehrungen traf, sämmtlichen Bergbau wieder in Umtrieb zu bringen. Durch Prämien und die genaueste Ordnung bey dem ganzen Gewerbe erhöhete man bald den Debit fünffach, bis er endlich seine Vollkommenheit erreichte, als Heynitz, der eigentliche Wiederhersteller, ans Ruder kam. 5) *Ueber die Bestandtheile des Rothgültigen Erzes*, von Hn. Prof. *Klaproth*. Man war bisher einstimmig, dass die Bestandtheile dieses bekannten Fossils Silber, Arsenik und Schwefel wären. Hr. K. wollte sich hiervon überzeugen, fand darin aber 60 Silber, 203 Spiesglaskönig, 117 Schwefel und 8 Wasserfreye Vitriolsäure, ohne eine Spur von Arsenik. 6) *Kurze Nachricht von dem Versuche, Steinkohlen bey dem Oberschlesischen Eisenwerken anzuwenden.* Durch Jars metallurgische Reisen veranlasst, versuchte ein schlesischer Eisenhüttenpächter, sein Werk mit abgeschwefelten Steinkohlen zu betreiben. Die ersten Versuche misslriethen, indem sein Eisen rothbrüchig wurde, in der Folge aber, nachdem er in Rücksicht des Gebläses zweckmäsige Abänderungen getroffen, gerieth alles vollkommen. 7) *Von dem Schmelzen der Eisenerze, im Hohofen, bey abgeschwefelten Steinkohlen.* Die Versuche wurden auf dem königl. Eisenhüttenwerke Malapane angestellt. Man stellte einen der dasigen Hohöfen den Umständen gemäs zu, und brachte ihn erst mit Holzkohlen in Gang. So wie man gutes Roheisen erhielt, wurde an Holzkohlen abgebrochen, an Coaks aber zugesetzt, bis man endlich blos Coaks setzte. Die Betriebsbeamten überwanden durch Einsicht, Unverdrossenheit und Beharrlichkeit viele sich einstellende Schwierigkeiten, betrieben den Hohofen 436 Stunden, als so lange der Vorrath von Coaks dauerte, allein damit, und erhielten besonders zuletzt vorzüglich gutes und mehr Roheisen, als bey Holzkohlen. 8) Unter die Rubrik, *kurze Nachrichten*, ist eine Nachricht aus den Intell. Bl. d. A. L. von 1791. N. 130. aufgenommen, wo angezeigt wird, dass Hr. Fleriau de Belle ue, welcher zuvor schon mit Hn. Dolomieu die vulkanischen Gegenden von Italien und Sicilien bereist hatte, gefunden hätte, der nicht weit von Schafhausen stehende isolirte Hügel, auf welchen die Festung Hohentwiel liegt, so wie noch einige andere Hügel dieser Gegend seyen vulcanischen Ursprungs etc. Diese Anzeige hat man hier mit unnützen Fragezeichen und voreiligen Anmerkungen dergestalt durchspickt, dass der gleichgültigste Leser mit Widerwillen die Art empfinden wird, mit der man sich bemühet, andern eine Meynung aufzudringen. 9) *Versuch einer Theorie der Sprengarbeit*, von Hn. J. *Baader*. Es werden hier die Gründe vorgetragen, nach welchen das Pulver bey der Sprengarbeit wirksamer ist, wenn zwischen ihm und der Besetzung ein leerer Raum gelassen wird — ein Verfahren, das nicht geschwind genug allgemein angewendet werden kann. 10) *Geognostische Beobachtungen auf einer Reise durch einen Theil des böhmischen Mittelgebirgs.* Sie wurden von einigen Gebirgsforschern in den Gegenden von Dachs, Töplitz, Bilin etc. angestellt, welche vorzüglich aus Flötzkalk und Sandstein bestehen, aus welchen Basalt- und Porphyrschieferberge in grosser Zahl hervorragen. Nahe bey Strakke fanden sie eine Schlucht, worin deutliche Spuren eines Erdbrandes wahrzunehmen waren. Die Unterlage war scharf gebrannter ziegelrother Thon, über die-

diesem perlfarbig gebrannter Basalt. Die perlfarbigen, lavendelblauen, und bisweilen auch gelben Porzellanjaspisse liegen nur als Geschiebe in jenen Feldern herum. Hierauf besuchten die Reisenden „in der so überaus „lehrreichen und angenehmen Gesellschaft des Hn. D. „Reuss das wichtige Steinkohlenbergwerk in Kutter„schitz bey Bilin, welches in der vortrefflichen Oro„graphie des Bergwerks Mittelgebirgs beschrieben ist.“ Die Granaten bey Meronitz brechen in einer Thonschicht, aus welcher sie durch den fehlerhaftesten Bergbau gewonnen und gefördert, und durch Waschen von dem anklebenden Mergel und Letten abgesondert und rein erhalten werden. Die tiefsten Schächte gehen ungefähr 14 Lachter nieder. In Trzeblitz und Podsellitz liegen sie nicht so tief, sind schöner und werden am letztern Orte geschliffen. Man findet an diesen Orten auch Saphire und Chrysolithe. Bisweilen sollen Granaten zwischen den Schalen der concentrischen Kugelbasalte liegen. Der Hr. Vf. fand die geognostische Verwandschaft des Basaltes mit den Graniten hier sehr auffallend, ohne sich jedoch näher über diesen Umstand herauszulassen. Zwischen Czernodol und Kosschow viel schöne Porzellanjaspisse, gebrannte Thone und Erdschlacken. 11) *Etwas über den ausgebrannten Vulkan bey Eger in Böhmen*, von Hn. D. *Reuss*. Die Bornische Nachricht von diesem Berge, der Cammerberg genannt, ist wohl den mehresten Mineralogen nicht unbekannt. Eben diesen Berg besuchte nun auch Hr. R. und fand, dass er nichts weniger als ein Vulcan, sondern ein Pseudovulcan war, der aber, nach §. 17. wohl ein Vulcan hätte werden können, wenn zur Zeit seines Brennens etwas Wasser dazu gekommen, und das hier vermuthliche Steinkohlenflötz mächtiger gewesen wäre. — Was nun Hr. v. Born schwarze derbe Lava genannt hat, wird hier Basalt benannt. Seine rothe poröse Schlacken-Lava wird in röthlichbraune Erdschlacke, seine Puzzelanerde in kleine Bruchstücke von Erdschlacken etc. umgeschaffen, die Existenz des Bimssteins aber ganz abgeleugnet. Höchst merkwürdig wäre ein vom Vf. gefundener Uebergang aus Gneiss in Schieferthon, zwischen deren Entstehungsperioden man sich bisher sehr grosse Zeiträume gedacht hat. Zum Schluss etwas von der Entstehung des Egerbrunnens. 12) *Allgemeine Grundlehren über die Anlage und Struktur der Maschinen, hauptsächlich in Rücksicht des Bergbaues*, von *Lempe*. 13) *Etwas von den Merkwürdigkeiten des Steinreichs in der Gegend von Oldershausen im Fürstenthum Calenberg*, von *Weppen*. Eine Nachricht von den mannichfaltigen und seltenen Versteinerungen, die sich im Kalkstein und andern Gebirgsarten dieser Gegend finden. 14) *Ausführliche Beschreibung des Pferdegöpels auf der Grube, Neuer Morgenstern, bey Freyberg*. 15) *Beantwortung einiger Fragen, den Oberharzer Hüttenhaushalt betreffend*, von dem verstorbenen Oberhüttenvorsteher *Klinghammer* in Freyberg. Er schlägt zweyerley Schmelzarbeiten vor. — Rohrarbeit und Bleyschmelzen. Zur erstern die ärmern Schliche, welche unter 30 Pfund, zur zweyten aber die, welche über 30 Pfund Bley halten. Diese sollen besser als zuvor gebrannt werden, wozu er einen eigenen Ofen vorschlägt, und eine Abbildung davon beyfügt. Dieses Brennen empfiehlt er sehr, indem in Bleyberg alles Bley jährlich auf 20000 Centner, blos im Brennofen ausgebracht wird, aus welchen es noch über dem Maasse herausläuft, nach welchem der Schwefel abraucht. Die gerösteten Schliche sollen hernach in einem niedrigen Ofen geschmolzen werden. Der Raum verbietet, mehr aus diesem vortrefflichen Aufsatze zu nehmen. Rec. bemerkt nur noch, dass er etwas alt zu seyn scheint, und auf das gegenwärtige Harzische Schmelzen wenig Bezug mehr haben dürfte. 16) *Ueber die Krystallisation eines Schwerspates in kleinen geschobenen Würfeln, deren stumpfer Winkel 105° beträgt*, von Hn. *Dodun*, Ingenieur en chef der Brücken und Chausseen im Departement du Tarn. 17) *Bemerkungen über ein gelbes durchsichtiges octaedrisch krystallisirtes Fossil, welches für Bernstein ausgegeben worden, Gillet-Laumont*, Generalinspector der französischen Bergwerke. Es ist das Fossil, welches Hr. Werner Honigstein benannt hat. Es werden in diesem Aufsatze besonders die Unterscheidungszeichen zwischen demselben und dem Braunstein angegeben. 18) *Auszug aus einem Schreiben von Hn. D. Thomson, über die Entstehung einer kieselartigen Materie*. In der Gegend des Schlosses Saffo in Volterra fand Hr. T. auf den Klüften eines in der Masse aufgelösten Sandsteins, eine quarzige Materie, die erst neuerlich durch die Dünste einer sehr heissen Quelle gebildet worden war. Sie ist ganz durchsichtig wie Glas, ungefärbt, tropfsteinartig und überzieht die Klüfte des Sandsteins. 19) *Auszug eines Schreibens* von dem Hn. *Baron von Nordenpflicht*, Director der fiscalischen Bergwerke in Peru. Der grosse Berg von Potosi, an dessen Fusse die Hauptstadt liegt, bestehet ganz aus Thonschiefergebirge von verschiedener Farbe, auf welches sich in einiger Entfernung Porphyr auflegen soll. Die Erze daselbst bestehen aus Hornerz in Hornstein, denen bisweilen auch Fahlerz und Schwefelkies beygemengt ist. Ihr Gehalt ist in 50 Centnern nur 4 bis 8 Mark Silber. Hier sind 33 Pochwerke, jedes mit 10 Stempeln, und 60 Trapichen, eine Art von Erzmühlen, die durch zwey Menschen bewegt werden, im beständigen Umtriebe. 20) *Bemerkungen über die gemischten Steinarten und über die Gebirgsarten*, vom Commandeur *Dolomieu*. Er nimmt eigenthümlich nur vier Grunderden, die Kalkerde, Talkerde, Alaunerde und Kieselerde an. Von den übrigen sagt er, sie spielten in der Natur eine so kleine Rolle, und gingen so selten in die Zusammensetzung der Gebirgsarten ein, dass er nicht nöthig hätte, sie in Betrachtung zu ziehen. 21) *Einige Nachrichten von dem Baireuthischen Fichtelberge*, von Hn. *von Humboldt*. 22) *Nachrichten von zwey verzerlegten Steinarten Lepidolith und Bitterspath*, von Hn. Bergrath *Karsten*. 24) *Beschreibung des Hornsteinschiefers und Thonschiefers des Hn. von Saussure*, von Hn. Professor *Struve*. 25) *Mineralogisch-bergmännische Beobachtungen* auf einer Reise durch einen Theil des Meissnischen und Erzgebirgischen Kreises, im J. 1791 enthalten einige gute Beobachtungen und zum Theil ausführliche Nachrichten von den Steinkohlenwerken bey Niederhennersdorf und Burg, besonders aber eine sehr anschauliche Beschreibung des Stolpenschen Basaltberges, und der Basalte am Gickels- und Heulenberge etc. in

wel-

welchem letztern aufserordentlich viel magnetischer Eisenstein eingemengt seyn soll. Eben so ausführlich und angenehm sind die Nachrichten von den Pirnaischen Sandsteinbrüchen und den dortigen Gegenden. 26) *Aeufsere Beschreibung des Olivenerzes von Karrarach in Kornwallis*, von Hn. *von Schlotheim*. 27) *Von einigen neuen elastischbiegsamen Steinen und der Art, mehrere Mineralien Biegsamkeit mitzutheilen*, von Hn. *Florian de Bellevue*. Dieser aufmerksame Mineralog entdeckte einen biegsamen Kalkstein am St. Gotthard, den er hier sowohl nach seinem Aeufsern, als nach seinem chemischen Verhalten sehr genau charakterisirt. Er tritt der Meynung des Hn. Dolomieu bey, dafs dieser Kalkstein die Fähigkeit, sich ein wenig biegen zu lassen, blofs einem Zustande von Austrocknung zu verdanken habe, die den Zusammenhang seiner Theile schwäche. Diesem zufolge unternahm er verschiedene Versuche mit wiederholtem Glühen und Ablöschen einiger Steinarten, die so glücklich ausfielen, dafs er wirklich mehrern derselben die Biegsamkeit ertheilte. 28) *Vollständige Nachricht von den Hollentra Zuge, einem wichtigen Eisensteinwerke* (in der Grafschaft Sain-Altenkirchen) vom Hn. Bergrath *Cramer*. 29) *Ein Beytrag zu einer mineralogischen Beschreibung der Carlsbader Gegend*, von *L. C. v. B.* Ein vortrefflicher Aufsatz, der keinen kurzen Auszug verträgt. Der Vf. sucht die erwärmende Kraft für den dortigen Brunnen in fortdauernden Steinkohlenbränden im Innern dieser Gegend. Wünschenswerth wäre es gewesen, wenn er sich etwas weitläuftiger über die angebliche Trappformation herausgelassen hätte, wovon das mineralogische Publicum noch zu wenig unterrichtet ist, um über den Werth oder Unwerth dieser neuen Hypothese entscheiden zu können.

SCHÖNE KÜNSTE.

Riga u. Leipzig, b. Hartknoch: *Erzählungen von Carl Stille*. Zweyter Theil. 1793. 266 S. 8.

Der zweyte Theil dieser Erzählungen ist des ersten vollkommen würdig. Rec. hat wenig Bücher gelesen, woraus das menschenfreundliche Herz und der reife Geist des Autors schöner hervorgestrahlt hätte. Wahre Weisheit wird mit edler Einfalt vorgetragen und auf die Bedürfnisse der Menschen, besonders unserer Zeit, angewandt. I. *Hasneddin* wird den meisten Lesern aus dem Mercur bekannt seyn. Es ist die Geschichte eines edlen Aufklärers. II. *Gebal und Abidallah*. Ein Fürst wird mit glücklichen Anlagen gebohren, von Schmeichlern und Bösewichtern verderbt, von dem weisen Abidallah aber auf den rechten Weg zurückgeführt. Leider wandelt er ihn nicht lange! Denn nach Abidallah's zu frühem Tode bemächtigen sich eben diese Ungeheuer aufs neue seines Herzens, bis es endlich drey rechtschaffenen Männern nicht ohne Mühe, List und Gefahr gelinget, jene zu entlarven und Gebal seinem Volke wieder zu schenken. Dieser edle Stoff ist auch eben so edel bearbeitet. Besonders empfehlen wir die kleine Abhandlung von der Pressfreyheit allen Fürsten und Ministern. Leider zittern noch viele vor dem blofsen Namen der Pressfreyheit und sehen Königsmord und Aufruhr hinter ihr lauschen. Der Satz, dafs ein Fürst seine Wohlthaten nicht aufdringen, noch Irrthümer gewaltsam ausrotten müsse, ist zwar im Allgemeinen keineswegs zu verwerfen; leidet aber gewifs einige Einschränkungen. Freylich *läfst sich bessere Einsicht nicht erzwingen;* aber die Gewohnheit selbst ersetzt bey ungebildeten Menschen die Stelle der Einsicht und Ueberlegung. So hat man in Oestreich schon unter Maria Theresia viele Feyertage abgebracht und unter dem grossen, lange verkannten Joseph die Processionen verboten; sehr weise, wie uns däucht. Der Pöbel murrte anfangs wider das Verbot; jedoch nach und nach liefs er es sich gefallen und die jüngern Leute wurden an einen Unfug weniger gewöhnt. Ueberdiefs wird man gewisse Thorheiten gar nicht ausrotten, wenn man zu viele Schonung und Nachsicht anwenden wollte, da das Interesse einiger Stände erfodert, sie unter der Hand zu hägen und wo möglich zu verewigen. Diesem wird durch ein Gesetz und die Furcht vor Strafen wenigstens einigermafsen gesteuert.

III. *Der Schatz*. Die Schicksale einer Familie, welche durch einen Schatz unglücklich wurde. Auch diese Erzählung, wiewohl sie nicht das Interesse der vorigen haben kann, ist sehr gut in ihrer Art und verdient gewifs Dank und Beyfall. Wenn wir indessen diesem so lobenswürdigen Schriftsteller einen Rath ertheilen sollten, so wäre es der, dafs er hier und da eine auffallende Erdichtung, eine lebhafte Beschreibung und etwas mehr Anstrich vom Romanhaften nicht verschmähen sollte. Hiedurch würde sein Buch leichter Eingang gerade bey solchen Personen finden, die dessen am meisten bedürfen. Seine Arzneyen sind reinigend und stärkend; aber nicht immer ist für die kranken Kinder, d. h., für den gröfsten Theil der Leser, der Rand des Glases mit Honig bestrichen. Hr. *St.* mag uns diesen Wink zu gute halten, der blofs aus dem Verlangen herrührt, ein so nützliches Buch in vielen Händen und den Inhalt in vielen Köpfen zu wissen. Auf jeden Fall wollen wir nicht zanken, wenn er hierin unsern Rath nicht befolgt und seinen festen Gang so fortsetzt, wie er ihn angefangen hat. Er erklärt ja ohnehin S. 8. bey der Mittheilung gewisser Bruchstücke, die von zehen Lesern nur Einer nicht überschlagen dürfte, dafs er gerade für diesen Einen am liebsten erzähle. Eine andere Bitte, worauf wir aber schlechterdings bestehen müssen, ist diese, dafs ein Mann von Hn. *St's.* Verdiensten alle grammatischen Unrichtigkeiten zu vermeiden suche. Das Wort *Uebermüthler* S. 31., *kommode* statt bequem S. 66., *auf die Kondition* statt: unter der Bedingung S. 227. haben uns nicht gefallen. *Mit bezaubernder Miene der Bescheidenheit* S. 166. scheint uns unrichtig und der Artikel *der* hier nothwendig zu seyn. Ganz fehlerhaft ist S. 19. die Zusammenziehung durch ein Participium, das sich auf nichts beziehen kann. *Von wenig Edlen beweint, würden Tausende meinem Andenken fluchen.* Es soll heifsen: Wenig Edle würden mich beweinen und tausende würden meinem Andenken fluchen. Noch andere Unrichtigkeiten

trafen wir in diesem Buche an. Eine müssen wir um so mehr rügen, da Hr. S. sie mit vielen sonst classischen Schriftstellern gemein hat. Es ist der Genitiv in s bey eigenen Namen die den Artikel haben, z. B. *des Gebals Sohn*. Schon Hr. Adelung eifert wider diesen Fehler, da er aber die Gründe nicht auseinandersetzt, so sey es uns erlaubt, die wichtigsten anzuführen. 1) Niemand macht diesen Fehler bey Wörtern des weiblichen Geschlechts. Niemand sagt z. B. das Buch der Theresens. 2) Auch bey Wörtern des männlichen Geschlechts nicht in andern Endungen. Z. B. ich habe es dem Adelungen gegeben. 3) Ja nicht einmal in der zweyten Endung, wenn sie etwas mehr als ein bloßes S bekommen soll. Niemand sagt *das Buch des Wolfens, des Sonnenfelsens*. Die getadelte Form hat also nichts für sich als den Gebrauch, der aber bey weitem nicht so allgemein ist, dass er alle Regel und alle wahre Analogie überwiegen sollte. Er gründet sich auf eine unrichtige von den Gattungsnamen hergenommene Analogie. Indessen liessen sich hierdurch oft grosse Schriftsteller täuschen. So heisst es bey dem so musterhaften Ramler:

Verlass die keusche Grosmuth deines *Scipio*,
Deines *Koriolan* gefahrenvollen Gehorsam.

Ist hier *deines Scipio* recht, warum denn nicht auch *deines Koriolan*? müsste es aber *deines Koriolan's* heissen; warum nicht auch: *deines Scipio's*.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erziehungsschriften. *Prag*, b. Albrecht und Comp.: *Sendschreiben an den ehrwürdigen Landmann* etc. von *Bernhard Spacht*, d. W. u. b. R. D. 1793. 101 S. 8. (6 gr.). — Dieses Sendschreiben widmet der Vf. „dem ehrwürdigen, fleissigen und „tugendlichen Bauersmanne zur Rettung von Vorurtheilen und Irr„wahn und Aussicht auf den Titel „dem ehrwürdigen Landmanne den richtigen Begriff von dem französischen Freyheits- und „Gleichheitsgenusse; von dem Worte Jacobiner deutlich zu er„klären; und die vorzüglichsten Mitglieder dieser berüchtigten „Gesellschaft etc. mit allen ihren Streichen ausführlich zu schil„dern.“ Von dieser Art sich dabey zu benehmen, geben wir einige Stellen zur Probe. S. 6. „Die Worte: Freyheit und „Gleichheit wurden von einer Gesellschaft herrschsüchtiger Men„schen, die den Plan entworfen hatte, dem Könige die Regie„rung aus den Händen zu reissen, keineswegs aber das Volk „glücklich zu machen, nur in der Absicht erfunden, um den „grossen Haufen Menschen zu gewinnen, der sich dadurch von „allen Abgaben frey, und seinem Herrn ganz gleich zu werden „eingebildet. Wir Menschen, liebe Landleute! lassen uns im„mer am liebsten durch Worte und Schall regieren, wie wir „diess aus den *nichtsbedeutenden* Ausdrücken Freyheit und Gleich„heit, welche ein ganzes zahlreiches Volk, und mit ihm, wenn „man nicht noch zeitig genug Gegenanstalten getroffen hätte, „vielleicht die halbe Erde, in Unordnung und Elend gebracht „hätten, thätlich ersehen können. — Freyheit und Gleichheit „sind allerdings sehr schmeichelhafte Worte, die vielleicht auch „einige von euch, liebe Landleute, leicht hätten irreführen kön„nen. Von aller Robath, von Steuren und Abgaben, Mauten „und Zöllen frey zu seyn, und mit eurer Obrigkeit oder den „vorgesetzten Beamten gleich gut speisen und trinken zu kön„nen; ihnen in allen, in Einkünften, in der Behandlung und Ach„tung ganz gleichgehalten zu seyn, möchte euch wohl so ganz „gut gefallen. Aber meine liebe gute Landleute! das sind, wie „ich euch schon gesagt habe, lauter Blendwerke. Freyheit und „Gleichheit sind *leere* Worte, mit denen man euch noch mehr „unterjochen will.“ S. 62. „Der Jacobiner Tracht bestehet in „einem nachlässigen Aeussern. Sie tragen abgeschnittene Haare, „einen runden Hut, einen schlechten Ueberrock und einen „dicken Knotenstock in der Hand.“ „Keine Regierung in der „Welt liebe Landleute kann sich mehr Mühe geben, euch Bessers „zu besorgen, als die unsrige. Sie thut ja alles für den Land„mann. Sie hat euren Stande eine Achtung verschafft, die er „noch niemal, und noch in keinem Reiche genoss. Ihr seyd „durch sie von der Leibeigenschaft befreyt worden. Die Lasten „und Abgaben an eure Obrigkeiten sind von ihr um ein Ansehn„liches gemildert worden; und die Wirthschaftsbeamten „müssen euch auf eine gute, *menschliche* Art behandeln. Ihr „dürft nun mit euren Herrschaften ungehindert sprechen; ihr „könnt ihnen eure Klagen mit Freymüthigkeit eröffnen und sie „werden sie liebreich und mit Geduld anhören. Sie helfen euch „sichen gern, wenn eure Bitten gerecht sind.“ S. 77. etc. folget eine kurze Erzählung vom Ursprunge der Frohnen und ihrer ehemaligen Nothwendigkeit, in welcher unter andern folgende treuherzige Aeusserung steht: „Die Last der Roboth, die ich „euch jetzt, nach ihrem, für euch vortheilhaften, und nothwen„digen Ursprunge geschildert habe, ist bey weitem nicht so drü„ckend, wie ihr, oft aus bösen Anstiftungen, darüber klaget, füh„ret. In Sachsen, im Reiche ist der Bauer um kein Haar besser „daran, als der böhmische; er hat in einigen Ländern noch grö„ssere Lasten, und doch ist er nicht *immerwährend* so unzufrie„den, als ihr.“ S. 99. Bey uns lebt wahrlich jeder Mensch gut und kann um so besser bestehen, je fleissiger und rechtschaffener er ist. *Wo speist und trinkt man so gut* (eine allgemein bekannte Wahrheit) *als in K. K. Ländern*? Wie könnte man es, wenn die Abgaben zu gross wären! Das ganze Schreiben endigt Hr. S. mit folgender Apostrophe an die ehrwürdigen böhmischen Landleute: „Edle, tapfere Böhmen! die ihr von kei„nem Partheygeiste wisset, die ihr keinen andern Wunsch habt, „als die Gesetze eures verehrungswürdigsten Monarchen, als die „Gerechtigkeit und die Menschlichkeit, ohne welche keine „Dauer der Gesetze ist, zu befolgen, zu lieben und zu verehren, als euren Obrigkeiten Gehorsam und Achtung zu erwei„sen, gebt eure Schätze und *Kinder willig hin*, um unter den „siegreichsten Befehlen der würdigsten Feldherren das grosse, „ehrenvolle Werk bald vollenden zu helfen, den Völkern Friede, „und den Thronen eine unerschütterliche Festigkeit verschaffen „zu können! Tapfere Böhmen! schwört mit mir: *für ewige „Zeiten Verehrung und Treue dem Königsstuhle*, auch wenn irgend ein Träger desselben menschlich fehlte! Es ist leicht, — beherziget diese Wahrheit — über Könige zu richten, leicht ihre Schwächen aufzusuchen, und das Verschulden treuloser „Diener auf ihre Schultern zu werfen; aber edle Böhmen! *schwer, sehr schwer ist, ein König und verwerflich zu seyn!*“ Das ist gewis unstreitig.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 22. September 1794.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

Stockholm, gedr. in der königl. Druckerey: *Reglemente för Kongl. Maj:ts. Tunga och Lätta Cavalerie. Förſta Delen.* (Reglement für die königliche ſchwere und leichte Cavalerie. Erſter Theil.) 1793. 1 Alph. 8.

Daſs man in Schweden ſeit verſchiedenen Jahren beſonders auf das Kriegsweſen viele Aufmerkſamkeit wendet, beweiſen auch die verſchiedenen nach einander erſchienenen und oft abgeänderten oder verbeſſerten Reglements, beſonders für die Infanterie. Hier erſcheint nun auch ein ausführliches Reglement für die Cavallerie. Es beſteht aus vier Abtheilungen. Die erſte, unter dem Namen der *Recrutenſchule*, handelt von der Oekonomie und Dienſtleiſtung, der Dreſſirung des Recruten zu Fuſs und zu Pferd, und vom Reiten ſowohl Mann für Mann, als in Glied und Reihen. Die zweyte Abtheilung heiſst: die *Remonteſchule*, und lehrt die Art und Weiſe, mit Pferden umzugehen, ſie zuzureiten, und ihnen ihre Unarten abzugewöhnen. Die dritte Abtheilung beſchäftigt ſich mit dem Exercitium der Eſcadrons, und iſt die ausführlichſte von allen. Sie handelt von der Rangirung, Abtheilung, Richtung, Stand und Marſchordnung, den Evolutionen, dem Marſch en front, en colonne und file, dem Angriff, der Flankirung einer Eſcadron, dem Verhalten der ſchweren Cavallerie gegen leichte Truppen, und den Handgriffen zu Pferde. Die letzte Abtheilung endlich enthält die Uebung der Cavallerie oder Dragoner zu Fuſs, und handelt von den Abſichten bey dieſer Uebung, dem Abſitzen, Marſch, der Richtung, dem Oeffnen und Schlieſsen der Glieder, dem Schwängen und Abfallen, den Handgriffen, Feuern, Aufſitzen, u. ſ. w. Alles ſehr deutlich und faſslich auseinander geſetzt.

VERMISCHTE SCHRIFTEN

London, b. Johnſon: *Letters from a Father to his Son, on various Topics, relative to Literature and the Conduct of Life.* Written in the years 1792 and 1793, by *J. Aikin*, M. D. 1793. 348 S. 8. (5 Sh.)

Gleich der Name des Vf., eines der geſchmackvollſten heutigen engliſchen Schriftſteller, erregt für dieſe an ſeinen Sohn gerichteten Briefe eine günſtige Erwartung, und erhöht das Intereſſe gleich im voraus, welches ſchon das Verhältniſs eines ſeinen ſtudierenden Sohn über wiſſenſchaftliche und ſittliche Gegenſtände belehrenden Vaters mit ſich führt. Hiezu kommt, daſs dieſs gegenwärtigen Briefen zum Grunde liegende Verhältniſs hier keine bloſse Wendung oder Dichtung iſt, wie es etwa bey deſſel. *Duſch's* Briefen zur Bildung des Geſchmacks an einen jungen Edelmann, und bey ſonſt mehrern, der Fall war; wenn gleich die Nebenabſicht öffentlicher Bekanntmachung wohl ſogleich mit der Entwerfung dieſer Briefe mag verbunden geweſen ſeyn. — Und wären ſie auch nicht vorher an den Sohn einzeln und wirklich abgelaſſen, wären ſie gleich vor den Augen des Publicums an ihn geſchrieben worden; ſo geht dadurch immer noch der Werth nicht verlohren, den ihnen ihre individuale Beziehung, und die bey dem allen nicht erkünſtelte Wärme des für Geiſt und Herz ſeines Sohns zärtlich beſorgten Vaters ertheilt. Auf der andern Seite aber hat dieſe perſönliche Beziehung nichts hineingebracht, was die allgemeine Theilnehmung der Leſer an der hier gegebenen Belehrung einſchränken, oder ſchwächen könnte. Die in dieſen Briefen abgehandelten Gegenſtände ſind ſo gewählt, wie ſie dem jugendlichen Alter des Sohns, und dem zwiefachen Zwecke des Vaters, ſein Herz und ſeinen Geſchmack zu bilden, angemeſſen waren; und in dem erſten Briefe, der zur Einleitung der übrigen beſtimmt iſt, wird dieſer Zweck, der mit der Richtung ſeiner bisherigen Erziehung zuſammenſtimmt, näher entwickelt. Durch dieſe hat Hr. Dr. *A.* ſeinen Sohn beides für das thätige und nachdenkende Leben, beides für das Studium der Bücher und der Menſchen vorzubereiten geſucht. Er hat ihn daher mit einer mannichfaltigen Menge von wiſſenswürdigen Gegenſtänden beſchäftigt, und mehr dahin gearbeitet, daſs der bisher aufgeführte Bau dem Sparrwerke eines groſsen Gebäudes, als dem vollendeten Modell eines kleinen gleichen möchte. Uebrigens äuſsert er ſeine Unzufriedenheit mit dem gewöhnlichen allzu eingeſchränkten, Studienplane der engliſchen Schulen und Univerſitäten, und zeigt die Vortheile, welche ſich von einem feſten, unabänderlichen Lebensplan mit Recht erwarten laſſen, und welche beſonders das frühe Studium der Kritik und der ſchönen Literatur gewähren kann. Auch der Naturkenntniſs ſind ähnliche Vortheile eigen. Uebrigens hofft er, daſs ſeine längere Uebung und Erfahrung ihn in Stand ſetzen werde, ſeinem Sohne manche nützliche Vorſchläge und Winke mitzutheilen. Er z. B. Ueber die Stärke des Charakters, die mit den Jahren an Feſtigkeit gewinnt. Es gibt mehrere Quellen der jugendlichen Charakterſchwäche. Die erſte und vornehmſte derſelben iſt falſche Schaam; eine zweyte, die Furcht zu beleidigen und anſtöſsig zu werden, die eine liebenswürdige Delicateſſe des Charakters zum Grunde hat. Mit ihr iſt die Beſorgniſs verwandt, andern unangenehme

Gefälle zu verschaffen, und der Wunsch, jedermann zu gefallen, verbunden mit der eiteln Hoffnung, keine Feinde zu haben. Gar leicht aber wird man dadurch zur übertriebnen Menschengefälligkeit, und zur scheuen Zurückhaltung seiner Meynungen verleitet. — *Br.* 3. Von der Anhänglichkeit an die Schriftsteller und Werke des Alterthums, deren wahren Werth, in Vergleichung mit den Neuern, der Vf. nach festen Grundsätzen zu bestimmen sucht. Unstreitig schreitet nicht nur jeder einzelne Mensch, sondern das ganze menschliche Geschlecht immer weiter zur Vollkommenheit fort; und im Ganzen hat Geschmack und Talent immer mehr gewonnen. Dass dies in der Poesie nicht so durchaus der Fall war, lässt sich aus geschichtlichen Ursachen erklären. Einen Grund von der immer fortgesetzten ausgezeichneten Vorliebe für die griechische und römische Literatur glaubt der Vf. in dem Umstande zu finden, dass die christlichen Religionslehren ursprünglich, und mehrere Jahrhunderte hindurch, in diesen Sprachen vorgetragen wurden. — *Br.* 4. Fortsetzung des Vorigen. Der Vortrag philosophischer Wahrheiten hat bey den Neuern wenigstens an Klarheit und Gründlichkeit gewonnen; und das Studium der neuern Sprachen kann in mancher Absicht fruchtbarer werden, als das Studium der alten. Auch fehlt es in neuern Zeiten nicht an Ermunterung des Talents. Hauptsächlich ist es der einmal eingeführten Erziehungsweise zuzuschreiben, dass man die Werke des griechischen und römischen Alterthums so ausschliessend bewundert, woraus aber noch manche andre, in diesem Briefe näher angegebene, Vorurtheile Schuld sind. Indess hat der Vf. keineswegs die Absicht, seinen Sohn von dem Studium der alten Klassiker abzulenken; nur räth er ihm, das nicht durch die Autorität der Alten zu entscheiden, was sich auf den Probierstein der heutigen Vernunft bringen lässt. — *Br.* 5. Ueber das Bestreben nach immer grösserer Ausbildung des Geistes und Herzens. Aus Unwissenheit, Schwäche und Eigendünkel declamirt man so häufig gegen die Möglichkeit, immer vollkommener zu werden. Auch in bürgerlichen Verfassungen und Anstalten sollte man nach immer grösserer Vollkommenheit streben, und nicht die Maxime geltend zu machen suchen, dass theoretisch richtige Grundsätze oftmal praktisch unrichtig sind. Wahre Philosophie kann nicht anders als überall sehr heilsam und wohlthätig seyn. — *Br.* 6. Ueber die Sucht nach Beyfall, an dem Beyspiele des jüngern *Plinius*, aus dessen Briefen sie überall hervorschlummert, deren jeder eine förmliche Ausarbeitung ist. Am wenigsten erscheint seine Eitelkeit zu ihrem Vortheile, wenn er sich auf literarische Gegenstände einlässt. — *Br.* 7. Ueber die Geschichte der Circe, die vom Horaz und den meisten Auslegern Homer's für allegorisch gehalten wird, bey der aber dieser letztere Dichter dem Vf. keine andre Absicht gehabt zu haben scheint, als bey seiner Fabel von den Cyklopen und den Lästrygonieru, nemlich die Befriedigung des Hanges zum Wunderbaren durch Erzählungen, die ihm durch die Sage oder von Seefahrern überliefert waren. — *Br.* 8. Ueber Natur und Kunst, und die Liebe zur Einheit. Jene sind die Quellen, woraus diese ihren Durst zu stillen sucht. Dies wird besonders in der dramatischen Dichtungsart gezeigt; und dann von der dichterischen Sprache des Trauerspiels, und von der Schäferpoesie gehandelt, die der Vf. als ländlichen Roman betrachtet. Denn selbst bey Naturscenen hängt der höchste Grad ihres Reizes von Neuheit ab, und noch öfter in der Kunst, die selbst da, wo sie treu copirt, ihrer Darstellung etwas Neues als Einkleidung und Vehikel beyzumischen pflegt, dessen Wahl meistens von localen Sitten und Ideenverknüpfungen geleitet wird. — *Br.* 10. Ueber Vorurtheil, Frömmeley, Aufrichtigkeit und Freymüthigkeit. Diese Begriffe werden hier genauer bestimmt, und zuletzt in folgendem Beyspiel erläutert: „Als Jesus lehrte, rief das Vorurtheil: Was kann von Nazareth Gutes kommen? Kreuzige, Kreuzige ihn! rief die Frömmeley. Was hat er denn Uebels gethan? fragte die Aufrichtigkeit. Und die Freymüthigkeit, oder der Edelmuth, (*libertinism*) zog aus seinen Reden die Folgerung: In allerley Volk, wer Gott fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm. — *Br.* 11. Ueber Religionsgesellschaften, die dadurch von Secten sich unterscheiden, dass man unter ihnen blos eine gewisse Anzahl Leute von gleicher Denkart versteht, die sich in keiner weitern Absicht mit einander vereinigen, als des grössten Vortheils ihres Geschmacks und ihrer Religionsmeynungen ruhig zu geniessen. Einen ist Religion blos persönliche Angelegenheit, ohne Rücksicht auf anderweitige Vortheile. — *Br.* 12. Ueber die Erwiederung in Streitigkeiten, und Beantwortung der Einwürfe eines Gegners. Sie wird da Pflicht, wo der Gegner falsche Künste braucht, und die Meynungen gehässig verdreht. Allen Irrthümern muss man ich dreist, bald und ohne Rückhalt widersetzen. Das Publicum ist freylich gerecht und edelmüthig, wenn es sich überzeugt fühlt; aber Verläumdungen finden nur gar zu leicht Eingang, und ihre Widerlegung kostet immer einige Anstrengung. — *Br.* 13. Ueber die Klassenordnung in der Naturgeschichte. Mit vieler Gründlichkeit werden hier die verschiedenen Theilungsgründe derselben durchgegangen, und der Vf. zeigt, dass diejenige Ordnung in der Naturbeschreibung die beste sey, welche die beiden Hauptzwecke, dem Gedächtniss zu Hülfe zu kommen, und eine allgemeine zusammenhangende Uebersicht von den ähnlichen und unähnlichen Beschaffenheiten der Naturproducte zu geben, mit einander vereinigt. An sich ist also unstreitig die natürliche Methode der künstlichen vorzuziehen; nur ist jene nicht immer anwendbar. Die Linneischen Eintheilungen haben alle etwas kleinliches, und gereichen mehr seiner Erfindungskraft und seinem Scharfsinn zur Ehre, als sie mit den erhabenen Planen der Schöpfung übereinstimmen. — *Br.* 14. Ueber *Buffon's* Naturgeschichte. Die diesem grossen Naturforscher eigne Herleitung zahlreicher gegenwärtiger Formen der Natur von einigen wenigen Urformen scheint dem Vf. selbst a priori keine sehr wahrscheinliche Hypothese zu seyn. Unter den Ursachen, welche Veränderungen in den Thiergattungen bewirkt haben, sind wohl Klima und häusliche Zucht die vornehmsten. *Buffon* verweilt am liebsten bey den Sitten, und, so zu reden, dem moralischen Charakter der Thiere; und hier könnte leicht bey einem Schriftsteller von warmer Einbildungskraft und lebhaftem

haftem Gefühl manche Einbildung und Täuschung entstehen. Ueberhaupt ist er ein Schriftsteller, den jedermann mit Vergnügen lesen wird, den aber nur der einsichtvolle Kenner mit wahrer, ungemischter Belehrung benutzen kann. — *Br.* 15. Ueber schöne Gartenkunst, worin die Engländer einen so anerkannten Vorzug behaupten. Hier werden die Eigenheiten der ältern und neuern Gartenkunst sehr scharfsinnig mit einander verglichen. Kunst und Natur sollten darin immer einander die Hand bieten. — *Br.* 16. Ueber *Pope's* bekanntes Lehrgedicht, Versuch über die Kritik, wider welches der Vf. manche gegründete Erinnerungen macht, die nicht sowohl den Plan, als die Ausführung, und die in einzelnen Stellen vorgetragenen Grundsätze betreffen. Es enthält wirklich manche schale Urtheile über Bücher und andre Gegenstände, und scheint dem Vf. die grosse Hochachtung nicht zu verdienen, die man demselben bisher, als Lehrgedicht betrachtet, geschenkt hat. Den Ruhm eines zwanzigjährigen Kunstrichters kann *Pope* immerhin aufgeben, und doch noch die Ehre eines vorzüglichen Ranges unter den Dichtern seiner Nation behaupten. — *Br.* 17. Ueber die Analogie zwischen geistigen und körperlichen Krankheiten. Ein mit feiner physiologischer Einsicht geschriebener Brief, worin die Nothwendigkeit gezeigt wird, auf die verwickelten Ursachen mancher Krankheiten auch bey ihrer Heilart Rücksicht zu nehmen. — *Br.* 18. Ueber Milzsucht und Niedergeschlagenheit des Geistes. Als Arzt hält der Vf. die Mäßigkeit für das beste Verwahrungsmittel wider dieses Uebel, und für das beste Seelenmittel eine beständige Thätigkeit, um dem so beschwerlichen, uns so leicht überschleichenden Ueberdrusse des Lebens auszuweichen. Vor allen Dingen muss man nicht bloss sich selbst, sondern auch andern zu leben suchen. — *Br.* 19. Ueber Tröstung, sowohl über die besten Quellen, woraus sie sich schöpfen lässt, als über die rechte Art, sie andern mitzutheilen. Jeder Schmerz hat sein Gegengewicht; und wenn irgend ein grosser Verlust uns niederdrückt, so gewinnen sich mehrere kleine Freuden, uns wieder aufzuhelfen. — *Br.* 20. Von der Ungleichheit der Stände. Sie ist nothwendig, nicht unnatürlich und erkünstelt. Jede gute Regierungsform aber beruht auf gewissen gleichmachenden Grundsätzen, die sie nie aus den Augen verlieren sollte. — *Br.* 21. Von dem Uebergewichte der Wahrheit, das man oft zu allgemein annimmt, und dem sich so manche Hindernisse in den Weg legen, die zum Theil in der Natur und Lage der Menschen gegründet sind. Wahrheit wird immer nur in so fern die Oberhand behalten, in so fern man sie mit gehöriger Mäßigung durchzusetzen sucht, und in so fern diejenigen, die dies thun, alle dazu gehörige Eigenschaft besitzen. — *Br.* 22. Ueber bessern Rath und Mittelstrasse. Nicht immer ist weitre Ueberlegung und dadurch veränderter Entschluss den ersten Eingebungen unsrer Wahl vorzuziehen; oft fährt man besser, wenn man den ersten Eindrücken folgt. So kann es auch nicht als allgemeine Maxime gelten, dass die Mittelstrasse immer die beste und sicherste sey. Oft ist sie gerade die schlechteste, der Behelf der Schwäche und Unentschlossenheit. Die Wahrheit liegt freylich oft in der Mitte; aber es ist grosse Schwachheit, wenn man sie durch die mechanische Zertheilung der Linie zu finden hofft. Ueberhaupt sind Sprüchwörter und Aphorismen sehr unsichre Wegweiser. Einige wenige Beyspiele reichten hin, eine allgemeine Regel festzusetzen; die Ausnahmen rechnete man für nichts, bis man am Ende nicht selten fand, dass es ihrer weit mehrere gab, als jener einzelnen Fälle. — *Br.* 23. Von den vornehmsten Fehlern poetischer Uebersetzungen. Schon die grosse Verschiedenheit alter und neuer Sitten macht es oft unmöglich, zugleich treu und angenehm die Werke des Alterthums zu dollmetschen; und gemeiniglich entstellt man da das Original durch ein erborgtes Colorit. Dazu kommt der Hang zur Verschönerung, der nur leicht zur Uebertreibung der Grundzüge verleitet. Manche Dichterwerke des Alterthums können durchaus in keiner Uebersetzung gefallen, man mag sie ausführen, nach welchem Plan man will. — *Br.* 24. Ueber Ruinen. Der jetzt herrschende Geschmack an denselben ist sehr übertrieben. Ihr erster Eindruck kann unmöglich etwas Angenehmes haben; sie erregen die Idee von Zerstörung und Verwüstung, von verfallner Kunst und verlorner, dahingegangener Brauchbarkeit; aber ihre gefällige Wirkung fürs Auge ist wohl bloss eine Folge des Gedankens, dass diese Ruinen ehedem Theile eines grossen oder schönen Werks der Baukunst waren. Sie haben indess, als Gegenstände des Gesichts betrachtet, auch gewisse eigenthümliche Schönheiten für diejenigen, die überall das Auffallende und Mahlerische aufsuchen. Ihr Eindruck auf die Empfindung aber lässt sich aus dem Grundtriebe der Ideenverknüpfung erklären, nach welchem wir todte beseelte Dinge auf beseelte, vergangene auf gegenwärtige, zu beziehen gewohnt sind. Und dies ist um so mehr der Fall, wenn die Ruinen interessant genug, und hinreichend sind, unsrer Einbildungskraft zu Hülfe zu kommen, wenn die durch die in Erinnerung gebrachte Scene erregten Gefühle von der Art sind, dass sie mit denen, die wir bey Besuchung des Orts, wo die Ruinen stehen, mitbrachten, zusammenstimmen. Ihr historischer Werth ist schwerlich so gross, als er gewöhnlich angeschlagen wird, und gründet sich auf die Idee, dass dasjenige, was, wenn es neu wäre, sehr unbedeutend seyn würde, bloss durch sein Alterthum wichtig und bedeutend wird. — *Br.* 25. Bemerkungen über einen Beweisgrund für die Wirklichkeit der Gespenstererscheinungen. Dr. *Johnson* legt nemlich in seinem *Rasselas* einem Weisen die Behauptung in den Mund, dass der Glaube an Gespenster dadurch Wahrscheinlichkeit erhalte, weil er sich fast bey allen Völkern, und bey solchen finde, die sich denselben einander nicht können mitgetheilt oder überliefert haben. Er müsse also wohl auf Erfahrung gegründet seyn. Aber er entstand, wie der Vf. zeigt, diesen Glauben bey allen Völkern aus einer gemeinschaftlichen Quelle aus dem Bestreben, sich die Art der Fortdauer nach dem Tode begreiflich zu machen, die sie in dem todt vor ihnen da liegenden Körper nicht mehr annehmen konnten, und wobey sie nun die beym Abwesen des Schattens, beym Bilde im Wasser oder im Spiegel wahrgenommene Gestalt und Figur zu Hülfe nahmen.

men. In der Vorstellung der Geistererscheinungen selbst aber gehen Völker und Zeiten, nach Maasgabe ihrer Sitten, ihres Religionssystems, ihrer Naturscenen, gar sehr von einander ab. — *Br.* 26. Ueber wohlfeile Vergnügungen. Die wahre Glückseligkeit des Menschen bestehe darin, seine Wünsche nach seinen Mitteln zu ihrer Erreichung zu bequemen, und sich Geschmack an leicht erreichbaren Freuden zu erwerben. Zu diesen rechnet der Vf. das Bücherlesen, den Umgang mit Menschen, das Studium der Natur und Kunst. — *Br.* 27. Ueber die Liebe zum Vaterlande. Der Vf. warnt seinen Sohn sowohl vor einer allzugrosen Vorliebe für sein Vaterland, als vor dem Hange, die Mängel desselben zu hoch anzuschlagen, und das Ausländische ohne weitere Prüfung dem Einländischen vorzuziehen. Sodann setzt er ihm die Gründe aus einander, die nicht nur zur Liebe des Vaterlandes, sondern auch zum thätigen Eifer für das Beste desselben ermuntern müssen. — *Br.* 28. Ueber die Unabhängigkeit. Derjenige kann in Beziehung auf andere unabhängig heissen, der nichts braucht, was sie ihm vorenthalten können. Unabhängigkeit aber ist nicht die nothwendige Folge von der Lage eines Menschen; das Wenige zufrieden seyn, und sich dies Wenige durch anhaltenden Fleiss sichern, ist das einzige gewisse Mittel, unabhängig zu werden. — *Br.* 29. Ueber die Wahl einer Ehegattin. Die Verschiedenheit der Meynungen deutscher Söhne und Väter, bey solch einer Wahl, erklärt sich daher, weil die erstern immer nur den ersten Monat ihrer Verheirathung, und die letztern an die ganze Dauer derselben denken. Die Hauptsache, worauf bey der Wahl einer Gattin alles ankommt, ist die gegründete Erwartung, in ihr eine Gefährtin und Gehülfin zu finden. — *Br.* 30. Abschied und Rückblick auf den Inhalt und den Zweck der vorhergehenden Briefe. Dieser letztere ging bey denen von moralischem Inhalte vornehmlich dahin, einige Wahrheiten, welche das praktische Verhalten im Leben betreffen, in ein starkes und faßliches Licht zu setzen, und bey den literarischen herrschenden Vorurtheilen zu begegnen, und seinen Sohn in Stand zu setzen, selbst zu urtheilen und zu wählen. Kurz, der Vf. suchte auch hier seinen Wahlspruch geltend zu machen: *Liberi sensi; semplice parole*, und seine Gesinnungen in einfache Rede einzukleiden. Schon aus dieser kurzen Inhaltsanzeige wird man sehen, dass diese Briefsammlung ein schätzbares, lehrreiches und geschmackvolles Werk sey, das auch in Deutschland durch eine gute Uebersetzung bekannter zu werden verdient. Im letzten Messverzeichnisse finden wir schon eine angekündigt, über die der Schutzgeist des guten Geschmacks wachen wolle!

Leipzig, b. Crusius: *Memorabilien*. Eine philosophisch-theologische Zeitschrift der Geschichte und Philosophie der Religionen, dem Bibelstudium und der morgenländischen Literatur gewidmet von Heinrich Ehrch. Gottl. *Paulus*, der Theologie — Prof. zu Jena. *Fünftes Stück*. 1793. 203 S. 8.

Dieses Stück einer allgemein bekannten, schönen Zeitschrift enthält 5 Aufsätze. Der I. (S. 1—68.) über *Mythen, historische Sagen und Philosopheme der alten Welt*, vom Hn. Magister *Schelling* in Tübingen, handelt *einmal* von dem Begriff, dem Werth und Charakter, dem Inhalt und der Erklärung der *mythischen Geschichte*, sodann von dem Begriff, Ursprung, Charakter, dem verschiedenen Inhalt und der Form der *mythischen Philosophie*. Hat Hr. *Sch.* in Hauptsachen gerade auch nichts neues beygebracht, so hat er wenigstens das, was *Heyne*, *Eichhorn* u. a. über die Sache sagten, richtig aufgefaßt, gut an einander gereiht, zweckmäßig entwirkelt, und schön dargestellt. Der II. Aufsatz (S. 69—80.) von Hn. *Justi* widerlegt die im zweyten Theile der Memorabilien aufgestellte *Bruninsche* Hypothese, dass keine der ältesten Sagen von der Entstehung des Menschengeschlechts in der Genesis die Abstammung aller Menschen auf Erden von einem Paar ablehne, auf eine Art, die gewiss befriedigend ist. Auf diese Refutation kommt Hr. (S. 81—134.) ein Beytrag zu einem Commentar über Jesaiah, worin Hr. Prof. *Paulus*, theils den Localsinn einzelner Kapitel und Stellen des Propheten, theils die Bedeutung einiger schwereren Worte, יוֹם und יוֹם יְהוָה vornehmlich, anzugeben gesucht hat. Ein neuer Beweis, wie glücklich der Vf. in der Entdeckung der Schwächen hergebrachter Meynungen ist, und wie er alles für sich zu benutzen weiss, wenn es an die Stelle der von ihm verworfenen andern (hinlänglich freylich nicht viel haltbarere) setzen will. In dem IV. Aufsatze „Fragmente aus dem Hiob, Uebersetzt und erläutert von *K. W. Justi*" (S. 135—175.) ist mehr als man erwartet. Hr. *J.* erklärt sich nämlich in einer Art von Prolog über den Alten Hiob. Wir wünschten nicht, dass dies übersehen würde, denn es hat unsers Erachtens die Controverse über die Sachgattung des Buchs Hiob entschieden. Die Aufschrift des letzten Aufsatzes (S. 176—201.) ist: „Noch etwas über den Appendix, oder das letzte Kapitel des Evangelium Johannes." Hr. Pf. *Paulus* bestrebt sich darin, die bekannte Hypothese, das letzte Kapitel des Johanneischen Evangelium sey ein nichtjohanneischer Zusatz, gegen die Einwendungen zu retten, welche in den Tübinger gelehrten Anzeigen der Eichhornschen Bibliothek und einer Dissertation Hn. M. *Kreussler's* zu Wittenberg (*Specimina topico-critica ultimi Evangelii Johannei*. 1792.) gegen die letzte Abhandlung des neuen Repertoriums gemacht worden sind. Von S. 188 bis zu Ende kommen Nachrichten zur bibliothorientalischen Literatur von Hn. *Adler* in Wien nebst einer Nachlese nach *J. A. Bengels* kritischer Verfassenschaft zum N. Testamente. Er zeigirt keine solche Verfassenschaft, oder sie hat sich irgendwo versteckt, wie wir aus zuverlässigen Nachrichten wissen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 23. September 1794.

PHYSIK.

Leipzig, b. Müller: *Alexander Volta's meteorologische Briefe*, nebst einer *Beschreibung seines Eudiometers*, aus dem Italienischen, mit Anmerkungen des Herausgebers. Erster Band mit Kupfern. 1793. 274 S. 8.

Der Vf. hat diese Briefe an Hn. Hofr. Lichtenberg in Göttingen gerichtet. In der von Brugnatelli herausgegebenen *Bibliotheca fisica d'Europa* erschienen sie zuerst öffentlich mit Veränderungen und Zusätzen des Vf. Es war allerdings ein verdienstliches Unternehmen, sie durch eine Uebersetzung dem deutschen Publicum bekannter zu machen, zumal da der Herausgeber die angenehme Hoffnung erhielte, von Hn. Volta auch die noch ungedruckten Briefe über den nemlichen Gegenstand zu erhalten. In dem *ersten Briefe* beschäftigt sich der Vf. mit der Verbesserung des Cavallo'schen Elektrometers für die atmosphärische Elektricität. Eine dem ersten Anscheine nach unbedeutende Verbesserung ist der Gebrauch blosser Strohhalme, statt der sonst gewöhnlichen Metalldrate mit Hollundermarkkügelchen. Sie werden an leicht beweglichen Ringen nahe nebeneinander in viereckigten gläsernen Flaschen aufgehängt, deren Seitenflächen mit Papierstreifen versehen werden, worauf sich Scalen befinden, um die Divergenz jener Strohhälmchen im elektrischen Zustande beobachten zu können. Diese Hälmchen, die nur höchstens 1 Linie dick nimmt, stossen sich, wegen ihrer grösseren Oberfläche, bey gleichem Zustande der Elektricität viel stärker von einander ab, als dünne Metalldrate mit Kügelchen, und verstatten so eine genauere Beobachtung der Divergenz. Dass die Strohhalmen an ihren Spitzen Elektricität ausströmen lassen, sey nicht zu befürchten, weil man das Werkzeug nur zu sehr schwachen Graden der Elektricität brauche. Mittel, dergleichen Elektrometer unter sich und mit andern zu vergleichen. Vorsichten bey Versuchen dieser Art. Auch über die Vergleichbarkeit dieser Elektrometer, mit Quadrantenelektrometern, welche mit Kügelchen versehen sind, und nur zu stärkern Graden der Elektricität dienen. Ein kleiner Unterschied im Volumen und Gewicht der Strohhalme, wenn sie sonst nur dünn sind, haben keinen merklichen Einfluss, auf die Comparabilität der damit verfertigten Elektrometer. Ein doppelt so dicker Strohhalm stieg beynahe auf denselben Grad der Scale, als der von der einfachen Dicke, wenn beide gleich lang waren. Was am meisten, und fast einzig und allein verursache, dass die Enden der Strohhalme eine grössere oder geringere Anzahl von Graden angebe, sey ihre Länge, und um demnach allen Irrthum zu vermeiden, und die Elektrometer vollkommen vergleichbar zu machen, müsse man zu allen, die Strohhalme genau von gleicher Länge machen, und einerley Maass für die Grösse der Grade auf der Scale nehmen. Die Länge der Halmen hat Hr. *v. V.* zu 2 pariser Zollen, und die Grade auf den Scalen zu einer halben Linie angenommen, und er wünscht, dass diese Maasse von allen Physikern befolgt werden möchten. Der Umstand, dass auf die grösere oder geringere Divergenz der Strohhalme die Länge derselben (vermuthlich wegen des mechanischen Moments der Abstossungskraft) einen so grossen, ihr Gewicht hingegen einen so kleinen Einfluss hat, gibt ein leichtes und sicheres Mittel an die Hand, ein zweytes Elektrometer so einzurichten, dass es bey gleich starker Elektricität eine beliebige kleinere Anzahl von Graden angibt. Man darf die Halmen nur kürzer machen. Doch wenn man sie zu kurz nehmen wollte, würde sich die Comparabilität auf zu wenige Grade erstrecken. Man suche alsdann ihre Divergenz lieber durch ein merklich grosses Gewicht, z. E. durch das Ausfüllen der Halme zu erschweren, oder man bediene sich auch kleiner dichter Holzcylinder zu Elektrometern, welche schwerer steigen sollen, wie bey merklich starker Elektricität erfoderlich ist. Empfindlichkeit des atmosphärischen Elektrometers, und wie die Elektricität bey demselben zu messen; Art und Weise anders Elektrometer mit dem atmosphärischen des Hn. *V.* zu vergleichen. Das *Heeleyische* Quadrantenelektrometer sey zu Messung starker Elektricität das allerbrauchbarste, und *Heeleyatte* nach den Verbesserungen, welche Hr. *V.* demselben gegeben, eine Comparabilität und Gleichheit der Grade, wenigstens von 10ten bis zum 40sten Grade. Unter und über diese Gränzen sey aber der Gang des Elektrometers für gleichen Zuwachs der Kraft, nicht mehr regelmässig, und bedürfe einer Correction, die der Vf. in einem besondern Werke über die Elektrometrie bekannt machen will. *Le Roy's*, *d'Arcy's* und *Lane's* Elektrometer. Verbindung des Condensators mit dem Plattenelektrometer, nebst den Vorsichten zur Erhaltung richtiger Resultate. Am vortheilhaftesten werde die metallene Platte des Condensators auf den Elektrometer selbst angebracht. *Zweyter Brief.* Des Hn. *V.* Elektrometer sey zu den feinsten Versuchen über die *atmosphärische* Elektricität, und über die durch Ausdünstung, Verbrennungen, dgl. erregte *künstliche*, vollkommen hinreichend, und er bemühe sich gar nicht es noch empfindlicher zu machen, zumal wenn die Comparabilität darunter leiden sollte, wie bey dem Haarelektrometer des Hn. Prof. *Tralles*, und dem *Bennettischen* wohl der Fall seyn möchte. Einen gewissen Grad des Quadrantenelektrometers, als Fundamentalgrad festzusetzen, hatte der Vf. in vorigen Briefe, die Kraft, womit ein paar elektrisirte kleine metallene Schoi-

Scheiben einander bey einem gegebenen Grade des Elektrometers abstiessen, durch ein Gewicht zu bestimmen gesucht. Da indessen dieses Verfahren wegen der mehr oder weniger isolirenden Kraft der Luft, nicht immer gleiche Resultate gab, so sucht er nunmehr den Fundamentalgrad dieser durch die Kraft, welcher eine elektrisirte metallene Scheibe von einem gegebenen Durchmesser, und in einem gegebenen Abstande von einer leitenden Fläche angezogen wird, zu bestimmen, und das Gewicht anzugeben, welches jener Anziehung das Gleichgewicht hält, bey welchen Versuchen denn die nöthigen Vorsichten erzählt werden. Hr. *V.* fand die Attraction der Scheibe, bey gleichem Abstande derselben von der leitenden Fläche, in dem verdoppelten Verhältniss des Grades ihrer Ladung. Verschiedene andere Gesetze, je nachdem die Entfernung geändert, oder die Communication der ableitenden Fläche mit dem Erdboden unterbrochen wird u. dgl. will Hr. *V.* umständlich in seinem Werke über die Elektrometrie vortragen. Gelegentlich einige Gründe, dass die elektrischen *Repulsionen* nur scheinbar sind, und im Grunde von *Attractionen* herrühren. — Nun über Hn. *v. Saussüre's* Metalldrat am Flaschenelektrometer, zur Beobachtung der atmosphärischen Elektricität. — Bewaffnung der Spitze dieses Drates mit einer Flamme, ein neuer Kunstgriff des Vf. um die Empfindlichkeit des Elektrometers zu erhöhen. Die Flamme sauge die elektrische Flüssigkeit aus der Luft wirklich ein. *Dritter Brief.* Weiterer Verfolg der grossen Vortheile, welche eine Lichtflamme, oder die Flamme eines angezündeten Schwefelfadens, am Ende des mit dem Flaschenelektrometer verbundnen Drates verschafft, zumal wenn die durch jene Flamme eingesogene und dem Drate mitgetheilte atmosphärische Elektricität ausserdem noch in einer kleinen Leidner Flasche gesammelt, und dann durch den Condensator verdichtet wird. Wenn auch die Luftelektricität so schwach ist, dass sie in den Strohhalmen des Elektrometers nur eine Divergenz von wenigen Graden bewirkt, und also kaum sichtbar ausfällt, so kann dennoch vermittelst der erwähnten Flamme, der Leidner Flasche, und des Condensators eine Divergenz von mehreren Graden erhalten werden. Der Vf. zeigt indessen, dass der Gebrauch des Condensator auch seine Unbequemlichkeiten habe. Von der Unbeständigkeit der Flamme habe man nichts zu befürchten, auch sey es falsch, wenn man glaube, die Flamme sey an und für sich elektrisch, und bewirke so das stärkere Ausschlagen der Pendel des Elektrometers. In welchen Fällen eigentlich der Condensator anzuwenden sey. Verbindung des Condensators mit den Franklinischen Leitern. Mängel derselben. Nun Beschreibung des vollständigen portativen Apparats zur Beobachtung der Luftelektricität, nebst einigen Resultaten aus den mehrere Monate hindurch von dem Vf. angestellten Beobachtungen über die Luftelektricität, bey heitern und umwölkten Himmel, bey mehr oder weniger dicken Nebeln u. dgl. In wiefern elektrische Drachen brauchbar zu solchen Beobachtungen seyn. *Vierter Brief.* Einige Versuche über die Elektricität der Dämpfe, wenn sie sich verdichten, nebst Folgerungen über die Entstehung der Luftelektricität. Wenn Hr. *V.* in einem Balle Dämpfe von kochenden Wasser aus einem Kessel aufsteigen liess, und hierauf den Drat seines Apparats durch eine Oeffnung der Thüre mit den Dämpfen des Zimmers in Verbindung brachte, so zeigten sich noch ungefähr 5 bis 6 Minuten an diesem Drate, oder dem damit verbundenen Flaschenelektrometer mit Hülfe der kleinen Leidner Flasche, und des Condensators, sehr merkliche Spuren von positiver Elektricität. Nun weitere Betrachtungen über das Vermögen der Flamme, und der metallenen Spitzen, Elektricität einzusaugen, oder auch ausströmen zu lassen. Das Resultat aus einer Menge von Betrachtungen ist: dass man erstlich vermittelst der Flamme auf einem Zuleiter zwey ja dreymal stärkere Zeichen von Elektricität erhalte, als ohne Flamme, und dann zweytens, dass diese Zeichen die Stärke der Elektricität, unmittelbar in der Luftschicht, in der die Flamme ist, angeben. Drittens ergiesse sich auch die schwächste Elektricität der Luft in die Leiter, weil die Luft um die Flamme herum zersetzt werde, der also beständig neue, mit Elektricität beladene Luft zuströme, welches bey Spitzen ohne Flamme, wegen des fehlenden Luftzuges nicht der Fall sey. Daher denn die Flamme einen dauernden elektrischen Zustand des Leiters bewirke, welches zu verschiedenen wichtigen Versuchen mit dem Condensator sehr vortheilhaft sey. Viertens, weil der Leiter mit der Flamme, Luftelektricität wirklich einsauge, bis er mit der Luft ins Gleichgewicht kömmt, so finde niemals ein Irthum in Rücksicht der Art der Elektricität, ob sie nemlich positiv oder negativ sey, statt. Diese Vortheile machen die Verbindung einer Flamme, mit einem Leiter so wichtig, dass man derselben zu seinen Beobachtungen gar nicht entbehren könne. Beyläufig auch von der medicinischen Elektricität, dem Einflusse der elektrischen Kraft auf Thiere und Pflanzen. Betrachtungen, wie die Luft ihre Elektricität fahren lasse. *Fünfter Brief.* Im Freyen angezündetes Feuer, ein Mittel die Gewitter zu zerstreuen. Gelegentlich über Hn. Berthollon, der fast bey allen Naturerscheinungen, die Elektricität im Spiele seyn lässt. Würdigung der gewöhnlichen Blitzableiter. — Ob die Opferfeuer der Alten, einen physischen Grund gehabt haben können. Von den Spitzen und der metallenen Bekleidung des Tempels zu Jerusalem. *Sechster Brief.* Fortgesetzte Untersuchungen über die durchs Verdampfen und Verbrennen hervorgebrachte Elektricität, über die Vortheile bey Versuchen dieser Art, wenn sie gelingen sollen, welches bey mehrern Physikern nicht der Fall war. Bey dem Verbrennen der Kohlen müsse man insbesondere Flamme und Rauch verhüten, nur wenige Kohlen zu dem Versuche anwenden, sie langsam verbrennen lassen, und sich dazu eines etwas tiefen kleinen tragbaren Ofens, nicht aber eines gewöhnlichen Kohlenbeckens bedienen. Vorzug des Ofens vor einem solchen Kohlenbecken. Anwendung auf die Verdünstung der Erdfläche und die dadurch in den Luftschichten entstehende Elektricität, und warum die Luft in den höhern Regionen elektrischer als die untere seyn müsse. Warum der Apparat, in welchem man Wasser verdampfen lässt, negativ elektrisch werde, wie es zugehe, dass hiebey einige Ausnahmen stattfinden, je nachdem man Wasser von der Oberfläche dieses oder jener

jener glühenden Körper verdampfen lässt, warum wenn Wasser z. E. von einem irdenen oder metallenen glühenden Körper (Eisen und Kupfer ausgenommen) verdampft, der Körper, nebst dem Isolirgestelle und dem ganzen übrigen Apparate, negativ elektrisirt werde, da Gegentheil aber bey Eisen und Kupfer erfolge, wie auch bereits Hr. v. Saussure erfahren habe. Gelegentlich über die Zusammensetzung der elektrischen Flüssigkeit, nach Hn. de Luc's Ideen. Vertheidigung der Theorie des Vf. gegen de Luc's Einwendungen. Ueber die negative Elektricität des Regens. Einfluss der elektrischen Materie auf die Bildung der Dunstbläschen. *Siebenter Brief.* Hier beschäftigt sich Hr. *V.* mit der beträchtlich starken Elektricität, welche Hr. Tralles bey Wasserfällen und Wasserstrudeln beobachtet hat. (Beytrag zur Lehre der Elektricität etc. von J. G. Tralles. Bern 1786.) Auch Hr. *V.* fand diese Beobachtung vollkommen bestätigt, und sucht nun Muthmassungen über die Entstehungsart dieser Elektricität beyzubringen. Es gehöre zu solchen Versuchen kein ausserordentlich grosser Wasserfall, dergleichen der Sturz des Staubbachs, des Reichenbachs im Bernischen, und die Pissevache im Walliserlande sind, ob man gleich nicht läugnen könne, dass bey so grossen Wasserfällen sich weit stärkere Elektricität und auch in einer weit grössern Entfernung zeige (der Rec. hat dergleichen schon sehr merklich in der Nähe von Schleusen und Mühlrädern wahrgenommen). Der Meynung, dass diese Elektricität durch das Reiben der fein zerstäubten Wassertheilchen an der Luft herrühre, kann Hr. *V.* nicht beypflichten. Er leitet sie vielmehr von der schnellern Verdünstung jener Wassertheilchen her. Gelegentlich über die Analogie zwischen der elektrischen Flüssigkeit, und der Wärmematerie, über die Erkältung beym Verdünsten, über die Kälte bey Wasserfällen, über die hydraulische Maschine zu Schemnitz. Warum die negative Elektricität der Wasserfälle dauernd sey, und durch die leitende Kraft des Wassers nicht vernichtet werde. Ueber Saussures Meynung, dass die Dunstbläschen elektrische Materie anzögen und mit sich vereinigten; die Dunstbläschen seyen der Erzeugung der beym Verdünsten entstehenden Elektricität eher hinderlich. Ueber die verschiedene Capacität der elastischen Dünste, und Dunstbläschen in Absicht auf die Elektricität. Die der Dunstbläschen sey geringer als die der elastischen Dünste, vielleicht aber nicht viel grösser, als die des Wassers. Nun Zusätze zu dem 7ten Briefe, worin die Betrachtungen über die Elektricität der Wasserfälle fortgesetzt werden. Ferner, über das Reiben der Wassertheilchen in der Luft, und der Elektricität, die dadurch erregt werden soll. Bekanntlich erhalte man ja auch nicht die geringste Spur von Elektricität, wenn man eine metallene Kugel, oder eine andere leitende Substanz an einen langen seidnen Schnur, in ganz trockener Luft schwinge, oder auch vermittelst eines grossen Blasebalgs die Luft gegen irgend einen Leiter strömen lasse. Selbst in Harzen und andern idioelektrischen Körpern liessen sich durch eine solche Erschütterung und Reibung der Luft, nur äusserst schwache Zeichen der Elektricität hervorbringen. Aus diesen und mehrern Gründen habe Hr. *V.* des Meynung des Hn. Prof. Tralles, dass die Elektricität bey Wasserfällen von dem Reiben der Wassertheilchen an der Luft herrühre, nicht beypflichten können. Indessen gestehe er nun sofrichtig, dass er in dieser Behauptung zu weit gegangen sey, und Hn. Tralles Hypothese sich einigermassen vertheidigen lasse, seit dem ihn eine Menge neuer und merkwürdiger Versuche gelehrt habe, dass verschiedene Körper, ja fast alle diejenigen, die, so lange sie ganz sind, an einander, oder gegen die Luft gerieben, sich nicht elektrisiren lassen, *in Stücke zerbrochen*, *gepulvert*, oder *geschabt*, und dann gelind gerieben, oder auch nur in die Luft mit Gewalt geworfen, unzweydeutige Zeichen von Elektricität zu erkennen gäben. Nicht blos Mehl, Asche, zerriebener Kalk und Gyps, Staub von Strassen und Kleidern, gemeiner Sand, sondern auch metallischer, d. i. eisenhaltiger oder kiesiger Sand, werde elektrisch, wenn man ihn siebe, aus einem Blasebalge blase, oder aus einer gleichfalls metallischen Sandbüchse fallen lasse, ja selbst gepülverte Kohlen, nach den Metallen bekanntlich die besten Leiter, wurden auf diese Art elektrisch, und es sey also wohl möglich, dass auch sehr fein zertheiltes Wasser durch Reibung an der Luft elektrisch werden könne. Indessen bleibe es doch immer wahrscheinlicher, dass die Elektricität der Dünste nicht von einem solchen Reiben entstehe. Die Gründe, nach welchen Hr. *V.* dies zu erläutern sucht, dünken uns sehr überzeugend, sind aber zu weitläuftig hier anzuführen. Ausserdem könnte man immer auch noch fragen, wenn allerley Substanzen in die Luft *gebracht*, oder *gesetzt* werden u. dgl. ist die entstandene Elektricität ganz unzweydeutig ein Erfolg ihres *Reibens an der Luft* gewesen, konnte sie auch nicht von dem Reiben herrühren, was diese Substanzen *an den Werkzeugen* erlitten, womit sie in die Luft getrieben werden u. dgl. Dem Rec. kommt das letztere nach seinen Versuchen sehr wahrscheinlich vor, und das Reiben an der Luft möchte wohl eine Schimäre seyn, wenn man bedenkt, dass die Lufttheilchen höchst leicht einem jeden Drucke ausweichen, und den zum Reiben erfoderlichen Widerstand nicht äussern können, der nöthig ist, wenn in Materien, die so wenig idioelektrisch sind, als gepülverte Kohlen u. dgl. sich eine sensible Elektricität soll hervorbringen lassen. — Gelegentlich redet der Vf. auch von dem Leuchten einiger Blumen zur Nachtzeit, von der Elektricität bey Bildung der Gasarten und von andern Dingen, welche theils erläutern was in den Briefen selbst vorkam, theils zu weitern Aufschlüssen über die Entstehungsart der atmosphärischen Elektricität Ideen darbieten. Die auf dem Titel genannte Beschreibung eines neuen Eudiometers, wird wohl erst in dem folgenden Bande vorkommen.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, in der neuen Berlinischen Musikhandl. *Musik zu Göthe's Werken*, von *Joh. Fr. Reichard*, *Erwin und Elmire*. Ein Singespiel in zwey Akten. Vollständiger Clavierauszug. Erster Band. Ohne Jahrzahl. 108 S. fol.

Möchten doch viele unserer Componisten die Ordnung und Einfalt, den schönen Ausdruck der Leidenschaft und

Ruhe; den feinen Geschmack und die Zartheit und Liebe, welche in dieser Musik herrschen, bemerken und schätzen wollen. Wahrlich, es wäre auf diesem Wege, den Hr. R. so kühn und oft so glücklich betreten hat, noch eine reiche Aernte für die dramatische Kunst zu machen, wenn man ihn verfolgen wollte.

Der erste Akt dieses Singspieles wird etwas gedehnt und flach, besonders durch das erste Duett, die erste Arie und das Terzett auf der 38. S.; allein dieser Vorwurf gehört wohl eigentlich auf die Rechnung des Dichters, der seine Charaktere zu sehr in einander laufen oder zu wenig contrastiren liess. Man sieht, dass Hr. R. ein steigendes Interesse in der Declamation und Modulation der Recitative, ja selbst in der Wahl der Tonarten in den auf einander folgenden Arien gesucht habe; allein dieser Kunstgriff wird bey der Aufführung deshalb nicht gehörig bemerkt, weil die langen Recitative und die oft gedehnte Sprache derselben, den Effect, der sich davon hoffen liess, fast ganz verwischen. Die beiden Arien aus *F mol* und *G mol* im ersten Act sind meisterhaft und haben schöne Eigenthümlichkeit. Besonders ist in der letztern aus *G mol* der wahre Ton aufgebrachter weiblicher Eifersucht unverkennbar. Die darauf folgende Arie aus Es dur ist nicht minder charakteristisch und die Stelle: *Ach! ich hab' in deinen Armen, mehr gelitten als genossen* — sehr schön. Nach dem Gefühl des Rec. hätte der Uebergang von brausendem Unwillen zu einer schmerzhaften bittern Wehmuth über verkannte Liebe, (welche der Dichter hier so wahr und schön neben einander gestellt hat) nicht so hart abgesetzt werden müssen. Es ist eine und eben dieselbe Leidenschaft welche sich auf verschiedene Art äussert und schlechterdings einen Uebergang erfodert.

Der zweyte Act wird gleich im Anfange schon dadurch interessanter, weil der Dichter die Hauptperson des Stücks erst hier einführt. Das überaus schöne *Larghetto* S. 59. welches die stille gedrückte Wehmuth einer aufgegebenen, aber unbesiegten, Leidenschaft würdig ausdrückt; das *Andante* S. 61., das *Adagio* S. 63. mit dem darauf folgenden Recitativ; das *Andantino* S. 75., besonders gegen das Ende; die Arie S. 81. und das über alle Beschreibung schöne *Adagio* S. 91., machen zusammen ein Ganzes aus, das aller Grazien und Musen würdig ist und Hn. R. den warmen Dank gefühlvoller und denkender Menschen erwerben muss. Wir können unser Urtheil über dieses Reichardtsche Werk nicht beschliessen, ohne den würdigen Vf. auf einen Vorwurf aufmerksam zu machen, der ihm schon öfters gemacht worden: Der zu häufige Gebrauch übermässiger Intervalle und besonders des übermässigen Sextenaccordes will uns nicht immer gefallen, weil das Gefühl davon abgestumpft wird. Ferner herrscht, nach des Rec. individuellem Gefühl, in manchen, selbst den schönsten Melodieen des Hn. R. eine Art von Einförmigkeit, man kann nicht sagen Eintönigkeit, die etwas Schleichendes, Schläfriges hat, das nicht von der Stelle will — kurz: Mangel an innerer Bewegung. Wäre es möglich dieses Etwas, wofür die Kunst keinen Namen — das Gefühl nur Sinn hat, aus dem vortrefflichen *Larghetto* S. 59. und der ganzen Folge bis S. 68. hinaus zu schaffen; so hätte die Musik vielleicht kein Zeitalter gehabt, worin etwas Schöneres für die dramatische Kunst geleistet worden wäre.

Ebendas.: *Musik zu Göthe's Werken.* Zweyter Band, enthält *Göthe's lyrische Gedichte* mit Musik von *Joh. Friedr. Reichardt.* Ohne Jahrz. 40 S. fol.

Der Inhalt eines Liedes, ist der Ausdruck einer Summe von individuellen Empfindungen des Dichters. Dieser Ausdruck richtet sich nach der Lage und den Umständen, unter welchen sich ein bestimmtes Gefühl dem Dichter entweder unwiderstehlich aufdringt, oder er ist das Resultat einer Beobachtung oder einer Erfahrung. Dadurch entsteht jedesmal eine neue Wortfügung, eine neue Stellung der Sylben und ein neuer Periodenbau — kurz eine neue Art von Sprache, die uns so lange kalt gegen den Gegenstand des Dichters läst, bis wir in das eigenthümliche Gefühl desselben eingedrungen sind. Wenn jemand ein solches Gedicht blos declamiren wollte; so würde dazu ein eigener Ton und Ausdruck, in Absicht der Höhe und Tiefe, ja selbst eine eigene Bewegung im Vortrage, erfoderlich seyn, oder das Gedicht könnte unverständlich werden. Da aber dieser Ausdruck viel zu sehr der unwillkührlichen Stimmung des Declamators unterworfen ist; so gibt es ein Mittel, den rechten Vortrag des Gedichtes so zu fixiren, dass er nicht leicht verfehlt werden könne, und so entsteht das Singen der Gedichte und die musicalische Zeichenlehre.

Die Musik kann also besonders dazu dienen, das Gedicht verständlich zu machen und, wo möglich, zu heben. Sie hat die besten Mittel dazu, nemlich Höhe und Tiefe des Tons und Bewegung. Diese Mittel nun auf die beste Art zu benutzen, ist das Werk des musicalischen Componisten. Dieser ist gleichsam der verborgene Comentator des Dichters; er weiss sich in die geheimsten Gefühle desselben zu versetzen, und solche durch seine Kunst in andern zu erregen, kurz er drückt mit Tönen aus, was mit Worten unmöglich ist; was sein Dichter nicht ausdrücken wollte oder konnte. So darf seine Kunst neben jeder andern ihren Platz einnehmen, so werden die Musiker Dichter, und die Dichter zu Musikern, und vielleicht ist diess der beste, wo nicht der einzige Weg, durch die lyrische Poesie auf das Publicum zu wirken. Rec. findet diese Theorie des Liedes durch alle gute Lieder, zu welchen auch unstreitig die vorliegende Sammlung gehört, bestätigt. Man kann in derselben Lieblingsstücke haben; aber man wird hoffentlich keins finden, worin der Ton des Gedichtes verfehlt wäre, und das nicht seinem eigenen Charakter entspräche. Die Stücke auf der 5. 8. 9. 18. 21. 29. 31. und 32ten Seite sind unserm Herzen am nächsten. Der Druck ist schön; einige Druckfehler sind nicht angezeigt. So muss pag. 36. Syst. 4. die 4te Note nicht *g* sondern *es* seyn und pag. 30. Tact 6. soll wohl statt des *Dimol-Accords* der *D dur-Accord* stehn.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 24. September 1794.

SCHÖNE KÜNSTE.

Hamburg, b. Bohn: *Musenalmanach für 1793.* Herausgegeben von *Joh. Heinr. Voss*, 187 S. 12 (12 gl.)

Ebendas. *Musenalmanach für 1794.* Herausg. von J. H. Voss. 264 S. 12. (12 gl.)

Mit jedem Jahrgang wird der Vorzug dieser poetischen Blumenlese vor allen ihren ältern und jüngern Schwestern, die sich neben ihr erhalten, entschiedener und unzweydeutiger. Die besten Dichter Deutschlands, die noch von den Musen nicht ganz Abschied genommen, oder sich nicht allein mit den grösern Gattungen beschäftigen, scheinen ihre meisten und besten Arbeiten ausschliessend ihr gewidmet zu haben. Dies ist ein wahrer Vortheil für die Musenfreunde, die auf diese Weise ihr Vergnügen ungestörter geniessen, indem sie die neuesten und erlesensten Früchte der deutschen Poesie in den kleinen und leichtern Gattungen nun nicht an mehrern Orten und aus einem Schwall mittelmässiger und schlechter Reimereyen zusammensuchen dürfen. So bereitwillig wir aber auch sind, die Vorzüge dieser Sammlung, so wie die Thätigkeit und sorgfältige Auswahl des Herausgebers anzuerkennen, so wenig wollen wir damit behauptet haben, als liefere dieser Musenalmanach nun lauter vortreffliche, in ihrer Gattung immer auserlesene und hervorstechende Stücke. Ein Urtheil dieser Art könnte nur aus Parteylichkeit oder Unverstand entspringen, so wie die Ausführung, die ein solches Lob verdiente, noch zu keiner Zeit in keinem Lande statt gefunden hat, noch je irgendwo statt finden wird. Ungerechnet, dass durchaus höchste Vollendung und Vortrefflichkeit mit der jährlichen Erscheinung solcher Sammlungen und einem bestimmten Umfang ganz unverträglich sind; so gibt es neben dem höchsten, auch andere Nebenzwecke, auf die der Herausgeber eines Almanachs nicht minder Rücksicht zu nehmen hat. Abwechslung und Mannichfaltigkeit in Ton und Manier sind Dinge, die seine Aufmerksamkeit gleichfalls beschäftigen müssen. Die gerechte Forderung, die man im Allgemeinen an ihn zu thun befugt ist, hat er dann erfüllt, wenn er den verschiedenen Geschmack der verschiedenen Leser befriedigt, ohne dass er sich jedoch herablässt, dem schlechten Geschmack des grossen Haufens zu huldigen. Eine kurze Uebersicht des Inhalts der beiden neuesten Jahrgänge, wird die beste Bestätigung seyn, wie sehr Hr. *Voss* von dieser Wahrheit durchdrungen seyn musste, und mit welchem Glück er ihrer Leitung zu folgen und den beynahe unbedingten Beyfall der strengsten Kritik zu verdienen gewusst hat.

1793. Ausser einigen Epigrammen aus der griechischen Anthologie, an denen jedoch weder die Wahl noch die Uebersetzung ohne Ausnahme zu rühmen ist — ausser der Verdeutschung einer Elegie von Ovid, und der ersten Idylle Virgils in seiner bekannten Manier, hat der Herausg. zu diesem Jahrgang nur Ein eignes Stück beygetragen. *Knecht Robert* (warum nicht Ruprecht?) S. 113. erregt den Wunsch, die schönsten altenglischen Balladen von Hn. *Voss* bearbeitet zu lesen. Er wäre ganz der Mann, dies auf eine Art zu thun, die ihren Geist und ihr eigenthümliches Gepräge ungeschwächt erhielte. *L. Gr. v. Stollberg.* Die diesmaligen Beyträge dieses Dichters haben mehr Schimmer, als Wärme, viel Anstrengung und doch nur matten Schwung — *molte parole e pochi sensi.* Das Lied, S. 16. ist dunkel, voll weit hergeholter Bilder:

Frey, doch häuslich, wie ein Täubchen
Fliegt sie (*die Musa*) aus, und fliegt hinein
Trägt mir manches grünt Laubchen
In des *Lebens Arch'* hinein.

Die beyden odaischen Gedichte *Raphael* und *Michael Angelo* erregen eine Erwartung, die wenig befriedigt wird. Nah an das Burleske grenzt es, wenn der Dichter die Figuren auf Raphaels Gemälden, *durch ihn unsterbliche Gestalten* nennt, welche

Treten der Vergessenheit Staub mit *gemeßnem* Fuß,

Und mehr, als kleinlich der Zug, wenn er an Raphaels

Grabmal schaut, und die wehende Kühle der Nacht
Mit schauerndem Graun ihm *gekräuseltes* Haar an dem
Nacken hebt.

Den meisten innern Gehalt scheint uns noch die Ode S. 107. an den vortrefflichen Kronprinzen von Dänemark zu haben. — *Gleim*, fünf kleine Gedichte, die von der Jugendwärme und dem Interesse zeugen, womit dieser ehrwürdige Greis immer noch die verschiedenartigsten Gegenstände umfasst. — *Pfeffel.* Leichte Erzählung und lebhafte Darstellung geben auch den minder bedeutenden Gedichten und den wenigen unglücklichen Einfällen dieses beliebten Dichters einen gewissen Reiz, obgleich nicht zu läugnen ist, dass sein Ausdruck im Ganzen etwas ungefeiltes, verstückeltes hat, das oft mehr der Bequemlichkeit des Dichters als der Ungezwungenheit und Lebhaftigkeit des Vortrags zugute kommt; dass seine Erfindungen bisweilen eine gewisse Magerkeit und Trockenheit haben, und dass seine Muse sich in einem engen Kreis und um eine kleine Anzahl von Lieblingsideen herumdreht. Nebst einer guten Ballade: *der Schlüssel des Himmels*, findet man hier von ihm zwey

vortreffliche, sinnvolle Erzählungen, die durch die leicht zu machende Anwendung auf die jetzigen Ereignisse doppelt anziehend werden. (*die Orgel* und *der Marktschreyer*). Ein eitler Bucklicher unterwirft sich, seinen Höcker loszuwerden,

— — dem Stahl der Chirurgie:
der Podalirius schwingt muthig seine Pranke;
Er sticht und schabt und ätzt, als wär der arme Kranke
Ein Leichnam oder eine Monarchie;
Und wenn das Opferthier laut um Erbarmen schrie,
So wies der Scherer mit gelehrten Blicken
Ihm ein Fragment von seinem Rücken.
Allein beym letzten Schnitt verschied der arme Wicht.
Ein Freund des Märtyrers beschied den Wunderthäter
Als einen Mörder vor Gericht.
Er trat ins Parlament und sprach: Erlauchte Väter,
Ein Biedermann hält, was sein Mund verspricht;
Ich thats bey dieser Kur. Des Höckers schwere Bürde
Ist weggeschaft, doch das versprach ich nicht,
Dass er daran nicht sterben würde.

Matthisson. Dieser gefühlvolle und phantasiereiche Dichter hat fünf Stücke geliefert, deren keines die Vorzüge und Mängel seiner Manier verläugnet. Das *Kloster* (S. 1.) hat vortreffliche malerische Züge. Nach einer ungemein charakteristischen und lebhaften Schilderung der Ruinen eines ehemaligen Klosters geht der Dichter zu moralischen Betrachtungen über, die ganz ungezwungen durch den Anblick dieser Trümmer hervorgerufen werden. Doch, scheint es uns, hätte er damit schliessen, und nicht wieder zur Beschreibung und Erzählung zurückkehren sollen. Auch würden seine sehr wahren Reflexionen über das traurige Loos und die verfehlte Bestimmung der armen Nonnen noch tiefer eindringen, wenn er in der Schilderung ihrer Lebensweise des Ersatzes nicht erwähnt hätte, den sie durch eingebildeten Genuss der Phantasie für wirkliche Entbehrungen fanden:

— — wann der Chorgesang
Der Jungfraun durch die Mitternacht erscholl,
Und sich ihr Herz dem Weltgefühl entrang,
Dann wähnte, seiner Nebelhülle entflohn,
Ihr Geist hoch über Schmerz und Sinnenwahn,
Im unbewölkten Glanz der Gottheit schon
Die Krone der Vergeltung zu empfahn. — —

Gegen strenge Einheit des Costume verstösst in einem christlichen Sujet der *Tanz der Elfen* und der *Zug der Vestalen*. Im letzten Stück *die Erinnerung* (S. 184.) finden wir eine glänzende, und, irren wir nicht, neue Idee:

Am Seegestad, in lauen Vollmondnächten,
Denk' ich nur dich;
Zu deines Nahmens goldnen Zug verflechten
Die Sterne sich — —

v. Gerstenberg hat nur Ein, aber ein sehr schönes Lied *die Alpenjagd* gegeben. Eben so *v. Salis* nur ein Lied (das Mitleid), aber voll süssen Wohllauts, edlen Gefühls und ungemein rührender Züge. „Deine Hülfe, sagt der Dichter von dem *Mitleid*, stillt das Flehen der Noth,

Dein Erbarmen eilt zur That.
Wünsche brennst du auszuspähen,
Spendest, wenn der Mangel bat:
Spendest Brüdern, welche darben
Deines Tagewerks Gewinn;
Bindest löser deine Garben
Vor der Aehrenleserinn.

In verarmter Wittwen Krüge
Schüttest du der Stärkung Wein,
Prägst die Lächelne Leztre Züge
Jüngelarmten Waisen ein;
Hebst erlegner Wandrer Bürde
Auf dem tiefbeschneiten Damm,
Und verpflegst in sichrer Hürde
Deines Nachbarn irres Lamm.

Vögelchen vor deiner Scheuer
Streust du Korn im Winter aus;
Nöthigst zu des Heerdes Feuer
Pilger in dein wirtlich Haus;
Herbergst an des Strohdachs Balken
Prognens federlose Brut,
Schirmest Taubchen vor des Falken,
Küchlein vor des Geiers Wuth — — —

Schade, dass die letzten Strophen des Liedes den ersten in jeder Rücksicht nachstehn. Sie sind dunkel, geschraubt und doch zugleich matt, so dass das Lied gegen das Ende, statt sich zu heben, sinkt. — *Haug.* Ein ungemein fruchtbarer, und was selten damit vereinigt ist, ein sehr vorzüglicher Epigrammatist. In eine sorgfältige Auswahl seiner Singedichte würden indess von den hier befindlichen kaum eins oder zwey Aufnahme erhalten dürfen. Keines hat die scharfe und glänzende Spitze, die er ihnen oft zu geben weiss. — *Overbeck.* Zwey niedliche Lieder. Das Herbstgemälde ist voll Leben, und hat ein frisches und lachendes Colorit. *Die Verlegenheit* (S. 115.) ist eine der amurbigsten, witzigsten Tändeleyen, die es in irgend einer Sprache geben kann. — *v. Haltem.* Die Rhapsodie im Lehnstuhl (S. 123) ist mehr der gut gesagten Wahrheit, als der Poesie wegen schätzenswerth. Der Schlachtgesang ist etwas frostig, desto besser aber der Gondoliergesang. S. 53. — *Ebert.* Noch ein Lied auf den so oft von ihm besungenen 18. May. Man fühlt, dass der Geist und das Herz des Dichters noch immer heiter und warm sind, wenn auch schon die zitternde Hand des Greises nicht immer den Ton des Gefühls ganz rein herausbringt. — Zwey Nachahmungen Popischer Gedichte stehen beide weit unter dem Original: die Elegie, von *Spalding*, und die Ode, der sterbende Christ von *Bürde*; doch ist die letzte nur schwach, jene aber rauh und prosaisch zugleich. — Einzelne gute Stücke von *F. W. A. Schmidt*, *Tudge* und einem Ung. der bittre aber treffende Einfall S. 32. die Fabel, der Chamäleon S. 127. die eine sehr geübte Hand verräth, dürfen nicht übergangen werden. — —

Warn

Der Jahrgang 1794 ist noch reicher an schönen Gedichten, als der vorige; allein der beschränkte Raum verstattet uns bloss der vorzüglichsten besonders zu gedenken. Poetischer Geist weht in den beiden Oden von *Conz*; nur ist für die erste (S. 39) das etwas schleppende Sylbenmaas nicht gut gewählt. Von *Ebert* sticht das Sonnet auf den 18. May und die artige Kleinigkeit an Baggesen hervor. Von *Gleim* ein feines Lob des trefflichen Künstlers *Ramberg*; ein Einfall (S. 174) der in Wien schwerlich Glück machen wird, und ein *Trost*, den jeder fühlende Mensch zu dem seinigen machen muss, um den Ereignissen des Tags mit ruhiger Gelassenheit zuzusehn. Die Reformation, deren Segnisse wir jetzt geniessen, hatte manche nicht minder schreckliche Szenen in ihrem Gefolge, als die jetzige Revolution; und gewiss ist es besser und vernünftiger, statt der vergeblichen Seufzens oder Lästerns, mit unserm Dichter fest zu glauben, dass auch

aus diesem Bösen
das *Gute* kommen wird — — —
— — — wann alle Menschen Brüder
In allen Menschen wieder sehn,
Und alle Räder wieder
In ihrem Gleise gehn!

Das Gedicht S. 99. war uns nicht ganz verständlich. — *Haug*. Eine berühmte Schilderung von Politiano (Stanze I. 1.) gut nachgeahmt. Nur hier und da bemerkten wir einen kleinen Flecken: z. B.

Sopra Nisa Silen, di ber sempre avido,
Con vene grosse, nere, e di mosto umide
Mareido sembra, sonnacchioso, e grasido;
La luci ha di vin rosse, enfiate e fumide —
Auf seinem Esel der ewige Dürster Silen,
Mit schwarzen, von Most gedunsenen Adern;
Wie weinroth die *schwülstigen* Augen sich drehn u. s. w.

Unter den Epigrammen zeichnen sich nur ein Paar aus z. B. S. 167. — *Jacobi*, ein schönes Lied, veranlasst durch Schlossers Klage über den Tod des unglücklichen Ludwig XVI. Die Philosophie des Dichters ist vielleicht nicht für jedermann; glücklich und weise aber ist der, der sie zu der seinigen macht:

Lass der Zwietracht Fackel wüten,
Bis zur letzten Greuelthat!
Wandle nicht im Kranz von Blüten
Gottes Segen um die Saat?
Kann des Aufruhrs Feldgeschrey
Wider uns die Welt empören,
Das Gerausch der Büsche stören,
Und den Waldgesang im May? — —
Aus der Pöbels tollen Händen,
Die, am selbst gestürzten Heerd,
Vaterland und Freyheit schänden,
Winde Fürstenmacht das Schwert,
Und der stolze Königssohn
Spreche da, wo seine Blitze
Brafen, vom Tyrannensitze
Feig gewordnen Völkern Hohn!
Keiner Lerche Lied verstummet
Vor dem Wink der Majestät:
Honig sucht die Bien' und summet
Fort auf ihrem Blumenbeet;
Holder Freyheit Lobgesang
Schallt von allen Hügeln nieder,
Tönt im Männerherzen wieder, — —
Bey der Sklaven Kettenklang.
Sollt herauf aus ihren Nächten
Auch die ganze Hölle ziehn,
Und das Häuflein der Gerechten
Mit geschmähter Tugend fliehn:
Trübte sich des Tages Licht,
Wo der Unschuld Hütten rauchen,
Wo Altar und Tempel wanken:
Dennoch liegt das Laster nicht.

Klopstock. Eine Ode und zwey Elegien; gerechte Klagen und Vorwürfe gegen die Neufranken über die getäuschte Erwartung des Dichters. Unter *Matthissons* Beyträgen sind einige gute Stücke, aber kein hervorstechendes. Die Einsamkeit (S. 38) ist im Anfang matt, doch sind die letzten Strophen besser. *Meissner*, ein Gemälde eines Sommerabends voll lieblicher Farben. v. *Nicolay*, eine Romanze, deren Abentheuerlichkeit nicht genug durch Zauber der Poesie verdeckt ist. Die Erzählungen sind zu nachlässig hingeworfen. Wie vortrefflich könnte dieser Dichter schreiben, wenn er nicht zu viel schriebe, und sich nicht zu sehr von der Leichtigkeit, alles in Verse zu bringen, hinreissen liesse! *Pfeffel*, nur drey Fabeln, wovon die erste (S. 37) die anziehendste. — *Schönborn*, die Entstehung Aegyptens, voll Phantasie, aber auch nur Phantasie. — *L. Stollberg*. Nicht ohne wahre und und sanfte Empfindung sind die beyden Oden an Sophien. In der Todtenklage (S. 44) macht der Inhalt einen unangenehmen Contrast mit der spielenden Versart. In einem Hochzeitlied lesen wir (S. 178) mit Erstaunen folgende an die Braut gerichtete Strophe:

Antonie, dein Gürtel enge
Sich bald, und minder frey,
Von unbekanntem Weh gebänget,
Vollbringst du's mit Geschrey — —

Tiedge, die Betende, ein Lied voll Salbung. — *Voss*. Einige epigrammatische und gnomische Gedichte; die ächte Idylle Virgils (worinn einige mit dem Genius unsrer Sprache streitende Ausdrücke und Wortfügungen an einem Dichter von dieser Autorität doppelte Rüge verdienen: *der Weid' unachtsam in manor herbarum*, — die Ströme gewandt aus *eigenen* Lauf. *Suos requierunt flumina cursus*. — „Dein nur würdiges Spiel für Sophokles hohe Cothurne" eine unleidliche Inversion! „Eben vom eilften Jahr das folgende hatt' ich erlebet." *Alter ab undecimo* etc. Das Begräbniss, ein schönes Lied, nur dass das künstliche Sylbenmaass dem elegischen Gange der Empfindung nicht ganz angemessen scheint. Die Veredelung, ein Gesang, der Enthusiasmus für Menschenwürde und Menschenrechte athmet.

Junker Kord, Lebenslauf eines Landjunkers und Fuchsjägers (Gegenstück zu Virgils Pollio, wobey eine Ekloge von Gay benutzt ist), voll Laune und treffenden Spottes. — Unter den Beyträgen der Ungenannten ist das beste, die neue Republik S. 63. und Burke's Denkmal nach Goldsmith;

Sein Geist, durch Scharfsinn, Witz und Genius geadelt,
Wird kaum zu sehr gepriesen und getadelt.
Sein allumfassend Herz, voll Liebe, stolz und frey,
Entzückt, und schonte der Partey,
Erniedrigend der Einzelnheit zum Knechte,
Was angehört dem menschlichen Geschlechte.

Dessau, b. Müller: 12 Gesänge, *Vier und zwanzig Lieder zum Singen beym Klavier*, in Musik gesetzt von L. Kunsicher, Lehrer an der Hauptschule und Kantor an der Hofkirche zu Dessau. 1792. 29 S. kl. Quersolio.

Anlage zur Composition und gröstentheils leichten Gesang kann man den Vf. nicht absprechen; dies ist aber auch fast alles, was wir — nach den vor uns liegenden Liedern zu urtheilen — mit Ueberzeugung zu seinem Lobe sagen können. Gegen den seinen Satz haben wir zwar, ausser S. 1. T. 11 — 12; S. 4. T. 1. S. 14. T. 2. S. 23. T. 22 — 23; S. 25. T. 11. keinen sehr auffallenden Verstoss gefunden; allein zu einem guten Liede gehört mehr, als der reine Satz. — Die Gedanken sind gröstentheils alltäglich, und zum Theil gar sehr bekannt. Wer dies nicht beynahe in jedem Liede, besonders aber S. 8. 14. 20 etc. bestätigt findet, der muss in der That noch wenig Musik gehört haben. Die Modulation könnte kaum trockener seyn, als sie wirklich ist. Man sehe in dieser Hinsicht S. 2. 6. 7. etc. Seite 3. sind alle fünf, und S. 7. sogar alle sieben Einschnitte in der Tonica angebracht worden. Wie ermüdend! Die weiche Tonart kömmt (ausser bey einer einzelnen Strophe S. 10.) in der ganzen Sammlung nicht einmal vor. Die elenden Nachspiele S. 1. 3. 8. 10. 13 etc. hätten füglich wegbleiben können. Ueberdies passen die vier letzten, marschartigen Takte S. 1. gar nicht in das Ganze. Hin und wieder hat der Vf. den Charakter nicht richtig genug dargestellt. So sollte z. B. das Lied auf der ersten Seite feyerlicher, und nicht so hoch gehalten worden seyn. Auch einen zu grossen Umfang der Stimme setzen verschiedne dieser Melodien voraus. Dies ist sogleich in dem ersten Liede der Fall, wo das eingestrichene d und das zweygestrichene h vorkommt. S. 8. geht die Melodie sogar bis in das dreygestrichene c. Die Läufer durch eine ganze Octave auf- und abwärts, wie S. 4. und 8. so abgenutzten Manierhäufe S. 3. und 10. sind in der Musik gröstentheils eben so gut, als die sogenannten Flickworte in der Dichtkunst. — Ob man nun gleich in den vorliegenden Liedern den Anfänger noch gar sehr erkennt, so glauben wir doch, der Vf. könne mit der Zeit ein recht guter Liedercomponist werden, wenn er das, was wir gegen diese, wahrscheinlich erste, Arbeit erinnert haben, künftighin zu vermeiden sucht.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Dresden u. Leipzig, b. Richter: *Omai, Freund und Reisegefährte des Kapitain Cook, Erzählungen und Berichte von seinen Reisen, Unternehmungen und Einrichtungen auf den Südseeinseln nebst charakteristischen Schilderungen von den Sitten, Gewohnheiten und Gebräuchen der Bewohner derselben.* 2 Bände. 1793. 432 S. 8.

Zwar ist nirgends angezeigt, dass dieses Buch aus dem Französischen übersetzt sey; allein wir würden, wenn uns auch nicht das Original bekannt gewesen wäre, es aus dem Vorberichte schliessen. Der Herausg. versichert, auf dem Vorgebirge der guten Hofnung aus den Händen eines Franzosen, der sich eine Zeitlang bey Omai aufgehalten hatte, Manuscripte, eins in der französischen und das andere in einer fremden Sprache, die Omai's Erzählungen enthielten, den Auftrag bekommen zu haben, sie nach seiner Rückkunft in Frankreich bekannt zu machen. Er ist dabey so billig, einen jeden, der an der Aechtheit des Werkes zweifeln sollte, seine Muthmassungen zu überlassen. Das Ganze fällt sich von selbst; erstlich ein Roman mit geographischer Grundlage; den eben ganz unterhaltende Lektüre gewährt. Der Vf. hat sich in die Lage des Südseeinsulaners sehr glücklich versetzt, und ihm solche Gedanken, Beobachtungen und Thaten zugeschrieben, die viele innere Wahrscheinlichkeit für sich haben, und dem Charakter dieses Mannes und seiner Mitbewohner der Gesellschaftsinseln nach näher entwickeln. Das Werk ist in 18 Erzählungen abgetheilt, die nach einem seiner Freunde oder Bekannten, worauf sich der Inhalt bezieht, benennt sind. Die Reise von der Südsee nach London wird sehr kurz beschrieben. Omai sagt, dass er damals zu wenige Erfahrung gehabt habe, Beobachtungen anzustellen. Wir wissen nicht, warum der Vf. nicht eben so gern aus der zweyten als aus der dritten Reise des Capitain Cook abgeschrieben hat. Die Rückreise nach seinem Vaterlande beschreibt Omai von S. 49 — 288. und er gesteht selbst, sich dabey an die von Anderson mitgetheilten Nachrichten gehalten zu haben. Einen Auszug aus einem Werke dieser Art werden unsre Leser nicht erwarten

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Mittwochs, den 24. September 1794.

GOTTESGELAHRTHEIT.

Riga, b. Hartknoch; *Von der Gabe der Sprachen am ersten christlichen Pfingstfest.* J. G. Herder. 1794. 150 S. 8.

Buchstabe und Geist in lebendiger, sanfter, inniger Verbindung. Zuerst eine Buchstabendeutung; die Erklärung einer sonderbaren, vielfach gedeuteten, einflussreichen Geschichte, mit einigen kleinern Nachahmungen und einer Nachäffung derselben, wird mit geschichtmäßigen Sorgfalt neu und eigen entwickelt. Sie wird im Geist des hebräischen Alterthums betrachtet und aus dieser verdunkelnden Entfernung dem Genius unserer Zeit, wie er es fassen kann, vom geistigen Führer gezeigt. Gegen das Ende spricht der Geist des Führers allein; nur so dass er hinter den Nimbus des Genius der alten Zeit etwas zurücktritt. Was er in dieser Stellung sagt, ist noch wichtiger, als die gelegentliche Veranlassung, bey welcher es gesagt ist. Auch wir wollen die Deutung der Geschichte zuerst, und dann — mit noch vollerer Beystimmung! — hören: auf was der Geist bey dieser Geschichte deutet!

Plötzliche Mittheilung ungelernter fremder Sprachen wäre ein Wunder über alle Wunder. Die Denkweise eines Volks ist in seiner Sprache niedergelegt. Dieser Schatz, so weit er da ist, kann bloss durch Erlernen, nicht durch Erfinden, der Besitz eines Geistes werden. Alle wunderbare *Erhöhung* der Seelenkräfte kann die Stelle dieses Lernens nicht vertreten. Die Gedächtnisszeichen, die mir völlig fremde sind, kann weder mein Gedächtniss, noch meine Erinnerungskraft herbeyschaffen, noch weniger mein Verstand erfinden. Es müsste ein *fremder Geist* seyn, der meine Sprachwerkzeuge jetzt zu *seinen* Gedanken, nach *seiner* Weise gebrauchte. Das Gemüth ist kein Fachwerk, Worte sind nichts, das sich hineinlegen liesse. Das *unmittelbare plötzliche Mittheilen* einer Sprache ist der Natur der Sachen — der Natur des Geistes und der Zeichen, aus welchen eine Sprache besteht — völlig widersprechend, also auch der Allmacht unmöglich. Ich verstehe eine Sprache, wenn ich bey ihren Lauten, *als* Zeichen, entweder an ein gewisses Objekt meiner Vorstellungen zunächst, oder an einen andern Laut, den ich schon verstehe, als gleichbedeutend, denke. Sollte ein Geist im Moment, ohne allmähliches Vergleichen des Bezeichneten mit dem Zeichen, eine Sprache verstehen und selbst gebrauchen lernen, so müsste ein anderer Geist bewirken können, dass jener in diesem Moment alle Laute der fremden Sprache mit dem correspondirenden Object selbst, oder mit dem einen schon bekannten synonymen Laut zusammen dächte, also fürs erste Tausende von Bedeutungen ohne Zeitverfluss auffasste, dass ferner in eben diesem Moment das Gedächtniss alle diese Laute in dieser so schnell entstandenen Association sicher aufbewahrte, dass zugleich die Phantasie sie eben so schnell mit allen ihren sonstigen Begriffen, Ideen und Bildern in Verbindung gesetzt, zur Reproduction bereit und vorräthig finde und dass endlich die Zunge zur richtigen Aussprache die sonst so schwer zu erlernende Biegsamkeit erhielte. Jener einwirkende Geist müsste also die Kraft besitzen, zu bewirken, dass der auffassende Geist augenblicklich durch sein Fassungsvermögen und durch die Kräfte seines Gedächtnisses und Phantasie soviel im Auffassen und Aufbewahren leistete, als er sonst in Monaten und Jahren kaum zu leisten im Stande wäre. Dieß heißt: jener einwirkende Geist müßte den auffassenden Geist zu einem andern, als die sonstige Natur seiner Kräfte es mit sich bringt, wirkenden, mithin in der That zu einem andern Geist machen können; dennoch aber so, dass er zugleich der nemliche bliebe. Diese *Unmöglichkeit* verbirgt man sich umsonst durch den der Natur der Sache widersprechenden ungeistigen, grobsinnlichen Ausdruck von „unmittelbaren, plötzlichen *Mittheilen*" wenn man ihn von einem Ding, wie die Sprache ist, gebraucht, das nur sehr theilweise durch das Mittel einer Fassungskraft, die ihr gewisses Naturmaß hat, empfangen werden kann. So wenig es der Allmacht möglich ist, dass ein Scheffel das tausendfache auf einmal fassen, so wenig kann eine nur in einer gewissen Form und Beschränkung existirende Fassungskraft mehr oder schneller fasse, als dieß mit ihrer Form übereinkommt. Und sagt man, die Gottheit *hebe diese Schranken auf*, so ist alsdann auch dieß ein bloßer, leerer Wortschall. Bey einer beschränkten Form macht das Aufheben der Schranken nicht unbeschränkt; ein bestimmter Geist kann nicht eine größere Fassungskraft anders als durch Zusätze erhalten. Und Zusätze von Kräften sind in einem geistigen Kraftwesen nicht denkbar. Man kann nicht 6 Grade Gedächtniss zu 12 Graden Gedächtnißkraft addiren und doch behaupten, die Gedächtnißkraft von 18 Graden sey dann noch das vorige Kraftwesen. Die Grundanlagen eines Dings, die Form jedes individuellen Existirenden, kann niemand von der bestimmten Existenz desselben in der That trennen. Eine andere Form der Grundanlagen geben ein andes Individuum, wie dieß schon der Scholastiker durch sein: *Forma dat Esse rei*, ausdrückte. — Doch, lassen wir jedem aus dem System exegesirenden *dieses quid pro quo*, an welches wir nur deswegen streiften, weil es jetzt so weit ist, dass man doch gerne nichts exegetisch behaupten möchte, was nicht wenigstens — denkbar wäre.

H. führt uns am Leitfaden der Geschichte weit genug. Wer es weiß, wie nothdürftig die schreibenden Apostel sich zum Lesen und Schreiben ihres so nothwendiges Bischen griechisch verstehen, der wird gewiss überzeugt seyn, dass, wenn ihnen damalige fremde Sprachen je göttlich mitgetheilt worden wären, die übernatürlichste derselben ihnen gewiss nicht in einem der niedrigsten Grade zu Theil geworden seyn würde. Was erhielten denn aber die am ersten christl. Pfingstfest versammelten Christen auf dem Söller? Begeisterung, von den grossen Thaten Gottes (den Wirkungen der Vorsehung zur Beglückung der Menschen) in Ausbrüchen der Entzückung zu reden, welche andere aus allerley Weltgegenden zu Jerusalem wohnende Juden, wie aus ihrem Herzen gesprochen finden, einige als Uebertreibung, als Trunkenheit verlachen. Dieses im Text zu sehen, führt H. Schritt für Schritt näher. Wir möchten mit ihm nicht darauf dringen, dass die staunenden Zuhörer zu Jerusalem *wohnende* Juden und Judengenossen genannt werden, und dass von Juden zu Jerusalem ausgebreitete Sprachkunde nicht zu erwarten sey. Jenes Wohnen konnte auch einen vorübergehenden Aufenthalt während des Festes, oder wegen Handelschaft und anderer Geschäfte bedeuten, und von diesen konnte doch der Eine diese, der Andere jene auswärtige Sprache als Landessprache so zur Nothdurft, wie noch jetzt unsere Juden deutsch zu verstehen pflegen, verstanden haben. Aber dass sie nicht nach Verschiedenheit der Sprachen charakterisirt werden, ist gewiss. Parthisch, Medisch, Persisch, wären diess verschiedene Sprachen? welches ist die Mesopotamische, Kappadocische, Pontische, Asiatische, Phrygische, Pamphylische Sprache? Lucas sieht nicht auf einen Stammbaum von *Sprachen*, sondern er überblickt *Provinzen*, worin Juden zerstreut wohnen, um durch Aufzählung den Eindruck zurückzulassen: Juden aller Art, aus allen Weltgegenden finden in den Herzensergiessungen jener Christen ihre Sprache. Wie aber gelangten jene redenden Galiläer, Leute, die aus einer wegen Einfalt, nicht wegen Geistesgewandheit, berühmten Gegend der Geburt und der Lehre nach abstammten, zu diesen soviele Zuhörer überraschenden Ausbrüchen der Empfindungen? durch den Geist! antwortet der Text; dem Hebräer ein allumfassendes Wort. Was die Kräfte des Chaos zur schöpferischen Entwicklung aufregt, ist eben sowohl als das, was des Menschen Herz und Sinn belebt, erwärmt, bald sanft bald stürmend thätig macht — der allein inwohnende Gottesgeist. Des Richters Scharfblick, des Weisen Forschen, des Künstlers unerklärlicher Kunstsinn, des Sprechenden hohe, ihn selbst und alles mit sich fortreissende Redekraft, dieses alles ist Gottes Geist. So sprechen jene ersten Christen aus Fülle des gottgeweihten Geistes. An die Stelle ihrer gewöhnlichen Geistesstimmung drängte sich eine höhere mächtig hervor (wie noch sonst öfters Act. 4, 31). Durch ungewöhnlicher Umstände Zusammenfluss, Anspannung aller ihrer Nerven, durch Erregung aller Lebenskräfte und Säfte bricht der Gedankenstrom hervor, den sie nicht dämmen und drunten können. Sie sind in dem ersten süssen Taumel der frohen Begeisterung des neuen Lichts, wo man alles erfüllt sieht, was der alten Väter höchster Wunsch und Sehnen war, wo man sich in der grossen Zeit der Wiederbringung alles Dinge fühlt. 3, 20—26. Diess kann nur mitfühlen, wem der Geist der hebr. ältern Propheten nahe ist. Den Andern ists — Trunkenheit; bis ein Petrus aufsteht und es in verständlicher Sprache, mehr in profaischer Ruhe, entwickelt. Erweckt wurde diese Begeisterung durch das Fest selbst. Das Pfingstfest war das Fest der Gesetzgebung Mose's, der zweyte Geburtstag des Volks, an welchen es das Andenken der Verfassung feierte, die ein Dutzend hebräischer Nomadenherden zur Nation wiedergebohren hat. Eine neue geistige Gesetzgebung, eine zwote geistige Volksschöpfung war es, was Jesu Hinterbliebene, mit Beystimmung aller Propheten, jetzt gerade nahe, nahe hofften. Ein starkes Windbrausen hallte durch das Haus, wo die erste Gemeinde von 120 Personen christliche Synagoge hielt, und in festlichen Gebeten, Gesängen und Vorlesungen des Trostes Israels harrte. (Was nun kam, war Amen, feyerliche Bejahung der Gottheit, hier der gewaltig redende Wind, wie ein andermal Act. 4, 31. ein Erdstoss, den sie am Hause spürten oder zu spüren glaubten.) Die Geschichte der Gesetzgebung auf Sinai ist am Gesetzgebungsfest ihrem Geiste doppelt gegenwärtig. Dort war Feuer und Flamme. Auch sie, sobald sie in bedeutenden Windbrausen die Stimme Gottes hören, sehen unter sich Feuerflämmchen (der Hebräer nennt diess Feuerzungen) bald da, bald dort. Diess war ihre Vision (*αυτοις* nicht *εν αυτοις* sagt der Text.) In der hohen Stimmung ihres Geistes ist zuerst der Inspirationssinn geöffnet. Und nun erst erschallten Töne, Worte der Ekstase, Ausrufungen, Orakelsprüche, Apophthegmen, feurige Gesänge. Sie sind mit Feuer getauft. Die Begeisterung, welche sie Jesus, der Scheidende, erwarten hiess, war da. — (Was der Hebräer im Superlativ sagen will, das sagt er durch eine Verdopplung des nemlichen oder eines ähnlichen Ausdrucks. Der Affectvolle ist dem Hebräer nicht blos sprechend, sondern „mit Reden redet er.") *Mit der Zunge sprechen* heisst ihm begeistert, kraftvoll sprechen. Aber nicht nur mit der Zunge, oder unhebräisch: mit kraftvoller Begeisterung redeten jene Versammelte, sondern auch in *andern Zungen*, in neuen Auslegungsarten über die Hoffnungen der alten Propheten. Sie sprachen in *neuen, andern, geistigen Glossen* über die alte Gesetzverfassung, den Typus der nun beginnenden, neuen, deren Schall in allen, der Jude sagt in 70, Sprachen und Denkweisen über alle Völker ertönen sollte. In solchen neuen andern Glossen (Marc. 16, 17.) sprachen auch sonst Christen, bey neuen, auffallenden Gelegenheiten, wo Begeisterung ihnen neue Aufschlüsse Redensarten und Schrifterklärungsweisen gab, wie Act. 19, 6. 10. 46. In der durch manche Ausschweifungen entstellten Korinthischen Gemeinde aber gab es eine Nachäffung dieser Art von Begeisterung, von welcher Paulus, der Gott dankt, mehr (auf achte Art) in Zungen zu reden, als sie alle — d. h. durch soviele neue Aufschlüsse den Messias überall sieht und zeigt — mit Lehrerklugheit als von einer „Kinderey" abmahnt.

Rec.

Rec. findet noch dazu seinen „Gloss", bey weitem das Meiste von diesem allem im ächten Geist des hebräisch christlichen Alterthums gedacht und gedeutet. Dass γλωσσαι und selbst γλωσσαις λαλειν begeistert, vielbegeistert reden, bedeuten *kann* (*loquendo loqui*) dass eine neue Art die Schrift zu deuten, im Jüdisch griechischen, als ein Reden mit neuer Zunge und in neuer Sprache beschrieben werden konnte, ist ihm nicht zweifelhaft, wenn ihm gleich kein ganz ähnliches Beyspiel aus dem Sprachgebrauch bekannt ist. Dergleichen *mögliche* Bedeutungen können zu den *eigenthümlichen* des neutestamentlichen Styls gehören. Noch weniger zweifelhaft ist ihm die ganze übrige Erklärung der Begeisterung und Vision jener am Pfingstfest redenden. Dennoch scheint dem Rec. die Erzählung des Lucas nicht blos auf fremde, ungehörte, prophetische *Deutungen* und Apokalypsen, sondern wirklich auf ein begeistertes, spruchweises, emphatisches Declamiren in einigen ausserhalb Palestinensischen, also *fremden Sprachen* hinzudeuten. Wenn die Zuhörer sagen: „wir hören alle unsere Sprache, *in welcher wir gebohren sind*, oder: *welche wir vorher hatten*" würden sie dadurch nicht sagen: wir hören gerade unsere angebohrne Denkweise, den uns sonsther schon eigenen Sinn? Würden sie sich in diesem Fall gewundert haben? Würde es ihnen zur Bestürzung, zum Entsetzen und Staunen v. 6. 7. 12. Anlass gegeben haben, wenn jedre begeistert so sprachen, wie sie zu denken *gewöhnt* waren, wenn jedere die Glosse aussprachen, die sie *schon hatten*? Warum sollten nicht Galiläer die Meynung, welche mehrere Juden aus allen Gegenden sonst hatten, auch haben können? Denn nach H. müssten doch die Worte: ακουομεν τη ιδια διαλεκτω ημων, εν η εγεννηθημεν nichts anders sagen, als: *eam ipsam mentem et opinionem, in qua ei nos fuerunt, audimus*. Ich „rede in einer andern Sprache" wenn ich mich seiner Denkweise anschmiege, aus seinem Ideenvorrath und Wortschatz die Hülle meiner Gedanken borge. Aber gerade, wenn ich mich ihm auf *seine* Weise verständlich zu machen weiss, wird er nicht staunen, sondern alles leicht finden. Noch Eines möchte es wohl damals schon viele Juden aus allen Weltgegenden gegeben haben, welche, wenn sie Schriftdeutung auf Jesus hörten, ihre eigene, gewohnte Denkweise zu hören glauben konnten? Die Deutung der Schriften auf Jesus als Messias war sie den Schülern Jesu selbst noch (Luc. 24, 25.) eine so neue Glosse? — Von *fremden Sprachen* scheint uns also allerdings die Rede zu seyn. Nur muss nicht gerade eine Person viele fremde Sprachen hier geredet haben, es muss kein unter Juden unerwarteter Polyglottist da gewesen seyn. Noch weniger muss das Fremde der Sprachen das Wunderbare in der Sache gewesen seyn. Petrus in seiner Apologie hätte das eigentlich Wunderbare des Erfolgs gar zu wenig zu benutzen verstanden, wenn es in der That im Fremdsprechen bestanden hätte. Denn auf dies deutet er mit keiner Sylbe. Das Wunderbare war *ihm* v. 16—21., dass ein so gemischter und gemeiner Haufe von Menschen, wie die auf dem Söller versammelt waren — dass Mädchen, Jünglinge, Sklaven, und Sklavinnen von einer solchen göttlichen Begeisterung durchdrungen waren, zu welcher ehemals nur Prophetenschulen vorbereiteten, und die schon lange unter Israel verstummt war (1 Maccab.). *Nur die unten sich versammelnde Menge* (zu welcher sich die Menge *der* Exegeten, die gerne staunten, lange genug gesellt hat) nur diese erstaunt über das *Fremdsprechen* v. 6. 7. weil sie *meynt*, es seyen blos Galiläer, welche oben in ein solches Freudengetümmel (φωνη) ausgebrochen seyen, dessen Inhalt sie unten auf alle Fälle kaum verstehen konnten.

Aber wichtiger als Vereinigung über diese *exegetische* Glosse ist der ihr angehängte Zuruf: wo der Geist des Herrn ist, da ist Freyheit. Der Herablassung Jesu in all jene Denkweisen und Glossen danken wirs, dass sie nichts mehr nöthig sind. „Nie wird jener Opfer- und Sklavendienst wieder kommen auf Erden. Die „Raupe ist verweset, und die Psyche dieser Hülle entflogen. Der menschliche Verstand hat sich geläutert und gereinigt. Jegliche neue Zunge, die uns „diese Freyheit vorbereitet, verkündigt und verschafft, „sollen wir segnen. Es gehörte eine geistige neue Zunge dazu, die den harten Buchstaben — Erwartung eines ewigen irrdischen Gottesreichs — löste und das „goldene Kalb solcher Erwartungen in seine Elemente „verwandelte. Die Juden (und so manche Buchstabenchristen!) bekamen davon Asche zu trinken, die dar„aus gewonnene Arzney ist für alle Völker. Bestehet „in der Freyheit, ruft Paulus. Leider fieng bald im „Christenthum ein neuer Knechtsdienst an. Rohe Gewalt, Finsterniss und Barbarey hielten es fest. Wodurch sind wir davon befreyt worden? Abermals durch „den — Geist der Sprachen. Man lernte und übte Sprachen. Dadurch kehrt man nun allmählich zum reinen, ursprünglichen Sinn auch der heil. Schrift zurück. Der wiedergebrachten Gabe der Sprachen musste die Reformation bald nachfolgen, und so unvollstündig sie blieb, so richtig war ihr Princip, *Protestantismus „gegen alle Knechtschaft der Unwissenheit und des Aberglaubens. Geist ist das Wesen des Lutherthums*, wie „Geist das Wesen des Christenthums ist. Freye Ueberzeugung, Prüfung und Selbstbestimmung. Ohne diesen Geist der Freyheit ist oder wird alles Leichnam. „Die Rechte, die Luther hatte, haben wir alle. Lasset uns „dieselben so aufrichtig, vest und gross, wie Er, üben. „Vom Joch des Papismus und der Kirchenväter hat er uns befreyt. *Unter das Joch hergebrachter Formeln und „Worte hat er unsern Verstand weder zwingen können noch „wollen.* Selbst Christus wollte dies nicht. Er, der Befreyer des menschlichen Verstandes nicht sein Tyrann „und Fesselgeber." — Dies und noch mehr dieses Sinnes nennt *Herder* seine Glosse zur Epistel des ersten Pfingsttags. Es ist die Glosse der Wahrheit und des Geistes, des allvereinigenden Geistes, für den es „keine besondere Parther- und Elamiter- Kreter- und Araberwahrheit „gibt," der Gemüther vereint, wenn Politik sie von einander reisst, wenn die überall dem Aufruf der Gottheit folgende Gemeine, die grosse, schöne *Versammlung der* (ἐκκλησια) (ecclesia) mit dem gothischen eingeengten Menschenwerk *Kirche* verwechselt, wenn der Stall für wichtiger gehalten wird als die Heerde! dieser Geist ist der Sieg, der die Welt überwindet. 1 Joh. 5, 4.

SCHÖNE KÜNSTE.

Danzig, b. Troschel: *Herr's Briefwechsel:* 1794. 192 S. 8. (18 Gr.)

Die gute Sitte, gleich auf dem Titel eines Buchs bestimmt anzugeben, ob und von welchem Werk und aus welcher Sprache es eine Uebersetzung sey? kömmt immer mehr aus der Mode. Auch dem ungenannten Herausgeber dieser kleinen Schrift (dass dies aber nur der *erste* Theil sey, erfährt man gleichfalls erst auf der letzten Seite derselben) hat es beliebt, blos in der Vorrede zu melden, dass das, was er hier ans Licht bringe, eine Verdeutschung der sechsunddreyssig *Lettres galantes de Mr. le Chevalier d' Her* . . von *Fontenelle* sey. Seine Zweifel an der Vaterschaft dieser witzigen Köpfs zu diesen Briefen kommen zu spät: sie sind lange gelesen. Ob diese Briefe mit ihren etwas faden, übertrieben Galanterien, mit der sie selbst in Frankreich jetzt kein Glück mehr gemacht haben würden, einer Uebersetzung in unsre Sprache werth wären, lassen wir dahin gestellt: es lohnt nicht der Mühe, mit dem *Her.*, der gar hohe Begriffe von ihrer Vortrefflichkeit hegt, einen Krieg darüber anzufangen. Die Uebersetzung an sich ist nicht schlecht, doch sieht man ihr fast auf jeder Seite an, dass sie Uebersetzung ist. Z. B. „*Ich begegnete einem zu „gleich, dessen anständiges und wohlgebildetes Aeussere „mich hoffen liess, dass er von hiesiger Bekanntschaft wäre.*" Diese sind deutsche Worte aber keine deutsche Wendung; so würde sich in einem eignen Aufsatz kein guter, kein mittelmässiger, ja selbst kein schlechter deutscher Schriftsteller ausdrücken. S. 57. „*Es ist ein Unglück, dass Ihre „Reize Niemanden Verbindlichkeit haben — indess weiss ich „doch nicht, ob nicht Ihre gestrigen Reize durch irgend Je„manden veranlasst wurden.*" — S. 69. „*Sie sind auch „sehr strenge, dass Sie zu den Wünschen des H. v. S. in Be„treff Ihres Fräulein Tochter Ihre Einwilligung nicht hin„zuthun wollen*" u. s. w. — Das Buch ist mit einer neuen Schrift von Hn. *Unger* gedruckt, die Rec. aber unmöglich, weder schön finden, noch als angenehm oder zuträglich für das Auge erkennen kann. Die Lettern haben ein so steifes, rohes und hölzernes Ansehn, und vorzüglich die Anfangsbuchstaben, nicht den mindesten gefälligen Schwung. Was für Missgestalten sind besonders das *A. K. H. G. R.*! und wie ungleich schöner und geschmackvoller ist manche bisher gewöhnliche deutsche Schrift z. B. die, womit *Lessings vermischte Schriften*, die *deutsche Monatsschrift* u. s. w. gedruckt werden! —— Die höchst unanständige Titelvignette hätte sich besser für einen Priapöie, als für diese zwar etwas schalen, aber nichts weniger als unsittsamen, Briefe geschickt. Fürwahr ein armseliges Mittel, die Neugier einer gewissen Klasse von Lesern, die freylich zahlreich genug seyn mag, zu locken: ein Mittel, das billig kein einziges unserer kritischen Blätter, wenn auch die literarische Polizey dazu schweigt, ungerügt durchgehen lassen sollte.

KLEINE SCHRIFTEN.

Gottesgelahrtheit. Halle, b. Hendel: *Joh. Aug. Noesselt Diss. qua illustratur locus Pauli Rom. I, 4.* academiae Fridericianae nomine scripta. 1793. XII S. 4. Die Stelle wird übersetzt: *Natus est filius Dei e semine Davidis, si ejus humanae (aut, humilior conditio) spectatur, demonstratus autem Dei filius est divina (v. Spiritu.* cf. 2 Cor. XIII, 4.) *per resurrectionem a mortuis, si quidem ratio habetur spiritus, qui eum sanctificavit i. e. vis illius divinae, qua factus erat sanctus h. e. filius Dei.* Nach seiner exegetischen Genauigkeit macht der Vf. auf den *eigenthümlichen* Gebrauch von manchen Worten bey Paulus aufmerksam, zu denen auch πνευμα u. σαρξ gehört. II. ἁγιωσυνης ist πνευμα ἁγιον wie σωμα πνευματικον Phil. 2, 21. σωμα πνευμον. Unter πν. ἁγ. aber kann hier nicht die göttliche *Natur* verstanden werden, weil man erst zeigen müsste, ob Paulus sonst das Göttliche und Menschliche in Jesu so bestimmt *als Natur* unterscheide — wozu Röm. 8, 5. 1 Tim. 3, 16 Ebr. 9, 13. (1 Petr. 3, 18.) nicht hinreichen, und weil besonders der Gebrauch jener Worte von einer göttlichen Natur nicht sprachrichtig erwiesen ist. ἁγιοσ ist ἀποδειξις. Vgl. Acta 2, 22. Die Auferstehung Jesu von den Todten war seinen Schülern der auffallendste Fingerzeig und Wink (ἀποδειξις) der Vorsehung, dass sein Tod nicht als Zeichen der Abneigung Gottes von dem Unternehmen und dem Plan Jesu anzusehen sey. Vielmehr beförderte jene seine höchst unerwartete Wiederbelebung, zumal den Abschnen des moralischen Weltregenten gemäss, das lebhafteste Zutrauen der Schüler Jesu zu ihm und seiner Sache bis auf den ausserordentlichen Grad, welcher zur fernern Ausbreitung des Christenthums unter Gefahren und Leiden nothwendig war. Ihnen wurde dadurch gewiss, dass Jesus, seines Todes ungeachtet, ein wahrer Fürst zum ewigen Heil (Ebr. 2, 10.) d. i. der Messias oder Gottessohn sey. Unter dem Ausdruck Gottessohn nämlich ist nothwendig der messianische Charakter, nicht eine göttliche Natur Jesu zu verstehen, als es dargestellt wäre, zu schliessen: *Jesus vocatus est ad munus, quod ille solus gerere potest, qui est Deus: sed de hoc genere virtutis, ad Deitatem referendae, ratio non habetur.* Ueberhaupt ist die Abstammung von David angezeigt, (Gott hat sich einige Jahrhunderte zuvor gegen David gegen sich freylich die Fähigkeit, durch den schönen Psalm von prophetischen Dingen zu reden.) Der Zweck des Apostels ist nicht, zu sagen, dass und wie Jesus Gottessohn war; es würde in diesem Fall die Rede ohne Unterbrechung von χατα σαρκα abhängig weiter fortlaufen. Vielmehr will er auf ein Factum deuten, wodurch er gezeigt ward (ὁρισθεντος), dass man sich in Vertrauen auf ihn als Messias nicht geirrt habe. In sofern er endlich Menschen gleich (κατα σαρκα) war er Davids Sohn, im Beziehung auf seinen höheren Charakter, in Rücksicht auf alles das Gottesgebiet, wozu ihn zum Messias erhob (κατα πν. ἁγιωσ.) ward er, als Messias zuletzt durch seine wunderbare Wiederbelebung erhöht. So ist Joh. 3, 6. das bloss menschliche, das gewöhnliche im Menschen, Geist aber eben dieses Menschen geistiger Zustand, und so Gal. 4, 29. κατα σαρκα γεννηθεις, weil ihm seine Geburt nichts ausserordentliches von der Vorsehung gewirkten verhieß. Isaac hingegen wird κατα πνευμα γεννηθεις genannt, nicht als wäre er eine göttliche Natur gehabt hätte, sondern weil er unter göttlichen Umständen (nach einer besondern Verheissung, vollen Wirkung des Geistes Abrahams auf Gott) gezeugt war. Der Sinn der streitigen Worte, κατα πν. ἁγιωσ. ist also: sich bildlich ausgedrückt: *quod sanctum, προφητικον, hoc genus divinum homo spectatur.* Vgl. Luc. 1, 34. Joh. 10, 36. ἁγιωσυνη ist ein ἁγιος sanctificatio. Der *Geistesgeist* in Jesu zeigt, dass er Gott war; er verschafft ihm sein Recht (1 Tim. 3, 16.) dass er nicht blos als ein gewöhnlicher Mensch, wie er erschien, angesehen werden solle.

Diese ganze, richtige und genau erwiesene Deutung ist der schönste Beleg von den Worten des Vf., in welchen er die Confession der evangelischen Kirche [illegible] *Quoties nunc ruptam Christianorum doctrinam, quae quidem ejus humanae faciem mentis liberae gerere, nunc Judaeo contendamus, atque ita bene dare Christianae, nec vero, ut relictis illis, quae Scriptura in interpretando auctore, servata illa verborum, eorum imprimis, quibus sensum propositum significavit, ratione, dilucide dicentur; dedecuit proferre ausi, nec magis tutum, interpretandi libidini, aut fictis commentis, quae ex ingenio, fortasse — divino, quod fuerit vel inveni obligemur.*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Donnerstags, den 25. September 1794.

GESCHICHTE.

Leipzig, b. Gleditsch: *Europäisches Genealogisches Handbuch, in welchem die neuesten Nachrichten von allen Häusern befindlich — nebst einer zuverlässigen Beschreibung aller jetzigen — Hof-, Civil- und Militär-Aemter — ausgefertiget von (vom) M. Ch. Fr. Jacobi, Pfarrer zu Pelterwitz bey Dresden. 1794.* Th. 1. 490 S. Th. 2. 379 S. gr. 8.

Frankfurt a. M. b. Varrentrapp u. Wenner: *Neues Genealogisches Reichs- und Staats-Handbuch auf das Jahr 1794.* (von welchem der Inhalt auf der folgenden Seite — befindlich). Th. 1. 442 u. 66 S. Th. 2. 308 S. 8.

Es gibt in der That unter den Lesern nur zweyerley so gemeinnützige Handbücher, dass jeder gebildete Mensch, der gelehrte und ungelehrte Zeitungsleser, und selbst der abgesagteste Bücherfeind, ihrer zum täglichen Gebrauch bedarf, oder sich bedienen sollte. Diese beiden sind aus dem Gebiet der Geographie und der Genealogie, jedoch weiter dabey, der wesentliche Unterschied [illegible] Jene fordern nach jeden Tritt Veränderungen, da Polen und Frankreich jetzt erleiden, eine neue Ausgabe; diese aber, jenseits wir von dem Alter Methusalems auf das andere Extrem herabkommen, dürfen nur alle 10 Jahre einer Erneuerung unterworfen ist. Seitdem die jetzige französische Preisfreyheit den Druck eines Königs- und Ministerregisters, wie es *Sainte Maure* und der Abbé de la *Roche-Tilhac* ehemals von Zeit zu Zeit herausgaben, nicht mehr duldet; hat die deutsche Literatur ausschliesslich den Vorzug, periodische allgemeine genealogische Handbücher zu liefern. Dem Briten, der sich überhaupt gern in statistischen Detail auf seine glückliche Insel einschränkt, genügt es, jährlich in seinem Pocket Almanac die Namen der Könige und der regierenden Fürsten zu finden; dagegen wäre es eine unerhörte Entbehrung für ihn, wenn er nicht jährlich in dem Peerage die neuesten Veränderungen in jeder Baronetsfamilie erführe. Der Spanier und der Portugiese wühlt maulwurfsartig im Bezirk seines Landes herum, wie es die Anhängsel der Staatshandbücher, zum Landwesen des Genealogen darstellen. Der Italiäner kennt seine eigene Buch und Principi kaum; und in Schweden und Dänemark mache man nur einzelne Versuche in dieser Wissenschaft, unter denen das *Genealogisk Almanack* 1793. 8. einer der neuesten ist.

Deutschland hat selbst, noch nach dem Abgange der alten *Reichsgenealogischen Nachrichten*, und einer einzelnen Versuchen, (wie z. B. die *Beschreibung* [illegible] *genealogische Tafeln*, das *Neustrelitzische Verzeichniss* von 1793) zwey regelmässig erneuerte vollständige Handbücher dieser Art. Die Special-Geschichte derselben lehrt uns, wie das Bedürfniss mit jedem Jahre merklich zugenommen hat.

Das *Jacobische* hat das Vorrecht der ältesten Zunft. Es gab es 1728 *Joh. Christ. Stieler* heraus, nach ihm bis 1750 der Magister *Schumann*, dessen Namen in dieser Hinsicht wohl eine Stelle in *Hamberger's gelehrten Deutschland* verdient hätten. Auf Schumann folgte *Krebel*, der sich zuerst 1756, und nachher bis 1768 mit Achtung nur neben Schumann nannte, und dessen jetzigen Jahre erfolgtan Tod Hr. *Jacobi* die Besorgung übernommen hat.

Das *Varrentrappische* entstand 1788. Vier Jahre lang war es nur ein Bändchen in Quartformat, dessen Hauptheft selbst von der Stadt Frankfurt entlehnt wurde. 1792 erhielt es ein kaiserliches Privilegium, und seitdem soll es alle 10 zu 10 Jahren, und zuletzt am 8 Octob. 1792 erneuert worden. Allmählich kam das Paginiren, und 1751 ein Register hinzu. So zierte es in der Form und näherte sich seit 1766, wo es in zwey Bänden erschien, mit jedesmaligen Schritten seiner Vervollkommnung.

Die innere Haushaltung des *Varrentrappischen* Handbuchs ist aus dem langjährigen Gebrauch allgemein und insbesondere auch aus der A. L. Z. 1786. IV. 144 und 1787. IV. 145, so wie der des *Koelerischen* aus der *Allg. D. Biblioth.* B. 72. St. 1. S. 231. und B. 102. St. 1. S. 177., hinlänglich bekannt; beide unterscheiden sich in der Form und in der Erneuerung, weil das Koelerische nur alle zwey Jahre herauskommt. Eben so auch in der Anordnung, indem z. B. im *V.* das ganze europäische Corps diplomatique zusammengefasst, und nur bey den einzelnen Höfen angegeben, auch die Diensthistorik von der Genealogie getrennt ist. Sodann auch im Materiale; das *Varrentrappische* fasst die wirklich regierenden, immatriket, eine Liste der Kreisstände, den [illegible] nebst allen Ahnenten (Th. 1. S. 223. 383. u. 402.) welche eigentlich nicht zum Hauptzweck gehören, dagegen auch den Specialstatskalender der Stadt Frankfurt in sich. Dagegen hat das *Jacobische* einen weit [illegible] Abschnitt von italiänischen Fürsten und von Mediatisirten, von der Reichsgenealogie. Diese Vergleichung geschieht hier keineswegs in der Absicht, um [illegible] einen dieser Bücher (den Vorzug) [illegible] Beide werden die Mühe und Kosten verlohnt. Beide haben die besten Quellen, nämlich die Verlagskalender und eine ausgedehnte Privatcorrespondenz, und wenn [illegible] den Vorrath der Neuheit gegen sich hat, so zeigt [illegible] seinen Vorzug, indem [illegible] durch eine grosse Correctheit [illegible]

den Krebsischen auszeichnet, wie sehr er diesem Fache gewachsen sey. Beide haben daher eigenthümliche Vorzüge und Mängel, und können sehr wohl neben einander bestehen. Freylich hört man oft entscheidende Urtheile zum Vortheil des einen fällen; diese beziehen sich aber gewöhnlich auf eine aus dem täglichen Gebrauch entstandene genauere Bekanntschaft mit demselben, deren Mangel dem andern den Anschein einer mehrern Unvollkommenheit gibt. Beide sind aber auch sehr wesentlicher Verbesserungen, sowohl in der äussern Form und Anordnung, als in der Materie selbst fähig und bedürftig. Bekanntlich bleibt man bey dergleichen angeerbten Unternehmungen gern dem Gepräge des Alters getreu, theils, um nicht den alten Abnehmern zu missfallen, theils auch, um zu keinen Prätensionen aufzureizen. Hier zeigen aber die in jeder Vorrede wiederholten Aufforderungen an das Publicum, dass es blos an der bisherigen Gleichgültigkeit der Kritik liege.

I. Die *Form* betreffend, so erschwert im *V.* der enge Druck ausserordentlich den Gebrauch für den Geschäftsmann. Wenigstens müssen alle auf einander Bezug habende Zahlen ausgerückt, und zwischen den einzelnen Personen ein kleiner Zwischenraum gelassen werden. Im *J.* ist die Form gefälliger, welches aber auch leichter war, weil darin die verstorbenen Collateralen nicht so, wie in jenem, ausgeführt worden. In beiden sind die Vornamen mit gothischen, und die Familiennamen mit lateinischen Lettern bezeichnet. Vielleicht wäre das Entgegengesetzte für die Uebersicht bequemer. Noch besser, aber auch typographisch schwieriger, würde es seyn, wenn man die Lebenden mit rother, und die Verstorbenen mit schwarzer Farbe bezeichnete. In beiden ist der Titel zu gedehnt und altfränkisch, vorzüglich im *J.* wegen des darin zergliederten Inhalts, in Ansehung dessen der *V.* mit wenig Worten auf die folgende Seite des Titelblatts verweiset. Der einfache Titel: *Genealogisches Handbuch für das Jahr* . . . fasst das *Neue*, den Gebrauch zu *Adressen* und alles zu Erwartende in sich.

II. Im *Inhalt* ist bey beiden 1) eine mehrere *Gleichförmigkeit* des Plans zu wünschen. Nach solchem geht die Genealogie auf die zweyte Generation zurück, und doch wird einzeln davon sehr abgegangen. *J.* bringt (Th. 1. S. 153. 189. 311. 332.) sehr zweckmässig einige höher hinaufgehende Tabellen an; wäre es nicht gut, dadurch das Ganze zu erläutern? Im *V.* fehlt Th. 1. S. 12. bey Arenberg, so auch bey Auersberg, Baden, Hohenzollern, Lobkowitz, die genealogische Einleitung gänzlich. So sind auch einige Artikel, *Kaunitz, Hohenlohe* und *Colloredo* vor den übrigen ausgeschmückt, da doch der wissenschaftliche Stil die unbestimmten Ausdrücke von *hohen Standespersonen*, uraltem Haus u. d. gl. nicht gern annimmt. *J.* nimmt mehr wie *V.* die anerkannte sogenannte natürliche Nachkommenschaft in den Plan seines Werks auf, und gibt uns von den Familien der Asasones, Vallabriga, Bourbon, Laurwig, Löwendal, Hessenstein, Berwick, Veraguas, Sponeck: Esperance, Nachricht. Gehörten nicht die *Güldenlöwe, Daneskiold, Montperny*, einige aus der Gesellschaft im Saal zu Pillnitz und zu Nymphenburg, und die *deutschen* Fürstenkinder mit eben dem Recht hieher? Eine zu weite Ausdehnung dieses Plans würde freylich, so viel Rec. aus seinen Sammlungen urtheilen kann, das Volumen beynahe verdoppeln. Die Grenzlinie der Grafentitel ist aber leicht zu ziehen; nemlich, wie bey den übrigen. Von dem hohen Adel ausser Deutschland findet man in beiden nur die *eingeschickten* Notizen, und es ist freylich sehr schwer, sie sich von mehrern zu verschaffen, da z. B. die Genealogie der italiänischen Fürsten sich fast in keinem italiänischen Staatskalender befindet, obgleich in ihren Geschlechtsregistern selbst die asiatischen Fürsten vorkommen. Endlich ist auch das Verzeichniss der höhern Staatsbeamten in beiden nicht immer in gleicher Maasse vollständig; wie z. B. bey Venedig, Genua und Neapel, und fehlt sogar ganz bey mehrern deutschen Staaten, welche keine Staatskalender haben. 2) Ist eine strenge *diplomatische Kritik* und *Behutsamkeit* erfoderlich. Der *Prätendent* von *Grossbrittanien* (im *V.* Th. 1. S. 207. und im *J.* Th. 1. S. 61.) wird zwar, auch ohne historische Erläuterung, selbst in London jetzt nicht mehr anstössig seyn. Am schwierigsten war aber in diesem Jahrgange die Abfassung der Artikel von *Frankreich*. *V.* (Th. 1. S. 68.) gibt Ludwig den XVI, als *durch die Guillotine von dem Nationalconvent hingerichtet*, und daneben doch einen *Dauphin* an, welches schwer mit einander zu vereinigen ist. *J.* nennt letztern *Ludwig Carl*, (Th. 1. S. 40.) ohne weitern Zusatz, führt aber den Bischof *Brendel* S. 237. und 253. den Dohmscholaster *Gobel* an, den bekanntlich das Capitel in Basel verstiess. — So fehlt im *J.* (Th. 1. S. 361.) die Anführung des Reichshofraths-Conclusi wegen der Gräfin von *Ottweiler*. *P les* kommt im *J.* nach dem Zustand des Jenners 1793, im *V.* nach der *ältern* Verfassung vor. *Curland* ist im *J.*, wie zu erwarten war, nach dem Staatssystem des Kurschlesischen Hofes angeführt. Bey Privatpersonen kommt es weniger auf diplomatische Treue und Anerkennung; jedoch haben im *V.* einige neue genealogische Artikel im *M.* und *R.* das Gepräge der ungereiften Einschickung so sehr, dass sie selbst eine oberflächliche kritische Untersuchung nicht ertragen möchten. 3) Würde dem grössern Theil des Publicums eine *Ausdehnung* des Plans auf folgende Puncte sehr willkommen seyn. a) Auf die ausser-europäischen Staaten, wie man davon die *v. Breitenbauchsche* Tabelle von 1788 hat. b) Bis zur zweyten Generation, auf diejenigen deutschen Familien, deren Zweige entweder geistliche Reichsfürsten im Laufe des Jahrhunderts waren, oder welche jetzt kurfürstliche wirkliche Staatsministerstellen bekleiden. Die Kenntniss dieser Geschlechtsregister ist im Geschäftsleben nützlich, und oft selbst nothwendig. Der Engländer kauft jährlich die Genealogie seines gesammten Adels; und der Deutsche sollte sogar die seiner Fürsten entbehren? Freylich scheuen manche Familien bis jetzt noch diese Publicität. Das Beyspiel von andern wird aber ihrer Eitelkeit eine bessere Richtung geben, und überdem wird durch die neuern Werke über den deutschen Adel diese Ausdehnung erleichtert. Im *J.* ist schon jetzt die Genealogie mehrerer geistlichen Reichsfürsten, z. B. von *Erthal* und *Roth*, mit aufgeführt. Dagegen fehlt sie bey

Hil-

Hildesheim, Freysing, Basel, Chur und Fulda. Ueberhaupt scheint es unbillig, dafs eine neuere Erhebung in den Mediat-Grafenstand den alten Reichsrittern oder selbst wirklichen Reichsgrafen (wie z. B. Sickingen,) hier den Platz benimmt. c) Wären statistische Anzeigen, wenn sie mit Zahlen oder wenig Worten ausgedrückt werden können, oft sehr zweckmäfsig; z. B. bey den Dohmstiftern die Zahl der Grafen- und Doctorpräbenden, die Suffraganeate, die Generalcapitelstage; bey den Reichsfürsten das Introductionsjahr auf dem Reichstage u. s. w. 4) Sind bey so vielen Zahlen und Namen die Druckfehler eben so wenig, als die Mängel in Nachtragung der neuesten Veränderungen, selbst bey der angestrengtesten Aufmerksamkeit, ganz vermeidlich. Beyspiele davon sind im *V.* der Victor Amadeus der *Zweyte* als jetziger König von Sardinien, und im Jahrgang 1793 die *Markgräflich-Anspachische* Dienerschaft, (welches im letztjährigen so richtig geändert ist, dafs man schon die Südpreussische Dienerschaft darin findet.) Oder im *J.* (Th. S. 313.) die nicht angezeigte Ehescheidung eines Würtembergischen Prinzen, und S. 120. bey einem Königshause; S. 434. die Gemahlin des Fürsten Jablonowsky; S. 339. *Parkstein* statt Bergstein, und Th. 2. S. 270. das doppelte *Erzhamster*. Es wäre kleinlich, dergleichen zum Vorwurf zu machen, so lange man sich vor Unrichtigkeiten hütet, wie z. B. die Nachricht im *V.* Th. 1. S. 241. von einer Erhebung in den Reichsfürstenstand.

III. Zum Schlufs noch einige Worte über die *Anordnung*. Im *J.* sind die verschiedenen Classen von Staaten, geistliche und weltliche, sehr zweckmäfsig abgesondert, nur gehören die Mediatstifter (Th. 1. S. 261. 263.) zu der Dienerschaft des Landes. Bey der Abtheilung des ersten und des zweyten Theils vom *V.* scheint die Souveränität und Reichsstandschaft zum Grunde zu liegen, nach welchem Kennzeichen aber die Republiken und Reichsstädte zu dem ersten, die dohmcapitelischen Bedienten, und die *nicht reichs*- wenn gleich *altgräflichen* Häuser in den zweyten Theil gehören würden. Auch scheint es gut, alle Theile und Zweige bey dem Hauptstamm zu vereinigen, und dürfte diese Störung der alphabetischen Ordnung nur im Register angezeigt werden. So kämen im *V.* zu Frankreich die Bourbon — Condé; Bayern zu Pfalz; Holstein zu Dänemark; Leiningen-Westerburg zu Wiedrunkel; die Wildgrafen zu Salm; Braunschweig-Wolfenbüttel zu England; die Colloredo im zweyten Bande zu denen des ersten. Im *J.* ist dieser Plan etwas mehr befolgt, jedoch auch Böhmen und Ungarn von Oesterreich abgesondert worden.

Eisenach, b. Wittekindt: *Versuch einer kurzen Beschreibung des Zustandes, der Sitten und Gebräuche der Hebräer für Ungelehrte.* Von *Heinr. Ludw. Pfaff.* 1792. 162 S. 8.

In einer sehr bescheidenen Vorrede glaubt der Vf., dafs in einem Zeitalter, wo Schriften für die Bedürfnisse nichttheologischer Leser, und besonders Schullehrer auf dem Lande, so häufige Erscheinungen sind, sein Versuch wenigstens nicht als eine unerwartete oder als eine entbehrliche Sache anzusehen sey. Rec. ist überzeugt, dafs jede vermeidliche Unrichtigkeit in einer für Ungelehrte, besonders für den Schulunterricht verfafsten Schrift doppelt unverzeihlich sey. Zur Rechtfertigung, warum eine gewisse Form, zweckmäfsige Kürze mit dem möglichsten Streben nach einer lichten Bestimmtheit und allgemein fafslichen Darstellungsart bey einer Schrift gewählt sey, ist die Bestimmung: für Ungelehrte, entscheidend. Zur Entschuldigung für Fehler nie! Uebungsschriften des Schriftstellers sind zur Uebung des Ungelehrten am wenigsten tauglich. Uebrigens gehört diese Uebungsschrift, da sie fast überall sich an J. D. Michaelis archäologische Schriften und Aufsätze über die Hebräer sich hält, nicht zu den schlechtern. Nur zeigt sie durchaus gar zu wenig eigenes Talent, welches sich hier wenigstens in der Auswahl dessen, was für den Ungelehrten das Wissenswertheste wäre, hätte äufsern sollen. Da sich das Ganze auch auf Archäologie des N. Ts. bezieht, so ist der Name *Hebräer* zu eingeschränkt.

SCHÖNE KÜNSTE.

Thorn, b. Völlmer: *Neue Blumenlese deutscher Originalgedichte und Uebersetzungen für das Jahr 1794.*

Der Herausgeber, Hr. *E. C. Fulda*, will in der Vorrede behaupten, dafs selbst bey unsern an Journalen und Almanachen nur allzureichen Zeiten noch eine neue Blumenlese nicht überflüssig sey. Seine Mitarbeiter sind: Sophie Albrecht, Blech, Braunschweig, Falk, Feyerabend, Mozart, (angeblicher Masens der berühmte Kapellmeister; aber keiner seiner Freunde weiss ein Wort davon, dafs er je Verse gemacht habe,) Mund, Ernst Müller, Schocher, Starke und einige Ungenannte. Unter allen diesen Dichtern möchten wir niemanden aufmuntern, als Hn. *Mund*. Er liefert eine Uebersetzung von Theokrits erster Idylle, oder wie er sich mehr griechisch als deutsch ausdrückt, ersitem Idyll, von Virgils achter Ekloge, und von einer Stelle aus dem Lucrez. Wenn er den Hiatus sorgfältiger vermieden, und einige Ausdrücke gefeilt und berichtigt hätte; so gehörten seine Uebersetzungen zu den besseren. Auch so, wie sie sind, wird man sie mit Vergnügen lesen, und die Talente des Uebersetzers nicht verkennen. Wir sagen indessen niemals *Geifs* statt Ziege, *Tutte* statt Melkgeschirr oder Kübel, *trüben* statt betrüben; eben so wenig brauchen wir den Pleonasmus: *was härmst du vor Gram dich*; vorzüglich würden wir uns hüten, Priapus zu scandiren. Wir erinnern uns aus einem Epigramm von Käftner, wie schrecklich der Gott jene bedrohet, welche diesen Fehler begehen: *Hi, fagner, faciam media sint quoque parte breves.* Wider die Treue ist auch hie und da gesündigt. πέπλος τε καὶ ἄμπυξ heifst nicht *Leibrock und Schleyer*, sondern *zierliches Ueberkleid und Kopfputz*, wenn gleich πέπλον in vielen Wörterbüchern durch *Schleyer* gegeben wird. Man

sehe den Servius zum 484 V. des I. Buches der Aeneis. *Cinyphium Cognitum, eine Haube, reticulum.* *Ὑπόξυρον* heißt schönhaarig, wie es der Scholiast ganz richtig erklärt, *κομῶντες, εὐπρόσωποι*: aber nicht, wie Hr. *M.* es gibt: mit *lieblich duftendem Haupthaar*. Ueberhaupt ist die Uebersetzung des Virgils besser gelungen. Zwey gröfsere Unrichtigkeiten aber fanden wir auch darin. Der schöne Vers: *Credimus, an qui amant, ipsi sibi somnia fingunt?* ist im Deutschen ganz unkenntlich: *Glaub ichs, oder ists nur ein Traum, der Liebende täuschet?* Denn 55 und 56sten Vers hat Hr. *M.* auch falsch verstanden: *Sic Tityrus Orpheus, Orpheus in silvis, inter Delphinas Arion.* Tityrus gelte für einen Orpheus, für einen Orpheus gelte er in den Wäldern, für einen Arion unter den Delphinen. Eben so erklärt es Servius. Hr. M. aber setzt das vorhergehende: *ein Kautz wettkämpfe mit Schwänen* dazwischen, und fährt dann fort: *Orpheus hauſe im Wald und unter Delphinen Arion.* Wir haben uns bey Hn. M. allein aufgehalten, weil seine Arbeiten allein unsere Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Der Herausgeber selbst scheint nicht den feinsten Geschmack zu haben. Im einem Sonnet, welches eine Nachahmung, keine Parodie von Horazens 5ter Ode des I Buches seyn soll, erlaubt er sich folgenden Ausdruck: *Wie wird der arme Schelm die Unglücksfahrt bewinen.*

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Mainz*, in der St. Rochus Buchdruckerey (in Comm. b. Pech zu *Frankfurt*): *Mainzer Taschenkalender für das Jahr* 1793. Ohne den Kalender 50 S. in Taschenformat mit 12 Kupfern. (9 gr.) Die nicht übel gezeichneten, aber nicht durchgängig sauber gestochenen Kupfer enthalten Scenen aus dem Roman: *der graue Bruder* im 4ten Theile der *Sagen der Vorzeit*. Auf den 50 S. stehen erst Poesien, Lieder und Singgedichte, dann charakteristische Züge aus dem Leben merkwürdiger Frauenzimmer. Letztere sind gut gewählt, und unter jenen sind einige, besonders ländliche Lieder, die poetischen Sinn und die Gabe leichter Versification verrathen. Zu diesen gehört folgendes S. 21.

Der Abend.

Wenn der Abend,
Kühl und labend
Sich auf unsre Thäler senkt;
Wenn die Wolken röther werden,
Und der Hirte seine Heerden
Am beschilften Teiche tränkt;

Wenn des Hasen
Schon im Grasen
Nascht, und im bethauten Kraut;
Wenn der Hirsch aus dem Gehege
Wandelt, und das Reh am Wege
Sicht und traulich sich umschaut;

Wenn mit Blumen
Auf den Hüten,
Sens und Rechen auf dem Arm,
Unser spätern *Festgeseyer*,
Heimwärts kehren unsre Hirter,
Und der Schalterinnen Schwarm;

Still betrachtend,
Trüb und schmachtend
Staun ich dann die Gegend an,
Freue herzlich mich der hehren
Gotteswelt, und süsse Zähren
Sagen, was kein Ausdruck kann.

Froh und bange
Lausch ich lange
Auf der Amsel Abendlied,
Wie umhüllt von Erlenblättern
Nachtigallen ziehend schmettern,
Und der Kibitz lockt im Ried.

Bis aus Grillen
Noch im Stillen
Zirpes, und der Käfer kreift,
Und der Landmann, wenns schon dämmert,
Seine Sens im Hofe hämmert,
Und ein Mähderliedchen pfeift.

Bis der Liebe
Stern so trübe
In der Abendröthe schwimmt;
Dann der perlenfarbne Himmel
Dunkelt, und das Glanzgewimmel
Der Gestirne *sacht* entglimmt.

Das *Festgeseyer* ist undeutsch, und hat auch in der Verbindung, in der es steht, keinen Sinn. *Sacht* ist provinciell, und drückt hier auch das nicht aus, was es ausdrücken soll: *allmählig, langsam*. *Sachte* bedeutet so viel als *leise*, welches hier nicht paſst. Die vierte Strophe, die dem Ganzen Einheit geben soll, enthält widersprechende Empfindungen, als Wirkungen jener ländlichen Scenen; der Dichter staunt die Gegend *trüb* und *schmachtend* an, und *freut* sich doch *herzlich*; die *hehre Gotteswelt* ist geziert, und paſst nicht zum Tone des Lieds. Auch ist es ein Fehler, dass oft das Ende eines Gedanken aus dem vorhergehenden Vers in den folgenden herübergezogen wird, welches bey Liedern, die gesungen werden sollen, das Ohr und den Verstand beleidigt.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Freytags, den 26. September 1794.

PHILOSOPHIE.

KÖNIGSBERG, b. Nicolovius: *Woldemar* (vom Hn. Geh. Rath *Jacobi* in Düsseldorf) 1794. 1. Th. XXI S. Vorb. u. 190 S. 2. Th. VI S. Vorb. u. 294 S. 8.

Wenn ein philosophisches Syſtem nach ſeiner inneren Conſequenz und Uebereinſtimmung mit der ſelbſterkannten Wahrheit objectiv beurtheilt iſt; kann es nunmehr auch ſubjectiv mit dem Geiſte und dem Charakter ſeines Urhebers verglichen, und unterſucht werden, mit welchem Grade der Nothwendigkeit es aus ſeiner Individualität entſpringt, und welche Eigenthümlichkeit dieſe in dieſer Rückſicht an ſich trägt. Je wichtiger das einzige Ziel alles Philoſophirens, die Erkenntniſs auſserſinnlicher Wahrheiten und die ſtrenge Prüfung der Feſtigkeit dieſer Erkenntniſs iſt; deſto intereſſanter muſs die Beſchäftigung ſeyn, dem Gange, auf welchem mehrere Köpfe dahin zu gelangen ſtrebten, mit Aufmerkſamkeit nachzuforſchen. So wie aber dieſs Intereſſe weniger von dem objectiven Werthe der Syſteme an ſich, als von der originellen Individualität ihrer Urheber abhängt; eben ſo wird auch dieſe Beſchäftigung ſelbſt nicht ſowohl unmittelbar der Philoſophie, als Wiſſenſchaft, als vielmehr dem Philoſophen erſprieſslich ſeyn, der ſie vornimmt. Zwar kann das Ideal einer wahren Philoſophie — wenn dieſe nemlich die vollſtändige Ausmeſſung aller menſchlichen Vermögen zum Grunde legen muſs, um darnach die Möglichkeit objectiver Erkenntniſs zu beſtimmen, und die allgemeinen Geſetze der Thätigkeit jener Vermögen zu entdecken — gewiſs nur aus dem vereinten Streben aller menſchlichen Kräfte hervorgehn. Allein auch bey Syſtemen, denen man ſchlechterdings Wahrheit und Allgemeingültigkeit abzuſprechen genöthigt wäre, könnte der enge Zuſammenhang mit der Kraft, die ſie ſchuf, die Aufmerkſamkeit anhaltend feſſeln. Erſchiene daher auch je der Zeitpunkt, in welchem alle denkende Köpfe ſich über Eine Philoſophie vereinigt hätten; ſo würde dennoch das Studium der bisherigen Syſteme ſchon in dieſer Hinſicht immer nothwendig bleiben. Am meiſten aber würde dieſs der Fall bey den Syſtemen ſolcher Männer ſeyn, die ihr ganzes höheres Daſeyn in ihre philoſophiſche Ueberzeugung am innigſten verwebt haben; wie denn hierin, um ein Beyſpiel anzuführen, vielleicht niemand die Griechen übertroffen hat, deren Syſteme faſt durchaus die Frucht ihrer geſammten Kräfte in der gröſseſten Harmonie ihres Strebens iſt, und die niemand als Philoſophen vollſtändig würdigen wird, der ſie nicht als Menſchen auffaſſen Sinn genug hat. Hieraus ergibt ſich alſo eine zwiefache und ſo verſchiedene Behandlung der philoſophiſchen Geſchichte, daſs ſie ſchwerlich von mehrern, als zwey ganz verſchieden gebildeten Köpfen mit Hoffnung des Erfolgs verſucht werden darf. Denn wenn der eine das hier angenommene einzig wahre Syſtem unausgeſetzt vor Augen haben muſs; ſo müſſen dem andern mehr die verſchiednen möglichen Richtungen des philoſophiſchen Geiſtes gegenwärtig ſeyn. Wenn der eine mit unerbittlicher Strenge alles zurückweiſen muſs, was ſich von ſeiner einzigen Norm entfernt; ſo muſs der andre mit einer liberaleren Vielſeitigkeit ſich ſeinen eignen Meynungen entreiſſen, und die irrige Vorſtellungsart ſchlechterdings nur als eine ganz und gar aber nicht — ſey es auch noch ſo fehlgen ſeine eigne Ueberzeugung — als eine unrichtige betrachten. Gibt es nun eine Philoſophie, die auf Dingen beruht, über die ſich nicht durch Beweis und Gegenbeweis ſtreiten läſst, ſondern die nur ein übereinſtimmendes oder widerſprechendes Gefühl bejahen oder verneinen kann; ſo wird bey dieſer der ſubjective Zuſammenhang mit der Individualität ihres Urhebers auch für ihren Inhalt ſelbſt wichtig ſeyn. In gewiſſer Hinſicht aber muſs dieſer Fall bey jeder denkbaren Philoſophie eintreten. Denn jede muſs zuletzt auf ein unmittelbares Bewuſstſeyn, als auf eine Thatſache, fuſsen. Indeſs kann es auch philoſophiſche Syſteme geben, welche mehrere ſolcher Thatſachen zum Grunde legen. Von dieſer Art iſt nun ganz und gar diejenige, welche der Herausgeber der Briefſammlung *Eduard Allwills* als die ſeinige ſchildert. „Was er erforſcht hatte," ſagt er in der Vorrede zu dieſem Buche S. XV. von ſich ſelbſt, „ſuchte er ſich „ſelbſt ſo einzuprägen, daſs es ihm bliebe." Alle ſeine „wichtigſten Ueberzeugungen beruhten auf unmittelbarer „Anſchauung; ſeine Beweiſe und Widerlegungen auf zum „Theil (wie ihn däuchte) nicht genug bemerkten zum „Theil noch nicht genug verglichenen Thatſachen." Bey einer ſolchen Theorie gibt es — und dieſs allein raubt derſelben gewiſs noch nicht die Möglichkeit der Allgemeingültigkeit — keine andre Art der Ueberzeugung, als daſs ich den andern in eben die Lage verſetze, in der ich ſelbſt einer ſolchen Anſchauung theilhaftig, mir einer ſolchen Thatſache bewuſst werde. Die Flamme, die hier leuchten ſoll, vermag nur die Flamme, die ſchon brennt, zu entzünden. Sehr richtig führt daher der Vf. jener Stelle von ſich weiter fort: „Er muſste alſo, wenn „er ſeine Ueberzeugungen andern mittheilen wollte, *darſtellend* zu Werke gehn." Dieſs nun zu thun, hat der Vf. in jenem Werk, wie in dieſem verſucht, in welchem er (Th. 1. Vorb. S. XV.) ausdrücklich auf die hier angeführte

gerühmte Stelle der früher erschienenen Schrift Anweisung gibt. Man mufs daher diese längere Abschweifung der Deutlichkeit verzeihen, auf eine andre Weise den Zweck des angezeigten Werks vollständig darzulegen, und zu der Eigenthümlichkeit desselben gehörig vorzubereiten. In wiefern nun jede unmittelbare Anschauung alle Erklärung ausschliefst, die niemals andre als mittelbare Einsicht gewährt, und in wiefern das, worauf diese Anschauungen und Thatsachen beruhen — wenn das, was sich darauf gründet, auf Allgemeingültigkeit Anspruch machen soll — nicht Einem einzelnen, sondern der Menschheit angehören mufs — in sofern bestimmt der Vf. die Absicht seiner Schrift noch näher dahin: „Menschheit, wie sie ist, erklärlich oder unerklärlich, „auf das gewissenhafteste vor Augen zu legen." Gewifs nicht blofs ein erhabener Zweck, sondern auch ein schwieriges Unternehmen! Wem es gelingen soll, der mufs selbst eine hohe Menschheit in sich tragen, mufs oft und streng sich selbst geprüft, und mit ruhiger Beurtheilung das Zufällige seines Wesens von dem Nothwendigen geschieden haben, wodurch er unmittelbar mit der Menschheit in ihrer reinen idealischen Gestalt verwandt ist. Nur solch ein Mann kann den Eindruck hervorzaubern, mit dem der gleichgestimmte Leser so viele Stellen des Woldemar verlassen wird; und wenn andre literärische Produkte nur einzelne Talente des Schriftstellers beweisen, so stellen solche, als das gegenwärtige, das ganze Daseyn des Menschen dar. Doppelt erhöht wird dieser Reiz aber dadurch, dafs in der vorliegenden Schrift nur von *praktischer* Philosophie die Rede ist; dafs jede Zeile das reinste, ächteste, sittliche Gefühl, mit dem zartesten und beweglichsten Schönheitssinn auf das innigste verbunden, athmet; und dafs man weniger über Menschheit räsonniren hört, als Personen, deren jede wenigstens in Einer Hinsicht ein Repräsentant der Menschheit heifsen kann, in interessanten Situationen selbst thätig erblickt.

Ein paar seltene Charaktere, aus dem stärksten und zugleich feinsten Stoffe gebildet, den die Menschheit ertragen, und in die edelste Form gegossen, die sie annehmen kann, in einfachen, aber den Geist wie das Herz gleich stark anziehenden Lagen in Handlung gesetzt, dienen dem Vf. zum Vehikel, an ihnen den Begriff der ächten Tugend, und Moralität in ihrer Reinheit darzustellen. Mit aufserordentlich günstigen Anlagen zu Erreichung einer hohen sittlichen Schönheit, und mit natürlicher Stimmung zur Erfüllung jeder Pflicht des Wohlwollens, der Selbstverläugnung und des Edelmuths geboren, hat sich Woldemar gewöhnt, seine Moralität nicht blofs aus sich selbst, aus der Kraft seiner praktischen Vernunft, sondern auch aus der Mitte der Triebe hervorgehen zu sehen, mit deren Widerstand sie sonst am heftigsten zu kämpfen hat. Zu dieser glücklichen Organisation gesellt sich bey ihm die, auf Vernunftgründe gestützte, Ueberzeugung, dafs etwas so Hohes und Göttliches, als die Tugend, auch nothwendig aus unvermittelter Selbstthätigkeit entspringen mufs, und weder von äufseren Formen und Vorschriften abhängig gemacht, noch durch Construction von Begriffen zu Erreichung bestimmter Zwecke gleichsam künstlich aufgebaut werden kann. Glühende Wärme des Gefühls, lebhafte Einbildungskraft, und vorzüglich eine innige Harmonie seines ganzen Wesens, besonders eine enge Verbindung seiner denkenden und empfindenden Kräfte, fesseln ihn überall unauflöslich an angeschaute Realität, an freye Selbstthätigkeit, und entfernen ihn überall von blofs begriffener Idealität, von auch nur scheinbarem Zwange. So bewirken alle diese Gründe vereint, dafs er, bey den richtigsten theoretischen Ueberzeugungen von dem Wesen der Tugend und Sittlichkeit, in der Ausübung mehr Pflichten erfüllt, die er liebt, als sich Gesetzen unterwirft, die er achtet, dafs Gehorsam ihm überhaupt fremder ist, als es Menschen geziemt, und dafs er die Vorschriften der Tugend nur in den Handlungen des Tugendhaften aufsucht, der, nach seinem Ausdruck, eben so der Sittlichkeit durch die That die Regel vorschreibt, als das Genie der Kunst. Kein Wunder also, dafs er nicht selten seinem sittlichen Gefühl, auch ohne die nothwendige jedesmalige genaue Prüfung, zuviel einzuräumen, und den Eingebungen seines Herzens in zu stolzem Vertrauen zu unbedingte Folge zu leisten, Gefahr läuft. Mit diesem Charakter tritt Woldemar in den Kreis einer Familie, von der sein Bruder, Biderthal, ein Mitglied ist, und die sich nicht minder durch Bande der Liebe, als der Verwandtschaft an einander gekettet sieht. Kleine Veranlassungen aus den gewöhnlichen Begebenheiten des täglichen Lebens lassen Gespräche über das, was schicklich und anständig, und wenn sich die Unterredung von der minder bedeutenden Veranlassung zu allgemeineren Grundsätzen erhebt, über das, was sittlich und tugendhaft ist, über die Unterschiede in der Moralität des jetzigen Jahrhunderts und des Alterthums u. s. f. entstehen, in welchen — aufser dem wichtigen philosophischen Gehalt — sich der Charakter Woldemars und der übrigen auftretenden Personen wie von selbst vor dem Leser entwickelt. Unter allen, die Woldemar umgeben, zieht Henriette, seines Bruders noch unverheirathete Schwägerin, seine Aufmerksamkeit am meisten auf sich. Sie stimmt seine vorherigen Begriffe über das andre Geschlecht gänzlich um. Neben der ganzen und vollen Weiblichkeit findet er in ihr ein gewisses Etwas, das er mit seiner allgemeinen Meynung über das Geschlecht nicht zu vereinigen weifs, etwas Höheres und Gröfseres; und nach und nach schlingen sich ihre Herzen bis zur innigsten Verbindung an einander. In Woldemar hing diese Freundschaft mit seinen wichtigsten und höchsten Ideen, mit seinem eigensten Wesen zusammen. Mitten in dem Wechsel von Empfindungen und Trieben, neben dem Entstehen und Untergehen mannichfaltiger Neigungen, fühlte er auch etwas Festes und Unvergängliches in sich. In den Momenten, wo sein Inneres am harmonischsten gestimmt war, wuchs auch dieses Gefühl am lebhaftesten empor; und nur auf diesem Unvergänglichen, Uebermenschlichen gleichsam konnte die ächte Tugend, die Verwandtschaft des Sterblichen mit dem Göttlichen, beruhen. Dennoch war daneben die Veränderlichkeit der menschlichen Natur so sichtbar, selbst

das

das Gefühl jenes höheren Etwas würde nicht selten dadurch verdunkelt, sein Daseyn sogar war so unbegreiflich; es mußte das dringendste Bedürfniß für ihn werden, sich unumstößliche Gewißheit desselben zuzusichern. Woldemar, den dieß alles noch stärker und lebhafter, als gewöhnlich, bewegte, rang nach dieser Gewißheit auf seine Weise. Gefühl, Anschauung, bestätigte Wirklichkeit gingen ihm über alles. In einem andern Wesen mußte er finden, was er in sich selbst ahndete. So mußte er lernen, „daß seine Weisheit kein „Gedicht sey.“ Lange hatte er dieß mit sich herumgetragen, lange gesucht, von glücklichem Finden geträumt. Endlich deutete Henriette den Traum, und wie nun seine Freundschaft nur aus dem höchsten Gefühl der reinsten Tugend entsprang, so lehnte sich seine Tugend selbst wieder an die Freundschaft, als an eine schwesterliche Stütze. Nicht zwar als hätte es ihr an eigner Stärke gemangelt, aber weil vereinzelt gleichsam ihre Wesenheit entwich, und die unumstößliche Gewißheit ihres wirklichen Daseyns verschwand. Mit starken, aber gewiß unendlich feinen Fäden war in diese Empfindung der Freundschaft der Eindruck verwebt, dessen Weiblichkeit und vorzüglich schöne Weiblichkeit auf den reizbar und reingestimmten Mann niemals verfehlen kann. Mit einem Manne hätte Woldemars Freundschaft andre Modificationen angenommen, überhaupt vermochte nur eine weibliche Seele jenen Traum ihm zu deuten, und es bedarf mancher Mittelerläuterungen, wenn sein eignes Geständniß: „daß jeder weibliche Reiz an Henrietten „ihm sichtbarer, als allen andern gewesen, daß, wie „Henriette, noch kein Mädchen ihm gefallen“ mit seiner Versicherung, „daß seine Empfindung zu ihr nichts mit „ihrem Geschlechte zu thun gehabt,“ nicht in Widerspruch stehen soll. Mit Bedauern sieht der Leser, der die Abndungen seines Tactes um so lieber bestätigt oder widerlegt fände, als schon die Feinheit des Gegenstandes seine Aufmerksamkeit anzieht, daß die Geschichte die feineren Nüancen des Verhältnisses unbestimmt läßt; nur mit Mühe entdeckt der Kundige hie und da leise Winke. Aber was Woldemar suchte, und wie er es suchte, konnte er nur in einer weiblichen Seele finden. Durch die Natur seines Wesens nothwendig geleitet, und durch seine äußere Lage begünstigt, gehört das andere Geschlecht größtentheils dem inneren Leben und Weben in eignen Ideen und Empfindungen an. Sich darauf in hoher Einfachheit beschränkend, ist das weibliche Gemüth zwar vielleicht ein minder reiches und starkes, aber gewiß ein reineres Bild desselben, als jedes andre, und daher am meisten fähig, das zu gewähren, was Woldemar schmerzlich entbehrte. Jener Trieb aber, nach dessen Gewißheit er so ängstlich strebte, und der doch kein andrer ist, als den die Philosophie sonst den uneigennützigen, die Aeußerung der praktischen Vernunft, zu nennen pflegt, ist als bloßer Trieb im Weibe schon um eben so viel reger und ununterbrochener lebhaft, als dieß alle Neigungen und Gefühle überhaupt in ihm sind. Allein auch in seiner höheren Natur ist er deutlicher sichtbar. Unter allen Geschöpfen, die sich nach eignem Willen bestimmen, sind die Weiber der Sitten immer wiederkehrenden Ordnung der Natur gleichsam am nächsten geblieben. Dadurch und durch die Mitwirkung ihres feineren Schönheitssinnes sind alle ihre, auch eigennützigen Triebe, reiner und harmonischer gestimmt, und schon ihre sanfte Schwäche verhütet ein zu häufiges Einmischen der heftigen, wechselnden Begierde. Endlich scheinen sie unmittelbar aus der Hand der Natur zu kommen. Weniger, wie bey dem Manne, von eigenmächtigen Handlungen des bey diesem stärkeren und thätigeren Willens durchkreuzt, ist der Inbegriff ihres Wesens ein mehr durch die Natur und die Lage der Umstände gegebenes Ganze. Was man in demselben antrifft, ist sichrer aus ihrer inneren Beschaffenheit hervorgegangenes Werk der Natur, als eigne Schöpfung. Wer aber vertraut nicht lieber dem Zeugniß des Unvergänglichen, als der Stimme des immer wechselnden Menschen? So mußte Woldemar sowohl durch die Eigenthümlichkeit seines Charakters, als durch das, was er vermißte, fester an ein weibliches Geschöpf gefesselt werden; und so überrascht in der That die Wahrheit jenes Geständnisses, das er selbst von der Wirkung der weiblichen Reize Henriettens ablegt. Vielleicht hätte der Leser dieß Verhältniß schärfer durchdrungen, wenn diese Nüancen desselben in ein helleres Licht gesetzt worden wären. Jetzt muß es ihm schwer werden, sich, vorzüglich von Henrietten, ein wahres und richtiges, besondere nur ein bestimmtes, Bild zu entwerfen, da er, wenigstens wenn er sich in Woldemars Seele versetzt, nicht genug veranlaßt wird, sie sich ganz so weiblich zu denken, als sie in der That ist. Oder soll er vielleicht mit Fleiß ungewiß bleiben? soll er auf der andern Seite alles auf einen Selbstbetrug in Woldemar schieben? soll er, um der Entwicklung der Geschichte ungeduldiger entgegen zu sehen, unter der Freundschaft eigentliche Liebe vermuthen? Allein gewiß wäre diese Vermuthung irrig, und Woldemars Zuneigung zu Henrietten würde im höchsten Verstande rein genannt werden können, wenn Liebe ein Flecken heißen dürfte. Nicht bloß weil das, was ihn zuerst an Henrietten fesselte, rein moralisch war, muß von selbst jede sinnliche Begierde schweigen. Da das, wonach er sehnsuchtsvoll ringt, gerade das absolute Gegentheil alles Vergänglichen, Wechselnden, Körperlichen ist; muß ihn die leiseste Beymischung einer sinnlichen Empfindung empören. Wenn er Gewißheit des nur dunkel Geahndeten erhalten will, darf er es nicht wieder in leicht täuschender Verbindung mit fremdartigem Stoffe erblicken, muß er von diesem es sorgfältig abscheiden, und geläutert seinem inneren Auge darstellen. Für den, der am Unvergänglichen hängt, verliert das Vergängliche seinen Reiz. In Woldemar haben sich nicht die denkenden und empfindenden Kräfte, beide für sich, gebildet und gepflegt, erst in ihrer Reife vereinigt; sie sind gleichsam von Kindheit an mit einander aufgewachsen, und eigentlich haben die ersteren die letzteren erzogen. Denn die Einheit erstrebende Vernunft — die sich immer leichter mit der Phantasie, von der sie ihren Ideen Symbole leiht, verbindet — ist stärker in ihm, als der zergliedernde Verstand. Daher sein Ringen nach allem Unvermittelten, Reinen, nach dem absoluten Daseyn. Von

diesem allem aber existirt in der Wirklichkeit nichts. Alles ist da vermittelt, gezeugt, verfälscht, nur bedingungsweis existirend. So entsteht in Charakteren dieser Gattung Abneigung gegen die empirische Wirklichkeit, und in Rücksicht auf die Empfindungsweise Abneigung gegen die Sinnlichkeit. Das Gefühl drängt sich mit vermehrter Stärke zu den rein geistigen Empfindungen zurück; die Einbildungskraft wächst zu ungewöhnlichen Graden; man erblickt das sonderbare Phänomen, dass die übergrosse Stärke der Empfindung gegen die ursprünglichste selber, die äussere, abstumpft. Ueberall wird man ungewöhnliche Glut der Phantasie mit Kälte der Sinne gepaart finden. Am wenigsten aber hätte Henriette in Woldemar Liebe zu entzünden vermocht. Wenn die Freundschaft und Menschheit verlangt zu gemeinschaftlicher Verbindung; so fodert die Liebe Ungleichartigkeit zu gegenseitiger Ergänzung. Woldemar aber und Henriette, wie Woldemar sie ansah, waren gleich. Nach der Art, wie sie auf ihn wirkte, nach dem, was er in ihr fand, fiel vor seinen Augen der Unterschied des Geschlechts — so wichtig derselbe auch mitgewirkt hatte, um es nur möglich zu machen, dass er dies fand — hinweg; und so beurtheilt sich vollkommen richtig, wenn er sagt, dass ihm eine Verbindung mit ihr eben so unmöglich sey, als der Gedanke, eine Person seines eigenen Geschlechts zu heirathen."

(*Die Fortsetzung folgt.*)

PHILOLOGIE.

FRANKFURT a. M., b. Hermann: *Sammlung der neuesten Uebersetzungen der römischen Prosaiker, mit erläuternden Anmerkungen*, XIV. Theils III. Band.

Auch unter dem Titel:

Ammian Marcellin, aus dem lateinischen übersetzt, und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von *J. Augustin Wagner*, Conrector am Gymnasium zu Merseburg. Dritter und letzter Band. 1794. 429 S. 8.

In diesem dritten Bande liefert Hr. *Wagner* die noch rückständigen drey Bücher des Ammianus, das 29. 30. und 31. nebst den dem Ammian angehängten Excerpten eines Ungenannten über einige römischen Kaiser. Rec. findet keine Ursache, das Urtheil, das er über die beiden ersten Bände dieser Uebersetzung gefällt hat, zurück zu nehmen. Auch diese drey letzten Bücher sind mit grossem Fleisse, und, wie uns dünkt, noch gelehmeidiger, als die vorhergehenden übersetzt, weil der Vf. mit seinem Autor immer besser bekannt geworden. Bey angestellter Vergleichung mit dem Texte sieht man deutlich, wie er mit den ihm vorkommenden zahlreichen Schwierigkeiten kämpft, und sich angelegen seyn lässe, den bilderreichen Vortrag Ammians, so viel es nur immer der Genius unserer Sprache erlaubt, getreu und passend darzustellen. Als Probe aus diesem Bande geben wir den Anfang des 31ten Buches: „Indefs hatte Fortuna, deren schnelles Rad von jeher Glück mit Leiden „wechseln liefs, Bellonen und ihr Gefolge, die Furien, „aufgeboten, um dem Orient ein trauriges Schicksal zu „bereiten, über dessen Annäherung ganz unverkennbare „Ahnungen und Vorzeichen keine Zweifel übrig liefsen. „Ohne die zahlreichen und zuverlässigsten Prophezeyungen der Wahrsager und Augurn zu rechnen, liefsen „Hunde, von heulenden Wölfen aufgeschreckt, umher „— von Dächern ertönte die Stimme wehklagender „Nachtvögel — die Sonne, beym Aufgang in düstre „Wolken gehüllt, schwächte der Morgenröthe Glanz — „in Antiochien, wo der misvergnügte Pöbel oft sehr laut „ward, war es etwas Alltägliches, dass jeder, der sich „vom Kaiser bedrückt fühlte, die unverschämte Aeufserung: man verbrenne doch den Valens bey lebendigem „Leibe, sich erlaubte, dass man sogar öffentliche Ausrufer oft an den Ecken der Strafsen das Volk aufbieten „hörte, zu Niederbrennung der vom Kaiser mit leidenschaftlicher Betriebsamkeit erbauten Bäder Holz herbey zu schaffen. Dies war doch in der That eine „Vorbedeutung der Art seines Todes, die fast nicht deutlicher seyn konnte." — — Rec. hält es nach dem bekannten Spruch: *Ubi plurima nitent*, etc. für unräthig, auf einzelne Stellen oder Ausdrücke, gegen die sich etwas erinnern liefse, Jagd zu machen. Dahin gehört z. B. 30. K. 4.: *Um mit der feinen Nase eines Spartanischen oder kretensischen Vierfüfslers so lange herumzuspüren, bis sie den ersten Grund eines Familienzwistes erschnüffeln* — wo die Ausdrücke *Vierfüfsler* für Hund, und *erschnüffeln*, unter der Würde des historischen Stils seyn möchten. Noch befinden sich bey diesem Bande zwey sehr brauchbare und mit vieler Genauigkeit gemachte Register. Das erstere betrifft den Hof-, Civil- und Militäretat und erläutert alle die im Ammian vorkommenden Würden und Chargen, so dass es dem Leser nicht nur des Ammians, sondern auch anderer gleichzeitiger und späterer Geschichtschreiber gute Dienste leistet. Das andere ebenfalls von Hn. *W.* selbst verfertigte Register enthält die Namen der vorkommenden Personen, die Geographie und die merkwürdigsten Sachen. Aus der Vorrede müssen wir noch anzeigen, dass Hr. *W.* an einem Register zu seiner Uebersetzung des Dio Cassius arbeitet, in welches er, um dem Bändchen eine schickliche Corpulenz zu geben, kleine zweckmässige Anmerkungen zu verarbeiten verspricht, die wenigstens dem Geschichtsdilettanten nicht unangenehm seyn sollen.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 27. September 1794.

PHILOSOPHIE.

Königsberg, b. Nicolovius: *Woldemar* (vom Hn. Geh. Rath *Jacobi* in Düsseldorf) etc.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension*)

Mit tiefer psychologischer Einsicht und feiner poetischer Kunst hat der Vf. durch die Entwicklung der Eigenthümlichkeiten Woldemars und die Darstellung seines Verhältnisses mit Henrietten das sonderbar scheinende Widerstreben, ihr seine Hand zu geben, nach und nach sorgfältig vorbereitet. Der Leser begreift nicht bloss Woldemars Gemüthsstimmung; er fühlt es gleichsam mit ihm, wie unmöglich es ihm seyn musste, da, wo er, nach Platos schönem Bilde, Flügel suchte, sich in höhere Sphären zu schwingen, sich durch die alltäglicheren Verhältnisse einer Ehe an die Erde fesseln zu lassen. Dennoch hätte man wohl jenes sonderbare Gewebe scheinbar widerstreitender Empfindungen reiner durchschaut, wenn es in dem Plane des Vf. gelegen hätte, den Vorschlag der Verbindung auf eine andere Weise herbeyzuführen, als durch die, in der That beynahe zudringliche Sorgfalt der Freunde Woldemars. Zu leicht wird man veranlasst, einen Theil der Abneigung auch dieser beyzumessen. Etwas so Zartes, als das stille Bündniss zweyer Herzen, scheut jede, auch die leiseste, Berührung. Nur aus sich will es hervorgehen; nur in unentweihter Einsamkeit will es sich entwickeln, und die Hand, die sich ihm naht, kann es vernichten, ehe sie es berührt. Henriette wird also nicht Woldemars Gattin; allein sie selbst verbindet ihn mit ihrer vertrauten Freundin, Allwina. Entzückend schön ist das fortdauernde traute Zusammenleben dieser drey Menschen geschildert. Wo wir, den einfachen Wegen der Natur folgend, mit allen ungetheilten Kräften geniessen, da gewinnt der Genuss einen gewissen innern Gehalt, der, von aussen gegeben, nur bearbeitet, nicht erst neugeschaffen zu werden braucht. Mit der Anstrengung ist daher Erholung gepaart, und die eine führt die andre wechselsweis herbey. Dies empfand jetzt Woldemar. Er hatte bis dahin mehr in Ideen und selbstgeschaffenen Gefühlen gelebt; ohne jenen himmlischen Sphären fremder zu werden — sein Verhältniss mit Henrietten blieb ja das nemliche — kehrte er in Allwinens Armen, im Schoosse des glücklichsten häuslichen Lebens, mehr zu der menschlichen Erde zurück, und „eine gewisse Befreundung mit Dingen dieser Erde" — heisst es einmal (Th. 2. S. 68.) bey einer andern Gelegenheit sehr gut — ist „süsser, als die Weisen denken." Aber noch war er nicht zu dauernder Ruhe bestimmt. Es fehlte seinem Charakter an dem Einzigen, worauf sie sicher gegründet werden kann, an strenger Zucht, an ernster Selbstbeherrschung. Er hätte sie nur durch ein Geschenk des Zufalls geniessen. Sehr gut bereiten die ängstlichen Besorgnisse Siderthals, der seines Bruders Betragen für eine Entfernung von dem Gange der Natur ansieht, den man nie ungestraft verlässt, den nahen Sturm vor. Bald darauf erscheint er selbst. Henriettens Vater hatte eine tiefe Abneigung gegen Woldemar gefasst. Mit einem, allein durch Gewohnheit und äussere Lagen gebildeten, Charakter bemerkte er Woldemars Abweichungen von der gewöhnlichen Bahn, ohne sie zu begreifen; sah in ihnen bloss einen gänzlich verkehrten Sinn, und sprach ihm geradezu allen Glauben an Gott und an Menschen ab. Die Besorgniss, Henriette möchte ihm ihre Hand geben, quälte ihn anhaltend, und als er an einer Krankheit tödtlich danieder lag, verlangte er von ihr das feyerliche Gelübde, sich nie mit ihm zu verbinden. Nichts, selbst nicht die Versicherung, dass Woldemar schon mit Allwina verlobt sey, vermochte ihm seine Unruhe zu benehmen. Henrietten empörte der Gedanke, gegen ihren Freund gleichsam in ein Bündniss zu treten, und ihm feyerlich zu entsagen. Aber der Anblick des sterbenden Vaters, und die Ermattung selbst ihrer körperlichen Kräfte in dem fürchterlichen Kampf zwangen ihren Lippen das Gelübde ab. Der nunmehr beruhigte Vater verschied bald darauf. Woldemarn blieb der Vorfall verschwiegen. Erst einige Zeit nachher entdeckte er ihn durch einen Zufall. Er bewegte ihn heftig, und, wiederholter Kämpfe ungeachtet, konnte er die Folgen dieser Bewegung nicht ganz in sich unterdrücken. Ungefähr um dieselbe Zeit war Henriette durch nachtheilige Stadtgerüchte über ihr Verhältniss mit Woldemar verstimmt worden. Diess zufällige Zusammentreffen zwey verschiedener Eindrücke brachte in ihrem gegenseitigen Betragen zwar keine Kälte, aber etwas Fremdes, Ungewohntes hervor, das in jedem in dem Grade mehr zunahm, als er es in dem andern bemerkte. Henriette wagte endlich eine Erklärung. Sie bat ihn, dass sie in ihrem äussern Betragen einige Schritte rückwärts thun möchten. Woldemar, in dem sich diese Bitte mit dem abgelegten Gelübde verband, wurde durch die vereinte Wirkung von beidem auf das gewaltsamste erschüttert. Henriette, schien es ihm, sey auf seine Unkosten allzunachgiebig gegen andre. „Was muss ihr der seyn, den sie so leicht „aufopfert?" Mit Meisterhand ist nun der Fortschritt gezeichnet, den dieser furchtbare Zweifel an dem, was ihm das Heiligste und Liebste war, in Woldemars Seele machte; wie er auf Henrietten zurückwirkte; wie die Momente, wo einer oder der andre den Knoten zu lösen oder zu zerschneiden entschlossen war, unbenutzt vorüber-

vorübergingen, wie die Art, wie jeder dem andern erschien, mit jedem Tage das Mifsverständnifs vermehrte, die Entwicklung verzögerte. Auf das heiterste und glücklichste Leben folgte eine schreckliche, quaalenvolle Zeit. Glücklicher Weise erfährt endlich Henriette, dafs Woldemar um das Geheimnifs des Gelübdes weifs. Jetzt ist ihr auf einmal Woldemars Umänderung klar. Nach einem Gespräche über Woldemars Charakter, über welchen der Leser hier die letzten Aufschlüsse erhält, über Tugend und Moralität überhaupt, (einem Gespräche, das den schönsten Theil dieser merkwürdigen Schrift ausmacht,) eilt Henriette zu Woldemar, beginnt ihm ihr *Bekenntnifs* abzulegen, *Verzeihung* bey ihm zu suchen. Bey diesen Worten fühlt sich Woldemar getroffen. Es fällt, wie ein Schleyer, von seinen Augen; er wird seiner Verirrung gewahr. Was sie von ihm erfleht, fühlt er, mufs er von ihr erhalten. Das stolze Selbstvertrauen, durch das er gefallen war, schwindet; wie er ungerecht gegen Henrietten gewesen war, läuft er jetzt Gefahr, es gegen sich zu werden. Aber auch hier kehrt er bald wieder um. Die vorige Traulichkeit, der alte Friede kommen zurück, und Woldemar schliefst mit dem Ausspruch: „Wer sich auf sein Herz verläfst, ist ein Thor — Richter nicht!“ dem Henriette Fenelons Worte zur Seite stellt: „Vertrauet der Liebe. Sie nimmt alles; aber sie gibt alles.“

Woldemar hatte sich gewöhnt, sich mit einer gewissen Sicherheit seinem moralischen Gefühl zu überlassen, ohne Ausnahme den Regungen seines Herzens zu folgen. Auch konnte er dieſs in den meisten Fällen ohne Gefahr. Es ist sogar unläugbar ein höherer Grad der Tugend, wenn die Ausübung der Pflicht selbst zur Gewohnheit wird, wenn sie in das Wesen der sonst entgegenstrebenden Neigungen übergeht, und nicht jede pflichtmäfsige Handlung erst eines neuen Kampfes bedarf. Wie edel auch das Ringen des Pflichtgefühls gegen die Neigung seyn mag; so ist es doch immer ein Zustand des Krieges, und wer segnet nicht mehr die wohlthätige Hand des Friedens? Aber der Friede mufs nicht durch Nachgiebigkeit erkauft seyn; er mufs sein Entstehen der Niederlage des Feindes, seine Dauer dem Bewufstseyn der fortdauernden Stärke danken. Der wahrhaft, tugendhafte Mann ist tugendhaft, weil seine Gesinnung es ist, weil diese sich einmal durch alle seine Empfindungen und Neigungen ergossen hat. Aber er hört darum nicht auf, wachsam zu seyn, er entnervt nicht seine Stärke. Sobald der Fall der Gefahr eintritt, weifs er die Stimme der Sinnlichkeit zu verachten, allein dem dürren Buchstaben des Gesetzes zu gehorchen. Und gegen diese Gefahr sichert keine, noch so glückliche, Organisation, keine, noch so feine, geistige Ausbildung. Dieſs zeigt Woldemars Beyspiel auf eine sehr treffende Weise. Seitdem er das Geheimnifs von Henriettens Gelübde erfuhr, fühlte sich sein Stolz beleidigt, seine Selbstsucht gekränkt. Ihm allein sollte sie angehören, für ihn sollte sie alles andre vergessen; nun trat sie am Sterbebett ihres Vaters gleichsam einem Bündnifs gegen ihn bey, nun konnte sie ihm etwas verheimlichen, nun wollte sie etwas, das ihn betraf, fremden Rücksichten aufopfern. Indefs war seine Freundschaft zu ihr wirklich grofs und stark. An ihr zweifeln hiefs ihm an dem Daseyn der Tugend, an seinem besten Selbst, an dem allein Göttlichen im Menschen zweifeln. Daran knüpften sich die minder edlen Regungen seiner Neigung. Der Abfall von ihm verwandelte sich in einen Abfall von dem besten Theile der Menschheit. Nur unter diesen täuschenden Gestalt, nur indem er die Hülle der Tugend selbst anzog, vermochte der eigennützige Trieb einen Woldemar zu verführen; allein unter dieser mufste es ihm auch gerade bey einem, nicht an Zucht und Gehorsam gewöhnten, Woldemar gelingen. Dafs er aus Stolz fiel, beweist sein augenblickliches Zurückkehren, indem Henriette die Worte: „Bekenntnifs. Verzeihung,“ aussprach. Dieſs ist ein tief aus der menschlichen Seele genommener Zug. Der ungerechte Stolz einer nicht unedlen Seele sinkt, wenn er sich überbefriedigt sieht, plötzlich zur Demuth herab. Sehr richtig warnt daher Woldemar vor allzufichrem Selbstvertrauen. Schön und weiblich setzt Henriette Fenelons Worte hinzu. Wer der Liebe vertraut, wird weniger straucheln. Der Liebe geht die Demuth schwesterlich zur Seite, und jede Abweichung von dem Wege der Pflicht entspringt mehr oder minder aus Selbstsucht; also aus einer Art des Stolzes. Allein sollte auch das Vertrauen auf Liebe überall eine sichere Schutzwehr seyn? Sie war es in dem Fall, in dem sich Woldemar zu Henrietten befand, und dieſs kann dem Vf. hier genügen. Sonst würde auch er sie gewifs nicht allgemein dafür anerkennen. Wie edel auch ein Trieb seyn mag, so ist er immer etwas sinnlich Bedingtes, und nicht fähig, weder sichre — denn im Gebiete der Sinnlichkeit sind täuschende, auch dem Wachsamsten nicht immer bemerkbare, Täuschungen möglich; — noch weniger aber reine Moralität zu begründen. Allerdings ist der uneigennützige Trieb im Menschen ein göttlicher Trieb. Allein er ist gewifs, insofern die Kraft gleichsam übermenschlich ist, das Interesse des Individuums der Allgemeinheit des Gesetzes unterzuordnen. Trieb ist er nur insofern, als das Göttliche eines Körpers bedarf, um im Menschen zu wohnen.

Die Schwierigkeiten, mit welchen man gewöhnlich zu kämpfen hat, um einen, in ein ästhetisches Gewand gekleideten philosophischen Inhalt rein abzuscheiden, fallen bey der gegenwärtigen Schrift so gut als ganz hinweg. Was dem Vf. von philosophischen Ideen am Herzen gelegen hat, ist mit so starken Zügen gezeichnet, drückt sich selbst in den geschilderten Charakteren so unverkennbar aus, und geht schon aus dem Geiste, der das Ganze so lebendig durchwaltet, so freywillig hervor, dafs der Leser keinen Augenblick zweifelhaft bleiben kann. Wäre dieſs aber noch möglich, so dürfte er sich nur an die, von dem Vf. in seinen frühern Schriften geäufserten, Ueberzeugungen wieder zurückerinnern. Denn — um dieſs beyläufig zu bemerken — nur in den Schriften weniger Männer wird man eine solche bewundernswürdige Einheit antreffen, als ein tiefes und anhaltendes Studium in den Schriften des Vf. nirgends vermissen kann. „Nach meinem Urtheil,“ — heifst es einmal in den Briefen über die Lehre des Spinoza (2te

Aufl.

Aufl. S. 22.) — ist das gröſsste Verdienst, des Forschers *Daseyn* zu enthüllen, und zu offenbaren. Erklärung ist ihm Mittel, Weg zum Ziele, nächster — niemals letzter Zweck. Sein letzter Zweck ist, was sich nicht erklären lässt: das Unauflösliche, Unmittelbare, Einfache.“ Dieser Ueberzeugung, die den philosophischen Charakter des Vf. auf das treffendste schildert, getreu, geht er in dem System der praktischen Philosophie, das im Woldemar seinem ganzen Wesen nach dargelegt ist, (Th. 1. S. 130.) von einem „menschlichen Instinct“ aus, auf dem alle Tugend zuletzt beruht, „der den Menschen zwingt, sich aus den Tiefen seines Wesens dieselbe her vorzuschaffen.“ Dieser Instinct der menschlichen, oder überhaupt jeder sinnlich vernünftigen Natur, ist ihm (vergl. Ed. Allwills Briefsamml. Vorr. S. XVI. Anm.) diejenige Energie, welche die Art und Weise ihrer Selbstthätigkeit, durch deren Kraft man sich jede ihrer Handlungen als alleinthätig angefangen und fortgesetzt denken muss, ursprünglich (ohne Hinsicht auf noch nicht erfahrne Lust oder Unlust) bestimmt. In sofern diese Naturen blos in ihrer *vernünftigen Eigenschaft* betrachtet werden, hat derselbe die Erhaltung und Erhöhung des persönlichen Daseyns, des Selbstbewusstseyns, der Einheit des reflectirten Bewusstseyns mittelst continuirlicher durchgängiger Verknüpfung: — *Zusammenhang* zum Gegenstande; und insofern man in der höchsten Abstraction die vernünftige Eigenschaft *rein* absondert, geht der Instinct einer solchen *bloſsen* Vernunft allein auf *Personalität* mit Ausschliefsung der *Person* und des *Daseyns*, weil beide, hier nothwendig wegfallende Individualität verlangen. Die reine Wirksamkeit dieses letzten Instincts könnte *reiner Wille*, das *Herz der bloſsen Vernunft* heissen, und wenn man ihr, als einer Indication, philosophisch nachginge, würde sich aus ihr unter andern auch die Erscheinung eines wahrhaftig vorhandnen kategorischen Imperativs der Sittlichkeit vollkommen begreiflich finden lassen. Dieser Instinct umfasst also die doppelte Natur des Menschen. Er geht auf Erhaltung des Daseyns, wie jeder Trieb überhaupt, allein als auch der vernünftigen Natur angehörend, nur auf Erhaltung des dem Menschen eigenthümlichen Daseyns. Die eigenthümliche Natur des Menschen aber ist Vernunft und Freyheit. Vermöge dieses Instincts ist sich der Mensch daher einer Kraft bewusst, mit welcher er allen Antrieben der Sinne entgegen, allein der Vernunft zu folgen vermag; ja er fühlt sich sogar dieſs zu thun, durch einen unaustilgbaren Trieb gedrungen. Wie dieser Trieb entsteht, wie er wirkt, begreift er nicht; versucht er auch, wenn er weise ist, nicht zu erklären. Denn erklären lässt sich nur das Abhängige, Vermittelte; dieser Trieb aber ist das Letzte, Unvermittelte. Allein seines Daseyns und seiner höheren Natur ist er sich mit einer über allen Zweifel erhabenen Gewissheit bewusst; er fühlt, dass er selbst nur durch ihn mit allem Göttlichen verwandt; dass er „der „Odem Gottes ist in dem Gebilde von Erde.“ Was dieser Trieb in seiner Reinheit schafft, ist Tugend; und weil Uebung der Tugend nichts anders, als Wirksamkeit des Menschen in seinem eigenthümlichsten Daseyn ist, so ist mit der Tugend zugleich unmittelbar Glückseligkeit verbunden. Denn dasselbe Bewusstseyn, durch das wir den Ursprung der Tugend aus dem bessern Theil unsers Wesens gewahr werden, lehrt uns auch, „dass „die höchste Glückseligkeit nicht eine gewisse Art des „äusserlichen Zustandes, sondern eine Beschaffenheit des „Gemüths, eine Eigenschaft der Person ist.“ (Th. 1. S. 124.) Und so ist es die Tugend, welche „dem Menschen „zugleich die Geheimnisse seiner Natur und seiner Glück„seligkeit heller offenbart.“ (Th. 1. S. 130.) Auf diesem Fundament ruht das System der praktischen Philosophie des Vf. Wie ungewöhnlich nun auch mancher Ausdruck, wie fremd die ganze Darstellungsart Lesern scheinen mag, welche sich einmal streng an die bisherigen Systeme halten; so werden sie derselben nicht absprechen können, dass die höchste Reinheit der Moralität darin unentweiht geblieben ist. Denn das Einzige, worauf alles endlich zurückgeführt wird, ist die Kraft der praktischen Vernunft, die uneingeschränkte Freyheit des Willens. Alle materialen Grundsätze sind gänzlich entfernt; und derjenige, der zwar nirgends förmlich ausgedrückt ist, den aber die ganze Ideenreihe deutlich anzeigt, ist lediglich formal, und allein in der Form der menschlichen Vernunft enthalten, auf welcher des Menschen persönliches Daseyn beruht, dessen Erhaltung und Erhöhung jener Instinct zum Gegenstande hat. Allein die Moral ist, dieser Vorstellungsart zufolge, auch wiederum nicht blos eine aus Formeln und Vernunftsätzen bestehende Theorie, der es, wie consequent sie auch an sich seyn möchte, noch immer an äusserer Wahrheit, an praktischer Nothwendigkeit mangeln könnte; sie ist durch die festesten, und in der Natur selbst sichtbarsten Bande mit der Wirklichkeit verknüpft, und geht aus dem innersten Wesen des Menschen hervor. Wenn er Mensch heissen, nicht die Stimme seines eignen Gefühls übertäuben will, muss er ihr Gehorsam leisten. Jener Trieb ist unläugbar im Menschen vorhanden, und insofern Instinct diejenige innere bewegende Kraft ist, welche ursprünglich mit der Eigenthümlichkeit eines Wesens gegeben ist, kann er auch mit Recht Instinct genannt werden. Genau untersucht wird hier sogar nichts anders zum Grunde gelegt, als eben das, wovon auch das *rechtverstandene* Moralsystem der kritischen Philosophie ausgeht — sittliches Gefühl, Gewissen, Freyheit. Allein es ist hier auf einem durchaus andern, völlig eignen, Wege gefunden, und wird auf einem andern herbeygeführt. Daher stellt es auch gerade seinen Ursprung in ein vorzüglich helles Licht, zeigt noch klarer die Verbindung zwischen dem Moralgesetz, und der wirklichen Natur des Menschen, enthüllt gleichsam noch mehr die Thatsachen der Freyheit und des sittlichen Gefühls; und gibt dadurch selbst zur Aufbauung der endlichen, von allen Seiten genügenden Philosophie die treflichsten Winke. Einen solchen Wink glauben wir z. B. darin zu entdecken, dass dem Instinct, der allem zum Grunde liegt, durchgängiger Zusammenhang zum Gegenstand gegeben, und also im Menschen ein Grundtrieb nach innerer und äusserer Uebereinstimmung festgestellt wird, aus dem sich — wenn es hier der Ort wäre, solchen Entwicklungen vorzureifen — auch, unter andern wichtigen Folgen für die theoretische und praktische Philosophie, der noth-

wendige Zusammenhang der Glückseligkeit mit der Tugend streng beweisen lassen würde. Allein die Einsicht dieses Zusammenhanges bleibt immer ein tiefer Blick in die innerste Natur des Menschen. Den alten Philosophen, vorzüglich dem Aristoteles, entging er nicht. Ihnen war der Mensch zu sehr ein Ganzes; ihre Philosophie ging zu sehr von den dunkeln, aber richtigen, Ahndungen des Wahrheitssinnes aus. Sie verfielen aber zum Theil in ein entgegengesetztes Extrem, und läugneten alle Abhängigkeit von der Hand des Geschicks. Die neuere Philosophie hat zu sehr durch fremde Hand verknüpft, was, seiner Natur nach, schon verschwistert ist. Es bleibt einer künftigen vorbehalten, durch ein noch tieferes Eindringen in die Natur des sittlichen Gefühls, und seiner Wirksamkeit in dem ganzen Wesen des Menschen, das streng darzuthun, wofür die Empfindung des natürlichen, aber gutgestimmten Menschen von selbst so laut spricht. Dass aber jenem Triebe, jenem ursprünglichen Instincte nicht etwa unbestimmte Begriffe, oder dunkle Gefühle zum Grunde liegen, beweisen unter mehreren merkwürdigen Stellen dieser Schrift vorzüglich die Worte Woldemars (Th. 1. S. 135.) in dem Gespräche mit Biderthal. Nachdem er gezeigt hat, wie der Begriff wichtiger und höher ist, als die Empfindung, und wie das ganze menschliche Bestreben dahin geht, unsere Empfindungen in Begriffe zu verwandeln, kommt er auf die Frage, worinn die Vortreflichkeit des Menschen bestehe? „Die Gaben," antwortet er sich selbst, „sind mancherley; aber jeder ist vortreflich in seinem „Maasse, dessen Vernunft seine Empfindungen, Begierden und Leidenschaften überschaut und beherrscht. Ich „sage *beherrscht!* denn Empfindungen, Begierden und „Leidenschaften müssen da seyn, wenn menschliche Vernunft da seyn soll. Aus stumpfen Sinnen werden nie „helle Begriffe hervorgehen; und wo Schwäche der „Triebe und Begierden ist, da kann weder Tugend noch „Weisheit eine Stelle finden. Kein Volk; keine Obrigkeit! „Keine Obrigkeit; keine Gemeine! Je zahlreicher aber und „je rüstiger die Menge, desto gröfser das Fürstenthum! „Und gleich einem Fürstenthum ist die Vernunft, wovon „ich rede. Ihr gehört jenes herrschende Gefühl, jene „herrschende Idee, wodurch allen übrigen Ideen und Gefühlen ihre Stelle angewiesen wird, und ein *höchster* „*unveränderlicher Wille* in die Seele kommt; von ihr „kommt jener auf unüberwindliche Liebe gegründeter „unüberwindlicher Glaube, und, mit diesem Glauben, jener heilige Gehorsam, welcher besser ist, denn Opfer." Das in dieser letzten Stelle über *Liebe* und *Glauben* Gesagte betrifft die Verbindung der Moral mit der Religion, und erhält seine vollkommene Aufklärung aus den Briefen über die Lehre des Spinoza. Vorr. S. XLI—XLIV. §. XXXIX—XLVI. Was also wohl das Resultat der ganzen Philosophie des Vf. überhaupt seyn dürfte, dass sie nemlich *Wahrheit* und *Daseyn*, um seinem eignen Ausdruck zu folgen, scharf aufzufinden, und klar zu enthüllen, die Thatsachen, von welchen ausgegangen werden muss, darzustellen, und den Weg des ferneren Ganges im Ganzen zu zeigen, mehr als vielleicht irgend eine andre, mit oft bewunderungswürdigem Glücke benutzt ist; das ist gewiss in noch höherem Grade das Resultat des in dem Woldemar entworfenen Moralsystems. Allein wie bey seinen übrigen philosophischen Aeusserungen, so möchte man auch hier manchmal wünschen, dass es ihm gefallen haben möchte, die Begriffe noch genauer zu analysiren, die Sätze in strengerer Folge aus einander herzuleiten, ja selbst hie und da dem Ausdruck eine gröfsere Bestimmtheit zu geben, um noch mehr jedem möglichen Misverständniss zuvorzukommen. Ueberall würde der Vortrag dadurch mehr Fasslichkeit und gröfsere philosophische Strenge erhalten; wo aber das System selbst noch einer Prüfung bedarf, da würde eine solche Methode zugleich den Vortheil, auch diese zu erleichtern, gewähren. Allein freylich könnte dieses Unternehmen, wie schon der Vf. selbst einmal (Br. üb. d. Lehre d. Spinoza. Vorr. S. XXIV.) bemerkt, vollkommen nur in einem eignen sehr kritischen Werke geschehen, in welchem er sein Gedankensystem von Grund aus, und im Zusammenhange mit allen seinen Folgen darlegte; und wenn der Leser sich ihm schon zum lebhaftesten Dank für das, was er empfängt, verpflichtet fühlt, ist er freylich nicht berechtigt, auch noch auf eine neue Gabe Anspruch zu machen.

(Der Beschluss folgt.)

STAATSWISSENSCHAFTEN.

1) Chemnitz, b. Hoffmann: *Die rothe Freyheits-Kappe.* Zur Belehrung des deutschen Bürgers und Landmanns. 1793. 144 S. 8. (4 gr.)

2) Wien, b. Noll: *Aufruf an Fürsten und Völker gegen die Franzosen.* 30 S. 8. (3 gr.)

1. Für die allerunterste Classe von Lesern ist dieses Buch vielleicht so übel nicht. Unter dem sonderbaren Schilde, das es aushängt, ist eigentlich eine zusammenhängende Erklärung der jetzt häufig vorkommenden politischen Ausdrücke, *Regierungsform*, *Aristokratie*, *Demokratie*, *Anarchie* u. s. f. enthalten, die im Ganzen recht leidlich ausfällt. Wo es ins Detail kommt, sind freylich Unrichtigkeiten, und Uebertreibungen in Menge; z. B. *Brissot* soll in der Nationalversammlung, noch dazu in den platteften Ausdrücken, gesagt haben: dass ein jeder, der den Geschlechtstrieb fühle, berechtigt sey, von jedem Weibe, oder jedem Mädchen, das ihm gefiele, seine Befriedigung zu fodern!! oder: „*Manuel* ist ein Gelehrter; er sass acht Monate im Zuchthause wegen gefürchtigter Pasquille. *Bey der Revolution* ward er Gemeine„Procurator von Paris, *beging aber Diebstähle* (??), weshalb er abgesetzt ward." — Für gebildete und unterrichtete Leute ist dieses Buch gar nicht. — Schlechter aber ist das folgende.

2. Ein wüthender Aufruf auf die Franzosen! — worin ihnen alles vorgerückt wird, was sie oder ihre Könige in diesem und dem vorigen Jahrhundert an Deutschland verübten. Alles soll sich rüsten, besonders die Bürger des österreichischen Staats, alles zu Felde ziehen!

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Sonnabends, den 27. September 1794.

PHILOSOPHIE.

Königsberg, b. Nicolovius: *Woldemar.* (vom Hn. Geh. Rath *Jacobi* in Düsseldorf) etc.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

So reich aber die gegenwärtige Schrift auch an philosophischem Gehalt ist; so ist sie doch auf der andern Seite zugleich ein freyes dichterisches Product, und verdient vorzüglich als Kunstwerk, dass die prüfende Aufmerksamkeit dabey verweile. Auch alle philosophische Absicht entfernt, ist das Ganze ein schönes, anziehendes Gemälde interessanter Situationen; die Reihe der Begebenheiten geht, nur durch sich selbst bestimmt, mit ungezwungener Leichtigkeit fort, und das Raisonnement scheint wie von selbst und ohne Absicht hineinverwebt. Die Geschichte, welche dem Ganzen zum Vehikel dient, ist nicht reich an Erfindung, noch ihr Faden verwickelt — ein einfaches Familienleben in Verhältnissen, die fast durchaus mehr durch die Empfindungsweise der handelnden Personen, als durch äussre Vorfalle bestimmt werden. Allein gerade diess foderte auch sowohl die philosophische, als poetische Absicht des Vf. Je weniger Abweichungen die Dazwischenkunft äussrer Begebenheiten veranlasste, desto reiner konnten sich die Charaktere aus ihrer Individualität entwickeln, und diese vollkommen zu schildern, war unstreitig sein Hauptzweck. Und in der That verräth auch die Art ihrer Zeichnung, ihrer Haltung, ihrer Auflösung, da wo die Verwicklung manchmal auf den höchsten Grad steigt, eine seltne Feinheit der Beobachtung und eine gleich ungewöhnliche Gabe der Darstellung. Es gehörte ein eigner grosser Gehalt dazu, die einzelnen Züge zu Menschen, wie sie hier geschildert sind, zusammenzutragen, und reife psychologische Einsicht, sie, der Natur entsprechend, in Ein Bild zu vereinigen. Denn die hier gezeichneten Charaktere sind nicht bloss wegen ihrer wirklichen Vortreflichkeit selten, sondern besitzen auch einen Grad der Originalität, der ihnen vor manchem, auch nicht ungeweihtem, Auge etwas Fremdes, wenn nicht gerade Unnatürliches, geben kann. Zwar existiren gewiss, zum Glück und zur Ehre der Menschheit, Individuen von gleich eindringendem Geiste, gleich grosser Wärme des Gefühls, gleich zartem Schönheitssinn, Menschen, denen also eben so wenig weder das Mühen nach äussern Endzwecken, noch die bloss Thätigkeit der intellectuellen Kräfte genügt, die sich eben so ein eignes und gerade das liebste Geschäft daraus machen, gleichsam in der Mitte ihrer Empfindungen zu leben. Allein selten, und auch dies hat die Natur mit Weisheit geordnet, werden sie von den äussern Gegenständen so wenig gestört, und selbst von ihren Verhältnissen selbst so dringend veranlasst, sich, wenn der Ausdruck erlaubt ist, so in ihren Gefühlen zu verlieren, so anhaltend über ihnen zu verweilen, sie endlich so dauernd und so mächtig herrschend in sich werden zu lassen, als man hier, vorzüglich in einigen Epochen, an Woldemar und an seinen Freunden bemerkt. Was in der Natur einzeln, in verschiedenen Lagen, in längeren Zeiten zerstreut ist, das ist hier sehr natürlich näher zusammengerückt, und macht nur dadurch einen verschiednen, weniger gewohnten, Eindruck. Es würde daher kaum wunderbar scheinen dürfen, wenn einige Situationen, z. B. Woldemars Abneigung, sich mit Henrietten zu verheirathen, und besonders die Art, wie beide sich, auf die Veranlassung eines Missverständnisses, gegenseitig quälen, wo Eine einfache Erklärung sie verglichen haben würde, einigen Lesern, vorzüglich beym ersten Anblick, nicht ganz natürlich scheinen sollten. Nicht zwar als könnten dergleichen im wirklichen Leben nicht vorkommen, da jeder Leser sich vielleicht nicht unähnlicher erinnern wird; nicht auch als entsprängen sie nicht aus den Charakteren, wie sie einmal geschildert sind, oder als wären die Umstände nicht gehörig auseinander gesetzt, die sie nicht bloss möglich, sondern sogar nothwendig, machten; sondern bloss weil es ein mächtiger Unterschied ist, etwas in der wirklichen Natur und in der nachahmenden Schilderung zu erblicken. Es ist damit gerade ebenso, als mit der Erscheinung, dass es Dinge gibt, die beides zu komisch und zu tragisch sind, um z. B. auf dem Theater Glauben zu finden, und die dennoch im Leben wirklich und sogar nicht selten vorkommen. Wie nemlich die Natur immer die Gewissheit der Wirklichkeit unmittelbar mit sich führt, so ist die Nachahmung zu leicht von einem gewissen Misstrauen gegen ihre Treue begleitet. Von diesem veranlasst geht man leicht dem Wege nach, auf dem sie eine Situation herbeyführt, um ihre Möglichkeit zu beurtheilen; und wie streng und genau dieser gezeichnet seyn mag, so zerstreut, (noch ungerechnet, dass es oft geheime, kaum bemerkbare, Ursachen gibt, welche aller Darstellung entschlüpfen,) schon diese Vergleichung die Beobachtung, und verändert den Eindruck. Vorzüglich bey der Schilderung von Charakteren mag es also, auch innerhalb der empirischen Wahrheit, noch eine gewisse Grenze der poetischen Wahrscheinlichkeit geben; vorzüglich da mag nur eine gewisse Abweichung von der gewöhnlichen Menschennatur, die dem Gefühl eines jeden zum Maasstabe des Natürlichen dient, erlaubt seyn. So gefährlich aber auch die Klippe war, die dem Vf., welcher, seiner Absicht gemäss, einmal keine andre menschliche Gestalten, als gerade

rade die gefährlichsten, wählen konnte, hier drohte; so glücklich hat er sie zu überwinden verstanden, und auch die Zweifel, von welchen wir eben sprachen, werden gewiss bey tieferem Studium der gezeichneten Charaktere verschwinden. Vertraut mit dem Wesen der poetischen Kunst, weiss er auch was völlig subjectiv scheint, noch an die nothwendigen Bedingungen der menschlichen Natur anzuknüpfen; mit kluger Vorsicht lässt er jede neue Wendung des Charakters so vollständig vorbereiten, und so lange verweilen, und mit meisterhaftem Talent versucht er durch eine schöne, an mehr als Einer Stelle hinreissende, Sprache den Leser so in sein Interesse zu verweben, dass sein Gefühl in die gleiche Stimmung übergeht. Nun ist ihm jeder folgende Schritt klar, nun theilt er ihn selbst. Immer aber bleibt in Charakteren, wie Woldemar und Henriette, wie sie durch Woldemar gebildet ist, gleichsam eine gewisse Schwierigkeit zurück. Wie schön und edel sie sind, wie tief sie ergreifen und erschüttern; so spannen sie doch das Interesse auf eine beunruhigende Weise. Es schmerzt, wenn man sieht, dass sie in der glücklichsten äuseren Lage, mit den besten Kräften, die das Geschick seinen Günstlingen zu schenken vermag, ihre Zufriedenheit und Thätigkeit durch Leiden unterbrechen, die man in die Versuchung kommen möchte, selbstgeschaffen zu nennen. Sanft und schön ruht daher der Blick auf einigen andern Gestalten aus, die mit weiser Oekonomie an ihre Seite gestellt sind. Welcher Leser erinnert sich nicht hiebey an Allwina, an das liebenswürdige Geschöpf, das in der höchsten Anspruchlosigkeit, sich selbst unbewusst, einen Schatz von Tiefe und Grösse des Charakters bewahrt, das schwere Verhältniss zwischen Woldemar und Henrietten allein durch Unbefangenheit des Sinnes fasst, und durch hingebende Liebe in schönen Einklang auflöst? Auch Henriettens beide verheirathete Schwestern haben in dieser Rücksicht keinen unbeträchtlichen Antheil an der Wirkung des Ganzen; und selbst der alte Hornich, wie er nur durch äusre Verhältnisse gebildet ist, und nur im äussern lebt, trägt durch seine contrastirende Gestalt wesentlich dazu bey, der Gruppe Mannichfaltigkeit zu geben, die von einer andern Seite her Einheit erhält. Denn Woldemar ist es, seine Art zu seyn, die sich nach und nach allen übrigen mehr oder minder mittheilt, an welche sich alles andre anschliesst. Dass sein Charakter sich entwickelte, dass er zu dem Grade der Ruhe und Festigkeit käme, der ihm so sehr mangelte, und nachdem er sich so innig sehnte, ist das letzte Ziel dieses schönen, mannichfaltig verflochtenen Ganzen. Diesem Ziele arbeitet alles in grosser Einheit entgegen. So wie Woldemar auftritt, erregt sein Charakter bey dem Leser, wie bey seinen Freunden, Besorgnisse. Wie er da ist, fühlt man lebhaft, ist er noch nicht zur Stätigkeit und Ruhe gediehen; er muss noch viele Prüfungen bestehen, neue Umwandlungen erleiden. In der Folge steigt die Verwicklung, und noch gerade den nächsten Augenblick vor der Auflösung hat sie den höchsten Gipfel erreicht, so dass man sich durch diese doppelt überrascht sieht. Dennoch ist es gerade diese Auflösung, mit welcher mancher Leser minder zufrieden seyn dürfte. Wie man sich Woldemar bis dahin zu denken gewohnt gewesen ist, mit der Grösse und Festigkeit, mit dieser eigentlichen Stärke des Charakters, hätte man ihn, wenn er je fallen könnte, lieber sich durch eigne Kraft wieder aufrichten sehen, als an der Hand eines Dritten, sey es auch die Hand der Geliebten. Es ist schwer zu beurtheilen, ob in dem Plane des Vf. ein solcher Ausgang möglich war. Alles in dem Charakter selbst, so wie er entwickelt ist, scheint keine Unmöglichkeit zu liegen. Wenn er auf dem Wege fortging, auf dem er war, wenn er, endlich an aller Menschenwürde und Menschenkraft verzweifelnd, sich einem völligen Unglauben, einer alles verachtenden Härte überliess; so mussten gerade durch dieses Uebergewicht der entgegengesetzten Gefühle jene sanfteren und natürlicheren nach eben dem Gesetz von selbst wieder lebhaft werden, nach welchem jede Kraft gerade dann am regsamsten wird, wenn ihr der gänzliche Untergang droht. Je schrecklicher die Einöde war, in welche Woldemars Seele sich umgeschaffen fühlte, desto mächtiger musste die leiseste Regung dieser Empfindungen wirken; der Rückweg war nun schneller als die Verirrung; und Woldemar kehrte so durch sich selbst zum Glauben an Tugend und Menschheit, und mit ihm zum Glauben an Henrietten zurück. Aber er dankte seine Rettung nicht minder dem Gefühle der Liebe; Vertrauen auf Liebe trat nicht minder an die Stelle des stolzeren Selbstvertrauens; der Sieg der Liebe war vielmehr um so grösser, wenn sie nicht Henriettens Wort, wenn sie nur ihr Andenken, nur was Henriette in Woldemars Seele gestiftet hatte, zu Hülfe zu rufen brauchte. Die einzelnen Rollen sind mit grosser Zweckmäfsigkeit unter die auftretenden Personen vertheilt, und die Charaktere mit vieler Kunst gezeichnet und durchgeführt. Der wichtigste ist Woldemar selbst. Von diesem ist aber schon in dem Versuche geredet worden, den wir oben gemacht haben, einen Abriss der ganzen Schrift zu liefern, und zwar einen Abriss, der gerade ihre Eigenthümlichkeiten, und nur diese darstellte, und gerade demjenigen Leser vielleicht am meisten willkommen wäre, der das Werk selbst schon gelesen hätte. Henriette ist zu genau mit Woldemar verbunden, als dass dadurch nicht zugleich auch die Schilderung ihres Charakters hinlänglich geprüft wäre. Indess ist dieser fast unter allen der schwierigste, aber auch vor allen mit feiner Kunst behandelt. In den Lagen, in welche sie durch Woldemar versetzt wird, kann es nicht fehlen, dass man nicht hie und da einen Augenblick die ganze, volle Weiblichkeit in ihr vermissen sollte. Wir erinnern hier an ihre eigne Weigerung, sich mit Woldemar zu verbinden, an die Gespräche, die länger, raisonnirender, belehrender sind, als wir sie von der Anspruchlosigkeit der Frauen erwarten. Allein bey genauerer Untersuchung entdeckt sich, dass gerade, was hier minder weiblich erscheint, sich durch die höchste Weiblichkeit auflöst. Nur um ihren Freund ihrer Freundin zu schenken, thut sie selbst Verzicht auf ihn; nur aus der höchsten Liebe zu ihm, einer Liebe, die beide Wesen in ihrem ganzen Daseyn zusammenschmelzt, folgt sie ihm in dem ihm nun einmal eigenthümlichen Ideengange; nur an dem letzten Gespräch, in dem es Woldemars Rettung gilt, nimmt sie einen lebhaften und mehr thätigen Antheil

theil. Von Allwina ist schon im Vorigen gesprochen. Auch die übrigen Personen sind mit Bestimmtheit und Sorgfalt gezeichnet, und aller Gleichheit ungeachtet, welche Freundschaft und gemeinschaftliches Leben ihnen gegeben hat, unterscheidet sich der redliche, aber so leicht ängstlich besorgte, Biderthal sehr merklich von dem kühneren, mehr räsonnirenden Dorenburg. In den Schilderung des alten Hornich liegt eine eigne Natur und Wahrheit, und es gehörte viel Kunst der Behandlung dazu, einen Charakter, der so manche wirkliche Härten hat, dennoch bis auf einen gewissen Grad liebenswürdig erscheinen zu lassen. — So wenig sich auch die Sprache des Vf. in ihrer Eigenthümlichkeit mit wenigen Worten charakterisiren läßt, so ist sie dennoch zu eindringend und schön, um sie ganz zu übergehen. Vorzüglich glücklich ist er in dem, was gerade andern so selten gelingt, in Schilderungen hoher und zarter Seelenstimmungen, wovon wir unter so vielen nur folgende wenige Th. 1. S. 39. 40. S. 186 — 190. Th. 2. S. 17 — 19. S. 46. 47. ff. zu Beweisen anführen wollen.

Gleichsam als bald längere, bald kürzere Episoden sind in diese Schrift theils eine Menge trefflicher psychologischer Bemerkungen, theils interessante Räsonnements über wichtige Gegenstände aus dem Gebiete der Philosophie des Lebens verwebt. Vorzüglich unter den letzteren zeichnen sich Th. 1. S. 24 u. 40. über Freundschaft und Liebe; S. 51 — 63. über die Wahl der Gesellschaft; S. 80 — 103. über das Uebermaass in Pracht und Einfachheit; Th. 2. S. 37 — 46. über das weibliche Geschlecht, und mehrere andre aus. In dem letzten ausführlichen Gespräch über Tugend und Moralität gibt der Vf. zugleich (Th. 2. S. 210 — 243. u. Beyl. S. 285 — 294.) einen körnigten Auszug aus der Moral des Aristoteles, der das Gedankensystem des Stagiriten in bündiger Kürze und mit philosophischer Präcision darstellt, und den wir ebensowenig als die vortreffliche Uebersetzung eines schönen Stücks aus dem Plutarch (Th. 2. S. 178 — 205.) unerwähnt lassen können.

Daß endlich die gegenwärtige Schrift eine Vollendung einiger schon vor mehreren Jahren erschienenen Fragmente ist, wird für den größten Theil der Leser nicht erst einer Erwähnung bedürfen.

Leipzig, b. Heinsius d. jüng.: *Moralisches Handbuch*, oder Grundsätze eines vernünftigen und glücklichen Lebens, als Beytrag zu einer populären Philosophie für unser Zeitalter. 1794. 343 S. 8. (16 gr.)

Dieses Handbuch soll die wichtigsten Vernunftwahrheiten enthalten, ohne die der Mensch hienieden weder besser noch glücklich werden kann, sie durch lichte und überzeugende Gründe unterstützen, aber alles, was sich bloß auf Systeme der Philosophie auf Polemik und Schulterminologie beziehet, übergehen; es soll ein Versuch einer Popularphilosophie nach dem Ideal seyn, welches sich der Vf. entworfen hat. Vorrede S. VII. Ein solches Buch schien demselben für eine gewisse Klasse Bedürfniss zu seyn. Nemlich für die Klasse der Gelehrten von Profession und vorzüglich der philosophischen Denker, wie auch für den grösern Theil des Publicums, das noch nicht zum Selbstdenken gelangt ist, sey hinlänglich gesorgt worden, nicht so aber für eine Mittelklasse, welche denkende Geschäftsmänner, gebildete Kaufleute, Aerzte, Juristen, Prediger, die noch in der Literatur fortgehen, denen es aber ihre Verhältnisse nicht erlauben, in den eigenthümlichen Geist der Systeme einzudringen, Candidaten und akademische Jünglinge in sich begreift. Dieser Klasse von Menschen, welchen es zwar nicht an der Fähigkeit zum Selbstdenken, aber theils an Zeit, theils an Lust fehlet, der Philosophie ununterbrochen ihr Nachdenken zu widmen, will der Vf. die wichtigsten Resultate der Philosophie nicht in der Schulform, sondern in dem leichtern und gefälligern Gewande, welches sich für die Populärphilosophie schickt, vortragen. Er sammelte aus den besten Schriftstellern der Deutschen ohne Rücksicht auf ihre verschiedenen Systeme Stoff zu einer solchen Populärphilosophie, vereinigte sie zu einem Ganzen, und bemühete sich den Gegenständen durch einen lebhaften blumenreichen Ausdruck mehr Eingang und Interesse zu verschaffen. Zu dem Ende webte er auch an schicklichen Orten Stellen aus Dichtern ein. Dieß ist der Plan des Vf.

Die gute Absicht des Vf. ist nicht zu verkennen. Auch der Plan ist im Wesentlichen zweckmässig, und wenn er gut ausgeführt wird, so kann dadurch einem wirklichen Zeitbedürfniss abgeholfen werden. Auch hat noch kein Philosoph die populäre Darstellung der Vernunftwahrheiten an sich verworfen, aber gegen die Vertauschung derselben, gegen die Wissenschaft selbst, welche nie populär werden kann, darf keiner, dem die Philosophie am Herzen liegt, gleichgültig seyn. Wenn daher der Vf. das, was neuerlich gegen die Populärphilosophie gesagt worden ist, aus diesem Gesichtspunkte betrachtet hätte, so würde er gar nicht nöthig gehabt haben, sie S. VII. zu vertheidigen. Die gröste Schwierigkeit liegt aber immer in der Ausführung, die weit mehr Talente erfodert, als die populären Schriftsteller mehrentheils glauben.

Wir können dieses Handbuch nicht unter die schlechten, aber auch nicht unter die vorzüglichen Arbeiten dieser Art zählen, weil es neben einigen Vorzügen sehr wesentliche Mängel hat. Die Sprache ist mit wenig Ausnahmen edel, lebhaft und bilderreich, das Buch liest sich daher sehr gut, und man würde es nicht merken, daß die Materialien aus verschiedenen Schriftstellern entlehnt sind, wenn nicht zuweilen eine Inconsequenz darauf führte; z. B. S. 133. Der Vf. hat also doch den entlehnten Stoff nach seiner eignen Manier verarbeitet. Man findet ferner fast durchgängig gesunde Begriffe von Sittlichkeit und Religion. Dieß ist die gute Seite; nun müssen wir aber auch die Fehler eben so unparteyisch anzeigen. Der Titel scheint dem Inhalte nicht ganz zu entsprechen. Es ist nicht sowohl eine populäre Darstellung der wichtigsten Wahrheiten der Moral als der Religion, wie schon aus der Ueberschrift der meisten Betrachtungen erhellt; z. B. N. III. IV. *Die Erde ist nur eine*

eine Erziehungsanstalt für den Menschen; in höhern Gegenden des Weltalls wird seine Fortbildung geschehen — es wird also fortdauern. N. V. *Darstellung des Ganges der Entwickelung und stufenweisen Ausbildung der religiösen Begriffe unter den Menschen.* N. XII. *Moralischer Glaube an Unsterblichkeit und Gottheit.* N. XIII. *Ueber Gott und seine Eigenschaften.* N. XIV. *Einige Ideen über Weltall und Schöpfung.* N. XV. *Ueber das auf der Erde verbreitete Uebel und Elend.* N. XVI. *Gedanken über den Zustand des Menschen nach dem Tode.* Diese Abschnitte nehmen den gröfsten Theil des Buches ein. In einem moralischen Handbuche hätte eine zweckmäfsige Darstellung des Sittengesetzes und seiner ausgebreiteten Anwendung den vorzüglichsten Platz einnehmen müssen. Die Abhandlungen selbst erschöpfen nicht allezeit den Gegenstand, und enthalten nicht das, was man in ihnen erwartet; anstatt einer populären aber gründlichen Darstellung findet man zuweilen nichts als schöne Declamation. Ein Theil des Buches ist daher für die Klasse von Lesern, welchen es bestimmt ist, nicht zweckmäfsig abgefafst. Gleich die erste Betrachtung: *der Mensch ist das edelste Geschöpf auf der Erde*, enthält mehr Ausdruck des Danks an den Schöpfer als Darstellung der grofsen Vorzüge des Menschen. In der dritten verweilt der Vf. nur ein paar Seiten bey seinem Gegenstand, dafs die Erde eine Erziehungsanstalt für den Menschen sey, sondern springt gleich auf die Religion als die Erzieherin der Menschen über. Die 6te über die Aufklärung unsers Zeitalters ist gar nicht befriedigend, weil der Vf. ohne den Begriff von Aufklärung festgesetzt zu haben, in die Geschichte der Vorwelt gehet, um zu prüfen, ob auch da schon Aufklärung wirksam war, und welche Schicksale sie hatte, bis endlich S. 94. folgender Begriff als das Resultat aufgestellt wird: sie ist der unaufhaltbare Fortschritt des einzelnen Menschen und des ganzen Geschlechts zu dem für sein Vermögen und in seinen Verhältnissen möglichsten Grad der Reife. Worin bestehet aber die Reife und der möglichste Grad derselben? Die achte Betrachtung: die Bestimmung des Lebens gewährt keine Belehrung über diesen wichtigen Gegenstand.

Endlich wäre auch zu wünschen, dafs die einzelnen Abschnitte in einem bessern Zusammenhang stünden, und dafs die Betrachtungen über die Religion auf die über die Moral folgten: dafs der Vf. in den Muthmafsungen über das künftige Leben die Phantasie noch mehr in Zaum gehalten, und hie und da den Vortrag noch mehr den Zwecken der Sittlichkeit angepafst hätte. Ueber einzelne Stellen läfst sich noch vieles erinnern. Wir wollen nur zwey hersetzen, und uns alles weitern Urtheils darüber enthalten. S. 132. „Wie sich nun eine Handlung zur Vernunft verhalte, läfst sich blofs dann bestimmen, wenn wir den Bewegungsgrund der Handlungen aufsuchen. Ist dieser Bewegungsgrund von der Art, dafs er ein allgemeines Gesetz für alle vernünftige Wesen werden kann, so dafs die *Glückseligkeit des Ganzen* befördert werden würde, wenn jedes vernünftige Wesen sich durch solch einen Bewegungsgrund zu seinen Handlungen bestimmte, so ist er vernunftmäfsig, und die Handlung moralisch gut. — S. 109. So verschwindet denn hin in den unermefslichen Strom der Vergangenheit, ihr Zeiten meines irrdischen Lebens! Verfliefset wie ein milder Morgentraum! Das, was ich aus euch rette, ist mein Ich; mit dem Gefühle meiner keimenden Tugend will ich aus der Flut der Zeit, die jetzt meine Sinne überströmt, heraustreten und zu neuen Verbindungen übergehen, wo mein Verhältnifs zu dem Weltall wahrscheinlich anders bezeichnet werden wird, als durch die Form der Zeit. — Auch die *Grenzen des Raums, der Ausdehnung*, in denen ich hienieden alle Erscheinungen wahrnehme, werden dann in eine andere Form verschmelzen, da mich in eine höhere Sphäre nicht die *Sinnlichkeit*, nicht das Organ begleitet, durch das ich hier Empfindungen aufnahm, durch das ich hier die Erscheinungen erkannte."

GESCHICHTE.

Leipzig, in der Dyk. Buchh.: *Vorschrift der französischen Nation an seine (ihre) Stellvertreter im Jahr* 1789. Nebst einigen Bemerkungen darüber. 1792. 176 S. 8. (12 gr.)

Die Anzeige dieses Buchs hätte schon vor einigen Jahren geschehen müssen, wenn sie mit Interesse verknüpft seyn sollte. Jetzt kann sie nur kürzlich nachgeholt werden.

Calonne hat in seinem bekannten Werke: *L'état de la France* etc., welches 1790 erschien, einen mit Mühe und Scharfsinn ausgefertigten Auszug aus den sämmtlichen *Mandaten (cahiers)*, die die Deputirten im Jahr 1789 erhielten, geliefert, um daraus zu zeigen, wie sehr die N. V. von ihrer ursprünglichen Bestimmung abgewichen war. Dieser Auszug ist in der vorliegenden Schrift verdeutscht, und mit einigen Bemerkungen versehen, auch von einem längern Räsonnement über einige Hauptoperationen der constituirenden Versammlung begleitet. Da jetzt die ganze erste Constitution längst in Schutt und Ruinen liegt, so würde es keinem Leser angenehm seyn, hier einige Kritik jener an und für sich nicht ausgezeichneten Bemerkungen und Räsonnements zu finden. Sie sind im Ganzen aus *Calonne, Burke, Gudin*, und einigen andern bekannten Schriftstellern zusammengetragen, verrathen Belesenheit und Sachkenntnifs, aber weder einen gründlichen Selbstdenker, noch auch, wenn man auf den verworrenen, durch den Mangel an Ruhepunkten ermüdenden, Stil sieht, einen im schriftlichen Vortrage sehr geübten Verfasser.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Montags, den 29. September 1794.

ARZNEIGELAHRTHEIT.

Stockholm, b. Halmberg: *Vetenskaps-Handlingar för Läkare och Tältskär er utgifne af Sven Hedin*, M. D. Assess. i Colleg. medic. m. m. Ledam. af Kge. Danska Med. Societen i Kopenhamn. I Tomen I Häftet. (Wissenschaftliche Abhandlungen für Aerzte und Chirurgen von S. Hedin.) 1793. 88 S. in gr. 8.

Obgleich Medicin und Chirurgie in Schweden lange nicht so viele öffentliche Unterstützung als manche andere Wissenschaften gefunden haben; so haben beyde sich doch daselbst sehr emporgeschwungen, wozu die Wisbegierde einiger vorteflichen Köpfe, und die Freygebigkeit, womit viele Lehrer derselben solche unterstützten, das meiste beygetragen hat. Aemter, Stipendien Krankenhäuser und Bibliotheken sind von Privatpersonen auf ihre Kosten angelegt worden. Doch fehlt es noch an hinlänglichen guten Büchern und Schriften in dieser Wissenschaft für so viele junge unbemittelte und fremder Sprachen nicht kundige Leute, die sich derselben widmen. Eine Art Hülfsmittel für sie war die nun seit verschiedenen Jahren herausgekommene *Vecko-skrift för Läkare och Natur-forskare* (Wochenschrift für Aerzte und Naturforscher) die auch in dieser A. L. Z. verschiedentlich angezeigt worden. Allein solche schränkt sich hauptsächlich auf Arbeiten, Beobachtungen und Versuche einheimischer Schriftsteller in Schweden ein. In dieser neuen periodischen Schrift fängt Hr. Ass. Hedin an, auch mit den Entdeckungen und Schriften ausländischer Aerzte, bekannt zu machen. Alle Quartal erscheint 1 Heft von 5 bis 6 Bogen; mit dem Bildniss eines berühmten Arztes. Dieß erste Heft ist mit dem von Hn. Acrel gestochenen Portrait des berümten Archiat. Rönnow geziert. Zuerst lesen wir hier verschiedene Beobachtungen über das Scharlachfieber und über den Pemphigus, auch febris bulbosa genannt; Ueber das erste aus *Ramels* Observationen über eine angina epidemica, in der franz. Stadt Clotat im J. 1791., die mit Sauvage's Scarlatina anginosa Aehnlichkeit hatte. Hr. Hedin macht einige gegründete Erinnerungen gegen Ramel, besonders gegen den Gebrauch der bougies, und fügt seine eigene Bemerkungen über ein zu eben der Zeit in Drottningholm grassirendes Scharlachfieber, bey. Er gibt die Schuld epidemischer Krankheiten nicht so sehr der Witterung, als einem Fehler in der Diät und einer Ansteckung, und setzt die Geschichte dieser Epidemie sehr gut aus einander. Cullen's von den mehresten franz. engl. und andern Aerzten angenommenes System wird berichtiget. Cullen macht aus der Angina gangraenosa eine eigene Gattung, die doch nur ein stärkerer Grad des Scharlachfiebers ist. Fieber, Halskrankheit und Abschuppung der Haut sind die sichersten Kennzeichen desselben. Hr. Hedin hält diese Krankheit für faulicht, wobey die Kräfte keinen Blutverlust litten, und gebrauchte statt Aderlassen und Blutigel blasenziehende, und abführende Mittel, säuerliche Getränke, Fliederthee und von Flor. arnicae, nebst Chinadecoct. — Hierauf folgen *Dickson's* Bemerkungen über den Pemphigus aus dem Journ. de Medic., nebst *Miraglio* darüber angestellte Beobachtung und *Wichmann* Beytrag zur Kenntniss des Pemphigus Erfurt 1799, auch ein Zusatz von Hr. *H.*, worin er Wichmann beyställt. — *Wirtenson*, eines englischen Arztes, Abhandlung vom Opium zum Beweise, dass es die Kraft des Herzens vermindert, und doch das Blut in stärkern Umlauf bringt. W. erweiset die Wirkung des Opiums durch Erfahrungen an Fröschen und selbst an Menschen. Er behauptet, dass es die Transpiration befördert, Krämpfe hebt, welche die Absonderungen verhindere, die Ursache einer Entzündung vermindere, oder gar hebe, in bösartigen Wechselfiebern u. s. w. nützlich sey. Hr. *H.* weiss, was andere Aerzte und besonders auch Hn. D. *Krause* in seiner Disp. de remediis internis contra haemorrhagiam gegen Wirtenson eingewandt haben hält aber doch des letztern Theorie für sehr wahrscheinlich. — Anevrisma spurium arteriae branchialis von *Desault* 1791, durch Operation geheilt, und von *Blaumoir* nach allen Umständen beschrieben. Nach 41 Tagen war der Kranke völlig hergestellt. — Anmerkungen über die unter dem Seevolk gangbare Krankheiten von *G. Blane*, welcher 3 Jahr als Arzt auf der grosen Englischen Flotte von 40 Linienschiffen war, die Rodney commandirte; eigentlich nur eine Recension, die dem V. Anlass gibt, auch von der im letzten Kriege auf der Schwedischen Flotte herrschenden Krankheit zu reden, die er bloss der verdorbenen Luft auf den Schiffen zuschreibt. — D. *Waton* Wirkung von Climatis vitalba in der Krätze. Er liess gleichviel von der Wurzel und den Stengel zerdräschen, und sie in ein leinenes Küssen nähen. So oft der Kranke damit geschmiert werden sollte, ward Oel aufgekocht, und das Küssen mit den eingenäheten Kräutern, nachdem solche vorher mit der Hand etwas gepreist worden, darin getunkt. Täglich geschahen zwey Frictionen, und zwölf bis funfzehnmal reichte gewöhnlich zur Heilung hin. — Hierauf folgt wieder eine Recension von den *Memoirs of the Litterary and Philosophical Society of Manchester*, Vol. III. 1790. Wer sollte es glauben, dass noch 1788. zu Bristol in der Kirche ein gewisser G. Lukins durch die vereinigte

Beschwörungen von 7 Geistlichen von 7 Teufeln befreyet worden, und das in dem aufgeklärten England! Auch schien *Caaytons* Nachricht von den sogenannten Cretins in Niederwales merkwürdig. Von *Danz* Versuch einer allgemeinen Geschichte des Keichhustens 1791, *Musiliers* praktischen Abhandlung über den polnischen Weichselzopf, 1792, *Waughans praelect. anatomicae*, 1791, *Baumgartens Diss. de corticis Ulmi campestris natura, viribus usuque medico*, Lipf. 1791, und *Wittens* Archiv der Arzneykünste wird nur kurze Anzeige gegeben. Zuletzt kurze Nachrichten, zur gelehrten Geschichte gehörig von dem Leben berühmter ausländischer Aerzte, nach dem Alphabet; hier nur noch von Andreas, der bald nach Hippokrates lebte, bis Aftruc. Auch sind etwas ausführlichere biographische Nachrichten vom Arch. Rönnow angehängt worden.

Breslau und Hirschberg, b. Korn dem ältern: *Maximilian Stoll*, Physik. am Dreyfaltigk. Hospital wie auch öffentl. ord. Professor der prakt. Heilkunde, — *Heilungsmethode in dem praktischen Krankenhause zu Wien.* Fünften Theils erster Band. Uebersetzt und mit praktischen Zusätzen begleitet von *Gottlieb Ludwig Fabri*, — Adjunct des Königl. Preuss. Medizinal- und Sanitäts-Collegiums zu Breslau, Königl. Kreis Physik. Namslauschen Departements. 1793. 276 S. Fünften Theils zweyter Band. 312 S. 8.

In der weitläuftigen Vorrede zum ersten Theil vertheidiget Hr. Fabri den berühmten Verfasser der ratio medendi wegen etlicher Beschuldigungen, besonders aber wider die Nachreden, dass Stoll bey allen hitzigen Krankheiten nur eine Ursache, nemlich die Galle, gesehen habe. Stolls Vertheidigung lässt sich leicht führen, denn die Beschuldigung ist offenbar unwahr. Vielmehr gehört es mit zu den grosen Verdiensten dieses grosen und glücklichen Praktikers, dass er bey Fiebern auf die genoueste Kenntniss der Umstände drang, unter denen ein Fieber vorhanden ist, und dass er besonders die Aerzte auf die entzündliche Anlage, die von denen, die immer Galle und Fäulniss sehen, oft übersehen worden war, aufmerksam machte. Der Arzt, der in den Aphorismen die Regel gab: *In omni phlogoseos concursu cum aliis vitiis quibuscunque prima ratio habenda est inflammationis*, konnte unmöglich bey allen Fiebern Galle sehen, und bey der Heilung aller den Rath geben, nur den gallichten Stoff auszuführen. Einen andern Vorwurf konnte man dem verewigten Manne eher machen, den nemlich, dass er seine Schüler zu sehr zur Empirie leitete, und die rationelle Therapeutik zu sehr vernachlässigte: doch scheint es Rec., als wenn diess weniger sein Fehler, als der Fehler vieler von seinen Schülern gewesen sey. Die Uebersetzung des Herrn Fabri ist grösstentheils richtig und in einer guten, verständlichen Sprache abgefasst. Die praktischen Zusätze, deren der Titel erwähnt, sind von keinem sehr grosen Belang. Sie betreffen im ersten Band den Nutzen und die Anwendbarkeit der Blasenpflaster im Seitenstich S. 8. Ueber die nothwendige Einschränkung des Aderlassens bey entzündlichen Krankheiten, und die Störung des Geschäfts der Kochung und der Krisis durch übermäsiges Aderlassen, S. 9. Von der Heilung des entzündlichen Schlages, S. 32. Von dem Nutzen der Räucherungen in der Lungensucht, S. 89. Von dem Nutzen des Mohnsafts bey der Hypochondrie und hysterischen Krankheit, S. 111. Von dem Nutzen der Ausleerungen zu Anfang des Pockenfiebers, S. 159. Von dem Mohnsaamen, als Ursache des widernatürlichen Schlafes bey Kindern, S. 205. Von der Selbstbefleckung, und der Infibulation, als Mittel dagegen, S. 203. Von den Abführungsmitteln, und deren Anwendbarkeit beym Schlagfluss, S. 240. Von der Verbindung des gallichten Seitenstiches mit dem entzündlichen, und was bey dieser Complication zu thun sey, S. 245. Von langwierigen Entzündungen S. 250. Zum zweyten Theil sind nur etliche wenige Zusätze gekommen, doch stehen bey den Artikeln von S. 427. des Originals mehrere kurze Erläuterungen und Anmerkungen.

Leipzig, b. Hilscher: *Walter Vaughan's* der Arzneyw. D. und Arztes zu Rochester, *philosophisch-medicinischer Versuch über die moderne Kleidung.* Aus dem Englischen. 1793. 118 S. 8.

Diese Uebersetzung eines guten und in unsern Blättern mit verdientem Beyfall angezeigten Buches gehört unter die erträglich guten. Der Uebersetzer hat am Rand immer auf die Seitenzahlen des Originals bemerkt. Rec. wundert sich, dass er noch keine oder wenige Nachahmer dieser Einrichtung gefunden hat, welche den deutschen Schriftsteller in den Stand setzen kann, die Originale selbst nach den Seitenzahlen zu citiren, da sie bisher oft nur Abschnitte und Kapitel, und wenn das Buch das Unglück hatte diese nicht zu haben, die Stellen aufs gerade Wohl citiren mulsten, S. 16. möchte Geschwulst des Herzens und der grosen Gefäse wohl nicht der gewählteste Ausdruck seyn.

Zittau und Leipzig, b. Schöps: *Georg Fordyce's*, Mitglieds der Königlichen Gesellschaft — und Lehrers der praktischen Arzneywissenschaft zu London, *neue Untersuchung der Verdauungsgeschäfts der Nahrungsmittel.* Aus dem Englischen übersetzt von *Dr. Christian Friedrich Michaelis*, Arzt am Johannishospital zu Leipzig. 1793. 154 S. 8.

Der Inhalt dieses wichtigen Werks ist den Lesern unserer Blätter aus der ausführlichen Anzeige und Beurtheilung des Originals, die in denselben vorkommt, schon bekannt. Es gehörte unter die wenigen Werke der Ausländer, die eine Uebersetzung in unsere Sprache verdienen, und es freuet Rec., dass es das Glück hatte, in die Hände eines Mannes zu fallen, der sich schon durch viele gute Uebersetzungen der Werke der Ausländer, besonders der Engländer, bekannt gemacht hat.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Paris, b. Buisson, Lyon b. Bruyset: *Fragmens de Politique et d'histoire* par M. *Mercier.* 1792. T. 1.

T. 1. VIII S. Vorr. und 398 S. T. 2. 378 S. T. 3. 388 S. 8.

Wer sich vielleicht bey diesem Titel durch den Namen des Vfs. zu höheren Erwartungen von dieser Schrift berechtigt glauben möchte, den wird sogleich wieder auch nur ein flüchtiger Blick auf die Inhaltsanzeige von seinem Irrthum zurückführen. Wenn er sieht, dass in diesen 3, obgleich starken Bänden über 150 sehr wichtige und oft sehr verschiedene Materien abgehandelt sind; so wird es ihm schwer werden, in so abgerissenen, und zum Theil so kurzen Aufsätzen eine gründliche, und am meisten eine erschöpfende Untersuchung zu vermuthen. So gerecht indess auch schon diess erste Urtheil im Ganzen ist; so findet man doch bey dem genaueren Durchlesen einen gröfseren innaren Zusammenhang der einzelnen Aufsätze, als die, wahrscheinlich nur um Leser allerley Art besser anzulocken, oft sehr unbestimmt und unpassend gewählten Ueberschriften erwarten lassen. Denn nicht genug, dass schlechterdings alle Aufsätze politischen Inhalts sind, und dass selbst die historischen durchaus darauf hinauslaufen, Belege bald für, bald wider gewisse politische Dogmen abzugeben; so betreffen sie auch überdiess in der Politik selbst vorzüglich nur gewisse, sehr oft, und leider hie und da nur mit andern Worten wiederkehrende Lieblingssätze des Vfs. Mehrere und wohl die meisten dieser Fragmente sind vor der Revolution, in den Jahren 1784—1788. geschrieben. Diess würde ihr Inhalt sowohl, als ihr Ton, auch ohne die eingestreuten Noten des Vfs. (Vorr. S. III. B. 2. S. 222. 233. B. 3. S. 37. 55.) von selbst verrathen. Dagegen sind andre im Anfange der Revolution selbst, andre endlich kurz vor der Herausgabe dieser Sammlung aufgesetzt. Nicht ganz uninteressant ist es, diese verschiedenen Stücke zu vergleichen, und wahrzunehmen, wie der Ton in ihnen wechselt, wie die Klagen von allgemeinerm in bestimmtere, die Wünsche in Foderungen übergehen. Auch ist es unverkennbar des Vfs. Absicht gewesen, die Aufmerksamkeit des Lesers auf diesen Punkt hinzuleiten. Es ist, wie nicht nur diese, sondern auch andre neuere Schriften des Vfs. beweisen, sein Steckenpferd, zu glauben: dass er sowohl die Revolution überhaupt, als auch vieles Einzelne in derselben längst, und zum Theil schon in seinem Jahr 2440, das er einmal mit grofsem Enthusiasmus, seine liebe älteste Tochter, nennt (B. 3. S. 386.), vorhergesagt, und dadurch die Revolution vorzubereiten beygetragen habe. Diess wird vorzüglich aus seinem Abschied an das Jahr 1789. (B. 3. 42. 51.) — einem übrigens sehr mittelmäfsigen Aufsatz voll leerer Declamation — sichtbar, und überall, wo Stellen vorkommen, die ihm sehr offenbare Prophezeihungen zu enthalten scheinen, kann er sich nicht enthalten, eigne Anmerkungen hinzuzufügen. So, als er (B. 3. S. 172.) einmal sagt: „Was die Monarchie innerhalb ihrer ge„hörigen Schranken zurückhält, ist eine *Nationalver„sammlung* (assemblée nationale) setzt er in der Anmer„kung hinzu: Diess war Wort von Wort im Jahre „1787. gedruckt, und ich bin, meyne ich, der erste „Schriftsteller, bey dem man den Ausdruck: *as„semblée nationale* findet, um den wahren Charakter der „bezeichnen, was man *Etats généraux* nannte. „ne Benennung, die selbst noch früher ist, als d „Notablen, hat also ein grofses Glück gemacht. „sage es ohne Eitelkeit, aber ich kann mir selbst „verläugnen, was ich Glückliches zum Besten „Vaterlandes gethan habe." Im Ganzen mufs man Vf. unstreitig die Gerechtigkeit wiederfahren lassen in seinen Grundsätzen ziemlich gleich geblieben zu Freylich aber dürften sich auch Ausnahmen davo den. Wie möchte er selbst z. B. mit seinen ar gemäfsigten Gesinnungen, seiner Vertheidigung eingeschränkten Monarchie, die empörende Rech gung der abscheulichen Scene zusammenreimen der Pöbel in den königlichen Pallast drang, un unglücklichen König, unter andern Beschimpfu zwang, die rothe Mütze aufzusetzen? (B. 2. 22 Ueberhaupt geht er in der Folge von der Begünsti der Monarchie gar sehr zur Republik über. I aber erklärt er sich gegen eine absolute Despo und — so schnell ändert der Gang der Meynung der Vf., der, als dieses Buch herauskam, ein e Patriot scheinen mufste, und es wirklich war, jetzt mehrere Kapitel seines Werks schwerlich zu drucken wagen dürfen. — Das schriftstellerische Verdienst der in diesen Bänden zusammengedruckten Aufsätze ist, im Ganzen und unpartheyisch geurtheilt, sowohl in Absicht des Gehalts, als des sehr gemeinen declamatorischen, weitschweifigen, und sich oft wiederholenden Styls, äufserst klein; und der Gewinn, die Politik, oder auch allgemeiner die Philosophie, die Menschenkenntnifs daraus ziehen kann, wenn noch irgend einen zugeben will, höchst dürftig. Schlechterdings alle Materien sind oberflächlich, einseitig, so allgemein behandelt, dass sich meistentheils gar kein eigentliches Resultat daraus ziehen läfst. Wo dieses auch der Vf. versucht hat, da findet man es selten unbestimmt und nur halbwahr. Jedoch ist dieser Fehler kaum noch so häufig, als der weniger noch langweiligere der Trivialität, da man drey Bände hindurch kaum etwas andres, als das schon mal Gesagte und wieder Gesagte wiederholt antrifft. Fängs hoffte Rec. noch wenigstens auf einzelne, nicht gerade durch Tiefe des Gehalts, doch durch heit, allenfalls auch Paradoxie ausgezeichnete, Ge ken zu stofsen. Allein auch diese Hoffnung sah e eitelt. Zwar sind freylich hie und da wahre und tr de Bemerkungen. So B. 1. S. 48. unter der Aufs *des droits imprescriptibles*. „Welche politische For „bürgerliche Verfassung auch immer annehmen m „mufs in dem Bürger nie der Mensch vernichtet „Sonst ist die Gesetzgebung fehlerhaft, und die Me „sind unterdrückt und unglücklich," und B. 2. unter der Aufschrift: *des femmes chez les anciens* „ist eine mittelmäfsige Philosophie," die oft uns „Gesellschaft der Weiber entfernt; aber die wahr „losophie (*la haute philosophie*) führt uns immer z selben zurück." Allein auch solche Stellen, di

doch weit weniger durch ihren innern Gehalt, als vielmehr durch die Nachbarschaft derer, die ihnen zur Seite stehen, herausleben, muss man mühsam aufsuchen. Die Gegenstände, auf die der Vf. am häufigsten zurückkommt, sind zuerst und ganz vorzüglich Vertheidigung und Lob der Freyheit überhaupt, die gegen jede Art des Drucks in Schutz genommen wird; dann die verschiedenen Regierungsformen, wo meistentheils der Satz ausgeführt wird, dass unsre gewöhnlichen Benennungen bey weitem nicht zureichen, dass es eine grosse Menge andrer Modificationen gibt, und dass alle, nach Maasgabe der Umstände, vortheilhaft seyn können. Indess erhält die durch Gegengewalten eingeschränkte Monarchie, und in den späteren Aufsätzen die republikanische Form, wo eine allgemeine Volksrepraesentation den Souverain ausmacht, den Vorzug. Endlich ist es ein Lieblingsgegenstand des Vfs. den heilsamen und nothwendigen Einfluss desjenigen Theils der Nation, in dessen Händen sich der Unterricht jeder Art befindet (*de la partie qui enseigne*) in das helleste Licht zu setzen. Auch beschäftigt er sich ganz eigen damit, das Verhältniss dieses Theils zu dem regierenden zu bestimmen, und das von ihm aufgestellte Resultat geht dahin: „dass der unterrichtende Theil uneingeschränkte Freyheit haben muss, seine Meynung in ihrem ganzen Umfange auszubreiten; dem regierenden dagegen es auch von seiner Seite frey stehen müsse, sie nach seiner Willkühr anzunehmen oder nicht." (B. 1. S. 94.) Allein diese Bestimmung — deren Richtigkeit wir hier dahingestellt seyn lassen — schlichtet höchstens den Streit zwischen den beyden Partheyen, wenn die eine die andre zu unterdrücken gesonnen wäre. Wichtiger wäre es, auch jeder einzeln zu bestimmen, in welchen Schranken sie sich, auch noch innerhalb ihres gesetzmässigen Gebiets, halten muss, um den bestmöglichen Zustand der Dinge hervorzubringen? Wenigstens müsste dies den Schriftsteller, der über alles, und also zunächst über seine eigne Bestimmung, feste Grundsätze haben sollte, für sich interessiren, und offenbar ist doch der Umfang, in dem derselbe *möglicherweise* wirken kann, überaus verschieden. Unstreitig aber liegt innerhalb dieses möglichen Gebiets — auch unabhängig von allen politischen Gesetzen — eine durch die Vernunft bestimmbare Grenze; und ehe die Schriftsteller diese nicht *von selbst* heilig halten, lässt sich kein harmonisches Wirken ihrer Thätigkeit mit der des Geschäftmanns (d. i. desjenigen, dessen Wirksamkeit sich *unmittelbar* auf die äussere Lage des Menschen bezieht) denken. Denn nur indem ein jeder blos das thut, was seines Werkes ist, entsteht ein grosses und vortreffliches Ganze. — Ausserdem sind aber auch andre politische Materien, Civil- und Criminaljustiz, Finanzen u. s. w. behandelt. Unter den Aufsätzen der letzteren Art zeichnen sich wenigstens durch ihre Ausführlichkeit No. 17. B. 2. gegen das physiokratische System, und No. 30. B. 3. zur Empfehlung der Assignate aus. Die historischen Aufsätze z. B. No. 47. B. 1. über Philipp 2. No. 27. B. 3. über die Zeiten der Ligue u. s. w. sind ebensowenig in Absicht der eigentlich historischen Bearbeitung, als der Darstellung vorzüglich. — Auswärtige Nationen werden hie und da sehr mitgenommen. Vorzüglich leiden die Schweizer, deren Demokratien nicht minder als die Aristokratien gemodelt werden, und die der Vf. vorzüglich wegen des kleinstädtischen *Bürgerstolzes*, den er an ihnen gefunden haben will, lächerlich zu machen sucht. (B. 2. S. 150. B. 3. S. 105. u. f. f.) Auch seine Reisen weiss der Vf. geltend zu machen. „Und ach!" fängt er (B. 3. S. 377.) einmal an, „der Deutsche — ich sah ihn selbst" — und nun beginnt eine Tirade über die Anhänglichkeit der Deutschen an ihre Fürsten. — Dies wird hinreichend seyn, dies wenig bedeutende Product eines sonst merkwürdigen Schriftstellers hinlänglich kennen zu lehren. In ein gröseres Detail einzugehen, dürfte schwerlich die Mühe belohnen.

KLEINE SCHRIFTEN.

Briefwechsel. Rom, b. Desideri: *Lettres de Politique au sujet de la promotion de M. Le Cardinal Maury* 1794. 188. S. Diese kleine Sammlung von 11 Briefen, welche die Glückwünsche theils des Königs von Preussen theils der französischen Prinzen an den Pabst und desselben an die ebengenannten Personen, wegen der Kardinal-Promotion des Abbe Maury enthalten, hat etwas auffallendes an sich. Dennoch beleidigt der Herausgeber dieser Briefe in seiner Vorrede offenbar den gesunden Verstand aller und vorzüglich derer Menschen, welche den jetzigen Hn. Cardinal Maury Erzbischof zu Nices und Ehrenhof zu Montefiascone vor seiner Promotion gekannt haben, nicht genug, da er denselben den Glauben aufdringen will, dass ganz Europa (L' Europe entiere) über diese Promotion erfreut sey, und dass die Katholiken von ganz Frankreich dieselbe als die Morgenröthe der Wiederherstellung der Religion und der französischen Monarchie ansehen: (*qui regardent cette promotion, universellement applaudie, comme l'aurore du retablissement de la Religion et de la Monarchie en France.*) In einem Zeitpunkt, und in der Crisis, in welcher gegenwärtig die französischen Angelegenheiten sich befinden, dürfte die Herausgabe dieser Briefe als ein Haupt-Schnitzer der römischen Politik anzusehen seyn, und wer weiss, ob selbst dem Cardinal Maury die übertriebene Schmeicheley nicht mifsfällig seyn muss, da sie das Schicksal der in Frankreich befindlichen Orthodoxen, unsere ersten vielleicht der gröste Theil nicht einmal etwas von dieser Promotion weiss, gewiss eher erschwert, als erleichtert.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

Dienstags, den 30. September 1794.

NATURGESCHICHTE.

ROSTOCK u. LEIPZIG, b. Stiller: *Die Fische Meklenburgs, zum Behuf vaterländisch-akademischer Vorlesungen, systematisch verzeichnet von M. A. C. Siemssen.* 1794. 112 S. 8.

Der Vf. gibt uns von seinem Plan, den er bey diesem Werke befolgt hat, ob es gleich aus verschiedenen Gründen nöthig gewesen wäre, keine weitere Nachricht. Seine Absicht ging dahin, alle Fische, welche sich in und um Meklenburg finden, systematisch aufzuzeichnen. In dieser Rücksicht hat er die Gmelinisch-Linneischen Gattungsmerkmale lateinisch beygebracht, wobey wir noch anmerken, dafs die charakteristischen kurzen Gattungskennzeichen aus Blochs Fischwerke, das wir übrigens nicht so oft angezogen finden als es seyn könnte, mit Cursiv-Lettern gedruckt sind. Dem Lateinischen folgt die deutsche Uebersetzung dieser Gattungsmerkmale, bisweilen mit kurzen, die Lebensart der zu der Gattung gehörenden Fische betreffenden, Anmerkungen vermehrt. Gleiche Bewandnifs hat es mit den Kennzeichen der Arten jeder Gattung, wovon gewöhnlich der allgemeine und provinzielle deutsche, der französische und englische Name angegeben ist. Die Farbe der Augen ist fast immer den Kennzeichen der Art beygefügt. Dann folgt die Naturgeschichte des Fisches, und oft wird irgend ein Schriftsteller, der von demselben besonders gehandelt hat, angezogen. Sehr selten findet man genauere Beschreibungen und Ausmessungen der Theile einzelner Arten und eben so selten Berichtigungen in der Naturgeschichte derselben, worin doch der wahre Werth eines solchen Werks besteht.

Der Vf. rechnet zu den Fischen auch diejenigen Thiere, welche Linné zu den Amphibien zog. Hierauf mufs man sogleich bey der Einleitung Rücksicht nehmen. Da das Buch zu akademischen Vorlesungen bestimmt war, so mufste nach Rec. Ueberzeugung, eine gute und gründliche Bestimmung der in dem Buche vorkommenden Kunstwörter in der Einleitung gegeben werden. Wenigstens durften einige Grundbegriffe, worauf das System der Fische beruhte, nicht fehlen. Wenn z. B. der Anfänger in den Terminologien, liest — die *Pinnae ventrales* wären diejenigen Flossen, welche am Bauche sitzen — so mufs es ihm denn doch unverständlich seyn, wenn er von Bauchflossen hört die sich an der Kehle befinden. Derjenige schliefst falsch, und unser Vf. scheint dahin zu gehören, der da glaubt, dafs eine solche Erklärung der Kunstwörter durch eine Uebersetzung, welche man den lateinischen Merkmalen beyfügte, überflüssig gemacht würde. Soll dies statt finden, so mufs diese Uebersetzung äufserst weitläuftig seyn, sie mufs dann alle vorkommenden Kunstwörter umschreiben, weil ein lateinisches Kunstwort, durch ein deutsches ersetzt, doch immer unverständlich bleibt; und dann sieht man von selbst die vielen ermüdenden Wiederholungen, welche aber durch eine vorausgeschickte Erklärung leicht vermieden werden können. Noch gröfser aber wird dieser Vorwurf hier bey unserm Vf., da die Uebersetzung nicht selten falsch oder doch undeutlich ist, wie wir unten zeigen werden. Bey den weitläuftigen *Gattungs-* (nicht *Geschlechts-*) *Kennzeichen*, die wirklich das Drittel des ganzen Buchs ausmachen, kann sich Rec. nicht des Wunsches erwehren, dafs der Vf. nur diejenigen Kennzeichen hätte beybringen sollen, wovon er keine Ausnahme bey den einheimischen Fischen gefunden hätte, welches doch so oft statt findet. Hätte er nur das vortreffliche Blochische Werk, das er doch so wie andere Schriftsteller sehr stark benutzt hat, auch darin zum Muster genommen.

Die Männchen sagt unser Vf. in der Einleitung §. 6. nach Bloch, übertreffen die Weibchen beynahe um die Hälfte in der Anzahl; welches uns aber noch immer nicht genug bewiesen zu seyn scheint. Rec. glaubt, dafs es bey Fischen, wie bey den Insekten gehe, und dafs man zur Begattungszeit die Weibchen nicht so häufig als die umherstreifenden, gerade dann am meisten bemerkbaren, Männchen fängt. Im §. 11. heifst es: — ob die Fische gleich sehr geschwinde und wahrscheinlich die ganze Lebenszeit hindurch wachsen, so erreichen sie doch zum Theil ein ungemein hohes Alter. Fast mit denselben Worten sagt dies *Leske* in seinen Anfangsgründen der N. G. §. 202. Rec. mufs bekennen, dafs ihm hier der Zusammenhang zwischen dem *obgleich* und *so doch* nicht so ganz einleuchtend sey. Aus dem geschwinden Wachsthum folgt freylich nach der Analogie dies, dafs die Fische nicht alt werden, aus dem langen Wachsen aber das Gegentheil. Daher kann aus beiden Voraussetzungen nicht einerley folgen. Der Vf. setzt folgende sechs Ordnungen fest. Die ersten vier sind die Linneischen Ordnungen seiner eigentlichen Fische; die beyden letztern heifsen *Branchiostegi* (die Nadelfische, Seehasen, Froschfische) und *Cartilaginei* (Störe, Haie, und Neunaugen.) Gut wär es gewesen, wenn der Vf. die Begriffe von diesen Ordnungen in einer tabellarischen Uebersicht mitgetheilt hätte. Ohne solche Darstellung erhält der Anfänger nie deutliche Begriffe von dem wesentlichen Unterschiede, wenigstens wird ihm die Uebersicht sehr erschwert. Die ersten vier Ordnungen sind wiederum in die Unterabtheilungen a) *mit biegsamen abgestumpften*

Flossen (*Malacopterygii*) und b) mit harten und spitzigen Flossen (*Acanthopterygii*) getheilt. Zu den Linnéischen Kennzeichen der ersten Ordnung *Apodes* setzt der Vf. noch die mit Zähnen besetzten Kinnladen, da doch schon unter den drey hier aufgeführten Gattungen *Xiphias* einen zahnlosen Mund hat. In der ersten Ordnung finden sich die Arten *Muraena Anguilla*, *Anarrhichas Lupus*, und *Xiphias Gladius*. Auffallend war es uns, den *Ammodytes*, nicht mit aufgeführt zu sehn, da doch der Vf. beym *Gadus Callarias* einem eigentlichen Bewohner der Ostsee, imgleichen beym *Gadus Pollachius* bemerkt, dass sie sich vorzüglich vom Tobiasfisch (*Ammodytes Tobianus*) nähren. Von der zweyten Ordnung *Jugulares* stehn hier *Gadus Aeglefinus* gegen Bloch's Versicherung, der es als eine Merkwürdigkeit angibt, dass diese Fischart nie durch den Sund ins Baltische Meer übergehe; *G. Callarias*, *minutus*, *Merlangus Carbonarius*, *Pollachius* und *Lota*. Ferner *Trachinus Draco*, *Blennius Gunnellus* und *viviparus*. In den Gattungsmerkmalen von *Gadus* sind die Worte — *Pinnae dorsales anique plures* — uneigentlich dadurch übersetzt: Die Flossen — wovon die meisten auf dem Rücken und beym After sich befinden. Denn es soll so viel sagen, dass die Rücken und Afterflossen in grösserer als in einfacher Anzahl da sind, welches aber freylich seine Ausnahmen leidet. Die dritte Ordnung *Thoracici* enthält folgende Arten: *Pleuronectes Platessa*, *Limanda*, *Solea*, *Rhombus*, *maximus*, *Passer* und *Flesus*, den man in West-Friesland, wie der Vf. sagt, bereits mit Nutzen in Teichen ziehn soll. Ferner *Gobius Joza*; *Cottus Cataphractus*, *quadricornis*, *Gobio*, *Scorpius*, welcher den gemeinen Namen *Wolfuse* führt, der von dem Vf. nicht angegeben worden; *Perca Fluviatilis*, *Lucioperca*, *cernua*, der ein so hartes Leben hat, dass er ganz steif gefroren, nach einigen Tagen in kaltem Wasser wieder aufsteht; *Gasterosteus aculeatus*, *pungitius*, *Spinachia*; *Scomber scomber*, *Trachurus*; *Mullus Surmuletus*; *Trigla Gurnardus*, *Hirundo*. In den Gattungskennzeichen von *Pleuronectes* und *Scomber* ist *carinatum* unrichtig durch *gefurcht* übersetzt. Eine Furche (*Sulcus*) bildet eine Vertiefung, eine *carina* aber eine scharfe Erhöhung. Die vierte Ordnung *Abdominales* liefert *Cobitis Barbatula*, *fossilis*, *Taenia*; *Salmo Salar*, *Schiefermulleri*, *Trutta*, *Fario β silvaticus*, *Bloch*, die wir aber für eine ganz eigne Art und nicht für bloße Abart von *Fario* halten, da Zeichnung, Aufenthalt und Bau verschieden sind; *Salmo Gaedenii*, *Eperlanus* mit der Abart *β minor*, welcher auch gewiss eine eigne Art ausmacht; *Salmo Lavaretus* und *β latus*, die auch wirklich verschieden zu seyn scheint; *Salmo Maraena* und *Maraenula*; *Esox Lucius* wobey das *rostro sub aequali* sehr unbestimmt durch *eine fast gleiche Schnautze* gegeben ist; *Esox Belone*; *Clupea Harengus*, *Sprattus*, *Alosa*, *Encrasicolus*. Bey *Clupea* wird das *abdominis carina serrata* durch eine *Sägeförmige Linie am Rande des Bauchs* übersetzt. Beynahe scheint es uns, als ob der Vf. die Natur gar nicht zu Rathe gezogen hätte. Denn hätte er sich selbst deutliche Begriffe von den vorkommenden Bestimmungen gemacht, so würde er sie nicht so unrichtig oder doch unbestimmt übersetzt haben; *Cyprinus Carpio*, *Gobio*, *Tinca*, *Carassius*, *Gibelio*, *Dobula*, *Rutilus*, *Idus*, *Erythrophthalmus*, *Jeses*, *Nasus*, *Aspius*, *amarus*, *Alburnus*, *Vimba*, *Brama*, *Ballerus*, *latus* auch vermuthlich *Barbus*, *cultratus* und *Buggenhagii*; *Silurus Glanis*. Die fünfte Ordnung *Branchiostegi* sind in zwey Unterabtheilungen gebracht a) *pinnis ventralibus nullis*, wohin *Syngnathus typhle*, *Acus*, und *Ophidion* gehören. b) *Pinnis ventralibus ad gulam* mit den Gattungen und Arten *Cyclopterus Lumpus* und *Lophius piscatorius*. Die sechste Ordnung fasst die *Cartilagines* wohin *Accipenser*, *Squalus* und *Petromyzon* gerechnet werden. Den *Accipenser* möchte Rec. von den übrigen dieser Ordnung gerne getrennt wissen, da er sich von ihnen so sehr unterscheidet. Folgende einzelne Arten gehören hieher; *Accipenser Sturio*. Wenn der Vf. sagt, dass die eilf Knochernen Schilder in fünf Reihen auf dem Körper sässen, so lässt sich dieses nur auf zweyerley Art verstehen: entweder die Anzahl aller Schilder des Körpers ist eilf und diese sind in fünf Reihen auf demselben vertheilt; oder, und diess doch nur gezwungen, in jeder von den fünf Schilderreihen des Körpers sitzen eilf. Da beydes aber nicht der Fall ist, so muss es wohl dahin verändert werden, dass es heisst: *der Körper hat fünf Schilderreihen, in der Reihe, die nach der Länge des Rückens läuft befinden sich eilf.* Dieß machten Linné und andere zum Kennzeichen dieser Art. Allein Rec. weiss, dass diese Zahl abändert; *Squalus glaucus*, *maximus*, *Pristis*, *Acanthias*; *Petromyzon marinus*, *fluviatilis* und *branchialis*. Wir wundern uns, dass sich nicht einmal eine Rochenart gefunden hat. Es scheint uns indessen überhaupt, als ob sich noch eine beträchtliche Nachlese finden werde. Noch ist am Ende ein Register der deutschen und ein anderes über die lateinischen Namen der Fische beygefügt.

Presburg, b. Weber: *Universa Historia Physica Regni Hungariae secundum tria regna naturae digesta. Tomus I.* Auctore *Joanne Bapt. Grossinger* AA. LL. et Philosophiae Doctore, Archi Dioecensis Strigoniensis Presbytero. Regni animalis Pars I. Zoologia sive Historia Quadrupedum. 1793. 591 S. ohne Nomina generica et specifica Quadrupedum seu Lactantium Hungariae Latino-Hung.-Germ.- et Slavo-Bohemo-Illyrica adnexis quibusdam peregrinis et exoticis, welche zugleich als Register dienen, und XXVIII S. Conspectus materiarum Partis primae, und Dissertatio praevia de re literaria, imprimis de Historia Naturae. — *Tomus II.* Regni animalis Pars II. Ornithologia sive historia avium Hungariae 462 S. ohne die Nomina und XXIV S. Vorrede und Conspectus. 1793. 8.

Der erste Theil hat noch den besondern Titel:

Joan. Bapt. Grossinger — Zoologia sive historia Quadrupedum Hungariae.

Der zweyte:

Joan. Bapt. Grossinger — Ornithologia sive historia Avium Hungariae.

Das

Das Ganze ist einem Producte des 16 Jahrhunderts so ähnlich, dafs man es, wenn man nicht hin und wieder die Namen neuerer Naturforscher fände, dafür halten würde. Doch wir enthalten uns alles Urtheils, der Vf. möchte uns sonst beschuldigen, als hätten wir ihn zum Zweykampfe herausgefodert, welches doch die Gesetze verbieten; er sagt nemlich: „*Verum virga censoria ne-*„*mini parcit; nevissimi quoque Scriptores sese mutuo pen-*„*nis ansa inis ad auellum provocant.*" Des Vf. Plan ist nicht klein. Von den Ungarischen Naturproducten ist bisher noch wenig bekannt, oder nur Namenverzeichnisse geliefert, der Vf. will sie ausführlicher beschreiben und da der *Libellus domesticus Gymnasiis destinatus sub titulo: Elementa H n. in usum Scholarum admodum jejunus est et exsuccus*, dem *inconmodo* abhelfen, und den Lehrern an den Gymnasien Gelegenheit geben, aus seinen Büchern das nöthige zu exerpiren. Das Werk soll aus 4 Büchern bestehen, worin das erste die Thiere, das zweyte die Pflanzen, das dritte die Mineralien, das vierte die Hydrographie enthalten soll. „*Ordo est anima rerum*," sagt Hr. G., „*ubique necessarium esse ar-*„*bitror, verum genericam et specificam coordinationem cu-*„*jusvis arbitrio relinquendam esse reor; nihil interest*" Deswegen will der Vf. denn auch bey den Thieren, erst die Vierfüfsigen, dann die Vögel, dann die Fische und endlich die Insekten abhandeln. Wo die Amphibien und Gewürme bleiben werden, erhellet hieraus nicht. Mit den erstern von diesen ist es ein misliches Ding: „*Amphibia*, sagt der Vf., *apud Physiologos cer-*„*tam constituunt classem, id genus ad 292 species extendit*„ *Linnaeus. Quodlibet vivens, quod jam aquas jam ter-*„*ras incolit, Graecis amphibium dicitur: huc revocantur*„ *e Lactantium classe Castor, Lutra, Rattus aut Mus aqua-*„*tilis: item plurima ovipara Crocodilus, Testudo, La-*„*certa, Rana: ad haec Hippopotamus, Cancer, et copio-*„*sa insecta, quae infantiam in stagnis, adultam aetatem*„ *in libero aere transigunt.*" „*Quid quod Columella An-*„*serem, alii Anguillam Amphibiis accensent. Exinde li-*„*tium et errorum ansa sunt Amphibia. Recentiores cum*„ *Linnaeo Amphibia restringunt ad Animantia veneno in-*„*fecta; sed juxta hodiernum axioma Medicorum: Absolu-*„*te loquendo non datur venenum in natura.*" Die Gewürme hat Hr. G. nicht vergessen, die Conchylien sollen bey den Fischen, die andern Würmer bey den Insekten beschrieben werden. In dem botanischen Theile wird derselbe erst die *Dendrologia*, dann die *Phytologia*, im Mineralischen erst die *Lithologia*, dann die *Mineralogia* durchgehn. Der erste Band enthält aufser der *Dissertatio praevia de re literaria*, eine *Introductio in Universam Historiam Physicam Regni Hungariae*, deren Paragraphen wir doch herfetzen müssen. § 1. *Praerogativa et laus Historiae naturalis.* §. 2. *Partes Historiae physicae, earumque objectum*, nach dem Alphabet. §. 3. *Difficultas operis et admunicula.* Wir müssen doch aus diesen Paragraphen eine Probe geben. „*Profecto Historiam Naturae adornare la-*„*bor est. qui Herculis exposcit humeros — ipsa nomina non*„ *parum negotii facessunt — Historia naturae graecanicis*„ *abundat nominibus, quorum non pauca pronunciatu sunt*„ *aspera vel invitus illa retineo. — Perinde difficultatem*„ *pariunt vernacula — quot ego in aquis aut sylvis insecta*„ *reperi, quibus Accolae nullum nomen indere soverunt! —*„ *Lexica sive Dictionaria saepe halucinantur, naturae pro-*„*ducta jejune proponunt, plurima silentio premunt. Ita-*„*que ardua est rerum creatarum coordinatio: in diversa*„ *abeunt Historiographi, dum productа naturae in genera ut*„ *species dirimunt. Quo loco inter animantia reponas Vespe-*„*tiliones? qui cum nullo genere seu quadrupedum seu volati-*„*lium concordant.*" — §. 4. *Opes naturae per Hungariam sparsae.* §. 5. *Scriptores Historiae naturalis* (Lessing hätte wohl nie gedacht, dafs er unter diesen eine Stelle finden würde.) §. 6. *Res literaria Hungaria vetus, et nova.* §. 7. *Scriptores domestici, qui res physicas Regni attingunt.* §. 8. *Scopus et ordo suscepti operis.* Nun folgt Pars I. *Zoologia Hungariae*, worin in XLIII Capiteln, *Animantia in universum, Animalia Hungariae generatim*, die efsbaren, dann die nicht efsbaren Hausthiere, die efsbaren, dann die nicht efsbaren gröfsern und kleinern wilden, die zweifelhaften Ungarischen, und endlich *barbara et exotica nomina animalium, eorumque brevis expositio* abgehandelt werden. Der zweyte Band enthält aufser *Praeliminaria de avibus Globi terraquei* die *Historia Avium Regni Hungariae*, in zwey Sectionen, deren erste von 30 Kap. von den Ungarischen Vögeln überhaupt, den efsbaren Hausvögeln, den efsbaren wilden Vögeln und den nicht efsbaren Hausvögeln (dem Storche, den Schwalben und Sperlingen) handelt: in der zweyten Section kommen in 35 Capiteln die nicht efsbaren wilden Ungarischen Vögel vor, und nach dem Beyspiel Moses setzt Hr. G. die Fledermäuse in den Appendix. Wie der Vf. die Thiere abhandle, davon mag folgendes zur Probe dienen. *Sectio II. Cap. XL. De Corvo.* §. 1. *Laudes et vituperia Corvi.* „*A primis retro seculis famosum inter aves nomen adeptus est*„ *Corvus, a Noemo ex arca emissus toti orbi innotuit,*„ *quem Cyrillus Alexandrinus aquis mersum fuisse opinatur.*„ *Apud Hebraeos Corvus Etiam pavit: apud Graecos Apol-*„*lini sacer erat: — Est autem Corvus intense niger, ta-*„*tusque fuligo, sed in ipsis plumarum tenebris nitescit, ut*„ *canit Lyricus. Hinc etiam nigrae comae, sicut plumae*„ *Corvorum, laudem ferunt a Salomone. Rostrum illi ro-*„*bustum, quod superne instar fornicis convergit; rostri*„ *basis pilosa est, lingua bifida, guttur capax, ungues longae,*„ *nigri et squamosi pedes, ut in trivio constat! saepe domi-*„*cilium mutat, ac pingue solum circa nemora incolit etc.*§. II. *Esca et foetificatio Corvorum.* — „*Pul-*„*los quidem amat, dum nigrescunt, sed avaritia eum ca-*„*pit, ut sit immitis in illos. Pulli interea vermiculis victi-*„*tant. Verum sicut Corvi meminerunt, se, cum pulliissent,*„ *a Parentibus desertos, ac inediae expositos fuisse; ita*„ *Parentes senio confectos devorant.*" — — —

Rostock u. Leipzig, b. Stiller: *Handbuch zur systematischen Kenntnifs der Mecklenburgischen Land- und Wasservögel* von M. *Adolph Christian Siemsen*, der freyen Künste Magister, der Weltweisheit Doctor (sind denn das M. vor dem Namen, der Magister und Doctor drey verschiedene Würden?) und Privat-Docent in Rostock. 1794. 271 S. 8. (16 Gr.)

Dieſes Buch ſoll der Prodromus eines vom Vf. herauszugebenden Handbuchs der allgemeinen Naturgeſchichte Meklenburgs ſeyn, die wenn Hr. *S.* ſich mehr auf eigne Beobachtungen einſchränken, und nicht ſo ſehr Nachrichten aus andern Werken mittheilen wird, wie hier geſchehen iſt, von Nutzen ſeyn kann. In der Einleitung etwas Allgemeines aus der Lebensgeſchichte der Meklenburgiſchen Vögel. Dem Vf. ſind 120 Arten von Landvögeln und 70 Arten von Waſſervögeln dort bekannt geworden. Er theilt ſie in Abſicht auf ihren Aufenthalt in Standvögel, die zu allen Jahreszeiten dort bleiben, Strichvögel, die im Lande gebohren werden, wegen der Nahrung aber in benachbarte Gegenden ſtreichen, Zugvögel, die im Lande gebohren werden, aber nach ſüdlichern Ländern gegen den Winter ſich begeben, und fremde Zugvögel oder Nordiſche Vögel ein, die nur zu gewiſſen Zeiten, auf ihrem Zuge nach wärmern Gegenden Meklenburg beſuchen. Der Kirſchvogel (Miedewall) ſoll in Biandrie leben. Im Syſteme folgt der Vf. den Engländern, auſser daſs er die Tauben und Trappen (die letztern gewiſs gegen die Natur) mit zu den *Hühnervögeln* (wie er ſich ausdrückt *Gallinae*) zählt, und die Lineeiſchen *Picas* in zwo Ordnungen *Coraces* und *Glottides*, Krähenvögel und Baumläufer eintheilt, und zu den letztern auſser den Spechten und dem Wendehals, wieder gegen die Natur, die Baumläufer (nach dem Vf. Afterſpechte, *Arthia*) den Wiedehopf, Baumpicker (nach dem Vf. Spechtmeiſen, *Sitta*) und Elsvögel zählt, wodurch auch ſein Kennzeichen der Ordnung nicht nur falſch, ſondern auch oft mit den Kennzeichen der unter dieſelben gehörigen Gattungen im Widerſpruch iſt. Das Kennzeichen der Ordnung iſt nemlich nach dem Vf. *Lingua praelonga. Roſtrum rectum, tenue, longum (plerisque) Pedes truncum nondum aequantes* und doch findet man in den Kennzeichen der Gattung *Lympa*: „*Lingua — breviſſima;*“ der Gattung *Litha*: „*Lingua — brevis.*“ und eben ſo der Gattung *Alcedo*, und zwar mit Recht. Bey den Ordnungen und Gattungen iſt der Linneiſche und deutſche Name, die Linneiſchen Kennzeichen lateiniſch, und dieſe überſetzt mit einigen weitern Anmerkungen angegeben; bey den Arten, der Linneiſche und deutſche Name, das Linneiſche Kennzeichen, oft der Meklenburgiſche Name, der franzöſiſche nach Buffon, der engliſche gewöhnlich nach Pennant, zuzeiten auch der italieniſche nach Olina. Dann das Kennzeichen mit beſondrer Anwendung auf das Männchen und häufig einer articulirten Darſtellung der Stimme überſetzt, die Abweichung des Weibchens kurz angegeben, Neſt, Eyer und Junge beſchrieben, und zuletzt ihr Aufenthalt und ihre Lebensart mit wenig Worten angezeigt. Einige Arten ſind auch etwas näher beſchrieben, nemlich *Falco albicans*, *Scolopax Dethardingii*, welches eine neue Art ſeyn ſoll, *Fulica Chloropus*, *Haematopus Oſtralegus*, *Anas nigra* und *hiemalis*, *Colymbus Grylle*, und *Pelecanus Carbo*. Im Anfange ſind die *naturaliſirten vaterländiſchen Hausvögel* auf ähnliche Art angezeigt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Arzneygelahrtheit. *Erlangen*, b. Palm: *Dulcis mercurii laudes, libellus medicus auctore D. G. Frid. Hildebrandt M. Prof.* 1793. 78 S. 8. Dieſe kleine Schrift ſcheint dem Vf. als Programm bey Antritt ſeiner chemiſchen Profeſſion in Erlangen gedient zu haben. Es iſt darin in der That das Hauptſächlichſte geſagt, was einen Arzt über das verſüſste Queckſilber intereſſiren kann; ja auch über den ätzenden Sublimat, welche beide Gegenſtände er vermiſcht und, wie uns deucht, bis über die Hälfte des Buchs nicht in der beſten Ordnung untereinander abhandelt. Eine vermuthliche Eile wird dieſs entſchuldigen. Schwer verzeihlich iſt es jedoch, wenn ein *Praktiker* den Scheeliſchen weiſsen Präzipitat (S. 13.), auch noch ſo gut abgeſüſst, für verſüſstes Queckſilber ausgibt. Das (S. 18) von verſüſsten Queckſilber in ſehr kleinen Gaben beobachtete Erbrechen mag wohl von anklebenden Theilchen Sublimat hergerührt haben, die durch Abſüſsen nicht davon genommen worden; eine ſehr nöthige Zubereitung des käuflichen mercur. dulc. deren jedoch der Vf. nicht gedenkt. In der veneriſchen Krankheit hat er es ſehr oft (S. 48.) höchſt wirkſam befunden, auch in den Verhärtungen der zuſammengeballten Drüſen unter der Haut hat er ſeine auflöſende Kraft erfahren, nicht aber in Leberverſtopfungen. In keiner Krankheit hat er es wirkſamer befunden, als in Skropheln (S. 51), ſelbſt denen, welche nichts veneriſches bey ſich hatten; oft verſchlimmerte es ſie, ehe die Heilung erfolgte. Auch Kopfgrind ſahe er davon ſich abſchüppen. In der Melancholie (S. 52) konnte er nichts dadurch ausrichten, und bey einem geheilten Raſenden ward er nicht allein gebraucht. In der Gelbſucht (S. 55.) iſt er ſehr glücklich damit geweſen. Ein gegen bloſse Rinde widerſpenſtiges Quartanfieber (S. 57.) wich davon in Begleitung der Rinde. Es half in der Hautwaſſerſucht (S. 58.) die Geſchwulſt vermindern. In alten Geſchwüren that es oft (S. 59.) Dienſte. Zuweilen (S. 63.) hilft es in Flechten. Oft heilte es allein den Kopfgrind, zuweilen (S. 64.) einer Salbe mit wieſen Präzipitat. Chroniſche Augenentzündungen aller Art (S. 72.) hat er durch innern Gebrauch deſſelben geheilt. Zur Milderung der Blattern (S. 57.) hat er es vortrefflich gefunden.

Die lateiniſche Schreibart iſt ziemlich fehlerhaft. In der Dedikation findet man *tanti ornamenti minime dignum* S. 41. ſollte auf *animus eſt, expenſuro* — folgen, nicht *expenſurus* u. ſ. w. Doch laſſen ſich dieſe Flecken der Einkleidung bey der innern Güte der Schrift leicht überſehn.

Jena, gedruckt bey Johann Michael Mauke.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

JULIUS 1794.

No. 215—250.

worunter 25 ordentliche Stücke und 9 Beylagen.

JENA,

in der Expedition dieser Zeitung,

und LEIPZIG,

in der Churfürstl. Sächsischen Zeitungs-Expedition.

NACHRICHT.

Die *Allgemeine Literatur-Zeitung*, davon wöchentlich sechs Stücke ohne die Beylagen, Intelligenzblätter und Regiſter erſcheinen,

Koſtet wie bisher *Acht Thaler Conventionsgeld*, wobey die wichtigen Louisd'ors zu *Fünf Thaler*, die Ducaten zu zwey Rthlr. 20 Groſchen, die wichtigen Carolins und alten Schildlouisd'ors zu *Sechs Thaler Vier Groſchen*, die neuen ſeit 1785 ausgeprägten Schildlouisd'ors zu *Sechs Thaler* die Laubthaler zu 1 Rthlr. 12 gr., die Conventions-Thaler zu 1 Rthlr. 8 gr. angenommen werden. Für dieſe *Acht Thaler* liefern die nächſten löbl. Poſtämter und Zeitungs-Expeditionen innerhalb Deutſchland die A. L. Z. wöchentlich poſtfrey; bey gröſsrer Entfernung, oder andern etwa eintretenden beſondern Fällen, kann der Preis auch etwas höher kommen, worüber denn mit dem löbl. Poſtamte, bey welchem die Beſtellung gemacht wird, billige Uebereinkunft zu treffen iſt.

2. Von der Vorausbezahlung können wir in keinem Falle abgehen. Sie iſt zur Aufrechthaltung des Inſtituts durchaus nothwendig, wenn anders die löbl. Poſtämter und Zeitungsexpeditionen, welche von uns unmittelbar die benöthigten Exemplare beziehen, die mit uns verabredeten Zahlungstermine halten ſollen. Da wir uns lediglich mit dieſen, nicht mit unſern geehrteſten Abonenten unmittelbar, zu berechnen haben, ſo ſetzen wir voraus, das jene ohne Vorausbezahlung, es ſey dann auf ihre eigene Gefahr und Riſico, keine Exemplare zu ſpediren anfangen, folglich allezeit in Stande ſeyn werden, in guter Ordnung zu bleiben, da wir hingegen in jedem Falle ausgebliebener Zahlungen, uns genöthiget ſehn, die fernere Spedition der nicht verabredetermaſsen berichtigten Exemplare zu ſuſpendiren.

3. Ungeachtet wir beym Anfange der A. L. Z. und in der erſten Ankündigung v. J. 1784. nur für die vor dem Eintrit des neuen Jahres wirklich beſtellten Exemplare *Schreibpapier* verſprachen, ſo ſahen wir uns doch bald in läſtige Nothwendigkeit verſetzt, die Verwirrungen des Schreib- und Druckpapiers zu vermeiden, *alle* Exemplare ohne Unterſchied auf Schreibpapier abdrucken zu laſſen. Ungeachtet nun der mit jedem Jahre notoriſch geſtiegene Preis des Schreibpapieres, uns beynahe gezwungen hätte, dieſen äuſserlichen Vorzug unſers Journals aufzugeben, und ſie fernerhin, wie es mit allen deutſchen gelehrten Zeitungen geſchieht, auf Druckpapier abdrucken zu laſſen, ſo haben wir jedoch bey der Beeiferung die A. L. Z. mit jedem Jahr eher zu verbeſſern, als in irgend einem Stücke ſchlechter werden zu laſſen, auch für dies Jahr das Schreibpapier beybehalten.

4. Da es jedoch ſchlechterdings unmöglich iſt für eben den Preis ſo gutes Schreibpapier als in den beiden erſten Jahren zu liefern, ſo laſſen wir für ſolche Abonenten, welche ein paar Thaler mehr jährlich

lich um dafür beſſeres Papier zu erhalten, nicht anſehen, Exemplare auf *ſehr ſchönes Poſtpapier* abdrucken. Dieſe Exemplare aber koſten jährlich *Zwey Thaler* mehr, als die gewöhnlichen auf ordinäres Schreibpapier, (nemlich es muſs dafür an uns *Acht Thaler* jährlich *ohne die Speditionsgebühren* vorausgezahlt werden.) Auch müſſen die Exemplare jedesmal *vor Anfang des Jahrs* bey uns beſtellt und endlich können ſie nicht anders als *monatlich broſchirt* geliefert werden, weil bey den wöchentlichen Speditionen die Schönheit der Exemplare wegen der noch friſchen Druckerfarbe nicht erhalten werden könnte, auch die Verwirrung mit den Exemplaren auf *ordinärem Schreibpapier* nicht zu vermeiden wäre.

5. Es ſind uns oft Fälle vorgekommen, dafs man uns die auf ein Exemplar der A. L. Z. zu zahlen den *Acht Thaler* Pränumerationsgelder hieher nach Jena unter unſrer Addreſſe zugeſandt, und verlangt hat, die A. L. Z. dafür portofrey wöchentlich ſpediren zu laſſen. Allein dies müſſen wir gänzlich verbitten, nicht als ob wir nicht jedem gern gefällig ſeyn *wollten*, ſondern weil wir auf dieſe Art vermöge der einmal bey den Zeitungs-Expeditionen feſtgeſetzten Einrichtung niemanden dienen *können*. Denn es kommen uns ja jene *Acht Thaler* nicht ganz zu, indem *Zwey Thaler* oder ſoviel ſonſt nach der von dem Abonenten mit dem, welcher ihm unmittelbar abliefert, getroffenen Verabredung über die uns gebührenden *Sechs Thaler* bezahlt wird, den ſpedirenden Poſtämtern und Zeitungsexpeditionen zukommen. Jeder Abonent kann alſo, wenn er die Zeitung wöchentlich verlangt, nirgends anders als bey dem Poſtamte ſeines Orts, oder der ihm nächſtgelegenen Stadt pränumeriren. Von hieraus können wir die Spedition auf keine Weiſe einleiten, und ſind alſo genöthigt die von den Abonenten an uns unmittelbar eingeſandten Pränumerationsgelder an die Abſender zurück zu ſchicken.

6. Wer die Allg. Lit. Zeitung monatlich broſchirt verlangt, wendet ſich an die ihm nächſtgelegene Buchhandlung und erhält ſie für acht Thaler jährlich. Es iſt aber zu bemerken, dafs wenn jemand auch mit einer Buchhandlung in Rechnung ſteht, er doch nicht verlangen kann, die Allg. Lit. Zeitung von derſelben auf Credit zu erhalten, ſondern ſolche ebenfalls wie bey den Poſtämtern ſogleich bey der Beſtellung bezahlen müſſe.

Wir hoffen daher; dafs uns künftig alle löbl. Poſtamts Zeitungs-Expeditionen und Buchhandlungen, bey nicht erfolgender terminlicher Zahlung mit der Entſchuldigung gänzlich verſchonen werden, als ob die Pränumeration von den Abonenten nicht zu erhalten wäre. Dahingegen bitten wir auch jeden unſrer geehrteſten Abonenten, dafern er wirklich bey einer Buchhandlung oder Poſtamte pränumerirt hätte, wenn ihm denn doch die Allg. Lit. Zeitung nicht ordentlich ſollte geliefert werden, ſchlechterdings keine Entſchuldigung anzunehmen, als ob von uns die A. L. Z. nicht ordentlich geliefert würde, vielmehr ſolches directe an uns ſo gleich zu melden.

7. In Abſicht der *Defecte* müſſen wir nochmals wiederhohlen, dafs wir alle diejenigen, welche etwa durch unſre Schuld entſtanden wären, bey der Anzeige ſogleich *unentgeldlich* erſetzen. Jeder unſrer Hn. Abonenten alſo, dem einzelne Stücke nicht geliefert werden, darf nur an die Behörde, von welcher er die Zeitung erhält, einen Zettel mit den ihm fehlenden Nummern abgeben, mit dem Erſuchen, ſolchen ſogleich zurücklaufen zu laſſen.

Gehn aber einzelne Stücke in Leſegeſellſchaften, oder ſonſt verlohren, ſo iſt jede einzelne Nummer der A. L. Z. mit *Einem Groſchen*, jedes Stück des Intelligenzblattes mit *Sechs Pfennigen*,

jedes

jedes ganze Monatsstück mit *Sechzehn Groschen* oder einem *Gulden* Conventionsgeld zu bezahlen. Unter dieser Bedingung versagen wir Niemanden die ihm fehlenden Stücke, und es ist blos eine Ausflucht der Undienstfertigkeit, wenn manchen Abonnenten ist versichert worden, sie wären von uns nicht zu erhalten. Sollte nun jemand dennoch die verlangten Defecte nicht erhalten können, so ersuchen wir ihn an uns geradezu franco zu schreiben, die ihm fehlenden Nummern genau zu verzeichnen, auch den Betrag dafür gleich beyzulegen.

8) Hauptspeditionen haben wir bisher das *kaiserliche Reichs-Postamt* zu *Jena*, das *fürstl. sächs. Postamt* daselbst, die *churfürstl. sächs. Zeitungsexpedition* zu *Leipzig*, das *kaiserl. Reichs Postamt* zu *Gotha*, die *herzogl. sächs. privilegirte Zeitungs-Expedition* oder sel. Mevius Erben zu *Gotha*, das *königl. preuss. Grenz-Postamt* zu *Halle*, das *königl. preuss. Hofpostamt* in *Berlin*, die kaiserlichen Reichsoberpostämter zu *Nürnberg*, *Augsburg*, *Frankfurt am Mayn*, *Hamburg*, *Cölln*, das *kais. Reichs Postamt* in *Bremen*, das *kais. Reichs Postamt* zu *Stuttgardt*, das *Fürstl. Taxis-Post-Amt* im Darmstädter-Hof zu *Frankfurt* am *Mayn*, Hr. Postverwalter *Albers* in Hannover. Doch wendet jeder Abonent mit der Bestellung und Vorausbezahlung sich an diese Expeditionen nur mittelbar, durch das Postamt seines Wohnorts oder das ihm zunächstgelegene.

9) Allen deutschen Buchhandlungen wird mit einem Rabatt von 25 pro Cent vom Laden Preise *a acht Thaler*, die Allgem. Lit. Zeitung franco Leipzig von der löbl. *Churf. Sächs. Zeitungs-Expedition* daselbst *monatlich* broschirt geliefert, und sie sind dadurch ebenfals in Stand gesetzt dies Journal für Acht Thaler innerhalb Deutschland zu liefern. Die Churf. Sächs. Zeitungs-Expedition lässt die Exemplare an die Commissionärs der Herren Buchhändler in Leipzig, so bald sie angekommen, abliefern. Und wer auf diesem Wege die A. L. Z. erhält, leistet auch die Zahlung an die Churf. Sächs. Zeitungs-Expedition zu Leipzig.

10) Zu Erleichterung der Fracht für die sämtlichen Buchhandlungen, welchen *Frankfurt am Mayn* näher liegt als Jena, ist die Hauptniederlage bey Hn. Buchhändler *Hermann* in Frankfurt am Mayn gemacht worden.

11) Für ganz *Frankreich* und den *Elsass* hat die löbl. *Akademische Buchhandlung* zu *Strasburg* die Haupt Commission übernommen.

12) Für die ganze *Schweiz* die *Steiner-Ziegleriſche Buchhandlung* zu *Winterthur*.

13) Aus Holland und Gelderland kann man sich an die Buchhändler Hn. *Hannemann* in Cleve, desgleichen an Hn. *Friedrich Wanner* in *Dordrecht* an Hn. Buchhändler *Jülicher* in Lingen und an Hn. Buchhändler *Röder* in *Wesel* addressiren.

Jena den 30sten Julius. 1794.

Expedition der Allg. Lit. Zeitung.

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

AUGUST 1794.

No. 251—285.

worunter 26 ordentliche Stücke und 9 Beylagen.

JENA,

in der Expedition dieser Zeitung,

und LEIPZIG,

in der Churfürstl. Sächsischen Zeitungs-Expedition.

NACHRICHT.

Die *Allgemeine Litteratur-Zeitung*, davon wöchentlich sechs Stücke ohne die Beylagen, Intelligenzblätter und Register erscheinen,

Kostet wie bisher *Acht Thaler Conventionsgeld*, wobey die wichtigen Louisd'ors zu *Fünf Thaler*, die Ducaten zu zwey Rthlr. 20 Groschen, die wichtigen Carolins und alten Schildlouisd'ors zu *Sechs Thaler Vier Groschen*, die neuen seit 1785 ausgeprägten Schildlouisd'ors zu *Sechs Thaler* die Laubthaler zu 1 Rthlr. 12 gr., die Conventions-Thaler zu 1 Rthlr. 8 gr. angenommen werden. Für diese *Acht Thaler* liefern die nächsten löbl. Postämter und Zeitungs-Expeditionen innerhalb Deutschland die A. L. Z. wöchentlich postfrey; bey gröſsrer Entfernung, oder andern etwa eintretenden besondern Fällen, kann der Preis auch etwas höher kommen, worüber denn mit dem löbl. Postamte, bey welchem die Bestellung gemacht wird, billige Uebereinkunft zu treffen ist.

2. Von der Vorausbezahlung können wir in keinem Falle abgehen. Sie ist zur Aufrechthaltung des Instituts durchaus nothwendig, wenn anders die löbl. Postämter und Zeitungsexpeditionen, welche von uns unmittelbar die benöthigten Exemplare beziehen, die mit uns verabredeten Zahlungstermine halten sollen. Da wir uns lediglich mit diesen, nicht mit unsern geehrtesten Abonenten unmittelbar, zu berechnen haben, so setzen wir voraus, das jene ohne Vorausbezahlung, es sey denn auf ihre eigene Gefahr und Risico, keine Exemplare zu spediren anfangen, folglich allezeit in Stande seyn werden, in guter Ordnung zu bleiben, da wir hingegen in jedem Falle ausgebliebener Zahlungen, uns genöthiget sehn, die fernere Spedition der nicht verabredetermaſsen berichtigten Exemplare zu suspendiren.

3. Ungeachtet wir beym Anfange der A. L. Z. und in der ersten Ankündigung v. J. 1784. nur für die vor dem Eintrit des neuen Jahres wirklich bestellten Exemplare *Schreibpapier* versprochen, so sahen wir uns doch bald in billige Nothwendigkeit versetzt, die Verwirrungen des Schreib- und Druckpapiers zu vermeiden, *alle* Exemplare ohne Unterschied auf Schreibpapier abdrucken zu lassen. Ungeachtet nun der mit jedem Jahre notorisch gestiegene Preis des Schreibpapieres, uns beynahe gezwungen hätte, diesen äuſserlichen Vorzug unsers Journals aufzugeben, und sie fernerhin, wie es mit allen deutschen gelehrten Zeitungen geschieht, auf Druckpapier abdrucken zu lassen, so haben wir jedoch bey der Beeiferung die A. L. Z. mit jedem Jahr stets zu verbessern, als in irgend einem Stücke schlechter werden zu lassen, auch für dies Jahr das Schreibpapier beybehalten.

4. Da es jedoch schlechterdings unmöglich ist für eben den Preis so gutes Schreibpapier als in den vorigen ersten Jahren zu liefern, so lassen wir für solche Abonenten, welche ein paar Thaler mehr jährlich

lich um dafür besseres Papier zu erhalten, nicht ansehen, Exemplare auf *sehr schönes Postpapier* abdrucken. Diese Exemplare aber kosten jährlich *Zwey Thaler* mehr, als die gewöhnlichen auf ordinäres Schreibpapier, (nemlich es muß dafür an uns *Acht Thaler* jährlich *ohne die Spedizionsgebühren* vorausgezahlt werden.) Auch müssen die Exemplare jedesmal *vor Anfang des Jahrs* bey uns bestellt und endlich können sie nicht anders als *monatlich broschirt* geliefert werden, weil bey den wöchentlichen Spedizionen die Schönheit der Exemplare wegen der noch frischen Druckerfarbe nicht erhalten werden könnte, auch die Verwirrung mit den Exemplaren auf *ordinärem Schreibpapier* nicht zu vermeiden wäre.

5. Es sind uns oft Fälle vorgekommen, daß man uns die auf ein Exemplar der A. L. Z. zu zahlenden *Acht Thaler* Pränumerationsgelder bisher nach Jena unter unsrer Addresse zugesandt, und verlangt hat, die A. L. Z. dafür portofrey wöchentlich spediren zu lassen. Allein dies müssen wir gänzlich verbitten, nicht als ob wir nicht jedem gern gefällig seyn wollten, sondern weil wir auf diese Art vermöge der einmal bey den Zeitungs-Expeditionen festgesetzten Einrichtung niemanden dienen können. Denn es kommen uns ja jene *Acht Thaler* nicht ganz zu, indem *Zwey Thaler* oder soviel sonst nach der von dem Abonenten mit dem, welcher ihm unmittelbar abliefert, getroffenen Verabredung über die uns gebührenden *Sechs Thaler* bezahlt wird, den spedirenden Postämtern und Zeitungsexpeditionen zukommen. Jeder Abonent kann also, wenn er die Zeitung wöchentlich verlangt, nirgends anders als bey dem Postamte seines Orts, oder der ihm nächstgelegenen Stadt pränumeriren. Von hieraus können wir die Spedition auf keine Weise einleiten, und sind also genöthigt die von den Abonenten an uns unmittelbar eingesandten Pränumerationsgelder an die Absender zurück zu schicken.

6. Wer die Allg. Lit. Zeitung monatlich broschirt verlangt, wendet sich an die ihm nächstgelegene Buchhandlung und erhält sie für acht Thaler jährlich. Es ist aber zu bemerken, daß wenn jemand auch mit einer Buchhandlung in Rechnung steht, er doch nicht verlangen kann, die Allg. Lit. Zeitung von derselben auf Credit zu erhalten, sondern solche ebenfalls wie bey den Postämtern sogleich bey der Bestellung bezahlen müsse.

Wir hoffen daher; daß uns künftig alle löbl. Postamts Zeitungs-Expeditionen und Buchhandlungen, bey nicht erfolgender terminlicher Zahlung mit der Entschuldigung gänzlich verschonen werden, als ob die Pränumeration von den Abonenten nicht zu erhalten wäre. Dahingegen bitten wir auch jeden unsrer geehrtesten Abonenten, dafern er wirklich bey einer Buchhandlung oder Postamte pränumerirt hätte, wenn ihm denn doch die Allg. Lit. Zeitung nicht ordentlich sollte geliefert werden, schlechterdings keine Entschuldigung anzunehmen, als ob von uns die A. L. Z. nicht ordentlich geliefert würde, vielmehr solches directen an uns sogleich zu melden.

7. In Absicht der *Defecte* müssen wir nochmals wiederhohlen, daß wir alle diejenigen, welche etwa durch unsre Schuld entstanden waren, bey der Anzeige sogleich *unentgeldlich* ersetzen, jeder unsrer Hn. Abonenten also, dem einzelne Stücke nicht geliefert werden, darf nur an die Buchhandlung, von welcher er die Zeitung erhält, einen Zettel mit den ihm fehlenden Nummern abgeben, mit dem Ersuchen, solchen sogleich zurücklaufen zu lassen.

Wenn aber einzelne Stücke in Lesegesellschaften, oder sonst verlohren, so ist jede einzelne Nummer der A. L. Z. mit *Einem Groschen*, jedes Stück des Intelligenzblattes mit *Sechs Pfennigen*, jeden

jedes ganze Monatsſtück mit *Sechzehn Groſchen* oder einem *Gulden* Conventionsgeld zu bezahlen. Unter dieſer Bedingung verſagen wir Niemanden die ihm fehlenden Stücke, und es iſt blos eine Ausflucht der Undienſtfertigkeit, wenn manchen Abonenten iſt verſichert worden, ſie wären von uns nicht zu erhalten. Sollte nun jemand dennoch die verlangten Defecte nicht erhalten können, ſo erſuchen wir ihn an uns geradezu franco zu ſchreiben, die ihm fehlenden Nummern genau zu verzeichnen, auch den Betrag dafür gleich beyzulegen.

8) Hauptſpeditionen haben wir bisher das *kaiſerliche Reichs-Poſtamt* zu *Jena*, das *fürſtl. ſächſ. Poſtamt* daſelbſt, die *churfürſtl. ſächſ. Zeitungsexpedition* zu *Leipzig*, das *kaiſerl. Reichs Poſtamt* zu *Gotha*, die *herzogl. ſächſ. privilegirte Zeitungs-Expedition* oder ſel. Mevius Erben zu *Gotha*, das *königl. preuſs. Grenz-Poſtamt* zu *Halle*, das *königl. preuſs. Hofpoſtamt* in *Berlin*, die kaiſerlichen Reichsoberpoſtämter zu *Nürnberg*, *Augsburg*, *Frankfurt am Mayn*, *Hamburg*, *Cölln*, das *kaiſ. Reichs Poſtamt* in *Bremen*, das *kaiſ. Reichs Poſtamt* zu *Stuttgardt*, das *Fürſtl. Samt-Poſt-Amt* im Darmſtädter-Hof zu *Frankfurt* am *Mayn*, Hr. Poſtverwalter *Albers* in Hannover. Doch wendet jeder Abonent mit der Beſtellung und Vorausbezahlung ſich an dieſe Expeditionen nur mittelbar, durch das Poſtamt ſeines Wohnorts oder das ihm zunächſtgelegene.

9) Allen deutſchen Buchhandlungen wird mit einem Rabatt von 25 pro Cent vom Laden Preiſe a *acht Thaler*, die Allgem. Lit. Zeitung franco Leipzig von der löbl. *Churf. Sächſ. Zeitungs-Expedition* daſelbſt *monatlich* broſchirt geliefert, und ſie ſind dadurch ebenfals in Stand geſetzt dies Journal für Acht Thaler innerhalb Deutſchland zu liefern. Die Churf. Sächſ. Zeitungs-Expedition läſst die Exemplare an die Commiſſionärs der Herren Buchhändler in Leipzig, ſo bald ſie angekommen, abliefern. Und wer auf dieſem Wege die A. L. Z. erhält, leiſtet auch die Zahlung an die Churf. Sächſ. Zeitungs-Expedition zu Leipzig.

10) Zu Erleichterung der Fracht für die ſämtlichen Buchhandlungen, welchen *Frankfurt am Mayn* näher liegt als Jena, iſt die Hauptniederlage bey Hn. Buchhändler *Hermann* in Frankfurt am Mayn gemacht worden.

11) Für ganz *Frankreich* und den *Elſaſs* hat die löbl. *Akademiſche Buchhandlung* zu *Straſburg* die Haupt Commiſſion übernommen.

12) Für die ganze *Schweiz* die *Steiner-Zieglerſche Buchhandlung* zu *Winterthur*.

13) Aus Holland und Gelderland kann man ſich an die Buchhändler Hn. *Hannesmann* in Cleve, desgleichen an Hn. *Friedrich Wanner* in *Dordrecht* an Hn. Buchhändler *Jülicher* in Lingen und an Hn. Buchhändler *Röder* in *Weſel* addreſſiren.

Jena den 31ſten Auguſt. *Expedition*

1794. *der Allg. Lit. Zeitung.*

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

SEPTEMBER 1794.

No. 286—319.

worunter 26 ordentliche Stücke und 8 Beylagen.

JENA,
in der Expedition dieser Zeitung;
und LEIPZIG,
in der Churfürstl. Sächsischen Zeitungs-Expedition.

NACHRICHT.

Die *Allgemeine Literatur-Zeitung*, davon wöchentlich sechs Stücke ohne die Beylagen, Intelligenzblätter und Regiſter erſcheinen,

Koſtet wie bisher *Acht Thaler Conventionsgeld*, wobey die wichtigen Louisd'ors zu *Fünf Thaler*, die Ducaten zu zwey Rthlr. 20 Groſchen, die wichtigen Carolins und alten Schildlouisd'ors zu *Sechs Thaler Vier Groſchen*, die neuen ſeit 1785 ausgeprägten Schildlouisd'ors zu *Sechs Thaler* die Laubthaler zu 1 Rthlr. 12 gr., die Conventions-Thaler zu 1 Rthlr. 8 gr. angenommen werden. Für dieſe *Acht Thaler* liefern die nächſten löbl. Poſtämter und Zeitungs-Expeditionen innerhalb Deutſchland die A. L. Z. wöchentlich poſtfrey; bey gröſsrer Entfernung, oder andern etwa eintretenden beſondern Fällen, kann der Preis auch etwas höher kommen, worüber denn mit dem löbl. Poſtamte, bey welchem die Beſtellung gemacht wird, billige Uebereinkunft zu treffen iſt.

2. Von der Vorausbezahlung können wir in keinem Falle abgehen. Sie iſt zur Aufrechthaltung des Inſtituts durchaus nothwendig, wenn anders die löbl. Poſtämter und Zeitungsexpeditionen, welche von uns unmittelbar die benöthigten Exemplare beziehen, die mit uns verabredeten Zahlungstermine halten ſollen. Da wir uns lediglich mit dieſen, nicht mit unſern geehrteſten Abonenten unmittelbar, zu berechnen haben, ſo ſetzen wir voraus, das jene ohne Vorausbezahlung, es ſey dann auf ihre eigene Gefahr und Riſico, keine Exemplare zu ſpediren anfangen, folglich allezeit in Stande ſeyn werden, in guter Ordnung zu bleiben, da wir hingegen in jedem Falle ausgebliebener Zahlungen, uns genöthiget ſehn, die fernere Spedition der nicht verabredetermaſsen berichtigten Exemplare zu ſuſpendiren.

3. Ungeachtet wir beym Anfange der A. L. Z. und in der erſten Ankündigung v. J. 1784. nur für die vor dem Eintrit des neuen Jahres wirklich beſtellten Exemplare *Schreibpapier* verſprachen, ſo ſahen wir uns doch bald in läſtige Nothwendigkeit verſetzt, die Verwirrungen des Schreib- und Druckpapiers zu vermeiden, *alle* Exemplare ohne Unterſchied auf Schreibpapier abdrucken zu laſſen. Ungeachtet nun der mit jedem Jahre notoriſch geſtiegene Preis des Schreibpapieres, uns beynahe gezwungen hätte, dieſen äuſserlichen Vorzug unſers Journals aufzugeben und ſie fernerhin, wie es mit allen deutſchen gelehrten Zeitungen geſchieht, auf Druckpapier abdrucken zu laſſen, ſo haben wir jedoch bey der Beeiferung die A. L. Z. mit jedem Jahr eher zu verbeſſern, als in irgend einem Stücke ſchlechter werden zu laſſen, auch für dies Jahr das Schreibpapier beybehalten.

4. Da es jedoch ſchlechterdings unmöglich iſt für eben den Preis ſo gutes Schreibpapier als in den beiden erſten Jahren zu liefern, ſo laſſen wir für ſolche Abonenten, welche ein paar Thaler mehr jährlich

lich um dafür beſſeres Papier zu erhalten, nicht anſehen, Exemplare auf *ſehr ſchönes Poſtpapier* abdrucken. Dieſe Exemplare aber koſten jährlich *Zwey Thaler* mehr, als die gewöhnlichen auf ordinäres Schreibpapier, (nemlich es muſs dafür an uns *Acht Thaler* jährlich *ohne die Speditionsgebühren* vorausgezahlt werden.) Auch müſſen die Exemplare jedesmal *vor Anfang des Jahrs* bey uns beſtellt und endlich können ſie nicht anders als *monatlich broſchirt* geliefert werden, weil bey den wöchentlichen Speditionen die Schönheit der Exemplare wegen der noch friſchen Drückerfarbe nicht erhalten werden könnte, auch die Verwirrung mit den Exemplaren auf *ordinärem Schreibpapier* nicht zu vermeiden wäre.

5. Es ſind uns oft Fälle vorgekommen, daſs man uns die auf ein Exemplar der A. L. Z. zu zahlenden *Acht Thaler* Pränumerationsgelder hieher nach Jena unter unſrer Addreſſe zugeſandt, und verlangt hat, die A. L. Z. dafür portofrey wöchentlich ſpediren zu laſſen. Allein dies müſſen wir gänzlich verbitten, nicht als ob wir nicht jedem gern gefällig ſeyn *wollten*, ſondern weil wir auf dieſe Art vermöge der einmal bey den Zeitungs-Expeditionen feſtgeſetzten Einrichtung niemanden dienen *können*. Denn es kommen uns ja jene *Acht Thaler* nicht ganz zu, indem *Zwey Thaler* oder ſoviel ſonſt nach der von dem Abonenten mit dem, welcher ihm unmittelbar abliefert, getroffenen Verabredung über die uns gebührenden *Sechs Thaler* bezahlt wird, den ſpedirenden Poſtämtern und Zeitungsexpeditionen zukommen. Jeder Abonent kann alſo wenn er die Zeitung wöchentlich verlangt, nirgends anders als bey dem Poſtamte ſeines Orts, oder der ihm nächſtgelegenen Stadt pränumeriren. Von hieraus können wir die Spedition auf keine Weiſe einleiten, und ſind alſo genöthigt die von den Abonenten an uns unmittelbar eingeſandten Pränumerationsgelder an die Abſender zurück zu ſchicken.

6. Wer die Allg. Lit. Zeitung monatlich broſchirt verlangt, wendet ſich an die ihm nächſtgelegene Buchhandlung und erhält ſie für acht Thaler jährlich. Es iſt aber zu bemerken, daſs wenn jemand auch mit einer Buchhandlung in Rechnung ſteht, er doch nicht verlangen kann, die Allg. Lit. Zeitung von derſelben auf Credit zu erhalten, ſondern ſolche ebenfalls wie bey den Poſtämtern ſogleich bey der Beſtellung bezahlen müſſe.

Wir hoffen daher, daſs uns künftig alle löbl. Poſtamts Zeitungs-Expeditionen und Buchhandlungen, bey nicht erfolgender terminlicher Zahlung mit der Entſchuldigung gänzlich verſchonen werden, als ob die Pränumeration von den Abonenten nicht zu erhalten wäre. Dahingegen bitten wir auch jeden unſrer geehrteſten Abonenten, dafern er wirklich bey einer Buchhandlung oder Poſtamte pränumerirt hätte, wenn ihm denn doch die Allg. Lit. Zeitung nicht ordentlich ſollte geliefert werden, ſchlechterdings keine Entſchuldigung anzunehmen, als ob von uns die A. L. Z. nicht ordentlich geliefert würde, vielmehr ſolches directe an uns ſo gleich zu melden.

7. In Abſicht der *Defecte* müſſen wir nochmals wiederhohlen, daſs wir alle diejenigen, welche etwa durch unſre Schuld entſtanden wären, bey der Anzeige ſogleich *unentgeldlich* erſetzen. Jeder unſrer Hn. Abonenten alſo, dem einzelne Stücke nicht geliefert werden, darf nur an die Behörde, von welcher er die Zeitung erhält, einen Zettel mit den ihm fehlenden Nummern abgeben, mit dem Erſuchen, ſolchen ſogleich zurücklaufen zu laſſen.

Gehn aber einzelne Stücke in Leſegeſellſchaften, oder ſonſt verlohren, ſo iſt jede einzelne Nummer der A. L. Z. mit *Einem Groſchen*, jedes Stück des Intelligenzblattes mit *Sechs Pfennigen*;

jedes

jedes ganze Monatsstück mit *Sechzehn Groschen* oder einem *Gulden* Conventionsgeld zu bezahlen. Unter dieser Bedingung versagen wir Niemanden die ihm fehlenden Stücke, und es ist blos eine Ausflucht der Undienstfertigkeit, wenn manchen Abonenten ist versichert worden, sie wären von uns nicht zu erhalten. Sollte nun jemand dennoch die verlangten Defecte nicht erhalten können, so ersuchen wir ihn an uns geradezu franco zu schreiben, die ihm fehlenden Nummern genau zu verzeichnen, auch den Betrag dafür gleich beyzulegen.

8) Hauptspeditionen haben wir bisher das *kaiserliche Reichs-Postamt* zu *Jena*, das *fürstl. sächs. Postamt* daselbst, die *churfürstl. sächs. Zeitungsexpedition* zu *Leipzig*, das *kaiserl. Reichs Postamt* zu *Gotha*, die *herzogl. sächs. privilegirte Zeitungs-Expedition* oder sel. Mevius Erben zu *Gotha*, das *königl. preuss. Grenz-Postamt* zu *Halle*, das *königl. preuss. Hofpostamt* in *Berlin*, die kaiserlichen Reichsoberpostämter zu *Nürnberg*, *Augsburg*, *Frankfurt am Mayn*, *Hamburg*, *Cölln*, das *kais. Reichs Postamt* in *Bremen*, das *kais. Reichs Postamt* zu *Stuttgardt*, das *Fürstl. Samt-Post-Amt* im Darmstädter-Hof zu *Frankfurt* am *Mayn*, Hr. Postverwalter *Albers* in Hannover. Doch wendet jeder Abonent mit der Bestellung und Vorausbezahlung sich an diese Expeditionen nur mittelbar, durch das Postamt seines Wohnorts oder das ihm zunächstgelegene.

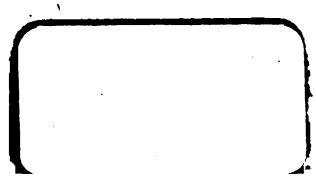
9) Allen deutschen Buchhandlungen wird mit einem Rabatt von 25 pro Cent vom Laden Preise à *acht Thaler*, die Allgem. Lit. Zeitung franco Leipzig von der löbl. *Churf. Sächs. Zeitungs-Expedition*, daselbst *monatlich* broschirt geliefert, und sie sind dadurch ebenfals in Stand gesetzt dies Journal für Acht Thaler innerhalb Deutschland zu liefern. Die Churf. Sächs. Zeitungs-Expedition läst die Exemplare an die Commissionärs der Herren Buchhändler in Leipzig, so bald sie angekommen, abliefern. Und wer auf diesem Wege die A. L. Z. erhält, leistet auch die Zahlung an die Churf. Sächs. Zeitungs-Expedition zu Leipzig.

10) Zu Erleichterung der Fracht für die sämtlichen Buchhandlungen, welchen *Frankfurt am Mayn* näher liegt als Jena, ist die Hauptniederlage bey Hn. Buchhändler *Hermann* in Frankfurt am Mayn gemacht worden.

11) Für ganz *Frankreich* und den *Elsass* hat die löbl. *Akademische Buchhandlung* zu *Strasburg* die Haupt Commission übernommen.

12) Für die ganze *Schweiz* die *Steiner-Ziegleriſche Buchhandlung* zu *Winterthur*.

13) Aus Holland und Gelderland kann man sich an die Buchhändler Hn. *Hannesmann* in Cleve, desgleichen an Hn. *Friedrich Wanner* in *Dordrecht* an Hn. Buchhändler *Jülicher* in Lingen und an Hn. Buchhändler *Röder* in *Wesel* addressiren.

Jena den 30sten September 1794.

Expedition der Allg. Lit. Zeitung.